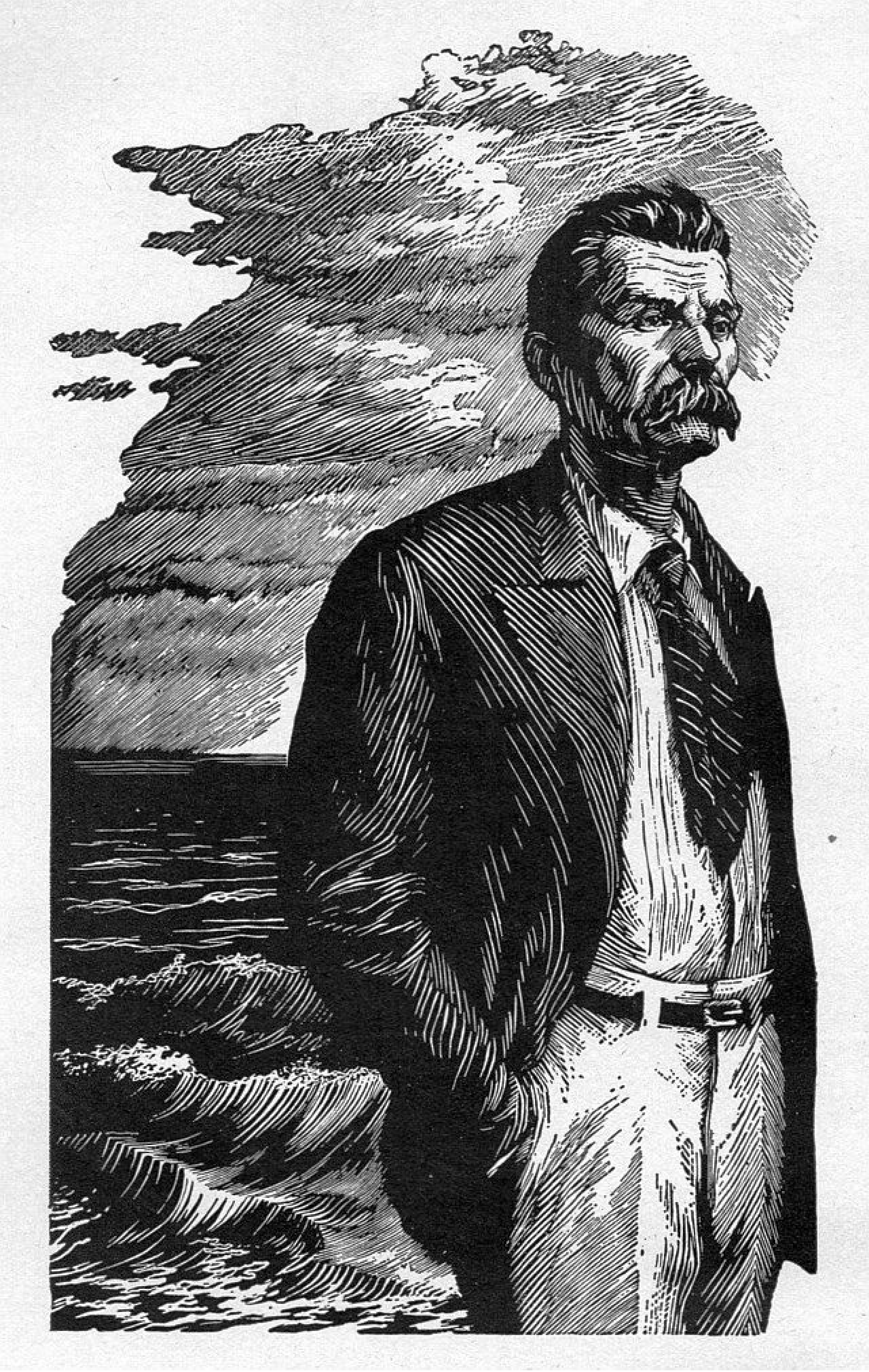


MAXIM GORKI

AUSGEWÄHLTE WERKE

SWA-VERLAG / BERLIN 1947

Satz: Dr. Karl Meyer G.m.b.H., Leipzig
Druck: Leipziger Buchdruckerei GmbH., Leipzig

ERZÄHLUNGEN

MÄRCHEN

ERINNERUNGEN

MAKAR TSCHUDRA

Vom Meere her wehte ein feuchter, kalter Wind und trug über die Steppe die melancholische Melodie des Plätscherns der Wellen, die an das Ufer schlugen, und des Rauschens der Sträucher, die das Ufer bedeckten. Zuweilen führten die Windstöße erfrorene dürre, gelbe Blätter mit sich, warfen sie in den brennenden Holzstoß und fachten seine Flamme an; dann ging ein Schaudern durch die uns umhüllende Finsternis der Herbstnacht — erschreckt wich sie zurück und zeigte für einen Augenblick links — die grenzenlose Steppe, rechts — das unendliche Meer und mir gerade gegenüber die gedrungene Figur Makar Tschudras, eines alten Zigeuners, der die Pferde seines Stammes hütete, der etwa fünfzig Schritt von uns lagerte.

Ohne sich im geringsten darum zu kümmern, daß die kalten Wellen des Windes seinen Rock aufschlugen, seine behaarte, bronzefarbige Brust entblößten und sie erbarmungslos peitschten, wandte er in halb liegender, schöner, freier und kräftiger Stellung sein Gesicht mir zu, zog bedächtig den Rauch aus seiner riesigen Pfeife und blies dicke Wolken aus Mund und Nase. Unbeweglich den Blick seiner Augen über meinen Kopf hinweg irgendwohin in die totenstille Dunkelheit der Steppe richtend, plauderte er ununterbrochen mit mir, ohne sich auch nur mit einer Bewegung gegen die heftigen Windstöße zu schützen.

„Also, du ziehst umher? Das ist gut! Ein schönes Los hast du dir erwählt, Falke. So muß man's auch machen: geh hin und schau, und hast du genug gesehen, so leg dich hin und stirb — das ist alles!"

„Das Leben? Andere Leute?" fuhr er fort, skeptisch meine Erwiderung auf sein „so muß man's machen" überhörend. „Eh! Was geht das dich an? Bist du nicht selbst das Leben? Andere Menschen aber leben ohne dich und werden auch weiter ohne dich leben. Denkst du denn, jemand braucht dich? Du bist kein Brot und kein Stock, nun, so braucht dich auch niemand.

Lernen und Lehren, sagst du? Könntest du denn lernen, die Menschen glücklicher zu machen? Nein, du kannst es nicht. Werde erst mal grau, und dann sage, was man lehren muß. Was denn viel? Ein jeder weiß, was er nötig hat. Die Gescheiten, die nehmen, was da ist, die Dummen, die kriegen nichts, und ein jeder lernt selbst...

Lächerlich sind sie, deine Menschen, sie drängen sich auf einen Haufen zusammen und erdrücken einander, dabei gibt's auf der Erde so viel Platz." Er streckte die Hand weit in die Steppe aus. „Und immer arbeiten sie. Weshalb? Für wen? Niemand weiß es. Du siehst, wie ein Mann pflügt, und denkst: da verbraucht er erst im Schweiße seines Angesichts seine Kräfte für die Erde, dann legt er sich selber hin und verfault in ihr. Nichts bleibt von ihm zurück, er sieht nichts von seinem Acker und stirbt, wie er geboren war, als Dummkopf.

Ist er denn dazu geboren, um in der Erde herumzugraben und dann zu sterben, bevor er sich selbst ein Grab gegraben hat? Hat er die Freiheit gekannt? Begreift er die weite Steppe? Erfreut ihr rauschendes Wogen sein Herz? Ha! Er ist ein Knecht von seiner Geburt an und bleibt ein Knecht sein ganzes Leben lang, das ist alles! Was kann er mit sich machen? Nur sich selbst aufhängen, wenn er ein bißchen gescheiter wird.

Aber ich, sieh mich an, mit meinen achtundfünfzig Jahren hab' ich so viel gesehen, daß, wenn man das alles auf Papier schreiben wollte, man es in tausend solcher Säcke, wie der deine, nicht hineinkriegen würde. Sag mal, in welchem Land bin ich nicht gewesen? Du wirst keins nennen können. Du kennst noch nicht mal die Länder, die ich besucht habe. So muß man leben: wandern, wandern — bleib nicht lange an einem Orte — wozu auch? So wie Tag und Nacht ewig laufen, eins dem andern nachjagend, rings um die Erde, so lauf auch du weg von den Gedanken über das Leben, um seiner nicht überdrüssig zu werden. Denn, sowie du drüber nachdenkst, kriegst du das Leben satt; so geht es immer. Auch mir ging es so. Ja, so war es, mein Falke.

Im Gefängnis hab' ich gesessen, in Galizien. Wozu bin ich auf der Welt? dachte ich da aus Langerweile — denn langweilig ist es im Gefängnis, ach, wie langweilig! —, dann packte die Sehnsucht mein Herz, wenn ich hinausblickte aus dem Fenster auf das Feld, sie packte mein Herz und preßte es zusammen wie mit Zangen. Wer kann sagen, wozu er lebt? Niemand kann es sagen, Falke! Und man darf auch sich danach nicht fragen. Lebe, und damit genug, und gehe umher und schau um dich, da wird dich auch kein Gram packen, niemals. Damals hätte

ich mich beinahe mit meinem Gürtel erwürgt, ja, so war es!

Ha! Ich sprach einmal mit einem Menschen. Es war ein strenger Mann, einer von euch, ein Russe. Er sagte: man darf nicht so leben, wie man selber will, sondern so, wie es in Gottes Wort geboten ist. ‚Wirf dich Gott zu Füßen, so wird er dir alles geben, um was du ihn bittest.' Aber er selber trug ein Kleid ganz voller Löcher und zerlumpt. Ich sagte zu ihm, er solle sich ein neues Kleid von Gott erbitten. Da wurde er zornig, jagte mich fort und schimpfte. Bis dahin aber hatte er gesagt, man müsse den Menschen vergeben und sie lieben. Da hätte er mir doch vergeben müssen, wenn ich mit meinen Reden seine Hochwürdigkeit gekränkt hatte. Auch ein Lehrer! Sie lehren, man solle weniger essen — sie selbst aber essen zehnmal am Tage."

Er spuckte ins Feuer und schwieg, von neuem seine Pfeife stopfend. Das Rauschen des Windes klang leise und wehmütig, in der Dunkelheit wieherten die Pferde, und aus dem Zigeunerlager ertönte ein zartes und doch leidenschaftliches Lied. Die Sängerin war die bildschöne Nonka, Makars Tochter. Ich kannte den vollen Brustton ihrer Stimme, der immer so sonderbar unzufrieden und gebieterisch klang — mochte sie nun ein Lied singen oder bloß „guten Tag" sagen. Auf ihrem braunen, glanzlosen Angesicht lag der Hochmut einer Königin, und in ihren von einem Schatten überzogenen dunkelbraunen Augen blitzte das Bewußtsein von der Unwiderstehlichkeit ihrer Schönheit und die Verachtung alles dessen, was nicht sie selbst war.

Makar reichte mir die Pfeife.

„Rauche! Singt das Mädchen nicht schön? Das mein' ich wohl! Möchtest du, daß so eine dich liebt? Nicht? Gut! So muß es auch sein — glaube den Frauenzimmern nicht, halte dich von ihnen fern. Die Mädchen lieben das Küssen mehr, als ich meine Pfeife; aber hast du einmal eine geküßt, dann ist die Freiheit in deinem Herzen erstorben. Ein Weib fesselt dich an sich mit etwas, was man nicht sehen und nicht zerreißen kann; und du gibst ihm deine ganze Seele. Wahrhaftig! Hüte dich vor den Mädchen! Sie lügen stets, die Schlangen... ‚Ich liebe dich', sagt sie, ‚mehr als alles in der Welt'; aber stich sie nur einmal mit einer Stecknadel, so zerreißt sie dir das Herz. Ich weiß es! Ach, wieviel ich davon weiß! Nun, Falke, wenn du willst, werde ich dir eine Geschichte erzählen. Du aber merke sie dir, und wenn du sie dir merkst, wirst du dein Leben lang ein freier Vogel bleiben...

Es war einmal auf der Welt ein junger Zigeuner, Sobar, Loiko Sobar. Ganz Ungarn und Böhmen und Slawonien und alles, was rings am Meere liegt, hat ihn gekannt — ein verwegener Bursche war er! Es gab in jenen Ländern nicht ein Dorf, in dem nicht wenigstens fünf oder zweimal fünf Einwohner Gott einen Eid geschworen hatten, Loiko zu töten. Und doch lebte er, und wenn ihm ein Roß gefiel, dann mochte ein ganzes Regiment Soldaten das Pferd bewachen, Sobar ritt doch auf ihm davon. — Ha! Hat der sich je vor einem gefürchtet? Und wäre selbst der Satan mit seinem ganzen Höllenheer gekommen, so hätte er ihm das Messer in den Leib gerannt oder hätte ihn wenigstens tüchtig ausgeschimpft; und daß er dann den Teufeln eins gehörig vors Maul gegeben hätte, unterliegt keinem Zweifel.

Und alle Zigeuner kannten ihn oder hatten doch von ihm gehört. Er liebte nur Pferde, nichts weiter, und auch die nicht lange — einmal geritten und dann verkauft, und das Geld, wer wollte, der mochte es nehmen. Er hatte nichts, was er nicht hätte hingeben können; brauchtest du sein Herz, so hätte er es sich selbst aus der Brust gerissen und es dir gegeben, nur, um dir einen Gefallen damit zu tun. So war Loiko, ja, mein Falke!

Unser Stamm wanderte damals durch die Bukowina, es ist etwa zehn Jahre her. Einmal — ich erinnere mich deutlich, es war in einer Frühlingsnacht — da saßen wir: ich, Danilo, der Soldat, der mit Kossuth zusammen gekämpft hat, der alte Nur und die andern alle, auch Radda, Danilos Tochter, war dabei.

Du kennst doch meine Nonka? Ein Mädchen, wie eine Königin! Nun, aber mit Radda kann man sie nicht vergleichen, das wäre zu viel Ehre für Nonka! Worte können diese Radda nicht beschreiben. Vielleicht wäre es möglich, ihre Schönheit auf der Geige auszudrücken, aber nur der wird das fertigbringen, der die Geige kennt wie seine eigene Seele.

Viele wackere junge Herzen hat sie vernichtet, ach, wie viele! In Mähren sah sie ein Magnat, ein Alter mit einem Haarschopf; er sah sie und war wie erstarrt. Er saß auf seinem Gaul und schaute sie an, zitternd wie im Fieber. Ein schöner Mann war er, wie der Teufel am Festtage, sein Rock war goldgestickt, an der Seite der Säbel funkelte wie ein Blitz, sowie das Pferd mit den Hufen stampfte... Der ganze Säbel war mit kostbaren Steinen besetzt, und der blaue Samt an der Mütze sah aus wie ein Stück Himmel — ein mächtiger Hospodar war der Alte! Er schaute sie an, schaute sie an und sagte zu Radda: ‚He! Gib mir einen Kuß, ich gebe dir einen Beutel voll Geld dafür.' — Aber sie wandte sich ab, zur Seite, weiter nichts. — ‚Verzeih, wenn ich dich beleidigt habe, mach wenigstens ein freundliches Gesicht!' so milderte der alte Magnat sofort seinen Hochmut und warf ihr den Beutel zu Füßen — einen großen Beutel, Bruder! Sie aber stieß ihn wie unabsichtlich mit den Füßen von sich in den Staub — das war alles.

‚Ach! So ein Mädchen!' seufzte er und peitschte sein Pferd. Nur eine Staubwolke blieb zurück.

Und am nächsten Tage erschien er wieder. — ‚Wer ist ihr Vater?' hallte es grollend durch das Lager. — Danilo kam. — ‚Verkaufe mir deine Tochter, nimm

für sie, was du willst!' — Aber Danilo antwortete ihm: ‚Das tun nur die Herren, die verkaufen alles, von ihren Schweinen an bis zu ihrem Gewissen; ich aber habe mit Kossuth gekämpft und verkaufe nichts!' Da brüllte der andere auf und griff nach dem Säbel; aber irgendeiner von uns steckte seinem Pferde einen brennenden Zunder ins Ohr, und es jagte mit seinem Helden davon. Und wir brachen unsere Zelte ab und zogen weiter. Einen Tag zogen wir und noch einen zweiten — und siehe da, er holte uns doch ein! — ‚He, ihr Leute', sagte er, ‚vor Gott und euch ist mein Gewissen rein, gebt mir das Mädchen zur Frau; alles will ich mit euch teilen; ich bin sehr reich!' — Er brannte ganz vor Erregung, und wie ein Gras im Winde zittert, so schwankte er im Sattel. Wir wurden nachdenklich.

‚Sprich doch, meine Tochter, rede!' murmelte Danilo in den Bart hinein.

‚Wenn die Tochter eines Adlers freiwillig ins Nest eines Raben ginge, was wäre sie dann?' fragte uns Radda.

Danilo lachte und wir alle mit ihm.

‚Bravo, Töchterchen! Hast du gehört, Hospodar? Die Sache läßt sich nicht machen! Suche dir ein Täubchen — die sind nachgiebiger.' Und wir zogen weiter.

Der Hospodar nahm seine Schapka[1], warf sie zur Erde und galoppierte davon, galoppierte, daß die Erde bebte. So war Radda, mein Falke!

Ja! — So saßen wir mal eines Abends und lauschten — Musik tönte durch die Steppe. Herrliche Musik! Sie entflammte unser Blut in den Adern und schien uns irgendwohin zu rufen. Wir alle hatten das Gefühl, als ob jene Musik in uns eine unbestimmte Sehnsucht wecke, entweder zu sterben oder nur als Herrscher der ganzen Welt zu leben — so eine Musik war es, mein Falke!

Und sie kam immer näher. Da, auf einmal tritt aus der Dunkelheit ein Pferd, und darauf sitzt ein Mann und spielt, während er auf uns zureitet. Am Feuer hielt er an, hörte auf zu spielen und blickte uns lächelnd an.

‚Ach, Sobar, du bist's!' rief ihm Danilo freudig entgegen. Das war Loiko Sobar!

Die Spitzen seines Schnurrbartes hingen bis auf seine Schultern herab und vermischten sich mit seinen Locken; seine Augen funkelten wie die hellen Sterne, und in seinem Lächeln lag eine ganze Sonne, bei Gott! Als hätte man ihn geschmiedet, geschmiedet aus einem Stück Erz samt dem Rosse. Er stand ganz wie von Blut übergossen im Feuer des brennenden Holzstoßes, und seine Zähne blitzten, als er lachte. Ach, ich will verflucht sein, wenn ich ihn nicht sofort liebte wie mich selbst, bevor er noch ein Wort mit mir gesprochen oder überhaupt bemerkt hatte, daß auch ich neben ihm lebte auf der weiten Welt!

[1] Pelzmütze. *(Anm. d. Red.)*

Sieh, mein Falke, solche Menschen gibt es! Er blickt dir nur in die Augen und nimmt deine ganze Seele gefangen, und du schämst dich dessen nicht einmal, im Gegenteil, es ist eine Ehre für dich. Mit so einem Menschen wirst du selbst sofort besser. Freund, es gibt nur wenige solcher Menschen! Nun, es ist auch gut, daß ihrer wenig sind. Wäre zu viel Gutes in der Welt, so würde man es nicht mehr für gut halten. So ist es! Nun höre aber weiter.

Radda sprach: ‚Schön spielst du, Loiko! Wer hat dir die Geige gemacht, die so fein und hell klingt?'

Da lachte er: ‚Ich selber habe sie gemacht! Und habe sie gemacht nicht aus Holz, sondern aus der Brust eines jungen Mädchens, das ich heiß geliebt habe, und die Saiten habe ich mir aus den Fasern ihres Herzens gedreht. Sie schrillt noch ein wenig, die Geige, aber ich verstehe mit dem Bogen in der Hand sie zu meistern. Siehst du?'

Du weißt, immer sucht unsereiner den Frauen die Augen zu benebeln, damit sie unser Herz nicht in Brand setzen und statt dessen lieber selbst von Sehnsucht nach uns ergriffen werden. So wollte es auch Loiko tun. Aber er traf hier nicht die rechte. Radda wandte sich ab und sagte gähnend: ‚Und die Leute sagen immer, Sobar sei klug und gewandt — da haben sie aber gelogen!' Und damit ging sie fort.

‚Ei, du schönes Mädchen, du hast scharfe Zähne!' sagte Loiko und sprang vom Pferde. ‚Seid gegrüßt, Brüder! Da habt ihr mich!'

‚Sei uns als Gast willkommen, Adler!' erwiderte ihm Danilo. Wir küßten uns, plauderten noch und legten uns dann schlafen... Alles schlief fest. Und am andern Morgen sahen wir, daß Sobar den Kopf mit einem Lappen verbunden hatte. Wie war das gekommen? Ach, das Pferd hatte ihn im Schlaf durch einen Huftritt verletzt.

Ei, ei, ei! Wir verstanden, was das für ein Pferd gewesen war, und schmunzelten in den Bart; auch Danilo lächelte. Was? War Loiko Raddas nicht wert? Nun, das nicht! Ein Mädchen mag noch so schön sein, seine Seele ist doch nur eng und klein, und wenn man ihm auch ein Pud Gold an den Hals hinge, besser, als es einmal ist, würde es trotzdem nicht werden. Ja, das stimmt!

So lebten wir und lebten an jenem Orte; unsere Geschäfte gingen damals gut, und Sobar blieb bei uns. Das war ein Kamerad! Klug war er wie ein Alter und in allen Dingen bewandert, er verstand sogar Russisch und Ungarisch zu lesen und zu schreiben. Wenn er anfing zu sprechen, dann war es, als ob man für eine Ewigkeit den Schlaf hätte entbehren können, bloß um ihm zuzuhören! Und spielen konnte er — ein Donnerwetter soll mich erschlagen, wenn noch jemand auf der Welt je so gespielt hat wie Sobar. Wenn er so mit dem Bogen über die Saiten strich, dann erbebte in einem das Herz, beim zweiten Bogenstrich erstarb das Herz des Hörers, er aber spielte weiter und lächelte. Weinen und lachen zu

gleicher Zeit wollte man, wenn man seinen Weisen lauschte. Bald klang da ein Stöhnen und Umhilfeflehen, das dir die Brust zerschnitt, wie mit einem Messer. Bald hörte man die Steppe dem Himmel Märchen erzählen, leise, traurige Märchen. Dann weinte ein Mädchen beim Abschied von seinem Schatz! Dann rief der wackere Bursche sein Schätzchen in die Steppe zum Stelldichein. Und plötzlich — hei! da entbrauste donnernd ein freies, lebendiges Lied, und es schien, als müßte selbst die Sonne am Himmel nach dieser Weise tanzen! So war es, mein Falke.

Jede Ader in deinem Leibe verstand diese Weise, und du wurdest ganz ihr Knecht. Und, wenn in einem solchen Augenblicke Loiko ausgerufen hätte: ‚Die Messer heraus, Kameraden!‘, da wären wir alle mit den Messern auf den losgestürzt, den er uns gezeigt hätte. Alles konnte er mit uns machen, alle liebten ihn, liebten ihn heiß, nur Radda allein nahm keine Notiz von dem Burschen; ja, wenn es nur das gewesen wäre, aber sie machte sich sogar über ihn lustig. Fest ins Herz hatte sie Sobar getroffen und hielt es gar fest. Mit den Zähnen knirschte Loiko und zerrte heftig an seinem Bart, seine Augen blickten dunkler als ein Abgrund, und zuweilen blitzte in ihnen ein Feuer auf, daß es einem unheimlich in der Seele wurde. Nachts ging er in die Steppe, weit weg, der wackere Loiko, und ließ dort bis zum Morgen seine Geige weinen; sie weinte, denn Sobars Freiheit wurde begraben. Wir aber lagen da, hörten zu und dachten: was ist zu tun? Wir wissen ja, wenn zwei Steine aufeinander zu rollen, so darf man sich nicht dazwischenstellen — oder man wird zerschmettert. So ging die Sache weiter.

Eines Tages saßen wir alle zusammen und sprachen von unsern Geschäften. Es wurde langweilig. Da bat Danilo den Loiko: ‚Sing uns ein Liedchen, Sobar, erfreue unsere Seelen!‘ — Jener warf einen Blick nach Radda, die nicht weit von ihm lag, das Antlitz nach oben, gen Himmel gerichtet, und fing an, die Saiten zu streichen. Da begann die Geige zu sprechen, als wenn sie wirklich ein Mädchenherz wäre! Und Loiko sang:

‚Hei — hopp! In der Brust mir ein Feuer brennt,
Und die Steppe ist so weit;
Wie der Wind so schnell ist mein flinkes Roß,
Und stark ist meine Hand.‘

Radda wandte den Kopf, richtete sich auf und lächelte dem Sänger in die Augen. Hell flammte er auf, wie die Morgenröte.

‚Hei — hopp — hei! Du Gefährte mein,
Nur vorwärts im Galopp!
Ein Nebelschleier deckt die Flur,
Und vor uns leuchtet der Tag.

Hei — hopp! Wir fliegen entgegen ihm,
Aufsteigend zu lichter Höh',
Wahr deine Mähne, sie hängt sonst fest
An der silbernen Sichel des Monds!‘

Der konnte singen! Heute singt kein Mensch mehr so! Radda aber sagte, als wenn sie Wasser durch ein Sieb gösse:

‚Du tätest besser, nicht zu hoch zu fliegen, Loiko. Am Ende fällst du noch und liegst mit der Nase in einer Pfütze, dann wird dein Schnurrbart schmutzig werden, paß auf!‘ Einen tierisch wütenden Blick warf ihr Loiko zu, sagte aber kein Wort, bezwang sich und sang weiter:

‚Hei — hopp! Auf einmal erscheint der Tag,
Und träf' er uns beide im Schlaf,
Ei — hei! dann müßten vergehen wir
In Flammenröte der Scham.‘

‚Das ist ein Lied!‘ sagte Danilo. ‚Noch nie habe ich so ein Lied gehört; der Satan soll sich gleich aus mir eine Pfeife machen, wenn ich lüge!‘ — Der alte Nur bewegte seinen Schnurrbart und zuckte mit den Schultern. Uns allen war Sobars kühner Sang nach dem Herzen. Nur Radda gefiel er nicht.

‚So summte mal eine Mücke und wollte den Schrei des Adlers nachahmen‘, sagte sie. Es war, als schüttete sie Schnee über uns aus.

‚Hast du vielleicht Lust, Radda, die Knute zu spüren?‘ sagte Danilo, sich zu ihr neigend. Aber Sobar schleuderte seine Mütze zu Boden und sagte, dunkeln Angesichts, wie die Erde:

‚Halt, Danilo! Ein feuriges Pferd braucht einen stählernen Zaum! Gib mir deine Tochter zum Weibe!‘

‚Das war ein Wort!‘ lächelte Danilo. ‚Nimm sie, wenn du kannst und willst!‘

‚Gut!‘ versetzte Loiko und sagte zu Radda: ‚Nun, Mädchen, höre mir ein wenig zu und sei nicht hochmütig! Ich habe viele deiner Art gekannt, viele! Aber keine hat mein Herz so entzündet wie du. Ach, Radda, gefangengenommen hast du meine Seele! Was nun? Was geschehen muß, das geschieht, und... ach! Es gibt kein Pferd, auf dem man vor sich selber fliehen könnte!... Ich nehme dich zum Weibe vor Gott, meiner Ehre, deinem Vater und allen diesen Menschen. Aber sieh, in meiner Freiheit sollst du mich nicht hindern — ich bin ein freier Mann und werde so leben, wie ich will!‘ Dabei trat er auf sie zu mit zusammengebissenen Zähnen und blitzenden Augen. Wir sehen, wie er ihr die Hand entgegenstreckt — also, denken wir, hat Radda doch dem Steppenroß den Zaum angelegt. Da plötzlich sehen wir, wie er mit den Händen in die Luft fährt und rücklings zu Boden stürzt!...

Was war geschehen? Als ob eine Kugel dem Jungen das Herz zerschmettert hätte. Radda war es gewesen, sie hatte ihm den Knutenriemen um die Beine geschlungen und an sich gezogen — darum war Loiko hingestürzt.

Und dann lag das Mädchen wieder ruhig da, rührte sich nicht und lächelte stumm. Wir schauen, was nun wohl geschehen werde, aber Loiko saß am Boden und hatte die Hände an den Kopf gepreßt, als fürchtete er, daß er ihm gleich platzen könnte. Dann

stand er still auf und ging hinaus in die Steppe, ohne jemand anzusehen. Der alte Nur flüsterte mir zu: ‚Gib acht auf ihn!' Und ich kroch Sobar nach in die Steppe, in der Dunkelheit der Nacht. So war es, mein Falke!"

Makar klopfte die Asche aus seiner Pfeife und füllte sie von neuem.

Ich hüllte mich fester in meinen Rock und schaute von meinem Lager aus in sein greises Gesicht, das von Sonne und Wind geschwärzt war. Streng und ernst schüttelte er den Kopf und murmelte etwas vor sich hin; der dicke, graue Schnurrbart bewegte sich, und der Wind zauste ihm das Haar auf dem Kopfe. Er sah einer alten Eiche gleich, die, vom Blitz getroffen, doch immer noch gewaltig, kräftig und stolz auf ihre Kraft erscheint. Das Meer flüsterte unaufhörlich mit dem Ufer, und der Wind trug immer sein Flüstern durch die Steppe. Nonka sang nicht mehr; die am Himmel aufgestiegenen Wolken machten die Herbstnacht noch dunkler und schauriger.

„Loiko war Schritt für Schritt gegangen, gebeugten Hauptes und mit Armen, die wie Peitschenschnüre schlaff herabhingen. Als er in die Schlucht am Flusse gekommen war, setzte er sich auf einen Stein und stöhnte. So stöhnte er, daß mir das Herz blutete vor Mitgefühl; dennoch trat ich nicht zu ihm. Mit Worten hilft man im Unglück nicht — nicht wahr? Ja, ja, eine Stunde saß er so, eine zweite, eine dritte — unbeweglich saß er da und rührte sich nicht.

Ich lag am Boden, nicht weit entfernt. Die Nacht war hell, der Mond übergoß die ganze Steppe mit seinem Silberschein — und man konnte weithin sehen.

Plötzlich sehe ich: aus dem Lager kommt Radda raschen Schrittes gegangen.

Ich war froh, ach, sehr froh! — Denke: sie ist doch ein famoses Mädchen, die Radda! Sie trat an ihn heran, er hörte es nicht. Sie legte ihm die Hand auf die Schulter; Loiko fuhr zusammen, nahm die Hände vom Gesicht und hob den Kopf. Und wie er da auf einmal aufspringt und nach dem Messer greift! Uch, er wird das Mädchen erstechen; ich sehe es und will schon aufspringen, die andern zu Hilfe zu rufen, und zu ihnen laufen, da höre ich plötzlich: ‚Laß das! Sonst zerschmettre ich dir den Kopf! Sieh her!' Und Radda hat in der Hand eine Pistole und hält sie Sobar an die Stirn. So ein Satansmädchen! Na, denke ich, jetzt sind sie gleich stark, was wird nun weiter geschehen?

Höre! — Radda steckte die Pistole in den Gürtel und sagte zu Sobar: ‚Ich bin nicht gekommen, dich zu töten, sondern um Frieden zu schließen; tu das Messer weg!' Er warf es fort und blickte ihr finster in die Augen. Wunderbar war es, Bruder! Da standen zwei Menschen und blickten einander an wie Raubtiere, und waren doch beide so prächtige, wackere Menschen. Nur der helle Mond sah sie und ich — sonst niemand.

‚Nun höre mich an, Loiko! Ich liebe dich!' sagte Radda. — Er zuckte nur mit den Schultern, als wäre er an Händen und Füßen gefesselt.

‚Ich habe manchen Burschen gesehen, aber du bist kühner und hübscher als alle an Leib und Seele. Ein jeder von ihnen ließe sich den Schnurrbart abscheren auf einen Wink meines Auges; alle wären sie mir zu Füßen gefallen, wenn ich es gewollt hätte. Doch wozu? Sie waren ohnedies nicht die Kühnsten, und ich hätte sie alle zu Weibern gemacht. Es gibt nur wenige kühne Zigeuner auf Erden, nur wenige, Loiko. Keinen habe ich jemals geliebt, Loiko, aber d i c h liebe ich. Aber ich liebe auch die Freiheit, und die Freiheit, Loiko, die liebe ich m e h r als dich. Aber, ohne dich kann ich nicht leben, wie auch du ohne mich nicht leben kannst. Darum will ich, du sollst mein sein, mit Leib und Seele, hörst du?'

Er lächelte.

‚Ich höre! Mein Herz freut sich, deine Worte zu hören! Nun, sprich weiter!'

‚Also das noch, Loiko: Wie du dich auch drehen und wenden magst, ich werde dich bezwingen, du wirst mein sein. Drum verliere nicht vergebens Zeit, meine Küsse und Liebkosungen warten deiner in Zukunft — heiß werde ich dich küssen, Loiko! Bei meinem Kusse wirst du dein kühnes Leben vergessen, und deine lebensvollen Lieder, an denen die Zigeunerburschen so viel Freude haben, werden nicht mehr in der Steppe erschallen — singen sollst du nur noch zarte Liebeslieder, mir, deiner Radda ... Drum verliere nicht umsonst die Zeit — ich habe es schon einmal gesagt; also mußt du dich mir unterwerfen wie einem älteren Jugendkameraden. Du wirst dich niederbeugen zu meinen Füßen, in Gegenwart des ganzen Stammes, und wirst meine rechte Hand küssen — und dann werde ich dein Weib!'

Das also war es, was das Teufelsmädchen verlangte! So etwas war ganz unerhört; nur in alten Zeiten war es in den Schwarzen Bergen so gewesen, wie die Alten erzählten, aber bei den Zigeunern — niemals! Kameradschaft mit einem Frauenzimmer! Sag nur, mein Falke, kannst du dir etwas Lächerlicheres vorstellen? Magst dir ein Jahr lang den Kopf zerbrechen und wirst doch nichts erdenken können!

Loiko sprang zur Seite und schrie auf durch die ganze Steppe, als wäre er in die Brust getroffen. Radda erbebte, verriet sich aber nicht.

‚Nun, leb wohl bis morgen. Morgen wirst du tun, was ich dir befohlen habe, hörst du, Loiko!'

‚Ich höre! Ich werde es tun!' stöhnte Sobar und streckte die Hände nach ihr aus. Aber sie sah sich nicht um nach ihm, und er schwankte wie ein vom Sturm entwurzelter Baum und fiel zu Boden, weinend und lachend.

So hat die verdammte Radda den armen Burschen gequält. Nur mit Mühe brachte ich ihn wieder zu sich.

Ach, welchem Teufel kann es nützen, daß die Menschen sich im Grame abhärmen? Wer hört gern zu,

wie das Menschenherz stöhnt und sich vor Kummer zerfleischt? Da denke einer nach!...

Ich kehrte ins Lager zurück und erzählte alles den Alten. Sie überlegten und beschlossen abzuwarten und zu sehen, was aus dem allen werden würde. Und das war folgendes: Als alle am andern Abend am Feuer versammelt saßen, erschien auch Loiko. Er war verlegen und seit der letzten Nacht furchtbar abgemagert, seine Augen waren eingefallen; er schlug sie zu Boden nieder und sagte ohne aufzublicken zu uns: ‚So steht die Sache, Kameraden; ich habe diese Nacht mein Herz durchforscht und keinen Platz mehr darin gefunden für die alte Freiheit meines Lebens. Radda allein lebt darin — das ist alles! Da ist sie, die wunderschöne Radda und lächelt wie eine Königin! Sie liebt ihre Freiheit mehr als mich, ich aber liebe sie mehr als meine Freiheit und habe beschlossen, mich vor Raddas Füßen niederzubeugen. So hat sie befohlen, damit alle sehen sollen, wie ihre Schönheit den kühnen Loiko Sobar bezwungen hat, der früher mit den Mädchen spielte, wie der Jagdfalke mit den Enten. Dann aber wird sie mein Weib und wird mich liebkosen und küssen, so daß mich keine Lust mehr ankommt, euch Lieder zu singen und den Verlust meiner Freiheit zu bedauern! Nicht wahr, Radda?‘

Er schlug die Augen auf und blickte sie seltsam an. Sie schwieg und nickte streng mit dem Kopfe und zeigte mit der Hand auf ihre Füße. Und wir schauten zu und verstanden gar nichts. Man hätte weit weg gehen mögen, um nicht zu sehen, wie Loiko Sobar einem Frauenzimmer zu Füßen fiel, mochte es auch selbst eine Radda sein. Scham, Mitleid und Trauer beseelte uns.

‚Nun‘, rief Radda ihm zu.

‚Ach, eile nicht so, wirst noch früh genug dazu kommen, wirst's noch satt kriegen!‘ lachte er auf. Wie Stahl klang es — so lachte er.

‚Also, so ist die Sache, Kameraden! Was bleibt mir nun noch übrig? Es bleibt mir nur übrig zu versuchen, ob das Herz meiner Radda wirklich so hart ist, wie sie es mir gezeigt hat. Ich will es nun versuchen — verzeihet mir, liebe Brüder!‘

Ach, und ehe wir noch begreifen konnten, was Sobar tun wollte, lag schon Radda auf der Erde, und in ihrer Brust steckte bis ans Heft Sobars krummes Messer. Wir waren starr vor Schrecken.

Aber Radda zog das Messer heraus, warf es beiseite, preßte eine Flechte ihres schwarzen Haares auf die Wunde, lächelte und sagte laut und deutlich:

‚Leb wohl, Loiko! Ich wußte, daß du so handeln würdest!...‘ — Und dann starb sie...

Hast du das Mädchen begriffen, mein Falke? So war sie! Ich will für alle Ewigkeit verflucht sein, ein Teufelsweib war sie! Ja, ja!

‚Ach, nun will ich dir zu Füßen fallen, stolze Königin!‘ schrie laut, durch die ganze Steppe, Loiko, warf sich auf die Erde, preßte seine Lippen auf die Füße der toten Radda und blieb wie leblos liegen. Wir nahmen die Mützen ab und umstanden schweigend die beiden.

Was sagst du zu einer solchen Geschichte, mein Falke? Ja, ja! Der alte Nur wollte sagen: ‚Man muß ihn binden!‘ Aber keine Hand hätte sich erhoben, Loiko Sobar zu binden, keine einzige Hand, und Nur wußte das. Er trat beiseite. Danilo aber hob das Messer auf, das Radda beiseite geworfen hatte, und blickte es lange an, den grauen Schnurrbart bewegend; noch war das Blut Raddas daran nicht kalt geworden, und es war krumm und scharf. Dann trat Danilo auf Sobar zu und stieß ihm das Messer in den Rücken, gerade gegenüber dem Herzen. Denn er war ja Raddas Vater, der alte Soldat Danilo!

‚So ist's gut!‘ sagte mit klarer Stimme Loiko, sich zu Danilo umwendend — und sank hin und folgte seiner Radda.

Und vor unsern Blicken lag Radda, die Hand an die Brust gedrückt mit der Haarflechte, ihre Augen waren offen, nach dem blauen Himmel gerichtet, und zu ihren Füßen lag ausgestreckt der kühne Loiko Sobar. Auf sein Gesicht waren die Locken gefallen, und man konnte seine Züge nicht sehen.

Wir standen in tiefen Gedanken. Der Schnurrbart des alten Danilo zitterte, und seine dicken Augenbrauen waren finster zusammengezogen. Er blickte zum Himmel empor und schwieg, aber Nur, der eisgraue Alte, warf sich mit dem Gesicht auf die Erde und weinte, daß seine alten Schultern fortwährend zuckten.

Es war wirklich Grund zum Weinen, mein Falke. — Ja, ja!...

Gehst du nun, so geh deinen Weg und schweife nicht zur Seite ab. Geh geradeaus. Mag sein, daß du auch umsonst verfaulst. Das ist alles, was ich sagen kann, mein Falke!“

Makar schwieg, steckte seine Pfeife in den Tabaksbeutel und schlug den Rock über der Brust zu. Der Regen tröpfelte, der Wind wurde stärker, und das Meer rauschte dumpf und heftig. Eins nach dem andern kamen die Pferde an das ausgehende Feuer heran, sahen uns mit ihren großen, klugen Augen an und stellten sich unbeweglich auf, einen dichten Ring um uns bildend.

„Hopp, hopp, hoi!“ rief ihnen Makar freundlich zu, und, mit der flachen Hand den Hals seines Lieblingsrappens klopfend, sagte er, zu mir gewandt:

„Es ist Zeit zum Schlafen!“

Dann hüllte er sich bis an den Kopf in den Rock ein, streckte sich der Länge nach auf der Erde aus und verstummte. Ich hatte kein Verlangen zu schlafen. Ich schaute durch die Dunkelheit der Steppe nach dem Meere hin, und vor meinen Augen schwebte in der Luft die königlich schöne und stolze Radda. Sie hatte die Hand mit der Flechte ihres schwarzen

Haares an die Wunde auf ihrer Brust gepreßt, und durch ihre braunen, schmalen Finger rannen Blutstropfen auf Blutstropfen, und sie fielen auf die Erde gleich feuerroten Sternlein.

Und ihr auf dem Fuße folgend, schwebte der wakkere Bursche Loiko Sobar; sein Gesicht war verhüllt durch dichte, schwarze Locken, hinter denen in Menge kalte, große Tränen herabfielen.

Der Regen wurde stärker, und das Meer sang einen düsteren, feierlichen Hymnus dem stolzen, schönen Zigeunerpaar — Loiko Sobar und Radda, der Tochter des alten Soldaten Danilo.

Die beiden Schatten aber schwebten in der Dunkelheit der Nacht flüchtig und lautlos umeinander, und niemals gelang es dem schönen Sänger Loiko, die stolze Radda zu erreichen ...

TSCHELKASCH

Trübe war der blaue südliche Himmel vom dicken, schweren Staube, den der große Hafen unaufhörlich aufwirbelt. Verdrießlich, gleichsam durch einen dünnen grauen Schleier, blickt die Sonne mit vermindertem Glanz in das grünliche Meer. Denn im Wasser kann sie sich hier nicht spiegeln: unaufhörlich, in allen Himmelsrichtungen, durchfurchen Ruderschläge, durchwühlen die Schrauben der Dampfer, durchschneiden die scharfen Kiele türkischer Feluken und anderer Segler das Wasser des überfüllten Hafens. In harten Granit sind die freien Wellen des Meeres hier gekettet; sie sind überbürdet, zerdrückt von unzähligen, riesigen Lasten, die ihren Rücken durchpflügen, sie an die Flanken der Schiffe, an die harten, granitnen Ufer peitschen; sie plätschern und murren und schäumen von all den Schlägen und verlieren ihren Glanz durch all den Schutt und Schmutz, den Menschen und Wind hineinwerfen.

Klirren von Ankerketten, Poltern von Eisenbahnwagen, die mit neuen Lasten in den Hafen rollen, metallisches Aufheulen von Eisenblechen, die auf das Pflaster fliegen, klatschendes Aufschlagen abgeladener Bretter, Dröhnen von Lastfuhrwerken; fernes und nahes, schneidend grelles und surrend dumpfes, heulendes Pfeifen der Dampfboote, Geschrei und Geschimpfe der Hafenarbeiter, Matrosen, Zollsoldaten ... alle diese unzähligen, betäubenden Töne vereinigen, nein, verwirren sich zur ohrenzerreißenden, seelenverwirrenden Kakophonie eines Arbeitstages im großen Hafen und bleiben unruhig schwebend über demselben am Himmel hängen, als getrauten sie sich nicht, höher hinaufzuschweben, um dort in der sonnigen Ruhe zu verschwinden. Und immer neue Lärmwellen gesellen sich zu ihnen aus der Tiefe, dumpf polternd, alles umher erschütternd, oder grell, klirrend die staubige, schwüle Luft zerreißend.

Granit, Eisen, Holz, das Pflaster des Hafens, Fahrzeuge und Menschen — alles atmet die mächtigen Töne des verrückt-leidenschaftlichen Hymnus an Merkur. Und die Stimmen der Menschen, kaum hörbar, sind lächerlich schwach. Und die Menschen selbst, die ursprünglichen Urheber all dieses Lärmens, erscheinen hier auch komisch und erbärmlich; ihre kleinen Gestalten, staubig, zerlumpt, gebeugt unter der Last der Waren, laufen flink und eifrig hin und her in diesen Wolken von Staub, in diesem Ozean von Hitze und Lärm; und so nichtig und klein sind sie im Vergleich zu den eisernen Kolossen, die sie umgeben, zu den Riesenhaufen von Warenballen, zu den hin und her gleitenden Eisenbahnzügen, zu allem, was sie selbst geschaffen haben! Was sie selbst geschaffen, hat sie zu unpersönlichen Sklaven erniedrigt.

Die schweren Riesendampfer pfeifen und zischen und seufzen mitunter so sonderbar auf, und in jedem der von ihnen geborenen Laute scheinen spöttische Töne ironischer Verachtung hindurchzuklingen gegen diese grauen, staubigen Menschenfigürchen, die auf ihnen herumkriechen und ihre tiefen Leiber mit den Produkten ihrer Sklavenarbeit füllen. Blutig, bis zu Tränen lächerlich sind die langen Reihen von Lastträgern, die auf ihren Schultern Tausende von Getreidesäcken in die eisernen Bäuche der Schiffe tragen, um einige Pfunde dieses selben Getreides für ihren Magen zu verdienen. Diese zerlumpten, schweißbedeckten, von Müdigkeit, Lärm, Hitze und Hoffnungslosigkeit stumpf gewordenen Menschen und diese gewaltigen, in der Sonne sorglos und behaglich glänzenden Maschinen, von Menschen geschaffen, Maschinen, die schließlich dennoch nicht durch Dampf, sondern durch Schweiß und Blut dieser selben Menschen zu ergiebigem Leben erweckt werden — in dieser Zusammenstellung liegt ein gewaltiges Poem voll grausamer, kalter Ironie.

Der Lärm drückte nieder; der Staub, in der Nase kitzelnd, beeinträchtigte den Gebrauch der Augen; die Hitze brannte und ermattete den Körper, und alles ringsumher schien straff gespannt, reif, am Ende menschlicher Geduld, bereit, jeden Augenblick in großartiger Katastrophe aus den Fugen zu fliegen, in einer Explosion die Schranken zu zersprengen,

um dann — in der erfrischten Luft ein leichteres, freieres Atmen zu vergönnen! Vielleicht würde dann auf der befreiten Erde wieder Ruhe und Frieden einkehren, und dieser staubige Sklavenlärm, die Menschenseele betäubend, vertierend, zu schwermütiger Wut aufreizend, würde verschwinden, und in den Städten, auf der See, unter dem ganzen Himmel könnten Friede, Klarheit, Freude walten. Doch das schien nur so. Und es schien wohl nur deshalb so, weil der Mensch immer noch nicht müde ist, auf Besseres zu hoffen, und sein brennender Wunsch nach Freiheit und Gerechtigkeit noch immer nicht erstorben ist.

Gemessen und laut schallend erklangen zwölf Glockenschläge. Als der letzte Kupferton verklungen war, ertönte die wilde Musik wahnwitziger Arbeit schon beinahe zur Hälfte schwächer, und nach einigen Minuten war sie schon zu dumpf-unzufriedenem Murren herabgesunken. Menschenstimmen und Meeresplätschern waren jetzt deutlicher zu vernehmen.

Die Mittagspause war eingetreten.

1

Nachdem die Hafenarbeiter, die Arbeit eilig liegenlassend, sich in lärmenden Gruppen über den ganzen Hafen zerstreut, bei den vielen Händlerinnen allerlei Eßbares eingehandelt und sich, gleich da auf dem Pflaster, nach Möglichkeit in schattigen Ecken, zur Mahlzeit niedergelassen hatten, erschien unter ihnen Tschelkasch, ein alter, mit allen Hunden gehetzter Wolf, der Hafenbevölkerung genugsam bekannt als unverbesserlicher Saufbold und gewandter, verwegener Dieb. Er war barfüß, ohne Mütze, in alten, abgerissenen Plüschhosen, in einem schmutzigen Kattunhemd mit zerrissenem Kragen, der seine beweglich-trockenen, eckigen Knochen unter der gebräunten Haut erblicken ließ. An dem zerzausten schwarzen, bereits von grauen Fäden durchzogenen Haar, an seiner ganzen zerknittertspitzen, räuberischen Physiognomie war leicht zu erkennen, daß er eben erst vom Schlafe erwacht war. In seinem braunen Schnurrbart war ein Strohhalm steckengeblieben, ein zweiter in den Bartstoppeln der linken Wange, und hinters Ohr hatte er sich selber ein frischgepflücktes Lindenzweiglein gesteckt. Lang, knochig, etwas gebeugt, schritt er langsam auf dem Pflaster aus und warf, mit der krummen Raubvogelnase umherwitternd, scharfe Blicke aus seinen kalten Augen nach allen Seiten, in der Masse der Hafenarbeiter nach jemand ausspähend. Sein langer, dichter, brauner Schnurrbart zuckte dabei wie bei einem Kater, und die auf dem Rücken zusammengelegten Hände rieben einander, mit den langen, krummen Klammerfingern nervös zusammengeflochten. Sogar hier, unter Hunderten ebensolcher zerlumpter, verwegener Barfüßler, wie er selbst einer war, fiel er durch seine frappante Ähnlichkeit mit einem Steppenhabicht auf, durch seine geschmeidige Raubtiermagerkeit und seinen gleichsam zielenden Gang, äußerlich fließend und ruhig, innerlich nervös gespannt und scharf spähend, wie der Flug jenes Raubvogels, an den er erinnerte.

Als er bei einer Gruppe von Lastträgern angekommen war, die sich im Schatten eines Haufens von Kohlenkörben niedergelassen hatten, erhob sich ihm entgegen ein untersetzter Bursche mit dunkelroten Flecken im dummen Gesicht und frischen Narben am Halse; er schritt neben Tschelkasch her und flüsterte ihm zu:

„Die Matrosen vermissen zwei Kolli Manufaktur. Sie suchen. Hörst du's, Grischka?“

„Nun — und?“ fragte Tschelkasch ruhig, ihn mit kalten Augen messend.

„Was denn? Sie suchen halt danach. Weiter nichts!“

„Sollst du mich vielleicht bitten mitzusuchen?“

Und scharf lächelnd blickte Tschelkasch in die Richtung, wo sich das Packhaus der „Freiwilligen Flotte“ erhob.

„Scher dich zum Teufel!“

Der andere kehrte um.

„He, warte! Wer hat dich so zugerichtet? Tüchtig haben sie dir die Auslage verhunzt! Hast du Mischka hier nicht gesehen?“

„Schon lange nicht mehr!“ schrie jener, zu seinen Kameraden zurückkehrend.

Tschelkasch ging weiter, von allen als alter Bekannter begrüßt. Er aber, sonst immer munter und witzig, schien nicht bei Laune zu sein und antwortete kurz und scharf auf die Fragen, die von allen Seiten an ihn gerichtet wurden.

Hinter einem Warenhaufen hervor erschien plötzlich, wie aus der Pistole geschossen, ein Zollwächter, dunkelgrün, staubig und soldatisch stramm. Er versperrte Tschelkasch den Weg, indem er sich breitspurig und herausfordernd vor ihn hinstellte, die Linke am Griffe seines kurzen Marinedolches, mit der Rechten nach Tschelkaschs Kragen greifend.

„Halt! Wohin?“

Tschelkasch trat einen Schritt zurück, hob die Augen auf den Zollsoldaten und lächelte frech und trocken.

Das rote, gutmütig-schlaue Gesicht des braven Staatsdieners versuchte ein imponierend drohendes Aussehen anzunehmen: er blies die Backen auf, zog die Brauen empor, riß die Augen auf und sah im ganzen — sehr komisch aus.

„Hab' ich dir nicht klar und deutlich gesagt, du sollst dich nicht mehr unterstehen, in den Hafen zu kommen, sonst zerbrech' ich dir die Knochen im Leibe? — Und bist doch wieder da!“ schrie er drohend.

„Grüß dich Gott, Semionytsch! Lange haben wir uns nicht gesehen!“ begrüßte ihn Tschelkasch mit

grinsender Liebenswürdigkeit und streckte ihm die Hand entgegen.

„Am liebsten würde ich dich in alle Ewigkeit nicht mehr sehen! Mach, daß du fortkommst! Geh!"

Die dargebotene Hand drückte Semionytsch aber doch.

„Sag mir", fuhr Tschelkasch ruhig fort, Semionytschs Hand in seinen Klammerfingern festhaltend und vertraulich schüttelnd, „hast du nicht zufällig den Mischka gesehen?"

„Welchen Mischka? Ich kenn' keinen Mischka! Mach, daß du hier wegkommst, Kerl! Sieht dich der Aufseher, der wird dir's..."

„Der rothaarige, weißt du, mit dem ich zuletzt auf der ‚Kostroma' gearbeitet habe...", bestand Tschelkasch auf seiner Erkundigung.

„Der dir beim Stehlen hilft! So müßtest du sagen! Ins Hospital hat man ihn geschafft, deinen Mischka! Den Fuß hat ihm eine Eisenwalze zerquetscht! Jetzt aber geh bloß, solange ich dich im guten bitte! Geh, sonst nehm' ich dich am Kragen!"

„Aha! siehst du! Und du sagst, du kennst keinen Mischka! Freilich kennst du ihn! Aber weshalb bist du denn so böse, Semionytsch?"

„Hör, Grischka! Mach mir keinen blauen Dunst vor, sondern geh deines Wegs!"

Der Zollwächter begann ernstlich böse zu werden und versuchte, unruhig blinzelnd, seine Hand aus Tschelkaschs fester Umklammerung zu ziehen. Unter seinen dichten Brauen hervor blickte ihn Tschelkasch ruhig an, lächelte gemütlich und fuhr fort zu reden, ohne seine Hand loszulassen.

„Weshalb denn solche Eile, Freund? Ich sprech' mich aus mit dir, dann geh' ich. Nun, erzähl mal, was machst du Gutes? Deine Frau, deine Kinderchen sind doch gesund, hoff' ich?" Und mit bösem Aufblitzen der Augen, in spöttischem Lächeln die Zähne fletschend, fügte er hinzu: „Ich wollte dich immer mal besuchen, aber meine Zeit erlaubt's mir nicht! Ich bin schlimm im Saufen jetzt!"

„Na, na! Laß du das lieber bleiben. Steck deine Späße auf, knochiger Teufel! Dich soll wahrhaftig... Oder fängst du schon an, in Straßen und Häusern zu rauben?"

„Wozu? Für unser beider Lebzeiten ist auch hier des Guten genug. Bei Gott, es reicht, Semionytsch! Du sollst ja wieder zwei Kolli Manufaktur gemaust haben? Paß auf! Sei vorsichtig, sonst klappen sie dich noch!"

Von solcher Frechheit bis in sein Innerstes empört, erbebte Semionytsch am ganzen Körper und suchte zischend und geifernd nach Worten. Tschelkasch ließ seine Hand los und schritt ruhig zum Hafentor, der Zollwächter mit wütendem Schimpfen hinter ihm drein.

Tschelkasch war jetzt in vorzüglicher Stimmung. Die Hände in den Hosentaschen, ging er, leise vor sich hin pfeifend, mit der Ruhe eines unabhängigen Mannes seinen Weg, nach links und nach rechts Späße und Witze spendend. Entsprechende Antworten hagelten ihm nach.

„Sieh mal an, Grischka, wie die Obrigkeit zärtlich um dich besorgt ist!" rief einer aus der Menge der Lastträger, die unterdessen ihre Mahlzeit beendet hatten und, der Ruhe pflegend, auf dem staubigen Pflaster herumlagen.

„Ich bin nämlich barfuß, Kinder, und da paßt der gute Semionytsch auf, daß ich mir die Füße nicht verletze", erwiderte Tschelkasch.

Man kam ans Tor. Zwei Soldaten tasteten untersuchend an Tschelkasch herum und stießen ihn dann leicht auf die Straße.

„Laßt ihn ja nicht mehr herein!" rief ihnen Semionytsch zu, diesseits des Tores bleibend.

Tschelkasch ging über die Straße und setzte sich auf einen Prellstein, der Tür einer Schenke gegenüber. Aus dem Hafentore zog mit donnerähnlichem Gepolter eine lange Reihe schwerbeladener Lastfuhrwerke; ihnen entgegen ratterte eine ebensolche Reihe leerer Wagen, deren Kutscher auf ihren Sitzen hüpften. Der Hafen spie heulendes Getöse und erstickenden Staub aus...

In diesem Chaos, durch die Szene mit Semionytsch angenehm angeregt, fühlte sich Tschelkasch ganz vorzüglich. In nächster Zukunft winkte ihm ein gehöriger Verdienst, der wenig Arbeit, aber viel Gewandtheit erforderte. Er zweifelte keinen Augenblick, daß die letzte bei ihm zur Genüge vorhanden sei, und träumte mit zugekniffenen Augen von den Festgelagen, die er sich von morgen ab leisten würde, knisternde Geldscheine in der Tasche. Und in seiner Erinnerung tauchte sein bewährter Arbeitsgenosse Mischka auf, dessen Beistand ihm heute nacht so sehr zustatten gekommen wäre, wenn ihm nur die Eisenwalze das Bein ganz gelassen hätte. Bei dem Gedanken, daß er allein, ohne Mischka, die Sache vielleicht nicht schaffen werde, schimpfte Tschelkasch wütend in sich hinein. Wie die Nacht wohl werden würde? Er blickte zum Himmel und dann die Straße hinauf.

Ungefähr sechs Schritte von ihm saß auf dem Straßenpflaster vor dem Trottoir, mit dem Rücken an den nächsten Prellstein gelehnt, ein junger Bursche in Hemd und Hose aus blaugestreifter Leinwand, Bastschuhe an den Füßen, eine zerrissene rote Schirmmütze auf dem Kopfe. Neben ihm auf dem Trottoir lagen ein kleines Bündel und eine Sense ohne Stiel, in einen sauber mit Bindfaden umwundenen Heuwulst eingewickelt. Der Bursche war breitschultrig und untersetzt, blond, mit sonn- und wettergebräuntem Gesicht und großen blauen Augen, die vertrauend und gutmütig auf Tschelkasch blickten.

Tschelkasch fletschte die Zähne, streckte die Zunge heraus, machte entsetzliche Grimassen und

starrte den Burschen mit fürchterlich aufgerissenen Augen an.

Der blinzelte erst verlegen zur Seite, lachte dann plötzlich hell auf, rief: „Komischer Kerl!“ und wälzte sich schwerfällig, beinahe ohne sich vom Pflaster zu erheben, von seinem zu Tschelkaschs Platz hinüber, sein Bündel im Staube nachschleppend und mit der Sense auf den Steinen des Trottoirs klappernd.

„Hast dir einen Gehörigen gekauft, was, Bruder?“ wandte er sich an Tschelkasch und zupfte ihn an der Hose.

„'s ist nicht ohne, du Milchbart, 's ist nicht ohne“, gestand Tschelkasch ehrlich. Ihm gefiel dieser starke, gutmütige Bauernbursche mit den hellen Kinderaugen auf den ersten Blick. „Kommst vom Heumachen?“

„Freilich! Eine Werst abgemäht, einen Groschen eingemäht! Schlechte Geschäfte! Arbeiter — haufenweise! Zu Hunderten sind sie aus den Hungergebieten gekommen, haben die Preise verdorben — nichts mehr anzufangen! Sechzig Kopeken pro Tag zahlten sie am Kuban. So was! Und früher, erzählt man, drei Rubel, viere, fünfe!“

„Früher! Ja, früher, mein Lieber, zahlte man dort drei Rubel, nur um einen Großrussen einen Augenblick anschauen zu dürfen! So vor zehn Jahren ungefähr beschäftigte ich mich sogar ausschließlich damit: du kommst in eine Kosakensiedlung. — ‚Ich bin Großrusse!‘ — Gleich starren sie dich an, betasten und bewundern dich — und du empfängst deine drei Rubel! Essen und Trinken außerdem. Und kannst bleiben, solange du willst.“

Der Bauernbursche hörte aufmerksam mit offenem Munde zu, zweifelndes Entzücken auf dem runden Gesicht; dann begriff er, daß der zerlumpte Kerl sich über ihn lustig mache, schmatzte mit den Lippen und lachte laut auf. Tschelkasch bewahrte seine ernste Miene, ein Lächeln im Schnurrbart verbergend.

„Komischer Kerl! Redest, als sprächest du die Wahrheit. Und ich hör' dir zu und glaub' es! Nein, im Ernst, früher ...“

„Nun ja, früher! Wovon sprech' ich denn? Ich sag' ja eben, daß dort früher ...“

„Aber geh doch!“ meinte der Bursche und wehrte ab. „Bist du Schuster? Oder Schneider? Was? Du nämlich.“

„Ich?“ fragte Tschelkasch seinerseits, dachte nach und fügte dann hinzu: „Fischer bin ich.“

„Ein Fi—i—ischer! Sieh mal an! Fängst also Fische?“

„Wozu Fische? Hierzulande fangen die Fischer nicht nur Fische. Mehr schon — Leichen Ertrunkener, gesunkene Anker und Schiffe, allerlei! Besondere Angeln gibt's dazu.“

„Lüg du, lüg! Von den Fischern bist du wohl, die von sich singen:

Wir werfen unsre Netze aus
An trock-, trock-, trocknen guten Stellen,
Wie Kirchen, Scheunen, Stall und Haus,
Und kümm-, kümm-, kümmern uns um keine Wellen.“

„Hast du denn solche gesehen?“ fragte Tschelkasch spöttisch, blickte den Burschen an und dachte sich — Donnerwetter, ist der noch dumm!

„Nein! Wo werd' ich! Gehört hab' ich nur davon.“

„Gefallen sie dir denn?“

„Die? Ei freilich! Gute Kerle. Freie, ungebundene Leute!“

„Was verstehst du von Freiheit? Liebst du denn die Freiheit?“

„Warum denn nicht? Bist dein eigener Herr. Gehst, wohin du willst. Machst, was du willst. Eh, das will ich meinen! Verstehst du es dabei, dich in Ordnung zu halten, und hast keinen Stein am Halse — sehr schön! Spaziere dein Leben lang umher! Nur deinen Herrgott halt im Sinne!“

Tschelkasch spuckte verächtlich aus, wandte sich von dem Burschen ab und schwieg.

„Nimm zum Beispiel mich“, geriet jener plötzlich in Feuer. „Als mein Vater starb — die Wirtschaft klein, die Mutter alt, die Erde ausgesogen. Was anfangen? Leben muß man doch! Aber wie? — Das sagt dir keiner. Unter die Schwiegersöhne gehen — in ein gutes Haus? — Gut. Würden sie nur der Tochter ihren Teil geben! I wo! Der Schwiegeralte, der Teufel, denkt nicht dran! Nun, und da soll ich für ihn schuften? Jahrelang? Aha! Merkst du's, wie der Hase läuft? Könnt' ich aber irgendwo so ein hundertfünfzig Rubel herausbeißen, dann stellt' ich mich auf eigene Füße, und dem Alten, dem Antip — dem tät' ich dann was zeigen: friß! Willst du der Marfa ihren Teil auszahlen? Nein? Gut, dann nicht! Gott sei Dank! Mädels gibt's im Dorfe genug. Und ich wäre, verstehst du, ganz frei; ich wäre ... ich selbst! T—j—a!“ Der Bursche seufzte. „So aber ist nichts anzufangen. Muß wohl unter die unausgezahlten Schwiegersöhne gehen. Ich dachte, gehst, dacht' ich, zu den reichen Kosaken am Kuban, so zweihundert Rubel verdienst du dir für den Sommer, und basta! Fertig! Bist dein eigener Herr! Jawohl! Hast du gesehen! Es stimmte nicht! Nun, unter die Schwiegersöhne also! Unter die angetrauten Knechte! Denn mit der eigenen Wirtschaft geht's so nicht. Ich komm' nicht aus. In keiner Weise. Hä—hä!“

Der Bursche hatte entschieden keine Lust, unter die Schwiegersöhne zu gehen. Sein Blick wurde trübe, und sein Gesicht nahm einen aufrichtig wehmütigen Ausdruck an. Er rutschte schwerfällig grübelnd auf seinem Pflastersteinsitze hin und her und riß dadurch Tschelkasch aus den Gedanken, in welche sich dieser bei des Burschen Erzählung vertieft hatte.

Tschelkasch fühlte, daß ihm jede Lust zu weiterer Unterhaltung mit diesem Bauernburschen ausging, fragte aber doch:

„Wohin gehst du denn jetzt?"

„Wohin soll ich denn? — nach Hause, selbstverständlich."

„Warum glaubst du denn, daß das so selbstverständlich ist? Du könntest doch ebensogut die Absicht haben, zu den Türken zu gehen."

„Zu den Tü—ü—ürken!" lachte der Bursche, das befremdliche Wort dehnend. „Welcher Rechtgläubige wird denn zu den Türken gehen? Das hast du wirklich gut gesagt!"

„Was du für ein Dummkopf bist!" seufzte Tschelkasch und wandte sich entschieden von ihm ab, in der Absicht, ihn keines Wortes mehr zu würdigen. Dieser gesunde, naive Dorfbursche rührte etwas Unangenehmes in seiner Seele auf.

Ein trübes, langsam reifendes, ärgerliches Gefühl rührte sich irgendwo in ihm und hinderte ihn, die Sammlung zu gewinnen, die zur Vorbereitung für die Arbeit der kommenden Nacht so notwendig war.

Der gescholtene Bursche murmelte etwas vor sich hin und warf schiefe Blicke auf den Barfüßler. Er hatte die Backen lächerlich aufgeblasen, die Lippen vorwärts geschoben und blinzelte häufig und komisch mit den Augen. Er konnte sich offenbar nicht denken, daß sein Gespräch mit diesem zerlumpten Kerl ein so rasches und für ihn so beleidigendes Ende nehmen sollte.

Der zerlumpte Kerl beachtete ihn gar nicht mehr. Er pfiff nachdenklich vor sich hin, auf seinem Prellstein sitzend, und schlug mit seiner nackten, schmutzigen Ferse den Takt dazu.

Die Grobheit wollte ihm der Bursche jedenfalls quittieren:

„He du, Fischer! Leidest du häufig an solchem Suff?" fing er eben an; im selben Augenblick aber wandte sich der Fischer rasch zu ihm und fragte plötzlich:

„Höre, Milchbart! Willst du heut' nacht mit mir auf die Arbeit? Sag's rasch!"

„Was für eine Arbeit?" fragte mißtrauisch der Bauer.

„Was ist da viel zu fragen? Ich zeig' sie dir schon. Auf den Fischfang gehen wir. Du sollst rudern."

„So? Na ja, warum denn nicht? Arbeit ist immer gut. Nur, siehst du... daß ich nicht hereinfalle mit dir. Du bist mir gar zu sehr ... voller Schliche. Dunkel bist du mir!"

Tschelkasch fühlte etwas wie Brennen in der Brust und sagte leise, mit kalter Bosheit in der Stimme:

„Schwatz du nicht, wovon du nichts verstehst. Ich knall' dir sonst eins auf den Schädel, daß dir bestimmt heller wird im Kopfe!"

Er sprang von seinem Sitze auf, zupfte mit der Linken nervös an seinem Schnurrbart und ballte die Rechte zu eisern sehniger Faust, drohend mit den Augen blitzend.

Der Bursche erschrak. Er blinzelte rasch und schüchtern und sprang ebenfalls auf die Füße. Einander mit den Augen messend, schwiegen beide eine Weile.

„Nun?" fragte düster Tschelkasch. Er kochte und zitterte unter der Beleidigung, die ihm dieses Kälbchen ins Gesicht geschleudert; dieses dumme Bürschchen, das er während der ganzen Zeit ihrer Unterhaltung mit gleichgültiger Geringschätzung betrachtet hatte und das ihm verhaßt geworden, weil es so reine blaue Augen hatte, ein so gesund gebräuntes Gesicht, so feste, kurze Hände. Weil es dort, irgendwo, ein Heimatdorf besaß und ein eigenes Heim darin; weil ihn ein reicher Bauer zum Schwiegersohne nehmen würde... weil er Vergangenheit und Zukunft hatte... und schließlich — vor allem — weil dieses Kind im Vergleich zu ihm, Grischka Tschelkasch, es wagte, die Freiheit anzuschwärmen, deren Wert es ja gar nicht beurteilen konnte und die es gar nicht brauchte. Es hat ja stets etwas Unangenehmes an sich, wenn ein Mensch, den du für schlechter und niedriger hältst als dich selbst, dasselbe zu lieben oder zu hassen vorgibt, was du selber liebst oder haßt, und so in den empfindlichen Umkreis der geistigen Ähnlichkeit mit dir zu treten wagt.

Der Bursche blickte scheu in Tschelkaschs Gesicht und fühlte seinen Herrn in ihm.

„Ich...", stammelte er, „ich will ja gern. Arbeit such' ich ja. Mir ist's gleich, bei wem ich arbeite, bei dir oder bei einem andern. Ich meinte nur. Du siehst halt nicht nach einem Arbeitsmenschen aus... bist schon zu sehr... zerlumpt. Aber ich weiß... das kann jedem passieren. Du großer Gott! Säufer hab' ich doch schon gesehen! Und wie viele! Sogar noch schlimmere als du."

„Nun, nun... genug! Also, du bist einverstanden?" fragte Tschelkasch schon etwas milder.

„Ich? — Freilich! Los! Mit Vergnügen! Was gibst du?"

„Bei mir ist der Lohn nach der Arbeit. Wie die Arbeit sein wird. Wie der Fang ausfällt. Das heißt, einen Fünfer kriegst du vielleicht. Verstanden?"

Jetzt handelte es sich aber um Geld, und da wollte der Bauer genau sein und verlangte dieselbe Genauigkeit auch von dem andern. In ihm erwachten von neuem Mißtrauen und Verdacht.

„Das paßt mir nicht, Bruder. Ich will lieber den Sperling in der Hand..."

Sofort war Tschelkasch in der entsprechenden Rolle:

„Schwatz nicht. — Warte! Komm in die Schenke."

Und sie gingen Seite an Seite die Straße hinauf. Tschelkasch, den Schnurrbart drehend, mit der wichtigen Miene eines Brotherrn, der andere mit dem Ausdruck vollster Bereitwilligkeit zur Unterordnung, aber auch vollsten Mißtrauens.

„Wie heißt du?" fragte Tschelkasch.

„Gawrila“, erwiderte der Bursche.

In der schmutzigen, verrauchten Schenke angelangt, trat Tschelkasch an den Schenktisch, bestellte im Tone eines angesehenen Stammgastes eine Flasche Schnaps, Kohlsuppe, Rindfleisch, Tee und warf nach der Bestellung kurz und nachlässig hin: „Alles anschreiben!“ worauf der Wirt nur stumm mit dem Kopfe nickte.

Bei diesem Anblick wurde Gawrila von einem Gefühle unbegrenzter Hochachtung vor seinem Brotherrn beseelt, der ungeachtet seines offenbar strolchmäßigen Aussehens solches Vertrauen und Ansehen genoß.

„Also! Jetzt wollen wir erst mal was essen und vernünftig reden! Erst hab' ich aber noch einen Gang. Bleib hier so lange sitzen.“

Er ging fort. Gawrila sah sich im Lokale um. Die Schenke war im Keller; feucht und dunkel war es darin, und schwerer Duft von Fusel, Tabaksrauch, Teer und noch etwas Scharfem erfüllte sie. Gawrila gegenüber, an einem anderen Tische, saß ein rotbärtiger, betrunkener Mensch in Matrosenuniform, über und über mit Teer und Kohlenstaub beschmiert. Er brummte, alle Minuten aufstoßend, ein drolliges Liedchen vor sich hin, das ganz aus abgerissenen und unverständlichen Worten bestand, bald schrecklich zischend, bald guttural. Er war offenbar kein Russe.

Hinter ihm saßen zwei Moldauerinnen, zerlumpt, schwarzhaarig, sonnverbrannt und stark schwitzend. Auch sie knarrten mit betrunkenen Stimmen irgendein unverständliches Lied.

Und aus dem dunstigen Halbdunkel tauchten noch andere Gestalten auf. Alle sonderbar zerzaust, alle halb besoffen, schreiend, in häßlicher Unruhe.

Gawrila gruselte es, hier allein zu bleiben. Er wünschte, sein Arbeitgeber käme bald zurück. Der Lärm in der Schenke verschwamm in seinen Ohren zu einem einzigen, gräßlichen Laut, und es kam ihm vor, als brülle ein unbekanntes, ungeheuerliches Tier. Dieses Tier schien Hunderte von verschiedenen Stimmen zu besitzen, gereizt, gewaltsam, aus dieser steinernen Höhle herauszustreben und keinen Ausweg in die freie Luft zu finden. Gawrila fühlte, wie etwas Trunkenheit-Erregendes, etwas tief hoffnungslos Schwermütiges sich in seinen ganzen Körper sog, daß ihm davon schwindelte und ihm die Augen trübe wurden, die neugierig und ängstlich in der Schenke umherirrten.

Tschelkasch erschien, und sie aßen und tranken und besprachen dabei ihr Geschäft. Beim dritten Gläschen Schnaps war Gawrila betrunken. Ihm wurde gar lustig zumute, und es erfüllte ihn der auf den Lippen brennende Wunsch, seinem Arbeitsherrn, diesem Prachtkerl, der ihn, hast du nicht gesehen! so vornehm und vortrefflich traktierte, etwas recht Angenehmes, recht Liebes zu sagen. Die Worte aber, die ihm wie ein Strom bis in die Kehle stiegen, wollten, weiß der Kuckuck! durchaus nicht von der Zunge los, die, plötzlich ungeheuer schwer geworden, jeden weiteren Kampf aufgab.

Tschelkasch blickte ihn an und sagte spöttisch lächelnd:

„Beschwipst! Ach, du Kerl! Von fünf Gläschen! Wie willst du denn nur arbeiten?“

„Freund!“ lallte Gawrila gerührt, „fürchte nichts! Für dich. Na, ich sag' nur das! Komm, ich muß dir einen Kuß geben! Ah?“

„Na, ist schon gut! Da, trink noch eins.“

Gawrila trank noch und kam schließlich so weit, daß sich vor seinen Augen alles in gleichmäßig wellenartiger Bewegung erging. Unangenehm war aber diese Bewegung: man wurde seekrank davon. Sein Gesicht nahm einen dumm-triumphierenden Ausdruck an. In vergeblichen Redeversuchen schmatzte er sinnverwirrt mit den Lippen und stammelte leise. Tschelkasch wandte den aufmerksam beobachtenden Blick nicht von ihm ab und schien dabei einer in ihm erwachten, aufdringlichen Erinnerung zu lauschen. Er drehte sich nervös den Schnurrbart und lächelte in einem fort, finster und böse.

Die Schenke aber brüllte ihr verworrenes Getöse weiter. Der rote Matrose schlief, die Ellbogen auf dem Tisch.

„Nun, komm!“ sagte Tschelkasch und erhob sich.

Gawrila versuchte sich ebenfalls zu erheben, brachte es aber nicht zustande und brach in das sinnlose, schwache Gelächter der Betrunkenen aus.

„Na, du hast's!“ meinte Tschelkasch und ließ sich wieder ihm gegenüber nieder.

Gawrila lachte immer noch, die stumpfen Augen auf Tschelkasch gerichtet. Auch dieser betrachtete ihn unentwegt scharf, nachdenklich. Wieder einmal sah er da vor sich einen Menschen, dessen Leben in seine Wolfspfoten geraten war. Er, Tschelkasch, fühlte ja die Kraft in sich, dieses Leben so oder so zu wenden. Er konnte es zerreißen wie eine abgenutzte Spielkarte und konnte ihm auch behilflich sein, sich in den soliden Rahmen einer sicheren Bauernexistenz festzulegen. Sich Herr eines anderen Menschenlebens fühlend, genoß Tschelkasch gierig dieses stolze Bewußtsein und dachte daran, daß dieser Bursche jedenfalls niemals einen solchen Kelch auszutrinken bekommen werde wie der, den das Schicksal ihm, Tschelkasch, an die Lippen gesetzt! Und er beneidete und bedauerte zugleich dieses junge Leben, lächelte spöttisch darüber und kränkte sich sorgend darum, in der unwillkürlichen Vorstellung, es könne nochmals in solche Hände geraten wie die seinigen! Und alle diese Gefühle und Gedanken verschwammen schließlich in Tschelkaschs Seele in ein einziges, väterliches, fürsorgliches Empfinden für diesen fremden Jüngling. Er tat ihm leid, und doch brauchte er ihn. Und Tschelkasch faßte den schwer Betrunkenen unter die Arme und, ihn gelegentlich mit den

Knien vorwärtsschiebend, führte er ihn auf den Hof hinaus, legte ihn im Schatten aufgeschichteten Holzes nieder, setzte sich daneben und zündete sich sein Pfeifchen an. Gawrila drehte sich einigemal hin und her und schlief dann fest ein.

2

„Nun, bist du fertig?" fragte Tschelkasch leise den mit den Rudern beschäftigten Gawrila.

„Gleich! Die Rudergabel da sitzt nicht fest. Darf ich einmal mit dem Ruder draufschlagen?"

„Nein! Keinen Lärm! Drück mit den Händen fest darauf, dann geht sie schon hinunter."

Das Boot, an dem sie sich leise zu schaffen machten, war am Achterteil einer der unzähligen Segelbarken befestigt, welche — eine Riesenflottille — den weiten Hafen erfüllten. In diesem Teile des Hafens waren die Segelbarken meist mit eichenen Faßdauben beladen, während die türkischen Feluken, zur Hälfte schon entladen, ihre Last von Palmen- und Sandelholz sowie von dicken Zypressenklötzen nur noch zum Teile trugen.

Die Nacht war finster; am Himmel schwebten schwere, dicke Schichten zottiger Wolken, und das Meer war ruhig, schwarz und dick wie Öl. Es atmete sein feucht-salziges Aroma aus und plätscherte zärtlich an den Flanken der Schiffe, am Ufer und an Tschelkaschs leise schaukelndem Boot. Weiter ab vom Ufer hoben sich die schwarzen Körper der Schiffe aus dem Meere, ihre spitzigen Masten mit den bunten Laternen daran scharf in den Himmel stechend. Das Meer spiegelte die Lichter jener Laternen liebevoll wider und war von einer Masse gelber Flecken dicht besät, diese bebten graziös in Zickzackbewegung an seiner weichen, mattschwarzen Samtbrust, die sich so gleichmäßig in gewaltigem Atem hob. Das Meer schlief den gesunden, festen Schlaf eines vom Tagewerk ermüdeten Arbeiters.

„Es kann losgehen!" sagte Gawrila, die Ruder ins Wasser senkend.

„Vorwärts!" Mit einem starken Stoß des Steuerruders trieb Tschelkasch das Boot in den freien Wasserraum zwischen den Barken, und es glitt rasch auf dem glatten Wasserspiegel dahin, auf dem die Ruderschläge blau phosphoreszierende Scheine entzündeten; ein langes Band dieses blauen Phosphorscheines wand sich, mild glitzernd, hinter dem Boote her.

„Nun, und dein Kopf? Brummt er noch?" fragte Tschelkasch freundlich.

„Entsetzlich! Wie eine Erzglocke summt er mir. Ich muß ihn mit Wasser benetzen."

„Wozu? Da — benetze lieber dein Innerstes: das bringt dich schneller in Ordnung." Und er reichte Gawrila eine Flasche.

„Wirklich?"

Ein leichtes Gurgeln ertönte.

„Na, du! Freust dich schon! Genug!" hielt ihn Tschelkasch an.

Das Boot schoß weiter, sich leicht und lautlos zwischen den zahlreichen Fahrzeugen vorwärtswindend. Plötzlich schoß es hinaus ins Freie aus ihrer verwirrenden Menge, und das Meer, das endlose, gewaltige, glänzende Meer, breitete sich vor ihnen in blaue Ferne hin aus, wo sich aus seinen Wassern ganze Wolkengebirge in den Himmel türmten, bläulichlila, von gelbflaumigen Rändern umzeichnet; grünlich, wie das Meereswasser selbst, oder von jener wehmütig bleiernen Färbung, welche so melancholisch schwere Schatten wirft, Schatten, die Geist und Gemüt so sonderbar schwer bedrücken. Sie schwebten langsam, die einen über die anderen weg, in der Luft dahin, bald in eins zusammengeballt, bald einander überholend, ihre Farben und Formen vermischend, eine die andere verschluckend, um dann in neuem Farbenkleide, in neuen Umrissen wieder zu erscheinen — majestätisch und mürrisch.

„Ist es schön — das Meer?" fragte Tschelkasch.

„Ja, es ist schön. Nur ist mir nicht recht geheuer", antwortete Gawrila, gleichmäßig und stark rudernd. Leise plätscherte das Wasser unter den Schlägen der langen Ruder und glänzte in jenem warmen, bläulichen Phosphorlichte.

„Nicht recht geheuer! So ein Dummkopf!" knurrte Tschelkasch spöttisch.

Er, Dieb und Zyniker, er liebte das Meer. Seine kochende, nervöse Natur, stets gierig nach starken Eindrücken, konnte nie genug bekommen von dieser dunkeln Weite, so endlos, so frei und gewaltig, und es kränkte ihn diese Antwort auf eine Frage, die sein Liebstes betraf. Am Steuerruder sitzend, schnitt er damit die Wogen, erfüllt vom Wunsche, recht lange, recht weit auf dieser Samtfläche dahinzuschießen.

Wenn er auf dem Meere war, erwachte stets in ihm ein breites, warmes Gefühl, das seine Seele ganz erfüllte und sie reinigte von all dem Elend seines Lebens. Er schätzte dies Gefühl sehr hoch und liebte es, sich hier, nur von Wasser und Luft umgeben, besser, reiner zu fühlen; wo die Lebensgedanken und das Leben selbst, stets, jene ihre Schärfe, dieses seinen Wert verloren. Leise schwebt des Nachts über dem Meere das linde Geräusch seines schläfrigen Atems, es ergießt Ruhe in die Menschenseele, zähmt zärtlich ihre schlechten Triebe und erfüllt sie mit gewaltigen Träumen...

„Wo hast du denn dein Fischerzeug?" erkundigte sich plötzlich Gawrila, unruhigen Auges das Boot durchforschend.

Tschelkasch fuhr auf.

„Das Fischerzeug? Hier, bei mir. Unter der Steuerbank."

„Was hast du denn mit?" fragte Gawrila weiter, neuerwachtes Mißtrauen in der Stimme.

„Was? Nun — das Netz und ..."

Scham erfüllte Tschelkasch, diesen Knaben anzu-

lügen, um seinen wirklichen Zweck vor ihm zu verbergen, und leid war ihm um die Gedanken und Gefühle, welche dieses Knaben Frage in ihm erstickt hatte. Er wurde böse. Das wohlbekannte, stechende Brennen in Brust und Kehle ließ ihn scharf zusammenzucken, und er sagte eindringlich und hart:

„Hör du! Hast du dich einmal ins Boot gesetzt, dann sitz und schweige. Und steck die Nase nicht in meine Angelegenheiten! Zum Rudern hab' ich dich angenommen, also — rudere! Solltest du aber deine Zunge noch weiterzappeln lassen, dann geht dir's schlecht! Verstanden?"

Einen Augenblick erzitterte das Boot und schien stillzustehen. Die Ruder blieben im Wasser, das an ihnen wie erstaunt aufschäumte, und unruhig rückte Gawrila auf seinem Bänkchen hin und her.

„Rudere!"

Ein scharfes Schimpfwort durchschnitt die Luft. Gawrila erhob die Ruder, und gleichsam erschreckt schoß das Boot in schnellen, nervösen Stößen vorwärts, das rauschende Wasser durchfurchend.

„Gleichmäßiger!"

Tschelkasch erhob sich halb auf der Steuerbank, ohne das Steuer aus der Hand zu lassen, und bohrte seinen kalten Blick in Gawrilas bleiches Gesicht, dessen Lippen heftig zitterten. Vorwärtsgebeugt, ähnelte er jetzt einem Katzentiere, zum Sprunge bereit. Ein wütendes Zähneknirschen ertönte und leises, deutliches Klappern, als schlügen trockene Beinstückchen aneinander.

„Wer schreit da?" erscholl vom Meere her ein grimmiger Anruf.

„Rudere, Teufel! Leiser mit den Rudern! Ich schlage dich tot, du Hund! Rudere! Eins, zwei. Versuch's noch! Nur einen Laut! Ich zerreiße dich!" zischte Tschelkasch.

„Mutter Gottes, reine Jungfrau...", murmelte Gawrila zitternd, von Furcht und Anstrengung schwach und verwirrt.

In sanftem Bogen wandte sich das Boot und schoß zurück zum Hafen, dessen Laternen jetzt in dichter, bunter Flammengruppe glänzten und wo der Mastenwald aufragte.

„He! Wer brüllt da—a—a!" erscholl es wieder vom Meere.

Die Stimme klang jetzt entfernter als das erstemal, und Tschelkasch beruhigte sich etwas.

„Du brüllst ja selber, Freundchen!" antwortete er in der Richtung des Anrufes und wandte sich zu Gawrila, der immer noch betend vor sich hin murmelte.

„Nun, Bruder, das war dein Glück! Wäre jener Teufel uns jetzt auf der Spur, es wär' dein Ende gewesen. Ahnst du es? Ich hätt' dich gleich zu — zu den Fischen..."

Jetzt, da Tschelkasch ruhig und sogar nicht ohne Gemütlichkeit redete, begann der immer noch zitternde Gawrila zu flehen:

„Höre! Laß mich frei. In Christi Namen bitt' ich dich — laß mich frei! Setz mich ans Ufer... irgendwo! Ach — ach... verlo—o—oren bin ich! Denk an Gott — laß mich frei! Was bin ich dir? So was kann ich doch nicht! War nie dabei bei solcher... Sache. Zum erstenmal... bei Gott! Ich geh' ja zugrunde! Und wie konntest du nur, Bruder... wie konntest du mich so hintergehen? Ah? Schämst dich denn der Sünde nicht? Verlierst ja dein Seelenheil! Nein, das muß ich sagen!"

„Was? Ah? Nun, was?" fragte Tschelkasch düster.

Die Angst des Burschen erheiterte ihn, und er genoß in dieser Angst die Erkenntnis seiner eigenen Macht über ihn.

„Dunkles hast du vor, Bruder! Laß mich frei — um Gottes willen! Was bin ich dir? Ah? Lieber!"

„Genug jetzt! Schweige! Brauchte ich dich nicht, hätt' ich dich nicht mitgenommen. Das verstehst du doch? Na, also — schweige!"

„Herr, mein Gott!" schluchzte Gawrila auf.

„Muck du nur!" riß ihm Tschelkasch das Wort von den Lippen.

Gawrila konnte sich nicht mehr überwinden und weinte jetzt bitterlich, schluchzend zog er die Luft laut durch die Nase und rückte nervös auf seiner Ruderbank hin und her. Doch — er ruderte, verzweiflungsvoll. Wie ein Pfeil schoß das Boot dahin. Wieder erschienen in nächster Nähe die dunkeln Körper der Schiffe, und wieder verschwand das Boot in ihrem Schatten, sich wie ein Kreisel in den engen Wasserpfaden zwischen ihnen windend.

„So. Jetzt hör mich an! Sollte dich jemand, wer es auch sei, nach etwas fragen — schweige, wenn dir dein Leben lieb ist! Verstanden?"

„Ach!" quittierte Gawrila mit hoffnungslosem Seufzer den drohenden Befehl und fügte dann hinzu: „Mein Schicksal ist es wohl!"

„Flenne nicht!" flüsterte Tschelkasch eindringlich.

Und dieses Flüstern war derart, daß Gawrila jede Fähigkeit zu denken verlor, von Unheilsahnen durchschauert. Mechanisch senkte er die Ruder ins Wasser, bog sich zurück, hob und senkte sie wieder, den Blick auf seine Bastschuhe geheftet.

Das schläfrige Rauschen des Meeres klang jetzt düster und Schrecken erregend. Da — der Hafen. Oben, jenseits seiner Granitwand, erschollen Menschenstimmen, lebhafteres Geplätscher, Singen, dünne Pfeifentöne.

„Halt!" flüsterte Tschelkasch, „zieh die Ruder ein! Stemm dich mit den Händen gegen die Wand! Leiser! Teufel du."

Die Hände an der glitschrigen Wand, schob Gawrila das Boot daran entlang; es bewegte sich lautlos, den Bord an der Schleimschicht hinstreichend, welche die Wand bedeckte.

„Halt! Die Ruder her! Hierher die Ruder! Wo hast du deinen Paß? Im Bündel? Her mit dem Bündel! Nun — wird's bald? Dies, süßer Freund — da-

mit du mir nicht entwischst. Jetzt kommst du nicht fort. Ohne Ruder würdest du vielleicht ausreißen, aber ohne Paß brennst du mir gewiß nicht durch! Du wartest hier auf mich. Und piepst du nur — auf dem Meeresgrunde finde ich dich auf!"

Und plötzlich, sich mit den Händen an irgend etwas klammernd, schwang sich Tschelkasch in die Luft und verschwand hinter der Wand.

Gawrila zuckte zusammen, so schnell war das geschehen. Er fühlte, wie jene verwünschte, schwere Furcht, mit der ihn die Gegenwart dieses mageren Diebes erfüllte, von ihm abglitt, ihn losließ. Jetzt fort! Und frei aufatmend blickte er um sich. Links von ihm erhob sich ein schwarzer Schiffskörper ohne Masten, wie ein riesiger Sarg — menschenleer und stumm. Und jeder Wellenschlag weckte darin ein dumpfes rollendes Echo, ähnlich einem bangen Seufzer. Rechts zog sich über dem Wasser die nasse Steinmauer des Hafendammes hin — wie eine kalte, riesige Schlange. Rückwärts waren gleichfalls schwarze Schiffskörper zu sehen, und vorne, in der Öffnung zwischen der Steinmauer und dem großen schwarzen Sarge, erstreckte sich das Meer — schweigsam, öde, mit dunkeln Wolken darüber. Und langsam bewegten sich diese Wolken am Himmel hin, riesig, schwer, es entströmte ihnen das bange Ahnen einer bösen, geheimnisvollen Bereitschaft, die Menschen mit ihrer ungeheuren Masse zu erdrücken. Alles war kalt, finster, Unheil verkündend. Entsetzen ergriff Gawrila. Es war schlimmer als die Furcht, die Tschelkasch ihm eingeflößt; es nahm ganz Besitz von ihm in eiserner Umarmung, drückte ihn zum willenlosen Knäuel zusammen, schmiedete ihn fest an seine kleine Ruderbank.

Und alles schwieg ringsumher. Kein Laut. Nur das Seufzen des Meeres. Ebenso langsam und traurig wie früher schlichen die Wolken am Himmel dahin; es entstanden ihrer immer mehr und mehr aus dem Meere heraus, und, auf den Himmel blickend, konnte man denken, er sei auch ein Meer — nur aufgeregter als das ruhig-schläfrige glatte Erdenmeer, über das er gestülpt schien. Die Wolken ähnelten Wellen, die sich auf die Erde stürzen wollten, die krausen, weißbeschäumten Spitzen nach unten; sie ähnelten tiefen Abgründen, aus denen der Wind immer neuentstehende gewaltige Wogenreihen herauswälzte, um sie auf das Meer da unten zu stürzen.

Gawrila fühlte sich erdrückt und vernichtet von dieser finsteren Schönheit und Stille und ertappte sich auf dem Wunsche, Tschelkasch möge schneller zurückkommen. Und wenn er wegbliebe? Langsam schlich die Zeit dahin, langsamer noch als jene Wolken am Himmel... und in dieser langsam schleichenden Zeit wurde die Stille immer unheimlicher, immer drückender. Doch — da erscholl hinter der Steinmauer des Hafendammes ein leises Geräusch und etwas wie verhaltenes Flüstern. Gawrila glaubte, sein letztes Stündlein habe geschlagen.

„He, schläfst du? Fang auf! Vorsicht!" erscholl jetzt dumpf und leise Tschelkaschs Stimme.

Von der Steinmauer wurde etwas Schweres, Viereckiges heruntergelassen. Gawrila nahm es ins Boot herab. Dann schwebte noch ein zweites derartiges Stück herab, Tschelkaschs lange Gestalt streckte sich quer über den Hafendamm, irgendwoher erschienen die Ruder im Boote, Gawrilas Bündel flog zu seinen Füßen, und der schwer atmende Tschelkasch ließ sich auf die Steuerbank nieder.

Schüchtern und freudig lächelte ihm Gawrila entgegen.

„Bist müde?" fragte er.

„'s ist nicht ohne, Kälbchen! Jetzt aber rudere tüchtig! Leg los, was du kannst! Wirst gut verdienen, Bruder! Die Hälfte der Arbeit ist getan; jetzt nur noch glücklich vorüber an jenen Teufeln, dann — das Geld eingesteckt — und fort zu deiner Maschka! Du hast doch eine Maschka — was, Kindchen?"

„N—ein."

Aus aller Kraft strengte sich Gawrila an; seine Brust arbeitete wie ein Blasebalg, seine Arme wie Federn aus Stahl. Das Wasser gurgelte unter dem Boote, und der bläuliche Streifen hinter ihm her wurde breiter. Bald war Gawrila schweißbedeckt, erlahmte aber keinen Augenblick im heftig-eiligen Rudern. Nachdem er zweimal in dieser Nacht so entsetzliche Angst ausgestanden, fürchtete er jetzt nur noch, sie zum drittenmal zu erleben, und wünschte nur eines: so rasch wie möglich diese verfluchte Arbeit zu beendigen, auf festen Boden zu kommen und diesem Menschen zu entfliehen, bevor er wirklich von ihm getötet wurde oder mit ihm ins Gefängnis geriet. Er hatte beschlossen, ihm nicht mehr zu widersprechen, alles zu tun, was er befehlen sollte und, einmal von ihm befreit, gleich morgen vor dem Bilde des heiligen Wundertäters Nikolaus einen Dankgottesdienst abhalten zu lassen. Ein heißes Gebet drängte sich auf seine Lippen; doch er hielt es zurück, schnaufte wie ein Dampfkessel, ruderte und schwieg, von unten herauf kurze Blicke auf Tschelkasch werfend.

Jener aber, trocken, lang, vorwärtsgebeugt wie ein Vogel, in Bereitschaft aufzufliegen, spähte mit seinen Habichtsaugen scharf in die Finsternis, mit der einen Hand krampfhaft das Steuerruder festhaltend, während die andere am Schnurrbart zupfte, den die lächelnd verzerrten Lippen immer wieder in nervöses Zucken brachten. Tschelkasch war zufrieden mit dem Erfolge seines Unternehmens, war zufrieden mit diesem Burschen, den er so vollständig eingeschüchtert und unterjocht, zu seinem willenlosen Sklaven gemacht hatte. Er sah zu, wie jener sich abmühte, und es ergriff ihn der mitleidige Wunsch, ihm etwas Ermunterndes zu sagen.

„He, Kleiner!" flüsterte er leise, „hab' dich tüchtig ins Bockshorn gejagt, was?"

„J—ja... tüchtig!" hauchte Gawrila und räusperte sich.

„Brauchst dich übrigens jetzt nicht mehr so anzustrengen. Wir sind über den Berg. Nur eine gefährliche Stelle noch. Ruh dich etwas aus."

Gawrila hielt gehorsam mit dem Rudern inne, wischte sich den Schweiß von der Stirne und senkte dann die Ruder wieder ins Wasser.

„Nun ja, rudere, aber langsam. Daß nur das Wasser nicht schwätze! Ein enges Pförtchen noch müssen wir durchfahren. Leise! Leise! Denn hier, Bruder, verstehen die Leutchen keinen Spaß! Die schießen dir wie nichts einen blauen Flecken auf die Stirn, daß dich nach einem zweiten nicht gelüsten würde."

Jetzt glitt das Boot beinahe lautlos dahin. Von den Rudern fielen Tropfen herab und erglänzten an den Stellen, wo sie das Wasser berührten, als bläulich leuchtende Flecken. Immer finsterer und schweigsamer wurde die Nacht. Der Himmel hatte schon nicht mehr das Aussehen eines stürmischen Meeres: die Wolken waren ineinandergeflossen und bedeckten ihn ganz als schwere, einförmig-graue Decke, niedrig und unbeweglich über dem Wasser hängend. Das Meer aber war noch ruhiger und schwärzer als früher, und stärker war sein feuchter salziger Duft, und es erschien nicht mehr so endlos weit.

„Ach, wollte es doch regnen! Wie hinter einem Vorhang schlüpften wir vorüber!" flüsterte Tschelkasch.

Rechts und links vom Boote erhoben sich jetzt finstere Massen aus dem Wasser — Barken, unbeweglich, finster, schwarz wie das Meer selbst. Auf einer von ihnen bewegte sich eine Flamme: jemand ging darauf hin und her, eine Laterne in der Hand. Die Flanken der Fahrzeuge streichend, plätscherte das Meer bittend und dumpf, und mit ebenso dumpfhallendem Echo antworteten die Barken, als bestritten sie dem Meere das Verlangte.

„Die Kordons!" flüsterte Tschelkasch kaum hörbar.

Von dem Augenblicke an, da er Gawrila befohlen, langsamer zu rudern, hatte letzteren von neuem eine angstvoll erwartende Spannung ergriffen. Scharf vornübergebeugt, in die Finsternis hinein, schien ihm, er wachse sonderbar schnell: Knochen und Sehnen dehnten sich in ihm mit stumpfem Ziehen, der Kopf, von einem einzigen Gedanken erfüllt, tat ihm entsetzlich weh, die Haut auf dem Rücken durchlief ein zuckendes Rieseln, und in die Füße drängen massenhaft winzige, scharf-kalte Nadeln. Die Augen schmerzten vom gespannten Spähen in die undurchdringliche Finsternis, aus welcher jeden Augenblick ein entsetzliches „Halt! Diebe!" auf sie hervorschmettern konnte.

Jetzt, nach Tschelkaschs geflüsterten Worten: „Die Kordons!" zuckte Gawrila zusammen: ein scharfer, brennender Gedanke durchdrang ihn vollständig... durchdrang ihn und schlug betäubend, klingend auf seine straffgespannten Nerven; er wollte schreien, Menschen zu Hilfe rufen. Schon hatte er sich von seiner Bank halb erhoben, den Mund weit geöffnet, die vorgestreckte Brust mächtig mit Luft angefüllt... und plötzlich fiel er auf die Bank zurück und mußte die Augen schließen, von ungeahntem Entsetzen ergriffen.

Vorne, weit am Horizonte, erglänzte plötzlich aus der schwarzen Finsternis des Meeres ein ungeheures, bläulich-feuriges Schwert. Mit unglaublich gewaltigem Schwunge erhob es sich zum Streiche hoch in den Himmel hinein; es durchhieb die Dunkelheit der Nacht, glitt mit seiner Schneide an den Wolken hin und legte sich als breites, blau-leuchtendes Band auf die langsam keuchende Brust des Meeres; es legte sich darüber, und in seinem strahlenden Scheine schwebten wie rätselhafte Märchenerscheinungen bisher ungesehene, ungeahnte Schiffe hervor, still, schweigsam, noch in das nächtliche Dunkel wie in die Falten eines schwarzen Mantels gehüllt. Es schien, als kämen sie vom Meeresgrunde, wo sie sturmzerschlagen lange gelegen, auf des feurigen Schwertes Gebot an die Oberfläche des Wassers empor, um den Himmel und alles, was über dem Wasser zu sehen ist, noch einmal zu erblicken. Ihr Tauwerk umfing die spitzen Masten wie zäh umschlingendes Wassergewächs, das sie aus der Tiefe mit emporgerissen. Und wieder erhob sich das feurige Schwert mit majestätisch ruhigem Schwunge vom Meere zum Himmel, erhob sich herrlich glänzend, durchhieb von neuem mit gewaltigem Streiche die nächtliche Finsternis und legte sich wieder lang hin auf die Brust des Meeres, nur in anderer Richtung; dort, wo es jetzt lag, schwebten wieder aus dem Dunkel rätselhafte, früher nicht gesehene Schiffskörper hervor.

Tschelkaschs Boot war stehengeblieben und schwankte auf dem Wasser wie in verzweifelter Ungewißheit. In seinem Entsetzen hatte sich Gawrila auf den Boden des Bootes hingeworfen und lag da, das Gesicht mit den Händen bedeckt. Tschelkasch stieß ihn mit dem Fuße in die Seite und zischte wütend, aber leise:

„Dummkopf! Das ist ja der Zollkreuzer! Ein elektrischer Scheinwerfer, weiter nichts! Steh doch auf, Klotz! Gleich fällt vielleicht das Licht auf uns, und du richtest uns beide zugrunde, dich und mich."

Endlich, nachdem ein Stoß mit dem Fuße seinen Rücken stärker getroffen als die anderen, sprang Gawrila auf, die Augen immer noch angstvoll geschlossen, setzte sich auf die Bank, ergriff tastend die Ruder und trieb das Boot mit krampfhaften Ruderschlägen vorwärts.

„Langsam! Ich schlag' dich nieder! Langsam! So ein Esel, hol dich der Teufel! Was erschreckt dich denn so? Dummer Kerl! Eine Laterne und ein Spiegel dahinter — weiter nichts. Leise mit den Rudern! Den Spiegel drehen sie hin und her und beleuchten das Meer, um nachzusehen, ob keine solchen darauf

herumschwimmen, wie wir sind — ich und du. Schmuggler verfolgen sie. Jetzt streifen sie uns nicht mehr, sie sind zu weit weg. Fürcht dich nicht mehr, Bursche, sie streifen uns nicht mehr. Wir sind jetzt ..." — Tschelkasch blickte triumphierend um sich — „heraus aus der Falle. Glück hast du aber, ganz unglaubliches Glück! Klotz du!"

Gawrila schwieg; er ruderte schwer atmend und warf von der Seite scheue Blicke dorthin, wo das sonderbare blaue Feuerschwert sich noch immer gewaltig hob und senkte. Er konnte durchaus nicht glauben, daß dies nur eine Laterne und ein Spiegel seien; dieses kaltblaue, lebende Strahlenband, das die Finsternis so gewaltig durchhieb und das weite Meer in flüssigem Silberscheine erglitzern ließ, hatte etwas Unerklärliches, Übernatürliches an sich, und von neuem verfiel Gawrila in wehmutsvolle Angst. Er ruderte, als sei er eine Maschine, und duckte sich immer wieder, als erwarte er von oben den Streich. Und nichts lebte mehr in ihm, kein Wunsch, er war leer, war wie entseelt; die schrecklichen Erregungen dieser Nacht hatten alles Menschliche aus ihm herausgesogen.

Tschelkasch aber triumphierte, jetzt war er seiner Sache sicher; das war volles Gelingen! Seine die häufige Aufregung gewohnten Nerven waren längst wieder in vollstem Gleichgewicht. Wollüstig zuckte die Oberlippe empor, und in den Augen erglühte ein gieriges Feuer. Er fühlte sich ganz außerordentlich wohl, pfiff leise vor sich hin, atmete die salzigfeuchte Meeresluft tief ein, blickte sieghaft um sich und lächelte gutmütig, wenn dieser Blick Gawrila traf.

Der Wind erhob sich, und das Meer erwachte und spielte in zierlichen, kleinen Wellen. Die Wolken schienen dünner und durchsichtiger, obwohl sie den ganzen Himmel bedeckten. Und, trotzdem der Wind frei und ungebunden über das erwachte Meer dahinstrich, waren die Wolken unbeweglich, wie in düsterem Brüten erstarrt.

„Nun du! Bruder! Schüttle dich! Erwache! 's ist Zeit. Schau dich mal an, was die Angst aus dir gemacht hat! Als wäre der ganze Geist aus dir herausgepreßt und nur ein Säckchen voller Knochen zurückgeblieben. Lieber Freund, wir sind ja jetzt heraus! He!"

Und angenehm war es Gawrila, eine menschliche Stimme zu hören, wenn es auch die von Tschelkasch war.

„Ich höre", sagte er leise.

„Ha, Weichling! Nun setz dich zum Steuer: ich nehme die Ruder. Hast dich genug gequält."

Mechanisch tauschte Gawrila den Platz. Als Tschelkasch beim Wechseln der Sitze das Gesicht des Burschen genauer erblickte und bemerkte, wie seine Knie schlotterten, wurde sein Mitleid mit ihm noch größer. Er klopfte ihn freundlich auf die Schulter.

„Na, na — keine Angst! Sollst gut verdient haben. Reich will ich dich belohnen, Bruder ... reich! Einen Fünfundzwanziger möchtest du wohl haben, nicht?"

„Ich brauche nichts. Nur ans Ufer ... ans Ufer."

Tschelkasch machte eine verächtliche Handbewegung, spuckte aus und begann zu rudern, mit seinen langen Armen die Ruder weit zurückwerfend.

Das Meer erwachte. Es spielte noch harmlos mit seinen kleinen Wellen, sie aufwerfend, sie mit leichtem Schaume krönend, sie aufeinanderschiebend, um sie zu Gischt zu zerschlagen. Im Zergehen zischte und seufzte leise der leichte Schaum, und alles umher war erfüllt von harmonischem Geräusch und Geplätscher. Die Finsternis schien dichter geworden zu sein.

„Sag mir mal", begann Tschelkasch, „du kommst also in dein Dorf zurück, du heiratest, beginnst die Erde aufzuwühlen, sie zu besäen; deine Frau setzt Kinder in die Welt, und — natürlich! die Nahrung reicht schließlich nicht mehr, und dein Leben lang wirst du schuften. Nun, und dann? Ist denn so ein Leben ein Vergnügen?"

„Vergnügen?" erwiderte Gawrila schüchtern und noch immer erschauernd. „I wo denn!"

Stellenweise zerriß der Wind die Wolken, und aus den Rissen blickten ein, zwei blaue Stückchen Himmel hervor, mit Sternlein darauf. Die Sternlein spiegelten sich im spielenden Meere und hüpften auf den Wellen, bisweilen verschwindend, dann wieder aufblitzend.

„Steure mehr nach rechts", rief Tschelkasch. „Bald sind wir da. Mit der Arbeit wären wir glücklich fertig! Eine großartige Arbeit, Bruder! Merkst du's? Eine Nacht — und ein halbes Tausend in der Tasche! Wie gefällt dir so was? Ah?"

„Ein halbes Ta—a—ausend?" fragte Gawrila zweifelnd gedehnt, erschrak aber sofort wieder und fragte schnell, die Warenballen im Boote mit dem Fuße anstoßend: „Und das? Was sind da für Sachen drin?"

„Spitzen sind das. Eine teure Ware! Wenn man's richtig verkauft, kann der Wert ganz gut auch über die Tausend gehen. Nun — ich bin nicht teuer. Gut gemacht — was?"

„Tj—a", meinte Gawrila in unbestimmtem Tone. „Könnt' ich's doch auch so machen!" seufzte er dann plötzlich auf in wiedererwachter Erinnerung an sein Dorf, seine ärmliche Wirtschaft, seine Not, seine alte Mutter ... an all jenes Ferne, Liebe, um dessentwillen er auf Arbeit in die Fremde gegangen, um dessentwillen er die schrecklichen Qualen dieser Nacht ertragen. Die Erinnerungswelle erfaßte ihn und trug ihn in sein kleines Dörfchen, das dalag am steilen Flußufer, verborgen in Birken, Silberweiden und Eschen. Diese Erinnerungen hauchten wärmeres Leben in ihn und ermunterten ihn von neuem. „Ach, was wär' das schön!" seufzte er wehmütig.

„Ja, ja. Ich denke, du würdest sofort mit der Eisenbahn nach Hause reisen. Was? Und die Mädel im Dorfe! Wie würden die dich lieben! Wähl dir eine beliebige! Und ein Haus würdest du dir bauen! Obwohl freilich für ein Haus das Geld etwas knapp wäre."

„Das stimmt! Für ein Haus reicht's nicht. Das Holz ist sehr teuer bei uns."

„Nun — was tut's? Du besserst halt das alte aus! Und ein Pferd? Hast du ein Pferd?"

„Ein Pferd? O ja, ich hab' schon eins. Aber alt ist's, das Schindluder."

„Also ein Pferd. Ein gu—u—utes Pferd! Eine Kuh, Schafe, Geflügel? Was?"

„Sprich lieber nicht davon! Ach, du lieber Gott! Wenn's nur so wäre! Das wär' ein Leben!"

„Tj—a, Bruder — übel wär's nicht. Ich versteh' mich auch darauf. Hatte einstens auch mein eigenes Nest. Mein Vater war einer der Reichsten im Dorfe."

Tschelkasch ruderte langsam. Das Boot schaukelte auf den Wellen, die schelmisch plätschernd seine Flanken schlugen, und bewegte sich kaum vorwärts auf dem dunkeln Meere, das im zunehmenden Winde immer lebhafter spielte. Die beiden Männer träumten, vom Wasser leise hin und her gewiegt, und blickten nachdenklich vor sich hin. In dem Wunsche, ihn zu ermuntern und zu beruhigen, versuchte Tschelkasch immer wieder, Gawrilas Gedanken an dessen Heimatdorfe festzuhalten. Anfangs schwebte dabei ein skeptisches Lächeln auf seinen Lippen; nach und nach aber, im Laufe der Fragen, die er an den Kameraden richtete, oder der Bemerkungen, die er selbst über die verschiedenen Freuden des Bauernlebens machte, Freuden, die ihn längst enttäuscht, die er längst vergessen hatte und die jetzt wieder auftauchten in seiner Erinnerung, wurde er selbst warm und begann selber zu erzählen, statt den Burschen, wie er es gewollt, durch Fragen und Bemerkungen dazu anzufeuern.

„Das Schönste im Bauernleben, Bruder, das ist die Freiheit! Bist dein eigener Herr! Du hast dein eigenes Haus, und wenn es auch nur einen Groschen wert ist, 's ist aber deins! Du hast dein Feld, und ist's auch nur ein Häufchen Erde, 's ist eben deins! König bist du auf deinem Grund und Boden. Und dann — die Ordnung im Leben! Am Morgen stehst du auf, weißt immer, was du zu tun hast, hast immer deine Arbeit; im Frühjahr die eine, im Sommer, im Herbst die andere. Wohin du auch gehen magst, kannst immer in dein eigenes Heim zurückkehren. Warm! Ruhig! Ein König! Nicht? Hab' ich nicht recht?" schloß Tschelkasch enthusiastisch seine Aufzählung der Freuden im Bauernleben. An dessen schwere Pflichten zu denken, hatte er wohl vergessen.

Gawrila blickte ihm mit gespannter Neugierde ins Gesicht und geriet ebenfalls in Begeisterung. Während Tschelkasch sprach, hatte er vergessen, wer es war, der da sprach, und sah in ihm nur einen Bauern, wie er selbst einer war — durch den Schweiß vieler Generationen und die liebsten, ja die einzigen Erinnerungen des Lebens auf ewig an die Scholle gefesselt —, der nun die gerechte, unvermeidliche Strafe erleiden mußte dafür, daß er sich willkürlich von dieser Scholle und ihren Freuden getrennt hatte.

„Gewiß hast du recht, lieber Bruder! Und wie recht! Schau nur, sozusagen, auf dich selbst; wer bist du, was bist du, so ohne ein Stück Erde? Aha! Die Scholle, Bruder, kann man nie vergessen, ebensowenig wie die Mutter."

Tschelkasch wurde nachdenklich. Er fühlte wieder jenes aufreizende Brennen in der Brust, das ihn stets überkam, wenn jemand, den er nicht hochschätzte, seiner Eigenliebe zu nahe trat, seiner Eigenliebe eines verzweifelten, stets zu allem bereiten Abenteurers.

„Dummes Gerede", sagte er barsch. „Du glaubst wohl gar, ich sag' das alles im Ernst? Ja, Kuchen!"

„Ach, du komischer Kerl", erwiderte wieder schüchtern Gawrila. „Sprech' ich denn von dir? Solcher wie du gibt's wohl viele! Ach — wie viele! Wie viele Unglückliche es auf Erden gibt! Vagabunden!"

„Setz dich wieder an die Ruder, Walroß!" befahl kurz Tschelkasch, den Strom von Schimpfworten unterdrückend — er wußte selbst nicht, weshalb —, der ihm in die Kehle stieg.

Sie tauschten wieder ihre Sitze; beim Hinüberklettern über die Warenballen empfand Tschelkasch den Wunsch, Gawrila einen Stoß zu versetzen, daß er ins Wasser fiele. In Wirklichkeit aber fand er nicht einmal die Kraft, ihm ins Gesicht zu blicken.

Das Gespräch brach ab. Aber auch das Schweigen Gawrilas empfand Tschelkasch als einen Hauch des Dorfes. Er versank in Erinnerungen und vergaß zu steuern. Von der Strömung erfaßt, hatte sich das Boot gedreht und schwamm jetzt irgendwohin, ins Meer hinaus. Als verständen die Wellen, daß dieses Boot sein Ziel nicht mehr kenne, warfen sie es immer höher empor, spielten immer ausgelassener damit, an den Stellen, wo die Ruder sie berührten, in jenem zärtlich bläulichen Lichte erglänzend. Schnell zogen an Tschelkaschs Seele die Bilder der Vergangenheit vorüber ... der Vergangenheit, von welcher ihn jetzt, wie eine hohe Mauer, elf Jahre Vagabundenleben trennten. Er sah sich wieder als Kind im Heimatdorfe; er sah seine Mutter, eine rotwangige, rundliche Frau, seinen Vater, einen rotbärtigen Riesen mit düster blickenden Augen. Er sah sich als Bräutigam und sah seine Frau, die schwarzhaarige Anfissa mit ihrem langen Zopf, voll, weich, munter. Dann sah er wieder sich selbst als schmucken Gardesoldaten; und wieder den Vater, schon grau geworden, von Arbeit und Jahren gebeugt; und die Mutter — jetzt runzelig, zusammengesunken; er sah jenen Tag an seinem Geiste vorüberziehen, da er, vom Militärdienste heimkehrend, im Dorfe festlich

empfangen wurde; er sah, wie stolz der alte Vater vor dem ganzen Dorfe auf seinen schnurrbärtigen, schönen Soldaten, seinen gewandten, hübschen Burschen war. Die Erinnerung, diese Geißel der Unglücklichen, belebt sogar die Steine der Vergangenheit und versüßt auch das einst zuteil gewordene Gift mit Tropfen wundersüßen Honigs. Und das nur, um den Menschen durch die schmerzende Erkenntnis seiner Fehler vollends ganz klein zu machen, um ihn zu zwingen, jene unwiederbringliche Vergangenheit immer mehr zu lieben ... ohne ihm neue Hoffnungen auf die Zukunft zu eröffnen.

Tschelkasch fühlte sich umwallt vom linden, versöhnlich stimmenden Strome heimatlicher Luft, von einstmals gehörten und jetzt auf Flügeln der Erinnerung wieder an sein Ohr getragenen zärtlichen Worten der Mutter, weisen Reden des Vaters — eines echten Bauern. Und noch viele, viele längst vergessene Laute umwehten und berückten ihn. Er empfand wieder jenen fülligen Duft der Erde, den sie ausströmt, unlängst aufgetaut, unlängst aufgepflügt, mit der Smaragddecke frisch sprießender Wintersaat bedeckt. Und da fühlte er sich so tief gesunken, so elend und einsam, auf ewig herausgerissen, herausgeschleudert aus jener Lebensordnung, in der das Blut entstanden war, das ihm noch immer Herz und Adern füllte.

„He! Wohin fahren wir denn?" fragte plötzlich Gawrila.

Tschelkasch zuckte zusammen und blickte mit besorgtem Räuberblick um sich.

„Sieh mal an, wo uns der Teufel hingeweht hat! Tut nichts, leg dich kräftig in die Ruder, wir sind dennoch gleich da."

„Warst in Gedanken versunken?" fragte Gawrila lächelnd.

Tschelkasch blickte ihn scharf forschend an. Der Bursche war wieder ganz zu sich gekommen; er war ruhig, munter und hatte sogar etwas Triumphierendes an sich.

„Müde bin ich. Auch schaukelt's."

„Ja, es schaukelt. Das stimmt. Also, mit diesen hier", Gawrila stieß mit dem Fuße an die Warenballen, „können wir nicht mehr hineinfallen?"

„Nein. Sei unbesorgt; jetzt habe ich sie nur abzuliefern und das Geld einzustecken. Ja."

„Fünfhundert?"

„Nicht weniger."

„Das ist viel Geld! Hätt' ich Unglücklicher so viel! Ach, was könnte ich nicht alles damit anfangen?"

„In deiner Wirtschaft?"

„Ich würde gleich ..."

Und schon flog er auf den Flügeln seiner Phantasie dahin. Tschelkasch erschien wie zerschlagen, gedemütigt. Schlaff hing ihm der Schnurrbart über die Lippen; die rechte Seite, von den Wellen über und über bespritzt, war ganz durchnäßt; die Augen glanzlos und wie eingesunken. Er fühlte sich schwer und elend, und das Kühne, Räubermäßige seiner Erscheinung war wie verwischt von den selbstvernichtenden, Demut gebärenden Gedanken, die seine Seele erfüllten und aus jeder Falte seines schmutzigen Hemdes hervorzublicken schienen.

„Auch ich bin tüchtig müde", meinte Gawrila.

„Wir sind gleich da. Siehst du — dort ist es schon!"

Tschelkasch gab dem Boote eine scharfe Wendung und richtete es auf etwas Schwarzes, das plötzlich vor ihnen aus dem Wasser aufragte.

Der Himmel war wieder ganz von Wolken bedeckt, und es regnete; ein feiner, warmer Regen, der munter auf den Rücken der Wellen klatschte.

„Halt! Langsam jetzt ...", kommandierte Tschelkasch.

Das Boot stieß an den Körper einer Barke.

„Sie schlafen wohl alle, die Teufel?" knurrte Tschelkasch, mit dem Bootshaken die Seile erfassend, die von Bord herniederhingen. „Das Fallreep ist nicht heruntergelassen! Und dazu noch der Regen! Es hätte sich doch früher ausregnen können! He — ihr Schwämme!"

„Ist es Selkasch?" ertönte von oben eine freundliche, schnurrende Stimme.

„Na freilich! Herunter mit dem Fallreep!"

„Kal' imera! Guten Tag!" sagte jemand auf griechisch.

„Das Fallreep herunter, Teufel, geräucherter!" brüllte Tschelkasch.

„Oh, was er heute böse ist, Elohu!"

„Klettere, Gawrila!" rief Tschelkasch dem Burschen zu.

Im nächsten Augenblick waren sie auf Deck der Barke, wo drei dunkle, bärtige Gestalten in sonderbar stachliger Sprache lebhaft miteinander redeten, Tschelkaschs Boot mit gespannter Neugierde betrachtend. Eine vierte Gestalt, in einen sonderbaren, langen Mantel gehüllt, trat an Tschelkasch heran und drückte ihm schweigend die Hand, einen mißtrauischen Blick auf Gawrila werfend.

„Bei Sonnenaufgang muß das Geld bereit sein!" sagte Tschelkasch kurz. „Jetzt geh' ich schlafen. Komm, Gawrila! Bist du hungrig?"

„Nur schläfrig", erwiderte Gawrila, und schon nach einigen Minuten schnarchte er im schmutzigen Zwischendeck der Barke, während Tschelkasch, neben ihm sitzend, jemandes Stiefel anprobierte und, zur Seite spuckend, ärgerlich und unzufrieden durch die Zähne pfiff. Dann streckte er sich neben Gawrila auf den Boden, ohne die fremden Stiefel von den Füßen zu ziehen, kreuzte die Hände unter dem Kopf und starrte finster auf die Decke.

Leise schaukelte die Barke auf dem leicht spielenden Meere, in einer Ecke knarrte kläglich das

Holz; mit weichem Geräusche fiel der Regen auf das Deck, und plätschernd schlugen die Wellen an die Flanken des Schiffes. Traurig, schwermütig klang das alles, wie das Wiegenlied einer Mutter, die kein Glück mehr für den Sohn erhofft.

Tschelkasch erhob den Kopf und sah sich im Raume um, ein sarkastisches Lächeln auf den Lippen. Dann legte er sich zurecht, etwas vor sich hin brummend. Die Beine auseinandergespreizt, lag er da wie eine riesige Schere.

3

Er erwachte zuerst, blickte mit jäher Unruhe um sich und wandte den sofort wieder beruhigten Blick zu dem noch schlafenden Gawrila. Der schnarchte zufrieden und lächelte mit seinem ganzen, sonngebräunten Gesichte irgendein Traumbild an. Tschelkasch seufzte und kletterte an der engen Strickleiter auf Deck. Durch die Öffnung stach ein bleiernes Stück Himmel. Es war schon hell, aber herbstlich trübe und grau, der Himmel bleiern und schwer.

Nach ungefähr zwei Stunden kam Tschelkasch wieder herunter. Sein Gesicht war gerötet, der Schnurrbart kühn in die Höhe gewirbelt, auf den Lippen strahlte ein gutmütig munteres Lächeln. Er hatte lange, hohe Stiefel an, eine Jacke und weite Lederhosen und sah aus wie ein Jäger. Wohl war das Kostüm schon ziemlich abgetragen, doch war es wenigstens ganz und kleidete ihn vortrefflich; es ließ seine Gestalt breiter erscheinen, indem es das Eckige seines Knochengerüstes verbarg, und gab ihm ein martialisches Aussehen.

„Na, Kälbchen, steh auf!" rief er und stieß Gawrila mit dem Fuße an.

Der sprang auf und starrte ihn mit trüben Augen an, ihn im Halbschlummer nicht sofort erkennend. Tschelkasch lachte auf.

„Sieh mal an!" sagte endlich Gawrila mit breitem Lächeln. „Bist ja ganz ein Herr geworden."

„Bei uns geht so was schnell. Du erschrickst aber leicht, hör mal! Wievielmal meintest du wohl zu sterben, vorige Nacht? Ah? Sag's doch!"

„Ja, siehst du. Zum erstenmal bin ich bei einer solchen Sache dabei. Urteile selbst: Leib und Seele können ja dabei zugrunde gehen!"

„Nun, würdest du's noch einmal versuchen? He?"

„Noch einmal? Ja, das ... wie soll ich nur sagen. Auf den Vorteil käm' es an. Das ist's!"

„Nun, wenn's zum Beispiel zwei Hunderter setzte?"

„Zweihundert Rubel meinst du?" erkundigte sich genau der vorsichtige Bauer. „Tj—a, das schon, das ginge!"

„Halt! Wenn du aber ins Unglück dabei kämest!"

„Nun ... vielleicht. Vielleicht doch nicht!" lächelte Gawrila. „Vielleicht komm' ich nicht ins Unglück und bin für mein Leben ein gemachter Mann."

Tschelkasch lachte belustigt.

„Nun, genug davon! Wir fahren an Land. Mach dich bereit."

„Ich bin bereit."

Und wieder setzten sich die beiden in ihr Boot, Tschelkasch am Steuer, Gawrila an den Rudern. Grau war der Himmel über ihnen, von düsteren Wolken gleichmäßig bedeckt; das trüb-grüne Meer spielte halb ernst mit ihrem leichten Boot, warf es auf seinen Wellen lärmend hin und her und bespritzte sie ruckweise mit einer Flut heller, salziger Tropfen. Weit vorne leuchtete als helles Band das sandige Ufer, und hinter ihnen breitete sich das freie, schon wilder spielende Meer in unbegrenzte Ferne aus, ganz durchfurcht von rasch laufenden, sich überstürzenden Wellenreihen, von denen einige bereits den üppigen Schmuck weißer Schaumkronen trugen. Dort, in der Ferne, waren viele Schiffe zu sehen, auf dem Meere komisch schaukelnd, und dort — noch weiter — erhob sich ein ganzer Wald von Masten, und dahinter blinkten die weißen Häuser der Stadt. Es ergoß sich von dort ein unbestimmtes, dumpfes Grollen über das Meer; vereint mit dem leisen Plätschern des Wassers brachte dies Rollen eine starke, nicht unangenehme Musik hervor. Und über all dies breitete sich ein leichter, dünner Wassernebel aus, der die Gegenstände so sonderbar voneinander entfernte ...

„Na, zum Abend wird's was Schönes geben!" sagte Tschelkasch und deutete auf das Meer.

„Sturm?" fragte Gawrila, die Wellen mit seinen Rudern mächtig durchschneidend. Er war schon über und über naß von den Wellenspritzern, die der Wind aufheulend immer wieder über sie warf.

„Und was für einer!" bestätigte Tschelkasch.

Forschend blickte ihn Gawrila an.

„Wieviel hast du bekommen?" fragte er endlich, als er merkte, daß Tschelkasch mit der Sprache nicht herausrückte.

„Da!" sagte Tschelkasch und streckte die Hand mit einem Packen Banknoten, die er aus der Tasche seiner Jacke geholt hatte, gegen Gawrila aus.

Gawrila erblickte eine Anzahl regenbogenfarbiger Scheine, und alles um ihn her nahm plötzlich die freudigen Farben des Regenbogens an.

„Ach du! Und ich dachte, du machst mir was vor. Wieviel ... wieviel ist denn da?"

„Fünfhundertvierzig! Famos, was?"

„Großartig!" seufzte Gawrila, die Fünfhundertvierzig auf ihrem Rückwege in Tschelkaschs Tasche gierig mit den Augen verfolgend. „Ach, du lieber Gott! Hätte ich doch die!" Und nochmals seufzte er schwer auf.

„Wir lumpen zusammen, Brüderchen!" rief Tschelkasch übermütig. „Ja, ja! daß es nur so kracht! Ich übervorteil' dich nicht. Denk nur das nicht von mir! Vierzig geb' ich dir! Bist du's zufrieden? Willst du sie gleich haben?"

„Wenn es dir recht ist. Warum nicht? Ich nehm' sie schon."

Gawrila bebte am ganzen Körper vor gespannter Erwartung und vor noch etwas anderem, Scharfem, das ihm so sonderbar am Herzen sog.

„Ha—ha—ha! Ach, du Teufelspuppe! Ich nehm' sie, sagt er! Da, nimm, Bruder! Bitte sehr! Ich bitte dich inständigst, erweise mir die Gnade, nimm sie! Weiß ich doch nicht, wohin mit dem Haufen Geld. Befrei mich davon, sei so gut!"

Und Tschelkasch streckte Gawrila einige rote Scheine entgegen. Gawrila ließ die Ruder fallen, ergriff die Scheine mit zitternder Hand und stopfte sie sich in den Brustlatz des Hemdes, die Augen gierig zusammengekniffen und die Luft laut durch die Nase einziehend, als schlürfe er etwas brennend Heißes. Tschelkasch blickte ihn spöttisch lächelnd an. Schon ruderte Gawrila wieder — hastig, nervös, wie erschreckt durch irgend etwas, die Augen zu Boden gesenkt, das Gesicht tiefrot.

„Bist du aber gierig! Das ist nicht gut. Na ja — ein Bauer!" sagte Tschelkasch nachdenklich.

„Aber ich bitte dich! Was kann man nicht alles mit Geld anfangen!" rief Gawrila in plötzlicher leidenschaftlicher Erregung. Und abgerissen, hastig, als könne er die Gedanken kaum einholen und finge im Fluge die Worte, begann er vom Leben im Dorfe zu erzählen, vom Leben ohne Geld, und vom Leben mit Geld. Ehre, Überfluß, Lust!

Aufmerksam hörte ihm Tschelkasch zu, ernsten Gesichtes, die Augen zusammengekniffen, als wehre er zudringliche Gedanken ab. Zuweilen lächelte er zufrieden.

„Dort gehen wir an Land", unterbrach er endlich Gawrilas Redefluß.

Eine Welle erfaßte das Boot und warf es glatt auf den Ufersand.

„So, Bruder, jetzt wären wir am Ziel. Das Boot müssen wir weit ans Land ziehen, sonst spült's das Wasser weg. Man wird es später holen. Wir zwei aber — wir scheiden jetzt voneinander. Von hier zur Stadt sind's gute acht Werst. Gehst du in die Stadt zurück?"

Auf Tschelkaschs Antlitz strahlte noch immer ein gutmütig schlaues Lächeln, und er hatte das Aussehen eines Menschen, der sich mit Gedanken an etwas für ihn sehr Angenehmes und für den anderen sehr Überraschendes trägt. Die Hand in die Tasche gesteckt, ließ er die Scheine darin lustig knistern.

„Nein. Ich geh' nicht in die Stadt. Ich . . ." Gawrila keuchte und schluckte heftig. In ihm kochte ein Chaos von Wünschen, Worten, Gefühlen, die einander gegenseitig verzehrten und ihn brannten wie Feuer.

Tschelkasch blickte ihn zweifelnd an.

„Was ist dir denn?" fragte er.

„Hm. Ich . . . weiß nicht." Doch jäh errötete Gawrilas Gesicht, um im Augenblick darauf ebenso jäh zu erbleichen, beinahe grau zu werden. Er stampfte unruhig auf der Stelle, wie von irgendeinem wahnsinnigen Wunsche besessen . . . sich auf Tschelkasch zu stürzen oder irgend etwas anderes zu tun, das zu vollführen er die Kraft nicht besaß.

Unruhe ergriff Tschelkasch beim Anblick der schrecklichen Erregung, in der der Bursche sich befand. Noch wartete er, wie diese Erregung sich auslösen würde.

Gawrila begann sonderbar zu lachen; ein Lachen, das wie Schluchzen klang. Sein Kopf war gesenkt, und den Ausdruck seines Gesichtes konnte Tschelkasch nicht wahrnehmen; nur die Ohren waren zu sehen, sie waren abwechselnd rot und bleich.

„Dich mag der Teufel holen!" sagte Tschelkasch endlich wegwerfend. „Ich kann dich nicht verstehen. Hättest du dich etwa in mich verliebt? Drückt sich da herum wie ein verliebtes Mädel! Oder fällt dir die Trennung von mir so schwer? Milchbart, sprich! Was hast du? Was fehlt dir? Sonst geh' ich."

„Du gehst?" schrie Gawrila gellend auf.

Das öde, sandige Ufer schien von diesem Schrei zu erbeben; und es schien, die vom Meere angespülten Sandwellen gerieten auf einen Augenblick in wallende Bewegung. Auch Tschelkasch zuckte heftig zusammen. Plötzlich stürzte Gawrila von der Stelle los, auf der er stand, warf sich nieder zu Tschelkaschs Füßen, umfaßte sie mit bebenden Armen und zog sie heftig an sich. Tschelkasch schwankte, fiel schwer auf den Sand, knirschte mit den Zähnen und hob blitzschnell die geballte Faust. Doch zuzuschlagen hatte er nicht die Zeit. Gawrilas schüchternes, flehendes Flüstern bannte ihm die Hand in der Luft: „Freundchen! Gib es mir — dieses Geld. Um Christi willen gib es mir! Was machst du damit? In einer Nacht ist es hin . . . in einer einzigen Nacht. Und ich brauche Jahre dazu, so viel zusammenzubringen! Gib es! Ich werde für dich beten. Immer. Mein Leben lang. In drei Kirchen. Für dein Seelenheil. Du verputzt es ja nur. In alle Winde verstreust du es! Und ich stecke es in die Erde! Ach, gib, gib es mir. Du hast ja nichts davon! Und was kostet's dich? Eine Nacht, und du bist reich! Tu ein gutes Werk! Du bist ja sowieso verloren . . . hast keinen Weg mehr im Leben. Und ich? Ach, gib, gib mir das Geld!"

Erschreckt, erstaunt, erbost saß Tschelkasch auf dem Sande, zurückgebeugt und mit den Händen darauf gestützt; saß da und schwieg und starrte mit sonderbar aufgerissenen Augen diesen Bauernburschen an, der ihm wie von Sinnen mit dem Kopfe in die Knie stieß und seine Bitten in keuchendem Flüstern

ruckweise hervorhauchte. Er schob ihn von sich, sprang auf die Füße, steckte die Hand in die Tasche und warf ihm die Geldscheine ins Gesicht.

„Da, Hund! Friß!“ schrie er, vor Erregung, Mitleid und Haß zitternd, dieser gierigen Sklavenseele zu. Und kaum hatte er das Geld hingeworfen, veränderte sich sein ganzes Aussehen; er fühlte sich als Held, und das ging ihm über alles. Kühne Verwegenheit strahlte aus seinen Augen, zufriedengestellter Stolz aus seiner ganzen Gestalt.

„Selber wollte ich dir noch mehr geben, alles! Hatte gestern Mitleid mit dir. Erinnerte mich meiner eigenen Jugend und meines Dorfes und dachte, diesem Burschen mußt du helfen! Ich wartete nur noch, was du tun würdest, ob du mich selbst darum bitten würdest oder nicht? Und du! Ach, filziger Kerl! Bettlerseele du! Kann man sich denn wegen Geld so ... wegschmeißen? Narr! Gieriger Wurm! Kein Stolz in ihnen, keine Würde! Für einen Fünfer verkauft ihr euch an den ersten besten. Ach!“

„Täubchen! Erlöse dich Christus, wie du mich erlöst! Denn jetzt — jetzt! Das sind ja Tausende in meinen Händen! Jetzt bin ich reich“, jauchzte Gawrila in kindischer Verzückung und verbarg bebend das Geld an seiner Brust. „Ach du — Lieber! Mein Lebtag vergess' ich dir das nicht! Niemals! Meiner Frau, meinen Kindern werd' ich's bestellen: betet für ihn!“

Tschelkasch hörte diesem freudigen Stammeln zu, blickte in dieses strahlende, von gierigem Entzücken verzerrte Angesicht und fühlte, daß er — der Dieb, der heimatlose Vagabund, niemals so gierig, niedrig, so selbstvergessen sein könnte ... daß er es niemals sein würde! Und dieser Gedanke, dieses klare Empfinden, erfüllte ihn mit der stolzen, freudigen Erkenntnis seiner Freiheit, seiner Überlegenheit, und hielt ihn noch neben Gawrila an diesem öden Meeresufer zurück.

„Glücklich hast du mich gemacht!“ schrie Gawrila, Tschelkaschs Hand ergreifend und sie gegen sein Gesicht pressend.

Tschelkasch schwieg und zeigte die Zähne, wie ein Wolf, der zu lachen versucht. Gawrila aber fuhr mit seinen Ergüssen fort:

„Und ich? Du kannst dir's nicht denken, was ich für Gedanken hatte! Wir fahren hierher ... das Geld hatte ich schon gesehen ... und ich denke: ich hau' ihm eins über — dir nämlich! — mit dem Ruder. Trrrrach! das Geld zu mir ... und ihn ... ins Meer! Wer, denke ich, wird ihn denn suchen? Und findet man ihn auch — man wird's gewiß nicht eifrig untersuchen, wer ihn ... erschlagen! Er ist ja, dacht' ich, kein solcher, daß man seinetwegen großen Lärm machen würde. Unnütz ist er ja im Leben, auf der Welt. Schädlich sogar. Wer wird denn für ihn eintreten? Man wird sich noch freuen. Ja—ha! Solche Gedanken hab' ich gehabt!“

„Das Geld her!“ brüllte Tschelkasch schrecklich wild auf und faßte Gawrila an der Kehle.

Mit verzweifeltem Ruck riß sich Gawrila von diesem Griffe los, und Tschelkaschs Arm schlang sich nun um seinen Leib. Ein Knistern beim Zerreißen seines Hemdes, und Gawrila lag auf dem Sande, die Augen wie im Wahnsinn rollend, mit den Fingern krampfhaft in die Luft greifend, mit den Füßen toll strampelnd. Tschelkasch, steif, trocken, vornehm-räuberisch, lachte in kurzen, scharfen Stößen, die Zähne boshaft fletschend, und nervös zuckte ihm der Schnurrbart auf dem eckigen, verzerrten Gesicht. Noch niemals — in seinem ganzen Leben nicht, hatte ihm jemand so weh getan, und noch niemals war er so erbost gewesen.

„Also, glücklich habe ich dich gemacht? Jetzt vielleicht auch noch? Was?“ fragte er mitten aus seinem trockenen, bösen Lachen heraus, ließ ihn dann plötzlich los, sprang jäh auf, kehrte Gawrila den Rücken und schritt rasch in der Richtung nach der Stadt davon.

Noch keine drei Schritte hatte er getan, da sprang Gawrila in die Höhe, zusammengekauert wie eine Katze, hob kniend einen runden Stein auf und warf ihn nach Tschelkasch, boshaft schreiend: „Trrrrach!“

Tschelkasch schrie auf, griff nach seinem Nacken, schwankte nach vorwärts, drehte sich um und fiel aufs Gesicht in den Sand. Gawrila stand wie erstarrt vor ihm. Tschelkasch bewegte den Fuß, versuchte sich zu erheben und fiel wieder in den Sand, zuckend wie eine abgeschnellte Saite. Da lief Gawrila, was er konnte, in die Finsternis, dorthin, wo über der Steppe eine schwarze krause Wolke hing und wo Schatten und Dunkelheit lagen. Auf den Ufersand aufrollend, rauschten wie neugierig die Wellen, um gleich wieder schaudernd zurückzuschnellen. Ihr Schaum zischte, und das Wasser spritzte weit umher.

Es begann zu regnen. Der Regen, zuerst schwach, wurde schnell stärker und fiel bald ununterbrochen in dünnen Fäden dicht hernieder. Diese Wasserfäden bildeten ein Netz, das die Ferne der Steppe und die Ferne des Meeres verdeckte, und in diesem Netze verschwand Gawrila. Lange war nichts zu sehen als der Regen und der hagere, lange Menschenkörper, der dalag, auf dem Sand am Meere ausgestreckt. Und plötzlich war Gawrila mitten im Regen wieder da! Er lief, er flog wie ein Vogel, und zu Tschelkasch gelangt, fiel er wuchtig vor ihm nieder und begann ihn auf dem Boden umzudrehen. An der Hand fühlte er warmen, roten Schleim. Er zuckte zusammen und fuhr zurück, Wahnsinn auf dem bleichen Gesicht.

„Bruder ... steh doch auf!“ flüsterte er Tschelkasch ins Ohr, durch den Regenschauer übertönt.

Tschelkasch kam zu sich, stieß Gawrila fort und flüsterte heiser: „Geh ... fort!“

„Bruder, verzeih! Das hat der Teufel ...“, murmelte Gawrila, Tschelkaschs Hand mit Küssen bedeckend.

„Fort! Geh!“ röchelte jener.

„Nimm mir die Sünde von der Seele, Bruder, verzeih!"

„Geh... geh du... zum Teufel!" schrie Tschelkasch plötzlich und richtete sich auf. Sein Gesicht war bleich und böse, und die trüben Augen fielen ihm immer wieder zu, als kämpfe er mit unwiderstehlicher Schlafsucht. „Was willst du noch von mir? Du hast das Deine vollbracht, also geh! Geh... sag' ich dir!" und er wollte den gramvernichteten Gawrila mit dem Fuße von sich stoßen. Er konnte es aber nicht. Seine Kräfte verließen ihn wieder, und er wäre lang hingefallen, hätte ihn Gawrila nicht aufgefangen und an den Schultern gestützt. Tschelkaschs Gesicht war jetzt dicht vor Gawrilas Gesicht. Beide sahen bleich und schrecklich aus.

„Pfui!" rief Tschelkasch plötzlich und spie in die weitgeöffneten Augen des Burschen.

Demütig wischte sich dieser mit dem zerrissenen Ärmel seines Hemdes ab und murmelte:

„Tu was du willst. Ich wehre mich nicht. Nur vergib, vergib um Jesu Christi willen!"

„Schandkerl! Nicht einmal sündigen kannst du ordentlich!" rief Tschelkasch verächtlich, riß sich unter der Jacke ein Stück vom Hemd ab und begann sich zähneknirschend den Kopf zu verbinden. „Hast du mir das Geld weggenommen?" zischte er zwischen den Zähnen hervor.

„Ich hab' es nicht genommen! Ich will es nicht haben! Nur Unglück bringt das Geld!".

Tschelkasch griff in die Tasche seiner Jacke, zog das Geld hervor, tat davon einen Hunderter in die Tasche zurück und warf das ganze übrige Geld Gawrila vor die Füße: „Nimm und geh!"

„Ich nehm's nicht, Bruder! Ich kann nicht! Verzeih!"

„Nimm, sag' ich!" brüllte Tschelkasch, die Augen furchtbar rollend.

„Erst verzeih. Dann nehm' ich's!" sagte demütig Gawrila und fiel wieder zu Tschelkaschs Füßen nieder, auf den vom Regen ganz durchnäßten Sand.

„Du lügst! Du wirst es nehmen, Schandkerl!" sagte Tschelkasch fest und bestimmt, rückte des Burschen Kopf bei den Haaren in die Höhe und rieb ihm das Geld wütend unter die Nase. „Nimm! Nimm! Wirst wohl nicht umsonst gearbeitet haben! Nimm! Fürchte nichts mehr. Schäm dich auch nicht mehr, mich beinah erschlagen zu haben. Den Tod solcher Menschen, wie ich einer bin, rächt niemand. Danken würden sie dir's noch, wär's geschehen und sie hätten es erfahren. Na, nimm nur! Niemand wird von deinem Tun erfahren, und des Lohnes ist es wert!"

Gawrila merkte das Lachen, das in Tschelkaschs Augen traurig blitzte, und ihm wurde leichter zumute. Er drückte das Geld fest in der Hand zusammen.

„Bruder! Und wirst mir auch verzeihen? Willst nicht? Ach?" fragte er jammernd.

„Lieber..." Tschelkasch machte seinen Ton nach und erhob sich schwankend auf die Füße. „Wozu? Ich hab' dir nichts zu verzeihen. Heute du mich, morgen ich dich!"

„Ach, Bruder, Bruder!" seufzte Gawrila schmerzlich, den Kopf wie in Verzweiflung hin und her wiegend.

Tschelkasch stand vor ihm und lächelte seltsam; der Leinwandlappen auf seinem Kopfe rötete sich immer mehr und sah aus wie ein türkischer Fes.

Der Regen strömte nieder wie aus Eimern. Dumpf grollte das Meer, und seine Wellen schlugen hastig, zornig auf das Ufer.

Die beiden Menschen schwiegen.

„Nun, leb wohl!" sagte Tschelkasch spöttisch und kalt und wandte sich zum Gehen.

Er schwankte, seine Knie zitterten, und sonderbar hielt er den Kopf, als fürchte er, ihn zu verlieren.

„Verzeih, Bruder", bat Gawrila immer wieder.

„Schon gut", erwiderte Tschelkasch kalt und trat den Weg zur Stadt an.

Er schritt schwankend dahin und stützte den Kopf mit der linken Hand, während die rechte mechanisch, in gewohnter Geste an seinem braunen Schnurrbart zupfte.

Lange schaute ihm Gawrila nach, bis er im Regen verschwand. Der Regen wurde immer stärker und hüllte die Steppe in eine dichte, stahlgraue Finsternis. Dann nahm Gawrila seine triefende Mütze vom Kopfe, bekreuzte sich andächtig dreimal, warf einen Blick auf das Geld in seiner Hand und ging festen Schrittes am Ufer entlang, der Richtung, in der Tschelkasch verschwunden, entgegengesetzt.

Das Meer heulte. Es warf große, schwere Wogen auf den Ufersand, sie zu Schaum und Gischt zerschlagend. Der Regen schlug unverdrossen auf Erde und Wasser, der Wind heulte pfeifend. Überall ringsumher — Brüllen, Klatschen, Rollen — und vor Regen war weder Meer noch Himmel zu sehen.

Bald hatten die Wellen und der Regen die rote Stelle reingewaschen, wo Tschelkasch gelegen und geblutet; bald waren auch Tschelkaschs und Gawrilas Fußspuren im Sande weggewaschen, verwischt... Und auf dem öden Meeresufer blieb keine Spur übrig von dem kleinen Drama, das sich hier zwischen zwei Menschen abgespielt hatte.

DIE ALTE ISERGIL

1

Ich hörte diese Geschichte in Bessarabien, am Meeresstrande, in der Gegend von Akkerman.

Eines Abends, als die Moldawanen[1], mit denen ich zusammen bei der Weinlese arbeitete, ihr Tagespensum erledigt und sich an den Strand begeben hatten, war ich mit der alten Isergil im dichten Schatten der Weinreben liegengeblieben. Schweigend sahen wir die Silhouetten der Abgehenden in der tiefen nächtlichen Finsternis verschwinden.

Sie gingen singend und lachend davon, die Männer bronzebraun gebrannt, mit üppigen schwarzen Schnauzbärten und dichten, auf die Schultern herabfallenden Locken; die Frauen und Mädchen fröhlich, geschmeidig, mit dunkelblauen Augen, ebenfalls bronzefarben. Ihre seidigen schwarzen Haare hingen lose herab, und der warme leichte Wind spielte mit ihnen, daß die eingeflochtenen Münzen klirrten. Der Wind zog in einer breiten, gleichmäßigen Welle dahin, mitunter aber schien er über etwas Unsichtbares hinwegzuhüpfen, dann gab es einen heftigen Stoß, und die Haare der Weiber flatterten wie phantastische Mähnen um ihre Köpfe. Das machte sie zu seltsamen Märchengestalten. Sie entfernten sich immer mehr von uns, und Nacht und Phantasie schmückten sie immer schöner aus.

Jemand spielte Geige. Ein Mädchen sang mit weicher Altstimme. Irgendwo wurde gelacht.

Die Luft war durchtränkt von dem scharfen Geruch des Meeres und den fetten Ausdünstungen des Bodens, den gegen Abend ein sehr ausgiebiger Regen getränkt hatte. Auch jetzt noch hingen Wolkenfetzen am Himmel, üppig, sonderbar geformt und gefärbt, hier weich wie Rauchschwaden, silbergrau und aschblau, dort scharfgeschnitten wie Felskanten, mattschwarz oder braun. Dazwischen schimmerte freundlich das dunkle Blau des Himmels durch, geschmückt mit den Goldkörnchen der Sterne. Das alles — Töne und Düfte, Wolken und Menschen — war seltsam schön und wehmutsvoll, war wie die Einleitung eines wundersamen Märchens. Und alles schien in seinem Wachstum zu stocken, abzusterben; das Stimmengewirr erlosch, je weiter es sich entfernte, verwandelte sich in ein wehmütiges Seufzen.

„Warum bist du nicht mit ihnen gegangen?" fragte die alte Isergil und nickte mir zu.

Die Zeit hatte sie ganz krumm gebogen, die einst schwarzen Augen waren trüb und tränten. Ihre heisere Stimme klang seltsam, sie knarrte, als wenn die Alte mit den Knochen redete.

„Ich will nicht", antwortete ich.

„Uff, ihr Russen kommt als Greise auf die Welt. Immer seid ihr finster wie Dämonen. Unsere Mädchen haben Angst vor dir. Und bist doch noch jung und kräftig."

Der Mond ging auf. Seine Scheibe war groß, blutigrot, sie schien emporgestiegen aus dem tiefen Schoß dieser Steppe, die zeit ihres Lebens so viel Menschenfleisch verschlungen und Blut getrunken hatte, wovon sie wohl auch so fett und üppig geworden war. Gezackte Blätterschatten legten sich über uns, hüllten mich und die Alte wie in ein Netz ein. Über die Steppe links von uns liefen Wolkenschatten, durchtränkt von dem blauen Mondesglanz; sie waren durchsichtiger und heller geworden.

„Sieh, da kommt Larra!"

Mein Blick folgte der ausgestreckten zitternden Hand der Alten mit den krummen Fingern; ich sah schwebende Schatten; es waren sehr viele, und einer, dunkler und dichter als die anderen, bewegte sich schneller und niedriger — er wurde von einem Wolkenfetzen geworfen, der tiefer zur Erde herabhing als die andern und schneller lief als sie.

„Niemand ist da", sagte ich.

„Du bist blinder als ich alte Frau. Da, sieh — da läuft er über die Steppe, der Schwarze!"

Ich sah noch einmal hin und sah auch jetzt nichts als einen Schatten.

„Das ist doch nur ein Schatten. Warum nennst du ihn Larra?"

„Weil er es ist. Er ist jetzt wie ein Schatten geworden. Es war Zeit! Er ist viele tausend Jahre alt, die Sonne hat seinen Leib, sein Blut, seine Knochen ausgedörrt, und der Wind hat sie verweht. Das kann Gott dem Menschen antun für seinen Hochmut!"

„Erzähle mir, wie das kam!" bat ich die Alte, denn ich ahnte, daß ich nun eines der schönsten Steppenmärchen hören würde.

Und sie erzählte mir dieses Märchen.

„Viele tausend Jahre sind vergangen, seit dieses geschehen ist. Weit jenseits des Meeres, im Osten, liegt das Land des großen Stromes, und in diesem Lande gibt jedes Blatt am Baume und jeder Grashalm so viel Schatten, wie der Mensch braucht, um sich vor der Sonne zu schützen, die dort grausam heiß brennt. So fruchtbar ist die Erde in dem Lande.

Es lebte dort ein mächtiger Volksstamm. Die Leute hüteten ihre Herden und bewährten ihre Kraft und ihren Mut auf der Jagd; und wenn sie heimgekehrt waren, zechten sie, sangen Lieder und spielten mit den Mädchen.

Einst bei einem Festgelage ward eines der Mädchen — es war schwarzhaarig und zart wie die

[1] Die Bewohner des Moldaugebietes. *(Anm. d. Red.)*

Nacht — von einem Adler geraubt, der aus dem Himmelsblau herabstieß. Die Pfeile, die die Männer auf ihn abschossen, fielen kläglich auf die Erde zurück. Da zog man aus, das Mädchen zu suchen, aber man fand es nirgends. Und man vergaß sie, wie man alles auf Erden vergißt."

Die Alte seufzte und verstummte. Ihre knarrende Stimme klang wie das Murren aller vergessenen Jahrhunderte, die durch ihre Brust wie Schatten der Erinnerung zogen. Und das Meer machte die leise Begleitmusik zu der alten Sage, die vielleicht an seiner Küste entstanden war.

„Aber nach zwanzig Jahren kam sie selbst wieder, abgemagert, ausgemergelt, und mit ihr war ein Jüngling, schön und kräftig, wie sie vor zwanzig Jahren gewesen war. Und als man sie fragte, wo sie gewesen sei, erzählte sie, daß der Adler sie in die Berge geschleppt und mit ihr wie mit seinem Weibe gelebt habe. Der Jüngling sei sein Sohn, der Vater aber nicht mehr am Leben; als er gemerkt habe, daß seine Kräfte schwanden, habe er sich ein letztes Mal emporgeschwungen zum Himmel, habe dann die Flügel gesenkt und sich auf die Felszacken fallen lassen, wo er denn auch den Tod gefunden.

Alle blickten mit Staunen auf den Adlerssohn und sahen, daß er nicht besser war als sie, nur seine Augen waren kalt und stolz, wie beim König der Vögel. Sie sprachen mit ihm, und er antwortete, wenn er wollte, oder schwieg, und als die Ältesten des Stammes kamen, redete er mit ihnen wie mit seinesgleichen. Das ärgerte sie; sie nannten ihn einen unbefiederten Pfeil mit ungeschärfter Spitze und wollten mit Ehrfurcht behandelt werden, weil ihnen Tausende von seiner Art und Tausende, die doppelt so alt wären wie er, gehorsam wären. Er aber sah sie mutig an und erwiderte, Männer seiner Art gebe es nicht mehr, und wenn auch alle ihnen Ehrfurcht bezeigten, so wolle er es doch nicht tun. Oh, da wurden sie ganz böse! Und im Zorne sprachen sie:

‚Er gehört nicht zu uns! Er mag hingehen, wohin er will!'

Er lachte und ging hin, wohin er wollte — zu einem schönen Mädchen, das ihn scharf angeblickt hatte. Er ging auf sie zu und umarmte sie. Sie aber war die Tochter eines der Ältesten, die ihn verurteilt hatten. Und obgleich er schön war, stieß sie ihn von sich, denn sie hatte Furcht vor ihrem Vater. Sie stieß ihn von sich und ging weg, er aber schlug sie, und als sie hinfiel, trat er mit seinem Fuß auf ihre Brust, so daß das Blut aus ihrem Munde zum Himmel spritzte. Das Mädchen stöhnte tief auf, wand sich wie eine Schlange und starb.

Alle, die das sahen, wurden von Schrecken gepackt — es war das erstemal, daß vor ihren Augen ein Weib getötet ward. Und lange schwiegen alle und sahen sie an, wie sie dalag mit geöffneten Augen und blutigem Munde, und ihn, der allein ihnen entgegenstand, neben ihr, stolz, ohne den Kopf zu senken, als hätte er ein gerechtes Strafgericht vollzogen. Als die Leute zu sich kamen, ergriffen sie den Jüngling, banden ihn und ließen ihn liegen, denn sie meinten, ihn sofort zu töten, wäre zu einfach und könnte sie nicht befriedigen."

Die Nacht schritt weiter fort; seltsame, leise Töne erfüllten sie. In der Steppe pfiffen wehmütig die Zieselmäuse, im Blätterwerk des Weins zitterte das gläserne Zirpen der Grillen, die Blätter seufzten und flüsterten, die volle Mondsichel, erst blutigrot, wurde blaß, da sie sich von der Erde entfernte, und immer freigebiger ließ sie ihren bläulichen Schimmer über die Steppe strömen.

„Und da traten sie zusammen, um eine Strafe zu ersinnen, die des Verbrechens würdig gewesen wäre. Sie wollten ihn von Pferden zerreißen lassen, doch das dünkte ihnen zu wenig; sie wollten jeder einen Pfeil auf ihn abschießen, aber sie lehnten auch dieses ab; man schlug vor, ihn zu verbrennen, aber der Rauch hätte sie seine Qualen nicht deutlich genug sehen lassen; und noch vieles andere wurde vorgeschlagen — aber nichts fand sich darunter, das allen gepaßt hätte. Seine Mutter lag vor den Männern auf den Knien und schwieg. Sie fand weder Tränen noch Worte, um Schonung zu bitten.

Lange redeten sie so, und endlich sprach ein Weiser nach langem Sinnen: ‚Wir wollen ihn fragen, warum er das getan hat.'

Sie fragten ihn. Er sprach:

‚Bindet mich los, gefesselt rede ich nicht!'

Als sie die Fesseln gelöst hatten, fragte er verächtlich, als wären sie seine Knechte:

‚Was wollt ihr von mir?'

‚Du hast gehört ...', begann der Weise.

‚Wozu soll ich euch mein Tun erklären?'

‚Damit wir dich verstehen. Höre zu, Hochmütiger! Du mußt ja doch sterben. Lehre uns deine Tat wenigstens begreifen! Wir bleiben ja am Leben, und es ist nützlich, mehr zu wissen, als wir wissen.'

‚Gut, ich will's euch sagen, wenn ich vielleicht auch selbst das Geschehene nicht richtig verstehe. Ich habe sie, glaube ich, getötet, weil sie mich von sich stieß. Ich aber mußte sie besitzen.'

‚Sie gehört aber nicht dir', sagte man zu ihm.

‚Besitzt ihr denn nur das, was euch gehört? Ich sehe, daß dem Menschen nur seine Zunge, seine Hände, seine Füße gehören. Dennoch besitzt ihr alle Tiere, Weiber, Land und noch vieles andere.'

Sie sagten ihm darauf, daß der Mensch für alles, was er sich aneigne, zu zahlen habe: mit seinem Geist, seiner Kraft, mitunter auch seinem Leben. Er aber antwortete, daß er sich heil erhalten wolle.

Lange noch redeten sie mit ihm und überzeugten sich endlich, daß er sich für den Ersten auf Erden hielt und außer seiner eigenen Person nichts sah. Es wurde den Männern sogar bange, als sie begriffen, zu welch tiefer Einsamkeit er sich selbst ver-

dammt hatte! Er hatte kein Volk, keine Mutter, kein Weib, kein Vieh, und er wollte auch nichts davon haben.

Als die Leute das erkannt hatten, fingen sie wieder an zu beraten, weil sie ihn doch strafen wollten. Jetzt aber redeten sie nicht mehr lange; der Weise, der an ihrem Wortgefecht nicht teilgenommen hatte, erhob plötzlich die Stimme:

‚Halt! Ich weiß eine Strafe. Es ist eine furchtbare Strafe; in tausend Jahren erfindet ihr keine schrecklichere. Seine Strafe liegt in ihm selbst! Laßt ihn laufen, gebt ihm die Freiheit! Das soll seine Strafe sein.'

Und hier geschah etwas Gewaltiges. Ein Donnerschlag ertönte, obgleich der Himmel wolkenlos war. Die himmlischen Mächte stimmten der Rede des Weisen bei. Alle neigten sich zur Erde und gingen dann auseinander. Jener Jüngling aber, der nun den Namen Larra erhielt — und das heißt: der Ausgestoßene, der Verworfene —, jener Jüngling lachte laut hinter den Leuten her, die ihn verstoßen hatten, er freute sich, allein und frei zu sein wie sein Vater. Doch sein Vater war ja kein Mensch gewesen, er aber war ein Mensch! Und nun lebte er, frei wie ein Vogel. Er kam in die Siedlungen, raubte Vieh und Mädchen, alles, was er wollte. Man schoß nach ihm, aber die Pfeile konnten seinen Körper nicht verletzen, den das höchste Strafgericht in einen unsichtbaren Panzer gehüllt hatte. Er war gewandt, raublustig, stark und grausam und trat nie einem Menschen von Angesicht zu Angesicht gegenüber. Man sah ihn nur von ferne. Und so kreiste er lange einsam um die Menschen herum, viele Jahrzehnte lang. Einmal kam er nahe zu den Menschen heran, und als sie sich auf ihn stürzten, rührte er sich nicht von der Stelle und gab durch nichts zu verstehen, daß er sich verteidigen wolle. Da erriet einer von den Leuten seine Absicht und rief mit lauter Stimme:

‚Rührt ihn nicht an, er will sterben!'

Und alle stockten, denn sie wollten das Schicksal dessen, der ihnen Böses getan hatte, nicht erleichtern, indem sie ihn töteten. Sie standen da und lachten über ihn. Er aber zitterte, da er dieses Lachen hörte, und tastete immer auf seiner Brust herum, als suchte er etwas. Und plötzlich stürzte er sich, einen mächtigen Stein schwingend, auf die Leute. Sie aber wichen seinen Schlägen aus und berührten ihn nicht, und als er ermattet mit einem jämmerlichen Aufschrei zu Boden sank, da traten sie zur Seite und beobachteten ihn von ferne. Er richtete sich auf, griff nach einem Messer, das einer im Kampfgedränge hatte fallen lassen, und stieß es sich in die Brust. Allein, das Messer zerbrach, als hätte er es auf einen Stein gestoßen. Und wieder warf er sich nieder und schlug lange mit dem Kopf gegen die Erde. Aber die Erde wich ihm aus und bildete Gruben an den Stellen, die sein Haupt berührte.

‚Er kann nicht sterben', sagten die Leute erfreut.

Und sie ließen ihn allein. Er lag auf dem Rücken und sah hoch am Himmel schwarzen Punkten gleich die gewaltigen Adler schweben. In seinen Augen war so viel Jammer, daß man damit alle Menschen der Welt hätte vergiften können. Und von da ab blieb er allein und frei und wartet auf seinen Tod. Und er irrt überall umher und findet keine Ruhe. Siehst du, er ist schon zum Schatten geworden, und so wird er ewig bleiben. Er versteht weder die Reden der Leute noch ihre Taten — nichts. Und immer sucht er, sucht und irrt umher. Er kann nicht mehr leben, aber auch der Tod lächelt ihm nicht. Es ist kein Platz für ihn unter den Menschen. So ward der Mensch für seinen Hochmut bestraft."

Die Alte seufzte und verstummte. Ihr Kopf sank auf die Brust herab und schwankte etliche Male seltsam hin und her.

Ich sah sie an. Die Alte kämpfte mit dem Schlaf, schien mir.

Und sie tat mir mit einemmal furchtbar leid. Den Schluß der Geschichte hatte sie in feierlich drohendem Ton erzählt, und doch glaubte ich eine bange, sklavische Note mit herauszuhören.

Am Strande wurde gesungen. Es klang sehr merkwürdig. Eine Altstimme fing an — sie sang zwei oder drei Noten, dann fiel eine zweite Stimme ein, die das Lied von vorn begann. Die erste aber blieb ihr immer die paar Töne voraus. Dann schloß sich eine dritte, vierte, fünfte in der gleichen Weise an. Und dann wurde dasselbe Lied noch einmal, und zwar wieder von Anfang an, von einem Chor von Männerstimmen gesungen. Jede Frauenstimme klang ganz für sich, alle schienen sie verschiedenfarbige Bäche zu sein, die von einer Höhe über stufiges Gelände hüpfend und plätschernd herabströmten und endlich in die breite, gleichmäßig dahinfließende Welle der Männerstimmen mündeten, in ihr untertauchten, sich wieder emporrangen, sie übertönten und sich wieder, eine nach der anderen, emporschwangen, rein und stark, hoch empor.

Das Rauschen des Meeres wurde vom Gesang völlig übertönt.

2

„Hast du irgendwo schon so singen gehört?" fragte Isergil, den Kopf hebend und mit dem zahnlosen Munde lächelnd.

„Nein, ich habe nie dergleichen gehört."

„Und wirst du auch nirgends hören. Wir singen gern. Nur schöne Menschen können gut singen, schöne Menschen, die das Leben liebhaben. Wir haben das Leben lieb. Sieh doch, sind die Leute, die dort singen, nicht todmüde nach des Tages Arbeit? Von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang haben sie gearbeitet, nun geht der Mond auf, und sie singen. Leute, die nicht zu leben verstehen, würden sich schlafen legen. Die aber das Leben liebhaben, die singen."

„Aber wer an seine Gesundheit denkt...", fing ich an.

„Gesundheit — was heißt Gesundheit? Wenn du Geld hättest, würdest du es nicht ausgeben? Die Gesundheit ist auch eine Art Geld. Weißt du, was ich machte, als ich jung war? Ich webte Teppiche von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang und stand kaum einen Augenblick vom Webstuhl auf. Ich war so lebhaft wie ein Sonnenstrahl und mußte unbeweglich dasitzen wie ein Stein. Und ich saß manchmal so lange, daß alle meine Knochen zu knacken anfingen. Kaum aber war die Nacht da, so lief ich zu ihm, den ich liebhatte, und wir küßten uns. Und so trieb ich's drei Monate, solang diese Liebe währte. Jede Nacht in dieser Zeit war ich bei ihm. Und sieh, wie alt ich dabei geworden bin, Blut und Kraft haben ausgereicht! Und wieviel habe ich geliebt, wieviel Küsse gegeben und bekommen!"

Ich sah ihr ins Gesicht. Die schwarzen Augen waren immer noch trübe, die Erinnerung hatte sie nicht beleben können. Das Mondlicht fiel auf ihre trockenen, aufgesprungenen Lippen, das spitze Kinn mit den grauen Härchen und die runzlige Nase, die gebogen war wie ein Eulenschnabel. An Stelle der Wangen hatte sie nur schwarze Gruben, und in einer von ihnen lag eine Strähne aschgrauen Haares, die sich unter dem roten Lappen, der um den Kopf geschlungen war, hervorgestohlen hatte. Die Haut auf dem Gesicht, dem Hals und den Armen war durchfurcht von Runzeln, und bei jeder Bewegung der Alten mußte man fürchten, daß dieses brüchige Leder sich auflösen, in Stücke zerfallen und ein nacktes Skelett mit trüben schwarzen Augen zutage treten werde.

Sie fing wieder an, mit ihrer knarrenden Stimme zu erzählen:

„Ich lebte mit meiner Mutter in der Nähe von Falmi, hart am Ufer des Byrlat. Ich war fünfzehn Jahre alt, als er vor unserem Hofe erschien. Er war sehr groß, geschmeidig, schwarzhaarig, lustig. Er saß im Boot und rief mit heller Stimme zu unseren Fenstern herauf:

‚Heda, habt ihr nicht Wein und was zu essen für mich?'

Ich schaute aus dem Fenster durch die Zweige der Eschen, und was sah ich? Der Fluß war ganz blau vom Mondlicht, und er, in weißem Hemd, mit breitem Gürtel, dessen Enden an der Seite tief herabhingen, stand mit dem einen Fuß im Boot, mit dem andern am Ufer. Er schaukelte hin und her und sang. Als er mich erblickte, sagte er:

‚So ein schönes Mädchen wohnt hier! Und ich habe nichts davon gewußt!' Gerade, als wenn er alle schönen Mädchen schon kannte! Ich brachte ihm Wein und gekochtes Schweinefleisch. Und vier Tage danach hatte ich mich ihm schon ganz gegeben... Wir ließen uns ganze Nächte lang im Boot treiben. Er kam herausgerudert und pfiff leise wie eine Zieselmaus; dann sprang ich wie ein Fisch aus dem Fenster in den Fluß. Und dann ruderten wir los... Er war ein Fischer vom Pruth, und als meine Mutter alles erfahren und mich verprügelt hatte, redete er mir immer zu, ich solle mit ihm in die Dobrudscha gehen und noch weiter in die Donausümpfe. Aber damals gefiel er mir schon nicht mehr — er konnte nur singen und küssen, nichts weiter. Mir war das schon langweilig geworden. Damals trieben sich die Huzulen[1] in ganzen Banden in der Gegend herum, und alle hatten sie ihre Liebsten dort. Die hatten ein lustiges Leben! Da wartet eine auf ihren Jungen aus den Karpaten, wartet und denkt, er säße schon im Gefängnis oder wäre bei einer Prügelei ums Leben gekommen — und plötzlich steht er vor ihr, allein oder auch mit zwei Genossen, wie vom Himmel gefallen! Schöne Geschenke bringt er mit — die zu erbeuten, war ja eine Kleinigkeit! Und er zecht bei ihr und rühmt sich ihrer vor seinen Gefährten. Und das gefällt ihr. Ich bat nun eine Freundin, die einen Huzulen hatte, sie mir zu zeigen. Wie sie hieß? Das habe ich vergessen. Ich vergesse jetzt alles. Es ist so lange her, und nach und nach vergißt man alles. Sie machte mich mit einem Burschen bekannt. Hübsch war er! Rothaarig, ganz rot — Schnurrbart und Locken! Ein Feuerkopf! Und er war so traurig, manchmal sehr zärtlich, aber manchmal konnte er wie ein wildes Tier um sich schlagen und brüllen. Einmal schlug er mich ins Gesicht. Da sprang ich ihm wie eine Katze an die Brust und bohrte meine Zähne in seine Backe. Seitdem hatte er eine Narbe auf der Backe, und er hatte es gern, wenn ich sie küßte."

„Und wo war der Fischer geblieben?" fragte ich.

„Der Fischer...? Der... der war auch da... Er hatte sich ihnen angeschlossen, den Huzulen. Erst redete er mir immer zu, drohte, mich zu ertränken, dann aber ließ er es gut sein, ging zu den Huzulen und fand eine andere. Sie wurden beide zusammen gehängt, der Fischer und der rothaarige Huzule. Ich habe zugesehen. Das war in der Dobrudscha. Der Fischer war ganz bleich und weinte, der Huzule aber schmauchte seine Pfeife. Die Pfeife im Munde, die Hände in den Hosentaschen, ein Schnurrbartende liegt auf der Schulter, das andere hängt auf die Brust. So ging er zum Galgen. Als er mich erblickte, nahm er die Pfeife aus dem Munde und rief mir zu: ‚Leb wohl!' Ich habe ein ganzes Jahr um ihn getrauert. Ach ja! Das passierte ihnen, als sie schon wieder zurück in die Karpaten wollten. Sie besuchten noch zu guter Letzt einen Rumänen, und da wurden sie erwischt. Nur diese beiden, ein paar andere wurden getötet, die übrigen entwischten. Sie haben's aber dem Rumänen später heimgezahlt. Haben seinen Hof niedergebrannt und die Mühle und das Getreide. Er mußte betteln gehen."

---

[1] Ukrainischer Volksstamm in den Karpaten. *(Anm. d. Red.)*

„Das hast du gemacht?“ fragte ich aufs Geratewohl.

„Die Huzulen hatten viele Freunde, ich war nicht allein. Wer ihr bester Freund war, der hat ihnen diese Gedächtnisfeier veranstaltet.“

Der Gesang am Strande war bereits verstummt, nur noch das Rauschen der Meereswellen begleitete die Rede der Alten. Das nachdenkliche, unruhige Rauschen paßte gut zu der Geschichte eines unruhigen Lebens. Die Nacht wurde immer milder, und immer weiter breitete sich der blaue Glanz des Mondes aus, und immer leiser wurde das unbestimmte Geräusch, das vom geheimen Leben der unsichtbaren Nachtgeschöpfe zeugte. Es wurde vom Rauschen der Wellen übertönt, denn der Wind wehte jetzt stärker.

„Dann habe ich noch einen Türken geliebt! Ich war in seinem Harem in Skutari. Eine ganze Woche war ich dort, es war nicht so übel. Nur langweilig. Weiber, Weiber, lauter Weiber. Er hatte ihrer acht. Den ganzen Tag aßen sie, schliefen oder schwatzten dummes Zeug. Oder zankten sich, gackerten wie Hennen. Er war nicht mehr jung, dieser Türke. Fast ganz grau und so würdevoll, ein reicher Mann. Redete wie ein Fürst. Schwarze Augen. Ehrliche Augen — sie sahen einem geradewegs in die Seele hinein. Er betete sehr gern. Ich sah ihn in Bukarest. Er ging über den Markt, wie ein König, und blickte so würdevoll, so stolz. Ich lächelte ihm zu. Noch am selben Abend ergriffen sie mich auf der Straße und brachten mich zu ihm. Er handelte mit Sandelholz und Palmöl und war nach Bukarest gekommen, um etwas einzukaufen. ‚Kommst du mit?‘ fragte er. ‚Gewiß doch!‘ ‚Recht so!‘ Und ich reiste mit ihm ab. Er war ein reicher Mann, dieser Türke. Und einen Sohn hatte er, einen schwarzhaarigen, schlanken Jungen. Er war wohl sechzehn Jahre alt. Mit ihm lief ich davon. Nach Bulgarien, nach Lom-Palanke. Dort stieß mir eine Bulgarin ihr Messer in die Brust, weil ich ihr den Bräutigam oder den Mann abspenstig gemacht haben sollte — ich weiß es nicht mehr. Ich lag lange im Kloster krank. In einem Nonnenkloster natürlich. Mich pflegte ein junges Mädchen, eine Polin. Und aus einem anderen Kloster — bei Arzer-Palanke, glaube ich — kam ihr Bruder zu ihr, der war auch Mönch. So ein kleiner Kerl ... wand sich vor mir wie ein Wurm ... Als ich gesund geworden war, ging ich mit ihm nach Polen.“

„Erlaub mal! Und der kleine Türke?“

„Der Junge? Der war gestorben. Vor Heimweh oder vor Liebe verdorrte er wie ein junges Bäumchen, das zuviel Sonne hat ... Er vertrocknete richtig. Ich weiß noch, wie er dalag, ganz durchsichtig und bläulich, wie ein Eiszäpfchen, aber immer noch brannte die Liebe in ihm. Und immer bat er, ich solle mich zu ihm niederbeugen und ihn küssen. Ich hatte ihn lieb und küßte ihn viel. Dann ging es ihm ganz schlecht; er konnte sich kaum noch rühren. Er bat so jämmerlich, wie ein Bettler um ein Almosen, ich sollte mich neben ihn legen und ihn erwärmen. Ich legte mich zu ihm. Kaum lag ich bei ihm, da fing er mit einemmal zu glühen an. Einmal erwachte ich, und da war er schon ganz kalt ... tot ... Ich weinte um ihn. Wer kann es wissen? Vielleicht habe ich ihn getötet. Ich war damals doch schon doppelt so alt als er. Und war so voll Saft und Kraft. Und er? Ein Knabe!“

Sie seufzte und — zum erstenmal sah ich es bei ihr — schlug dreimal ein Kreuz, die verdorrten Lippen flüsterten leise.

„Nun? Du gingst also nach Polen“, mahnte ich.

„Ja, mit jenem kleinen Polacken. Er war ein lächerlicher und gemeiner Kerl. Wenn er ein Weib nötig hatte, dann umschmeichelte er mich wie ein Kater, und von seinen Lippen floß es wie heißer Honig. Und wenn er mich nicht brauchte, dann schlug er mich mit rohen Worten wie mit einer Peitsche. Einmal gingen wir an einem Fluß entlang, und da sagte er mir ein stolzes und kränkendes Wort. Oh, oh! Da wurde ich aber böse! Ich kochte wie Pech! Ich nahm ihn auf meine Arme — er war ja so klein — und hob ihn in die Höhe wie ein Kind. Und dabei preßte ich ihm die Hüften so zusammen, daß er ganz blau wurde. Dann holte ich aus und warf ihn ins Wasser. Er schrie. Das klang sehr komisch. Ich sah von oben zu, wie er im Wasser zappelte und spritzte. Endlich ging ich weg. Und habe ihn nicht mehr gesehen. Darin habe ich Glück gehabt: ich bin später nie mehr den Männern begegnet, die ich einmal liebte. Das sind keine guten Begegnungen, es ist, als kämen die Toten wieder.“

Die Alte verstummte mit einem Seufzer. Ich versuchte mir die Männer vorzustellen, die sie zum Leben erweckt hatte. Da der brandhaarige, schnurrbärtige Huzule, der, ruhig sein Pfeifchen schmauchend, in den Tod geht. Er hat gewiß kalte blaue Augen, die alle Dinge streng betrachten. Neben ihm der schwarzbärtige Fischer vom Pruth; er weint, weil er nicht sterben will; in seinem von der Todeswehmut gebleichten Gesicht sind die fröhlichen Augen trüb geworden, und der tränenbenetzte Schnurrbart hängt traurig zu beiden Seiten des verzerrten Mundes herab. Und da der alte, würdevolle Türke, gewiß ein Fanatiker und Despot, und neben ihm der Sohn, eine bleiche, gebrechliche Blume des Ostens, vergiftet von den heißen Küssen. Weiter der eitle Pole, galant und grausam, beredt und hungrig. Sie alle sind nur blasse Schatten, doch jene, die sie küßten, sitzt neben mir, noch lebend, aber ausgedörrt von der Zeit, ohne Fleisch, ohne Blut, mit einem Herzen ohne Wünsche, Augen ohne Feuer — auch nicht viel mehr als ein Schatten. Sie erzählte weiter:

„In Polen wurde mir das Leben schwer. Die Leute dort sind kaltherzig und verlogen. Ich kannte auch ihre Schlangensprache nicht. Sie zischen alle so. Warum zischen sie? Gott hat ihnen diese Schlan-

gensprache gegeben, weil sie Lügner sind. Ich kam dahin, ohne zu wissen, in was für ein Land ich geraten war. Ich sah sie, wie sie sich zum Aufruhr gegen euch Russen bereiteten. Ich kam in die Stadt Bochnia. Da kaufte mich ein Jude, nicht für sich, sondern um mit mir zu handeln. Ich fügte mich ihm. Um leben zu können, muß man etwas verstehen. Ich verstand nichts und mußte daher mit meinem eigenen Leibe zahlen. Aber ich dachte damals: wenn ich mir etwas Geld verschafft habe, um an den Byrlat heimkehren zu können, dann zerreiße ich alle Ketten, mögen sie noch so stark sein. So lebte ich dort. Reiche Herren besuchten mich und zechten bei mir. Das kam ihnen teuer zu stehen. Sie schlugen sich meinetwegen, ruinierten sich. Einer warb lange Zeit um mich und dachte sich endlich dieses aus: er kam zu mir, und hinter ihm ging sein Diener mit einem Sack. Der Herr nahm den Sack in die Hand und stülpte ihn mir über den Kopf. Goldmünzen schlugen gegen meinen Schädel, und es machte mir Spaß, ihr Klirren zu hören, wenn sie auf den Boden fielen. Und dennoch warf ich den polnischen Herrn hinaus. Er hatte ein so dickes, fleischiges Gesicht, und sein Bauch war wie ein großes Kissen. Er schaute drein wie ein sattes Schwein. Ja, ich warf ihn hinaus, obgleich er mir sagte, er habe alle seine Güter und Häuser und Pferde verkauft, um mich mit Gold zu überschütten. Ich liebte damals einen vornehmen Herrn mit vielen Narben im Gesicht. Sein ganzes Gesicht war kreuz und quer von den Säbeln der Türken zerhackt, gegen die er vor kurzem mit den Griechen gekämpft hatte. Das war ein Mann! Was gingen ihn, den Polen, die Griechen an! Aber er ging zu ihnen und kämpfte mit ihnen gegen seine Feinde. Er war voller Wundmale, ein Auge hatten sie ihm ausgeschlagen, und an der linken Hand waren zwei Finger weg. Was gingen ihn, den Polen, die Griechen an? Das war's: er wollte ein Held sein! Und wenn ein Mensch ein Held sein will, dann vollbringt er auch Heldentaten und findet überall Gelegenheit dazu. Im Leben, weißt du, gibt es viele Gelegenheiten zu Heldentaten. Und wer sie nicht findet, der ist einfach ein Faulpelz oder Feigling, oder er versteht nichts vom Leben, denn wenn die Menschen das Leben verstünden, so würde jeder eine Spur hinterlassen wollen. Und dann würde das Leben die Menschen nicht restlos verschlingen. Oh, dieser Zerhackte war ein braver Mann! Er war bereit, bis ans Ende der Welt zu gehen, um etwas zu vollbringen! Gewiß haben eure Leute ihn beim Aufruhr erschlagen. Warum seid ihr gegen die Ungarn ausgezogen? Na, na, schweig schon lieber!"

Und nachdem sie mir Schweigen geboten hatte, verstummte die Alte plötzlich selbst und versank in Gedanken.

„Ich kannte auch einen Ungarn. Er verließ mich eines Tages, es war im Winter, und erst im Frühling, als der Schnee geschmolzen war, fand man ihn im Felde mit einer Kugel im Kopf. Jawohl! Siehst du — die Liebe rafft die Leute hin wie die Pest; wollte man nachzählen, es wären nicht weniger... Wovon sprach ich? Richtig, von Polen... Ja, dort spielte ich mein letztes Spiel. Ich lernte einen Schlachtschitzen kennen. Das war ein hübscher Kerl! Ich war schon alt, ach, wie alt! Ob schon vierzig? Könnte wohl sein! Und er war stolz und von uns Weibern verwöhnt. Er hat mich viel gekostet, ja. Er wollte mich so ohne weiteres nehmen, ich gab mich ihm aber nicht. Ich bin nie Sklavin gewesen, niemals. Mit dem Juden war ich schon fertig, ich hatte ihm viel Geld gegeben. Ich lebte damals schon in Krakau. Ich hatte alles, Pferde, Gold, Dienstboten. Er kam zu mir, der stolze Dämon, und wollte immer, daß ich ihm in die Arme falle. Wir wetteten schließlich ... Ich weiß, daß ich dadurch sogar häßlich wurde. Das zog sich lange hin. Ich erreichte, was ich wollte: er bettelte auf den Knien um meine Liebe. Aber kaum hatte er mich gehabt, da ließ er mich sitzen. Da begriff ich, daß ich alt geworden war. Ach, das kam mir hart an! Sehr hart! Ich liebte ihn doch, diesen Teufel, und er, er lachte, wenn er mir begegnete. Er war ein gemeiner Kerl! Und er verspottete mich auch vor den andern Leuten, das wußte ich. Oh, das tat mir weh! Aber er war doch da, in meiner Nähe, ich konnte mich an seinem Anblick freuen. Und als er in den Krieg gegen die Russen zog, da wurde mir das Herz sehr schwer. Ich wollte mich bezwingen, aber ich vermochte es nicht. Und ich beschloß, mit ihm zu ziehen. Er befand sich in der Nähe von Warschau, in einem Walde.

Aber als ich hinkam, erfuhr ich, daß eure Leute sie schon geschlagen hatten und daß er gefangen war in einem Dorf in der Nachbarschaft.

Also, dachte ich, sehe ich ihn nicht mehr wieder. Und ich wollte ihn doch so gerne wiedersehen. Ich versuchte zu ihm zu gelangen. Verkleidete mich als lahme Bettlerin, verband mir das Gesicht und ging in das Dorf, wo sie ihn gefangenhielten. Überall Kosaken und Soldaten ... Der Aufenthalt dort hat mich viel gekostet. Ich erfuhr, wo die Polen saßen, und sah, daß es nicht leicht sein würde, dorthin zu kommen. Aber ich mußte zu ihm. Da schlich ich nachts zu dem Platze, wo sie sich befanden. Ich kroch zwischen Gemüsebeeten am Boden und erblickte plötzlich einen Wachtposten mitten auf dem Wege. Und dabei hörte ich schon die Polen singen und laut sprechen. Sie sangen ein Lied von der Mutter Gottes. Und jener sang auch mit, mein Arkadek. Es tat mir weh, als ich daran dachte, daß man früher mir so nachgeschlichen war ... Und nun war ich so weit, daß ich wie eine Schlange auf der Erde zu einem Menschen schlich, vielleicht gar dem Tode entgegen. Und der Wachtposten horchte schon auf, beugte sich vor ... Was sollte ich tun? Ich stand auf und ging gerade auf ihn zu. Ein Messer hatte ich

nicht, hatte nichts als meine Hände und meine Zunge. Es tat mir nun leid, daß ich kein Messer mitgenommen hatte. Ich flüsterte: ‚Halt, warte!' Der Soldat aber hatte schon das Bajonett an meinem Halse. Ich flüsterte: ‚Stoß nicht zu, warte, höre mich an, wenn du ein Herz im Leibe hast. Ich kann dir nichts geben, aber ich bitte dich...' Er senkte das Gewehr und sagte ebenfalls flüsternd: ‚Scher dich weg, Frauenzimmer, was willst du hier?' Ich sagte ihm, mein Sohn wäre hier gefangen. ‚Verstehst du, Soldat, mein Sohn! Du hast doch auch Eltern! Sieh mich an, ich habe einen Sohn, so einen wie du, und er sitzt da gefangen! Laß mich ihn nur noch einmal sehen, vielleicht muß er bald sterben; vielleicht wirst du morgen getötet. Wird deine Mutter um dich weinen? Und wird dir das Sterben nicht schwerfallen, wenn du sie nicht noch einmal sehen darfst, deine Mutter? So ist's auch meinem Jungen zumute! Habe Mitleid mit ihm und mit dir selbst und mit mir, der Mutter!'

Ach, wie lange habe ich auf ihn eingeredet! Es regnete, und wir wurden ganz naß. Der Wind heulte und pfiff und stieß mich bald vor die Brust, bald in den Rücken. Ich stand vor diesem steinernen Soldaten und wackelte hin und her. Und er sagte immer nur ‚Nein!' Und jedesmal, wenn ich dieses kalte Wort hörte, flammte der Wunsch, jenen, den Arkadek, zu sehen, in mir nur heißer auf. Ich redete und maß den Soldaten mit den Blicken: er war klein, hager und hustete fortwährend. Da fiel ich vor ihm nieder, umfaßte seine Knie, flehte und bettelte mit glühenden Worten — und warf ihn schließlich um. Er fiel in den Schmutz, ich drehte ihn schnell mit dem Gesicht nach unten und drückte sein Gesicht in die Pfütze, damit er nicht schreien könne. Er schrie auch nicht, sondern zappelte nur und versuchte, mich von seinem Rücken abzuschütteln. Ich stieß aber mit beiden Händen seinen Kopf immer tiefer in den Schlamm. Da erstickte er. Nun stürzte ich zu der Scheune, in der die Polen saßen. ‚Arkadek!' flüsterte ich durch einen Ritz in der Wand. Sie sind findig, diese Polen: als sie meine Stimme vernahmen, hörten sie auf zu singen. Nun sahen mich seine Augen durch die Ritze an. ‚Kannst du zu mir herauskommen?' — ‚Ja, der Bretterboden ist schadhaft', sagte er. ‚So komm!' Und da kamen ihrer viere unter dem Speicher hervorgekrochen: mein Arkadek und drei andere. ‚Wo sind die Posten?' fragte Arkadek. ‚Da liegt er!' Und sie gingen leise, leise, tief zur Erde gebeugt. Es regnete, der Wind heulte. Wir verließen das Dorf und gingen lange schweigend durch den Wald. Wir gingen sehr schnell. Arkadek hielt meine Hand, und seine Hand war heiß und zitterte. Oh! Mir war so wohl mit ihm, solange er schwieg. Es waren die letzten Augenblicke, die letzten schönen Augenblicke meines gierigen Lebens. Nun aber kamen wir auf eine Wiese und blieben stehen. Alle vier dankten mir. Ach, wie lange und wieviel haben sie zu mir geredet! Ich hörte zu und sah immer auf meinen Herrn. Was würde er mit mir machen? Da umarmte er mich und sagte so feierlich... Ich weiß nicht mehr, was er sagte, aber es war so, daß er mich jetzt zum Dank für seine Befreiung liebhaben werde. Er kniete vor mir nieder, lächelte und sagte: ‚Meine Königin!' So ein lügnerischer Hund war das! Da gab ich ihm einen Fußtritt und hätte ihn auch noch ins Gesicht geschlagen, aber er fuhr zurück und sprang auf. Grimmig und bleich stand er vor mir. Und die drei andern machten auch finstere Gesichter. Alle schwiegen. Ich sah sie an. Und — das weiß ich noch gut — es kam ein Gefühl der Öde und der Müdigkeit über mich! Ich sagte zu ihnen: ‚Geht!' Und da fragten sie, die Hunde: ‚Du gehst jetzt zurück und meldest, wohin wir gegangen sind?' So gemein waren sie. Sie gingen dann aber doch weg. Und ich ging auch. Am andern Tag nahmen eure Leute mich fest, ließen mich aber bald wieder laufen. Da sah ich, daß es für mich Zeit war, ein Nest zu bauen, daß es aus war mit dem Kuckucksdasein. Schwerfällig war ich geworden, die Flügel schlaff, die Federn grau. Genug, genug! Ich reiste nach Galizien und von da in die Dobrudscha. Und hier lebe ich nun schon dreißig Jahre. Ich hatte einen Mann, einen Moldawanen. Er starb vor einem Jahr. Und ich lebe noch! Ich lebe ganz allein... Nein, nicht allein — mit denen da!"

Die Alte zeigte nach dem Meere. Dort war alles still. Hin und wieder nur tauchte ein kurzer trügerischer Laut auf und erstarb sofort wieder.

„Sie haben mich gern. Ich erzähle ihnen allerlei. Sie sind alle noch jung. Und ich fühle mich wohl unter ihnen. Ich sehe sie an und denke: so eine bin ich auch einmal gewesen! Nur hatten damals, zu meiner Zeit, die Menschen mehr Kraft und Feuer, und daher lebte sich's fröhlicher und besser. Ja!"

Sie schwieg wieder. Ein wehmütiges Gefühl überkam mich. Die Alte döste vor sich hin, ihr Kopf wackelte, sie flüsterte leise... Vielleicht betete sie.

Vom Meere stieg eine Wolke auf, schwarz, schwer, mit derben Umrissen. Sie sah aus wie ein Bergrücken. Langsam kroch sie nach der Steppe zu. Von ihrem oberen Rande lösten sich Fetzen, liefen ihr voraus und löschten einen Stern nach dem andern aus. Das Meer rauschte. Hinter uns, im Weinberg, küßte man sich, flüsterte, seufzte. Draußen in der Steppe heulte ein Hund. In der Luft lag ein seltsamer Geruch, der die Nasenlöcher kitzelte und die Nerven reizte. Von den Wolken fielen Schatten auf die Erde, liefen am Boden entlang, verschwanden, erschienen wieder. An Stelle des Mondes war nur noch ein trüber, opalfarbener Fleck zu sehen; hin und wieder wurde auch er von einem grauen Wolkenfetzen völlig verschlungen. Und weit in der Steppe, die nun schwarz und schauerlich war — zu lauern, etwas zu verbergen schien —, flammten kleine blaue Lichtchen auf. Bald hier, bald dort blitzten sie auf und erloschen

wieder, wie wenn ein paar Menschen, die sich weit über die Steppe verteilt hatten, irgend etwas auf dem Boden suchten und dazu Streichhölzer anzündeten, die der Wind gleich wieder ausblies. Es waren sehr seltsame blaue Feuerzungen, die ganz märchenhaft wirkten.

„Siehst du die Funken?“ fragte Isergil.

„Die blauen dort?“ sagte ich, auf die Steppe zeigend.

„Die blauen? Ja, die meine ich. Also fliegen sie doch herum. Na, na. Ich sehe sie nicht mehr. Ich kann jetzt vieles nicht mehr sehen.“

„Wo kommen diese Funken her?“ fragte ich die Alte.

Ich hatte schon früher etwas über die Entstehung dieser Funken gehört; ich wollte aber wissen, was die alte Isergil erzählen würde.

„Die Funken kommen von dem brennenden Herzen des Danko. Es hat einmal ein Herz gegeben, das in Flammen aufging. Und daher kommen diese Funken. Ich will es dir erzählen. Es ist auch ein altes Märchen. Alt, alles alt! Da siehst du, wie reich die alte Zeit war! Jetzt gibt's dergleichen nicht mehr — keine Taten, keine Menschen, keine Märchen wie in der alten Zeit. Warum? Na, sag's doch! Du kannst es nicht sagen. Was weißt du denn? Was wißt ihr jungen Leute? Hähähä! Ihr solltet die alte Zeit scharf ins Auge fassen, da würdet ihr alle Rätsel lösen. Aber ihr seht nicht hin und versteht daher nicht zu leben. Sehe ich das Leben etwa nicht? Alles sehe ich, wenn meine Augen auch schwach geworden sind. Und ich sehe, daß die Menschen nicht leben, sondern sich immer nur anpassen, immer nur vorbereiten, und darüber geht das ganze Leben hin. Und wenn sie sich selbst bestohlen haben, indem sie die Zeit verschwendeten, dann jammern sie über ihr Schicksal. Was heißt denn Schicksal? Jeder ist sein eigenes Schicksal! Ich sehe vielerlei Menschen heutzutage, aber keinen Starken. Wo sind die Starken geblieben? Und auch schöne Menschen gibt es immer weniger.“

Die Alte versank in Gedanken darüber, wo die Starken und Schönen geblieben sein mochten, und starrte in die Steppe hinaus, als ob diese ihr Antwort geben könnte. Ich war auf ihre Erzählung gespannt und fürchtete, sie durch eine neue Frage wieder abzulenken.

Und nun fing sie an zu erzählen.

3

„Es lebte mal in alten Zeiten eine Schar von Leuten auf Erden. Undurchdringliche Wälder umgaben ihre Zeltsiedlung von drei Seiten, die vierte Seite aber grenzte an die unendliche Steppe. Es waren fröhliche, starke und kühne Leute. Und dann kam eine trübe Zeit: irgendwoher kamen neue Horden und vertrieben die alten tief in den Wald hinein. Dort war es sumpfig und finster, denn der Wald war sehr alt, und seine Zweige hatten sich so eng ineinander verflochten, daß man den Himmel nicht mehr sehen konnte und die Sonnenstrahlen sich nur mühsam einen Weg durch das dichte Blätterwerk zu den Sümpfen bahnen konnten. Wenn aber die Strahlen auf das Wasser der Sümpfe fielen, dann stiegen böse Dünste auf, und die Menschen starben daran, einer nach dem anderen. Da weinten die Frauen und die Kinder bitterlich, und die Väter wurden nachdenklich und traurig. Sie mußten wieder heraus aus dem Walde, und dazu gab es zwei Wege: der eine führte zurück, wo die starken, bösen Feinde drohten, der andere vorwärts, wo die Riesenbäume standen, die mächtigen Äste eng ineinander verschlingend und die knorrigen Wurzeln tief in den zähen Schlamm der Sümpfe versenkend. Diese steinernen Bäume standen stumm und starr da, tags in graue Dämmerung gehüllt und abends, wenn die Feuer angezündet wurden, die Menschen noch enger umkreisend. Und immer, tags und nachts, war um diese Menschen ein Ring tiefer Finsternis, es war, als wollte er sie zusammenpressen; sie aber waren an die Freiheit der Steppe gewöhnt. Noch schauerlicher war es, wenn der Wind gegen die Wipfel der Bäume schlug und der ganze Wald dumpf dröhnte, als drohe er und singe den Menschen ein Grablied. Es waren immerhin starke Menschen, und sie hätten sich wohl in den Kampf auf Leben und Tod mit jenen wagen können, von denen sie einmal besiegt worden waren, sie durften aber nicht im Kampfe fallen, denn sie hatten ihre Weisheitslehren, und wenn sie fielen, so mußten auch diese Lehren mit ihnen aus der Welt verschwinden. Und so saßen sie da und sannen die langen Nächte hindurch, beim dumpfen Rauschen des Waldes, im giftigen Dunst des Sumpfes. Sie saßen da, und die Schatten von den Lagerfeuern hüpften um sie herum in lautlosem Tanz, und allen dünkte es, als tanzten da nicht Schatten, sondern die triumphierenden Dämonen des Waldes und des Sumpfes.

Die Männer saßen da und grübelten. Doch nichts, weder die Arbeit noch die Weiber, machen Körper und Seelen der Menschen so schwach wie trübe Gedanken. Und die Männer ermatteten vom Denken. Die Furcht zog bei ihnen ein und fesselte ihre kräftigen Arme. Aus den Klagen der Weiber über den Leichen der vom Sumpfhauche Vergifteten und über das Schicksal der von der Furcht gefesselten Lebenden ward das Entsetzen geboren, und Worte der Feigheit vernahm man im Walde, anfangs nur schüchtern und leise, dann aber lauter und lauter. Schon wollten sie zum Feinde gehen und ihm ihre Freiheit zum Geschenk bringen; und keiner mehr fürchtete die Sklaverei, so groß war die Angst vor dem Tode!“

Die Alte mußte die Geschichte von Dankos brennendem Herzen schon oft erzählt haben. Sie sprach in singendem Tone, und ihre knarrende dumpfe Stimme malte anschaulich den rauschenden Wald, in dem die unglücklichen, gehetzten Menschen an dem Gifthauch des Sumpfes sterben mußten.

„Danko hieß einer von jenen Männern. Er war jung und schön. Die Schönen sind immer mutig. Und er sprach zu seinen Genossen: ‚Das bloße Denken hat noch keinen Stein aus dem Wege geräumt. Wer nichts tut, der bringt es auch zu nichts. Warum vergeuden wir unsere Kräfte mit Denken und Klagen? Auf, laßt uns durch den Wald gehen, bis wir an sein Ende kommen. Denn ein Ende muß er haben, wie alles in der Welt! Vorwärts! Holla!‘

Die Leute sahen ihn an und erkannten, daß er ihnen allen überlegen war, denn aus seinen Augen leuchtete Kraft und lebendiges Feuer.

‚Führe uns!‘ sagten sie zu ihm.

Und er führte sie.“

Die Alte stockte und sah in die Steppe hinaus, wo die Finsternis immer dichter wurde. Die Funken von Dankos brennendem Herzen zuckten noch ganz weit auf und schienen blaue, luftige Blumen zu sein, die nur für einen Augenblick aufblühen.

„Danko führte sie. Einmütig folgten ihm alle, denn sie glaubten an ihn. Es war ein schwerer Weg. Es war finster, und bei jedem Schritt riß der Sumpf seinen gierigen fauligen Rachen auf und verschlang die Leute. Und die Bäume versperrten ihnen den Weg wie gewaltige Mauern. Ihre Äste waren ineinander verflochten; wie Schlangen wanden sich die Wurzeln am Boden, und jeder Schritt kostete den Menschen unendlich viel Schweiß und Blut. Lange gingen sie. Immer dichter wurde der Wald und immer geringer die Kräfte. Und da erhob sich ein Murren gegen Danko; es sei nicht recht, daß er, so jung noch und unerfahren, sie ins Unglück führe. Er aber ging voran und war munter und sicher.

Doch auf einmal brach ein Gewitter über dem Walde aus, die Bäume flüsterten dumpf und drohend. Und es wurde im Walde so dunkel, als hätten sich in ihm alle Nächte versammelt, die es auf der Welt gegeben hat, seit sie erschaffen wurde. Die kleinen Menschen gingen unter den gewaltigen Bäumen, beim schauerlichen Donnergrollen, sie gingen, und die Riesenbäume schwankten, knarrten und sangen wilde Lieder, die Blitze flogen über den Wipfeln und erhellten den Wald für Augenblicke mit blauen kalten Flammen und verschwanden ebenso schnell, wie sie aufgezuckt waren, die Herzen der Menschen mit Angst erfüllend. Und die von den kalten Blitzesflammen beleuchteten Bäume schienen lebendig zu sein und lange knochige Arme um die aus der Haft der Finsternis fliehenden Menschen zu schlingen, sie in ein dichtes Netz zu wickeln, gewaltsam festzuhalten. Und aus dem Dunkel der Zweige blickte auf die Wandernden etwas Unheimliches, Dunkles, Kaltes herab. Es war ein schwerer Weg, und die ermüdeten Menschen verzagten. Sie schämten sich aber, ihre Feigheit einzugestehen, und stürzten sich in Zorn und Wut auf Danko, den Mann, der an ihrer Spitze ging. Und sie warfen ihm vor, daß er sie nicht zu regieren verstehe!

So war es!

Sie blieben stehen und hielten unter dem triumphierenden Rauschen des Waldes, in der zitternden Finsternis, ermattet und erbost, Gericht über Danko.

‚Du bist ein elender, arger Mensch‘, sagten sie zu ihm. ‚Du hast uns geführt und uns unserer Kräfte beraubt. Das soll dir übel bekommen.‘

‚Ihr sagtet: führe uns — und ich führte euch!‘ rief Danko und trat vor sie hin. ‚Ich hatte den Mut, die Führung zu übernehmen, und darum führte ich euch. Und ihr? Was habt ihr getan, um euch bei Kräften zu erhalten? Ihr seid nur gegangen und habt es nicht verstanden, mit euren Kräften zu sparen für einen noch weiteren Weg! Ihr seid nur gegangen, gegangen wie eine Hammelherde!‘

Diese Worte brachten sie in noch größere Wut.

‚Du mußt sterben, du mußt sterben!‘ brüllten sie.

Der Wald aber rauschte und rauschte, und die Blitze rissen die Finsternis in Fetzen. Danko betrachtete die Leute, um derentwillen er die Mühe auf sich genommen hatte, und er sah, daß sie wie Tiere waren. Viele Menschen standen um ihn herum, aber kein edler Zug war in ihren Gesichtern, und keine Schonung konnte er von ihnen erwarten. Da kochte der Ingrimm auch in seinem Herzen auf, aber das Mitleid mit den Menschen löschte ihn aus. Er liebte die Menschen und dachte, daß sie ohne ihn vielleicht zugrunde gehen würden. Und da flammte in seinem Herzen der Wunsch auf, sie zu retten, sie auf einen leichten Weg zu führen, und die Strahlen jenes mächtigen Feuers blitzten aus seinen Augen. Sie aber sahen das und dachten, er wär in Zorn geraten, deshalb brannten seine Augen so hell, und sie spitzten die Ohren wie Wölfe in der Erwartung, daß er mit ihnen kämpfen werde, und drängten sich dichter um ihn, damit es ihnen leichter sei, ihn zu ergreifen und zu töten. Doch er hatte ihre Absicht schon erraten, und sein Herz brannte noch heißer, denn diese Absicht machte ihm Schmerzen. Der Wald aber sang sein finsteres Lied, und der Donner rollte, und der Regen strömte hernieder.

‚Was tu' ich für die Menschen?‘ schrie Danko lauter als der Donner. Und plötzlich riß er sich mit den Händen die Brust auf und zog das Herz heraus und hob es hoch über seinen Kopf empor.

Es loderte so hell wie die Sonne, ja, noch heller als die Sonne, und der ganze Wald verstummte, erleuchtet von dieser Fackel der großen Liebe für die Menschen, und die Finsternis floh vor dem Licht und stürzte dort, tief im Walde, zitternd in den fauligen Schlund des Sumpfes. Die Menschen aber standen da wie versteinert vor Staunen. ‚Kommt!‘ rief Danko und stürmte vorwärts, das brennende Herz hoch emporhaltend und den Weg erhellend.

Wie verzaubert eilten sie ihm nach. Und wieder rauschte der Wald und schüttelte seine Wipfel, aber

das Rauschen ward übertönt von dem Stampfen der laufenden Menschen. Alle liefen schnell und kühn, fortgerissen von dem wundersamen Schauspiel des brennenden Herzens. Auch jetzt kamen viele um, aber sie starben ohne Klagen und Tränen. Danko aber schritt immer voran, und sein Herz loderte.

Und plötzlich tat sich der Wald vor ihnen auf und blieb hinter ihnen zurück, dicht und stumm, und Danko und all die Menschen tauchten mit einmal in ein Meer von Sonnenlicht und reiner Luft, die der Regen gesäubert hatte. Das Gewitter war hinter ihnen, über dem Walde, hier aber strahlte die Sonne, atmete die Steppe, glitzerte das Gras von den Regendiamanten und schimmerte der Fluß goldig. Es war Abend, und im Sonnenuntergangslicht schien der Fluß rot wie das Blut, das in heißen Strömen aus der zerrissenen Brust Dankos rann.

Noch einen Blick warf der kühne Danko auf die weite Steppe vor ihm, einen frohen Blick warf er auf das freie Land und lachte stolz. Und dann fiel er hin und war tot.

Die Menschen aber, froher Hoffnung voll, bemerkten sein Hinscheiden gar nicht und sahen nicht, daß neben der Leiche Dankos noch sein kühnes Herz blutete. Nur ein vorsichtiger Mann bemerkte das, und weil er irgend etwas fürchtete, trat er mit dem Fuß auf das stolze Herz. Und es löste sich in Funken auf und erlosch.

Daher kommen sie, die blauen Funken in der Steppe, die vor jedem Gewitter aufleuchten."

Nun, da die Alte ihre schöne Geschichte beendet hatte, war es in der Steppe unheimlich still, als wäre auch sie überwältigt von der Kraft des mutigen Danko, der für die Menschen sein Herz verbrannte und starb, ohne von ihnen Lohn zu verlangen. Die Alte döste vor sich hin. Ich sah sie an und dachte: Wieviel Geschichten und Erlebnisse sind noch in ihrem Gedächtnis lebendig? Und ich dachte an das große brennende Herz Dankos und an die Phantasie des Menschen, die so viele schöne und kraftvolle Legenden erfinden konnte.

Ein heftiger Windstoß schlug die Fetzen zurück, die die dürre Brust der alten Isergil verhüllten. Die Alte schlief schon ganz fest. Ich deckte ihren greisen Leib zu und streckte mich neben ihr auf der Erde aus. In der Steppe war es still und dunkel. Am Himmel krochen immer noch Wolken, bedächtig, langweilig... Das Meer rauschte dumpf und traurig.

DAS LIED VOM FALKEN

Da liegt das Meer, das gewaltige, eingeschlafen — träg seufzt es am Strande, und unbeweglich ruht es in der Ferne, die der blaue Mondschein überflutet. Weich und silbrig fließt es dort mit dem tiefblauen südlichen Himmel zusammen, in seinem kraftvollen Schlummer spiegelt es das durchsichtige Gewebe der Federwolken, die unbeweglich schweben und kaum die goldenen Muster der Gestirne verdecken. Es ist, wie wenn der Himmel sich tiefer und tiefer über das Meer neige, als begehre er zu wissen, was die ruhlosen Wellen einander zuflüstern, wenn sie schläfrig den Strand hinaufkriechen.

Und dort die Berge, mit Baumwuchs bestanden, den der Nordost krüppelhaft verkrümmt hat, heben mit schroffen Schwüngen ihre Häupter in die blaue Öde droben. Ihr rauher Umriß, eingehüllt in den warmen, kosenden Dunst der südlichen Nacht, scheint sanft abgerundet.

In feierlichem Sinnen stehen die Berge. Ihr schwarzer Schatten fällt als schweres Gewand auf die üppig grünen Wellenkämme, als gälte es, die einzige Bewegung zu ersticken, dieses unermüdliche Rauschen der Wogen abzudämpfen — alle Laute, die jene heimliche Stille stören, wie sie gleichsam mit dem Silberblau des noch hinter Berghöhen verborgenen Mondes über die Landschaft fließt.

„A—alla—ach—a—akbar!...", seufzt leise Nadyr Rahim Ogly, der alte tatarische Schafhirt aus der Krim. Er ist hochgewachsen, grauhaarig, sonnverbrannt, dürr und weise.

Wir liegen zu zweit im Sande, neben einem riesigen Felsblock, der sich von seinem Mutterberge losgerissen hat und nun in Schatten gekleidet moosbewachsen daliegt — ein vergrämter, finsterer Stein. An seiner dem Meere zugekehrten Flanke haben die Wogen Schlamm und Tang aufgeworfen, und dieser Behang scheint den Felsen an den schmalen Sandstreifen festzubinden, der das Meer vom Gebirge trennt. Die Flammen unseres Reisigfeuers beleuchten ihn von der Seite, die dem Berge zugewendet ist, ein dichtes Netz tiefer Risse bedeckt das alte Gestein, und das Geflacker läßt die Schatten darauf tanzen.

Rahim und ich sind dabei, uns eine Fischsuppe aus dem frischen Fang zu kochen, und wir befinden uns beide in jener besonderen Stimmung, wo einem alles gespenstisch beseelt und bis ins tiefste zugänglich erscheint, und wo einem so frei und leicht ums

Herz ist und man weiter nichts wünscht, als seinem Sinnen nachzuhängen.

Und das Meer schmiegt sich ans Ufer, und die Wellen tönen so zutraulich, als wollten sie bitten, sich am Feuer wärmen zu dürfen. Hin und wieder schlägt in harmonischem Rauschen eine einzelne laute, mutwillige Note ans Ohr, wenn eine Welle, kecker als die anderen, sich näher an uns heranpirscht.

Rahim ruht mit der Brust auf dem Sande, den Kopf dem Meere zugewendet, und blickt nachdenklich in die dunstige Ferne, während er die Ellbogen aufstützt und den Kopf auf die Hände legt. Die zottige Schaffellmütze ist ihm in den Nacken gerutscht. Vom Meere weht es frisch um seine hohe Stirn, die ganz in kleinen Falten liegt. Er stellt philosophische Betrachtungen an und schert sich nicht darum, ob ich ihm zuhöre, ganz als ob er mit dem Meere Zwiesprache hielte:

„Der gottesfürchtige Mensch geht ins Paradies ein. Wer aber Gott und dem Propheten abtrünnig ist...? Möglich, daß er zu diesem Schaum da wird... Und dort, die Silbertupfen auf dem Wasser, da kann er auch drin stecken... Wer weiß?"

Das finstere, machtvoll wogende Meer wird heller, leicht drüber hingeworfen erscheinen da und dort ein paar Flecke Mondlichts. Jetzt ist der Mond hinter den buschigen Bergrücken aufgegangen und gießt sinnend sein Licht übers Meer aus, das ihm leise entgegenseufzt, über den Strand und den Stein, neben dem wir lagern.

„Rahim! ... Erzähl mal ein Märchen...", bitte ich den Alten.

„Wozu denn?" fragt Rahim, ohne sich nach mir umzusehen.

„So — ich höre deine Märchen gern."

„Hab' dir schon alle erzählt...weiß keine mehr..."

Das heißt, er will darum gebeten werden. Und so bitte ich ihn denn.

„Willst du, ich erzähl' dir — ein Lied", läßt sich Rahim erweichen.

Ich will ein altes Lied hören, und so beginnt er, in traurigem Rezitativ, bemüht, die eigentümliche Melodie des Liedes zu wahren.

1

„Hoch ins Gebirg kroch die Natter, lag dort in feuchter Felskluft, gerollt zum Knäuel, den Blick zum Meer hin.

Und hoch am Himmel erstrahlt' die Sonne, die Berge atmeten Glut zum Himmel, und unten brandete Flut um Klippen.

Und durch die Felskluft, im Finstern schäumend, Geröll zermalmend, schoß hurtig polternd ein Sturzbach meerwärts...

In weißen Schaumflocken, grau und kräftig, durchschnitt den Berg er und fiel zum Meer ab, im Zorne heulend.

Und plötzlich stürzte in jene Felskluft, drin sich die Natter zusammengerollt, vom Himmel nieder ein Falke, aufgerissen die Brust und Blut am Gefieder starrend.

Mit kurzem Schrei auf den Boden schlagend, im Zorn ohnmächtig am harten Felsen die Brust zerschmetternd.

Wie da die Natter erschrak und schleunig entschlüpfte, eh' sie nicht merkte, daß nur noch kurze Frist diesem Vogelleben vergönnt sein mochte...

Da kroch sie näher heran zum tödlich verletzten Falken und zischte ihm ins Gesicht die Worte:

„Sag mal, du stirbst nun?"

„Ich muß wohl sterben, ach ja!" erwiderte traurig seufzend der Falke. „Aber mein Leben war etwas Schönes ... Glückliches! ... Tapfer hab' ich gekämpft! ... den Himmel geschaut ... den so aus der Nähe nimmer du sehn wirst ... armes Geschöpf der Tiefe!"

„Was ist — der Himmel? ... Ein leerer Raum ... ohne Halt für Kriechende! ... Nein, ich fühle mich wohler hier ... wo es warm und feucht ist!"

Dies gab die Natter dem freien Vogel zur Antwort, lächelnd aus tiefem Mitleid ob seinem Wahnwitz.

Und dachte so: ‚Ob geflogen oder gekrochen, alles ist einerlei, denn das Ende bleibt sich doch gleich, da heißt's: in die Erde alle, zu Staub und Asche...'

Der kühne Falke jedoch, mit einemmal, rang und raffte sich auf, erhob sich ein wenig, sah in der Felskluft um sich.

Hier war durchs graue Gestein das Wasser gesintert, dunkel und dumpf war's hier in der Kluft und roch nach gestockter Fäule.

Da schrie der Falke in Schmerz und Sehnsucht, die letzten Kräfte zusammenraffend:

„Oh, einmal noch mich zum Himmel schwingen!... den Feind gepreßt an die wunde Brust... daß in meinem Blut er ersticke ... Oh, welche Lust, zu kämpfen!..."

Die Natter dachte in ihrem Herzen: ‚Es muß wohl schön sein im Himmel oben, da er so trauert...'

Und so beriet sie den freien Vogel: „Du Armer, rück an den Rand des Felsens und laß dich dort in die Tiefe fallen.

Vielleicht noch tragen dich deine Flügel und du verlebst noch ein kleines Weilchen in deinem Reiche."

Und stolz aufschreiend, nach vorne warf sich der Falke, glitt mit den Krallen über das schlüpfrig feuchte Gestein zum Abgrund.

Und hart am Rand seine Flügel spreitend und Atem schöpfend mit weiter Brust, mit den Augen blitzend — so glitt er hinab.

Doch wie ein Stein über Steine schnellend, so schoß er abwärts, die Flügel brechend und Federn streuend...

Des Sturzbachs Welle ergriff den Vogel und wusch sein Blut ab und trug in weißem Schaum ihn gebettet meerwärts.

Die Meerflut wogte, um Klippen brandend, wehklagend, heulend... Und keine Spur war vom toten Falken im weiten Meere..."

2

„In ihrer Felskluft die Natter lag, in Gedanken über den Tod des Falken und seine Leidenschaft für den Himmel.

Sie schaute dort in die weite Ferne, die ewig unsere Augen labt mit dem Traum vom Glücke.

„Was mag der Falke gesehen haben in jener Öde ohn' Rand und Boden? Wieso bestürzen uns seinesgleichen noch sterbend unsere Seele, ach, mit der Sehnsucht, hoch himmelauf zu fliegen? Was winkt ihm droben? Ich könnte selber all dies enträtseln, wenn ich einmal mich zum Himmel hübe, und wär's für kurz nur."

Gesagt, getan. Und, zum Ring gewunden, aufschnellte jäh in die Luft die Natter und glänzte schmal als ein Band im Lichte.

Doch, was zum Kriechen geboren — taugt nicht zum Fliegen! ... Dieses vergaß die Natter und fiel aufs harte Gestein, blieb heil und begann zu lachen...

„Ach, dies nun wäre das sogenannte Ergötzen, himmelwärts aufzuschweben! Es liegt im Fallen, jawohl! ... Ihr spaßigen Vögel! Kennet die Erde schlecht, darum sehnt ihr fort euch, hinauf ins Himmelreich, Leben suchend in schwülen Weiten. Dort waltet Öde, sonst nichts. Viel Licht, aber keine Nahrung, kein Stützpunkt für den lebendig lastenden Leib. Wozu euer Hochmut, Tadel? Soll er bemänteln der Wünsche Wahnwitz, das Unvermögen zu leben? Spaßige Vögel!... Nimmermehr täuscht mich all ihr Gerede. Selber nun weiß Bescheid ich! Den Himmel hab' ich gesehen ... Hab' ihn beflogen, hab' ihn durchmessen, kennengelernt das Fallen, doch nicht zerschmettert bin ich, vielmehr nur im Selbstvertrauen erstarkt. Mag denn, wer die Erdenliebe nicht kennt, in Täuschung hinleben — ich aber weiß die Wahrheit und will den Rufen der Schwärmer nimmermehr folgen. Kind dieser Erde — will ich ihr treu sein."

Sie sprach's und ringelte sich zum Knäuel auf dem Stein, sehr stolz auf sich selber.

Das Meer erglänzte in hellem Lichte, und grimmig schlugen den Strand die Wogen.

In ihrem Löwengebrüll erdröhnte das Lied vom Falken, dem stolzen Vogel, die Felsen bebten vom Schlag der Brandung, der Himmel bebte vom stolzen Liede:

„Dem Wahn der Tapferen singen Preis wir!"

„Im Wahn der Tapferen — liegt die Weisheit des Lebens! Falke, du kühner! Mannhaft im Kampfe bist du verblutet ... Aber es wird erstehen der Tag, da jäh deines heißen Herzblutes Tropfen feurig entbrennen: Funken im Dunst des Lebens, entzünden tief sie in vielen tapferen Herzen Wahnwitz und Sehnsucht, Sehnsucht nach Licht und Freiheit!"

„Du bist nun tot!... Doch im Lied der Tapfern und Starken lebst du als Beispiel fort und als stolzer Weckruf zum Licht, zur Freiheit!

Dem Wahn der Tapferen singen ein Lied wir!..."

... Schweigend liegt die opalene Weite des Meeres, melodisch plätschern die Wellen auf den Sand, ich schweige und blicke in die Meeresferne. Auf dem Wasser mehren sich die Silberflecke vom Mondschein ... Unser Kessel fängt leise zu sieden an.

Eine der Wellen rollt spielerisch über den Strand und kriecht, mutwillig rauschend, an Rahims Kopf heran.

„Heda, wohin? ... Troll dich!" ruft er und wehrt sie mit der Hand ab, und gehorsam gleitet sie ins Meer zurück.

Ich finde durchaus nichts Lächerliches und nichts Schreckliches in dieser Geste Rahims, der die Wellen beseelt. Alles ringsum sieht so sonderbar lebendig drein, so sanft und freundlich. Das Meer ist so eindringlich ruhig, und eine Fülle mächtiger, verhaltener Kraft spürt man in seinem frischen Atem, mit dem es die Berge anweht, die noch nicht abgekühlt sind nach der Tageshitze. Auf dem dunkelblauen Nachthimmel steht in goldenen Sternbildern eine feierliche Inschrift, die die Seele bezaubert und den Sinn betört mit süßer Erwartung irgendeiner Offenbarung.

Alles schlummert, doch es ist ein angespannt-feinhöriger Schlummer, und es scheint, im nächsten Augenblick müsse alles auffahren und im harmonischen Wohllaut unsäglich süßer Töne erklingen. Diese Klänge würden erzählen von den Geheimnissen der Welt, würden sie dem Verstande enthüllen, um ihn dann auszulöschen wie ein Irrlicht und die Seele hoch aufzuschwingen ins bodenlose Dunkelblau, von woher ihr zitternde Sternbilder entgegentönen würden mit der wunderbaren Musik jener Offenbarung.

KONOWALOW

Ich überflog zerstreut das Zeitungsblatt und stieß plötzlich auf den Namen Konowalow. Interessiert las ich folgendes:

„Gestern nacht erhängte sich an der Ofenklappe in der Zelle Nr. 3 des hiesigen Gefängnisses der Kleinbürger der Stadt Murom Alexander Iwanowitsch Konowalow, 40 Jahre alt. Der Selbstmörder war in Pskow wegen Landstreicherei verhaftet worden und sollte etappenweise in seine Heimat transportiert werden. Nach den Angaben der Gefängnisverwaltung war er ein stiller, schweigsamer, nachdenklicher Mensch. Als Ursache des Selbstmordes ist nach der Erklärung des Gefängnisarztes Melancholie anzusehen."

Ich las diese kurze Notiz und dachte, daß ich vielleicht imstande sein würde, auf die Gründe, die diesen stillen Menschen veranlaßt hatten, aus dem Leben zu scheiden, etwas helleres Licht zu werfen, denn ich kannte ihn, ich war eine Zeitlang sein Gefährte gewesen. Am Ende habe ich nicht einmal das Recht, über ihn zu schweigen, denn er war ein famoser Kerl, wie man im Leben nur selten einen findet.

Ich war achtzehn Jahre alt, als mir Konowalow zum erstenmal begegnete. Ich arbeitete damals in einer Bäckerei als ‚Handlanger' des Gesellen. Der Geselle war ein früherer Militärmusiker, ein furchtbarer Säufer, der den Teig oft verpfuschte und, wenn er betrunken war, ganze Stücke pfiff oder auf jeder beliebigen Unterlage trommelte. Wenn der Bäckereibesitzer ihm wegen der verdorbenen oder morgens zu spät fertiggewordenen Ware Vorwürfe machte, geriet er in Wut, überschüttete den Brotherrn mit den wildesten Schimpfwörtern und wies dann immer wieder auf sein musikalisches Talent hin.

„Den Teig soll ich zu lange im Ofen gelassen haben!" schrie er, und dabei sträubte sich sein langer roter Schnurrbart, und die dicken, seltsamerweise immer nassen Lippen schlugen klatschend aufeinander. „Die Rinde ist verbrannt! Das Brot ist naß! Der Teufel soll dich holen, du schieläugiger Waldschratt! Bin ich zur Welt gekommen, um solche Arbeit zu leisten? Verflucht sollst du sein mit deiner Bäckerei — ich bin Musiker, verstehst du? Wenn die Bratsche besoffen war, spielte ich Bratsche, wenn die Oboe in Arrest saß, blies ich die Oboe; wenn das Kornett krank war — wer springt ein? Sutschkow! Zu Befehl, Euer Wohlgeboren! Timtararamdadüh! Und du blöder Bauernkerl, du Mistvieh! Ich kündige!"

Und der Meister, ein schwammiger, schwerfälliger Kerl mit winzigen, aus der ungeheuren Fettmasse hervorschielenden Augen und weibischen Gesichtszügen, wackelte mit dem riesigen Bauch, stampfte mit den kurzen, dicken Beinchen und winselte mit hoher Stimme:

„Dieb! Räuber! Judas! Herr, mein Gott, warum hast du mich mit diesem Menschen gestraft!" Er spreizte die kurzen Finger, streckte die Arme empor und schrie plötzlich gellend auf: „Und wenn ich dich für deine Aufsässigkeit auf die Polizeiwache bringe?"

„Einen Mann, der seinem Kaiser und seinem Vaterland treu gedient hat, auf die Polizeiwache?" brüllte der Soldat und wollte sich mit geballten Fäusten auf den Bäcker stürzen. Dieser retirierte spuckend, schnaufend und fluchend. Das war alles, was er tun konnte, denn es war Sommer, eine Jahreszeit, wo man in den Wolgastädten schwer einen guten Bäckergesellen findet.

Solche Szenen spielten sich fast täglich ab. Der Soldat trank, verpfuschte den Teig und spielte allerlei Märsche und Walzer oder „Nummern", wie er sie nannte. Der Meister knirschte mit den Zähnen, und ich war gezwungen, für zwei zu arbeiten.

Und so war ich sehr froh, als sich eines Tages zwischen dem Bäcker und dem Soldaten folgende Szene abspielte.

„Nun, du Kriegsmann", sagte der Meister, mit strahlendem, zufriedenem Gesicht in die Backstube tretend, und seine kleinen Äuglein blitzten boshaft, „nun, du wackrer Kriegsmann, blas deine Lippen auf und spiele einen Marsch!"

„Was soll das wieder heißen?" fragte der Soldat mit finsterer Miene. Er lag lang ausgestreckt auf einem Trog mit Teig und war wie immer halb betrunken.

„Jetzt wird marschiert, Herr Korporal!" jubelte der Bäcker.

„Wohin?" fragte der Soldat und richtete sich auf. Er ahnte Böses.

„Wohin du willst!"

„Wie soll ich das verstehen?" schrie der Soldat hitzig.

„So, daß ich jetzt genug von dir habe. Geh hinauf, laß dir auszahlen, was dir noch zukommt, und dann vorwärts marsch!"

Der Soldat war so gewohnt, sich für den Überlegenen zu halten und die hilflose Lage des Brotherrn auszunutzen, daß ihn diese Erklärung doch aus der Fassung brachte und zugleich ernüchterte. Er wußte, wie schwer es bei seinen mangelhaften Fachkenntnissen sein würde, eine neue Stelle zu finden.

„Das ist ja alles Schwindel", sagte er besorgt und erhob sich.

„Na, geh nur, geh!"

„Gehen soll ich?"

„Jawohl! Du sollst dich packen!"

„Also Schluß mit der Arbeit", sagte der Soldat und schüttelte traurig den Kopf. „Hast mir alles Blut ausgesaugt und wirfst mich nun hinaus. Herrlich! Ach du — Spinne!"

„Ich eine Spinne?" fuhr der Bäcker auf.

„Jawohl, eine blutsaugerische Spinne! Das bist du!" sagte der Soldat im Tone tiefster Überzeugung und wankte zur Tür hinaus.

Der Bäcker lachte höhnisch hinter ihm her, und seine Äuglein blitzten vergnügt.

„Jetzt kannst du zusehen, wo du ankommst! Tja—a—a! Ich habe dich überall so warm empfohlen, mein Lieber, daß dich keiner nimmt, auch wenn du gar keinen Lohn verlangst! Nirgends kommst du an! Ich habe mich redlich um dich bemüht, du Teufelsbraten!"

„Haben Sie schon einen neuen Gesellen?" fragte ich.

„Einen neuen? Der neue ist ja mein alter! Er war Lehrling bei mir. Das ist ein Bäcker! Ein wahrer Schatz! Säuft aber auch — und wie! Aber er ist Quartalssäufer... Wenn er jetzt kommt, dann macht er sich gleich an die Arbeit und schuftet seine drei, vier Monate wie ein Bär. Kennt keinen Schlaf, keine Ruhe, fragt nicht nach dem Lohn, ist mit dem zufrieden, was er kriegt. Er arbeitet und singt! Und er singt so, mein Lieber, daß man ihm zuletzt gar nicht mehr zuhören möchte, so schwer wird einem ums Herz. So singt er und singt, und dann fängt er mit einemmal zu saufen an."

Der Meister seufzte und winkte hoffnungslos mit der Hand ab. „Und hat er mal angefangen zu trinken, dann ist kein Halt mehr. Er säuft so lange, bis er krank wird oder alles vertan hat. Und dann schämt er sich wohl, denn er verschwindet wie der Teufel, wenn er Weihrauch riecht. Ah, da ist er ja schon... Kommst du nun endgültig, Sascha?"

„Endgültig", antwortete von der Schwelle eine tiefe Bruststimme.

An den Türpfosten gelehnt, stand da ein großer, breitschultriger Mann von etwa dreißig Jahren. Seiner Kleidung nach war er ein richtiger Landstreicher, von Gestalt und Gesicht aber ein echter Slawe. Er hatte ein unglaublich schmutziges und zerlumptes rotes Kattunhemd an, weite Pluderhosen aus Sackleinen, an dem einen Fuß die Reste eines Gummischuhs, an dem andern eine lederne Sandale. Das hellblonde Kopfhaar war zerzaust und voll von Holzsplittern, Strohhalmen und Papierfetzen; all diese schönen Dinge hingen auch an seinem üppigen, ebenfalls blonden Bart, der wie ein Fächer seine ganze Brust bedeckte. Aus dem länglichen, bleichen ausgemergelten Gesicht leuchteten zwei große blaue Augen, die mich nachdenklich und freundlich lächelnd ansahen. Und auch seine schönen, etwas bleichen Lippen lächelten unter dem blonden Schnurrbart. Dieses Lächeln schien sagen zu wollen:

„So einer bin ich. Nichts für ungut."

„Komm nur näher, Sascha, da ist dein Gehilfe", sagte der Meister, rieb sich die Hände und betrachtete die Riesengestalt des neuen Bäckergesellen mit Wohlgefallen. Der Neue machte stumm einen Schritt vorwärts, streckte mir seinen langen Arm mit dem reckenhaft breiten Gelenk entgegen; wir wechselten einen Händedruck, dann setzte er sich auf die Bank, streckte die Beine lang aus, musterte seine Füße und sagte zu dem Meister:

„Wassili Semjonytsch, du mußt mir zwei Hemden und ein paar Latschen kaufen. Und Leinwand für eine Kappe."

„Sollst alles haben, mach dir keine Sorge. Kappen habe ich da, Hemden und Hosen kriegst du morgen. Mach dich nur an die Arbeit; ich weiß ja, was du für ein Kerl bist. Ich tu' dir nichts zuleide. Dem Konowalow tut keiner was, weil er keinem weh tut. Sind wir Meister denn wilde Tiere? Ich habe doch auch gearbeitet, ich weiß, wie der Rettich einem die Tränen herauspreßt... Na, haltet euch dazu, Jungens, ich will jetzt gehen..."

Wir blieben allein.

Konowalow saß auf der Bank und sah sich stumm lächelnd im Raum um. Die Backstube befand sich in einem Kellergewölbe, und die drei Fenster lagen tiefer als der Erdboden. Es war wenig Licht, wenig Luft da unten, dafür aber viel Schmutz, Feuchtigkeit und Mehlstaub. An den Wänden standen lange Tröge, in dem einen war Teig, in dem zweiten noch ungekneteter Vorteig, der dritte war leer. Durch die drei Fenster fiel auf jeden Trog ein matter Lichtstreif. Der riesige Ofen füllte fast ein Drittel des ganzen Raumes aus; vor ihm auf dem schmutzigen Boden lagen Säcke mit Mehl. Im Ofen brannten lange Holzscheite, ihre Flamme spiegelte sich zitternd und schwankend auf der grauen Wand der Stube, als wollte sie lautlos etwas erzählen. Die muffige Luft war erfüllt von dem Geruch der Feuchtigkeit und des gesäuerten Teiges.

Die gewölbte, verräucherte Decke hing schwer herab, und das Nebeneinander des Tageslichts und der Ofenflamme ergab eine unbestimmte, die Augen ermüdende Beleuchtung. Durch die Fenster drang von der Straße dumpfer Lärm und Staub herein. Konowalow besah sich das alles, seufzte, wandte sich halb nach mir um und fragte gelangweilt:

„Arbeitest du schon lange hier?"

Ich gab ihm Bescheid. Wir schwiegen und betrachteten einander verstohlen.

„Das richtige Gefängnis!" seufzte er, „komm, wir gehen vors Tor auf die Straße und sitzen da ein bißchen."

Wir gingen vors Tor und setzten uns auf die Bank.

„Hier kann man wenigstens atmen. Ich kann mich nicht gleich an dieses Loch gewöhnen, es geht ein-

fach nicht. Bedenk doch, ich komme gradewegs vom Meere... Ich habe am Kaspischen bei den Fischern gearbeitet, und nun soll ich aus der Weite in das Loch da!"

Er sah mich mit trübem Lächeln an und verstummte. Sein Blick war nun scharf auf die vorübergehenden und fahrenden Leute gerichtet. In seinen hellen blauen Augen schimmerte ein tiefer Schmerz... Es wurde Abend; auf der Straße war es schwül, laut, staubig, die Häuser warfen lange Schatten auf den Fahrdamm. Konowalow saß da, den Rücken gegen die Mauer gelehnt, die Arme über der Brust gekreuzt und mit den Fingern in dem seidigen Haar seines Bartes spielend. Ich betrachtete sein bleiches, ovales Gesicht von der Seite und dachte: Was mag das für ein Mensch sein? Aber ich hatte nicht den Mut, ihn anzureden, denn er war ja mein Vorgesetzter, und außerdem flößte er mir eine seltsame Hochachtung ein.

Seine Stirn war von drei feinen Runzeln durchfurcht, aber hin und wieder glätteten sie sich und verschwanden, und ich hätte gar zu gern gewußt, woran dieser Mensch dachte.

„Komm, es wird, mein' ich, Zeit, den Teig für den dritten Trog einzurühren. Du kannst den zweiten kneten, während ich am dritten arbeite, und dann müssen wir auch die Brote formen."

Nachdem wir den Teig aus dem ersten Trog abgeteilt und ausgewogen, den zweiten geknetet und den Vorteig für den dritten eingerührt hatten, setzten wir uns zum Teetrinken hin. Konowalow griff unter sein Hemd und fragte mich:

„Kannst du lesen? Da, lies mir das mal vor!" Und er reichte mir ein zerknittertes, schmutziges Blatt Papier.

„Lieber Sascha!" las ich. „Ich grüße Dich und küsse Dich in Gedanken. Es geht mir sehr schlecht, und ich bange mich sehr, ich kann den Tag nicht erwarten, wo ich mit Dir wegreisen oder mit Dir zusammen leben soll; dieses verfluchte Leben hängt mir zum Halse heraus, wenn es mir im Anfang auch ganz gut gefiel. Du verstehst das ja selber, und ich habe es auch verstehen gelernt, nachdem ich Dich gesehen habe. Schreibe mir, bitte, recht bald, ich möchte furchtbar gern einen Brief von Dir haben. Und nun auf Wiedersehen, nicht Lebewohl, Du lieber bärtiger Freund meiner Seele. Ich mache Dir gar keine Vorwürfe, obwohl Du mir sehr weh getan hast, denn Du Schwein bist abgereist, ohne mir Adjöh zu sagen. Ich habe aber trotzdem nur Gutes von Dir gesehen: so einer wie Du ist mir noch nie vorgekommen, und das werde ich nicht vergessen. Kannst Du mich nicht freibekommen, Sascha? Die Mädchen haben Dir gesagt, ich würde Dir davonlaufen, sobald ich von hier heraus wäre, aber das ist alles dummes Zeug und erlogen. Wenn Du nur Mitleid mit mir haben wolltest, so würde ich, wenn sie mich hier freilassen, wie ein Hund an Dir hängen. Du kannst das ja leicht machen, mir aber fällt es sehr schwer. Als Du bei mir warst, habe ich geweint darüber, daß ich ein solches Leben führen muß, ich habe Dir aber nichts davon gesagt. Auf Wiedersehen. Deine Kapitolina."

Konowalow nahm mir den Brief aus der Hand und drehte ihn nachdenklich zwischen den Fingern der einen Hand, während er mit der anderen seinen Bart zwirbelte.

„Kannst du auch schreiben?"

„Jawohl!"

„Und hast du Tinte?"

„Hab' ich auch."

„Schreib ihr um Christi willen einen Brief, ja? Sie hält mich gewiß für einen Schuft, denkt, ich hätte sie vergessen ... Schreib ihr!"

„Gerne. Wenn du willst, gleich. Wer ist sie?"

„Eine Prostituierte. Das wirst du doch selbst begriffen haben — sie spricht doch vom Freikommen. Das soll heißen, ich möchte der Polizei das Versprechen geben, daß ich sie heiraten werde, dann bekommt sie ihren Paß zurück, und das Kontrollbuch wird ihr abgenommen, und dann ist sie frei. Hast du's kapiert?"

Nach einer halben Stunde war ein rührender Brief fertig.

„Na, lies mal vor. Wie hört es sich an?" sagte Konowalow ungeduldig.

Er lautete folgendermaßen:

„Kapa! Denke nicht, daß ich ein Schuft bin und Dich schon vergessen habe. Nein, ich habe Dich nicht vergessen, ich kriegte es nur wieder mit dem Saufen und habe alles vertrunken. Jetzt habe ich wieder eine Stelle, morgen lasse ich mir Vorschuß geben, schicke Dir das Geld, und dann müssen sie Dich freilassen. Das Geld muß auch für die Reise reichen. Und nun auf Wiedersehen! Dein Alexander."

„Hm!" sagte Konowalow und kratzte sich den Kopf, „mit dem Schreiben ist bei dir nicht viel los. Es ist keine Wehmut in dem Brief, keine Träne. Und dann hatte ich dich doch gebeten, du solltest tüchtig über mich schimpfen, und das hast du nicht getan."

„Wozu denn das?"

„Damit sie sieht, daß ich mich vor ihr schäme und daß ich weiß, wieviel ich ihr schuldig bin. Aber was du da zusammengeschrieben hast! Als wenn du Erbsen verschüttet hättest! Tränen soll sie drin spüren!"

Ich mußte also den Brief noch mit ein paar Tränen würzen, was mir denn auch ganz gut gelang. Konowalow war zufrieden, legte mir die Hand auf die Schulter und sagte freundlich:

„So ist's recht. Ich danke dir! Du scheinst mir ein braver Bursche, also werden wir gut miteinander auskommen."

Ich zweifelte nicht daran und bat ihn, mir etwas von Kapitolina zu erzählen.

„Kapitolina? Das Mädel ist ein reines Kind... Eine Kaufmannstochter war sie, aus Wjatka... Und kam vom rechten Wege ab ... Je weiter, je schlimmer, und so geriet sie schließlich in so ein Haus, weißt du. Ich kam hin, ich sah sie, noch ein ganzes Kind! Herr, mein Gott, dachte ich, geht denn das an? Na, so wurde ich mit ihr bekannt. Sie weinte. Ich sagte: Macht nichts, wart es ab. Ich hol' dich weg von hier, hab nur Geduld. Und alles hatte ich schon bereit, das heißt Geld und alles ... Und dann fing ich plötzlich zu saufen an und kam nach Astrachan. Und dann hierher. Ein guter Mann hat ihr Nachricht von mir gegeben, und da hat sie mir nach Astrachan geschrieben."

„Willst du sie heiraten?" fragte ich.

„Heiraten? I wo! Wenn ich immer saufen muß, taug' ich doch nicht zum Ehemann. Nein, ich hab' mir das anders gedacht. Ich möchte sie loskaufen, und dann soll sie gehen, wohin sie will. Vielleicht findet sie irgendwo eine Stelle, vielleicht wird ein Mensch aus ihr."

„Sie will aber bei dir sein!"

„Ach, das redet sie nur so her. Sie sind alle so... die Weiber, mein' ich. Ich kenne sie sehr gut. Ich habe viele gehabt. Eine war sogar eine Kaufmannsfrau... schwer reich, sag' ich dir. Ich war Pferdeknecht im Zirkus, da hatte sie mich bemerkt. ‚Komm zu mir', sagte sie, ‚als Kutscher.' Ich hatte den Zirkus damals satt, so sagte ich ja und kam zu ihr. Und dann ging es eben so weiter. Sie wurde immer zärtlicher. Sie hatten ein Haus, Pferde, Dienstboten — wie Edelleute lebten sie. Ihr Mann war ein kleiner, dicker Kerl, wie unser Brotherr, weißt du, und sie war schlank, geschmeidig wie eine Katze, heiß. Wenn sie mich umarmte und auf den Mund küßte, dann war's, als wenn sie mir brennende Kohlen ins Herz schüttete. Dann kriegte ich am ganzen Leibe das Zittern, richtig bange wurde mir. Und sie küßte mich und weinte dabei zum Herzbrechen; ihre Schultern zuckten nur so. Ich frage sie: ‚Was hast du bloß, Werunka?' Und sie: ‚Du bist ein Kind, Sascha, nichts verstehst du.' Ein liebes Frauenzimmer war sie ... Und daß ich nichts verstehe, das war schon ganz richtig. Ich bin wirklich ein Dummerjan, das weiß ich selber am besten. Ich weiß nie, was ich tu', denk' nie darüber nach, wie ich lebe."

Er verstummte und sah mich mit weitgeöffneten Augen an; aus ihnen leuchtete etwas wie Angst oder wie eine Frage, etwas Unruhiges und doch wieder Versonnenes, was sein schönes Gesicht noch trauriger und noch schöner machte.

„Na, und was wurde denn mit der Kaufmannsfrau?" fragte ich.

„Ja, siehst du, manchmal kommt so eine Wehmut über mich. So eine Wehmut, sage ich dir, daß mir dann das ganze Leben nichts wert ist, nicht einen Heller wert. Als wäre ich der einzige Mensch auf der Welt, als wäre außer mir nichts Lebendiges da. Und alles wird mir dann zuwider, aber auch alles, und ich bin mir selbst zur Last, und alle Menschen. Mögen sie doch alle krepieren, mir tät's nicht leid! Es muß das wohl eine Krankheit sein. Davon fing ich auch zu trinken an... früher habe ich nicht getrunken. Also, diese Wehmut kam wieder über mich, und da sagte ich zu ihr, zur Kaufmannsfrau: ‚Wera Michailowna! Laß mich gehen, ich kann nicht mehr!' — ‚Wie?' sagt sie, ‚ich bin dir wohl langweilig geworden?' Und dabei lachte sie, weißt du, so häßlich. ‚Nein', sag' ich, ‚du bist mir nicht langweilig geworden, aber ich werde mit mir selbst nicht mehr fertig.' Erst verstand sie mich nicht, fing sogar zu schreien an, zu schimpfen ... Dann aber hatte sie's begriffen. Sie ließ den Kopf sinken und sagte: ‚Geh nur!' Und dann weinte sie. Sie hatte so schwarze Augen, und auch das Gesicht war braun. Und das Haar schwarz und kraus. Sie war keine Kaufmannstochter, sondern aus einer Beamtenfamilie ... Tja ... Sie tat mir so leid, und ich war mir selbst zuwider an dem Tage. Warum hatte ich mich mit dem Weibe eingelassen? — Ja, Gott weiß warum. Sie ödete sich natürlich mit dem Manne. Der war ja der reine Mehlsack ... Sie weinte lange; sie hatte sich so gewöhnt an mich. Und ich war immer sehr zärtlich zu ihr gewesen. Manchmal nahm ich sie auf den Arm und wiegte sie ein. Dann schlief sie, und ich saß da und schaute sie an. Im Schlaf sieht der Mensch so schön aus; so einfach; er atmet und lächelt, und weiter nichts. Oder — wenn wir in der Sommerfrische waren, da fuhren wir öfters spazieren. Und da konnte sie gar nicht schnell genug fahren. Wenn wir dann in den Wald gekommen waren, banden wir das Pferd irgendwo an und setzten uns in den Schatten ins Gras. Dann mußte ich mich hinlegen, und sie drückte meinen Kopf auf ihren Schoß und las mir aus einem Buche was vor. Und ich hörte zu und hörte zu und schlief zuletzt ein. Schöne Geschichten las sie mir vor, sehr schöne. Eine vergesse ich nie — die von Turgenjew, vom stummen Gerassim und seinem geliebten Hunde. Er, der Stumme, mein' ich, wurde von allen schlecht behandelt, und keiner außer dem Hunde hatte ihn lieb. Sie machten sich über ihn lustig und so, und dann ging er immer gleich zu seinem Hunde ... Es war eine sehr rührende Geschichte... ja! Das war zur Zeit der Leibeigenschaft... Und da sagte ihm die Gnädige: ‚Du, Stummer, geh hin und ersäufe deinen Hund, er heult mir zuviel...' Na, da ging der Stumme eben ... Er nahm ein Boot, setzte den Hund hinein und ruderte hinaus ... Bei dieser Stelle überlief es mich immer. Herr, du mein Gott! Einem armen Menschen nimmt man seine einzige Freude! Wie darf so etwas geschehen? Ach, es war eine wunderbare Geschichte! Und alles so richtig — das ist ja grade das Schöne! Es gibt doch wirklich solche Menschen, für die die ganze Welt nur in einem Dinge besteht — so einem Hund zum Beispiel. Und warum der Hund? Weil

eben sonst keiner da ist, der einen solchen Menschen liebhat, nur der Hund hat ihn lieb. Ganz ohne Liebe kann der Mensch nicht leben — dazu ward ihm doch die Seele gegeben, daß er liebt ... Viele solche Geschichten hat sie mir vorgelesen. Sie war ein feines Weib, und es ist mir heute noch schade um sie... Wenn es nicht mein Schicksal gewesen wäre, ich wäre nicht von ihr gegangen, nur wenn sie es selbst verlangt oder ihr Mann von unserem Verhältnis erfahren hätte. Zärtlich und freundlich war sie vor allen Dingen; ich meine das nicht wegen der Geschenke, die sie mir machte, sondern ... ein zärtliches Herz hatte sie! Geküßt hat sie mich und so weiter ... wie die Frauen das nun so machen ... Aber manchmal, da kam so eine weiche Stimmung über sie . . . es ist geradezu verwunderlich, was für ein guter Mensch sie dann war. Dann sah sie mir ganz tief in die Seele hinein und sprach zu mir wie eine Kinderfrau oder wie eine Mutter. Ich war an solchen Tagen vor ihr wie ein fünfjähriger Bub. Und doch bin ich von ihr gegangen, weil die Sehnsucht über mich kam. Es zog mich irgendwohin..., ‚Lebewohl, Wera Michailowna', sage ich, ‚sei mir nicht böse.' — ‚Lebwohl, Sascha', sagt sie. Und — so ein wunderliches Frauenzimmer — dann schob sie meinen Ärmel bis über den Ellbogen zurück und biß mich in den Arm! Ich hätte beinahe aufgeschrien! Ein ganzes Stück Fleisch hat sie mir herausgerissen — an die drei Wochen lang hab' ich mich nachher geplagt. Und die Narbe ist heut' noch zu sehen!"

Er entblößte seinen mächtigen, muskulösen, schönen weißen Arm und zeigte mir mit gutmütig-traurigem Lächeln die Stelle. Dicht über dem Ellbogen erblickte ich eine Narbe, die aus zwei sich mit den Enden fast berührenden Halbkreisen bestand. Konowalow betrachtete sie lächelnd und schüttelte den Kopf.

„Wunderliche Person!" wiederholte er, „das sollte mir ein Andenken sein."

Ähnliche Geschichten hatte ich schon früher gehört. Fast jeder Landstreicher hat in seiner Vergangenheit eine „Kaufmannsfrau" oder gar eine „vornehme Dame", und bei all diesen Landstreichern wird die Kaufmannsfrau oder Dame durch die vielen Variationen der von ihr erzählten Geschichten zu einer Märchenfigur, die die entgegengesetztesten körperlichen und seelischen Eigenschaften in ihrem Wesen vereinigt. Heißt es heute, sie sei blauäugig, boshaft und immer lustig gewesen, so wird eine Woche später von ihr als einer schwarzäugigen, gutmütigen und weinerlichen Person gesprochen. Und für gewöhnlich spricht der Landstreicher von ihr in herablassendem Tone und erzählt Dinge, die sie keineswegs in vorteilhaftem Lichte erscheinen lassen.

Aber Konowalows Geschichte wirkte nicht erfunden; sie wies Einzelheiten auf, wie ich sie bisher nicht gehört hatte: die gemeinsame Lektüre, die Anrede „Kind" gegenüber dem Riesenkerl, der er war.

Ich stellte mir die schlanke Frau vor, wie sie in seinen Armen schlummerte, den Kopf an seine breite Brust gedrückt — es war ein schönes Bild, und das machte mir seinen Bericht noch glaubwürdiger. Und auch der weiche, wehmütige Ton seiner Erzählung war etwas ganz Ungewohntes. Ein echter Landstreicher spricht in solchem Ton nie von Weibern — und auch von anderen Dingen nicht. Er zeigt gerne, daß es nichts auf der Welt gibt, das er nicht in den Dreck zu ziehen wagte.

„Warum schweigst du? Meinst wohl, ich habe geflunkert?" fragte Konowalow, und seine Stimme klang besorgt. Er saß auf einem Mehlsack, hielt in der einen Hand sein Glas Tee und strich mit der anderen langsam seinen Bart. Die blauen Augen sahen mich forschend und fragend an, die Runzeln auf der Stirn traten scharf hervor.

„Nein, du kannst mir glauben. Weshalb sollte ich schwindeln? Es ist ja richtig, unsereins erzählt gern Märchen ... Es geht eben nicht anders, mein Lieber: Wenn es einem im Leben nie gut gegangen ist, so schadet es doch keinem Menschen, wenn er zu seinem eigenen Trost eine schöne Geschichte erfindet und sie den anderen als wirkliches Erlebnis erzählt. Er erzählt sie und fängt selbst an, daran zu glauben, als wäre es wirklich so gewesen. Nun, und weil er glaubt, ist er glücklich. Viele leben nur davon. Da ist nichts zu machen ... Aber ich habe dir die Wahrheit erzählt — es ist wirklich alles so gewesen, wie ich es erzählt habe. Was ist denn Besonderes daran? Da lebt eine Frau und langweilt sich. Die Leute um sie herum sind lauter stumpfsinnige Trottel. Na ja, ich war nur ihr Kutscher, aber der Frau ist das ja ganz gleich: Kutscher, Gutsherr, Offizier — alle sind sie Männer ... Und alle sind sie Schweine, denn alle wollen sie von ihr dasselbe, und jeder möchte recht viel haben und recht wenig dafür bezahlen. Ein einfacher Mensch ist da sogar noch besser, er schämt sich eher. Und ich bin ja ein ganz einfacher Kerl. Die Frauen merken das sehr wohl — sie wissen, daß ich ihnen nichts zuleide tu', das heißt, daß ich ... daß ich mich nicht über sie lustig machen werde. Wenn eine Frau gesündigt hat, dann fürchtet sie nichts so sehr wie das Lachen, den Spott. Sie haben viel mehr Schamgefühl als unsereiner. Haben wir erst gekriegt, was wir haben wollten, dann sind wir imstande, auf dem Markt davon zu erzählen, uns vor aller Welt zu rühmen, wie wir die Närrin zum besten gehabt haben. Aber eine Frau kann nirgends hingehen, ihr wird die Sünde nie als Großtat angerechnet. Sogar die ganz Verlorenen unter ihnen haben mehr Schamgefühl als wir, mein Lieber."

Ich hörte zu und dachte: „Spricht dieser Mensch wirklich sein innerstes Wesen aus, wenn er solche Dinge redet, die so gar nicht zu ihm passen?"

Er aber sah mich aus seinen kindlich hellen Augen an, redete immer weiter und machte mich immer mehr staunen.

Das Holz im Ofen war ausgebrannt, der glühende Kohlenhaufen warf einen rosigen Lichtfleck auf die Wände der Backstube … Er zitterte.

Durch das Fenster schaute ein Stückchen blauen Himmels mit zwei Sternen herein. Der eine Stern war groß und glitzerte wie ein Smaragd, der andere, dicht daneben, war winzig klein und kaum sichtbar.

Eine Woche war vergangen, und Konowalow und ich waren die besten Freunde.

„Du bist auch ein schlichtes Gemüt, das ist gut!" sagte er zu mir mit behaglichem Lächeln und klopfte mir mit seiner Riesentatze auf die Schulter.

Er arbeitete wie ein richtiger Künstler. Man muß das gesehen haben, wie er mit einem sieben Pud schweren Klumpen Teig fertig wurde, wie er ihn aufrollte, oder wie er, über den Trog gebeugt, die Masse knetete, in der seine gewaltigen Arme bis zum Ellbogen versanken und die unter seinen stählernen Fingern quiekte.

Als ich anfangs sah, mit welcher Geschwindigkeit er die geformten Brote in den Ofen schob — ich hatte kaum Zeit, sie aus den Schalen auf seine Schaufel zu werfen —, da fürchtete ich, er werde sie übereinanderwerfen; aber, als er drei Öfen ausgebacken hatte und keines von den hundertundzwanzig schön gebräunten, runden Broten eine „Quetschung" aufwies, da begriff ich, daß ich es mit einem Meister seines Faches zu tun hatte. Er arbeitete gern, ging ganz in seiner Bäckerei auf, wurde betrübt, wenn der Ofen zu wenig Hitze gab oder der Teig nicht aufgehen wollte, ärgerte sich über den Meister und schimpfte, wenn er feuchtes Mehl gekauft hatte, und war fröhlich und zufrieden wie ein Kind, wenn die Brote gleichmäßig rund, schön geschwellt, richtig gebräunt und mit einer dünnen, knirschenden Rinde aus dem Ofen kamen. Manchmal nahm er einen besonders gelungenen Laib von der Schaufel, warf ihn aus der einen Hand in die andere, verbrannte sich dabei die Finger, sagte aber fröhlich lachend zu mir:

„Da haben wir zwei einen Prachtkerl zustande gebracht!"

Und es tat mir wohl, diesem Riesenkind zuzusehen, das seine ganze Seele in seine Arbeit legte — wie das jeder Mensch bei jeder Arbeit tun sollte.

Eines Tages sagte ich zu ihm:

„Sascha, ich habe gehört, daß du sehr schön singen kannst."

„Das schon … Aber es kommt nur hin und wieder über mich … Wenn mich die Wehmut packt, dann fange ich an zu singen … Und, wenn ich singe, dann kommt die Wehmut über mich … Rede lieber nicht davon, reize mich nicht. Du selbst kannst wohl nicht singen? Doch? Sieh mal an! Aber warte lieber, bis ich auch so weit bin … jetzt kannst du pfeifen. Später singen wir dann zusammen, alle beide. Ist's dir recht so?"

Ich sagte natürlich ja und begnügte mich damit zu pfeifen, wenn ich gern gesungen hätte. Aber hin und wieder konnte ich mich nicht beherrschen und brummte, wenn ich den Teig knetete oder die Brote formte, ein Liedchen vor mich hin. Konowalow hörte mir zu, bewegte lautlos die Lippen und erinnerte mich zu guter Letzt an mein Versprechen. Mitunter aber schrie er mich auch grob an:

„Hör auf! Winsle nicht!"

Einmal hatte ich ein Buch aus meinem Kasten genommen und mich damit ans Fenster gesetzt.

Konowalow lag lang ausgestreckt auf einem Trog mit Teig und döste vor sich hin. Das Knistern der umgewendeten Blätter dicht an seinem Ohr veranlaßte ihn, die Augen zu öffnen.

„Was steht in dem Buch drin?"

Es waren „Die Leute aus Podlipnaja" von Reschetnikow.

„Willst du mir vorlesen?" fragte er.

Ich fing an, laut zu lesen. Ich saß auf dem Fensterbrett, er auf dem Backtrog. Den Kopf hatte er auf mein Knie gelegt und hörte aufmerksam zu. Mitunter sah ich über das Buch hinweg in sein Gesicht. Unsere Blicke begegneten sich — ich werde diese weitgeöffneten, in größter Spannung zu mir emporstarrenden Augen nie vergessen. Auch sein Mund war halb offen und zeigte zwei Reihen gleichmäßiger, weißer Zähne. Die emporgezogenen Brauen, die Falten auf der hohen Stirn, die über den Knien gefalteten Hände, diese ganze unbewegliche, in sich versunkene Gestalt wirkten anfeuernd auf mich. Ich gab mir Mühe, ihm die traurige Geschichte von Pila und Syssoika möglichst eindringlich und anschaulich vorzutragen.

Endlich wurde ich müde und schlug das Buch zu.

„Schon aus?" fragte Konowalow flüsternd.

„Noch nicht ganz die Hälfte."

„Willst du mir das Ganze vorlesen?"

„Gern."

„Ä—äch!" Er faßte sich an den Kopf und schwankte auf seinem Backtrog hin und her. Er wollte offenbar etwas sagen, aber er machte nur den Mund auf und zu, und seine Brust atmete schwer und tief wie ein Blasebalg. Ich war auf eine solche Wirkung nicht gefaßt und wußte nicht, was sie bedeutete.

„Wie du lesen kannst!" flüsterte er endlich. „Mit verschiedenen Stimmen! Wie lebendig stehen sie alle da … Aproska! Wie er piepst! Pila … Solche Dummköpfe! Es kam mir oft das Lachen an beim Zuhören, aber ich hab' mich zusammengenommen. Und was kommt nun weiter? Wo werden sie hinfahren? Herr, mein Gott! Das ist doch alles wahr! Das sind doch alles wirkliche Menschen! Richtige Muschiks! Und ganz wie lebendig … die Stimmen, die Fratzen …

Hör mal, Maxim, wir wollen jetzt die Brote hineinschieben, und dann liest du weiter!"

Wir schoben die Brote hinein, machten die zweite Portion fertig, und dann las ich wieder eine Stunde und vierzig Minuten lang vor. Dann kam wieder eine Pause; das Brot war fertig, mußte herausgenommen werden, das neue mußte hineingeschoben werden; dann kneteten wir den Teig für den dritten Ofen, rührten den Vorteig an... alles mit fieberhafter Geschwindigkeit und fast ohne zu sprechen. Nur ab und zu warf mir Konowalow mit gerunzelten Brauen einen einsilbigen Befehl zu. Er hatte es eilig, furchtbar eilig.

Gegen Morgen hatten wir das Buch ausgelesen; ich hatte das Gefühl, als wäre meine Zunge ein Stück Holz.

Konowalow saß rittlings auf einem Sack mit Mehl, sah mich mit seltsamen Augen an und schwieg, die Hände auf die Knie gestützt.

„War es schön?" fragte ich.

Er schüttelte den Kopf, kniff die Augen zusammen und sagte, merkwürdigerweise wieder im Flüstertone:

„Wer hat denn das geschrieben?" Aus seinen Augen leuchtete eine in Worte nicht zu fassende Verwunderung, und sein Gesicht glühte plötzlich in heißem Gefühl auf.

Ich sagte ihm, wer der Verfasser des Buches sei.

„Ja, das war ein Mann! Wie er das hingelegt hat! Nicht? Es wird einem richtig gruselig. Das geht zu Herzen, das kneift einem die Seele, so lebendig ist alles. Was hat er denn dafür bekommen, der Schreiber?"

„Bekommen?"

„Nun ja, hat er eine Belohnung bekommen oder sonst etwas?"

„Wofür sollte er denn eine Belohnung bekommen?" fragte ich.

„Wofür? So ein Buch ... das ist doch wie ein Polizeiprotokoll. Das liest man... und richtet: Pila, Syssoika... was sind das für Leute? Alle müssen mit ihnen Mitleid haben... Unwissende Leute, die im Dunkeln sitzen... Was haben sie denn für ein Leben? Und dann..."

„Dann?"

Konowalow sah mich verlegen an und erklärte schüchtern:

„Es muß doch irgendeine Verfügung herauskommen. Sie sind doch Menschen, und man muß ihnen helfen."

Meine Antwort war ein ganzer Vortrag. Aber ach! der Eindruck, auf den ich gerechnet hatte, blieb aus.

Konowalow wurde nachdenklich, ließ den Kopf sinken, wackelte mit dem ganzen Körper und seufzte, ohne mich aber in meiner Rede zu unterbrechen. Endlich wurde ich müde und schwieg.

Konowalow hob den Kopf und sah mich traurig an.

„Also hat er nichts bekommen?" fragte er.

„Wer?" fragte ich darauf, denn ich hatte den armen Reschetnikow ganz vergessen.

„Der das Buch geschrieben hat?"

Ich fing an, mich zu ärgern. Ich antwortete ihm nicht, denn ich fühlte, daß dieser Ärger mich gegen meinen Zuhörer aufbrachte, der sich offenbar nicht die Kraft zumutete, die Weltprobleme zu lösen.

Ohne meine Antwort abzuwarten, griff Konowalow nach dem Buche, drehte es vorsichtig hin und her, schlug es auf, klappte es wieder zu, legte es auf seinen Platz zurück und seufzte schwer.

„Wie das alles schwierig ist, Herr, du mein Gott!" begann er halblaut. „Da hat ein Mensch ein Buch geschrieben... Papier und allerlei Strichelchen drauf, weiter nichts. Er hat es geschrieben und... ist er tot?"

Ich bejahte.

„Er ist tot, aber sein Buch ist geblieben, es wird gelesen. Da guckt einer hinein und sagt allerlei Worte. Und du hörst zu und fängst an zu begreifen: da lebten die Leutchen auf der Welt — Pila und Syssoika und Aproska... Und diese Leute dauern dich so, obgleich du sie nie gesehen hast und sie dich auch nicht. Aber das macht nichts! Auf der Straße laufen vielleicht Dutzende von der Art lebendig herum, und du siehst sie, aber du weißt nichts von ihnen... und kümmerst dich nicht um sie... und sie gehen und gehen immer weiter... Aber die Leute im Buch, die tun dir so leid, daß dir das Herz schmerzt. Wie soll man das verstehen?... Und der Schreiber ist auch so gestorben, ohne daß er belohnt worden wäre? Hat er gar nichts bekommen?"

Ich wurde böse und erzählte ihm, wie die Schriftsteller belohnt zu werden pflegen.

Konowalow hörte mir zu, riß die Augen entsetzt auf und schmatzte teilnahmsvoll mit den Lippen.

„Schöne Ordnung", sagte er mit einem Seufzer aus tiefster Brust. Dann steckte er das linke Schnurrbartende in den Mund und ließ den Kopf traurig hängen.

Ich fing an, von der verhängnisvollen Rolle der Kneipe im Leben der russischen Schriftsteller zu reden, von den vielen großen und echten Talenten, die am Schnaps zugrunde gingen — dem einzigen, was ihnen in ihrem mühevollen Dasein Trost spendete.

„Können denn solche Menschen saufen?" fragte Konowalow flüsternd. Aus seinen weitgeöffneten Augen sprach Mißtrauen gegen mich, Schrecken und Mitleid mit jenen Leuten. „Sie saufen! Wie denn? Fangen sie etwa zu trinken an, wenn sie ein Buch fertiggeschrieben haben?"

Ich fand diese Frage unangebracht und antwortete nicht.

„Selbstverständlich nachher", entschied Konowalow. „Da lebt so ein Mensch und sieht sich das Leben an und nimmt der anderen Leute Leid in sich auf. Ganz besondere Augen muß so einer haben... Und auch ein Herz... Und wenn er sich das Leben so

gründlich angeschaut hat, dann wird er traurig... Und schüttet seinen Kummer in sein Buch... Aber das hilft nun nicht, denn das Herz ist angegriffen, und aus dem kann kein Feuer den Kummer wieder herausbrennen... Da bleibt nichts übrig, als Schnaps drüberzugießen. Und darum trinken diese Menschen... Hab' ich recht?"

Ich bejahte, und das schien ihm Mut einzuflößen.

„Wenn's mit rechten Dingen zuginge", fuhr er in seinem Vortrag über die Psychologie des Schriftstellers fort, „dann müßten sie ausgezeichnet werden. Hab' ich nicht recht? Denn sie verstehen mehr als die andern und zeigen ihnen, wo was nicht in Ordnung ist. Ich zum Beispiel — was bin ich? Ein Landstreicher, ein Säufer, ein Gezeichneter. Mein Leben ist durch nichts gerechtfertigt. Wozu lebe ich auf dieser Welt, und wer hat etwas von mir, wenn man genau hinsieht? Ich habe nicht Haus noch Hof, nicht Weib noch Kind — und ich möchte das alles auch gar nicht haben. Ich lebe und bin traurig. Worüber? Weiß ich nicht. Ich habe keinen inneren Weg, verstehst du? Wie soll ich dir das sagen — keinen Funken in der Seele, keine Kraft. Irgend etwas fehlt mir — das ist's! Hast du verstanden? Und da lebe ich nun und suche dieses Ding, das mir fehlt, und sehne mich danach, aber was es für ein Ding ist, das weiß ich nicht..."

„Was soll dies Gerede?" fragte ich.

Den Kopf auf die Hand gestützt, sah er mich an, und in seinen Gesichtszügen malte sich deutlich die angestrengte Denkarbeit, die nach einer Ausdrucksform suchte.

„Was es soll?... Wegen der Unordnung des Lebens. Ich meine — da lebe ich nun und weiß nicht, wo ich bleiben soll... nirgends finde ich einen rechten Platz... und so ein Leben ist eben nicht in Ordnung."

„Nun, und was weiter?" suchte ich den Zusammenhang zwischen seinem Schicksal und dem der Schriftsteller zu ergründen.

„Weiter? Das kann ich dir nicht sagen... Ich denke nur, wenn so ein Schreiber mich kennenlernte, so könnte er mir mein Leben erklären. Was meinst du?"

Ich dachte, ich selbst könne das ganz gut, und machte mich sofort an dieses, wie ich glaubte, leichte und einfache Werk. Ich sprach von den Lebensverhältnissen, der Umgebung, der Ungleichheit der Menschen, von denen die einen Opfer des Lebens und die anderen Herren über das Leben sind.

Konowalow hörte aufmerksam zu. Er saß mir gegenüber, die Wange auf die Hand gestützt, und über seine großen, weitgeöffneten, nachdenklichen, klugen blauen Augen legte sich nach und nach etwas wie ein leichter Nebel, die Furchen auf der Stirn traten immer schärfer hervor, er schien den Atem anzuhalten, ganz erfüllt von dem Wunsche, meine Worte richtig zu verstehen.

Das alles schmeichelte mir. Ich schilderte mit Feuereifer sein Leben und bewies ihm, daß er nicht schuld sei, wenn er so geworden sei. Er sei ein beklagenswertes Opfer der Verhältnisse, ein Wesen, das seiner Natur nach allen anderen gleichwertig sei und nur durch eine lange Reihe von Ungerechtigkeiten der geschichtlichen Entwicklung sozial so tief herabgedrückt sei. Ich schloß meine Rede mit den schon einmal gesagten Worten:

„Du kannst dir gar keine Vorwürfe machen. Dir ist Unrecht geschehen."

Er schwieg, ohne den Blick von mir zu wenden. Ich sah, wie in seinen Augen ein gutes, helles Lächeln auftauchte, und ich wartete mit Ungeduld auf seine Erwiderungen.

Nun lief das Lächeln auch über seine Lippen. Und dann fing er gutmütig zu lachen an, reckte sich mit einer weichen, fast weiblichen Bewegung nach mir hin und legte die Hand auf meine Schulter.

„Wie du so flott von all den Dingen reden kannst, mein Lieber! Woher weißt du das bloß? Alles aus deinen Büchern? Mußt wohl viel von dem Zeug gelesen haben. Ach, wenn ich doch nur so viel davon lesen könnte! Vor allem aber — du redest so rührend... Zum erstenmal höre ich dergleichen. Wunderbar! Alle Menschen sagen, die anderen, der und jener seien an ihrem Unglück schuld, und du sagst — das ganze Leben sei es, die ganze Ordnung! Du meinst also, daß der Mensch selbst gar keine Schuld hat, sondern, wenn es ihm bestimmt ist, ein Landstreicher zu werden, dann wird er es auch. Auch, was du von den Strafgefangenen sagst, ist sehr wunderlich: sie mausen, weil sie keine Arbeit haben, aber essen muß der Mensch. Das kommt alles so rührend heraus bei dir. Du hast wohl ein sehr schwaches Herz."

„Warte doch", sagte ich. „Bist du einverstanden mit mir? Ist es richtig, was ich gesagt habe?"

„Das mußt du besser wissen, ob es richtig ist oder nicht, du kannst ja lesen. Na ja, wenn man die anderen ansieht, dann wird es wohl stimmen. Aber ich..."

„Du?"

„Ich bin was anderes. Wer ist schuld daran, daß ich saufe? Mein Bruder Pawel säuft nicht, der hat in Perm seine eigene Bäckerei. Ich arbeite nicht schlechter als er, und doch bin ich ein Landstreicher und Säufer und bringe es nie zu Ansehen und Wohlstand. Und wir sind doch einer Mutter Söhne! Er ist sogar jünger als ich. Also ist doch bei mir selber irgendwas nicht in Ordnung. Ich bin also nicht so geschaffen, wie ein Mensch sein soll. Du sagst doch selbst, alle Menschen seien gleich: man wird geboren, lebt, solange es einem bestimmt ist, und stirbt. Ich bin aber auf ein anderes Geleise geraten. Und nicht ich allein. Solcher wie ich gibt es viele. Wir sind ein besonderer Menschenschlag, wir passen in keine Ordnung hinein. Wir müssen anders angesehen werden, für uns muß es andere Gesetze geben, besonders strenge, damit wir aus dem Leben ausgestoßen werden. Denn wir sind zu nichts nütze, nehmen nur Platz

weg und stehen den anderen im Wege ... Wer hat sich an uns versündigt? Wir haben uns selber an uns und am Leben versündigt. Darum haben wir keine Lust zum Leben und kein Mitgefühl mit uns selbst."

Dieser Riese mit den hellen Augen eines Kindes zog so leichten Herzens einen Trennungsstrich zwischen dem Leben und jener Art von Menschen, zu denen er sich selbst zählte, den Menschen, die das Leben nicht braucht und die daher vernichtet werden müssen; er sagte das mit einer so lächelnden Wehmut, daß ich von dieser Selbsterniedrigung völlig verblüfft war, denn ich hatte dergleichen noch bei keinem Landstreicher gesehen, einem Menschenschlag, der sich von allem gelöst hat, allem feindlich gegenübersteht und an jedem die Kraft seiner erbitterten Skepsis zu erproben geneigt ist. Mir waren bisher nur Menschen begegnet, die alle anklagten, über alles jammerten, sich selbst aber als leuchtende Ausnahme hinstellten, obgleich tausend unleugbare Tatsachen ihre Behauptungen von der Unfehlbarkeit der eigenen Person widerlegten. Sie wälzten die Schuld an ihren Mißerfolgen immer wieder auf das stumme Schicksal, auf die bösen Menschen. Konowalow klagte nicht über das Schicksal und redete von den Menschen überhaupt nicht. An allen Widerwärtigkeiten seines persönlichen Lebens war er ganz allein schuld, und je eifriger ich bemüht war, ihm zu beweisen, daß er „ein Opfer des Milieus und der Verhältnisse" sei, um so hartnäckiger behauptete er, vor sich selbst und vor dem Leben an seinem traurigen Schicksal ganz allein schuldig zu sein. Das war sehr originell, aber es machte mich wütend. Ihm aber war es eine Lust, sich selbst zu geißeln; Lust, nichts anderes, strahlte aus seinen Augen, wenn er mich mit seinem volltönenden Bariton anschrie:

„Jeder Mensch ist sein eigener Herr, und niemand ist daran schuld, wenn ich ein Schuft bin!"

Bei einem Kulturmenschen hätten mich diese Reden nicht gewundert, denn es gibt kein Gebresten, das sich nicht in dem komplizierten, verworrenen psychischen Organismus, den man „einen Intellektuellen" zu nennen pflegt, finden ließe. Aber aus dem Munde eines Landstreichers, obgleich auch er der Intellektuelle unter den vom Schicksal mißhandelten, nackten, hungrigen und bösen Geschöpfen ist, die, halb Menschen, halb Tiere, die schmutzigen Spelunken der Städte bevölkern — aus dem Munde eines Landstreichers klangen diese Reden seltsam. Man hätte daraus den Schluß ziehen müssen, daß Konowalow in der Tat ein Wesen besonderer Art sei, aber das wollte ich nicht.

Von außen gesehen, war Konowalow der typische Vagabund. Je mehr ich mich aber mit ihm beschäftigte, desto mehr überzeugte ich mich, daß ich es mit einer Spezies zu tun hatte, die mit meiner Vorstellung von diesen Menschen nicht in Einklang zu bringen war: Menschen, die man schon längst als Klasse für sich hätte erkennen müssen und die wohl Beachtung verdienen als hungernde und dürstende, sehr böse und keineswegs dumme Geschöpfe.

Unser Streit wurde immer heftiger.

„Paß doch auf", schrie ich, „wie kann ein Mensch fest auf seinen Füßen stehen, wenn von allen Seiten finstere Gewalten an ihn herandrängen?"

„Stemm dich entgegen", erwiderte mein Opponent in wachsender Erregung mit flammenden Augen.

„Wogegen denn stemmen?"

„Du mußt deinen Stützpunkt finden!"

„Und wo ist denn dein Stützpunkt?"

„Das ist es doch, du wunderlicher Kerl — ich bin an meinem Schicksal selber schuld! Ich hab' eben meinen Stützpunkt nicht gefunden! Ich suche, sehne mich — aber ich finde nichts!"

Es war Zeit, sich um das Brot zu kümmern, und so machten wir uns an die Arbeit, fuhren aber fort, einer dem anderen die Richtigkeit seiner Ansicht zu beweisen. Natürlich wurde nichts bewiesen, und erregt und erhitzt legten wir uns nach getaner Arbeit schlafen.

Konowalow hatte sich lang auf dem Fußboden ausgestreckt und war bald eingeschlafen. Ich lag auf den Mehlsäcken und betrachtete von oben herab seine mächtige bärtige Gestalt, die riesengroß auf der neben dem Backtrog hingeworfenen Bastmatte lag. Es roch nach heißem Brot, saurem Teig, Kohlensäure ... Der Morgen dämmerte, und durch die mit einer Schicht von Mehlstaub bedeckten Fenster schaute der graue Himmel herein. Ein Wagen ratterte draußen, der Hirt rief mit seiner Flöte das Vieh zusammen.

Konowalow schnarchte. Ich sah zu, wie seine breite Brust sich hob, und dachte über allerlei Mittel nach, durch die ich ihn möglichst schnell zu meinem Glauben bekehren könnte. Aber es wollte mir nichts einfallen, und dann schlief ich ein.

Als wir morgens aufgestanden und den Teig gemischt hatten, wuschen wir uns und setzten uns auf den Trog zum Teetrinken.

„Hast du noch ein Buch?" fragte Konowalow.

„Ja."

„Willst du mir vorlesen?"

„Gern."

„Das ist recht. Weißt du was? Wenn ich einen Monat hier gearbeitet habe, lasse ich mir vom Meister Geld geben, und die Hälfte davon kriegst du."

„Warum?"

„Bücher sollst du dafür kaufen ... für dich, was dir gefällt ... und für mich auch, zwei Stück vielleicht. Für mich eine Geschichte von einfachen Leuten. So wie Pila und Syssoika ... Und, weißt du, es muß rührend geschrieben sein, nicht zum Lachen. Es gibt solche Bücher — lauter dummes Zeug. Panfilka und Filatka — vorne ist sogar ein Bild, aber es ist ganz blöd. Die Poschechonzen[1] und allerlei Mär-

[1] Schildbürger, Gestalten aus Saltykow-Schtschedrins „Die Poschechonische alte Zeit." *(Anm. d. Red.)*

chen ... Das alles mag ich nicht. Ich wußte gar nicht, daß es auch solche Bücher gibt, wie du sie hast."

„Willst du von Stenka Rasin[1] hören?"

„Von Stenka? Ist das schön?"

„Sehr schön."

„Her damit!"

Und bald las ich ihm schon Kostomarows „Aufruhr des Stenka Rasin" vor. Zuerst gefiel die talentvoll geschriebene Monographie, die man schon fast ein heroisches Epos nennen möchte, meinem bärtigen Zuhörer nicht sonderlich.

„Warum gibt es hier gar keine Gespräche?" fragte er und sah ins Buch hinein. Und, als ich es ihm erklärt hatte, gähnte er sogar verstohlen. Ich bemerkte es aber doch, und da sagte er verlegen mit schuldbewußter Miene:

„Schon gut! Lies nur weiter! Das kam ganz von ungefähr..."

Aber wie die vom Geschichtschreiber mit Künstlerhand gezeichnete Gestalt des „Fürsten der Wolga-Freibeuter" Stepan Timofejewitsch immer gewaltiger und großartiger emporwuchs, änderte sich Konowalows Verhalten. Anfangs gelangweilt und gleichgültig, mit schläfrig umnebelten Augen — veränderte er sich allmählich und unmerklich immer mehr und erschien mir endlich in ganz neuer, überraschender Gestalt. Er saß auf dem Trog mir gegenüber, hatte die Knie mit den Armen umfaßt und stützte das Kinn darauf, so daß sein Bart über die Beine herabhing. Gierige, seltsam glühende Augen starrten mich unter finster gefurchten Brauen an. Es war nichts mehr zu spüren von der kindlichen Naivität, die mich bei ihm sonst immer in Staunen gesetzt hatte, alles Schlichte, Weiblich-Zarte, das so zu seinen gütigen blauen, jetzt finster zusammengekniffenen Augen gepaßt hatte, war verschwunden. Etwas Löwenhaftes, Flammendes war in dieser zu einem Muskelklumpen zusammengekrümmten Gestalt. Ich hielt im Lesen inne und sah ihn an.

„Lies weiter", sagte er leise, aber eindringlich.

„Was sagst du?"

„Weiterlesen!" wiederholte er, und die Bitte klang fast wie ein Befehl.

Ich las weiter, ab und zu immer wieder zu ihm hinaufblickend, und sah, wie er immer mehr entflammt wurde. Es ging von ihm etwas aus, was mich erregte und berauschte, eine Art heißer Nebel. Und nun war ich bei der Stelle angekommen, wo Stenka gefangengenommen wird.

„Erwischt!" schrie Konowalow.

Schmerz, Kränkung, Zorn, Bereitschaft, dem Gefangenen zu Hilfe zu kommen, tönten mir aus diesem kraftvollen Schrei entgegen.

Schweißtropfen traten auf seine Stirn, und die Augen waren merkwürdig groß geworden. Er sprang erregt vom Trog herunter, seine lange Gestalt reckte sich noch länger, er trat vor mich hin, legte mir die Hand auf die Schulter und sagte laut und hastig:

„Halt! Lies nicht weiter... Sag mir erst: was kommt nun? Nein, warte, sag es nicht! Werden sie ihn hinrichten? Ja? Lies schnell weiter, Maxim!"

Man hätte denken können, Konowalow und nicht Frolka wäre der leibliche Bruder des Stenka Rasin gewesen. Es war, als wenn unzerreißbare Bande des Blutes, die drei Jahrhunderte nicht lösen konnten, diesen Landstreicher mit Stenka zusammengeknüpft hätten, und der Landstreicher empfände mit der ganzen Kraft seines lebensvollen, gesunden Leibes, mit der ganzen Leidenschaft des sehnsüchtig nach einem „Stützpunkt" verlangenden Herzens das Weh und den Ingrimm des vor dreihundert Jahren eingefangenen freien Raubvogels.

„So lies doch weiter um Christi willen!"

Ich las, erregt und erhitzt, fühlte mein Herz pochen und durchlebte mit Konowalow zusammen die Seelennot des Stenka. Und nun kam der Bericht über die Folter.

Konowalow knirschte mit den Zähnen, und seine blauen Augen glühten wie zwei Kohlen. Er hatte sich von hinten über meine Schultern gebeugt und starrte unausgesetzt ins Buch. Sein Atem brauste vor meinem Ohr und blies mir das Haar vor die Augen. Ich warf den Kopf zurück, um die Stirn frei zu bekommen, Konowalow sah das und legte mir seine schwere Hand auf den Scheitel.

„Da knirschte Rasin so mit den Zähnen, daß er ein paar von ihnen zugleich mit dem Blut auf den Boden ausspuckte..."

„Genug!... Hol ihn der Teufel!" schrie Konowalow, riß mir das Buch aus der Hand, warf es mit aller Kraft auf den Boden und sank selbst daneben hin.

Er weinte. Aber, weil er sich der Tränen schämte, verbarg er sein Schluchzen hinter einem seltsamen Knurren. Er hatte den Kopf auf die Knie fallen lassen und wischte seine Augen an der schmutzigen Leinenhose ab.

Ich saß vor ihm auf dem Trog und wußte nicht, wie ich ihn trösten sollte.

„Maxim!" sagte Konowalow, auf dem Boden hockend. „Es ist furchtbar!... Pila... Syssoika. Und nun noch Stenka... Nicht? Welch ein Schicksal! Wie er die Zähne ausgespuckt hat! Nicht?"

Und der ganze Mann zitterte vor Erregung.

Ihm imponierten besonders diese ausgespuckten Zähne, immer wieder kam er, nervös mit den Achseln zuckend, auf dieses Thema zurück.

Wir beide waren wie berauscht von dem grausam quälenden Bild der Folter, das aus dem Buch vor uns erstanden war.

„Du mußt mir das noch einmal vorlesen, hörst du!" redete Konowalow mir zu, indem er das Buch aufhob und es mir hinhielt. „Zeig mir doch mal, wo steht das von den Zähnen?"

---

[1] Stenka (Stepan) Rasin, einer der Führer des großen Bauernaufstandes im 17. Jh. *(Anm. d. Red.)*

Ich zeigte ihm die Stelle, und er verschlang die Zeilen mit den Augen.

„Steht es wirklich so da: ‚Er spuckte die Zähne mit dem Blut aus'? Und es sind doch ganz dieselben Buchstaben wie anderswo auch... Herr, mein Gott, wie muß ihm das wehgetan haben! Sogar die Zähne... Und was kommt dann noch weiter? Die Hinrichtung? Gott sei Lob und Dank, sie haben ihn doch hingerichtet!"

Er gab seiner Freude über die Hinrichtung so leidenschaftlichen Ausdruck, aus seinen Augen sprach eine so tiefe Befriedigung, daß mich ein Schauder packte vor diesem Mitleid, das dem zerquälten Stenka so glühend den Tod wünschte. Den ganzen Tag waren wir wie im Nebel; wir redeten nur von Stenka, von den Einzelheiten seines Lebenslaufes, von den Liedern, in denen er verherrlicht wird, von der Folter. Ein paarmal versuchte Konowalow, mit seinem volltönenden Bariton ein Lied anzustimmen, brach es aber immer wieder ab.

An diesem Tage waren wir einander noch nähergekommen.

Ich las ihm noch einige Male den „Aufruhr des Stenka Rasin" vor, dann den „Taras Bulba" und die „Armen Leute". Der Taras gefiel meinem Zuhörer auch sehr gut, aber er konnte den starken Eindruck des Kostomarowschen Buches nicht verwischen. Dostojewskis Makar Dewuschkin und seine Warenka verstand Konowalow aber gar nicht. Ihn machte nur der Stil der Briefe Dewuschkins lachen, und dem Mädchen gegenüber verhielt er sich skeptisch.

„Sieh mal an, wie sie sich bei dem Alten einschmeicheln will! So ein schlaues Ding! Und er — die reine Vogelscheuche! Laß doch das dumme Zeug, Maxim! Es lohnt sich wirklich nicht. Er will zu ihr, sie will zu ihm... Nur das gute Papier haben sie verschmiert. Hol sie alle beide der Teufel! Es ist weder traurig noch zum Lachen. Wozu schreibt man so was?"

Ich erinnerte ihn an die „Leute von Podlipnaja", aber er protestierte.

„Pila und Syssoika — das ist ganz was anderes! Das sind lebendige Menschen, die leben und schlagen sich herum... Aber die da? Briefe schreiben sie... Langweiliger Kram! Das sind gar keine Menschen, sondern nur so... Alles erfunden. Ja, Taras und Stenka, wenn die zusammengekommen wären... Herr, du mein Gott! Die hätten was angerichtet. Dann hätten Pila und Syssoika wohl auch ... Mut gefaßt, was meinst du?"

Er hatte kein Verständnis für die zeitlichen Abstände, in seiner Vorstellung waren alle seine Lieblingshelden Zeitgenossen, nur daß zwei von ihnen in Ussolje zu Hause waren, einer bei den Ukrainern und der vierte an der Wolga. Es kostete mir sehr viel Mühe, ihm klarzumachen, daß Pila und Syssoika, wenn sie die Kama abwärts gefahren wären, Stenka nicht getroffen hätten, und daß auch Stenka nicht mit Taras zusammengekommen wäre, wenn er durch das Land der Donkosaken in die Ukraine gezogen wäre.

Als Konowalow das endlich begriffen hatte, war er sehr betrübt. Ich versuchte nun, ihn mit dem Aufstand Pugatschows bekannt zu machen, weil ich wissen wollte, wie er über diesen Helden urteilen würde. Aber Konowalow wollte von Pugatschow nichts hören.

„So ein Schuft! Gibt sich für den Zaren aus und wiegelt die Leute auf! Wie viele hat er zugrunde gerichtet, der Hund!... Stenka, sagst du? Ja, das ist ganz was anderes, mein Lieber. Der Pugatsch ist aber eine Laus und weiter nichts! Feine Gesellschaft! Hast du nicht noch so ein Buch wie das vom Stenka? Such doch nach. Diesen schlappschwänzigen Makar kannst du weglegen. Das gefällt mir nicht. Lieber liest du mir noch einmal vor, wie sie den Stenka hingerichtet haben."

An Feiertagen gingen wir zu zweien auf die Wiesen jenseits des Flusses. Wir nahmen dann etwas Branntwein, Brot und ein Buch mit und zogen schon frühmorgens „in die freie Luft hinaus", wie Konowalow diese Ausflüge nannte.

Besonders gern gingen wir nach der „Glasfabrik". So wurde, der Himmel weiß warum, ein Gebäude genannt, das nicht weit von der Stadt im Felde stand. Es war ein dreistöckiges Steinhaus mit eingestürztem Dach, zerbrochenen Fensterrahmen, Kellern, die den ganzen Sommer mit feuchtem, stark riechendem Schlamm gefüllt waren. Grünlichgrau, halb zerstört, gleichsam in die Erde versinkend, blickte dieses Haus aus den dunkeln Höhlen seiner verunstalteten Fenster nach der Stadt hinüber und erinnerte an einen Invaliden, einen vom Schicksal stiefmütterlich behandelten Krüppel, den man aus der Stadt gewiesen hat und der nun einsam und im Elend sterben muß. Im Frühling, wenn der Fluß aus den Ufern trat, drang das Wasser auch in das alte Haus ein, aber, vom Dach bis zum Fundament mit einer grünen Schimmelkruste bedeckt, stand es unerschüttert da. Ein Ring von Pfützen schützte es vor allzu häufigen Besuchen der Polizei, und wenn es auch kein richtiges Dach mehr hatte, so diente es doch allerlei dunkeln, obdachlosen Leuten als Unterschlupf.

Sie waren immer sehr zahlreich vertreten; zerlumpt, ausgehungert, lichtscheu, hausten sie in dieser Ruine wie Eulen, und Konowalow und ich waren hier stets gern gesehene Gäste, denn jeder von uns nahm, wenn er die Bäckerei verließ, einen Laib Weißbrot mit; unterwegs kauften wir einen Vierteleimer Branntwein und eine ganze Schüssel „Heißes" — Leber, Lungen, Herz, Kaldaunen. Für zwei, drei Rubel veranstalteten wir so für die „Gläsernen", wie Konowalow sie nannte, ein Festessen.

Sie revanchierten sich mit Geschichten, in denen eine grausige, erschütternde Wahrheit phantastisch mit den allernaivsten Lügen verflochten war. Jede dieser Geschichten war wie ein Spitzengewebe, in dem die schwarzen Fäden — die Wahrheit — vorherrschten, sich hie und da aber auch grell bunte Fäden — Lügen — fanden. Dieses Gewebe wand sich um Hirn und Herz und drückte sie zusammen, quälte sie mit seinem harten, unheimlich bunten Muster. Die „Gläsernen" liebten uns auf ihre Weise; ich las ihnen öfters aus allerlei Büchern vor, und fast immer hörten diese Leute mir aufmerksam und nachdenklich zu.

Diese aus ihrer Bahn Geschleuderten verblüfften mich immer wieder durch ihre tiefe Lebenskenntnis, und ich hörte ihren Geschichten gespannt zu, während Konowalow nur zuhörte, um gegen die Philosophie des Erzählers zu protestieren und mich in die Debatte hineinzuziehen.

Wenn er die Geschichte vom Leben und Untergang eines solchen in phantastische Lumpen gehüllten Individuums mit einer Physiognomie, die kaum den Wunsch erwecken konnte, dem Mann einen Finger in den Mund zu stecken — wenn er eine solche Geschichte, die immer den Charakter einer Verteidigungsrede trug, bis zu Ende angehört hatte, lächelte Konowalow nachdenklich und schüttelte verneinend mit dem Kopf. Das sahen die Leute natürlich, denn er tat es vor aller Augen.

„Du glaubst mir wohl nicht, Sascha?" rief der Erzähler.

„Nein, ich glaube dir. Wie kann man einem Menschen nicht glauben? Selbst, wenn man sieht, daß er lügt, muß man ihm glauben, das heißt zuhören und zu verstehen suchen, warum er lügt. Manchmal kennzeichnet so ein Geflunker den Menschen besser als alle Wahrheit. Und was können wir von uns denn Wahres erzählen? Nur die größten Gemeinheiten. Und flunkern läßt sich so schön. Habe ich recht?"

„Ganz recht", stimmt der Erzähler ihm bei. „Aber warum hast du den Kopf geschüttelt?"

„Warum? Weil du dir die Sache nicht richtig überlegt hast. Du erzählst so, daß man glauben möchte, du hättest dein ganzes Leben nicht selbst gemacht, sondern es von deinen Nachbarn und allerlei fremden Leuten machen lassen. Wo warst du denn selbst in all der Zeit? Und warum hast du keine Kraft gegen dein Schicksal ausgespielt? Und wie kommt es, daß wir alle uns über die Menschen beklagen, und sind doch selber auch Menschen? Also kann man auch über uns klagen? Die Menschen verbittern uns das Leben, also haben wir es auch jemand verbittert? Hab' ich recht? Wie soll man das nun erklären?"

„Man muß sich ein Leben bauen, wo Platz ist für alle und keiner dem anderen im Wege steht", wird dem Fragenden tendenziös erwidert.

„Und wer soll das Leben bauen?" fragt er siegesgewiß; und aus Furcht, daß man ihm die Antwort vorwegnehmen könne, antwortet er sofort selbst: „Wir! Wir selber! Wie sollen wir aber das Leben bauen, wenn wir es nicht verstehen und unser Leben mißraten ist? Und so erweist es sich, meine Lieben, daß wir selber unsere einzige Stütze sind! Aber was wir für Kerle sind, das ist ja jedem bekannt . . ."

Man widersprach, man verteidigte sich, aber er blieb bei seinen Behauptungen: niemand habe sich an ihnen versündigt, sondern jeder von uns versündige sich immer wieder an sich selbst.

Es war sehr schwer, ihn von dieser Anschauung abzubringen, und ebenso schwer, sie sich zu eigen zu machen. Einerseits schienen ihm die Menschen durchaus berufen, sich ein eignes freies Leben zu schaffen, andrerseits schienen sie ihm schwach und schlapp und zu nichts anderem fähig, als zu klagen und sich gegenseitig zu beschuldigen.

Sehr oft endete ein derartiger Disput, der um die Mittagszeit begonnen hatte, erst gegen Mitternacht, und Konowalow und ich kamen von den „Gläsernen" im Dunkeln, bis an die Knie im Schmutz watend, nach Hause.

Einmal wären wir in einer Lache beinahe ertrunken, ein andermal gerieten wir in eine Razzia und mußten auf der Polizeiwache übernachten mit zwei Dutzend von unseren Freunden aus der „Glasfabrik", die den Hütern der öffentlichen Ordnung verdächtig erschienen. Mitunter hatten wir auch keine Lust zum Philosophieren, und dann gingen wir weit hinaus in die Wiesengründe jenseits des Flusses, wo es kleine Seen voll kleiner Fische gab, die durch die Überschwemmung im Frühling hierher geraten waren. Im Gebüsch am Ufer eines dieser Seen machten wir ein Feuer an, das keinen anderen Zweck hatte, als das Landschaftsbild zu verschönern, und dann lasen wir ein Buch oder unterhielten uns über das Leben. Zuweilen aber sagte Konowalow nachdenklich:

„Maxim! Wir wollen in den Himmel gucken!"

Dann legten wir uns auf den Rücken und starrten in die blaue Unendlichkeit über uns. Zuerst hörten wir noch das Rauschen der Blätter, das Plätschern des Sees, fühlten unter uns den Boden und um uns alles, was eben vorhanden war. Dann aber zog uns der blaue Himmel immer mehr zu sich empor, wir verloren das Gefühl der Erdgebundenheit; es war uns, als lösten wir uns vom Boden und schwebten in der Unendlichkeit des Himmels, in einem seltsam passiven, träumerisch betrachtenden Zustande, bemüht, durch kein Wort, keine Bewegung die Illusion zu zerstören.

So lagen wir mehrere Stunden lang und kehrten, durch dieses Aufgehen in der Natur körperlich und seelisch erfrischt und gestärkt, zu unserer Arbeit zurück.

Konowalow liebte die Natur mit einer tiefen, wortlosen Liebe, die nur im sanften Leuchten seiner Augen zum Ausdruck kam; immer, wenn er im Felde oder am Flusse war, wurde er ganz erfüllt von einer friedlich-zärtlichen Stimmung, die ihn einem Kinde noch ähnlicher machte. Hin und wieder sagte er, mit einem tiefen Seufzer zum Himmel emporblickend:

„A—a—ach, ist das schön!"

Und in diesem Ausruf war mehr Sinn und Empfindung als in den feierlichen Redensarten so vieler Dichter, die sich für die Natur begeistern, um ihren Ruf als Leute mit feinem Empfinden für das Schöne aufrechtzuerhalten, nicht aber aus wirklicher Bewunderung für die unbeschreiblich süße Schönheit der Natur.

Wie alles verliert auch die Poesie ihre heilige Schlichtheit und Unmittelbarkeit, wenn man aus ihr einen Beruf macht.

So vergingen zwei Monate. In dieser Zeit hatten Konowalow und ich über vieles geredet und viel gelesen. Den „Aufruhr des Stenka" hatte ich ihm so oft vorlesen müssen, daß er schon den ganzen Inhalt des Buches, Seite für Seite, nacherzählen konnte.

Dieses Buch hatte für ihn die Bedeutung gewonnen, die ein Zaubermärchen mitunter für ein lebhaftes Kind hat. Er nannte die Dinge, mit denen er zu tun hatte, mit den Namen seiner Helden, und als einmal eine Brotschüssel vom Bord fiel und in Stücke ging, rief er betrübt und geärgert:

„Ach du Woiwode Prosorowski!"

Ein nicht gut geratenes Brot nannte er „Frolka", die Hefe hieß bei ihm „Stenkas Gedanken", Stenka selbst aber wurde zum Synonym alles Ungewöhnlichen, Großen, Unglücklichen, vom Schicksal Verfolgten.

Von Kapitolina, deren Brief ich am ersten Tage meiner Bekanntschaft gelesen hatte und beantworten mußte, war die ganze Zeit über so gut wie gar nicht die Rede.

Ich wußte, daß Konowalow ihr durch einen gewissen Philipp Geld geschickt und diesen Mann gebeten hatte, sich bei der Polizei für das Mädchen zu verbürgen, aber weder von Philipp noch von dem Mädchen selbst kam irgendeine Antwort.

Doch eines schönen Abends, als wir gerade dabei waren, die Brote in den Ofen zu schieben, ging die Tür der Backstube auf, und aus dem Dunkel des feuchten Flurs ertönte eine tiefe weibliche Stimme, schüchtern und herausfordernd zugleich:

„Verzeihen Sie . . ."

„Zu wem wollen Sie?" fragte ich, während Konowalow, die Schaufel auf den Boden stützend, verlegen an seinem Bart zupfte.

„Arbeitet der Bäcker Konowalow hier?"

Jetzt stand sie auf der Schwelle, und das Licht der Hängelampe fiel gerade auf ihren Kopf, um den ein weißes wollenes Tuch gelegt war. Unter dem Tuch guckte ein rundes, nettes, stupsnäsiges Gesichtchen mit rundlichen Wangen hervor, auf denen sich von dem Lächeln der vollen roten Lippen Grübchen gebildet hatten.

„Der ist hier", sagte ich.

„Hier ist er, hier, hier!" rief Konowalow plötzlich sehr erfreut, warf die Schaufel beiseite und ging mit großen Schritten auf den Besuch zu.

„Saschenka!" sagte sie tief aufatmend und lief ihm entgegen.

Sie umarmten sich, wobei er sich tief bücken mußte.

„Nun? Wie geht's? Wann bist du gekommen? Also frei? Das ist schön! Siehst du wohl? Sagte ich dir's nicht? Jetzt hast du wieder freie Bahn! Nun mußt du aber auch marschieren!" Konowalow sprach erregt und hastig; er stand immer noch auf der Schwelle, die Arme um Hals und Leib des Mädchens geschlungen.

„Maxim ... Heute mußt du es allein schaffen, mein Junge. Ich muß mich hier der Dame annehmen. Wo hast du denn Unterkunft gefunden, Kapa?"

„Nirgends. Ich bin gleich hierher zu dir gekommen."

„Hierher? Das geht nicht ... Hier wird Brot gebacken ... Das geht ganz und gar nicht. Unser Meister ist furchtbar streng. Ich muß dich für die Nacht irgendwo anders unterbringen ... in einem Gasthaus. Also los!"

Sie gingen. Ich blieb mit meinen Broten allein und war überzeugt, daß Konowalow sich erst am nächsten Morgen wieder einfinden würde, aber zu meiner größten Verwunderung war er schon nach etwa drei Stunden wieder da. Mein Staunen wurde noch größer, als ich sah, daß sein Gesicht keineswegs, wie ich erwartet hatte, vor Glück strahlte, sondern sauer, gelangweilt und müde aussah.

„Was hast du?" fragte ich, weil mich diese so gar nicht zur Situation passende Stimmung meines Freundes lebhaft interessierte.

„Nichts", brummte er, schwieg einen Augenblick und spuckte dann ingrimmig aus.

„Nein, es muß doch was los sein", fing ich wieder an.

„Was geht es dich an?" erwiderte er mit müder Stimme und streckte sich lang auf dem Trog aus. „Ein Frauenzimmer bleibt ein Frauenzimmer! Das ist die ganze Geschichte."

Es kostete mich große Mühe, ihn zu einer Aussprache zu bewegen; endlich sagte er mir ungefähr folgendes:

„Ich sag's ja — ein Frauenzimmer! Und wäre ich nicht so dumm gewesen, so wäre dies alles nicht passiert. Hast du verstanden? Na also! Du sagst: die Weiber sind auch Menschen. Natürlich, sie laufen auch auf den Hinterbeinen, essen kein rohes Gras, können sprechen wie unsereins, lachen — sind

also kein Vieh. Aber doch sind sie nichts für uns. Jawohl! Warum nicht? Ich weiß nicht! Ich fühle, daß es nicht stimmt, aber warum es so ist, kann ich nicht verstehen ... Da, die Kapitolina, wo will sie hinaus? ‚Ich will mit dir' — das heißt: mit mir — ‚mit dir', sagt sie, ‚leben wie Mann und Frau. Ich will', sagt sie, ‚dein Hündchen sein.' Was ist das nun für ein dummes Zeug? Ich sage ihr also: ‚Du bist eine blöde Närrin, mein liebes Mädchen! Überlege dir doch mal', sag' ich, ‚wie sollst du mit mir leben? Erstens saufe ich; zweitens habe ich gar kein Haus; drittens bin ich ein Landstreicher und kann nirgends lange bleiben' — — na, und so weiter; ich habe noch sehr viel geredet. Und sie? ‚Auf das Saufen pfeife ich', sagt sie, ‚alle Handwerker saufen, und doch haben sie alle ihre Frauen. Und das Haus', sagt sie, ‚das kommt schon, wenn die Frau erst da ist. Und nirgends', sagt sie, ‚wirst du mehr hingehen.' Ich sage ihr darauf: ‚Kapa, das geht wirklich nicht. Ich weiß, daß ich so nicht leben kann, und ich lerne es auch nie!' Und sie: ‚Dann', sagt sie, ‚geh' ich ins Wasser!' Darauf ich: ‚Dumme Gans!' Und da fängt sie mit einemmal zu schimpfen an — aber wie! ‚Du Verführer', sagt sie, ‚du freches Maul, du Betrüger, du langbeiniger Teufel!' Und so ging es immer weiter . . . in eine Wut redete sie sich hinein, daß ich beinahe davongelaufen wäre. Und dann fing sie zu weinen an. Sie weint und macht mir Vorwürfe. ‚Warum', sagt sie, ‚hast du mich von da weggeholt, wenn du mich gar nicht brauchst? Warum', sagt sie, ‚hast du mich weggelockt, und wo soll ich jetzt bleiben? Du rothaariger Dummkopf', sagt sie. Pfui Teufel! Was fang' ich nun mit ihr an?"

„Ja, weshalb hast du sie eigentlich losgekauft?" fragte ich.

„Weshalb? Wunderlicher Kerl, der du bist! Weshalb? Weil sie mir leid tat. Ein Mensch geht zugrunde ... das muß doch jeden dauern, der vorüberkommt! Aber sie mir aufhalsen . . . und so weiter, nein, danke schön! Das paßt mir nicht. Taug' ich denn zum Ehemann? Wenn ich dazu taugen würde, hätte ich mich längst entschlossen. Gelegenheit hab' ich genug gehabt. Eine schöne Mitgift hätte ich auch haben können . . . und so weiter. Aber wenn ich nun nicht danach geraten bin, wie soll ich mich denn mit solchen Dingen befassen? Sie weint ... gewiß, das ist auch nicht recht. Aber was soll ich machen? Ich kann doch nicht!"

Er schüttelte sogar den Kopf, um seinem quälenden „ich kann nicht" noch mehr Gewicht zu verleihen, stand von seinem Sitz auf und fing an, in der Backstube auf und ab zu rennen, mit beiden Händen in seinem Bart und Haupthaar wühlend, den Kopf tief gesenkt und ab und zu ausspuckend.

„Maxim", sagte er endlich demütig und verlegen, „kannst du nicht zu ihr hingehen und ihr sagen, warum und wieso . . . Wie? Geh hin zu ihr, mein Lieber!"

„Was soll ich ihr denn sagen?"

„Die ganze Wahrheit! Sag ihr: Er kann nicht. Es paßt ihm nicht ... Oder sag ihr ... ich hätte eine schlechte Krankheit ..."

„Das ist doch nicht wahr!" lachte ich.

„Tja—a! Wahr ist es nicht. Aber es ist doch ein guter Grund, wie? Teufel, Teufel! Ist das eine Geschichte! Eine Frau! Ich habe ja nie im Leben an so etwas gedacht! Was soll ich mit einer Frau?"

Er machte bei diesen Worten eine so ausdrucksvolle, fragend bange Handbewegung, daß es jedem einleuchten mußte: dieser Mann konnte mit einer Frau nichts anfangen. Aber bei aller Komik seines Berichtes zwang mich doch die darin verborgene Tragik, ernsthaft über die Lage meines Genossen und des armen Mädchens nachzudenken. Er aber ging immer noch in der Backstube auf und ab und redete, anscheinend nur noch mit sich selbst:

„Sie hat mir jetzt so mißfallen, einfach entsetzlich! Sie saugt sich an mich an, zieht mich herab, wie ein bodenloser Sumpf. Sieh mal an — einen Mann will sie sich angeln! Klug ist sie nicht, aber schlau, das Mädel!"

Aus ihm sprach offenbar der Instinkt des Landstreichers, das neu erwachte Gefühl des ewigen Freiheitsdrangs, gegen das jetzt ein Attentat unternommen wurde.

„Nein, auf diesen Köder beiß' ich nicht an, ich bin ein zu großer Fisch!" rief er prahlend. „Ich raffe mich zusammen und ... Ja, was meinst du?" Er blieb mitten in der Backstube stehen und überlegte lächelnd. Ich folgte seinem bewegten Mienenspiel und suchte zu erraten, was er beschließen würde.

„Maxim! Auf nach dem Kuban?!"

Darauf war ich nicht gefaßt gewesen. Ich hatte in bezug auf ihn gewisse literarisch-pädagogische Absichten: ich hoffte, ihm das Lesen und Schreiben beibringen zu können und ihn dann all das zu lehren, was ich dazumal selber wußte. Es wäre interessant gewesen, zu sehen, was dabei herausgekommen wäre. Er hatte mir sein Wort gegeben, den ganzen Sommer auf seinem Posten zu bleiben; das erleichterte meine Aufgabe — und nun plötzlich ...

„Das ist ja dummes Zeug!" sagte ich etwas verlegen.

„Ja, was soll ich denn tun?" rief er.

Ich redete ihm ein, daß der Angriff Kapitolinas auf ihn wohl gar nicht so ernst zu nehmen sei, wie es ihm vorkomme, daß man zusehen und abwarten müsse.

Wir hatten aber gar nicht so lange zu warten.

Wir führten unsere Unterhaltung, auf dem Fußboden vor dem Ofen sitzend, mit dem Rücken zu den Fenstern. Es war nicht weit von Mitternacht, und seit Konowalows Rückkehr waren anderthalb oder zwei Stunden verstrichen. Plötzlich vernahmen wir hinter uns Klirren der Glasscheiben, und

ein ziemlich großer Stein fiel krachend auf den Fußboden. Wir sprangen entsetzt auf und stürzten zum Fenster.

„Nicht getroffen!" ertönte draußen eine kreischende Stimme.

„Schlecht gezielt! Sonst hätte ich ..."

„Komm doch!" brüllte ein tiefer Baß, „komm! Ich will ihn nachher ... beglücken!"

Ein verzweifeltes, hysterisches, kreischendes, trunkenes Lachen, das einem die Nerven zerreißen konnte, drang durch das zertrümmerte Fenster herein.

„Das ist sie", sagte Konowalow betrübt.

Ich sah vorerst nur zwei Beine, die vom Bürgersteig in der Vertiefung vor dem Fenster herabhingen. Sie schlenkerten seltsam hin und her, schlugen mit den Fersen gegen die Ziegelwand der Vertiefung, als suchten sie einen Stützpunkt.

„Komm doch!" lallte der Baß.

„Laß mich! Reiß mich nicht weg, ich muß mir Luft machen! Leb wohl, Saschka. Lebe wohl, du..." Und es folgte ein nichts weniger als salonfähiges Schimpfwort.

Als ich näher an das Fenster herantrat, erblickte ich Kapitolina. Den Körper vorgebeugt, die Hände auf das Trottoir gestützt, suchte sie in die Backstube hineinzusehen. Ihr zerzaustes Haar fiel über Schultern und Brust, das weiße Kopftuch war verschoben, die Bluse vorne aufgerissen. Kapitolina war ganz betrunken, wankte hin und her, rülpste, fluchte, kreischte hysterisch, ganz zerzaust, am ganzen Leibe zitternd, mit rotem, betrunkenem, von Tränen überströmtem Gesicht.

Über sie beugte sich eine hohe Männergestalt. Die eine Hand auf ihre Schulter, die andere gegen die Wand stützend, knurrte der Kerl unausgesetzt:

„So komm doch!"

„Saschka! Du hast mich zugrunde gerichtet! Vergiß das nicht! Sei verflucht, du rothaariger Teufel! Wärest du doch nie zur Welt gekommen! Ich hatte gehofft... mich aufzurappeln... Du hast mich zum besten gehalten, du Bösewicht ... Schon gut! Mit dir rechne ich noch ab! Haha! Versteckt hast du dich! Schäme dich, Teufelsfratze ... Sascha ... Liebster!"

„Ich habe mich nicht versteckt", sagte Konowalow dumpf und gewichtig, nachdem er vor das Fenster getreten und auf den Trog gestiegen war. „Ich verstecke mich nicht, und du darfst nicht so reden. Ich habe dein Bestes gewollt, ich habe gedacht, nun werde alles gut werden — und du machst so dummes Zeug ..."

„Saschka! Kannst du mich umbringen?"

„Warum hast du so viel getrunken? Kannst du denn wissen, was ... morgen sein wird?"

„Sascha! Saschka! Wirf mich ins Wasser!"

„Genu—u—ug! Ko—o—omm endlich!"

„Schuft! Warum hast du den Wohltäter gespielt?"

„Was soll der Lärm? Heda! Was ist los?"

Die Pfeife des Nachtwächters unterbrach das Gespräch, brachte es alsbald zum Verstummen und verstummte selbst.

„Warum habe ich an dich geglaubt, du Teufel?" heulte das Mädchen vor dem Fenster.

Dann zuckten ihre Beine plötzlich, flogen schnell in die Höhe und verschwanden im Dunkeln. Draußen hörte man dumpfen Lärm, Reden, Stampfen ...

„Ich will nicht auf die Polizeiwache! Sa—a—scha!" jammerte das Mädchen.

Schwere Schritte machten das Pflaster erdröhnen.

Pfiffe, Schluchzen, Schreien ...

„Sa—a—ascha! Lie—ie—iebster!"

Jemand schien draußen gröblich mißhandelt zu werden. Dann verzog sich der Lärm, erklang dumpfer, leiser und war schließlich weg wie ein Alptraum.

Völlig niedergeschmettert durch diese Szene, die sich mit verblüffender Geschwindigkeit abgespielt hatte, starrten Konowalow und ich auf die finstere Straße hinaus und konnten gar nicht zur Besinnung kommen vor all dem Gebrüll, Geheul, den Flüchen, Kommandorufen, qualvollen Seufzern. Ich rief mir einzelne Töne in die Erinnerung zurück und vermochte kaum zu glauben, daß das alles sich wirklich ereignet hatte. Furchtbar schnell war diese kleine, aber erschütternde Tragödie ausgespielt.

„Schluß!" sagte Konowalow in einem eigentümlich sanften, schlichten Tone, nachdem er noch einmal in die Stille der dunkeln Nacht, die ihn stumm und streng durch das Fenster anblickte, hinausgehorcht hatte.

„Wie sie mich abgekanzelt hat", fing er nach einigen Sekunden staunend an. Er kniete noch immer in der alten Stellung auf dem Trog und stützte die Hände auf das schräge Fensterbrett. „Auf die Polizeiwache hat man sie geschleppt... besoffen... mit irgendeinem Lumpen. Die hat fix Schluß gemacht!"

Er seufzte tief, stieg herunter, setzte sich wieder auf den Mehlsack, griff sich mit beiden Händen an den Kopf, schwankte hin und her und fragte endlich halblaut:

„Erkläre mir doch, Maxim, was ist hier nun eigentlich passiert? Ich will sagen: was habe ich jetzt in dieser Sache zu tun?"

Ich erklärte es ihm. Erstens müsse man, ehe man etwas anfängt, schon erwägen, wie die Sache enden könnte. Das hätte er nicht getan, nicht gewußt, und so sei er an allem schuld. Ich ärgerte mich über ihn: die Seufzer und das Geschrei Kapitolinas, das „Ko—o—omm" des Betrunkenen klangen mir noch in den Ohren, und so war ich schonungslos gegen meinen Kameraden.

Er hörte mit gesenktem Kopfe zu; als ich fertig war, blickte er auf, und ich las in seinem Gesichte Schrecken und Verwunderung.

„So ist das!" rief er. „Fein! Nun und ... was weiter? Wie? Was nun? Was fange ich jetzt mit ihr an?"

Aus dem Tone dieser Worte klang so viel kindlich aufrichtiges Schuldbewußtsein gegenüber dem Mädel und so viel hilflose Verlegenheit, daß ich von Mitleid ergriffen wurde und dachte, ich hätte ihm doch nicht so harte Vorwürfe machen sollen.

„Warum habe ich sie bloß von da weggeholt!" klagte Konowalow. „Herrgott! Wie sie auf mich losfuhr... Aber ich weiß was! Ich will hingehen, zur Polizei, und mich um sie bemühen. Ich will sie sehen ... und so weiter. Ich will ihr sagen ... Soll ich gehen?"

Ich bemerkte, daß dieser Gang wenig Zweck haben werde. Was wollte er ihr denn sagen? Zudem war sie betrunken und schlief jetzt sicher schon.

Aber er hatte sich schon in seinen Plan verrannt.

„Nein, nein, ich gehe hin. Ich will ihr doch wohl! Da kannst du sagen, was du willst. Und unter was für Leuten ist sie dort? Ich gehe gleich hin. Und du mußt hier zusehen. Ich komme bald wieder!"

Er stülpte die Mütze auf und rannte hinaus, ohne erst die Schuhe anzuziehen, in denen er sonst zu stolzieren pflegte.

Ich erledigte meine Arbeit und legte mich schlafen. Als ich am nächsten Morgen erwachte und gewohnheitsgemäß nach Konowalows Lager hinüberblickte, sah ich, daß er noch nicht da war.

Er erschien erst am Abend, finster, zerzaust. Die Runzeln auf der Stirn traten stark hervor, und über den blauen Augen schien ein Nebel zu liegen. Ohne mich anzusehen, ging er auf die Backtröge zu, sah, was ich zustande gebracht hatte, und legte sich schweigend auf den Fußboden.

„Nun, hast du sie gesehen?"

„Deswegen war ich doch hingegangen."

„Nun und —?"

„Nichts."

Kein Zweifel — er wollte nicht sprechen. In der Meinung, daß diese Stimmung nicht lange dauern würde, drang ich nicht weiter in ihn. Und er schwieg den ganzen Tag, ab und zu nur warf er mir ein paar auf unsere Arbeit bezügliche Worte hin. Dabei ging er unausgesetzt mit gesenktem Kopf auf und ab, und seine Augen blickten immer noch so trüb wie bei seinem Kommen. Es war, als wäre etwas in ihm erloschen; er arbeitete langsam und unlustig, ganz von seinen Gedanken eingenommen. Nachts, als wir bereits die letzten Brote in den Ofen geschoben hatten, aber aus Furcht, daß sie zu lange drin bleiben könnten, nicht schlafen gingen, bat er mit einemmal:

„Lies mir was vom Stenka vor."

Da die Schilderung der Folter und der Hinrichtung ihn stets am stärksten erregte, las ich ihm diese Stelle vor. Er lag ausgestreckt auf dem Fußboden, rührte kein Glied und starrte, ohne auch nur einmal mit den Augen zu zwinkern, auf die verräucherte gewölbte Decke.

„Und Stenka starb. So haben sie den Mann erledigt", fing Konowalow langsam an. „Und doch konnte man in jener Zeit noch leben. Man hatte mehr Freiheit. Man konnte sich ausbreiten, konnte sich Luft machen. Jetzt ist man still und sanft geworden. Ordnung überall. Besieht man sich die Sache so von der Seite, dann kann es gar kein friedlicheres Leben geben. Bücher, Papiere ... Und doch lebt der Mensch ohne Schutz, und keiner kümmert sich um ihn. Sündigen ist verboten, aber es ist unmöglich, nicht zu sündigen. Denn auf den Straßen herrscht wohl Ordnung, in den Herzen aber geht alles durcheinander. Und keiner versteht den andern."

„Wie war's denn mit Kapitolina?" fragte ich.

„Wie?" fuhr er auf. „Mit der Kapka? Schluß!"

Er machte eine energisch abwehrende Handbewegung.

„Du hast also Schluß gemacht?"

„Ich? Nein ... sie hat es selbst gemacht."

„Wie denn das?"

„Sehr einfach. Sie besteht auf ihrem Stück und weiter nichts. Alles wie es war. Nur trank sie früher nicht, und jetzt hat sie's gelernt ... Nimm du heute die Brote heraus, ich will schlafen."

Es wurde ganz still in der Backstube. Die Lampe rauchte, hin und wieder knarrte die Ofentür und knackte die Rinde der frischgebackenen, auf den Regalen trocknenden Brote. Auf der Straße vor unseren Fenstern unterhielten sich zwei Nachtwächter. Und noch ein seltsamer Ton kam ab und zu von der Straße zu uns herein — ich weiß nicht, was es war: knarrte irgendwo ein Aushängeschild oder stöhnte ein Mensch?

Ich nahm die Brote aus dem Ofen, legte mich schlafen, fand aber keine Ruhe. Ich lag mit halbgeöffneten Augen da und horchte auf alle nächtlichen Töne. Plötzlich sah ich, wie Konowalow leise vom Boden aufstand, auf das Regal zuging, das Buch von Kostomarow herunternahm, es aufschlug und dicht vor seine Augen hielt. Deutlich sah ich sein nachdenkliches Gesicht, sah ihn mit dem Finger über die Zeilen fahren, den Kopf schütteln, das Blatt umwenden, es wieder genau betrachten und dann den Blick auf mich richten. Etwas ganz Seltsames, Gespanntes, Fragendes sprach aus seinem nachdenklichen, eingefallenen Gesichte. Es blieb mir lange Zeit zugewandt, und es erschien mir ganz neu.

Endlich konnte ich meine Neugier nicht mehr bezähmen und fragte ihn, was er mache.

„Ich dachte, du schläfst", sagte er verlegen. Dann ging er mit dem Buch in der Hand auf mich zu, setzte sich neben mich und begann stockend: „Siehst du wohl, ich möchte dich etwas fragen ... Gibt es nicht irgendein Buch über die Lebensgesetze? Ich

will sagen, ein Buch, aus dem man lernen kann, wie man leben soll. Meine Handlungen sollen da erklärt werden, welche schädlich sind und welche erträglich. Ich komme mit meinen Handlungen nicht zurecht. Da scheint mir eine zuerst gut, und hinterher ist sie schlecht. So war es zum Beispiel mit der Kapka." Er atmete auf und fuhr eindringlich bittend fort: „Sieh dich um, ob du nicht ein Buch über die Handlungen findest. Und dann lies es mir vor."

Einige Minuten Schweigen.

„Maxim!"

„Ja?"

„Wie die Kapitolina mich 'runtergeputzt hat!"

„Schon gut, laß nur."

„Ja gewiß, jetzt ist nichts mehr zu machen ... Aber sag mir, bitte, hatte sie recht?"

Das war eine kitzlige Frage, aber nach kurzem Nachdenken sagte ich ja.

„Das meine ich auch. Sie hatte recht ... ja", sagte Konowalow betrübt und verstummte.

Er drehte sich lange auf seiner unmittelbar auf dem Boden ausgebreiteten Bastmatte hin und her, stand ein paarmal auf, rauchte, setzte sich ans Fenster, legte sich wieder hin.

Dann schlief ich ein; als ich erwachte, war er nicht mehr in der Backstube. Er erschien wieder erst am Abend. Er war ganz mit Staub bedeckt, und seine umnebelten Augen hatten etwas Starres. Er warf seine Mütze auf das Wandbrett, atmete tief auf und setzte sich neben mich.

„Wo warst du?"

„Ich habe nach der Kapka gesehen."

„Nun und —?"

„Schluß, mein Lieber. Ich sagte es dir doch schon."

„Mit diesen Leuten ist eben nichts anzufangen", suchte ich ihn abzulenken und sprach von der unüberwindlichen Macht der Gewohnheit und von all den Dingen, von denen man bei solchen Gelegenheiten zu reden pflegt. Konowalow schwieg hartnäckig und starrte auf den Fußboden.

„Nein, so ist das nicht! Darauf kommt esgarnicht an. Ich bin einfach ein ansteckender Mensch. Ich habe kein Glück im Leben. Ich bin ein Pechvogel. Es geht ein giftiger Hauch von mir aus. Wenn ich an einen Menschen herankomme, dann wird er sofort von mir angesteckt. Und ich bringe allen nur Unheil. Wenn man's überlegt: wem habe ich in meinem Leben jemals Freude gebracht? Niemandem! Und ich bin doch mit sehr vielen zusammengekommen ... Ich bin ein verwesender Mensch ..."

„Du redest dummes Zeug!"

„Nein, es ist schon so", erklärte er und nickte bekräftigend mit dem Kopfe.

Ich suchte ihm diese Gedanken auszureden, aber meine Worte waren ihm nur neue Beweise für seine Untauglichkeit zum Leben.

Überhaupt änderte sich sein Wesen nach dem Erlebnis mit Kapka sehr schroff und schnell. Er wurde grüblerisch, träge, verlor alles Interesse an den Büchern, arbeitete nicht mit dem bisherigen Eifer, war schweigsam und unfreundlich.

In seinen freien Stunden legte er sich platt auf den Fußboden und starrte zum Deckengewölbe hinauf. Sein Gesicht war eingefallen, die Augen hatten ihren hellen, kindlichen Glanz verloren.

„Sascha, was fehlt dir?" fragte ich ihn.

„Das Saufen kommt über mich", erwiderte er. „Bald bin ich so weit, dann tu' ich nichts weiter als Schnaps saufen. Hier innen brennt es schon ... wie Sodbrennen, weißt du ... Die Zeit ist gekommen. Wäre diese Geschichte nicht passiert, dann hätte ich es bestimmt noch längere Zeit ausgehalten. Aber diese Sache frißt an mir. Wie kann das sein? Ich wollte einem Menschen was Gutes tun, und mit einemmal ... Das ist doch ganz verkehrt! Ja, mein Lieber, es muß eine Ordnung in unseren Handlungen sein. Und ist es denn wirklich so schwer, ein Gesetz auszudenken, daß alle Menschen handeln wie ein Mann und alle einander verstehen? So weit voneinander kann man doch gar nicht leben! Verstehen denn die klugen Leute das nicht, daß man eine Ordnung auf Erden schaffen und die Menschen zur Klarheit bringen muß? ... Ach Gott!"

Ganz in diese Gedanken von der Notwendigkeit einer Lebensordnung versunken, hörte er gar nicht mehr auf meine Reden. Ich bemerkte sogar, daß er mir aus dem Wege ging. Eines Tages, nachdem er zum hundertundersten Male meine Pläne einer Reorganisation des Lebens angehört hatte, wurde er ganz böse.

„Hör doch auf damit. Das habe ich zur Genüge gehört. Es kommt nicht auf das Leben an, sondern auf den Menschen. Zuerst kommt der Mensch — verstehst du? Und damit Schluß ... Wenn man auf dich hören soll, muß der Mensch so bleiben, wie er jetzt ist; bis alles andere geändert ist. Aber so geht es nicht. Mach erst den Menschen anders, zeig ihm den Weg ... Daß er Licht hat auf Erden und Raum — das mußt du für ihn durchsetzen. Sag ihm, wohin er zu gehen hat ..."

Ich widersprach, er wurde heftig oder mürrisch und rief endlich gelangweilt:

„Hör doch endlich auf!"

Eines Abends ging er fort und kam weder nachts noch am nächsten Morgen zur Arbeit. An seiner Stelle erschien der Meister mit besorgter Miene und sagte:

„Unser Saschka hat's wieder mit dem Saufen. Er sitzt in der ‚Mauer'. Ich muß mich nach einem neuen Bäcker umsehen."

„Vielleicht geht es bald vorbei?"

„Jawohl! Da kannst du lange warten! Ich kenne ihn doch!"

Ich ging zur „Mauer“, einer Kneipe, die sich in sehr raffinierter Weise an eine Steinmauer anlehnte. Sie zeichnete sich auch noch dadurch aus, daß sie keine Fenster hatte, sondern daß das Licht durch eine Öffnung in der Decke hineinfiel. Eigentlich war es nur eine viereckige Grube, die von oben mit Brettern zugedeckt war. Innen roch es nach Erde, schlechtem Tabak und Branntwein, und die Stammgäste waren unheimliche Gesellen ohne bestimmten Beruf. Sie hockten oft tagelang hier und warteten, bis irgendein verbummelter Handwerker erschien, den sie schröpfen konnten.

Konowalow saß an dem großen Tisch in der Mitte des Schenkraums im Kreise von sechs Herren in phantastisch abgelumpten Kostümen, mit Gesichtern, die an Gestalten aus den Erzählungen E. T. A. Hoffmanns erinnerten. Sie tranken Bier und Branntwein, aßen etwas dazu, was wie trockene Lehmklumpen aussah, und hörten Konowalow ehrerbietig und andächtig zu.

„Sauft, Brüder, sauft, soviel ihr könnt. Ich habe Geld und Kleider. Für drei Tage wird's wohl langen. Ich versaufe alles, und dann Schluß! Ich will nicht mehr arbeiten und will auch nicht mehr hier in der Stadt leben!“

„Es ist ein scheußliches Nest“, sagte einer, der aussah wie Sir John Falstaff.

„Arbeiten?“ sagte ein anderer und blickte fragend zur Decke hinauf. Dann sagte er mit sehr erstauntem Gesicht: „Ist der Mensch denn dazu geboren?“

Und dann fingen sie alle mit einemmal zu schreien an und bewiesen Konowalow, daß es sein gutes Recht sei, alles zu versaufen, ja, nicht nur sein Recht, sondern seine heiligste Pflicht — und zwar müsse er gerade mit ihnen saufen.

„Ah, Maxim ... auch nicht schlimm!“ meinte Konowalow, als er mich erblickte. „Na, du Schriftgelehrter und Pharisäer, nimm einen Schluck! Ich bin endgültig aus dem Geleise! Schluß! Nun saufe ich, bis ich nichts mehr auf dem Leibe habe als mein Haar. Dann mache ich Schluß. Hältst du mit?“

Er war noch nicht betrunken, nur die blauen Augen glänzten in verzweifelter Erregung, und der üppige Bart, der wie ein seidener Fächer auf seine Brust herabfiel, wallte hin und her, weil sein Unterkiefer unausgesetzt nervös zuckte. Der Hemdkragen stand offen, auf der weißen Stirn schimmerten winzige Schweißtröpfchen, und die Hand, die mir ein Glas Bier entgegenhielt, zitterte.

„Laß das, Sascha, komm nach Hause“, sagte ich und legte die Hand auf seine Schulter.

„Lassen?“ Er lachte. „Wärest du vor zehn Jahren zu mir gekommen und hättest mir das gesagt, dann hätte ich es vielleicht gelassen. Jetzt aber bleibe ich lieber dabei. Was soll ich auch sonst? Ich fühle es doch, ich fühle alles, jede Bewegung des Lebens. Aber verstehen tu' ich nichts, und meinen Weg finde ich nicht ... Ich fühl's und saufe, weil ich nichts anderes mehr tun kann ... Trink doch!“

Seine Kumpane sahen mich höchst unfreundlich an, alle sechs Augenpaare musterten mich in offenbar nicht sehr friedlicher Absicht von Kopf bis Fuß.

Die armen Kerle fürchteten, ich würde Konowalow entführen und sie um das Festmahl bringen, auf das sie vielleicht schon eine ganze Woche gewartet hatten.

„Brüderlein! Das ist mein Kamerad — ein gelehrter Kerl, der Teufel soll ihn holen! Maxim, kannst du uns die Geschichte von Stenka vorlesen? Ach, Brüderlein, was es für Bücher auf der Welt gibt! ... Von Pila? ... Was meinst du, Maxim? ... Brüderlein, das ist kein Buch, das ist Blut und Tränen ... Der Pila ... das bin doch ich! Maxim?! ... Und Syssoika bin ich auch ... Bei Gott! So erklärt sich alles!“

Mit weit aufgerissenen, schreckerfüllten Augen starrte er mich an, und seine Unterlippe zuckte seltsam. Die Kumpanei rückte unwillig zusammen, damit ich mich auch an den Tisch setzen konnte. Ich nahm neben Konowalow Platz, gerade in dem Augenblick, als er ein Glas Bier mit Schnaps gemischt hinuntergoß.

Er wollte sich durch diese Mischung offenbar möglichst schnell berauschen. Nachdem er getrunken, nahm er vom Teller ein Stück von dem gekochten Fleisch, das ich für Lehm gehalten hatte, betrachtete es und schleuderte es plötzlich über seine Schulter gegen die Wand.

Die Genossen knurrten halblaut, wie ein Rudel ausgehungerter Hunde vor einem Knochen.

„Ich bin ein verlorener Mensch. Warum haben meine Mutter und mein Vater mich bloß in diese Welt gesetzt? Ich weiß nichts ... Dunkelheit! ... Enge! ... Leb wohl, Maxim, wenn du nicht mit mir saufen magst. In die Bäckerei gehe ich nicht mehr. Der Meister ist mir noch etwas schuldig, laß dir das Geld auszahlen und bring es mir, ich will es versaufen ... Nein! Behalte es und kauf dir Bücher dafür ... Willst du? Nicht? Dann nicht! ... Aber vielleicht nimmst du es doch? Na, dann bist du eben ein Schwein! ... Scher dich weg! Weg, sag' ich!“

Er war nun wirklich berauscht, und seine Augen blitzten wild.

Die Genossen waren bereit, mich im ersten geeigneten Augenblick zum Tempel hinauszuwerfen, und da ich es nicht darauf ankommen lassen wollte, ging ich hinaus.

Nach etwa drei Stunden sprach ich wieder in der „Mauer“ vor. Die Gesellschaft hatte sich um zwei Köpfe vermehrt. Alle waren betrunken, Konowalow noch am wenigsten. Er hatte die Ellbogen auf den Tisch gestützt, starrte durch das Loch in der Decke auf den Himmel und sang vor sich hin. Die Betrunkenen saßen in den verschiedenartigsten malerischen Posen da und hörten zu. Einige rülpsten.

Konowalow sang Bariton. Bei den hohen Tönen schlug die Stimme in Falsett um, wie das bei allen Sängern aus dem Handwerkerstande der Fall ist. Die Wange auf die Hand gestützt, erging er sich in melancholischen Läufen, sein Gesicht war bleich vor Erregung, die Augen hatte er halb geschlossen, die Gurgel vorgeschoben. Acht betrunkene, blöde, gerötete Fratzen glotzten ihn an, und nur ab und zu war ein Murmeln oder ein Aufstoßen zu vernehmen. Konowalows Stimme vibrierte, weinte, stöhnte — die Tränen konnten einem kommen beim Anblick dieses tüchtigen Burschen mit seinem Klageliede.

Der schwere Geruch im Raume, die schwitzenden, betrunkenen Fratzen, die zwei qualmenden Petroleumlampen, die von Schmutz und Rauch ganz schwarz gewordenen Bretterwände, der Lehmboden und das Halbdunkel in diesem elenden Loch — alles das zusammen wirkte düster und krankhaft phantastisch. Es war, als zechten hier lebendig Begrabene in ihrer Gruft und als singe einer von ihnen zum letztenmal vor dem Tode, um vom Himmel Abschied zu nehmen. Hoffnungsloser Kummer, ruhige Verzweiflung, aussichtslose Wehmut klangen aus dem Liede meines Kameraden.

„Ist Maxim hier? Willst du mein Feldhauptmann sein? Komm her, mein Freund!" unterbrach er seinen Gesang und streckte mir die Hand entgegen. „Ich bin ganz fertig, mein Lieber. Hab' mir eine Bande zusammengesucht ... da ist sie ... es kommen später noch mehr. Wir finden schon, was wir brauchen! Das läßt sich alles machen! Den Pila und den Syssoika holen wir auch. Und dann füttern wir sie tagtäglich mit Grütze und Fleisch ... Recht so? Machst du mit? Vergiß nur die Bücher nicht! Du sollst uns vorlesen von Stenka und den anderen ... Lieber Freund! Ach, ist mir übel ... übel ist mir ... ü—ü—übel!"

Er schlug aus aller Kraft mit der Faust auf den Tisch. Gläser und Flaschen klirrten, die Berauschten fuhren auf, kamen zu sich und erfüllten sofort die Kneipe mit wüstem Lärm.

„Trinkt, Jungens!" schrie Konowalow, „trinkt! Trinkt euch den Kummer von der Seele! Sauft, was ihr könnt!"

Ich ging hinaus. Auf der Straße vor der Tür blieb ich stehen und hörte noch, wie Konowalow mit lallender Stimme predigte. Als er wieder zu singen anfing, ging ich in die Bäckerei; hinter mir aber stöhnte und heulte das schwerfällig trunkene Lied noch lange durch die nächtliche Stille.

Zwei Tage darauf war Konowalow aus der Stadt verschwunden.

Aber ich sollte ihn noch einmal wiedersehen.

Man muß von Geburt an der „gebildeten Gesellschaft" angehört haben, um die Geduld zu besitzen, sein ganzes Leben lang es unter diesen Leuten auszuhalten, ohne auch nur ein einziges Mal den Wunsch zu haben, dieses Reich drückender Konventionen, kleiner, durch die Sitte geheiligter, giftiger Lügen, krankhaften Selbstgefühls, ideellen Sektierertums, jeder Art Unaufrichtigkeit, diesen ganzen Wust von Eitelkeiten, die das Gefühl ertöten, den Geist vergiften, zu verlassen. Ich bin außerhalb dieser Gesellschaft geboren und aufgewachsen und bin dank diesem für mich sehr erfreulichen Umstand nicht fähig, diese Kultur in größeren Mengen zu genießen, ohne nach einiger Zeit das dringende Bedürfnis zu verspüren, mich von ihr wieder zu lösen und mich fern von ihrer übermäßigen Kompliziertheit und krankhaften Verfeinerung zu erholen und aufzufrischen.

Auf dem Lande ist es fast ebenso unerträglich wie unter den Intellektuellen in der Stadt. Am besten, man begibt sich in die Vorstadtspelunken, wo zwar alles sehr schmutzig, aber auch schlicht und ehrlich ist, oder man wandert auf den Landstraßen der geliebten Heimat, was sehr interessant ist, sehr erfrischt, und wozu man nichts weiter braucht als ein Paar kräftige, strapazierfähige Füße.

Vor etwa fünf Jahren unternahm ich so eine Wanderung und kam, ohne mir eine bestimmte Route vorgenommen zu haben, irgendwie nach Feodosia. Dort wurde gerade die Mole gebaut, und in der Hoffnung, ich könnte mir da ein kleines Reisegeld verdienen, begab ich mich nach der Baustelle.

Ich wollte mir erst einmal die Arbeiten betrachten, wie man ein Gemälde betrachtet, und stieg zu diesem Zwecke auf den Berg hinauf. Dort setzte ich mich hin und schaute hinab auf das gewaltige, grenzenlose Meer und die winzigen Menschlein, die es in Fesseln schlagen wollten.

Es war ein großartiges Bild menschlicher Arbeit, das ich hier zu sehen bekam: der ganze steinige Strand vor der Bucht war aufgewühlt, überall tiefe Gruben, Berge von Steinen und Holz, Karren, Balken, Eisenschienen, Rammblöcke und noch allerlei Gerüste aus Balken, und dazwischen nach allen Richtungen hin und her sausende Menschen. Sie hatten den Berg mit Dynamit gesprengt und schlugen nun die Trümmer mit Spitzhacken in kleine Stücke, um Platz zu schaffen für die neue Eisenbahnlinie, sie mischten in riesigen Kübeln Zement, und wenn sie aus ihm klafterhohe Steinwürfel geformt hatten, versenkten sie sie ins Meer, um so ein Bollwerk zu schaffen gegen die titanische Wucht seiner nimmermüden Wellen. Sie schienen klein wie Würmer auf dem Hintergrunde des braunen Berges, den ihre Hände so verunstaltet hatten, und wie Würmer krabbelten sie geschäftig zwischen den Haufen von Stein- und Holzsplittern, in dem von den Felsentrümmern aufsteigenden Staube, in der glühenden Hitze des südlichen Tages. Um sie herum war ein Chaos, und der flammende Himmel über ihnen weckte die Vorstellung, als habe ihr Treiben keinen andern Zweck, als sich hineinzugraben in die Erde, sich in ihren

Tiefen zu verkriechen vor der brennenden Sonne und dem traurigen Bild der Zerstörung ringsum.

Die schwüle Luft war erfüllt von lautem, stöhnendem Lärm, man hörte die Spitzhacken auf die Steine schlagen, wehmütig sangen die Räder der Karren, dumpf schlug der eiserne Rammblock auf das Holz der Pfähle, dazu erklang klagend das Lied von der Dubinuschka[1], es klirrten die Beile, mit denen die Balken geglättet wurden, und tausendstimmig ertönte das Geschrei der dunkeln, grauen, hastenden Menschlein.

An einer Stelle machte sich ein ganzer Haufe lärmend an einem großen Felsblock zu schaffen, der weggerückt werden mußte, an einer anderen wurde ein schwerer Balken hochgezogen; schwer atmend brüllten die Leute:

„Greif zu—u—u—u!" Und der zerklüftete Berg antwortete dumpf: „Hu—u—u—u!"

Die krumme Bahn entlang, die durch hie und da hingelegte Bretter gebildet wurde, bewegte sich eine lange Kette von Arbeitern tief gebeugt über Schubkarren, die mit schweren Steinen beladen waren. Ihnen entgegen zog eine ebenso lange Kette mit leeren Karren. Sie bewegten sich langsam, um die eine Minute der Erholung auf zwei auszudehnen ... Vor einer Ramme stand eine bunte Menge dicht gedrängt, und mitten aus dem Gedränge heraus sang eine klägliche Stimme langgedehnt:

„I—ech—ma, Brüder, heiß ist es!
I—ech—ma, keiner beklagt uns!
O—oi, du—u Rammklotz,
Ru—u—unter!"

Wie ein dumpfes Dröhnen klang das Murmeln der Menge, die Seile strafften sich, der gußeiserne Rammklotz flog in die Höhe und stürzte hinab mit einem stumpfen, gleichsam stöhnenden Laut, bei dem das ganze Gerüst erbebte.

Der ganze Raum zwischen Berg und Meer wimmelte von kleinen, grauen Menschen, die die Luft mit ihrem Geschrei, mit Staub und ihrem durchdringenden Geruch erfüllten. Und dazwischen stolzierten die Aufseher in weißen Jacken mit Metallknöpfen, die in der Sonne wie kalte, gelbe Augen funkelten.

Das Meer lag weit ausgebreitet da bis zum nebelumhüllten Horizont; leise schlugen seine Wellen gegen den bewegten, lärmenden Strand. Im Sonnenlicht glitzernd, schien es das gutmütige Lächeln des Gulliver zu lächeln, der sehr wohl weiß, daß es nur einer Willensanspannung, einer Bewegung seinerseits bedarf, um die ganze Arbeit der Liliputaner zu vernichten.

Da lag es, das große, starke, gütige Meer, in blendendem Glanze, und sein gewaltiger Atem wehte über den Strand und erfrischte die ermatteten Menschen, die daran arbeiteten, seinen Wellen die Freiheit zu nehmen, den Wellen, die so sanft und so melodisch den verunstalteten Strand liebkosten. Das Meer hat Mitleid mit den Menschen: in den Jahrtausenden seines Daseins hat es verstehen gelernt, daß nicht jene ihm übelwollen, die hier am Bau tätig sind; es weiß längst, daß sie nur Sklaven sind, daß ihre Aufgabe ist, Brust an Brust mit den Elementen zu ringen, und daß in diesem Ringen selbst schon die Rache des Elements enthalten ist. Sie bauen und bauen, sie arbeiten unermüdlich, ihr Schweiß und ihr Blut sind der Zement, der alle Bauwerke der Erde zusammenhält; sie erhalten aber keinen Lohn dafür, daß sie alle ihre Kräfte diesem ewigen Trieb, zu bauen, opfern, einem Trieb, der auf Erden Wunderdinge schafft und den Menschen doch kein Obdach bietet und zu wenig Brot. Sie sind auch ein Element, und darum sieht das Meer ihrer Arbeit nicht zürnend, sondern freundlich zu, dieser Arbeit, von der sie doch keinen Nutzen haben. Diese kleinen grauen Würmer, die den Berg so ausgehöhlt haben, sind den Tropfen des Meeres gleich, die als erste gegen die unerschütterlichen, kalten Felsen der Küste anstürmen, getrieben von dem ewigen Verlangen des Meeres, sein Gebiet zu erweitern, und die als erste an den Felsen zerstäuben. In ihrer Masse sind diese Tropfen ihm auch verwandt, sie sind das Meer selbst, ebenso gewaltig und ebenso zerstörungsfroh, wenn der Atem des Sturms über sie hinwegbraust. Das Meer kennt von alters her auch die Sklaven, die die Pyramiden in der Wüste bauten, und die Sklaven des Xerxes, jenes Narren, der das Meer mit dreihundert Geißelhieben züchtigen wollte, weil es seine Puppenbrücken zerstört hatte. Die Sklaven blieben sich immer gleich, sie mußten immer gehorchen, bekamen immer schlecht zu essen und schufen immer Großes und Wunderbares; mitunter vergötterten sie jene, die sie zur Arbeit zwangen, häufiger fluchten sie ihnen, und nur selten erhoben sie sich gegen ihre Herrscher...

Und mit dem ruhigen Lächeln des seiner Kraft sich bewußten Titanen ließ das Meer seinen belebenden Atem wehen über dem Titanen, der, geistig noch blind, Sklavenketten trägt und kümmerlich in der Erde wühlt, statt sich zum Himmel emporzuschwingen. Leise rollten die Wellen über den Strand, auf dem die Leute sich abmühten, um die ewige Bewegung durch eine Mauer zu hemmen... Sie rollten über den Strand und sangen ihr melodisches, zärtliches Lied von längst vergangenen Zeiten, von allem, was sie in Jahrtausenden an dieser Küste gesehen hatten...

Unter den Arbeitern sah ich seltsame, dürre, bronzefarbene Gestalten in rotem Turban oder Fes, in kurzen blauen Jacken und Hosen, die am Schienbein ganz eng anlagen, nach oben hin aber immer breiter wurden. Ich erfuhr später, daß es anatolische Türken waren. Ihre gutturale Sprache mischte sich mit dem gedehnten, langsamen Tonfall der Leute aus Wjatka, der wuchtigen, schnellen Rede

[1] Das Lied der Wolgaschlepper. *(Anm. d. Red.)*

derer von der Wolga, der weichen Sprache der Ukrainer.

In Rußland war Hungersnot, und der Hunger hatte hier Menschen aus fast allen heimgesuchten Gebieten zusammengetrieben. Sie teilten sich in kleine Gruppen, die Landsleute hielten zusammen, und nur die kosmopolitischen Landstreicher hoben sich mit ihren selbstbewußten Mienen, ihrer Kleidung, ihrer eigentümlichen Redeweise scharf ab von den Leuten, die noch fest an der Scholle hingen, die sich nur für kurze Zeit von ihr gelöst hatten, vom Hunger getrieben, sie aber nicht vergessen hatten. In allen Gruppen konnte man diese Landstreicher finden, unter den Wjatka-Leuten ebenso wie unter den Ukrainern, am zahlreichsten aber waren sie bei der Ramme vertreten, einer Arbeit, die im Vergleich mit der Arbeit der Spitzhacke und des Schubkarrens leicht erscheinen muß.

Als ich herantrat, standen sie da, die Hände mit den Tauen gesenkt, und warteten, daß der Werkmeister den Flaschenzug in Ordnung bringe: offenbar lief das Tau nicht glatt in der Rolle. Der Mann arbeitete ganz oben auf dem hölzernen Gerüst und rief alle Augenblicke hinunter:

„Ziehen!“

Träge zogen die Leute das Tau an.

„Ha—a—alt! Noch mal ziehen! Ha—alt! Lo—o—os!“

Der Vorsänger, ein pockennarbiger Bursche mit strammer soldatischer Haltung und lange nicht rasiertem Gesicht, zuckte mit den Achseln, schielte nach der Seite, räusperte sich und fing an:

„In die Erde stoßt den Pfahl...“

Die folgende Verszeile, die auch bei der nachsichtigsten Zensur keine Gnade gefunden hätte, rief ein einmütiges donnerndes Gelächter hervor. Es war offenbar eine Improvisation des Vorsängers, der zum Gelächter seiner Genossen sich stolz den Schnurrbart strich mit der Miene eines an derartige Publikumserfolge schon gewöhnten Künstlers.

„Lo—os!“ schrie der Werkmeister von oben wütend. „Nicht aufhalten!“

„Reiß das Maul nicht so weit auf, Mitritsch, du könntest platzen!“ warnte ihn einer von den Arbeitern.

Die Stimme kam mir bekannt vor, und ich hatte auch diese mächtige breitschultrige Gestalt mit dem ovalen Gesicht und den großen blauen Augen schon gesehen. War das wirklich Konowalow? Aber Konowalow hatte doch nicht die Narbe, die, von der rechten Schläfe bis zum Nasenrücken laufend, die hohe Stirn dieses Burschen in zwei Hälften teilte. Auch war Konowalows Haar heller und nicht so fein gekräuselt; Konowalow hatte auch einen schönen breiten Bart, der Mann hier aber war rasiert und trug einen dicken Schnurrbart mit herabhängenden Spitzen nach Art der Ukrainer. Und doch mußte er mir sehr gut bekannt sein. So beschloß ich denn, gerade ihn daraufhin anzureden, an wen ich mich zu wenden hätte, wenn ich hier Arbeit bekommen wollte. Ich wartete also ab, bis der Pfahl eingerammt sein würde.

„O—o—och!“ stöhnte die Schar, indem sie niederhockte, die Taue anzog und sich schnell wieder aufrichtete, gleichsam bereit, sich vom Boden zu lösen und emporzufliegen. Der Rammklotz knarrte und zitterte, über den Köpfen der Menge streckten sich zugleich mit dem Tau nackte, sonnverbrannte, behaarte Arme empor, die Muskeln blähten sich zu dicken Beulen auf, allein der vierzig Pud schwere gußeiserne Block flog immer weniger hoch empor, und seine Stöße gegen das Holz klangen immer matter. Beim Anblick dieser Arbeit konnte man denken, man habe eine Schar von Götzenanbetern vor sich, die in Verzweiflung und Ekstase die Arme zu ihrem schweigenden Gott erheben und vor ihm niederfallen. Die schweißtriefenden, schmutzigen, angespannten Gesichter, die an den nassen Stirnen klebenden zerzausten Haare, die von der ungeheuren Anspannung der Schultern zitternden braunen Hälse — alle diese von verschiedenfarbigen, zerlumpten Hemden und Hosen kaum verhüllten Leiber tränkten die Luft ringsherum mit ihren heißen Ausdünstungen und bewegten sich, zu einer einzigen ungeheuren Muskelmasse zusammengeschmolzen, schwerfällig in der feuchten, von der Glut des Südens und dem durchdringenden Schweißgeruch erfüllten Atmosphäre.

„Schluß!“ rief eine ingrimmige, heisere Stimme.

Die Arbeiter ließen die Taue los, die nun schlaff am Gerüst herabhingen, während sich die Leute gleich an Ort und Stelle schwerfällig auf den Boden niederließen, den Schweiß abwischten, tief aufatmeten, den Rücken streckten, die Schultern betasteten und die Luft mit einem dumpfen Murmeln erfüllten, das an das Knurren eines großen gereizten Tieres erinnerte.

„Landsmann!“ wandte ich mich an den Burschen von vorhin.

Er drehte sich träge nach mir um, sein Blick glitt über mein Gesicht, er kniff die Augen zusammen und musterte mich scharf.

„Konowalow!“

„Halt!“ Er faßte meinen Kopf und bog ihn zurück, als wolle er mich an der Gurgel packen, aber dann lief ein freudiges, gütiges Lächeln über sein ganzes Gesicht.

„Maxim! Ach du... Teufelskerl! Freundchen... auch du? Vom graden Weg abgekommen? Unter die Barfüßler gegangen? Das ist recht! Ausgezeichnet! Seit wann denn? Woher kommst du? Wir zwei wollen nun um die ganze Welt wandern! Was ist das auch für ein Leben... dort hinten? Ein Jammer... Blödes Gezerre! Man lebt nicht, man fault. Und weißt du — ich bin seit jener Zeit immer nur auf der Wanderschaft. Wo ich alles gewesen bin! Was für Lüfte ich schon geatmet habe!... Du hast dich

aber fein angezogen! Nicht wiederzuerkennen! Der Kleidung nach Soldat, der Fratze nach Student. Nun sag mal, lebt sich's nicht gut so auf der Walze? Aber den Stenka habe ich nicht vergessen. Und Taras... und Pila... Ich weiß noch alles."

Er versetzte mir freundliche Rippenstöße mit der Faust, klopfte mir mit der breiten Handfläche auf die Schulter. Ich war außerstande, seinen Redestrom zu hemmen, und konnte nur lächelnd sein in der Freude des Wiedersehens strahlendes gutmütiges Gesicht betrachten. Auch ich war erfreut, ihn zu sehen, hocherfreut, denn diese Begegnung erinnerte mich an den Anfang meines Lebens, der entschieden schöner gewesen war als die Fortsetzung.

Endlich gelang es mir aber doch, den alten Kameraden zu fragen, wie er zu der Narbe auf der Stirn und den Locken gekommen wäre.

„Ja, siehst du, das war so eine Geschichte. Wir wollten zu dritt über die rumänische Grenze, wollten sehen, wie die Leute da drüben in Rumänien leben. Na, wir marschierten also von Kagul ab — das ist so ein Nest in Bessarabien, dicht an der Grenze —, natürlich nachts. Wir trotten ganz gemächlich einher, da heißt es mit einemmal: Halt! Eine Grenzpatrouille — wir waren gradewegs auf sie losmarschiert. Nun hieß es natürlich laufen. Und da hat mir ein Soldätchen eins auf den Schädel gegeben. Es war eigentlich gar nicht so schlimm, aber einen Monat hab' ich doch im Lazarett liegen müssen. Und was meinst du wohl? Der Soldat war ein Landsmann — aus dem Muromschen! Er kam auch bald ins Lazarett — ein Schmuggler hatte ihm eins versetzt — einen Messerstich in den Bauch. Na, als wir wieder zur Besinnung gekommen waren, da haben wir uns ausgesprochen. Der Soldat fragt mich: ‚Du hast den Hieb wohl von mir bezogen?' — ‚Wird wohl so sein, wenn du mich erkennst', sage ich. ‚Ich meine auch, du warst es', sagt er. ‚Sei mir nicht böse', sagt er, ‚das gehört zu unserem Dienst. Wir dachten, ihr hättet Konterbande. Ich hab' ja nun auch was abgekriegt — den Bauch haben sie mir ein bißchen aufgeschlitzt. Da ist nichts zu machen, das Leben ist ein ernsthaftes Spiel.' Na, so wurden wir Freunde. Ein braver Soldat, Jaschka Masin hieß er... Und die Locken? Die Locken? Ja, die Locken, die kommen vom Typhus, mein Lieber. Ich habe den Typhus gehabt. In Kischinew steckten sie mich ins Gefängnis, weil sie Gericht über mich halten wollten wegen unbefugten Überschreitens der Grenze, und da kriegte ich eben den Typhus... Habe lange gelegen, sehr lange, dachte, ich würde überhaupt nicht mehr aufstehen. Ich wäre wohl auch nicht wieder aufgestanden, wenn die Krankenschwester sich meiner nicht so angenommen hätte. Ich war ganz baff, mein Lieber, sie plagte sich mit mir wie mit einem Kinde, und was hatte sie denn von mir? ‚Marja Petrowna', sagte ich zu ihr, ‚lassen Sie das doch, ich schäme mich ja so!' Aber sie lacht bloß vor sich hin. Ein braves Mädchen... Manchmal hat sie mir erbauliche Sachen vorgelesen. Da fragte ich, ob sie nicht was anderes hätte, so was... Und nun kam sie mit einer Geschichte von einem englischen Matrosen, der bei einem Schiffbruch ganz allein mit dem Leben davonkam auf einer einsamen Insel und sich dort sein Leben einrichtete. Das war furchtbar interessant! Das Buch hat mir sehr gefallen, am liebsten wäre ich zu ihm hingefahren! Kannst du dir das Leben vorstellen? Die Insel, das Meer, der Himmel — und du wohnst da ganz allein und hast alles und bist ganz frei! Da war noch ein Wilder. Den hätte ich ersäuft — was Teufel fang' ich mit dem Kerl an? Ich langweile mich auch allein nicht. Hast du dieses Buch auch gelesen?"

„Davon später. Wie bist du denn aus dem Gefängnis herausgekommen?"

„Freigelassen haben sie mich. Haben mich vors Gericht gestellt, freigesprochen und gehen lassen. Ganz einfach... Aber nun höre einmal. Ich arbeite heute nicht mehr. Hol sie der Teufel! Hab' mir die Hände wundgerieben, und damit gut! Drei Rubel bar Geld habe ich, und für den heutigen halben Tag kriege ich auch meine vierzig Kopeken. Das ist ein Kapital! Also du kommst heute zu uns. Wir wohnen nicht in der Baracke, sondern hier ganz in der Nähe, im Berge... Da ist ein Loch, das sich als menschliche Behausung sehr gut macht. Wir wohnen drin zu zweien, aber der Kamerad ist krank, das Fieber hat ihn gepackt. Wart hier mal ein bißchen, ich will zum Werkmeister gehen. Ich bin sofort wieder da."

Er stand schnell auf und ging, gerade in dem Augenblick, als die Arbeiter nach den Tauen griffen, um wieder mit dem Rammen zu beginnen. Ich blieb auf meinem Stein sitzen, betrachtete mir das lärmende Durcheinander und blickte dazwischen immer wieder auf das ruhige, bläulichgrüne Meer hinaus.

Konowalows hohe Gestalt verschwand in der Ferne. Er drängte sich hastig, mit den Armen rudernd, zwischen Menschen, Steinhaufen, Balken und Karren hindurch. Seine Kleidung bestand aus einer blauen Kretonnebluse, die ihm zu kurz und zu eng war, einer Leinhose und schweren Schuhen. Die dichten blonden Locken wogten auf seinem Kopfe hin und her. Hin und wieder drehte er sich um und machte mir Zeichen mit den Armen. Er wirkte ungemein frisch, lebensfroh, ruhig, selbstbewußt, gütig und stark. Ringsherum wurde gearbeitet, die Balken krachten, die Steine splitterten, wehmütig winselten die Karren, mächtige Staubwolken stiegen auf, krachend stürzte irgend etwas zusammen, die Menschen schrien, fluchten, stöhnten und sangen. Aber auch ihr Gesang klang wie Stöhnen. Und mitten in dem Gewirr von Tönen und Bewegungen die schöne Gestalt meines Freundes, der festen Schrittes immer weiter ging, geschickt lavierend, sich scharf von der ganzen Umgebung abhebend und eine Lösung des Rätsels Konowalow ahnen lassend.

Etwa zwei Stunden später lagen wir in dem „als menschliche Behausung sich sehr gut machenden" Loch. In der Tat machte sich das Loch sehr gut. Hier war einmal Stein gebrochen worden und so eine große rechteckige Nische entstanden, in der vier Mann bequem Platz fanden. Aber der Raum war sehr niedrig, und über dem Eingang hing ein mächtiger Steinblock, der eine Art Vordach bildete, so daß man, wenn man in das Loch hinein wollte, sich erst platt auf den Boden legen und sich hineinschieben mußte. Das Loch war etwa drei Arschin tief, man brauchte aber gar nicht ganz hineinzukriechen; das war auch nicht ganz ungefährlich, denn der Steinblock über dem Eingang konnte herunterstürzen und uns in der Tiefe begraben. Das wollten wir natürlich nicht, und so richteten wir uns folgendermaßen ein: wir schoben Beine und Rumpf hinein, denn unten war es angenehm kühl, die Köpfe aber blieben draußen in der Sonne, so daß, wenn der Stein herabgefallen wäre, er uns nur die Schädel zermalmt hätte.

Der kranke Landstreicher war ganz herausgekrochen und lag zwei Schritte von uns entfernt in der Sonne, so daß wir hören konnten, wie seine Zähne im Fieber klapperten. Es war ein langer dürrer Ukrainer „aus Poltawa, vielleicht auch aus Kiew" — sagte er nachdenklich zu mir.

„Der Mensch lebt so lange auf der Welt, daß es nichts zu sagen hat, wenn er vergißt, wo er geboren ist. Und ist es nicht ganz einerlei? Schlimm ist, daß man überhaupt geboren wird, aber wo... darauf kommt es nicht an, und davon wird einem auch nicht besser."

Er wälzte sich auf der Erde, um sich fester in seinen grauen Kaftan zu hüllen, der aus lauter Löchern zu bestehen schien, und er fluchte sehr ausdrucksvoll, als er sah, daß alle seine Bemühungen vergeblich waren. Er fluchte, stellte seine Versuche aber nicht ein. Er hatte kleine schwarze Augen, die er immer zusammenkniff, als wenn er irgend etwas sehr genau betrachten wollte.

Die Sonne brannte uns unbarmherzig auf den Nacken, und Konowalow machte aus meinem alten Soldatenmantel eine Art Schirm, indem er ein paar Stöcke in die Erde bohrte und den Mantel darüber spannte. Aber es wurde dadurch nicht viel kühler. Von ferne tönte der Lärm der Arbeitsstätte herüber, doch konnten wir die Bucht selbst nicht sehen: rechts von uns lag die Stadt mit ihren schweren weißen Häuserblöcken, links das Meer, gradeaus ebenfalls das Meer. Es dehnte sich hinaus in die unendliche Weite, wo wunderbare zarte, nie gesehene Farben, die in der unfaßbaren Schönheit ihrer Schattierungen dem Auge und der Seele wohltaten, weich ineinander verschwimmend eine phantastische Fata Morgana hervorzauberten.

Konowalow blickte in die Ferne, lächelte selig und sagte zu mir:

„Wenn die Sonne weg ist, zünden wir ein Feuer an, machen Tee; Brot haben wir auch, und Fleisch. Aber vorher ißt du vielleicht etwas Melone?"

Er schob mit dem Fuß aus einer Ecke der Grube eine Wassermelone heran, zog ein Messer aus der Tasche und sagte, während er die Frucht zerschnitt:

„Immer, wenn ich am Meere bin, denke ich: warum siedeln sich die Menschen so ungern hier an? Sie würden besser werden, denn das Meer ist freundlich und so... Es weckt gute Gedanken in der Menschenseele. Und nun erzähle mal, wie es dir in den Jahren gegangen ist."

Ich berichtete. Konowalow hörte zu. Der kranke Ukrainer kümmerte sich gar nicht um uns, sondern ließ sich nur von der bereits sinkenden Sonne wärmen.

Das Meer draußen flimmerte schon rot und goldig; zartrosa flockige Wolken stiegen aus dem Wasser empor und schwebten der Sonne entgegen. Es war, als erhöben sich vom Grunde des Meeres Berge mit schneeigen, von den Strahlen der Abendsonne rosig gefärbten Gipfeln. Steine und Bodenerhöhungen warfen immer länger werdende Schatten auf den Boden, die langsam auf uns zukrochen.

„Du treibst dich ganz unnützerweise immer in den Städten herum, Maxim", sagte Konowalow im Tone tiefster Überzeugung, nachdem er meine Epopöe angehört hatte. „Was hast du da zu suchen? Muffig ist das Leben dort und eng. Keine Luft, keine Weite, nichts von dem, was der Mensch braucht. Und die Menschen? Menschen gibt es überall."

„Oho!" sagte der Ukrainer, der sich wie eine Ringelnatter auf der Erde wand. „Menschen gibt es überall sehr viele. Man kann nicht auf seinen Platz kommen, ohne ihnen auf die Füße zu treten. Die werden immer wieder geboren. Wie Fliegenpilze nach dem Regen. Aber die werden wenigstens von den Herrschaften gefressen."

Er spuckte mit philosophischer Miene aus, und seine Zähne fingen wieder an zu klappern.

„Dir möchte ich es aber noch einmal sagen", fuhr Konowalow fort, „halte dich nicht in den Städten auf. Was gibt es da? Unordnung und Krankheiten. Bücher? Na, ich meine, du hast schon genug Bücher gelesen. Dazu bist du doch nicht geboren. Und die Bücher sind auch nur dummes Zeug. Und wenn's sein muß, dann kaufst du dir eben ein Buch, steckst es in die Tasche und gehst deines Weges. Willst du mit mir nach Taschkent? Nach Samarkand oder sonstwohin? Und dann ziehen wir weiter an den Amur! Schlag ein! Ich habe beschlossen, durch die ganze Welt zu wandern, Bruder. Das ist das allerbeste. Da gehst du und siehst immer was Neues. Und brauchst an nichts zu denken. Der Wind bläst dich an und bläst dir den ganzen Staub aus der Seele weg. Dir ist leicht und frei. Niemand ist dir im Wege: willst du was essen, dann machst du irgendwo halt, arbeitest etwas, bis du einen Fünfziger verdient hast;

gibt es keine Arbeit, dann bittest du um ein Stückchen Brot, du kriegst es gewiß. Und du siehst dir doch die Welt an, siehst viele schöne Dinge... Abgemacht?"

Die Sonne war untergegangen. Die Wolken über dem Meer waren dunkel geworden, auch das Meer war dunkel, und ein kühler Hauch wehte vom Wasser herüber. Hie und da blitzten schon Sterne auf, der Lärm der Arbeitenden in der Bucht war verstummt, nur hin und wieder drangen leise Rufe der Leute herüber, die wie Seufzer klangen. Und wenn der Wind uns anwehte, brachte er das melancholische Rauschen der an die Küste schlagenden Wellen mit.

Die nächtliche Finsternis wurde schnell dichter, die Figur des Ukrainers, die vor fünf Minuten noch ganz deutliche Umrisse gezeigt hatte, erschien jetzt wie ein ungefüger Klumpen.

„Ein Feuerchen...", sagte er hustend.

„Das läßt sich machen."

Konowalow holte ein Häufchen Späne herbei, zündete es mit einem Streichholz an, und sofort begannen die dünnen Flammenzungen zärtlich an dem gelben harzigen Holze zu lecken. Rauchwölkchen schwebten in der von der Feuchte und Frische des Meeres geschwängerten Nachtluft. Ringsherum aber wurde es immer stiller; es war, als rückte das Leben fern von uns, als wollten seine Töne ganz im Dunkel erlöschen und zerschmelzen. Die Wolken hatten sich zerstreut, am dunkelblauen Himmel blitzten helle Sterne auf, und auch auf der sammetähnlichen Oberfläche des Meeres flimmerten die Lichtchen der Fischerboote und die widergespiegelten Sterne. Unser Feuer blühte vor ihnen auf wie eine große gelbrote Blume. Konowalow schob den Teetopf ins Feuer und schaute, die Hände über den Knien gefaltet, sinnend in die Flamme. Der Ukrainer kam wie eine Rieseneidechse herangekrochen und streckte sich neben Konowalow aus.

„Da haben die Leute Städte und Häuser aufgebaut, sitzen in Klumpen beieinander, verunreinigen den Erdboden, können kaum Luft schnappen in der Enge... Ein feines Leben! Nein, das nenne ich wirklich leben — so wie wir hier!"

„Hoho!" nickte der Ukrainer zustimmend, „wenn wir noch lederne Jacken für den Winter kriegten oder gar ein warmes Haus mit einem Dach, dann würden wir ganz wie die Herrschaften leben..." Er kniff ein Auge zu und sah Konowalow grinsend an.

„Tja—a!" meinte dieser verlegen, „der Winter ist eine verdammte Zeit. Im Winter hat man die Stadt wohl nötig. Da ist nichts zu machen... Aber die großen Städte sind doch überflüssig. Warum die Leute in so großen Scharen zusammentreiben, wenn nicht mal zwei oder drei in Frieden miteinander leben können? Das meine ich doch! Gewiß, wenn man sich's recht überlegt, dann findet der Mensch nirgends seinen Platz, weder in der Stadt noch in der Steppe... Aber es ist besser, man denkt gar nicht an so was. Man denkt doch nichts aus und quält sich bloß..."

Bis zu diesem Augenblick hatte ich gedacht, daß Konowalow sich unter dem Einfluß seines Wanderlebens geändert hätte, daß die Anfälle von Melancholie, von denen er in der Zeit unserer ersten Bekanntschaft heimgesucht worden war, verschwunden wären wie Spreu im Winde; doch diese letzten Worte zeigten mir den Freund als den immer noch seinen „Stützpunkt" suchenden Menschen, den ich damals gekannt hatte. Die gleiche Ratlosigkeit vor dem Leben, die gleichen vergiftenden Gedanken fraßen wie Rost an seiner mächtigen Gestalt, die unglücklicherweise mit einem so zarten Herzen zur Welt gekommen war. Solcher Grübler gibt es viele in Rußland, und sie sind die unglücklichsten Menschen, denn das Gewicht ihrer Gedanken wird erhöht durch die Blindheit ihres Geistes. Ich betrachtete voll Mitleid meinen Freund, und er rief wehmütig, als wenn er meine Gedanken bestätigen wollte:

„Ich dachte eben an unser Zusammenleben, Maxim, und an alles... was sich da ereignete. Durch wieviel Länder bin ich seitdem gewandert, wieviel Dinge habe ich gesehen... Aber es findet sich auf der Erde kein bequemes Plätzchen für mich!"

„Warum bist du denn mit so einem Halse geboren, auf den kein Joch paßt?" fragte der Ukrainer gleichgültig und zog den brodelnden Teetopf aus dem Feuer.

„Nein, sag du mir", fragte Konowalow, „warum finde ich keine Ruhe? Warum leben die andern ganz gut, tun ihre Arbeit, haben Weib und Kind und alles sonstige? ... Sie klagen ja auch über ihr Leben, aber sie beruhigen sich auch wieder. Und immer haben sie Lust, mal dieses und mal jenes zu tun. Ich aber kann das nicht. Es ekelt mich. Warum ekelt es mich?"

„So eine Jammerbase!" staunte der Ukrainer. „Wird dir denn besser vom Jammern?"

„Da hast du wieder recht", stimmte Konowalow ihm bei.

„Ich rede nie viel, aber ich weiß, was ich zu sagen habe", sprach der Stoiker mit Selbstgefühl, immer noch von seinem Fieber geschüttelt.

Er bekam einen Hustenanfall, warf sich unruhig hin und her und spuckte schließlich wütend ins Feuer. Rings um uns war jetzt alles in tiefes Dunkel gehüllt. Auch der Himmel über uns war schwarz, der Mond war noch nicht aufgegangen. Das Meer fühlten wir mehr, als daß wir es sahen, so dicht war das Dunkel vor uns. Es war, als hätte sich ein dicker schwarzer Nebel auf die Erde gesenkt. Das Feuer war im Erlöschen.

„Es wird wohl Zeit zu schlafen", sagte der Ukrainer.

Wir krochen ins „Loch" und streckten uns aus, behielten die Köpfe aber nach wie vor draußen in der freien Luft. Alle schwiegen. Konowalow lag

unbeweglich da wie versteinert. Der Ukrainer wälzte sich unermüdlich hin und her und klapperte mit den Zähnen. Ich sah lange zu, wie die Kohlen verglühten: erst hell und groß, wurde die Kohle immer kleiner, bedeckte sich mit Asche und verschwand schließlich ganz unter dieser Hülle. Und bald war von dem ganzen Feuer nichts mehr übrig als ein warmer Geruch. Ich sah vor mich hin und dachte:

„So geht es uns allen ... Wenn man doch einmal hell auflodern könnte!"

... Drei Tage danach nahm ich Abschied von Konowalow. Ich wanderte ins Kubangebiet, er wollte nicht mitkommen. Wir trennten uns aber in der festen Überzeugung, daß wir uns noch einmal treffen würden.

Es sollte nicht sein ...

SECHSUNDZWANZIG UND EINE

Wir waren unser sechsundzwanzig Mann — sechsundzwanzig lebendige Maschinen, eingesperrt in einem feuchten Keller, wo wir vom frühen Morgen bis zum späten Abend Teig kneteten, Brezeln und Kringel formten. Die Fenster unseres Kellers gingen nach einer Grube hinaus, die dicht davor lag und mit schimmeligen, grünlichen Ziegelsteinen ausgemauert war; die Fensterrahmen waren von außen mit dicken Eisenstäben vergittert, und das Licht der Sonne konnte durch die mit Mehlstaub bedeckten Scheiben nicht bis zu uns vordringen. Unser Meister hatte die Fenster mit Absicht so verbarrikadieren lassen, damit wir den Bettlern oder irgendeinem arbeitslosen, hungernden Kameraden auch nicht ein Stück von seinem Brot zukommen lassen könnten; unser Meister nannte uns Spitzbuben und gab uns zu Mittag statt Fleisch verdorbenes Gekröse zu essen ...

Es lebte sich schwer und traurig in diesem steinernen Kasten, unter der niedrigen schweren Decke, die von Ruß und Spinngewebe bedeckt war. Es war uns beklommen und weh zumute in diesen dicken, von Schmutz und Schimmel grau und grün gesprenkelten Mauern ... Wir standen um fünf Uhr früh auf, ohne ausgeschlafen zu haben, und setzten uns um sechs Uhr stumpfsinnig und gleichgültig an den Tisch, um aus dem Teig, den unsere Arbeitskollegen während unserer Schlafenszeit für uns angerührt hatten, Kringel zu formen. Den ganzen Tag, vom frühen Morgen an bis zehn Uhr abends, saßen die einen von uns am Tisch und formten mit den Händen den zähen Teig zu Kringeln, wobei sie sich, um nicht ganz steif zu werden, beständig hin und her wiegten, während die andern den Teig durchkneteten. Und den ganzen Tag brodelte mit dem gleichen, eintönig-traurigen Summen das Wasser in dem Kessel, darin die Kringel gebrüht wurden, und die Schippe des Bäckers schurrte heftig und rasch gegen den Boden des Backofens, indes sie die glitschigen, frisch gebrühten Teigstücke auf die glühenden Backsteine warf. Vom Morgen bis zum Abend glühten auf der einen Seite des Backofens die brennenden Holzscheite, und der rote Widerschein der Flamme zitterte an der Wand der Backstube, als mache er sich im stillen über uns lustig. Der ungeheure Ofen glich dem mißgestalteten Riesenkopf eines sagenhaften Ungetüms, einem Kopf, der, gleichsam aus dem Boden hervorlugend, uns mit seinem gähnenden, feuerspeienden Schlund anfauchte, während die schwarzen Öffnungen der Luftlöcher starr auf unsere nimmer endende Arbeit zu blicken schienen. Diese beiden finsteren Löcher kamen uns vor wie Augen — wie die mitleidlosen, teilnahmslosen Augen eines Ungeheuers: stets schauten sie uns mit dem gleichen düstern Blick an, als wären sie es müde, Sklaven zuzuschauen, von denen sie nichts Menschliches erwarteten und für die sie nur die kalte Geringschätzung überlegener Weisheit hatten.

Tag für Tag rollten wir in dem Mehlstaub, in dem Schmutz, den wir an unseren Sohlen aus dem Hof hereintrugen, in der stickigen, übelriechenden Luft den Teig aus und machten daraus Kringel, die wir mit unserm Schweiß netzten. Wir haßten unsere Arbeit mit bitterem Haß, wir aßen niemals das, was aus unseren Händen hervorging, und zogen das klitschige Schwarzbrot den Kringeln vor. Wir saßen an einem langen Tisch einander gegenüber, auf jeder Seite neun Mann; viele, viele Stunden lang bewegten wir mechanisch unsere Arme und Finger und waren so gewöhnt an unsere Arbeit, daß wir auf unsere Bewegungen nicht mehr achtgaben. Auch hatten wir einander schon so bis zum Überdruß oft gesehen, daß ein jeder von uns alle Falten und Runzeln in den Gesichtern aller andern kannte. Es gab nichts, worüber wir hätten reden können, das waren wir aber schon gewöhnt und schwiegen die ganze

Zeit, wenn wir uns nicht gerade zankten; es gibt ja stets Gründe genug, sich mit einem Menschen zu zanken, und erst recht mit einem Arbeitskollegen. Zanken taten wir uns aber auch nur selten — was kann sich schließlich ein Mensch zuschulden kommen lassen, wenn er halbtot ist, einer Holzpuppe gleicht, wenn sein Gefühlsleben durch harte, schwere Arbeit völlig erstickt ist? Das Schweigen aber ist nur für diejenigen qualvoll und furchtbar, die schon alles gesagt und nichts mehr vorzubringen haben; für Menschen, die überhaupt noch nicht zu reden begonnen haben, ist Schweigen eine einfache, leichte Sache ... Zuweilen sangen wir, und unser Gesang begann stets so: mitten in der Arbeit seufzte plötzlich jemand von uns schwer auf, wie ein müder Gaul, und stimmte leise eines jener melancholischen Lieder an, deren sanft klagende Melodie stets den schweren Druck, der auf der Seele des Singenden ruht, erleichtert. Einer von uns singt, und wir andern lauschen anfangs schweigend diesem Gesang, der unter der niedrigen Kellerdecke flackert und erlischt wie ein kleines Steppenfeuer in naßkalter Herbstnacht, wenn der graue Himmel gleich einem Bleidach über der Erde hängt. Dann gesellt sich ein zweiter Sänger hinzu; die beiden Stimmen schweben leise und traurig durch die dumpfe Schwüle unseres engen Kellerlochs. Da nehmen plötzlich noch ein paar Stimmen das Lied auf, es schwillt an, gleich einer Woge, schallt immer lauter, scheint die feuchten, dicken Mauern unseres steinernen Kerkers zu sprengen ...

Bald singen alle sechsundzwanzig Mann; die lauten, längst eingesungenen Stimmen erfüllen die Werkstatt; dem Lied wird es zu eng in dem niedrigen Raum; es zerschellt an den steinernen Wänden, es stöhnt und weint und erregt im Herzen einen leisen, kitzelnden Schmerz, macht alte Wunden brennen, erweckt schlummernde Sehnsucht ... Die Sänger seufzen tief und schwer; dann und wann bricht einer plötzlich ab, um dem Gesang der Kameraden zu lauschen und Jann von neuem in den klangvollen Chor einzufallen. Ein anderer stößt mitten im Singen ein klagendes „Ach!“ aus, mit geschlossenen Augen singt er weiter, und die breite, volle Flut der Töne erscheint ihm vielleicht als ein Weg, der leuchtend, von Sonnenschein übergossen, irgendwohin in die Ferne führt, als ein breiter Weg, auf dem er sich selber dahinwandeln sieht ...

Die Flamme im Ofen flackert immer noch, immer noch schurrt die Schippe des Bäckers über die Ziegel, brodelt das Wasser im Kessel, zittert, uns still verlachend, der Widerschein des Feuers an der Wand ... Wir aber singen uns mit fremden Worten die bittre Pein vom Herzen, den dumpfen Gram lebendiger Menschen, die der Sonne beraubt sind, den Gram von Sklaven. So lebten wir sechsundzwanzig im Keller des großen, steinernen Hauses, und unser Leben war so schwer und drückend, als hätten wir das ganze dreistöckige Haus auf unsern Schultern zu tragen ...

Außer den Liedern hatten wir aber noch etwas, woran wir uns erquickten, etwas, das wir liebten und das uns vielleicht die Sonne ersetzte. Im zweiten Stock unseres Hause befand sich eine Werkstatt für Goldstickerei, und dort lebte außer den vielen Näherinnen auch das sechzehnjährige Stubenmädchen Tanja. Jeden Morgen schmiegte sich an die Scheibe des kleinen Fensters, das in die nach dem Flur gehende Tür unsrer Werkstatt eingelassen war, ein rosiges Gesichtchen mit munteren blauen Augen, und eine helle, freundliche Stimme rief uns zu:

„Heda, ihr Sträflingsvölkchen! Kringel her!“

Sobald dieser helle Glockenton erklang, wandten wir uns alle um und blickten freudig und gutmütig in das klare Mädchengesicht, das uns vergnügt anlächelte. Es war uns zu einer lieben Gewohnheit geworden, das gegen die Glasscheibe gedrückte Näschen und die kleinen weißen Zähne zu sehen, die zwischen den rosigen Lippen des lächelnden Mundes hervorschimmerten. Alle drängten wir zur Tür, um sie ihr zu öffnen, und schon tritt sie vor uns hin, so munter und lieb, und steht da, ihre Schürze hinhaltend, den Kopf ein wenig zur Seite geneigt, steht da und lächelt und lächelt. Der lange, dicke, kastanienbraune Zopf hängt ihr über die Schulter auf die Brust herab. Und wir schmutzigen, finstern, ungeschlachten Burschen schauen zu ihr auf — denn die Türschwelle, auf der sie steht, ist um vier Stufen höher als der Fußboden —, schauen sie an mit erhobenen Köpfen, wünschen ihr einen guten Morgen und sagen ihr Worte von ganz besonderer Art, wie wir sie nur ihr zu sagen wissen. Wenn wir mit ihr reden, werden unsere Stimmen sanfter, unsere Scherze harmloser. Alles, was mit ihr zusammenhängt, ist von besonderer Art. Der Bäcker holt aus dem Ofen eine Schippe voll der knusprigsten, appetitlichsten Kringel und schüttet sie geschickt in Tanjas Schürze.

„Sieh nur zu, daß der Meister dich nicht erwischt!“ warnen wir sie jedesmal. Sie lächelt schalkhaft, ruft uns vergnügt zu:

„Lebt wohl, Sträflingsvölkchen!“ — und huscht rasch wie ein Mäuslein davon.

Das ist alles ...

Aber lange noch, nachdem sie fortgegangen, plaudern wir von ihr — und immer sagen wir dasselbe, was wir gestern und vorgestern und vor vielen Tagen gesagt haben, weil sie doch dieselbe ist, die sie gestern und vorgestern und vor vielen Tagen gewesen ist — ebenso wie wir und alle rings um uns dieselben geblieben sind. Ungemein qualvoll und niederdrückend ist es, wenn der Mensch so dahinlebt und um ihn her sich nie etwas verändert; und wenn dieser Zustand seine Seele nicht vollends ertötet, so wird das ewige Einerlei seiner Umgebung

für ihn mit der Zeit immer qualvoller ... Wir sprachen sonst von den Frauen in einer Art, daß unsere schamlosen Reden uns selber manches Mal anwiderten; das war aber begreiflich, denn die Weiber, die wir kannten, verdienten es kaum besser. Von Tanja jedoch sprachen wir nie zotig, keiner von uns hätte es je gewagt, sich ihr gegenüber einen losen Scherz zu erlauben, geschweige denn, sie zu berühren. Vielleicht lag das daran, daß sie immer nur ganz kurze Zeit bei uns blieb; sie sauste an uns vorbei wie eine Sternschnuppe und verschwand sogleich wieder; oder vielleicht auch daran, daß sie so klein und hübsch war, alles Schöne aber selbst den rohesten Gemütern Verehrung abzwingt. Es kam noch etwas hinzu: obwohl unsere elende Tretmühlenarbeit uns zu stumpfsinnigen Lasttieren herabwürdigte, blieben wir doch immerhin Menschen und hätten, wie alle Menschen, nicht leben können, ohne irgend etwas zu verehren. Wir hatten eben niemand, der besser gewesen wäre als sie, und niemand außer ihr schenkte uns, die wir unten im Kellerloch hausten, auch nur die geringste Beachtung, niemand von all den vielen, vielen Menschen, die in dem großen Hause wohnten ... Endlich aber — und das war wohl die Hauptursache — betrachteten wir sie irgendwie als unser Eigentum, als etwas, das einzig und allein dank unsern Kringeln existierte; wir hatten es uns zur Pflicht gemacht, ihr frische, heiße Kringel zu geben, und das ward für uns gleichsam zu dem täglichen Opfer, das wir unserm Idol darbrachten. Es ward uns förmlich zu einem heiligen Brauch, der uns mit jedem Tag fester an sie kettete. Außer den Kringeln gaben wir Tanja auch noch viele gute Ratschläge: sich wärmer anzuziehen, nicht so rasch die Treppen zu steigen, keine schweren Holztrachten zu schleppen. Sie hörte unsere Ratschläge lächelnd an und folgte uns nie. Doch waren wir ihr darum nicht weiter böse: wir wollten ihr ja nur zeigen, wie sehr wir um sie besorgt waren.

Oft wandte sie sich an uns mit dieser oder jener Bitte, bat uns zum Beispiel, ihr die schwere Kellertür aufzumachen oder Holz zu zerkleinern, und wir taten alles, was sie von uns verlangte, mit Freuden, ja sogar mit einem gewissen Stolz.

Als aber einer von uns sie bat, ihm doch sein einziges Hemd zu flicken, rümpfte sie verächtlich die Nase und meinte:

„Was? Dein Hemd soll ich flicken? Das fehlte mir grade noch! ..."

Wir lachten den sonderbaren Kauz gehörig aus und — baten Tanja nie mehr um irgend etwas. Wir liebten sie, damit ist alles gesagt. Der Mensch will stets irgend jemand seine Liebe zuwenden, wenn auch diese Liebe dem andern zuweilen lästig fällt, zuweilen das Leben dieses andern besudelt, ja, es sogar vergällt, da seiner Liebe die Ehrfurcht vor diesem andern fehlt. Wir mußten Tanja eben lieben, da wir sonst niemand hatten, den wir lieben konnten.

Manchmal begann der eine oder der andere von uns zu räsonieren:

„Warum verwöhnen wir eigentlich das Mädel so? Was ist denn an ihr dran — wie? Wir machen viel zuviel Wesens von ihr ..."

Wir brachten den Verwegenen, der solche Reden zu führen wagte, rasch und unsanft zur Vernunft. Wir mußten eben irgend etwas lieben: wir hatten dieses Etwas gefunden und liebten es, und das, was wir alle sechsundzwanzig liebten, mußte für alle und jeden unantastbar sein wie ein Heiligtum. Wer in dieser Frage gegen uns stand, war unser Feind. Vielleicht war die, der unsere Liebe galt, diese Liebe gar nicht wert — aber wir waren unser sechsundzwanzig und darum wollten wir, daß das, was uns teuer war, auch allen andern heilig sein sollte.

Unsere Liebe ist unter Umständen nicht weniger lästig als unser Haß ... Darum behaupten wohl auch gewisse stolze Naturen, daß unser Haß schmeichelhafter sei als unsere Liebe ... Aber wenn das wirklich der Fall ist, warum fliehen sie uns dann nicht? ...

Außer der Kringelbäckerei hatte unser Prinzipal auch noch eine Feinbäckerei; sie befand sich in demselben Hause und war von unserer Höhle nur durch eine Wand getrennt. Aber die Feinbäcker — es waren ihrer vier Mann — mieden uns, da sie ihre Arbeit für reinlicher hielten als unsere und daher auch sich selbst als etwas Besseres ansahen. Sie kamen nicht in unsere Werkstatt und lachten geringschätzig über uns, wenn sie uns auf dem Hof begegneten; auch wir besuchten sie nicht: der Prinzipal hatte es uns verboten, da er befürchtete, wir könnten drüben Feingebäck stehlen. Wir liebten die Feinbäcker nicht, weil wir sie beneideten: ihre Arbeit war leichter als unsere, sie bekamen besseren Lohn und auch bessere Kost; sie hatten eine große, helle Backstube und waren alle, im Gegensatz zu uns, so gesund und sauber. Wir aber sahen alle ganz gelb und grau aus; drei von uns hatten die Syphilis, einige die Krätze, einer war vom Rheumatismus ganz gekrümmt. Die Bäcker trugen an Feiertagen und in den Freistunden Jacketts und knarrende blanke Stiefel, zwei von ihnen besaßen Ziehharmonikas, alle pflegten sie im Stadtgarten spazierenzugehen. Wir dagegen trugen zerlumpte, schmutzige Kleider und zerlatschte Schuhe oder Bastpantoffeln an den Füßen; daher ließ die Polizei uns auch in den Stadtgarten nicht hinein. Wie hätten wir da wohl den Feinbäckern gut sein können?

Eines Tages nun erfuhren wir, daß drüben in ihrer Werkstatt der Backmeister, ein Quartalssäufer, zu trinken angefangen habe, daß er von unserem Alten fortgejagt und schon ein andrer ein-

gestellt worden sei, ein ausgedienter Soldat, der eine Atlasweste und eine Uhr mit einer goldnen Kette trage. Wir waren sehr gespannt, einen solchen Stutzer zu sehen, und liefen, in der Hoffnung, ihn zu Gesicht zu bekommen, alle Augenblicke auf den Hof hinaus.

Aber er kam selbst in unsere Werkstatt. Mit einem Fußtritt stieß er die Tür auf, ließ sie sperrangelweit offen und sagte, uns von der Schwelle aus anlächelnd:

„Gott zum Gruß! Guten Tag, Jungs! ...“

Die kalte Luft, die in einer dichten Dunstwolke zu uns hereindrang, umwogte seine Füße, er aber stand auf der Schwelle und sah von dort lächelnd auf uns herab, wobei unter dem hellblonden, flott aufgezwirbelten Schnurrbart die großen gelben Zähne sichtbar wurden. Die Weste war tatsächlich von besonderer Art, blau, mit aufgestickten Blumen, und schimmerte ganz eigentümlich; die Knöpfe daran waren aus roten Steinchen gefertigt. Auch eine Uhrkette hatte er ...

Ein hübscher Bursche war er, dieser Soldat, hochgewachsen, gesund, rotbäckig, und die großen, hellen Augen blickten gutmütig, freundlich und klar drein. Auf dem Kopf hatte er eine weiße, steifgestärkte Mütze, und unter der saubern, auch nicht ein Fleckchen aufweisenden Schürze guckten die Spitzen der modischen, blankgewichsten Stiefel hervor.

Unser Backmeister bat ihn respektvoll, er möchte doch die Tür zumachen; er tat es gemächlich und begann uns dann über den Alten auszufragen. Wir beeilten uns um die Wette, ihm zu sagen, daß unser Brotherr ein ganz abgefeimter Spitzbube, Gauner, Halunke und Leuteschinder sei — kurz alles, was man nur irgend von einem Brotherrn sagen kann und sagen muß, was sich jedoch hier nicht alles niederschreiben läßt. Der Soldat hörte aufmerksam zu, bewegte seinen Schnurrbart und sah uns mit freundlichen, klaren Blicken an.

„Mädels habt ihr hier eine Menge“, begann er plötzlich.

Etliche von uns lachten ehrerbietig, andere verzogen die Gesichter zu einem lüsternen Lachen, und einer berichtete dem Soldaten, daß ihrer neun Stück im Hause seien.

„Ist was zu machen? ...“, fragte der Soldat, mit den Augen zwinkernd.

Wieder lachten wir, nicht sehr laut und ein wenig verlegen ... So mancher von uns hätte wohl gerne dem Soldaten ebenso draufgängerisch wie er selbst erscheinen mögen, es hatte aber keiner von uns das Zeug dazu. Einer verriet es dem Soldaten, indem er leise sagte:

„Ach wo — da wagen wir uns nicht 'ran.“

„Hm, ja, das ist nichts für euch“, meinte der Soldat selbstbewußt, indem er uns aufmerksam musterte. „Es ist nicht viel los mit euch ... die richtige Haltung fehlt euch, der Schneid, das Äußere sozusagen. Die Weiber lieben nun mal das Äußere am Menschen, sie legen vor allem Wert auf stramme Haltung ... daß der Mensch alles beisammen hat! Und vor allem haben sie mächtigen Respekt vor der Kraft ... vor dem starken Arm ... da!“

Der Soldat zog die rechte Hand aus der Tasche, hob den bis zum Ellbogen nackten Arm mit dem aufgestreiften Hemdärmel empor und zeigte ihn uns ... Es war ein weißer, kräftiger, mit goldschimmerndem Flaum bedeckter Arm.

„Beine, Brust, alles muß fest gebaut sein ... Und dann muß sich der Mann auch nobel kleiden, wie's eben so eine feine Sache verlangt ... Mich zum Beispiel lieben die Weiber. Ich ruf' sie nicht, ich lock' sie nicht, sie fliegen mir von alleine an den Hals, zu fünft auf einmal ...“

Er hatte sich auf einen Mehlsack gesetzt und erzählte uns des langen und breiten, wie sehr ihn die Weiber liebten und wie tapfer er mit ihnen umspringe. Dann ging er, und als sich die Tür kreischend hinter ihm geschlossen hatte, schwiegen wir lange und dachten über ihn und seine Reden nach. Dann begannen wir alle auf einmal zu sprechen, und es zeigte sich, daß er uns allen gut gefallen hatte. So einfach und nett war er — kommt, setzt sich hin und plaudert drauflos. Nie hatte uns bisher jemand besucht, freundlich mit uns gesprochen ... Und wir redeten immerzu von seinen kommenden Erfolgen bei den Goldstickerinnen, die jedesmal, wenn sie einen von uns auf dem Hof trafen, die Nase rümpften und uns auswichen oder geradeswegs auf uns losschritten, als ob wir Luft für sie wären. Wir aber konnten uns an ihnen nicht satt sehen, wenn wir sie auf dem Hofe trafen oder wenn sie an unsern Fenstern vorüberschritten — im Winter in allerhand niedlichen Mützchen und Pelzjäckchen, im Sommer in blumengeschmückten Hütchen, bunte Sonnenschirme in den Händen. Dafür redeten wir dann, wenn wir unter uns waren, von diesen Mädchen in einer Art, daß sie vor Scham und Empörung außer sich geraten wären, wenn sie uns gehört hätten.

„Daß er bloß nicht ... unsere Tanjuschka verdirbt“, sagte plötzlich in besorgtem Ton unser Backmeister.

Wir schwiegen alle, ganz betroffen von diesen Worten. Wir hatten unsere Tanja irgendwie vergessen: es war, als hätte der Soldat sie mit seiner großen, stattlichen Figur in den Schatten gestellt. Dann begannen wir laut zu diskutieren: die einen sagten, Tanja werde sich nie so weit vergessen, die andern behaupteten, sie werde dem Soldaten nicht widerstehen können, wieder andere drohten, dem Soldaten, falls er mit Tanja anbändeln sollte, die Knochen im Leibe zu zerschlagen. Schließlich beschlossen wir alle, auf den Soldaten wie auf Tanja ein scharfes Auge zu haben und das Mädchen vor

der drohenden Gefahr zu warnen ... Dieser Beschluß machte unserm Streit ein Ende.

Ein Monat vielleicht war vergangen. Der Soldat buk sein Feingebäck, trieb sich mit den Goldstickerinnen herum und kam oft zu uns in die Backstube, erzählte aber nicht mehr von seinen Erfolgen bei den Frauen, sondern zwirbelte nur immer seinen Schnurrbart und schmatzte lüstern mit den Lippen.

Tanja holte sich jeden Morgen ihre Kringel und war wie immer munter, lieb und freundlich zu uns. Wir versuchten es, mit ihr über den Soldaten zu sprechen, aber sie nannte ihn ein „glotzäugiges Kalbsgesicht" und gab ihm noch andere komische Beinamen, und das beruhigte uns. Wir waren stolz auf unser Mädchen, zumal wir sahen, wie die Goldstickerinnen sich um den Soldaten rissen. Irgendwie empfanden wir Tanjas Verhalten ihm gegenüber als etwas für uns Schmeichelhaftes, und, ermutigt durch ihre abfällige Meinung über ihn, begannen auch wir, ihn geringschätziger zu behandeln. Sie aber ward uns nur noch lieber; wir begrüßten sie des Morgens noch herzlicher, noch fröhlicher als vordem.

Eines Tages kam der Soldat ein wenig angeheitert zu uns, setzte sich und begann vor sich hin zu kichern, und als wir ihn fragten, weshalb er denn lache, erzählte er uns:

„Denkt euch nur — da haben sich zwei meinetwegen geprügelt, die Lidka und die Gruschka! ... Herrgott, haben die einander zugerichtet — haha, an den Haaren haben sie sich gepackt, und im Hausflur haben sie sich auf dem Boden gewälzt. Immer eine auf der andern ... hahaha! Die Gesichter haben sie sich zerkratzt und die Kleider zerfetzt ... zum Schieflachen war's! Daß das Weibervolk sich auch nie auf anständige Art prügeln kann! Warum kratzen sie bloß immer, he?"

Er saß auf der Bank, so gesund, so sauber und vergnügt — saß da und lachte aus vollem Halse. Wir schwiegen. Uns wollte er diesmal nicht so recht gefallen.

„Nein, was für ein Glück ich bei den Weibern habe! Wie? Zum Schieflachen! Ein Blick — und weg ist sie! Weiß der Teufel, wie's kommt!"

Er hob seine weißen, mit schimmerndem Flaum bedeckten Arme und ließ sie mit lautem Klatschen auf die Knie zurückfallen. Dabei sah er uns mit so freudig überraschten Augen an, als sei er selber über sein fabelhaftes Glück bei den Weibern erstaunt. Sein volles rotbäckiges Gesicht glänzte vor Selbstzufriedenheit, und immer wieder leckte er sich lüstern die Lippen.

Unser Bäcker hantierte ärgerlich und heftig mit der Schippe im Backofen herum und sagte plötzlich in spöttischem Ton:

„Kleine Tannen zu fällen, dazu gehört nicht viel Kraft! Versuch's doch mal mit einer stämmigen Fichte."

„Sagst du's zu mir?" fragte der Soldat.

„Wem denn sonst ...?"

„Was meinst du denn damit?"

„Nichts ... es ist mir nur so entfahren."

„Nein, Bruder, wart mal — wovon redest du? Was für eine Fichte meinst du?"

Unser Backmeister antwortete nicht, sondern machte sich wieder am Ofen zu schaffen: er schob die gebrühten Kringel hinein, zog sie fertig heraus und warf sie geräuschvoll auf den Boden, wo die Lehrjungen hockten, die sie an Bastschnüren aufreihten. Er tat, als hätte er den Soldaten und das Gespräch mit ihm ganz vergessen. Der Soldat aber war mit einemmal in Aufregung geraten. Er erhob sich von seinem Platz und ging auf den Ofen zu, wobei er um ein Haar mit der Nase auf den Schippenstiel gestoßen wäre, der in der Luft nur so hin und her flitzte.

„Nein, sag's nur immer — wer ist sie? Du hast mich beleidigt! ... Mir kann keine widerstehen! Und da sagst du mir so was Kränkendes!"

Er schien allen Ernstes beleidigt zu sein. Offenbar war es ihm Ehrensache, die Weiber zu verführen; vielleicht war dies das einzige Lebendige an ihm, das, was ihm in seinen eignen Augen ein Anrecht darauf gab, sich als Mensch zu fühlen.

Denn es gibt Menschen, die irgendein geistiges oder körperliches Gebrechen, an dem sie leiden, für das Köstlichste und Beste halten, was sie im Leben besitzen. Ihr ganzes Leben lang machen sie sich damit zu schaffen, leben einzig und allein davon, finden in diesem Leiden ihren Lebensnerv, klagen ständig darüber und lenken auf diese Weise die Aufmerksamkeit ihrer Mitmenschen auf sich, deren Mitleid sie denn auch einheimsen. Das ist alles, was das Leben ihnen bietet. Weiter besitzen sie nichts. Nähme man ihnen ihre Krankheit, heilte man sie davon, so würden sie unglücklich sein, da sie hinfort ihres einzigen Lebensinteresses beraubt wären, arm und nackt dastünden. Zuweilen ist das Leben des Menschen so dürftig, so armselig, daß er wohl oder übel gezwungen ist, sein Laster wertzuhalten, seine Lebenskraft daraus zu schöpfen; ja, man kann wohl sagen, daß die Menschen häufig aus Langerweile lasterhaft sind.

Der Soldat war, wie gesagt, tief gekränkt — er rückte unserm Backmeister auf den Leib und schrie ihn an:

„Nein, jetzt mußt du's sagen: wer ist's?"

„Muß ich's wirklich sagen?" versetzte der Backmeister, sich jäh nach ihm umwendend.

„Versteht sich ... Na, also wer ist's?"

„Kennst du die Tanja?"

„Na — und? ..."

„Versuch's doch mal bei der! ..."

„Ich?"

„Ja — du!"

„Pah! ... Was ist da schon groß ...“

„Wollen mal sehen!“

„Wirst schon sehen, he—he!“

„Die wird dich rasch abblitzen lassen ...“

„Nach einem Monat sollt ihr sehen!“

„Du prahlst ja bloß!“

„Na gut! Zwei Wochen! Ich mach' euch allen was vor! Was meint ihr wohl, daß diese Tanja ... Pah ...!“

„Na, mach jetzt, daß du fortkommst! ... Bist uns hier im Wege.“

„Zwei Wochen — und die Sache ist gemacht!“

„Scher dich weg, sag' ich!“

Unser Bäcker wurde plötzlich wütend und holte mit der Schippe aus. Der Soldat fuhr ganz verblüfft vor ihm zurück, sah uns schweigend an und verließ die Werkstatt, indem er drohend vor sich hin murmelte: „Na, wartet mal!“

Als die beiden miteinander stritten, hatten wir alle schweigend und gespannt zugehört. Sobald aber der Soldat gegangen war, begannen wir lebhaft und laut durcheinanderzureden.

„Hast eine schöne Suppe eingebrockt, Pawel!“ rief einer von uns dem Bäcker zu.

„Das geht dich nichts an! Los, arbeite!“ versetzte dieser grimmig. Wir fühlten, daß die Sache dem Soldaten an die Nieren gegangen war und daß Tanja eine Gefahr drohte. Wir fühlten es, wurden aber alle zugleich von einer lebhaften, angenehm prickelnden Neugier ergriffen. Was wird nun werden? Wird Tanja dem Soldaten widerstehen können? Und fast alle riefen überzeugt:

„Tanja? Die wird fest bleiben! Die läßt sich nicht so mit bloßen Händen fangen!“

Wir brannten darauf, die Standhaftigkeit unseres Abgottes zu prüfen; wir suchten uns gegenseitig davon zu überzeugen, daß dieser Abgott stark und mächtig sei und aus diesem Kampf als Sieger hervorgehen werde. Ja, es schien uns schließlich, daß wir den Soldaten gar nicht scharf genug aufgehetzt hatten, wir fürchteten, er könne die Sache vergessen, und glaubten seinen Ehrgeiz noch mehr anstacheln zu müssen. Wir lebten seit diesem Tag in einer eigentümlichen, nervösen Spannung, wie wir sie nie gekannt hatten. Wir stritten beständig miteinander, wobei wir alle irgendwie geistig reger, gesprächiger und redegewandter wurden. Es war uns zumute, als spielten wir ein kühnes Spiel mit dem Teufel, in dem unserseits Tanja den Einsatz bildete. Und, als wir von den Bäckern drüben hörten, daß der Soldat unsere Tanja „scharf aufs Korn genommen“ habe, ward uns beklemmend wohl ums Herz, und so sehr gingen wir in dieser Sache auf, daß wir nicht einmal merkten, wie der Prinzipal, unsere Aufregung ausnutzend, uns täglich an die vierzehn Pud Teig mehr zu verarbeiten gab. Die Arbeit schien uns jetzt gar nicht mehr zu ermüden. Den ganzen Tag redeten wir von Tanja, und jeden Morgen erwarteten wir sie mit höchster Ungeduld. Zuweilen malten wir uns aus, wie sie eines Morgens bei uns eintreten, jedoch nicht mehr unsere Tanja von früher, sondern eine andere sein würde.

Wir sagten ihr aber kein Wort davon, daß es einen Streit gegeben hatte. Wir fragten sie auch nichts und begegneten ihr ebenso freundlich und herzlich wie früher. Aber schon hatte sich in unser Verhältnis zu ihr etwas Neues eingeschlichen, was wir vordem ihr gegenüber nicht empfunden hatten, und dieses Neue war eine Neugier, so scharf und kalt wie ein Stahlmesser ...

„Heute läuft seine Frist ab, Brüder“, sagte der Backmeister eines Morgens, als er an seine Arbeit ging.

Wir wußten es, auch ohne daß er uns daran erinnert hätte, zuckten aber doch bei seinen Worten zusammen.

„Guckt sie nur recht scharf an ... sie muß gleich kommen“, fuhr der Bäcker fort.

„Man kann ihr ja doch nichts ansehen!“ warf jemand bedauernd ein.

Und wieder begannen wir lebhaft und lärmend zu streiten. Heute sollten wir endlich erfahren, ob das Gefäß, in das wir unser Bestes hineingelegt hatten, wirklich rein und wider den Schmutz gefeit war. An diesem Morgen kam es uns so recht zum Bewußtsein, wie groß der Einsatz war, den wir wagten, und daß wir unsere Gottheit bei dieser Lauterkeitsprobe, auf die wir sie stellten, für immerdar verlieren konnten. Alle die letzten Tage hatten wir munkeln hören, daß der Soldat Tanja aufs zudringlichste verfolge, merkwürdigerweise hatte jedoch niemand von uns sie gefragt, wie sie mit ihm stehe. Nach wie vor erschien sie pünktlich an jedem Morgen in der Backstube, holte sich ihre Kringel und war ganz dieselbe wie früher.

Auch an diesem Morgen vernahmen wir ihre Stimme.

„Heda, Sträflingsvölkchen! Da bin ich!“

Wir beeilten uns, ihr die Tür zu öffnen, doch als sie eingetreten war, begegneten wir ihr ganz wider unsere Gewohnheit mit Stillschweigen. Wir sahen sie alle starr an und wußten nicht, was wir mit ihr sprechen, wonach wir sie fragen sollten. Ein finsterer, schweigender Haufe, standen wir vor ihr. Sie war erstaunt über diesen ungewohnten Empfang — und plötzlich sahen wir, wie sie erblaßte, unruhig und verlegen wurde.

„Was ist denn? ... Was habt ihr bloß?“ fragte sie mit gepreßter Stimme.

„Und was hast du?“ versetzte der Bäcker finster, ohne die Augen von ihr zu wenden.

„Ich? Nichts ...“

„Na ... Schon gut ...“

„Gebt doch rasch die Kringel her ...“

Nie hatte sie es früher so eilig gehabt.

„Wirst schon noch zurechtkommen", meinte der Bäcker; er sah sie immer noch durchdringend an und rührte sich nicht vom Fleck.

Da machte sie plötzlich kehrt und verschwand hinter der Tür.

Der Bäcker ergriff seine Schippe und sagte ruhig, während er sich dem Ofen zuwandte:

„Sie ist also fertig! ... Hast gewonnen, Soldat! ... Gemeiner Schuft ... Halunke ..."

Wie eine Hammelherde gingen wir, einander stoßend und drängend, an den Tisch, setzten uns schweigend hin und begannen unlustig zu arbeiten.

„Vielleicht ist es doch noch ...", sagte jemand unsicher.

„Laß schon sein! Es lohnt nicht, darüber zu reden", fuhr der Bäcker ihn an.

Wir wußten, daß er ein verständiger Mensch war, klüger als wir alle. Wir nahmen seine Worte als den Ausdruck der Überzeugung hin, daß der Soldat gesiegt hatte ... Es war uns traurig und schwer ums Herz ...

Punkt zwölf Uhr, als wir zu Mittag aßen, kam der Soldat zu uns herein. Er sah sauber und stutzerhaft aus, wie immer, und blickte uns, wie immer, gerade in die Augen. Uns aber war es peinlich, ihn anzuschauen.

„Na, meine werten Herren, wenn ihr wollt, zeig' ich euch mal, was Soldatenschneid heißt", sagte er und lachte siegesbewußt. „Geht auf den Flur und guckt dort durch die Ritzen ... verstanden?"

Wir gingen hinaus und drängten uns an die Ritzen in der Bretterwand des Flurs, die nach dem Hof ging. Wir brauchten nicht lange zu warten ...

Bald eilte, hastigen Schrittes, mit besorgter Miene, leichtfüßig über die schmutzigen Schneehaufen und Pfützen springend, Tanja durch den Hof. Sie verschwand hinter der Tür, die zum Keller führte. Dann kam, sorglos pfeifend, die Hände in den Taschen vergraben, den Schnurrbart bewegend, der Soldat daher. Er folgte Tanja in den Keller ...

Es regnete, und wir sahen, wie die Regentropfen in die Pfützen niederfielen, deren Oberfläche sich leicht kräuselte. Es war ein feuchter, grauer, unfreundlicher Tag. Auf den Dächern lag noch Schnee, die Erde aber zeigte schon schmutzige, kahle Flächen. Auch der Schnee auf den Dächern war von einem braunen Schmutzanflug bedeckt. Langsam und traurig rieselte der Regen herab. Fröstelnd standen wir da und warteten ...

Zuerst kam der Soldat aus dem Keller heraus. Er schritt langsam über den Hof, die Hände in den Taschen, den Schnurrbart bewegend — ganz derselbe wie sonst.

Und dann kam Tanja. Ihre Augen ... ja, ihre Augen strahlten vor Freude und Glück, ihre Lippen lächelten, und sie ging wie im Traum daher, schwankend, mit unsicheren Schritten ...

Das konnten wir nicht ruhig ertragen. Alle auf einmal drängten wir nach der Tür, rannten auf den Hof hinaus und begannen zu pfeifen und wild und höhnisch zu johlen.

Sie fuhr zusammen, als sie uns sah, und stand wie angewurzelt in dem Schmutz, der unter ihren Füßen schwappte. Wir umringten sie und beschimpften sie wütend, maßlos, mit den unflätigsten Worten, sagten ihr schadenfroh die schamlosesten Dinge.

Wir taten es nicht laut, ohne Hast, denn wir sahen, daß sie uns nicht entkommen konnte, daß sie von uns eingekreist war und wir ganz nach Herzenslust unsern Hohn über sie ergießen konnten. Ich weiß nicht, warum wir sie nicht auch schlugen. Sie stand mitten unter uns, drehte den Kopf bald dahin, bald dorthin und hörte unsere Beleidigungen an. Wir aber bewarfen sie immer toller, immer leidenschaftlicher mit dem Schmutz und Geifer unserer Worte. Alle Farbe war aus ihrem Gesicht gewichen. Ihre Augen, die einen Augenblick vordem so glückselig geleuchtet hatten, waren weit geöffnet, ihr Atem ging schwer, und ihre Lippen bebten.

Wir aber, wir hatten sie umringt und nahmen Rache an ihr, denn sie hatte uns beraubt. Sie gehörte uns, wir hatten ihr unser Bestes gegeben, und obschon dieses Beste nur armselige Brocken elender Bettler waren, so waren unser doch sechsundzwanzig, und sie war die eine, und darum war keine Pein, die wir ihr antaten, furchtbar genug, um ihre Schuld zu sühnen! Wie haben wir sie geschmäht!

Sie aber blieb stumm, sah uns nur immer aus verstörten Augen an und zitterte wie im Fieber.

Wir lachten, heulten, brüllten ... Es waren noch Leute herzugeeilt ... Einer von uns packte Tanja am Ärmel ihrer Bluse ...

Da plötzlich begannen ihre Augen zu funkeln; sie hob langsam die Hände zum Kopf empor, glättete ihr Haar und sagte laut, aber ruhig, den Blick fest auf uns heftend:

„Ach, ihr elendes Sträflingspack!"

Und ging gerade auf uns los, als ob wir überhaupt nicht da wären, als ob wir ihr nicht im Wege stünden. Und das war es, was uns zwang, ihr den Weg freizugeben.

Als sie unsern Kreis verlassen hatte, rief sie, ohne sich nach uns umzuwenden, laut, voll stolzer Geringschätzung:

„Ach, ihr Lumpenkerle ... ihr Gesindel! ..."

Und ging davon — aufrecht, stolz und schön.

Wir aber blieben mitten im Hof stehen, in Schmutz und Regen, unter dem grauen, sonnenlosen Himmel ... Dann gingen auch wir schweigend zurück in unsere feuchte, steinerne Höhle. Wie vordem, so blickte auch jetzt die Sonne nie in unsere Fenster hinein, und auch Tanja ist nie wiedergekommen!

DAS LIED VOM STURMVOGEL

Ob der grauen Meeresebne schart der Wind Gewölk zusammen. Zwischen Wolken und Gewässern gleitet stolz der Sturmverkünder, einem schwarzen Blitz vergleichbar.

Bald die Flut mit Flügeln streifend, bald als Pfeil die Wolken treffend, schreit er hell; die Wolken hören — Lust im Schrei des kühnen Vogels.

In dem Schrei klingt Sturmessehnsucht! Kraft des Zornes, Glut der Leidenschaft und Siegeszuversicht, dies hören in dem Schrei die Wolken.

Vor dem Sturm die Möwen stöhnen — stöhnen, treiben überm Meere, möchten ihre Angst vorm Sturme auf dem Meeresgrund verbergen.

Auch die Tauchervögel stöhnen — ihnen ist er unzugänglich, der Genuß des Lebenskampfes: sie erschrecken vor dem Donner.

Der Pinguin, der dumme, feige, birgt den feisten Leib im Felsspalt ... Nur der stolze Sturmverkünder frei und stolz beherrscht die Höhe überm grauen Schaum des Meeres!

Immer finsterer und tiefer ziehn die Wolken überm Meere, und die Wogen singen, dringen hoch, dem Donner zu begegnen.

Donner kracht, wutschäumend, ächzend streiten mit dem Wind die Wellen. Er umfaßt sie rudelweise, drückt sie in die starken Arme, schleudert wuchtig sie in blindem Wüten an die Klippen, wo die hell smaragdnen Wogenberge laut zu Staub und Schaum zerschellen.

Schreiend schießt der Sturmverkünder, einem schwarzen Blitze gleich, pfeilschnell durch die Wolken, seine Flügel reißen Gischt vom Kamm der Wogen.

Seht, er rast dahin, ein Dämon — stolz, des Sturmes schwarzer Dämon — und sein Lachen tönt, sein Schluchzen ... Er verlacht die finstern Wolken, und er weint und schluchzt vor Freude!

Längst vernimmt des Dämons waches Ohr im Donnergroll — Erschöpfung. Das Gewölk, weiß er, es kann nicht — kann die Sonne nicht verbergen.

Sturmwind heult ... und Donner poltert ...

Überm abgrundtiefen Meere flammen blau die Wolkenschwärme. Und das Meer fängt Blitzespfeile, löscht sie aus in seinem Strudel. Und wie Feuerschlangen winden sich im Meere und verschwinden Spiegelbilder dieser Blitze.

„Sturmwind! Bald erdröhnt der Sturmwind!"

Seht den stolzen Sturmverkünder! Stolz hinschwebend zwischen Blitzen, überm Zorngebrüll des Meeres, schreit er, ein Prophet des Sieges:

„Immer stärker tobe, Sturmwind!"

DER 9. JANUAR

Die Menge erinnerte an eine finstere Meereswoge, die der erste Stoß des nahenden Sturmes eben geweckt hat. Sie strömte langsam vorwärts; die grauen Menschengesichter wirkten wie ein trübeschaumiger Wellenkamm ...

Die Augen glänzten erregt, aber die Menschen sahen einander an, als glaubten sie noch nicht recht an ihren eigenen Entschluß. Sie wunderten sich über sich selbst. Worte kreisten über die Menge wie graue Vögel.

Alle sprachen leise, ernst, als wollten sie sich voreinander rechtfertigen.

„Es ist unmöglich, noch länger zu dulden! Deshalb gehen wir jetzt ..."

„Ohne Grund erhebt sich das Volk nicht ..."

„Sollte ‚e r' das nicht auch begreifen?"

Am meisten sprach man von „ihm". Man suchte sich gegenseitig zu überzeugen, daß „er" im Herzen gut und milde sei und alles verstehen werde ... Aber den Worten, die sein Bild zeichnen sollten, fehlten die lebendigen Farben. Man fühlte doch, daß man an ihn schon lange nicht mehr — vielleicht überhaupt noch nie — ernstlich gedacht, daß man sich ihn niemals als wirkliches, lebendiges Wesen vorgestellt hatte und nicht einmal recht wußte, wozu er eigentlich da war, was er tun könnte? Heute aber brauchte man „ihn", alle hatten große Eile, ihn zu verstehen, und weil sie den, der in Wirklichkeit existierte, gar nicht kannten, schufen sie sich in der Phantasie etwas Großes, Gewaltiges. Groß waren ihre Hoffnungen — sie verlangten Großes als Stütze.

Zuweilen ertönte in der Menge eine dreiste Stimme:

„Genossen — täuscht euch doch nicht selbst!"

Aber die Selbsttäuschung mußte nun einmal sein, und die vereinzelte Stimme wurde durch das ängstlich erregt tosende Geschrei der Menge übertönt:

„Wir wollen ja ganz offen vorgehen..."

„Du — schweig lieber..."

„Außerdem haben wir doch den Vater Gapon bei uns..."

„Der weiß schon — wie und was..."

Die Menge wogte, unentschlossen einzelne Gruppen bildend, in dem engen Kanal der Straße einher; man lärmte, stritt und diskutierte, prallte gegen die Mauern der Häuser und überflutete dann wieder die Mitte der Straße als dunkle, flüssige Masse. Ein düsteres Gären des Zweifels war deutlich merkbar, man sah klar das gespannte Warten auf etwas, das den Pfad zum Ziel durch Vertrauen auf den Erfolg erleuchten sollte und durch dieses Vertrauen die einzelnen Teile zu einem wohlgefügten Ganzen verschmelzen könnte. Die Menschen bemühten sich, ihre Zweifel zu unterdrücken — es gelang ihnen aber nicht: man konnte düstere Unruhe beobachten und eine besonders feine Hellhörigkeit. Alle bewegten sich behutsam weiter, ringsum lauschend, nach vorn ausschauend, und sie suchten etwas mit den Augen. Die Stimmen derjenigen, die zwar an ihre innere Kraft glaubten, aber nicht an eine Kraft außerhalb ihrer selbst — diese Stimmen trugen Angst und Erregung in die Menge, allzu schroff für Wesen, die von ihrem guten Rechte überzeugt sind, sich im offenen Streit mit der Macht zu messen, die sie sehen wollten.

Aus einer Straße in die andere sich ergießend, wuchs die Menge rasch an, und dieses äußere Wachsen erzeugte in ihr auch ein Gefühl inneren Wachsens, weckte in dem geknechteten Volke das Bewußtsein, mit vollem Rechte die Machthaber um Interesse für seine Nöte bitten zu dürfen....

„Wir sind doch schließlich auch Menschen. Immerhin..."

„Er wird's schon begreifen — wir bitten ihn ja..."

„Er muß begreifen! Wir sind doch keine Rebellen..."

„Und Vater Gapon ist dabei..."

„Genossen! Um Freiheit bettelt man nicht!"

„Ach Gott!"

„Wart's nur ab!"

„Jagt ihn fort, den Satan..."

„Vater Gapon weiß schon, wie man's machen muß."

Ein hochgewachsener Mann in einem schwarzen Mantel mit einem rötlichen Flicken auf der Schulter stieg jetzt auf einen Prellstein, zog die Mütze von seinem kahlen Kopf und begann laut, feierlich zu reden — mit flammenden Augen und bebender Stimme. Er sprach von „ihm", vom Zaren.

Aber in seinen Worten, in seinem ganzen Ton klang ein gewisses künstliches, gemachtes Pathos; es fehlte das Gefühl, das allein imstande ist, andere mitzureißen und dadurch Wunder zu vollbringen. Es war so, als müsse sich der Redner Zwang antun, um in seinem Gedächtnis ein längst verblaßtes, wesenloses Bild wachzurufen und wiedererstehen zu lassen. „Er" war immer, sein ganzes Leben lang, den Menschen ferngeblieben — aber jetzt brauchte ihn der Mensch, denn er wollte alle seine Hoffnungen auf ihn setzen.

Und diese Hoffnungen belebten den Toten auch allmählich. Die Menge lauschte aufmerksam — der Redner gab in seinen Worten ihren Wünschen Ausdruck — das fühlten alle. Und obwohl die märchenhafte Vorstellung von gewaltiger Kraft offenbar nicht zu „seinem" Bilde paßte, wußten doch alle, daß eine solche gewaltige Kraft existierte, existieren mußte. Der Redner verkörperte sie in einem Wesen, das alle von Kalenderbildern her kannten, in einer Gestalt, die allen aus der Märchenwelt her vertraut war, und in den Märchen war dieses Wesen rein menschlich. Der Redner schilderte laut und verständlich seinen Zuhörern dieses Wesen als machtvoll, gut, gerecht und väterlich besorgt um die Nöte des Volkes.

Der Glaube kam, erfaßte die Menschen, belebte sie, das leise Flüstern des Zweifels betäubend... Und die Menschen gaben sich eilends der langersehnten Stimmung hin, drängten zu einem großen Haufen einträchtiger Leiber zusammen, und die enge Nähe von Schultern und Hüften erfüllte ihre Herzen mit Wärme, Zuversicht und Hoffnung auf Erfolg.

„Rote Fahnen brauchen wir nicht", rief der kahle Mann. Die Mütze schwenkend, schritt er an der Spitze der Menge dahin; sein kahler Schädel glänzte matt, wackelte vor den Augen der Leute und zog ihre Aufmerksamkeit auf sich.

„Wir gehen zu ihm wie zu einem Vater..."

„Er wird uns beschützen!"

„Die rote Farbe, das ist die Farbe unseres Blutes, Genossen!" klang fest über die Menge die einzelne klare Stimme.

„Keine Macht kann das Volk befreien. Das Volk kann sich nur selbst befreien!"

„Laß doch..."

„Rebellen! Teufel!"

„Vater Gapon trägt das Kreuz — und der da kommt mit einer roten Fahne..."

„So ein junger Kerl — und der will auch schon kommandieren..."

Die am wenigsten Überzeugten schritten in der Mitte der Volksmenge und riefen ärgerlich und besorgt:

„Jagt ihn weg — den mit der Fahne!"

Man bewegte sich jetzt schon rascher vorwärts, ohne Zaudern, bei jedem Schritt mehr von der Einheitlichkeit der Stimmung, vom Rausch der Selbsttäuschung mitgerissen. „Er", der eben Neugeschaffene, ließ im Gedächtnis der Menschen alte Schatten guter Helden entstehen, einen Widerklang in früher Kindheit vernommener Märchen, und, genährt von dem heißen, starken Wunsch — zu glauben, wuchs er unaufhaltsam in der Phantasie.

Jemand schrie:

„Er liebt uns ...“

Und zweifellos glaubte das Volk aufrichtig an diese Liebe des Wesens, das es sich eben erst selbst geschaffen hatte.

... Als sich die Menge aus der Straße auf das Flußufer ergoß und die lange Soldatenreihe erblickte, die ihr den Weg zur Brücke versperrte, ließ sie sich durch diesen dünnen, grauen Zaun nicht zurückhalten. In den von dem lichtblauen Hintergrund des Flusses sich scharf abhebenden Gestalten der Soldaten lag nichts Drohendes; sie hüpften, um die erfrorenen Füße zu erwärmen, hin und her, schwenkten die Arme und stießen sich gegenseitig. Ganz hinten, jenseits des Flusses, sahen die Menschen ein großes, dunkles Haus — da wartete „er“ auf sie, der Zar, der Herr dieses Hauses. Groß und stark, gut und liebevoll, wie er war, konnte er unmöglich seinen Soldaten befehlen, sein Volk nicht zu ihm zu lassen — das ihn liebte und mit ihm über seine Nöte sprechen wollte.

Doch erschien auf vielen Gesichtern ein Schatten des Erstaunens, und die vorne Gehenden verlangsamten ein wenig ihre Schritte. Manche sahen sich um, andere traten zur Seite, und alle bemühten sich den anderen zu zeigen, daß sie die Anwesenheit der Soldaten wohl erwartet hatten und sich nicht weiter darüber wunderten. Einige schauten ruhig nach dem goldenen Engel aus, der hoch oben am Himmel über der düsteren Festung glänzt; andere lächelten. Eine Stimme rief mitleidig:

„Die armen Soldaten frieren ja so ...“

„Hm, ja ...“

„Daß die da stehen müssen ...“

„Soldaten gehören zur Ordnung ...“

„Ruhig da! Stillgestanden!“

„Hurra, die Soldaten!“ schrie jemand.

Ein Offizier, den gelben Baschlik auf den Schultern, zog blank und rief der Menge etwas entgegen, die gebogene Klinge seines Säbels in der Luft schwingend. Die Soldaten standen unbeweglich, Schulter an Schulter.

„Was machen denn die da?“ fragte eine dicke Frau.

Niemand antwortete ihr. Aber allen fiel es plötzlich schwer weiterzugehen.

„Zurück!“ erklang laut die Stimme des Offiziers.

Einige aus der Menge blickten sich um. Hinter ihnen stand die kompakte Masse von Leibern, der aus der Straße weiter ein dunkler, endloser Menschenstrom zufloß, dessen Drängen nachgebend sich die Menge teilte und allmählich den ganzen Platz vor der Brücke ausfüllte. Ein paar Männer traten vor und schritten, weiße Tücher schwenkend, auf den Offizier zu.

„Wir wollen zu unserm Zaren ...“

„In vollkommener Ruhe und Ordnung ...“

„Zurück! Ich lasse schießen!“

Als in der Menge der Ruf des Offiziers vernommen wurde, beantwortete seine Worte ein dumpfes Echo des Staunens. Daß man sie vielleicht doch nicht zu „ihm“ lassen würde — darüber hatten manche schon vorher gesprochen. Daß man aber auf das Volk schießen würde, das im Glauben an „seine“ Kraft und Güte zu „ihm“ wollte — das störte die Einheitlichkeit der selbsterschaffenen Gestalt. „Er“ ist die Kraft über allen Kräften, er braucht niemand zu fürchten, und er hat keinen Anlaß, sein Volk mit Bajonetten und Kugeln von sich zu jagen ...

Ein magerer, großer Mann, mit hungrigem Gesicht und schwarzen Augen, schrie plötzlich:

„Schießen? Das darfst du ja gar nicht!“

Dann wandte er sich an die Menge und fuhr laut, erbittert fort:

„Hab' ich's nicht gleich gesagt? Sie lassen uns nicht durch ...“

„Wer? Die Soldaten?“

„Nicht die Soldaten. Aber — die da ...“

Er wies mit der Hand in die Ferne.

„Die Hohen! Ah! Ich hab's ja gleich gesagt!“

„Das kann man wohl noch nicht wissen ...“

„Wenn sie hören, weshalb wir kommen, werden sie uns schon durchlassen.“

Der Lärm nahm zu. Zorniges Geschrei, spöttische Zurufe ertönten. Jeder gesunde Menschenverstand war von diesem sinnlosen Hindernis einfach zum Schweigen verdammt. Die Bewegungen der Menschen wurden immer nervöser und unruhiger. Vom Strome her wehte eisige Kälte. Unbeweglich blinkten die Bajonettspitzen.

Dem Drängen von hinten nachgebend, laute Rufe tauschend, rückte die Menge weiter vor. Die vorhin mit weißen Tüchern vorn gewesen waren, schoben sich zur Seite und verschwanden in der Menge. Aber an der Spitze schwenkten jetzt alle — Männer, Weiber, Jugendliche — gleichfalls weiße Tücher.

„Wie kann da von Schießen die Rede sein? Wozu das alles?“ fragte gesetzt ein älterer Mann mit angegrautem Bart. „Sie lassen uns nicht über die Brücke. Gut, dann müssen wir eben über das Eis gehen.“

Da — mit einemmal knatterte etwas ungleichmäßig trocken durch die Luft, erbebte und schlug in die Menge, als wären es Dutzende unsichtbarer Peitschen. Für eine Sekunde waren alle Leute plötzlich wie eingefroren. Die Menschenmenge bewegte sich langsam weiter vorwärts.

„Blinde Schüsse“, sagte — oder fragte — eine farblose Stimme.

Aber dann vernahm man hier und da ein Stöhnen — zu Füßen der Menge lagen menschliche Leiber! Ein Weib griff sich laut jammernd an die Brust und lief schnellen Schrittes weiter, gerade auf die ihr entgegengestreckten Bajonette los. Andere stürzten ihr nach, umringten sie, überholten sie ...

Und wieder knatterte eine Gewehrsalve, noch lauter, noch ungleichmäßiger. Leute in der Nähe eines Zaunes fühlten die Bretter erzittern, als ob unsichtbare Zähne sich wütend in sie verbissen. Eine Kugel peitschte an dem hölzernen Zaun entlang, riß kleine Späne herunter und schleuderte sie den Leuten ins Gesicht. Menschen stürzten — zu zweien, zu dreien —, hockten auf der Erde, griffen sich an den Leib, liefen hinkend davon, krochen durch den Schnee — und hinterließen überall grellrote Flecken. Die Flecken verliefen im Schnee, dampften, zogen die Blicke auf sich... Die Menge wogte zurück, machte einen Augenblick erstarrt halt — dann aber brach ein wildes, erschütterndes Gebrüll aus Hunderten von Kehlen und schwebte durch die Luft als eine endlose, gespannt zitternde, bunte Wolke von Hilferufen und wilden Schreien — des Schmerzes, des Entsetzens, des Protestes und düsterer Ratlosigkeit.

Die Köpfe geneigt, rannten die Menschen gruppenweise nach vorn, um die Toten und die Verwundeten aufzuheben. Die Verwundeten schrien ebenfalls, drohten mit den Fäusten; alle Gesichter waren plötzlich ganz verändert, in allen Augen flammte etwas wie Wahnsinn. Eine Panik — dieser Zustand allgemeinen schwarzen Entsetzens, der die Menschen plötzlich ergreift, der Körper wie trockene Blätter auf einen Haufen zusammenfegt und alle im blinden Wirbel des Selbsterhaltungstriebes dahinjagt — eine Panik war es nicht. Es war Entsetzen, ätzend wie frostkaltes Eisen; es machte das Herz erstarren, hielt den Körper in Klammern und zwang, mit weit aufgerissenen Augen auf das Blut zu schauen, das den Schnee tränkte, auf die blutigen Gesichter, Hände, Kleider, auf die inmitten der Angst und Unruhe der Lebenden so schauerlich stillen Toten... Heiße Empörung, düster kraftlose Wut, viel Fassungslosigkeit und viele seltsam starre Augen, finster gerunzelte Stirnen, hart geballte Fäuste, krampfhafte Gesten und böse Worte... Aber hauptsächlich schien kaltes, seelentötendes Staunen das Innere der Menschen zu erfüllen. Noch vor wenigen Minuten schritten sie dahin, klar ihr Ziel sehend, jene erhabene, märchenhafte Gestalt vor Augen: sie freuten sich an ihr, liebten sie; sie nährte ihre Seelen mit hohen Hoffnungen... Zwei Salven, Blut, Tote, Schmerzgestöhn — und sie alle stehen vor einer grauen Leere, kraftlos, mit zerrissenen Herzen...

Die Menschen stampften auf einer Stelle umher, wie in Fesseln verstrickt, die sie nicht lösen konnten. Die einen trugen stumm besorgt Verwundete fort, hoben Tote auf; andere sahen wie im Traum ihrer Arbeit zu, betäubt in seltsamer Untätigkeit. Viele überschütteten die Soldaten mit Vorwürfen, Schimpfreden und Klagen, fuchtelten mit den Armen, nahmen die Mütze ab, verbeugten sich und drohten mit jemandes furchtbarem Zorn...

Die Soldaten standen unbeweglich, Gewehr bei Fuß: ihre Gesichter waren ebenfalls regungslos, die Haut auf den Wangen festgespannt, die Backenknochen hoben sich scharf ab. Es schien, als hätten sie alle weiße Augen und erfrorene Lippen...

In der Menge schrie jemand laut, hysterisch:

„Das war ein Irrtum! Ein Irrtum war das, Brüder! Man hat uns für andere gehalten... Glaubt nicht... Vorwärts, Brüder... es muß sich ja gleich aufklären!"

„Gapon ist ein Verräter!" brüllte ein halbwüchsiger Bursche, auf einen Laternenpfahl kletternd.

„Seht ihr, Genossen, wie man euch empfängt!"

„Wartet! Es ist ein Irrtum. Das ist doch nicht möglich! Begreift doch nur!"

„Platz machen für einen Verwundeten!"

Zwei Arbeiter und eine Frau führten den großen mageren Mann; er war ganz voll Schnee, aus seinem Ärmel sickerte Blut. Sein Gesicht war blau, die Züge ganz scharf. Seine dunklen Lippen bewegten sich leicht und flüsterten:

„Ich sagte doch gleich, man läßt uns nicht durch... Sie verbergen ihn. Was gilt denen das Volk?"

„Achtung! Kavallerie!"

„Flieht!"

Die Soldatenwand kam ins Beben und öffnete sich, wie die zwei Hälften eines hölzernen Tores. Schnaubend tänzelten die Pferde durch die gebildete Öffnung. Ein Kommandoruf ertönte, über den Köpfen der Reiter erhoben sich, die Luft durchschneidend, die Säbel, blitzten wie silberne Bänder und holten alle nach einer Seite aus. Die Menge stand, wogte erregt und wartete, ungläubig.

Es wurde stiller.

„Ma—a—arsch!" gellte plötzlich eine furchtbare Stimme.

Es war, als ob ein Sturmwind den Menschen ins Gesicht fuhr, als ob sich die Erde ringsum auftat unter ihren Füßen... Alle rasten davon, sie stießen einander, warfen sich gegenseitig um, sprangen über Tote, ließen Verwundete fallen. Das schwere Pferdegetrappel holte sie ein, die Soldaten brüllten, ihre Pferde setzten über Verwundete, Tote und Gestürzte, die Säbel funkelten. Entsetzensschreie und Schmerzgeheul durchschnitten die Luft; dazwischen hörte man das Sausen des Stahles, sein Aufschlagen auf Knochen. Das Geschrei der Niedergeschlagenen floß zu einem dumpf dröhnenden, langgedehnten Stöhnen zusammen...

„A—a—ah..."

Die Soldaten schwangen ihre Säbel und ließen sie auf die Köpfe der Menschen niedersausen, und nach dem Hieb neigten sich ihre Köpfe zur Seite. Die Pferde wieherten, fletschten schauerlich die Zähne und bewegten die Köpfe...

Man drängte die Volksmenge in die Straßen zurück... Als das Pferdegetrappel in der Ferne verhallt war, machten die Menschen keuchend halt und blickten sich mit weit aufgerissenen Augen an. Auf

manchem Gesicht zeigte sich ein schuldbewußtes Lächeln, und jemand lachte laut:

„Bin ich aber gerannt..."

„Ja, da kann man laufen...", antworteten andere.

Und dann tönten plötzlich von allen Seiten Rufe des Staunens, des Schreckens, der Wut...

„Was soll denn das heißen, Brüder!"

„Das ist ja Mord, Rechtgläubige!"

„Weshalb tun sie das?"

„Eine schöne Regierung!"

„Man säbelt uns nieder! Man läßt uns von Pferden zertreten!"

Ratlos standen sie da und teilten einander ihre Empörung mit. Sie wußten nicht, was sie jetzt tun sollten; keiner entfernte sich, einer schmiegte sich an den andern, in der Hoffnung, einen Ausweg aus dem bunten Chaos der Gefühle zu finden. Alle blickten sich erregt, neugierig und, trotz allem, mehr erstaunt als erschreckt an, warteten auf etwas, lauschten, sahen sich um. Sie waren vor Staunen wie zerschmettert, zu Boden geschlagen — das Staunen herrschte so über alle anderen Gefühle, daß in diesen unerwartet schrecklichen, sinnlos unnötigen, von schuldlos vergossenem Blut triefenden Minuten keine natürlichere Stimmung zustande kommen konnte.

Eine junge Stimme rief energisch:

„Nun mal los — die Verwundeten holen!"

Alle fuhren zusammen und eilten nach dem Ufer des Flusses. Ihnen entgegen wankten und krochen im Schnee Verwundete, mit Blut und Schnee bedeckte Menschen. Man nahm sie auf die Arme, trug sie fort, vertrieb aus vorüberkommenden Droschken die Fahrgäste und brachte die Verletzten in Sicherheit. Alle waren plötzlich sehr eifrig bei der Sache, finster und schweigsam. Man betrachtete die Verwundeten mit prüfenden Blicken, man maß und verglich stumm, suchte tiefsinnend eine Antwort auf die schreckliche Frage, die sich als dunkler, formloser Schatten vor allen erhob... Diese Frage vernichtete das Bild des eben erst erdachten Helden, des Zaren, dieser Quelle von Gnade und Heil. Aber nur die wenigsten wagten sich laut zu gestehen, daß dieses Bild schon zerstört sei. Sich das einzugestehen war sehr schwer, denn das hieß, die einzige noch gebliebene Hoffnung verlieren...

Der kahlköpfige Mann im schwarzen Mantel mit dem rötlichen Flicken auf der Schulter kam daher. Sein mattglänzender Scheitel war jetzt blutbedeckt, er hielt Kopf und Schulter gesenkt. Ihn führten ein breitschultriger, krausköpfiger Bursche ohne Mütze und ein Weib in zerrissenem Pelz, mit stumpfem, leblosem Gesicht.

„Wart mal, Michailo ... Was heißt denn das?" murmelte der Verwundete. „Auf das Volk zu schießen ist doch nicht erlaubt! Das darf doch nicht sein, Michailo?"

„Aber es ist doch eben geschehen!" rief der Bursche.

„Dann ist Befehl zum Schießen gegeben worden, Michailo?"

„Selbstverständlich!" schrie der junge Mann wütend. „Hast du dir vielleicht eingebildet, die würden sich mit dir auf lange Unterhaltungen einlassen? Dir vielleicht ein Gläschen Branntwein anbieten?"

„Wart mal, Michailo..."

Der Verwundete blieb stehen, lehnte sich mit dem Rücken an die Wand und rief lauter:

„Rechtgläubige! Warum mordet man uns? Mit welchem Recht? Auf wessen Befehl?"

Menschen gingen vorüber und senkten die Köpfe.

Ein paar Schritte weiter, an einer Zaunecke, hatte sich eine kleine Gruppe gebildet. Eine hastige, keuchende Stimme zeterte erregt in ihrer Mitte:

„Gapon war gestern beim Minister — er wußte alles, was geschehen würde. Also ist er ein Verräter. Er hat uns in den Tod geführt!"

„Was hätte er davon?"

„Wie soll ich das wissen?"

Die Gemüter wurden immer aufgeregter; es tauchten Fragen auf, noch dunkel, aber jedermann fühlte ihre Wichtigkeit und Tiefe, die harte, dringende Notwendigkeit einer Antwort. Im Feuer der Erregung verglomm rasch der Glaube an Hilfe von außen, die Hoffnung auf einen wundertätigen Erlöser in der Not.

In der Mitte der Straße erschien eine schlecht gekleidete, beleibte Frau mit dem gütigen Gesicht einer Mutter und großen, traurigen Augen. Sie weinte, hielt ihre blutende Linke in der Rechten und klagte:

„Wie soll ich jetzt arbeiten? Wie soll ich meine Kinder ernähren? Bei wem kann ich mich beklagen? Rechtgläubige, wo findet das Volk Beschützer, wenn sogar der Zar gegen sein Volk ist?"

Ihre Fragen, deutlich und klar, schienen das Volk zu wecken, aufzurütteln, zu erregen. Man näherte sich rasch, lief von allen Seiten herbei, blieb stehen und lauschte finster, aufmerksam ihren Worten.

„Für das Volk existieren also die Gesetze nicht?"

Mancher Brust entrang sich ein Seufzer. Andere schimpften leise vor sich hin. Irgendwoher tönte ein schriller, zorniger Schrei:

„Ich habe meine Hilfe schon weg! Meinem Sohn haben sie das Bein zerschmettert."

„Petrucha ist tödlich getroffen."

Viele solcher Schreie hörte man: sie peitschten die Ohren, hatten immer häufiger ein nach Rache rufendes Echo; scharfe Erwiderungen weckten Erbitterung und die Erkenntnis der Notwendigkeit, sich endlich gegen die Mörder zu verteidigen. Auf den bleichen Gesichtern erschien jetzt etwas wie ein Entschluß.

„Genossen! Wir wollen doch in die Stadt ziehen! Vielleicht erreichen wir etwas... Kommt allmählich alle nach!"

„Man schlägt uns ja doch bloß tot!"

„Wir müssen mit den Soldaten reden ... Vielleicht kann man ihnen klar machen, daß es kein Gesetz gibt, das gestattet, das Volk zu töten."

Die Menge verwandelte sich langsam, aber unwiderstehlich in das Volk. Junge Leute bildeten kleinere Gruppen, und alle zogen wieder in einer Richtung zum Fluß. Und immer noch wurden Verwundete, Tote vorübergetragen. Es roch nach Blut, man hörte Stöhnen und Schreie.

„Jakow Simin ist mitten in die Stirn getroffen!"

„Das danken wir unserm Väterchen, dem Zaren!"

„Ja, ja! Schön hat er uns empfangen."

Man hörte einige derbe Worte. Vor einer Viertelstunde noch hätte die Menge jeden, der einen solchen Ausdruck gewagt hätte, in Stücke zerrissen.

Ein kleines Mädchen lief vorüber und rief alle an:

„Habt ihr meine Mutter nicht gesehen?"

Die Leute sahen sich stumm nach der Kleinen um und machten ihr Platz.

Dann ertönte die Stimme der Frau mit der zerschmetterten Hand:

„Hier! Hier bin ich ..."

Die Straße wurde allmählich leer. Das junge Volk entfernte sich immer rascher. Ältere Leute gingen ohne Hast zu zweien und zu dreien vorbei und blickten den Jungen nach. Man sprach wenig ... Nur zuweilen rief jemand, der die Bitternis nicht länger zurückhalten konnte, leise aus:

„Man hat das Volk also zurückgetrieben ..."

„Verfluchte Mörder!"

Man beklagte die Gefallenen, fühlte aber schon dunkel, daß mit ihnen zugleich ein drückendes, knechtisches Vorurteil gefallen war, man schwieg noch vorsichtig und nannte nicht mehr den die Ohren verletzenden Namen, um nicht Kummer und Zorn im Herzen aufzuwühlen.

Aber vielleicht schwieg man auch aus Ärger — um nicht ein neues Vorurteil an die Stelle des alten zu setzen ...

... Die Wohnung des alten Zaren war von einer starken, undurchdringlichen Soldatenkette umgeben; auf dem Platze vor den Fenstern des Palastes kampierte Kavallerie. Es roch nach Heu, Mist und Pferdeschweiß vor dem Palast; Säbelrasseln und Sporenklirren, Kommandorufe und Pferdegetrappel erfüllten die Luft.

Von allen Seiten drängte die Menge gegen die Soldaten an; Hunderte, Tausende empörter, kaltzorniger Menschen. Sie sprachen ruhig, doch mit gewichtigen, neuen Worten von neuen Hoffnungen, die ihnen selbst wohl kaum verständlich waren. Eine Kompanie, deren einer Flügel an die Mauer, deren andrer an das Parkgitter gelehnt stand, versperrte den Zugang zum Palast. Dicht vor ihr drängte sich die Menge — unzählbar, stumm, schwarz ...

„Geht doch auseinander, Herrschaften", sagte halblaut der Feldwebel. Er schritt die Front ab, schob mit Schultern und Händen die andrängenden Menschen von seinen Soldaten weg, immer bemüht, ihnen nicht ins Gesicht zu sehen.

„Warum läßt man uns nicht durch?" fragte man ihn.

„Wohin wollt ihr denn?"

„Zum Zaren."

Der Feldwebel blieb eine Sekunde lang stehen und rief mißmutig:

„Ich sag' euch doch — er ist gar nicht da."

„Der Zar ist nicht da?"

„Nein! Also — ich hab's euch gesagt — und nun geht!"

„Es ist also überhaupt kein Zar mehr da?" fragte eindringlich eine spöttische Stimme.

Der Feldwebel blieb wieder stehen und hob den Arm.

„Du — mit solchen Redensarten — sieh dich vor!"

Und in einen anderen Ton übergehend erklärte er:

„Der Zar ist gar nicht in der Stadt."

Einer aus der Menge antwortete:

„Er ist nirgends."

„Tot ist er."

„Ihr habt ihn heute totgeschossen, ihr Teufel!"

„Habt ihr euch vielleicht eingebildet — ihr tötet das Volk?"

„Ein Volk läßt sich überhaupt nicht töten! Das hält alles aus!"

„Den Zaren habt ihr gemordet! Begreift ihr das?"

„Weitergehen, Herrschaften! Nicht reden!"

„Was bist du denn? Ein Soldat? So — und was heißt Soldat?"

An einer andern Stelle sprach ein Alter mit einem Spitzbart begeistert auf die Soldaten ein:

„Ihr seid Menschen wie wir auch. Heute habt ihr graue Soldatenmäntel an, morgen wieder eure Bauernkittel. Ihr werdet arbeiten wollen, weil ihr essen müßt. Aber es gibt keine Arbeit und nichts zu essen. Ihr werdet also dasselbe tun müssen wie wir ... Dann muß also auf euch auch geschossen werden. Wie? Ihr müßt gemordet werden, weil ihr hungert. Was?"

Die Soldaten froren. Sie traten von einem Fuß auf den andern, trappelten mit den Absätzen auf die Erde, rieben sich die Ohren, warfen die Gewehre aus dem einen Arm in den andern. Sie seufzten beim Anhören solcher Reden, rollten die Augen, schnalzten mit den erfrorenen Lippen. Auf ihren vor Kälte blauen Gesichtern lag etwas einförmig Trübseliges, Zerfahrenes, Stumpfes; ihre Augen zwinkerten und versteckten sich. Nur wenige kniffen die Augen zu, als zielten sie, und bissen die Zähne fest aufeinander, wohl nur mit Mühe die Wut gegen diese Menschenmasse unterdrückend, um derentwillen sie hier frieren mußten. Von der ganzen langweiligen Soldatenreihe ging eine Atmosphäre von Übermüdung und Verdrießlichkeit aus.

Die Menge stand Brust an Brust mit dem Militär, und dem Drängen der Hintenstehenden nachgebend, stieß sie die Soldaten manchmal an.

„Gebt acht!“ rief leise der graue Mann.

Manche faßten die Soldaten bei den Händen und erzählten etwas. Die Soldaten hörten augenzwinkernd zu; ihre Gesichter verzogen sich zu nichtssagenden Grimassen und blickten kläglich, schüchtern drein.

„Rühr mein Gewehr nicht an!“ sagte ein Soldat zu einem jungen Menschen mit zottiger Mütze. Der klopfte ihm mit dem Finger an die Brust und sprach:

„Du bist ein Soldat — aber kein Henker... Du bist einberufen worden, um Rußland gegen seine Feinde zu verteidigen, aber man zwingt dich, auf das Volk zu schießen... Begreife doch — das Volk, das ist doch Rußland!“

„Wir schießen ja nicht!“ antwortete ein Soldat.

„Schau, hier steht Rußland, das russische Volk. Es will seinen Zaren sehen...“

Eine Stimme unterbrach die Unterredung:

„Nein — es will gar nicht mehr!“

„Was ist Böses daran, wenn das Volk mit seinem Zaren über seine Angelegenheiten sprechen will?“

„Ich weiß nicht“, antwortete der Soldat und spuckte aus.

Sein Nachbar fügte hinzu:

„Man hat uns verboten zu sprechen.“

Er seufzte trübselig und schlug die Augen nieder.

Ein anderer Soldat wendete sich plötzlich an einen Bauern mit der freundlichen Frage:

„Sag mal, Landsmann, bist du etwa von Rjasan?“

„Nein — von Pskow. Warum?“

„Ach! Ich bin nämlich von Rjasan.“

Und breit lächelnd bewegte er frierend die Schultern.

Die Menschen wogten vor der graden grauen Mauer und prallten dagegen wie Wellen an ein steinernes Ufer. Sie wichen zurück und kehrten wieder. Die wenigsten wußten wohl, weshalb sie eigentlich hier waren, was sie wollten, auf was sie warteten. Ein klar erkanntes Ziel, eine bestimmte Absicht hatten sie nicht. Es war ein bitteres Gefühl des Gekränktseins, der Empörung, bei vielen auch dunkler Rachsucht, das sie alle verband und auf der Straße hielt; aber es war niemand da, an dem man dieses Gefühl auslassen, an dem man sich rächen konnte... Die Soldaten weckten keine Wut und keinen Zorn — das waren nur stumpfe, unglückliche, frierende Menschen: viele von ihnen zitterten vor Kälte und klapperten mit den Zähnen.

„Seit vier Uhr früh stehen wir hier“, klagten sie. „Es ist wirklich zum Verzweifeln.“

„Man möcht' sich rein hinlegen und krepieren!“

„Kinder, geht doch lieber nach Hause! Was? Dann kommen wir auch wieder in unsere Kaserne, in die Wärme...“

„Wie spät ist es denn schon?“

Es war gegen zwei Uhr.

„Wozu regt ihr euch nur so auf? Worauf wartet ihr noch?“ fragte der Feldwebel.

Seine Worte, sein gesetztes, ernstes Gesicht, sein selbstbewußter Ton wirkten ernüchternd auf die Umstehenden. In allem, was er sagte, lag ein besonderer Sinn, der viel tiefer war als seine schlichten Worte.

„Hier ist nichts mehr zu erwarten. Das Militär muß nur leiden euretwegen!“

„Werdet ihr wieder auf uns schießen?“ fragte ihn ein junger Mann mit einem Baschlik um den Hals.

Der Feldwebel schwieg einen Augenblick und entgegnete dann ruhig:

„Wenn es befohlen wird — ja!“

Das rief einen Sturm von Entrüstung hervor, von Schimpfworten und Hohnreden.

„Weshalb denn? Warum?“ fragte, alle andern überschreiend, ein großer, rotwangiger Mensch.

„Weil ihr die Befehle der Obrigkeit nicht befolgt!“ erklärte der Feldwebel und rieb sich das Ohr.

Die Soldaten hörten den Reden der Menge zu und zwinkerten trübselig mit den Augen.

Einer sagte ganz leise:

„Ach — wenn man jetzt was Heißes trinken könnte!“

„Hier — willst du mein Blut?“ fragte eine zornige, schwermütige Stimme.

„Ich bin doch kein Tier!“ entgegnete mürrisch und beleidigt der Soldat.

Vieler Augen blickten in das breite, platte Antlitz der langen Soldatenreihe, mit kalter, stummer Neugier, mit Verachtung und Ekel. Aber die Mehrzahl bemühte sich doch, sie mit dem Feuer der eignen Erregung zu erwärmen, in ihren durch das Kasernenleben hartgepreßten Herzen, in den mit Kommißdrill vollgestopften Köpfen etwas zu wecken. Die Mehrzahl wollte etwas tun, wollte die eigenen Gedanken und Gefühle in ihnen zum Leben bringen und hämmerte hartnäckig auf diese kalten, grauen Steine ein, die weiter nichts wünschten, als ihre Körper zu erwärmen.

Immer heißer klangen die Reden, immer schärfer wurden die Worte.

„Soldaten!“ sprach ein starker Mann mit blauen Augen und großem Bart. „Wer seid ihr denn eigentlich? Ihr seid Kinder des russischen Volkes! Das Volk ist verarmt, vergessen, ohne Schutz, ohne Arbeit, ohne Brot! Und heute hat es sich aufgemacht, seinen Zaren um Hilfe zu bitten, aber der Zar befiehlt euch, auf das Volk zu schießen, es zu morden! Soldaten! Das Volk, eure Väter und Brüder, die bemühen sich nicht nur für sich selbst, sondern auch für euch. Man schickt euch gegen das Volk, man zwingt euch zum Vatermord, zum Brudermord. Bedenkt doch! Begreift ihr denn nicht, daß ihr gegen euch selbst kämpft?“

Diese Stimme, so ruhig und gleichmäßig, das gutmütige Gesicht und die grauen Barthaare, das ganze Aussehen des Mannes und seine schlichten, ehrlichen Worte übten sichtlich Wirkung auf die Soldaten aus. Die Augen niederschlagend vor seinem Blick, hörten sie aufmerksam zu; mancher schüttelte seufzend den Kopf, andere runzelten die Stirn und sahen sich um. Einer warnte leise:

„Geh lieber fort — der Offizier kann's hören!"

Der Offizier, groß, blond, mit einem großen Schnauzbart, schritt langsam die Front ab; er zog gemächlich den Handschuh auf die Rechte und sprach durch die Zähne:

„Aus—ein—an—dergehen! . . . Fort! Pascholl! Was? Reden halten willst du hier? Dich werde ich reden lehren..."

Sein Gesicht war dick und rot, die Augen rund und hell, aber glanzlos. Er ging ohne Hast weiter, fest auftretend; aber die Zeit flog seit seinem Erscheinen rascher, als eilte jede Sekunde zu entschwinden, aus Angst, sonst etwas Schmähliches, Gemeines in sich aufzunehmen. Hinter ihm dehnte sich, wie ein unsichtbares Lineal, die schnurgerade Front der Soldaten; sie zogen alle den Bauch ein, drückten die Brust heraus und starrten auf ihre Fußspitzen. Manche lenkten mit ihren Blicken die Aufmerksamkeit der Menge auf den Offizier und schnitten zornige Grimassen. Am Flügel angelangt, machte der Offizier halt und rief:

„Still—gestanden!"

Ein Ruck ging durch die Soldaten — dann erstarrten sie.

„Ich befehle hiermit auseinanderzugehen!" rief der Offizier und zog blank.

Es war einfach physisch unmöglich, auseinanderzugehen — die Menge hatte den kleinen Platz völlig überflutet, und hinten, aus den Straßen, strömte dauernd neues Volk herzu.

Alle blickten voll Haß auf den Offizier; er hörte sie spotten und schimpfen, stand aber ruhig, unbeweglich da. Mit leblosem Blick musterte er seine Leute, seine Augenbrauen zuckten leicht. Die Menge lärmte — diese Ruhe brachte die Menschen auf —, sie war schon nicht mehr menschlich und nicht angebracht in diesen Minuten.

„Der wird schon kommandieren!"

„Der haut auch ohne Kommando drein..."

„Siehst du — er hat seine Plempe schon 'rausgezogen!"

„Na, gnädigster Herr, sind Sie fertig zum Morden?"

Die Stimmung wurde immer erhitzter; es lag etwas wie tollkühne, wenn auch völlig hoffnungslose Lust zum Draufgehen in der Luft; das Geschrei wurde noch lärmender, der Spott bissiger.

Der Feldwebel blickte auf seinen Offizier, schrak zusammen, zog gleichfalls den Säbel.

Plötzlich erklang unheilverkündend ein Signalhorn. Die Menge starrte auf den Hornisten; er hatte so seltsam die Backen aufgeblasen und die Augen verdreht, das Horn zitterte in seinen Händen, und er blies viel zu lange. Die Menschen übertönten den näselnd metallenen Klang mit lautem Pfeifen, Heulen, Kreischen, mit Fluchen und Scheltreden, mit schwächlichen Jammerrufen und Schreien verzweifelter Tollkühnheit, wie sie das Bewußtsein des im nächsten Augenblick drohenden unentrinnbaren Todes ihnen eingab. Entfliehen konnte dem Tode jetzt niemand mehr. Einige dunkle Gestalten warfen sich lang auf die Erde, andere bedeckten das Gesicht mit den Händen. Der Mann mit dem langen Bart riß seinen Mantel auf, stand ganz weit vor allen andern und musterte die Soldaten mit seinen blauen Augen. Ununterbrochen redete er etwas, was im Chaos des allgemeinen Geschreis niemand verstand.

Die Soldaten warfen die Gewehre hoch, legten an und erstarrten in einer gespannten, gleichförmigen Pose, die Bajonette gegen die Volksmenge gerichtet.

Die lange Reihe der Bajonette hing ungleich, unruhig in der Luft; manche waren zu hoch nach oben gerichtet, andere zu tief nach unten, nur wenige zielten den Menschen gerade auf die Brust; sie alle wirkten fast weich, sie zitterten, und es war, als wollten sie schmelzen, sich biegen...

Eine Stimme schrie voller Entsetzen und Ekel: „Was tut ihr? Ihr Mörder!"

Ein starker, ungleichmäßiger Ruck fuhr durch die Reihe der Bajonette — wie erschrocken fiel eine Salve. Die Menschen prallten zurück vor dem Knall, dem Einschlagen der Kugeln, dem Fallen von Verwundeten und Toten. Ein paar Leute sprangen über das Parkgitter.

Noch eine Salve... Und noch eine...

Ein Knabe, den die Kugel oben auf dem Parkgitter traf, beugte sich plötzlich weit über und blieb, die Füße nach oben, hängen.

Eine große, schlanke Frau mit üppigem Haar stöhnte leise auf und fiel weich nieder.

„Seid verflucht!" schrie jemand.

Es wurde leerer und stiller. Die Hintenstehenden flohen in Seitenstraßen und Höfe. Die große Masse zog sich schwerfällig zurück, dem unsichtbaren Drängen nachgebend. Zwischen ihr und den Soldaten lag jetzt ein mit menschlichen Körpern besäter Zwischenraum. Von den Liegenden standen einzelne auf und liefen rasch davon, andere erhoben sich nur mit großer Mühe aus Blutlachen und schleppten sich wankend fort — Blut bezeichnete ihre Spur. Viele lagen unbeweglich — das Gesicht nach oben, nach unten — oder auf der Seite, alle lang ausgestreckt, in seltsam verkrampfter Haltung des plötzlich vom Tode ereilten Körpers, als ob er dessen Fängen noch hätte entkommen wollen...

Es roch nach Blut. Dieser Geruch erinnerte an den warmen, salzigen Atem des Meeres — abends, nach

einem heißen Tage. Es war ungesund, er berauschte und weckte eine böse Gier, ihn lange und reichlich zu spüren. Er verwirrte häßlich die Phantasie — Schlächter, Soldaten und andere professionelle Mörder kennen dieses Gefühl!

Die Menge wich jammernd zurück. Fluchen, Schimpfen und Wehklagen floß mit Pfeifen, Johlen und Stöhnen zu einem bunten Wirbel zusammen. Die Soldaten standen fest und regungslos, wie tot. Die Gesichter waren ganz grau, die Lippen so fest geschlossen, als wollten sie am liebsten ebenfalls schreien und pfeifen, wagten es aber nicht und nahmen sich mit Gewalt zusammen. Die Soldaten blickten mit weit aufgerissenen Augen starr vor sich hin und zwinkerten nicht mehr. In diesem Blick war nichts Menschliches mehr — es war, als sähen sie überhaupt nichts, diese leeren, trüben Punkte in den langen, grauen Gesichtern. Sie wollten nichts sehen, vielleicht fürchteten sie sich, beim Anblick des von ihnen vergossenen warmen Blutes noch mehr vergießen zu wollen. Die Gewehre in ihren Händen zitterten, die Bajonette wackelten hin und her und starrten in die Luft. Aber dieses körperliche Zittern vermochte die stumpfe Gleichgültigkeit in den Seelen dieser Menschen nicht zu erschüttern; ihre Herzen waren dank der harten Vergewaltigung ihres Willens erkaltet, ihr Hirn verschmiert mit ekelhafter, fauliger Lüge.

Der bärtige, blauäugige Mann raffte sich vom Erdboden empor und redete wieder, mit schluchzender Stimme am ganzen Leibe zitternd:

„Mich habt ihr nicht getötet! Weil ich euch die heilige Wahrheit sagte..."

Die Menge rückte langsam, finster wieder vorwärts, um die Toten und die Verwundeten aufzuheben. Ein paar Leute traten neben den zu den Soldaten sprechenden Mann, unterbrachen ihn, schrien, mahnten, schalten, aber ohne Zorn, gramvoll, mitleidig. In ihren Stimmen klang immer noch der naive Glaube an den Sieg der Wahrheit, das Bestreben, die Sinnlosigkeit, den Wahnwitz der Grausamkeit zu beweisen, die Erkenntnis des begangenen schweren Unrechts zu wecken. Alle mühten sich, die Soldaten zu zwingen, das Schändliche und Abscheuliche ihrer unfreiwilligen Rolle zu begreifen.

Der Offizier zog seinen Revolver aus dem Überzug, prüfte ihn aufmerksam und schritt zu dieser kleinen Gruppe. Alle traten beiseite vor ihm, ohne Hast, wie man vor einem Steinblock weicht, der langsam den Berg herabrollt. Der Blauäugige rührte sich nicht; er rief dem Offizier heiße, vorwurfsvolle Worte entgegen und wies mit einer breiten Geste auf das Blut ringsum:

„Wie will man das rechtfertigen? Bedenken Sie! Dafür gibt es keine Rechtfertigung!"

Der Offizier stand jetzt dicht vor ihm. Er runzelte ernst die Stirn und streckte die Hand aus. Man hörte keinen Knall — nur Rauch war zu sehen: er umkreiste die Hand des Mörders ein-, zwei-, dreimal. Nach dem dritten Male wankte der Getroffene, taumelte zurück, hob noch den rechten Arm — und brach zusammen. Von allen Seiten stürzte man sich auf den Mörder. Der zog sich zurück, den Säbel schwingend, den Revolver vorgestreckt. Vor seinen Füßen fiel ein halbwüchsiger Bursche nieder — er stieß ihm den Säbel in den Bauch... Er brüllte laut und sprang nach allen Seiten wie ein bockiges Pferd. Jemand schleuderte ihm eine Mütze ins Gesicht, andere bewarfen ihn mit blutigen Schneeklumpen. Erst als der Feldwebel und ein paar Soldaten mit gefälltem Bajonett dem Offizier zu Hilfe kamen, wichen die Angreifer. Der Sieger drohte mit dem Säbel hinter ihnen her, dann senkte er ihn plötzlich und stieß ihn noch einmal in den Körper des zu seinen Füßen sich windenden, verblutenden Burschen.

Und wieder ertönte das mißklingende Hornsignal. Die Menge räumte eiligst den Platz bei diesem Klang, der als dünne Linie in die Luft stieg, als letzter Strich zu diesem Bilde: den leeren Augen der Soldaten, der Tapferkeit dieses Offiziers, seiner blutbefleckten Säbelspitze...

Die grelle, rote Farbe des Blutes reizte die Augen, zog den Blick an und weckte trunkene, böse Gier, noch mehr Blut zu sehen, überall Blut zu sehen... Die Soldaten waren jetzt achtsam bei der Sache und drehten die Hälse, als suchten sie neue lebendige Zielscheiben für ihre Kugeln...

Der Offizier stand am Flügel, fuchtelte mit seinem Säbel und schrie etwas, abgerissen, zornig, wild.

Von mehreren Seiten rief man ihm als Antwort zu:

„Henker!"

„Schurke!"

Er strich seinen Schnurrbart glatt.

Dann knatterte noch eine Salve ... Und noch eine...

Die Straßen waren übervoll von Menschen, wie Getreidesäcke von Korn. Hier waren es weniger Arbeiter; es waren mehr kleine Handeltreibende und Angestellte. Manche hatten schon Blut und Tote gesehen — andere waren selbst von Polizisten mißhandelt worden. Die allgemeine Unruhe hatte sie aus den Häusern auf die Straße getrieben, und sie verbreiteten die Aufregung weiter, die Schrecknisse des Tages übertreibend ... Männer, Weiber, Kinder, alle sahen sich unruhig an, lauschten, warteten. Man erzählte sich gegenseitig von dem Blutbad, jammerte, schalt, fragte vorbeikommende leichtverwundete Arbeiter aus, senkte zuweilen die Stimmen bis zum Flüsterton und erzählte sich geheimnisvolle Dinge. Niemand wußte, was jetzt zu tun sei; niemand ging nach Hause. Man ahnte dunkel, daß sich hinter diesem Blutbad etwas viel Wichtigeres, Tieferes verbarg, etwas, das noch viel tragischer war als die Hunderte von hingemordeten und ver-

letzten Menschen, die diese Spießbürger ja gar nicht kannten.

Bis zum heutigen Tage hatten sie dahingelebt, ohne viel nachzudenken, mit wirren, aus unbekannten Quellen geflossenen Begriffen von Macht, Gesetz, Obrigkeit und ihren eigenen Rechten. Die Formlosigkeit dieser Begriffe hinderte sie nicht, ihr Hirn in ein enges Netz einzuspinnen und es mit einer dicken, klebrigen Rinde zu überziehen; sie alle hatten sich an den Gedanken gewöhnt, daß es eben nur die eine Macht im Leben gibt, die berufen und fähig ist, sie zu schützen — das Gesetz! Die altgewohnte Vorstellung gab ihnen ein Gefühl der Sicherheit und bewahrte sie davor, sich unnütze Gedanken zu machen. Es lebte sich nicht schlecht dabei, und obwohl das Leben durch vielerlei kleine Stiche, Püffe und Knüffe, gelegentlich auch durch recht empfindliche Hiebe, diese nebelhaften Vorstellungen oft erschütterte, blieben die Menschen doch fest und zäh, bewahrten sich ihre leblose Ganzheit, und alle solche Schrammen und Risse heilten bald wieder.

Heute aber lag ihr Hirn plötzlich bloß, es erbebte; Kälte und Unruhe packte die Brust. Alles Bestehende und Altgewohnte stürzte, zerbrach, schwand. Die Menschen fühlten sich plötzlich mutlos, verlassen, ohne Schutz der zynisch grausamen Gewalt ausgeliefert, die nicht Recht noch Gesetz kannte. In deren Händen lag alles Leben, sie konnte den Tod säen unter die Menschen und so viele Existenzen vernichten, wie sie wollte. Niemand vermochte sie zu hemmen. Sie wollte mit niemand unterhandeln. Sie war unerbittlich und zeigte in kalter Ruhe die Maßlosigkeit ihrer Macht, indem sie ohne jeden Sinn und Verstand die Straßen der Stadt mit Leichen füllte und mit Blut tränkte. Ihre blutigen, wahnwitzigen Launen waren vor aller Augen. Sie erregten allgemeine Aufregung, ätzenden, die Seele verwüstenden Schrecken ... und rüttelten derb den Verstand auf, zwangen ihn, endlich ein neues System zum Schutze der eigenen Person, zum Schutze von Leib und Seele auszudenken...

Den Kopf tief gesenkt, die Arme schwenkend, ging ein starker, stämmiger Mann vorüber. Sein Mantel war blutbefleckt.

„Sind Sie verwundet?" fragte man ihn.

„Nein."

„Aber — das Blut?"

„Das ist nicht mein Blut!" antwortete er, ohne stehenzubleiben. Doch plötzlich machte er halt, sah sich um und begann laut zu sprechen:

„Es ist nicht mein Blut, liebe Leute ... Es ist das Blut derer, die geglaubt haben..."

Er sprach nicht weiter — und schritt gesenkten Hauptes davon.

Eine Abteilung Kavallerie ritt, die Nagaikas schwingend, in die Menge hinein. Die Menschen rannten nach allen Seiten auseinander, drängten sich, prallten an die Hausmauern. Die Soldaten waren besoffen, sie grinsten blöde, im Sattel schwankend, und prügelten ab und zu wie unwillig mit den Nagaikas auf Köpfe und Schultern los. Ein Geschlagener stürzte, sprang aber sofort wieder auf die Füße und fragte:

„Warum tust du das? Ach — du Vieh!"

Der Soldat riß den Karabiner vom Rücken und schoß, ohne seinen Gaul erst zum Stehen zu bringen. Der Mann fiel wieder. Der Soldat lachte.

„Was machen die nur?" schrie ängstlich ein würdiger, anständig gekleideter Bürger, sein verzerrtes Gesicht nach allen Seiten wendend.

Ununterbrochen wogte dumpfes, erregtes Stimmengewirr. Aus den Qualen des Entsetzens, aus der Angst der Verzweiflung erwuchs langsam, unmerklich etwas, was den arbeitsungewohnten, plumpen Verstand zu neuem Leben weckte.

Aber es gab auch friedliche Gemüter.

„Erlauben Sie — warum hat er den Soldaten erst beschimpft?"

„Der Soldat hat ihn doch geschlagen!"

„Er hätte eben ausweichen müssen!"

In einem Hausflur verbanden zwei Frauen und ein Student einem Arbeiter den durchschossenen Arm. Er verzog vor Schmerz das Gesicht, blickte düster und sprach zu den Umstehenden:

„Wir hatten wirklich keinerlei geheime Absichten. Das können nur Schurken und Spitzel behaupten. Alles geschah ganz offen ... Die Minister wußten, um was es sich handelte, sie haben Abschriften unserer Petition in Händen. Warum haben uns diese Schufte nicht gesagt, wir sollten nicht kommen? Sie hatten genügend Zeit, uns das mitzuteilen — es ist nichts plötzlich geschehen! Alle wußten es — die Polizei, die Minister, daß wir heute kommen würden. Diese Halunken!"

„Um was wolltet ihr eigentlich bitten?" erkundigte sich ernst sinnend ein magerer Graukopf.

„Wir wollten den Zaren bitten, das Volk Abgeordnete wählen zu lassen und mit diesen gemeinsam die Regierungsgeschäfte zu führen — nicht nur mit den Tschinowniks[1]. Denn dieses Gesindel hat Rußland ruiniert und ausgeraubt..."

„Ja, eine Kontrolle ist unbedingt notwendig", bemerkte der Alte.

Inzwischen war der Verband fertig, und man zog dem Verwundeten behutsam den Ärmel herunter.

„Schönen Dank! ... Ich habe den anderen ja gleich gesagt, es hat doch keinen Zweck."

Er schob die Hand behutsam zwischen die Knöpfe seines Mantels und entfernte sich langsam.

„Hören Sie, wie die urteilen? Ja, ja, mein Lieber..."

„Hm, ja ... Aber trotzdem — so ein Blutbad anzurichten..."

---

[1] Die Beamten im zaristischen Rußland. *(Anm. d. Red.)*

„Heute trifft's ihn, morgen vielleicht mich ..."

„Ja, ja ..."

An einer anderen Stelle wurde hitzig gestritten.

„Er hat vielleicht wirklich nichts von alledem gewußt?"

„Wozu ist er dann aber da?"

Aber es fanden sich jetzt nur noch sehr wenige, die den Toten auferwecken wollten. Sie erregten nur Zorn mit ihren Versuchen, das tote Gespenst neu zu beleben. Man stürzte sich auf sie wie auf Feinde, und sie verschwanden ängstlich.

Plötzlich rückte eine Abteilung Artillerie in die Straße ein und drängte die angesammelten Menschen beiseite. Die Soldaten saßen auf Pferden und Protzen und schauten nachdenklich über die Menschenmenge hinweg. Die Menge preßte sich zusammen und gab den Weg frei, in düsteres Schweigen gehüllt. Das Geschirr der Pferde klimperte, die Protzen rasselten, die schwankenden Geschützrohre guckten aufmerksam, wie schnuppernd, auf den Erdboden. Der ganze Zug erinnerte an ein Leichenbegängnis.

Irgendwo krachten Schüsse. Die Menschen lauschten starr.

Jemand sagte leise:

„Schon wieder!"

Mit einemmal fuhr ein plötzliches Zittern durch die erregten Menschen.

„Wo? Wo?"

„Auf der Insel ... Auf Wassiljewski-Ostrow."

„Hört ihr?"

„Ist das möglich?"

„Auf Ehrenwort! Sie haben eine Waffenhandlung ausgeräumt."

„Oho!"

„Telegraphenstangen haben sie umgesägt. Eine Barrikade haben sie gebaut."

„Hm, ja ... So, so!"

„Sind es viele?"

„Sehr viele."

„Ach, wenn sie doch das unschuldig vergossene Blut rächen könnten!"

„Kommt alle mit dahin!"

„Iwan Iwanowitsch, kommen Sie mit!"

„Na ja, wissen Sie, das ist bloß so eine Sache ..."

Über den Köpfen der Menge erschien plötzlich die Gestalt eines Mannes, und sein Ruf tönte laut in die Dämmerung:

„Wer will mitkämpfen für die Freiheit? Für das Recht aller auf ein menschenwürdiges Leben und auf Arbeit! Wer bereit ist, im Kampfe für eine bessere Zukunft sein Leben zu opfern, der eile uns zu Hilfe!"

Eine Anzahl von Männern trat zu ihm, und sie bildeten in der Mitte der Straße eine kompakte Masse dichtgedrängter Menschenleiber. Andere machten sich eilig davon.

„Seht ihr, wie empört das Volk ist?"

„Ganz recht, vollkommen recht."

„Viele Torheiten werden noch begangen werden. O weh, o weh!"

Die Menge zerfloß in der Dämmerung, die einzelnen Menschen zerstreuten sich in die Häuser, mit einer fremden Unruhe im Innern: dem beängstigenden Gefühl der Verlassenheit, dem eben erst erwachten Verständnis für die Tragödie des eigenen Lebens, des rechtlosen, jeden Sinnes baren Sklavendaseins. Und der unbedingten Bereitwilligkeit, mit allem einverstanden zu sein, was für sie fördernd und nutzbringend sein könnte ...

Es ward immer unheimlicher. Die Finsternis zerriß das letzte Band zwischen den Menschen, das schwache Band der gemeinsamen äußeren Interessen. Und alle, in deren Brust kein Feuer lohte, strebten eiligst dem gewohnten Winkel zu ...

Es war dunkel geworden. Doch niemand zündete Licht an ...

„Dragoner!" kreischte eine heisere Stimme.

Um die Straßenecke bog plötzlich eine kleine Abteilung Kavallerie. Ein paar Sekunden stampften die Pferde wie unschlüssig auf einer Stelle, dann sprengten sie plötzlich auf die Menschen los. Die Soldaten brüllten und heulten seltsam, es lag etwas Nicht-mehr-Menschliches, Finsteres, Blindes, Fremdes, Verzweifeltes in diesen Lauten. Im Dunkel wirkten Mannschaften und Tiere kleiner und schwärzer. Die Säbel blinkten matt, man hörte weniger Schreie, aber desto mehr die einzelnen Hiebe.

„Schlagt sie — ganz gleich womit, Genossen! Blut wider Blut! Schlagt zu!"

„Flieht ..."

„Untersteh dich nicht, Soldat. Ich bin kein Bauer!"

„Genossen! Schmeißt sie mit Steinen tot!"

Kleine, dunkle Gestalten umstoßend, sprengten die Pferde umher, schnaubten; Stahl klirrte; ein Kommandoruf ertönte:

„Ab—teilung ..."

Das Horn schmetterte hastig, nervös. Menschen rannten, stießen einander, stürzten. Die Straße leerte sich rasch — in der Mitte lagen dunkle Häufchen auf der Erde. Weiter weg, hinter der Ecke, verklang das Trappeln der Pferde ...

„Sind Sie verwundet, Genosse?"

„Ich glaube, man hat mir ein Ohr abgehauen."

„Was kann man tun mit bloßen Händen?"

Durch die vereinsamte Straße hallt laut das Echo von Schüssen.

„Die scheinen immer noch nicht müde zu sein, diese Teufel!"

Tiefes Schweigen. Eilende Schritte. Seltsam — man hört keinen Laut, keine Bewegung mehr auf dieser Straße. Von allen Seiten tönt ein dumpfes, feuchtes Brausen — als wäre das Meer in die Stadt eingedrungen ...

Irgendwo in der Nähe zittert ein leises Stöhnen durch die Finsternis.

Eine besorgte Frage:

„Jakow, bist du verwundet?"

„Laß nur. Das macht nichts", antwortet eine heisere Stimme.

An der Straßenecke, da, wo die Dragoner verschwunden sind, erscheint wieder die Menge und nimmt dicht und dunkel die ganze Breite der Straße ein. Jemand, der vorangeht, im Dunkel aber von der Menge nicht zu unterscheiden ist, spricht:

„Heute haben wir einen Kontrakt unterschrieben, mit unserem Blut unterschrieben — von heute an müssen wir Bürger sein!"

Nervös schluchzend unterbricht den Redner eine andere Stimme:

„Ja, unsere sogenannten ‚Väter' haben sich heute von der richtigen Seite gezeigt!"

Und drohend fällt noch jemand ein:

„Diesen Tag werden wir nie vergessen!"

Die Menge schritt rasch dahin, ein dichter Haufe. Alle sprachen zugleich, ihre Rufe flossen chaotisch zu einem düsteren, dunklen Brausen zusammen. Manchmal erhob jemand seine Stimme zum Geschrei und übertönte für einen Augenblick die anderen:

„Wie viele Menschen heute umgebracht worden sind!"

„Und weshalb eigentlich?"

„Nein — diesen Tag werden wir nie vergessen!"

Von der Seite her klang unheilverkündend, wie eine düstere Prophezeiung, eine gebrochene, heisere Stimme:

„Ihr vergeßt es ja doch, ihr Knechte! Was ist euch fremdes Blut?"

„Sei doch still, Jakow!"

Es wurde immer dunkler und stiller... Die Menschen zogen weiter, sahen sich nach der Seite um, von wo die Worte kamen, und murrten...

Aus einem Fenster fiel vorsichtig ein Streifen gelben Lichtes auf die Straße und beleuchtete zwei schwarze Gestalten unter einer Laterne. Ein Mann lag halb auf der Erde und lehnte sich mit dem Rücken an den Laternenpfahl; ein anderer stand über ihn gebeugt und versuchte anscheinend, ihn aufzuheben. Und wieder sagte einer dumpf und gramvoll:

„Ihr Knechte..."

WIE EIN MENSCH GEBOREN WARD

Es war im Hungerjahr 1892, in der Gegend zwischen Suchum und Otschemtschiry, am Ufer des Kodor, unweit des Meeres. In das lustige Plätschern der klaren Wellen des Bergbachs klang deutlich das dumpfe Rauschen der Meereswogen hinein.

Es war im Herbst. In dem weißen Gischt des Kodor wirbelten, gleich kleinen, munteren Lachsforellen, die gelben Blätter des Kirschlorbeerbaums. Ich saß am Ufer auf den Steinen und dachte: Die Möwen und die Seeraben haben sicherlich die Blätter auch für Fische gehalten, haben dann ihren Irrtum gemerkt und sich darüber geärgert, deshalb machen sie jetzt dort drüben hinter den Bäumen, wo das Meer ans Ufer schlägt, solchen Lärm.

Die Kastanienbäume über meinem Kopf prangen in goldenem Schmuck, zu meinen Füßen häufen sich ihre Blätter, die abgehauenen Handtellern ähneln. Die Äste der Hagebuche drüben, am andern Ufer, sind schon kahl und hängen in der Luft gleich einem zerrissenen Netz, in dem ein gelbroter Bergspecht wie in einem riesigen Käfig auf und nieder hüpft, als hätte er sich darin verfangen; er klopft mit dem schwarzen Schnabel gegen die Rinde des Stammes und jagt die Insekten heraus, die ihm dann von den flinken Meisen und den vom fernen Norden zugeflogenen Blauspechten weggeschnappt werden.

Links von mir schweben über den Berggipfeln schwere dunstige Wolken; sie drohen mit Regen, ihre dunkeln, beweglichen Schatten breiten sich über die mit Buchsbaum bewachsenen grünen Hänge. In den hohlen Stämmen der alten Buchen und Linden findet man den Honig von Waldbienen, der, süß und wie Met berauschend, einstmals den Soldaten des großen Pompejus so gefährlich wurde, eine ganze Legion der eisernen Römer zu Boden warf. Die Bienen bereiten ihn aus den Blüten des Lorbeers und der Azaleen, und die Stromer nehmen ihn einfach aus der Baumhöhle, streichen ihn aufs Brot und verspeisen ihn mit Behagen.

Ich machte es nicht anders; auf den Steinen unter den Kastanienbäumen sitzend, war ich eifrig dabei, Brotstücke in einen mit Honig gefüllten Blechnapf zu tauchen und zu verspeisen. Die ergrimmten Bienen hatten mich tüchtig zerstochen, das hinderte mich aber nicht, meine Augen an dem trägen Flimmerspiel der müden Herbstsonne zu weiden.

Im Herbst wirkt der Kaukasus wie ein reich geschmückter Dom, den irgendwelche großen Weisen,

die ja meist auch große Sünder sind, errichtet haben mochten, um ihre Vergangenheit vor den scharfen Augen des Gewissens zu verbergen; wie ein ungeheurer Tempel aus Gold, Türkisen und Smaragden erscheint er dem Menschen, an den Felshängen mit kostbaren, in Samarkand und Schemacha gewebten Seidenteppichen geschmückt, mit herrlichem Gerät ausgestattet, das die Erbauer in aller Welt zusammengeraubt und hierher, vor das leuchtende Antlitz der Sonne, gebracht haben, um es ihr darzubringen mit den Worten:

„Nimm hin das Deine von uns, den Deinen!"

... Ich sehe langbärtige, graue Riesen mit den großen Augen fröhlicher Kinder von den Bergen niedersteigen, sehe sie, überall freigebig ihre bunten Schätze ausstreuend, die Erde schmücken, die Berggipfel mit einer dicken Schicht Silber, die steilen Hänge mit dem lebendigen Gewebe eines vielfältigen Baumwuchses bedecken, um dieses gesegnete Fleckchen Erde zu einem Wunder an Schönheit zu verwandeln.

Welch köstliche Aufgabe ist es doch, ein Erdenmensch zu sein! Wieviel Schönes sieht man, welche qualvoll süßen Empfindungen werden im Herzen wach bei der stillen, andächtigen Betrachtung all des Herrlichen und Wunderbaren! Gewiß, es gibt mitunter auch schwere Stunden, in denen wütender Haß aufquillt, bitterer Gram gierig am Herzen saugt; aber sie gehen vorüber, und schließlich hat ja auch die Sonne nicht immer ihre Freude an den Menschen, auf die sie herabscheint, ja, oft bereiten sie ihr bitteren Kummer: da hat sie sich geplagt und abgemüht für sie alle, und sie sind doch mißraten ...

Und selbst diejenigen unter ihnen, die gut sind — es gibt ihrer nicht wenige —, müßten doch gründlich geändert, wenn nicht gar neu geschaffen werden.

... Links von mir bewegten sich über dem Buschwerk dunkle Köpfe: durch das Rauschen der Meereswogen und das Plätschern des Flusses klingen, kaum vernehmbar, menschliche Stimmen. Es sind Leute aus den Hungergebieten: man hat sie hierhergebracht, um sie beim Straßenbau zu beschäftigen; jetzt sind sie von Suchum nach Otschemtschiry unterwegs, wo neue Arbeit sie erwartet.

Ich kenne sie — sie kommen aus dem Gouvernement Orel. Ich hatte mit ihnen zusammen gearbeitet und war gestern mit ihnen zusammen abgelohnt worden, bin aber früher aufgebrochen als sie, noch zur Nachtzeit, um den Sonnenaufgang an der Meeresküste zu sehen.

Es sind vier Männer und eine hochschwangere Frau mit vorspringenden Backenknochen und graublauen, furchtsam dreinblickenden Augen. Ich sehe über den Büschen ihren von einem gelben Tuch umhüllten Kopf, der, einer vom Wind bewegten Sonnenblume gleich, hin und her schwankt. In Suchum war ihr der Mann gestorben, er hatte sich an Obst krank gegessen. Ich hatte mit diesen Leuten in einer Baracke gewohnt: nach gutem russischem Brauch jammerten sie ständig über ihr unseliges Geschick, so viel und so laut, daß man ihre Klagen sicherlich auf fünf Werst in der Runde hörte.

Langweilige, von Jammer und Elend schwer bedrückte Menschen waren es. Von ihrem erschöpften, unfruchtbaren Heimatboden losgerissen, waren sie alle, wie das welke Laub vom Herbstwind, hierher verweht worden, in diesen fremden Landstrich, dessen üppige Schönheit sie in Staunen setzte und blendete. Die schweren Bedingungen, unter denen sie gearbeitet hatten, hatten die Leute vollends niedergedrückt. Verwirrt mit den farblosen, schwermütigen Augen blinzelnd, sahen sie sich an, lächelten traurig und sagten:

„Ei, ei, ist das hier ein Boden ..."

„Ordentlich heiß steigt's von ihm auf!"

„Ja—a ... Das heißt, steinig ist er schon ..."

„Schwer zu bearbeiten, das muß man sagen ..."

Und sie gedachten ihrer heimatlichen Scholle, wo jede Handvoll Erde den Staub ihrer Väter und Vorväter enthielt, wo ihnen alles bekannt, vertraut und lieb — weil von ihrem Schweiß durchtränkt — war.

Noch eine Frau war bei ihnen — eine große und gut gewachsene Person, flach wie ein Brett, mit Kinnbacken wie ein Pferd und düster schielenden, kohlschwarzen Augen.

Des Abends pflegte sie sich mit der anderen Frau, der mit dem gelben Kopftuch, hinter der Baracke auf einen Schotterhaufen zu setzen und, die Wange in die Hand gestützt, mit hoher, rauher Stimme zu singen:

„Hinterm Dorf auf grüner Au
Breit' ich aus das weiße Kissen,
Wart' voll Sehnsucht, schau' und schau',
Ob mein Schatz kommt, mich zu küssen ...
Kommt er dann des Wegs daher,
Wird so bang und weh uns beiden ..."

Die Frau im gelben Tuch saß meist schweigend da, den Kopf vorgeneigt, den Blick starr auf den hohen, schwangeren Leib gerichtet; zuweilen jedoch fiel sie plötzlich träge mit ihrer tiefen, bäurisch klingenden Stimme ein und sang weiter — traurige, klagende Worte:

„Und das Herz wird uns so schwer,
Denn nun heißt's für immer scheiden ..."

In dem undurchdringlichen, schwülen Dunkel der südlichen Nacht riefen diese klagenden Stimmen die Erinnerung an den Norden mit seinen Schneewüsten, seinen brausenden Stürmen und dem fernen Geheul unsichtbarer Wölfe wach. Dann erkrankte die Schieläugige an Fieber. Man brachte sie auf einer Segeltuchbahre nach der Stadt; sie wurde hin und her gerüttelt und jammerte in langgedehnten Klagelauten, als wollte sie ihr trauriges Lied von der grünen Au weitersingen.

Jetzt war das gelbe Tuch, das vorhin ab und zu zwischen den Sträuchern aufgetaucht war, nicht mehr zu sehen.

Ich war mit meinem Frühstück fertig, deckte den Honig im Blechnapf sorgfältig mit Laub zu, schnürte mein Bündel und schritt, mit dem Weißdornstock gegen den steinigen Fußpfad stoßend, gemächlich den andern nach.

Ich war auf den schmalen grauen Streifen der Landstraße gelangt. Zur Rechten wogte das tiefblaue Meer; unsichtbare Tischler schienen mit Tausenden von Hobeln darüber hinzustreichen, weiße, raschelnde Späne emporwirbelnd, die der feuchte, warme, nach dem Atem eines gesunden Weibes duftende Wind ans Ufer trieb. Eine türkische Feluke glitt, sich stark auf die linke Seite neigend, in der Richtung nach Suchum dahin; ihre Segel blähten sich wie die dicken Backen unseres Suchumer Wegebaumeisters, der immer so wichtig tat. Er sprach durch die Nase und drohte den Arbeitern bei der geringsten Widersetzlichkeit mit der Polizei, die er ihnen denn auch schleunigst und mit sichtlichem Vergnügen auf den Hals hetzte. Noch jetzt wird mir ordentlich wohl bei dem Gedanken, daß die Leichenwürmer ihn gewiß längst bis an die Knochen zernagt haben.

... Es ist so leicht zu gehen. Man glaubt in der Luft zu schwimmen. Heitere Gedanken, bunte Erinnerungen schweben in stillem Reigen durch den Sinn: sie gleichen den weißen Wogenkämmen drüben auf dem Meer: wie diese eilen sie flüchtig über die Oberfläche, während drunten in der Tiefe die schimmernden, vielfältigen Hoffnungen der Jugend wie die silbernen Fische auf dem Meeresgrunde sanft dahingleiten. Den Weg lockt es zum Meere hin, stellenweise schlängelt er sich dicht an den Sandstreifen heran, den die Wogen benetzen. Die Büsche neigen sich über den Wegrand vor, als wollten sie tief in die Wogen hineinschauen und der tiefblauen Unendlichkeit einen Gruß zunicken.

Ein Windstoß fegt von den Bergen herab; es wird sicherlich regnen.

Vom Gebüsch her klingt leises Stöhnen, das Stöhnen eines Menschen — ein Laut, der in der Seele stets Widerhall findet.

Ich zerteile die Zweige — und sehe die Frau im gelben Kopftuch. Mit dem Rücken an den Stamm eines Nußbaums gelehnt, sitzt sie da; der Kopf ruht kraftlos auf der Schulter, der Mund ist grauenhaft verzerrt, die hervorquellenden Augen blicken starr und irr drein. Den mächtigen Leib hält sie mit den Armen umfaßt und atmet so angstvoll, so unnatürlich schwer, daß der ganze Leib krampfhaft zuckt und bebt. Sie preßt ihn mit den Händen zusammen; ihrem Mund, in dem große, gelbe Wolfszähne blinken, entringt sich ein dumpfes Geheul.

„Wast ist dir? Hat man dich geschlagen?" frage ich, mich über sie beugend. Ihre nackten Beine zukken in dem aschfarbenen Sand, der Kopf wackelt kraftlos hin und her, und sie krächzt mühsam:

„Geh! ... Schäm dich doch! ... Geh weg! ..."

Da begriff ich, was hier vor sich ging; ich hatte schon einmal so etwas gesehen. Erschrocken wich ich zurück; sie aber stieß ein lautes, langgezogenes Wehgeheul hervor, aus ihren Augen, die beinahe aus den Höhlen traten, rannen trübe Tränen, die unaufhaltsam über ihr vom Schreien blauangelaufenes, verquollenes Gesicht liefen.

Ich ging wieder auf sie zu, warf Bündel, Teekessel und Blechnapf auf die Erde, drückte die Frau rücklings gegen den Boden und suchte ihre Beine in den Knien zu beugen. Sie aber schlug mir mit den Händen ins Gesicht und gegen die Brust, so daß ich zurückprallte, drehte sich um und kroch keuchend, ächzend, stöhnend, auf allen vieren, wie eine Bärin, tiefer ins Gebüsch.

Ich hörte sie schimpfen:

„So ein Saukerl ... So ein Halunke ..."

Ihre Arme knickten ein; sie stürzte vornüber zu Boden, streckte unter krampfhaften Zuckungen die Beine von sich und heulte wieder.

Ich rief mir eiligst alles, was ich über diesen Gegenstand wußte, ins Gedächtnis, legte, selbst fieberhaft erregt, die Frau auf den Rücken und brachte es schließlich fertig, ihr die Beine zu beugen ... Schon kam bei ihr die Blase, die die Frucht umgibt, zum Vorschein.

„Lieg still! Gleich kommt das Kind!"

Ich lief ans Meer, krempelte die Ärmel auf, wusch mir die Hände, kehrte zu ihr zurück — und wurde Geburtshelfer.

Die Frau wand und krümmte sich in ihren Wehen wie ein Stück Birkenrinde im Feuer. Sie schlug mit den Händen um sich, riß das welke Gras aus, versuchte es sich in den Mund zu stopfen und streute sich dabei Erde auf das unmenschlich entstellte Gesicht mit den blutunterlaufenen, wild starrenden Augen. Die Blase war schon geplatzt, der Kopf des Kindes zeigte sich; jetzt mußte ich ihr die krampfhaft zuckenden Beine festhalten, mußte dem Kinde helfen und zu verhindern suchen, daß die Mutter sich Gras in den verzerrten, entsetzlich stöhnenden Mund steckte ...

Wir schimpften auch ein wenig miteinander: sie durch die Zähne, und ich nur ganz leise; sie tat es vor Schmerz und wohl auch aus Schamgefühl — ich aus Verlegenheit und quälendem Mitleid mit ihr ...

„O Gott!" schreit sie heiser und beißt sich auf die schaumbedeckten, fahlen Lippen, während aus ihren Augen, die plötzlich von der Sonne gebleicht scheinen, ununterbrochen die durch die Wehen hervorgepreßten Tränen fließen und ihr zerquälter Körper sich hin und her wirft und windet.

„So geh doch fort, du Teufel ..."

Immer noch sucht sie mich mit den schwachen, verrenkten Armen fortzustoßen, ich aber rede ihr gut zu:

„Sei doch nicht so dumm! Laß rasch das Kind kommen!"

Sie tut mir schrecklich leid, mir ist, als brächten ihre Tränen auch meine Augen zum Überfließen. Es ist mir weh ums Herz, ich möchte laut aufschreien — und ich schreie:

„Mach rasch ..."

Und nun halte ich einen Menschen in meinen Armen — einen blauroten, winzigen Menschen. Ich sehe ihn nur undeutlich, durch einen Tränenschleier, kann aber erkennen, daß er über und über rot und schon mit der Welt unzufrieden ist; er strampelt und tobt und brüllt ganz fürchterlich, obwohl er noch mit dem Leibe der Mutter verbunden ist. Seine Augen sind blau, die Nase in dem roten, zerknüllten Gesicht ist komisch plattgedrückt, die Lippen bewegen sich und plärren:

„Ja—ah ... Ja—ah ..."

Ganz schlüpfrig ist er — jeden Augenblick kann er meinen Händen entgleiten. Ich knie am Boden, schau' ihn mir an, muß hellauf lachen — es macht mir einen Heidenspaß, ihn zu begucken — und vergesse darüber ganz, was weiter zu tun ist ...

„Schneid ihn ab", sagt leise die Mutter. Ihre Augen sind geschlossen. Das Gesicht ist schlaff, erdfahl wie das einer Toten; die blauen Lippen flüstern kaum vernehmlich:

„Schneid ihn ab ... mit dem Messer ..."

Mein Messer haben sie mir in der Baracke gestohlen, so beiße ich die Nabelschnur einfach durch. Das Kind läßt seinen Orelschen Baß ertönen, die Mutter aber lächelt: ich sehe ihre tiefeingesunkenen Augen, die mir eben noch ganz farblos vorkamen, in herrlichem, blauem Feuer erstrahlen. Ihre braune Hand greift, nach der Tasche tastend, in die Falten des Rockes, die blutiggebissenen Lippen flüstern:

„Ich ... kann ... nicht. In der Tasche ... ist ein Bändchen ... Binde den Nabel ab ..."

Ich zog das Bändchen aus ihrer Tasche und tat, wie sie mich geheißen. Sie lächelte immer strahlender, immer freudiger, so strahlend und freudig, daß dieses Lächeln mich beinahe blendete.

„Ruh dich aus ... Ich will ihn unterdes baden ...", sagte ich zu ihr.

„Aber vorsichtig, du? Ja? ..." murmelte sie besorgt.

Sie braucht sich keine Sorge zu machen um den kleinen, roten Mann: er hat die Fäustchen geballt und schreit, schreit, als wolle er mich zum Kampf herausfordern:

„Ja—ah ... Ja—ah ..."

„Ja, ja — gewiß! Bejahe dich selbst, Freundchen, sonst reißen dir die lieben Nächsten bald den Kopf ab ..."

Besonders laut und unzufrieden schrie er auf, als die erste schäumende Meereswoge, die sich munter auf uns beide stürzte, über seinen kleinen Leib hinglitt. Ich spülte ihm Rücken und Brust ab, er kniff die Augen zusammen und sträubte sich, jämmerlich quietschend, während Welle auf Welle über ihn hinwegeilte.

„Brülle nur, junger Mann! Schone deine Kehle nicht ...", ermunterte ich ihn.

Als ich mit ihm zu seiner Mutter zurückkehrte, lag sie wieder mit geschlossenen Augen, die Lippen fest aufeinandergepreßt, da. Die Wehen hatten sie von neuem gepackt, die Nachgeburt mußte ausgestoßen werden. Doch mitten im Ächzen und Stöhnen hörte ich sie mit brechender Stimme flüstern:

„Gib ... gib ihn her ..."

„Er kann doch warten!"

„Gib ihn her ..."

Sie suchte mit zitternden, tastenden Händen ihre Bluse aufzuknöpfen. Ich half ihr die Brust frei machen, die von der Natur für zwanzig Kinder bemessen schien, und legte das brüllende Bürschlein an ihren warmen Körper. Das hatte rasch begriffen und schwieg.

„Heilige, Gebenedeite ... !" murmelte seufzend und zitternd die Mutter und warf den auf ihrem Reisebündel liegenden zerzausten Kopf von einer Seite auf die andere. Sie schrie leise auf, blieb dann einen Augenblick still und öffnete darauf wieder ihre Augen, unsagbar schöne, blaue Augen, die heiligen Augen einer Mutter. Sie blicken, in dankbarer Freude erstrahlend, zum Himmel empor, der ebenso blau und klar ist wie sie. Und nun hebt sie mühsam die Hand und bekreuzigt langsam sich selbst und das Kind:

„Gepriesen seiest du, heilige Mutter Gottes ... Ach ... Gepriesen in alle ..."

Wieder sind ihre Augen erloschen und tief eingesunken. Sie schweigt lange, kaum hörbar atmend. Dann sagt sie plötzlich, sachlich, mit fester Stimme:

„Mach doch mal mein Bündel auf, Bursche ..."

Ich gehorchte. Sie ließ ihre Augen eine Weile auf mir ruhen und lächelte schwach. Ein flüchtiges Rot huschte, kaum merklich, über ihre eingefallenen Wangen und die schweißbedeckte Stirn.

„Geh doch ins Gebüsch!"

„Streng dich ja nicht zu sehr an!"

„Nun, geh schon, geh ..."

Ich schlug mich seitwärts in die Büsche.

Mein Herz schien müde zu sein, in meiner Brust aber tönte es leise wie lieblicher Vogelgesang, und das war, mit dem ewigen Rauschen des Meeres vereint, so köstlich anzuhören, daß ich ein Jahr lang hätte dastehen und lauschen mögen ...

Irgendwo in der Nähe plätscherte ein Bach; es klang wie das leise Geplauder eines Mädchens, das einer Freundin vom Geliebten erzählt ...

Über den Sträuchern zeigt sich der Kopf des Weibes; schon ist das gelbe Tuch straffgebunden.

„Ei, ei", rufe ich. „Du hast es aber eilig!"

Mit der Hand sich am Gesträuch festhaltend, saß sie da; aus dem erdfahlen Gesicht, darin die Augen

wie tiefe, dunkle Löcher starrten, war alle Farbe gewichen.

„Guck, wie er schläft!" flüsterte sie andächtig.

Er schlief ja brav, aber schließlich nicht anders, als alle Kinder zu schlafen pflegen. Wenigstens kam es mir so vor; wenn ein Unterschied bestand, so lediglich darin, daß er nicht in einer Wiege lag, sondern auf einem Haufen herbstlich bunten Laubes, unter einem Strauch, wie sie in der Gegend von Orel nicht vorkommen.

„Leg dich lieber hin, Frau..."

„Es geht nicht", sagte sie, mühsam und schwach den Kopf schüttelnd, „ich muß mich auf den Weg machen... nach... nach...",

„Nach Otschemtschiry?"

„Richtig, so heißt der Ort... Unsere Leute sind schon so viele Werst voraus..."

„Kannst du denn gehen?"

„Die Mutter Gottes wird mir schon beistehen!"

Nun, wenn die Mutter Gottes ihr hilft, habe ich freilich nichts zu sagen!

Sie blickt unter den Strauch, nach dem kleinen, mürrisch verzogenen Gesicht, das ihre Augen mit den warmen Strahlen zärtlicher Mutterliebe bescheinen. Dann leckt sie an ihren trockenen Lippen und fährt sich langsam mit der Hand über die Brust.

Ich zünde ein Feuer an und füge einige Steine zu einem kleinen Herd, um darauf Tee zu kochen.

„Warte, Mutter, ich mache dir Tee..."

„Wirklich? Ach, tu das... Mir ist die Brust ganz ausgetrocknet..."

„Wieso haben dich deine Landsleute im Stich gelassen?"

„Im Stich gelassen? Ach nein! Ich bin von selbst zurückgeblieben... Sie waren betrunken... Wenn ich so mitten unter ihnen niedergekommen wäre..."

Sie warf einen Blick auf mich und hielt sich, verschämt lächelnd, den Ellbogen vor die Augen.

„Ist's dein erstes Kind?" fragte ich.

„Ja, das erste... Und du, wer bist du denn?"

„Nun, eine Art Mensch..."

„Natürlich bist du ein Mensch, was denn sonst? Bist du verheiratet?"

„Daß ich nicht wüßte."

„Du flunkerst!"

„Wieso denn?"

Sie schlug die Augen nieder und versank in Nachdenken.

„Woher kennst du denn diese Weibergeheimnisse?"

Jetzt mußte ich tatsächlich flunkern.

„Das hab' ich gelernt. Ich bin Student. Weißt du, was das ist?"

„Gewiß! Unserem Popen sein Sohn ist Student, will auch Pope werden..."

„Siehst du. So einer bin ich auch. Jetzt muß ich aber Wasser holen."

Sie neigte den Kopf nach ihrem Kleinen hin, lauschte seinen leisen Atemzügen und blickte dann nach dem Meer hinüber.

„Waschen möcht' ich mich. Aber ich fürchte mich vor diesem Wasser... So salzig ist's! Und so bitter..."

„Kannst es ruhig wagen! Es ist sehr gesund, dieses Wasser..."

„Wirklich?"

„Gewiß. Es ist wärmer als Bachwasser. Die Bäche sind hier eiskalt..."

„Du mußt es ja wissen..."

Langsam ritt ein Abchasier, den Kopf auf die Brust gesenkt, auf seinem kleinen, sehnigen Pferdchen an uns vorüber. Das Pferd spitzte die Ohren, warf aus seinen großen schwarzen Augen einen Blick auf uns und schnaubte zornig. Der Reiter hob den Kopf mit der zottigen Pelzmütze, streifte uns gleichfalls mit einem flüchtigen Blick und ließ den Kopf wieder sinken.

„Wie häßlich die Menschen hier doch sind, und wie gefährlich sie aussehen!" meinte sie leise.

Ich ging Teewasser holen. Über das Gestein sprudelte, munter plätschernd, ein silberheller Wasserstrahl; ich wusch mir Gesicht und Hände und ließ meinen Teekessel vollaufen. Als ich durch das Buschwerk zurückging, sah ich, wie die Frau, unruhig um sich blickend, auf den Knien über die Steine kroch.

„Was ist dir?" rief ich.

Sie erschrak, wurde ganz grau im Gesicht und suchte irgend etwas zu verstecken. Ich erriet, was es war.

„Gib her! Ich werd's verscharren."

„Ja, wie denn, wie denn? Man muß es doch in der Badestube verscharren, im Vorraum, unterm Fußboden..."

„Das hat noch gute Weile, bis man hier eine Badestube baut!"

„Du machst Späße, und ich hab' solche Angst! Wenn nun ein wildes Tier kommt und es auffrißt? Man muß doch die Nachgeburt der Erde zurückgeben..."

Dann reichte sie mir, mit abgewandtem Gesicht, ein feuchtes, schweres Päckchen hin und bat leise, zaghaft:

„Sieh zu, daß du es recht tief verscharrst! Um Christi willen... Hab Mitleid mit meinem Söhnchen, mach's ja ordentlich!"

... Als ich fertig war und aus dem Gebüsch trat, sah ich sie vom Meere herkommen. Sie ging schwankend, mit vorgestreckten Armen; ihr Rock war bis an die Hüften durchnäßt, das Gesicht leicht gerötet, gleichsam von innen her erleuchtet. Ich stützte sie, brachte sie zum Feuer hin und dachte staunend:

Welch unverwüstliche Kraft steckt doch in den Frauensleuten!

Dann tranken wir Tee mit Honig, und sie fragte mich leise:

„Du studierst wohl nicht mehr?"

„Da hast du richtig geraten!"

„Hast wohl alles versoffen?"

„Alles, aber auch alles!"

„Das ist nicht recht. Du bist mir schon in Suchum aufgefallen, wie du dich mit dem Aufseher wegen des Essens zanktest. Ich sagte mir gleich: der ist wohl ein Säufer, daß er so gar keine Angst vor der Obrigkeit hat..."

Und während sie sich den Honig von den geschwollenen Lippen leckte, schielte sie immer wieder nach dem Strauch hin, unter dem der neue Erdenbürger ruhig schlief.

„Wie wird's ihm wohl ergehen?" sagte sie seufzend, mit einem fragenden Blick auf mich. „Ich dank' dir auch schön, daß du mir geholfen hast... Aber, ob es für ihn gut ist — wer weiß?"

Sie war mit dem Essen fertig und bekreuzigte sich.

Während ich meine Siebensachen zusammenpackte, saß sie, sich schlaftrunken hin und her wiegend, da, die Augen, die wieder matt und farblos geworden waren, zu Boden gesenkt, und schien nachzudenken. Dann richtete sie sich mühsam auf.

„Du willst wirklich schon gehen?" fragte ich sie.

„Ja, ich muß wohl."

„Überleg dir's doch!"

„Die Mutter Gottes wird mir beistehen!... Reich ihn mir herüber!"

„Ich werde ihn tragen..."

Es gab einen kurzen Streit zwischen uns, dann fügte sie sich, und wir schritten Schulter an Schulter nebeneinander her.

„Wenn ich nur nicht hinplumpse!" sagte sie mit einem befangenen Lächeln und legte die Hand auf meine Schulter.

Der neue Erdenbürger lag in meinen Armen, schlief und schnaufte behaglich. Welches Schicksal mochte ihn erwarten? Das Meer plätscherte und rauschte, im Schmuck weißer Wogenkämme prangend, die wie feine Spitzen darüber hinrieselten. Aus den Büschen klang es wie Raunen und Flüstern, und die Sonne, die schon den Mittag überschritten hatte, strahlte mild hernieder auf die Erde.

Langsam schritten wir dahin. Von Zeit zu Zeit blieb die Frau stehen, seufzte tief auf, warf den Kopf hoch, ließ ihren Blick in die Runde schweifen, übers Meer, über den Wald und die Berge, sah ihrem Sohn ins Gesicht, und ihre Augen, denen qualvolle Schmerzen Ströme von Tränen entpreßt hatten, blickten wieder wunderbar klar und hell, bekamen wieder Farbe und erstrahlten im herrlichen Glanz unerschöpflicher Liebe.

Einmal blieb sie stehen:

„Herrgott! Wie schön es doch hier ist! So könnte ich gehen und gehen, bis ans Ende der Welt... Und er, mein Sohn, würde wachsen und immer größer werden, so im Freien würde er aufwachsen — an der Brust der Mutter, mein lieber Kleiner..."

... Das Meer aber rauschte und rauschte...

ITALIENISCHE MÄRCHEN

ES IST VOLLBRACHT

Es gibt keine besseren Märchen
als diejenigen, welche das Leben schafft.
Andersen

Ein blauer, ruhiger See, tief umrahmt von Bergen, die ewiger Schnee deckt. Ein dunkler Saum von Gärten schmiegt sich reich gefaltet bis ans Wasser hinab. Weiße Häuschen, die aus Zucker gegossen zu sein scheinen, blicken vom Ufer in das Wasser hinunter. Ringsum gleicht alles dem friedlichen Traum eines Kindes.

Es ist ganz früh am Morgen. Von den Berghängen steigt ein sanfter Blumengeruch empor. Eben ist die Sonne aufgegangen. Auf den Blättern der Bäume, auf den Halmen der Gräser glänzen noch Tautropfen. Wie ein großes Band zieht sich die Landstraße durch einen Engpaß hin. Sie ist mit Steinen gepflastert und scheint doch weich zu sein wie Samt, über den man mit der Hand hinstreichen möchte.

Neben einem Kieshaufen sitzt ein kohlschwarzer Arbeiter. Seine Brust ist mit einer Medaille geschmückt, sein Gesicht ist ernst, sanft und kühn.

Die bronzefarbenen Hände ruhen auf den Knien, und hoch aufgerichteten Hauptes blickt er dem Wanderer, der unter dem Kastanienbaum steht, ins Gesicht.

„Die habe ich für den Simplon bekommen, Herr! Diese Medaille habe ich für die Arbeit am Simplontunnel erhalten."

Er senkt den Kopf und streift das hübsche Metallstück an seiner Brust mit einem liebevollen Blick.

„Ah, jede Arbeit ist schwer, bis man sie liebgewinnt. Dann aber wirkt sie anregend und dadurch leichter. Immerhin — es war doch schwer!"

Er nickt leicht mit dem Kopfe, zur Sonne emporblinzelnd. Plötzlich wird er lebhafter, fährt mit der Hand durch die Luft, und seine schwarzen Augen glänzen.

„Zuweilen war es sogar fürchterlich. Die Erde fühlt ja mitunter auch etwas — nicht wahr? Wir machten einen tiefen Einschnitt in den Berg, und als wir dann tief in sein Inneres eingedrungen waren, bereitete uns die Erde dadrinnen einen sehr bösen, unfreundlichen Empfang. Sie ließ uns ihren heißen Atem fühlen, bei dem uns das Herz stockte, der Kopf schwer wurde und die Knochen schmerzten. Viele von uns haben es zu spüren bekommen. Dann schleuderte sie Steine auf die Menschen herab und begoß sie mit heißem Wasser. Ja ... es war furchtbar! Zuweilen, wenn das Feuer brannte, da erschien das Wasser ganz rot, und mein Vater sagte zu mir: ‚Wir haben die Erde verwundet. Sie wird uns alle verbrennen und in unserem Blute ertränken, warte nur.' Das war natürlich nur so ein Gerede, aber wenn man tief unten in der Erde, in dieser feuchten, dumpfen Finsternis solche Worte hört, wenn das Wasser laut aufklatscht und das Eisen am Steindamm aufkreischt, vergißt man leicht, daß so etwas nur eine Ausgeburt der Phantasie ist. Denn dort war alles phantastisch, lieber Herr: wir Menschen, die wir so klein waren, und dieser Berg, der bis in den Himmel hineinragte und doch in seinem Innern von uns aufgewühlt wurde. Man muß das alles gesehen haben, um es zu begreifen. Man muß den schwarzen Schlund gesehen haben, den wir, kleine Menschlein, in den Berg gegraben haben. Am Morgen, wenn die Sonne aufging, versanken wir in diesem Schlunde, und die Sonne blickte den Menschen, die sie verließen und in die Tiefen der Erde hinabstiegen, traurig nach. Man muß auch unsere Maschinen und das finstere Antlitz des Bergriesen gesehen und das dumpfe Rollen in seinem Innern gehört haben, dieses Getöse beim Sprengen, das wie das Lachen eines Wahnsinnigen klang!"

Er warf einen Blick auf seine Hände, rückte die Medaille auf der blauen Arbeitsbluse zurecht und seufzte leise.

„Ja, der Mensch versteht es, zu arbeiten", fuhr er mit unverkennbarem Stolze fort. „Ja, lieber Herr, der kleine Mensch ist eine unbesiegbare Macht, wenn er sich's vornimmt, zu arbeiten. Und glauben Sie es mir: dieser kleine Menschenwicht wird schließlich alles vollbringen, was er will. Mein Vater wollte es zuerst nicht glauben:

‚Einen Berg durchbohren und sich durch ihn hindurch einen Weg von einem Land ins andere bahnen', sagte er, ‚das widerspricht dem Willen Gottes, der die Länder durch Bergmauern voneinander getrennt hat. Ihr werdet schon sehen, die Madonna wird uns ihren Beistand versagen.'

Er war im Irrtum, der Alte; die Madonna steht allen bei, die sie lieben. Später dachte der Vater fast ebenso wie ich, denn er fühlte sich schließlich stärker und höher als der Berg; es gab aber eine Zeit, da er mich und die anderen, wenn er feiertags am Tisch hinter einer Flasche Wein saß, zu überzeugen suchte.

‚Kinder Gottes' — das war sein Lieblingswort, denn er war ein guter und gottergebener Mensch —, ‚Kinder Gottes, so darf man nicht gegen die Erde ankämpfen. Sie wird Rache nehmen für die Wunden, die man ihr schlägt, und sie wird Siegerin bleiben. Ihr werdet schon sehen! Wenn wir den Berg durchbohrt haben, auf sein Herz stoßen, sein Inneres berühren, wird uns das Feuer verschlingen, denn das Herz der Erde ist aus Feuer — das wissen alle. Die Erdrinde bearbeiten, das ist erlaubt; es ward uns geboten, ihr bei ihren Geburtswehen beizustehen, wir aber entstellen ihr Antlitz und ihre Form. Seht: je weiter wir ins Innere des Berges eindringen, desto heißer wird die Luft, desto schwerer wird uns das Atmen' ..."

Der Arbeiter lachte leise, während er mit beiden Händen die Enden seines Schnurrbarts emporstrich.

„Und nicht nur er allein dachte so; es war wirklich so; je weiter wir vordrangen, desto heißer wurde es im Tunnel, desto mehr Leute erkrankten und stürzten zu Boden. Immer heftiger schlugen die heißen Quellen empor, das Gestein bröckelte ab, und zwei von unseren Leuten, zwei Männer aus Lugano, wurden wahnsinnig. In der Nacht aber wälzten sich viele von uns in Fieberträumen in der Baracke, stöhnten und sprangen, von einer unbestimmten Angst gepeinigt, aus den Betten.

‚Habe ich nicht recht?' fragte der Vater, dessen Husten immer stärker und dumpfer klang, angsterfüllt. ‚Habe ich nicht recht? Sie ist unbesiegbar, die Erde.'

Und endlich legte er sich nieder, um nie wieder aufzustehen. Er war kräftig, mein Alter; mehr als drei Wochen kämpfte er mit dem Tode; hartnäckig, ohne Klage, wie ein Mann, der seinen Wert kennt.

‚Meine Arbeit ist beendigt, Paolo', sagte er in einer Nacht zu mir. ‚Nimm dich in acht und kehre nach Hause zurück. Die Madonna möge dich geleiten!'

Dann schwieg er lange mit geschlossenen Augen und röchelnder Brust."

Der Erzähler erhob sich, warf einen Blick auf die Berge und reckte sich so kräftig, daß seine Gelenke krachten.

„Dann", fuhr er fort, „dann ergriff er meine Hand, zog mich an sich heran und sagte:

‚Weißt du, Paolo, ich glaube doch, daß es gelingen wird: wir und die anderen, die von der entgegengesetzten Seite kommen, werden einander im Innern des Berges begegnen, wir werden uns treffen, — glaubst du daran?'

Ich mußte gestehen, daß ich daran glaubte.

‚Wohl denn, mein Sohn! So soll es auch sein: alles, was man tut, muß man voll Glauben an den guten Ausgang tun ... Ich bitte dich, mein Sohn, wenn dieser Augenblick kommt, wenn die Menschen sich begegnen — so komm an mein Grab und sprich: Vater — es ist vollbracht! Damit ich's erfahre!'

Das war gut, lieber Herr, und so versprach ich es ihm denn. Nach fünf Tagen starb er, zwei Tage vor dem Tode aber bat er mich und die anderen, wir möchten ihn im Tunnel an der Stelle, wo er gearbeitet hatte, begraben. Er bat sehr darum, aber ich glaube, er sprach schon im Fieber...

Wir und die anderen, die von jener Seite kamen, trafen uns dreizehn Wochen nach dem Tode des Vaters im Innern des Berges. Es war ein toller Tag, lieber Herr, als wir dort, unter der Erde, in der Finsternis, das Lärmen der anderen Arbeiter vernahmen, das Klopfen der Männer, die uns tief unter der Erde entgegenkamen — trotz der schweren Gebirgsmassen, die uns winzige Menschlein allesamt unter sich begraben konnten!

Viele Tage hindurch hörten wir diese Laute, die mit jedem Tage deutlicher und vernehmbarer wurden. Da wurden wir von einem freudigen Siegestaumel ergriffen und arbeiteten wie böse Geister, als hätten wir keinen Körper, ohne zu ermüden, ohne erst auf Anweisungen zu warten. Oh, es war so herrlich, wie ein Tanz im Sonnenschein; bei meiner Ehre! Wir wurden alle so sanft und gut wie die Kinder. Ach, wenn Sie wüßten, wie stark, wie unerträglich das Bedürfnis ist, dort, in der Finsternis, dort unter der Erde, wo man Monate hindurch gegraben hat wie ein Maulwurf, einem Menschen zu begegnen!"

Er war durch seine Erzählung ganz in Feuer gekommen. Jetzt trat er ganz nahe an den Zuhörer heran, blickte ihm tief in die Augen und fuhr leise und fröhlich fort:

„Als endlich die letzte Gesteinschicht durchbrochen war, da flammte in der Öffnung der rote Schein einer Fackel auf, ein schwarzes, von Freudentränen und Schweiß durchfurchtes Gesicht tauchte auf, dann folgten noch andere Gesichter und Fackeln, ein Siegesgeschrei und laute Freudenrufe ertönten — oh, das war der schönste Tag meines Lebens. Wenn ich mich daran erinnere, fühle ich, daß ich nicht umsonst gelebt habe! Es war ein Stück Arbeit, eine heilige Arbeit, das sage ich Ihnen, Herr! Und als wir dann aus dem Tunnel ins Freie, in die Sonne traten, da legten sich viele von uns auf die Erde, küßten sie und weinten. Es war ein Märchen! Ja, Herr, sie küßten den besiegten Berg und küßten die Erde; erst an jenem Tage begriff ich, was sie für uns bedeutet, und gewann sie lieb wie ein Weib.

Natürlich ging ich auch ans Grab des Vaters, o gewiß, obgleich ich weiß, daß die Toten nichts hören können. Ich ging hin, denn man soll die Wünsche der Menschen ehren, die für uns gearbeitet und die nicht weniger gelitten haben als wir. Nicht wahr? So ging ich denn an sein Grab, stampfte mit dem Fuß auf die Erde und sagte, wie er es gewünscht hatte:

‚Es ist vollbracht, Vater!' sagte ich. ‚Die Menschen haben gesiegt. Es ist vollbracht, Vater!'"

DIE MUTTER DES VERRÄTERS

Von den Müttern kann man endlos erzählen. Einige Wochen war die Stadt von dem engen Ring der in Eisen starrenden Feinde umschlossen; in der Nacht wurden Wachtfeuer angezündet, die aus der schwarzen Finsternis mit tausend roten Augen auf die Mauern der Stadt starrten. Sie loderten drohend und schadenfroh empor und weckten finstere Gedanken in der belagerten Stadt.

Von den Mauern aus sah man, daß die feindliche Schlinge sich immer fester zusammenzog; man erkannte in der Nähe der Wachtfeuer die dunkeln Schatten der Feinde, man hörte das Wiehern der satten Rosse, das Klirren der Waffen, das laute Lachen und den fröhlichen Gesang der siegesgewissen Belagerer. Was aber ist schmerzlicher, als das Lachen und Singen des Feindes hören zu müssen?

Alle Bäche, die die Stadt mit Wasser speisten, waren von den Feinden mit Leichen gefüllt; sämtliche Weinberge vor der Mauer waren von den Belagerten niedergebrannt, die Felder waren zertreten, die Gärten zerstört: die Stadt lag nun von allen Seiten offen da, und es verging kaum ein Tag, an dem sie nicht von den feindlichen Kanonen und Musketen mit einem Eisen- und Bleihagel überschüttet wurde.

Finster und kampfesmüde marschierten halbverhungerte Krieger durch die Straßen der Stadt; aus den Fenstern der Häuser schallten das Stöhnen und der Fieberschrei der Verwundeten, die Gebete der Frauen und das Weinen der Kinder. Man sprach halblaut und gedrückt miteinander und lauschte gespannt, ob der Feind nicht zum Sturme blies.

Am unerträglichsten wurde es jedoch am Abend, wenn das Stöhnen und Jammern lauter und deutlicher wurde, wenn aus den fernen Gebirgspässen schwarzblaue Schatten hervorkrochen, das feind-

liche Lager einhüllten und sich längs den halbzerstörten Mauern hin bewegten, während der Mond wie ein verlorener, verbeulter Schild über den schwarzen Gebirgszacken emporstieg.

Ohne Aussicht auf Hilfe, geschwächt von Kampf und Hunger, blickten die Belagerten, deren Hoffnung mit jedem Tage zusammenschmolz, angsterfüllt auf den Mond, auf die scharfen Gebirgszacken, die schwarzen Gebirgspässe und das lärmende Lager der Feinde — alles erinnerte sie an den Tod, und kein Stern leuchtete, Hoffnung spendend, durch die Nacht.

In den Häusern fürchtete man sich, Licht zu machen, dichte Finsternis hüllte die Straßen ein, und durch diese Finsternis schlich, gleich einem Fisch in der Tiefe des Flusses, ein schweigsames Weib, den Kopf in ein dunkles Tuch gehüllt.

Die Leute, denen sie begegnete, fragten einander:

„Ist sie es?“

„Ja, sie ist es!“

Sie versteckten sich in den Torwegen oder eilten gesenkten Hauptes an ihr vorüber. Die Patrouillenführer aber warnten sie mit strenger Stimme:

„Ihr seid wieder auf der Straße, Donna Marianna! Seht Euch vor, man könnte Euch niederstechen, und niemand würde nach dem Schuldigen suchen ...“

Sie richtete sich stolz empor und wartete, aber die Patrouille zog vorüber, ohne daß es jemand gewagt oder daß sich jemand entschlossen hätte, die Hand gegen sie zu erheben; die bewaffneten Leute mieden sie wie einen Leichnam, sie aber blieb im Dunkeln und wanderte still und einsam weiter durch die Straßen der Stadt, wie ein stummes, finsteres Symbol des Unheils, das die Stadt betroffen hatte; hinter ihr her aber kamen, Anklägern und Verfolgern gleich, Stöhnen und Jammern, die Gebete der Einwohner und die finsteren Gespräche der Soldaten hervorgekrochen, die alle Hoffnung auf einen Sieg verloren hatten.

Als Mutter und Bürgerin dachte sie an den Sohn und an die Heimat, denn an der Spitze der Männer, die die Stadt belagerten, stand ihr Sohn, ein schöner, fröhlicher, erbarmungsloser Jüngling, er, der noch vor kurzem ihr einziger Stolz gewesen war, den sie als wertvolles Geschenk, als segenspendende Kraft der Heimat zugedacht hatte, in der sie selbst geboren war und ihn großgezogen hatte. Hundert unzerreißbare Bande verknüpften ihr Herz mit den verwitterten Steinen, aus denen ihre Vorfahren diese Häuser und Mauern errichtet hatten, mit dem Erdboden, wo die Gebeine ihrer Blutsverwandten lagen, mit den Legenden, Liedern und Hoffnungen ihrer Nächsten. Nun aber hatte dieses Herz den Menschen verloren, der ihr am nächsten stand: von Tränen benetzt, schwankte es wie eine Waagschale auf und ab, aber vergebens suchte es, die Liebe zum Sohne und die Liebe zur Stadt gegeneinander abzuwägen, es vermochte nicht zu unterscheiden, welche Schale schwerer und welche leichter wog.

So wanderte sie nächtelang durch die Straßen der Stadt; viele Leute, die sie nicht erkannten, fuhren bei ihrem Anblick zusammen, denn erschrocken glaubten sie in der schwarzen Gestalt eine Verkörperung des Todes zu sehen, der sie alle bedrohte; erkannten sie sie jedoch, so wandten sie sich stumm von der Mutter des Verräters ab.

Einmal traf sie in einer stillen Ecke an der Stadtmauer mit einem anderen Weibe zusammen: unbeweglich, wie aus Stein gehauen, kniete es betend vor einem Leichnam, das leiddurchfurchte Antlitz gen Himmel zu den Sternen emporgerichtet; auf der Mauer über ihrem Haupte hörte man die Wachtposten miteinander plaudern, und die Waffen stießen leise klirrend gegen das Gestein.

Die Mutter des Verräters fragte:

„Dein Mann?“

„Nein.“

„Dein Bruder?“

„Mein Sohn. Meinen Mann haben sie vor dreizehn Tagen erschlagen und diesen hier — heute!“

Die Mutter des Getöteten erhob sich vom Erdboden und sprach demütig:

„Die Madonna sieht und weiß alles, und ich segne sie!“

„Wofür?“ fragte die erste.

„Jetzt, wo er im ehrenhaften Kampfe für die Heimat gestorben ist, kann ich sagen, daß ich Furcht hatte um ihn: er war leichtsinnig und liebte es zu sehr, lustig zu leben, daher hatte ich Angst, er könnte deswegen die Stadt verraten, wie der Sohn Mariannas, der Führer unserer Feinde; verflucht sei er, und verflucht der Schoß, der ihn getragen hat!“

Marianna verhüllte ihr Gesicht und wandte sich ab. Am nächsten Morgen jedoch erschien sie vor den Verteidigern der Stadt und sprach:

„Tötet mich, weil mein Sohn euer Feind ward, oder öffnet mir das Tor, auf daß ich mich zu ihm begebe ...“

Die Krieger entgegneten:

„Du bist ein Mensch, und die Heimat muß dir teuer sein; dein Sohn ist ebensosehr dein Feind, wie der unser aller.“

„Ich bin seine Mutter, ich liebe ihn und fühle mich schuldig, weil er geworden ist, was er ist.“

Sie aber berieten, was sie mit ihr tun sollten, und erklärten:

„Unsere Ehre verbietet es uns, dich um der Schuld deines Sohnes willen zu töten; wir wissen, daß nicht du ihm diesen furchtbaren Gedanken eingeben konntest, und wir begreifen, wie sehr du darunter zu leiden hast. Aber die Stadt bedarf deiner auch als Geisel nicht: dein Sohn kümmert sich nicht um dich, wir glauben sogar, daß dieser Teufel dich vergessen hat. Das sei deine Strafe, wenn du

eine solche verdient zu haben glaubst! Das erscheint uns furchtbarer als der Tod!"

„Ja!" sprach sie. „Das ist furchtbarer als der Tod!"

Sie öffneten ihr das Tor und blickten ihr lange von den Wällen der Stadt nach. Sie schritt über den heimatlichen Boden, den ihr Sohn mit Blut getränkt hatte; sie schritt langsam dahin, ihre Füße mühsam von diesem Boden ablösend, sie neigte sich vor den Toten, die als Verteidiger der Stadt gefallen waren, und stieß haßerfüllt die zerbrochenen Waffen mit dem Fuß weg, denn die Mütter hassen die Waffen der Angreifer und segnen nur die, die dazu dienen, das Leben zu schützen.

Sie schien einen bis zum Rande gefüllten Kelch unter ihrem Mantel zu tragen, und es war fast, als fürchte sie sich, seinen Inhalt zu verschütten; je mehr sie sich entfernte, desto kleiner wurde sie, und den Leuten, die ihr von den Wällen nachblickten, erschien es so, als verschwänden mit ihr zugleich die Trauer und die Trostlosigkeit, die auf der Stadt lasteten.

Sie sahen, wie sie auf halbem Wege haltmachte, die Kapuze zurückschlug und lange nach der Stadt zurückblickte. Inzwischen hatte man sie im feindlichen Lager bemerkt, und nun näherten sich ihr vorsichtig ein paar schwarze Gestalten.

Sie gingen auf sie zu und fragten sie, wohin sie ginge.

„Euer Anführer ist mein Sohn!" sprach sie, und keiner von den Soldaten zweifelte an der Wahrheit ihrer Worte. Sie schritten neben ihr her und priesen die Klugheit und Tapferkeit ihres Sohnes. Sie hörte sie stolz und erhobenen Hauptes an und wunderte sich nicht — ihr Sohn konnte nicht anders als tapfer und klug sein!

Und nun stand sie vor ihm, den sie bereits neun Monate vor seiner Geburt gekannt und nie aus ihrem Herzen verbannt hatte. Er stand in Samt und Seide gekleidet vor ihr, und an seinen Waffen funkelten kostbare Edelsteine. Alles war, wie es sein mußte — sie sah ihn vor sich, wie sie ihn unzählige Male im Traume gesehen hatte: reich, berühmt und von allen geliebt.

„Mutter!" sprach er und küßte ihre Hände. „Du bist zu mir gekommen, du hast mich also verstanden. Morgen will ich diese verfluchte Stadt erstürmen!"

„In der du geboren wurdest?" mahnte sie ihn.

Von seinen Erfolgen berauscht und von der Gier nach noch größerem Ruhme aufgepeitscht, erwiderte er mit der ganzen zügellosen Kühnheit der Jugend:

„Ich bin in der Welt und für die Welt geboren, um sie in Erstaunen zu setzen! Um deinetwillen habe ich diese Stadt geschont — sie peinigt mich wie ein Dorn im Fuße und hindert mich, den Weg zum Ruhme so geschwind zu durchmessen, wie ich es wünsche. Doch nun will ich schon morgen dies eigensinnige Nest zerstören!"

„Wo jeder Stein dich kennt und dich an deine Kindheit mahnt?"

„Die Steine sind stumm, wenn der Mensch sie nicht zum Sprechen bringt. Mögen die Berge von mir erzählen — das ist mein Wunsch!"

„Und die Menschen?"

„O Mutter, die habe ich nicht vergessen. Auch ihrer bedarf ich, denn nur im Gedächtnis der Menschen erringen die Helden ihre Unsterblichkeit."

„Ein Held ist der", sprach sie, „der im Kampf mit dem Tode neues Leben hervorbringt, ist der, der den Tod besiegt ..."

„Nein!" widersprach er. „Die Zerstörer der Städte sind ebenso berühmt wie ihre Begründer. Wir wissen nicht, ob Äneas oder Romulus Rom gegründet haben, und doch kennen wir die Namen Alarichs und anderer Helden, die diese Stadt zerstörten, genau."

„Die die Namen aller überlebt hat", mahnte die Mutter.

Und er sprach zu ihr bis zum Sonnenuntergang, sie unterbrach seine wahnsinnigen Reden immer seltener und senkte das stolze Haupt immer tiefer auf die Brust.

Die Mutter ist das schaffende Prinzip, sie schützt das Bestehende; in ihrer Gegenwart von Zerstörung sprechen, heißt gegen sie ankämpfen. Er aber wußte es nicht und verleugnete den Zweck ihres Lebens.

Eine Mutter ist stets eine Feindin des Todes, und die Hand, die den Tod in die Häuser der Menschen hineinträgt, ist allen Müttern verhaßt und feindlich. Allein ihr Sohn erkannte das nicht, geblendet von dem kalten, herztötenden Schimmer des Ruhms.

Er wußte auch nicht, daß eine Mutter ein ebenso kluges wie erbarmungsloses und furchtloses Tier sein kann, wenn es sich um das Leben handelt, das sie, die Mutter, erzeugt und behütet.

Sie saß nach vorne gebeugt da und blickte durch die offene Leinwand des reichen Feldherrnzeltes nach der Stadt, wo sie zum ersten Male die süßen Schauer der Empfängnis, die schmerzlichen Zuckungen des Gebärens verspürt hatte; bei der Geburt des Kindes, das nun das Zerstörungswerk vollbringen wollte.

Die purpurnen Strahlen der Sonne färbten die Türme und Wälle der Stadt blutrot, die Fensterscheiben funkelten unheilverkündend, die ganze Stadt schien aus hundert Wunden zu bluten; die Strahlen verblichen, die Stadt ward dunkel wie ein Leichnam, und Begräbnisfackeln gleich flammten die Sterne über ihr auf.

Sie versetzte sich in die dunkeln Häuser zurück, wo man sich fürchtete, Licht zu machen, um nicht

die Aufmerksamkeit des Feindes auf sich zu lenken, in die finsteren, vom Leichengeruch geschwängerten Straßen, die mit dem Flüstern todesbanger Leute angefüllt zu sein schienen — sie sah alles und alle; wie ein Blick ihres eigenen Ichs stand die Stadt vor ihr, stumm ihres Beschlusses harrend, und sie fühlte sich in diesem Augenblick als die Mutter aller Stadtbewohner.

Nun senkten sich von den schwarzen Bergesgipfeln Wolken herab und stürmten gleich Flügelrossen der dem Tode geweihten Stadt entgegen.

„Vielleicht werden wir schon jetzt zum Sturm blasen", sprach der Sohn und prüfte seine Degenschneide, „wenn nur die Nacht dunkel genug ist! Wenn die Sonne leuchtet und der Waffenglanz die Augen blendet, ist das Morden schwer, und viele Stöße gehen fehl!"

„Komm her zu mir", sprach die Mutter, „lehne den Kopf an meine Brust und ruhe dich aus. Entsinnst du dich, wie gut und fröhlich du warst, als du noch Kind warst, und wie alle dich liebhatten?"

Er folgte ihrem Rufe, kniete vor ihr nieder und schloß die Augen:

„Ich liebe nichts als den Ruhm und dich, weil du mich geboren als den, der ich bin!"

„Und die Frauen?" fragte sie, über ihn gebeugt.

„Es gibt ihrer viele, und man hat sie schnell satt wie alles Süße."

Und sie fragte ihn zum letzten Male:

„Wünschst du dir keine Kinder?"

„Wozu? Damit man sie mir tötet? Ein Mensch, der mir gleicht, wird sie töten, mich würde das sehr schmerzen, aber ich werde dann sicherlich schon zu alt und zu schwach sein, um sie zu rächen."

„Du bist schön, doch unfruchtbar wie der Blitz", sprach sie aufseufzend.

Er lächelte:

„Ja, wie der Blitz ..."

Und er entschlummerte wie ein Kind, an die Mutterbrust gelehnt.

Sie bedeckte ihn mit ihrem schwarzen Mantel und stieß ihm den Dolch in die Brust. Er zuckte zusammen und hauchte im selben Augenblick sein Leben aus — die Mutter wußte zu gut, wo das Herz ihres Sohnes schlug. Dann aber ließ sie den Leichnam zu den Füßen der fassungslosen Wache niedersinken und wandte ihr Antlitz der Stadt zu:

„Ich habe für die Heimat getan, was ich konnte, als Mutter aber bleibe ich mit meinem Sohne vereint! Es ist zu spät für mich, einen anderen zu gebären, und keinem sonst ist mein Leben nütze."

Und sie stieß sich den Dolch, der noch warm von dem Blute ihres Sohnes war, mit fester Hand in die Brust. Sie traf auch sicher in ihr eigenes Herz — denn, wenn es schmerzt, trifft man es leicht, stößt man nicht daneben.

DER TOD DES FISCHERS

Die Zikaden zirpen.

Tausend Metallsaiten scheinen sich durch das dichte Olivenlaub dahinzuziehen; der Wind wiegt die harten Blätter, die die Saiten berühren, hin und her, und die leichten, unablässig erklingenden Töne füllen die Luft mit heißen, betäubenden Lauten. Das ist noch keine Musik, aber es scheint, daß unsichtbare Hände hundert verborgene Harfen stimmen und man fortwährend gespannt erwartet, daß nach einem Augenblick des Schweigens ein gewaltiger Hymnus zu Ehren der Sonne, des Himmels und des Meeres erschallen wird.

Ein frischer Wind bläst vom Meere her; die Bäume neigen ihre Wipfel und steigen gleichsam von dem Abhang zum Ufer herab. Dumpf und gleichmäßig schlagen die Wellen ans Ufergestein; das ganze Meer ist mit weißen, lebendigen Flocken bedeckt, als hätten sich zahllose Vogelschwärme auf diese blaue Fläche niedergelassen; sie schwimmen alle nach einer Richtung, verschwinden, tauchen in die Tiefe, erscheinen wieder auf der Oberfläche und singen kaum hörbar. Am Horizont schaukeln, zwei großen Vögeln gleich, zwei Schiffe mit gehißten, dreiteiligen Segeln, die die Wasserflocken zu sich heranzulocken scheinen — alles zusammen erinnert an einen längstvergessenen Traum, der keine Ähnlichkeit mit dem Leben hat.

„Die Nacht wird stürmisch werden!" spricht ein alter Fischer, der tief im Schatten auf einer kleinen, mit Geröll bedeckten Landzunge sitzt.

Die Brandung hat Büschel roten, goldigen und grünen Seetangs ans steinige Ufer geworfen; der Tang verdorrt in der Sonne und auf den heißen Steinen, die salzige Luft ist von herbem Jodgeruch erfüllt. Krause Wellen hüpfen eine nach der anderen über die Landzunge.

Der alte Fischer sieht auch einem großen, grauen Vogel ähnlich: ein kleines, verschrumpftes Gesicht, eine gebogene Nase, runde und offenbar sehr scharfe Augen, die kaum hinter den dunklen Hautfalten erkennbar sind, und krallenartig gebogene, trockene, fast unbewegliche Finger.

„Vor einem halben Jahrhundert, Signore", spricht der Alte, und seine Worte ahmen den Rhythmus des Wellenklangs und des Zikadengesangs nach, „da brach einmal ein ebenso lachender, fröhlicher Tag an wie heute. Mein Vater war vierzig, ich, ich sechzehn Jahre alt; ich war verliebt, Sie wissen: — das ist unvermeidlich, wenn man sechzehn Jahre alt ist, und wenn die Sonne scheint.

‚Komm, laß uns Perzonen fischen gehen, Guido', sagte mein Vater. Sie müssen nämlich wissen, Signore, Perzonen, das sind sehr feine, schmackhafte Fische mit rosafarbenen Flossen, man nennt sie auch zuweilen Korallenfische, weil sie tief unten, bei den Korallen, zu finden sind. Man verankert das Boot und fängt sie mit einer kleinen Angel und einem schweren Senkblei. Das ist ein schöner Fisch.

Wir stachen, voller Hoffnung auf einen guten Fang, in See. Mein Vater war ein kräftiger Mann und ein erfahrener Fischer, aber kurz vorher hatte er gekränkelt: die Brust schmerzte ihn, und die Finger an den Händen waren vom Rheumatismus gekrümmt — er hatte an einem kalten Wintertage gearbeitet und sich diese Krankheit der Fischer geholt.

Das ist ein schlauer, tückischer Wind, der jetzt so freundlich vom Ufer her weht, als wolle er uns ganz zärtlich ins Meer hinaustreiben. Doch da, da schleicht er sich hinterrücks heran und stürzt sich plötzlich auf einen, als hätte man ihn beleidigt. Im Nu ist die Barke losgerissen und fliegt, zuweilen kielaufwärts, im Winde dahin, während Sie selbst schon im Wasser liegen. Sie finden nicht einmal Zeit zu einem Fluch oder zu einem Stoßgebet und sind schon vom Strudel erfaßt und werden von der Strömung fortgetrieben. Ein Räuber ist ehrlicher als dieser Wind. Übrigens sind die Menschen immer ehrlicher als die Naturgewalten.

Dieser Wind also stürzte sich plötzlich wie ein Lump und ein Feigling auf uns; es war ganz nahe am Ufer, nur vier Kilometer weit davon. ‚Guido', rief mein Vater und griff mit seinen kranken Fingern nach den Rudern. ‚Halte dich fest, Guido! Den Anker los!'

Bevor ich aber den Anker lichten konnte, erhielt der Vater einen Stoß vor die Brust — der Sturm entriß ihm die Ruder —, und er stürzte bewußtlos zu Boden. Ich fand nicht Zeit, ihm zu helfen, das Boot konnte jeden Augenblick kentern. Am Anfang geht alles schnell: als ich mich an die Ruder setzte, waren wir bereits von kochendem Gischt umgeben, und wir wurden von allen Seiten vom Winde fortgetrieben, der uns ganz wie ein Priester mit Spritzwellen übergoß, nur noch eifriger als er, und keineswegs zu dem Zweck, um uns von unseren Sünden reinzuwaschen.

‚Die Sache ist sehr ernst, mein Sohn!' sagte mein Vater, der aus seiner Ohnmacht erwacht war, mit einem Blick nach dem Ufer. ‚Das wird lange anhalten, mein Lieber.'

Wenn man jung ist, glaubt man nur ungern an eine Gefahr; ich machte den Versuch zu rudern und tat alles, was im Augenblick der Gefahr auf dem Meere getan werden muß, wenn dieser Wind, der Odem der bösen Geister, einem tausend Gräber gräbt und unentgeltlich das Totenlied singt.

‚Sitz ruhig, Guido', sprach mein Vater lächelnd und schüttelte sich die Wassertropfen vom Kopfe. ‚Welchen Zweck hat es, das Meer mit Streichhölzern aufzuwühlen? Spare deine Kraft, mein Sohn, sonst wird man dich zu Hause vergebens erwarten.'

Die grünen Wellen schleuderten unsere Nußschale in die Höhe wie einen Kinderball, sie schauten, haushoch aufspritzend, zu uns ins Boot hinein, sie brüllten und tobten, während wir in tiefe Abgründe hinabsausten oder auf weiße Bergkämme emporgehoben wurden; inzwischen entschwand das Ufer immer mehr unseren Blicken und schien in demselben Takt wie unsere Barke auf und ab zu tanzen. Da sagte mein Vater zu mir:

‚Du wirst vielleicht aufs Festland zurückkehren, ich nicht! Höre nun zu, was ich dir jetzt sagen werde...'

Und er begann zu erzählen, was ihm von den Gewohnheiten der verschiedenen Fischgattungen bekannt war: — wo, wann und wie man sie am besten fangen könne.

‚Vielleicht sollten wir lieber beten, Vater!' fragte ich, als ich mir über den Ernst unserer Lage klar wurde; unsere Situation war der zweier Kaninchen inmitten einer ungeheuren Schar weißer Hunde zu vergleichen, die uns von allen Seiten umstanden und ihre Zähne fletschten.

‚Gott sieht alles!' sprach er. ‚Er sieht voraus, daß Leute, die für die Erde geschaffen sind, auf dem Meere zugrunde gehen werden, und er versteht, daß einer von ihnen, voller Hoffnung auf Rettung, dem Sohne mitteilen muß, was er weiß. Die Erde und die Menschen bedürfen der Arbeit und nicht der Gebete, Gott weiß das...'

Nachdem er mir alles erzählt hatte, was er von der Arbeit wußte, begann er mir Ratschläge zu geben, wie man unter den Menschen leben soll.

‚Ist denn jetzt die Zeit, mir Ratschläge zu geben?' fragte ich. ‚Auf dem Festlande hast du das nie getan!'

‚Dort war uns der Tod nie so nahe wie hier...'

Der Sturm heulte wie ein Tier, die Wellen tobten gegen das Boot, der Vater mußte schreien, wenn ich seine Worte verstehen sollte.

‚Benimm dich stets so, als ob es keinen Menschen gäbe, der besser und der schlechter ist als du — das ist das Richtige! Der Adlige und der Fischer, der Priester und der Soldat — alle bilden einen einzigen Körper, und du bist ein ebenso notwendiges Glied dieses Körpers wie die anderen. Tritt nie an einen Menschen heran, wenn du mehr Schlechtes als Gutes von ihm denkst; setze stets mehr Gutes bei

ihm voraus — das ist das Richtige. Die Menschen geben den anderen stets das, was man von ihnen verlangt.‘

Das alles sagte mein Vater natürlich nicht in fließender Rede, sondern in kurzen, abgehackten Worten, die wie Kommandorufe klangen; die Wellen warfen uns hin und her, herauf und herunter, und ich hörte diese Worte durch das Heulen des Sturmes und das Brüllen des Meeres. Vieles trug der Wind davon, ehe es bis an mein Ohr gelangte, vieles begriff ich nicht — man ist nicht zum Lernen aufgelegt, Signore, wenn jeder Augenblick den Tod in sich birgt! Ich war von Furcht und Schrecken ergriffen, denn zum ersten Male sah ich das Meer in einem solchen Aufruhr, und ich fühlte dem Sturme gegenüber meine Ohnmacht. Wenn ich später an diese Stunden zurückdachte, hatte ich ein Gefühl, das noch heute in meinem Herzen lebendig ist.

Heute noch sehe ich den Vater deutlich vor mir: er sitzt auf dem Boden der Barke und klammert sich mit den kranken Händen an die Wände des Bootes — den Hut hatten die Wellen fortgespült, die von allen Seiten auf ihn eindrangen und hageldicht auf seinen Kopf und seine Schultern herabsausten; er schüttelt das Wasser herunter und ruft mir von Zeit zu Zeit laut schnaubend etwas zu. Er war ganz zusammengeschrumpft vor Nässe, während die Augen vor Furcht oder vielleicht auch vor Schmerz weit geöffnet waren. Ich glaube jedoch, es war vor Schmerz.

‚Hörst du mich?‘ schrie er. ‚He, hörst du mich?‘

Bisweilen antwortete ich:

‚Ich höre!‘

‚Denke daran: — alles Gute kommt vom Menschen.‘

‚Wohl!‘ antwortete ich.

Nie hatte er früher so mit mir gesprochen. Er war fröhlich und gut gegen mich gewesen, es war mir aber so vorgekommen, als betrachte er mich mit Spott und Mißtrauen und als behandle er mich wie ein Kind. Bisweilen hatte mich das verletzt, denn die Jugend ist sehr eitel und empfindlich.

Seine Worte beschwichtigten sicherlich meine Furcht, deshalb entsinne ich mich ihrer wohl so genau.“

Der alte Fischer schwieg, blickte auf das schaumbedeckte Meer hinaus, lächelte vor sich hin und sprach, mit den Augen zwinkernd:

„Auf Grund meiner Menschenkenntnis, Signore, weiß ich, daß Erinnerung und Erkenntnis dasselbe sind, je besser man aber die Wirklichkeit erkennt, um so mehr Gutes findet man in ihr — es ist schon so, glauben Sie mir!“

Ich sehe noch sein feuchtes, liebes Gesicht mit den mächtigen Augen vor mir, die mich so ernst, gütig und ausdrucksvoll anblickten, daß ich die Überzeugung gewann, ich würde an diesem Tage nicht zugrunde gehn. Ich fürchtete mich, ich wußte aber, daß ich nicht untergehen würde.

Unser Boot kenterte natürlich, und wir fanden uns beide in dem kochenden Strudel, in dem Gischt, der die Augen trübe macht, und inmitten scharfkantiger Wellen wieder, die uns hin und her schleuderten und gegen den Kiel der Barke warfen. Wir hatten schon früher alles Bewegliche an den Bootswänden befestigt und hielten die Tauenden in den Händen; solange unsere Kraft reichte, konnten wir nicht von der Barke weggerissen werden, es war aber schwer, sich über Wasser zu halten. Einige Male wurden wir beide auf den Kiel hinaufgeschleudert, aber sofort wieder heruntergeschwemmt. Das Schlimmste ist in einer solchen Lage, daß man die Besinnung verliert, daß einem Augen und Ohren mit Wasser angefüllt werden und daß man dazu noch recht viel von dem feuchten Naß schlucken muß.

Unser Kampf währte sieben Stunden lang, als der Wind plötzlich umschlug, nach dem Ufer hinblies und auch uns dorthin trieb. Voller Freude schrie ich dem Vater zu, er solle sich festhalten, auch er schrie mir etwas zu, ich verstand aber nur die Worte:

‚Das Boot zerschellt . . .‘

Er dachte an die Klippen am Ufer; die waren aber noch weit, und ich schenkte seinen Worten keinen Glauben. Aber er kannte die Verhältnisse besser: wir flogen zwischen den Wasserbergen dahin, an unsere Nährmutter festgesaugt wie Schnekken, mit zahlreichen Beulen, die wir infolge der Stöße gegen die Barke davongetragen, und fast aller Kraft und der Sprache beraubt. Das währte recht lange; als aber die dunklen Uferhänge hervortraten, spielte sich alles mit geradezu schwindelnder Schnelligkeit ab. Die Klippen schienen hin und her zu schwanken, kamen immer näher, und jetzt beugten sie sich über das Wasser, bereit, auf unsere Köpfe herabzustürzen; eins, zwei — wir werden von den weißen Wellen in die Luft geschleudert, unsere Barke knirscht wie eine zertretene Nußschale, ich werde fortgerissen, sehe die zackigen, schwarzen Felsenriffe mit ihren messerscharfen Graten, hoch über mir fliegt kopfüber der Vater vorüber, um dann auf diese Teufelskrallen herabzustürzen. Zwei Stunden später etwa fand man ihn mit gebrochenem Rückgrat und zerschmettertem Schädel. Die Wunde am Kopfe war fürchterlich, ein Teil des Gehirns war fortgespült, ich entsinne mich aber der rotgeäderten grauen Stücke in der Wunde, die wie Marmor oder blutiger Schaum aussahen. Er war entsetzlich zugerichtet, über und über mit Wunden bedeckt, aber das Antlitz war rein und ruhig und die Augen fest und wohl verschlossen.

Wie es mir ergangen war? Oh, ich war auch übel zugerichtet. Besinnungslos wurde ich an das Ufer getragen. Der Sturm hatte uns nach dem Festlande, hinter Amalfi, an eine fremde Küste getrieben, die jedoch auch von Fischersleuten bewohnt war; der-

artige Vorfälle sind für sie nichts Neues, das macht sie nur besser: die Menschen, die einen gefahrvollen Beruf haben, sind stets gütig.

Mir scheint, ich habe den Vorfall mit dem Vater und das, was ich einundfünfzig Jahre im Herzen getragen habe, nicht so wiederzuerzählen vermocht, wie ich das alles empfinde. Dazu wären ganz besondere Worte oder vielleicht gar Lieder erforderlich, aber wir sind einfache Leute, den Fischen ähnlich, und können uns nicht so schön und bedeutungsvoll ausdrücken, wie wir es gerne möchten! Man weiß und empfindet stets mehr, als man zu sagen vermag.

Das Wichtigste hierbei ist, daß mein Vater in seiner Todesstunde, der er nicht mehr entrinnen zu können glaubte, von keiner Furcht gepackt wurde und meiner nicht vergaß, sondern Kraft und Zeit fand, mir alles mitzuteilen, was er für wichtig hielt. Siebenundsechzig Jahre habe ich nun hinter mir, und ich kann guten Gewissens behaupten, daß alles richtig war, was er mir eingeprägt hat!"

Der Alte nahm seine ehemals rote, jetzt aber braune gestrickte Mütze vom Kopfe, zog seine Pfeife hervor, beugte seinen kahlen, bronzefarbenen Schädel nach vorne und sprach mit besonderem Nachdruck:

„Es hat alles seine Richtigkeit, lieber Herr! Die Menschen sind so, wie man sie sehen will: blickt man sie mit gütigen Augen an, so hat man's gut, und auch sie werden hierdurch besser. Das ist so einfach!"

Der Wind wurde immer frischer, die Wellen höher, spitzer und weißer; auf dem Meere schienen Vögel aufzutauchen, die eilig davonschwammen, während die beiden Schiffe mit den dreiteiligen Segeln bereits hinter dem blauen Horizont verschwunden waren.

Die steilen Uferhänge der Insel sahen aus, als hätte sie die Brandung mit weißen Spitzen geschmückt; wild brausen und plätschern die blauen Wogen, und mit unermüdlicher Leidenschaft zirpen die Zikaden.

NUNCIA UND NINA

Mit Recht ist das Sankt-Jakobs-Viertel stolz auf seinen Springbrunnen, an dem schon der unsterbliche Giovanni Boccaccio bei einem heiteren Gespräch sich auszuruhen pflegte, und der mehr als einmal von dem berühmten Salvatore Rosa gemalt worden war, dem Freunde des Tommaso Aniello — oder Masaniello, wie das Volk ihn nannte, für dessen Freiheit er kämpfte und starb. Masaniello wurde auch in unserm Viertel geboren.

In unserm Viertel kamen zur Welt und lebten überhaupt sehr viele bedeutende Menschen; in früheren Zeiten gab es ihrer mehr als heutzutage, und man bemerkte sie auch eher. Aber jetzt, wo alle herumlaufen und sich mit Politik beschäftigen, ist es schwer, die andern zu überragen; und auch die Seele entfaltet sich nur mühselig, wenn man sie in Zeitungspapier einwickelt.

Bis zum Sommer des vorigen Jahres war auch die Gemüsehändlerin Nuncia der Stolz des Viertels. Sie war der lustigste Mensch in der ganzen Welt und die Allerhöchste in unserm Winkel — über dem die Sonne immer etwas länger steht als über den andern Stadtteilen. Der Springbrunnen ist natürlich auch heute noch derselbe wie immer; immer gelber werdend im Laufe der Zeit, wird er noch lange die Fremden durch seine drollige Anmut in Erstaunen setzen, die Marmorkinder bleiben ewig jung und werden nie müde von ihren Spielen.

Unsere liebe Nuncia aber starb vorigen Sommer auf der Straße, während sie tanzte; nur selten stirbt ein Mensch auf diese Weise, und darum mag es schon interessant sein, davon zu hören.

Sie war zu lustig und zu gutherzig, um friedlich mit ihrem Mann leben zu können. Er konnte das lange nicht begreifen, er regte sich auf, fluchte, fuchtelte mit den Armen, drohte mit dem Messer, einmal machte er auch Gebrauch davon und stieß es jemand in die Seite; aber die Polizei liebt solche Späße nicht, und nachdem Stefano ein bißchen im Gefängnis gesessen hatte, wanderte er nach Argentinien aus; Klimawechsel ist sehr gesund für böse Leute.

Mit dreiundzwanzig Jahren wurde Nuncia Witwe, sie hatte ein fünfjähriges Töchterchen zu versorgen, und alles, was sie besaß, waren zwei Esel, ein Gemüsegarten und ein Wägelchen; ein fröhlicher Mensch braucht nicht viel, all dies genügte ihr vollkommen. Sie konnte tüchtig arbeiten, und es gab sehr viele, die gern bereit waren, ihr zu helfen; und wenn sie einmal kein Geld hatte, um irgendeine Arbeitsleistung zu bezahlen, so zahlte sie mit ihrem Lachen, ihren Liedern und allem anderen, was immer mehr geschätzt wird als Geld.

Nicht alle Frauen billigten ihren Lebenswandel und natürlich auch nicht alle Männer; doch, da sie ein ehrliches Herz hatte, ließ sie die Verheirateten in Ruhe, ja sie verstand es sogar, sie mit ihren Frauen zu versöhnen. Sie pflegte zu sagen:

„Wer aufhört, eine Frau zu lieben, der versteht nicht wahrhaft zu lieben."

Der Fischer Arturo Lano, der in seiner Jugend in einem Seminar gewesen war und Priester werden wollte, dann aber den Weg zum Priesterrock und zum Paradies verlor, indem er sich auf das Meer, in die Schenken und überall dorthin, wo es lustig ist, verirrte, dieser Lano nun, der es meisterhaft verstand, unanständige Lieder zu dichten, sagte ihr einmal:

„Du glaubst wohl, daß die Liebe eine ebenso schwere Wissenschaft ist wie die Theologie?"

Sie erwiderte:

„Die Wissenschaften kenne ich nicht, aber deine Lieder — alle." Und sie sang ihm, der so rund war wie ein Faß, eines seiner Lieder vor:

„Ja, so geht es nun einmal:
Frühling war es grade ..."

Da lachte er natürlich, und seine klugen Äuglein verschwanden in seinen roten, dicken und fetten Backen.

So lebte sie, froh und zufrieden, vielen eine Freude und allen angenehm; sogar ihre Freundinnen söhnten sich mit ihr aus; sie sahen ein, daß der Charakter eines Menschen in seinem Fleisch und Blute ist, sie dachten daran, daß selbst die Heiligen sich nicht immer überwinden konnten. Und schließlich — der Mann ...

Zehn Jahre lang strahlte Nuncias Stern, sie war von allen als die Schönste und als die beste Tänzerin des Viertels anerkannt, und wäre sie noch ein Mädchen gewesen, so wäre sie sicher zur Königin des Marktes gewählt worden, was sie auch ohnedies in den Augen aller war.

Sogar den Ausländern zeigte man sie, und viele von ihnen wollten sich gern mit ihr unter vier Augen unterhalten; darüber lachte sie immer wie toll.

„In welcher Sprache wird sich denn dieser mit allen Wassern gewaschene Signore mit mir unterhalten?"

„In der Sprache klingender Münzen, Dummchen", redeten ihr solide Leute zu, aber sie antwortete:

„Fremden kann ich nur Zwiebeln, Knoblauch und Tomaten verkaufen."

Es kam vor, daß Leute, die ihr aufrichtig zugetan waren, sie eindringlich zu bereden suchten:

„Einen Monat vielleicht, Nuncia, und du bist reich! Überleg dir das einmal, denk daran, daß du eine Tochter hast ..."

„Nein", erwiderte sie dann, „ich liebe meinen Körper und kann ihn nicht beleidigen! Ich weiß, man muß nur einmal etwas gegen seinen Willen tun, dann verliert man schon für immer die Achtung vor sich selbst ..."

„Aber, du weigerst dich doch bei anderen nicht!"

„Bei den Unsrigen! Und auch nur, wenn ich will."

„Ach, was soll das heißen: die Unsrigen?"

Sie wußte es:

„Die Menschen, unter denen meine Seele aufgewachsen ist und die sie verstehen."

Aber trotzdem hatte sie ein Verhältnis mit einem Waldhüter aus England gehabt, einem sehr eigenartigen, schweigsamen Menschen, der unsere Sprache aber sehr gut kannte. Er war jung, hatte aber schon graues Haar und eine Narbe quer über das ganze Gesicht; er hatte das Gesicht eines Räubers, aber die Augen eines Heiligen. Die einen erzählten, daß er Bücher schreibe, die andern behaupteten, er sei Spieler. Einmal fuhr sie mit ihm sogar fort, irgendwohin nach Sizilien, und, als sie zurückkam, war sie ganz schmal geworden. Er wird wohl kaum reich gewesen sein, Nuncia hatte weder Geld noch Geschenke von ihm bekommen. Und dann lebte sie wieder unter den Ihrigen, lustig wie immer und allen Freuden zugänglich.

Aber einmal an einem Feiertag, als alle aus der Kirche kamen, bemerkte jemand ganz verwundert:

„Schau einer an! Die Nina sieht ja bald genau so wie ihre Mutter aus!"

Und das war wahr wie ein Maientag: unbemerkt von allen war Nuncias Tochter ein ebenso strahlender Stern geworden wie ihre Mutter. Sie war erst vierzehn Jahre alt; aber hochgewachsen, mit üppigem Haar und stolzen Augen, erschien sie viel älter und schon ganz fraulich.

Selbst Nuncia war erstaunt, als sie sie betrachtete:

„Heilige Madonna! Willst du denn schöner werden als ich, Nina?"

Lächelnd antwortete das Mädchen:

„Nein, nur ebenso wie du, das genügt mir vollkommen."

Und da sahen die Leute zum ersten Male, wie das Gesicht dieser fröhlichen Frau traurig wurde, und abends sagte sie zu ihren Freundinnen:

„So ist nun unser Leben! Man hat seinen Becher noch nicht zur Hälfte ausgetrunken, und schon streckt sich eine neue Hand danach aus."

Zuerst war natürlich nicht die geringste Spur einer Nebenbuhlerschaft zwischen Mutter und Tochter zu bemerken. Nina war bescheiden, zurückhaltend, blickte durch die Wimpern auf die Welt und öffnete vor Männern nur ungern den Mund; die Augen der Mutter dagegen brannten immer gieriger, und immer lockender klang ihre Stimme.

In ihrer Nähe flammten die Menschen auf wie Segel in der Morgendämmerung, wenn der erste Sonnenstrahl sie berührt. Und es ist wahr: für viele war Nuncia der erste Strahl der Liebe; viele trugen in sich ein Gefühl stiller Dankbarkeit, wenn sie sie auf der Straße sahen, neben ihrem kleinen Wagen, schlank wie eine Tanne und mit einer Stimme, die bis zu den Dächern emporflog. Schön war sie auch auf dem Markte, wenn sie hinter ihrem leuchtendbunten Gemüsehaufen stand, als Hintergrund die

weiße Kirchenwand — wie das Bild eines großen Künstlers. Ihr Platz befand sich vor der Sankt-Jakobs-Kirche, links von der Treppe; drei Schritte von ihm ist sie auch gestorben. Da steht sie also und glüht und brennt. Wie fröhliche Funken sprühen ihre lustigen Scherze, ihr Lachen und ihre Lieder, von denen sie Tausende kennt, über die Köpfe der Menge.

Sie verstand es, sich so zu kleiden, daß ihre Schönheit dadurch noch gewann. So wie guter Wein in einem guten Glase: je durchsichtiger das Glas, desto besser zeigt es die Seele des Weines; die Farbe vervollständigt den Geruch und den Geschmack, vervollständigt jenes rote Lied, das wir trinken, um der Seele ein wenig von dem Blut der Sonne einzuflößen. Der Wein, o Gott! Die ganze Welt mit ihrem Lärm und Trubel wäre keinen Eselshuf wert, wenn der Mensch nicht die süße Möglichkeit hätte, seine arme Seele mit einem guten Glase roten Weines zu laben, der Wein wird euch lehren, die Welt, in der es ja wirklich genug Greuel gibt, zu lieben und ihr zu verzeihen .... Schaut nur durch euer Glas auf die Sonne, der Wein wird euch solche Märchen erzählen ...

So steht nun Nuncia in der Sonne und entzündet heitere Gedanken und den Wunsch, ihr zu gefallen; man schämt sich vor einer schönen Frau, ein unscheinbarer Mensch zu sein, und man möchte sich dann immer selbst übertreffen. Viel Gutes hat Nuncia vollbracht, viele Kräfte hat sie zum Leben erweckt. Das Gute entzündet immer den Wunsch zum Besseren.

Ja, aber immer öfter erscheint neben der Mutter die Tochter, zurückhaltend wie eine Nonne, wie das Messer in der Scheide. Die Männer schauen, vergleichen sie miteinander, und manche begreifen vielleicht, was eine Frau manchmal fühlt und wie weh ihr das Leben tut.

Die Zeit vergeht, immer schneller werden ihre eiligen, kleinen Schritte. Wie goldene Stäubchen im roten Strahl der Sonne, so tauchen die Menschen im rollenden Rad der Zeit auf, um rasch wieder zu verschwinden. Immer öfter zieht Nuncia ihre dichten Brauen zusammen; sich auf die Lippen beißend, blickt sie ihre Tochter an: so beobachtet ein Spieler den andern, um seine Karten zu erraten ...

Es vergehen ein, zwei Jahre, immer näher kommt die Tochter der Mutter, und immer weiter rückt sie von ihr ab. Schon können alle sehen, daß die Burschen nicht mehr wissen, wen von den beiden sie freundlicher anschauen sollen. Und die guten Freundinnen — Freundinnen lieben einen dort zu kitzeln, wo es juckt — fragen:

„Na, Nuncia, deine Tochter stellt dich wohl in den Schatten?"

Lachend antwortete dann die Frau:

„Große Sterne sieht man auch, wenn der Mond scheint."

Als Mutter war sie stolz auf die Schönheit ihrer Tochter, als Frau mußte sie neidisch auf ihre Jugend sein: Nina hatte sich zwischen sie und die Sonne gestellt; es kränkte die Mutter, im Schatten zu stehen.

Lano dichtete ein neues Liedchen, dessen erster Vers lautete:

„Wär' ich ein Mann, ich würde schon
Die Tochter dazu zwingen,
Wie ich's in ihrem Alter tat,
Ein schönes Kind zur Welt zu bringen."

Nuncia wollte dieses Lied nicht singen. Es ging das Gerücht um, daß Nina schon mehr als einmal zur Mutter gesagt habe:

„Wir könnten viel besser leben, wenn du vernünftiger wärest."

Und dann kam der Tag, wo die Tochter zur Mutter sagte:

„Mama, du verdeckst mich zu sehr vor den Menschen. Ich bin doch kein kleines Kind mehr und will auch etwas vom Leben haben! Du hast viel und lustig gelebt — ist nicht endlich auch für mich die Zeit gekommen?"

„Was ist denn los?" fragte die Mutter und senkte schuldbewußt die Augen: sie wußte schon, was los war.

Enrico Borbone war aus Australien zurückgekehrt, er war Holzhauer gewesen in diesem wunderbaren Land, wo jeder mit Leichtigkeit eine Menge Geld verdienen konnte. Er war zurückgekehrt, um sich in der Heimatsonne zu wärmen, und wollte dann wieder dorthin zurück, wo man um so viel freier leben konnte. Er war sechsunddreißig Jahre alt, war bärtig, stark und lustig, und er konnte so wunderbar von seinen Abenteuern, von seinem Leben im Urwald erzählen. Alle hielten seine Erzählungen für Märchen, aber Mutter und Tochter glaubten daran.

„Ich weiß, daß ich Enrico gefalle", sagte Nina, „aber du spielst mit ihm, du machst ihn leichtsinnig, und das stört mich."

„Ich verstehe", sagte Nuncia. „Gut, du sollst dich nicht bei der Madonna über deine Mutter beklagen müssen."

Und diese Frau trat ehrlich von jenem Manne zurück, den sie, das sahen alle, lieber mochte als viele andere.

Es ist ja bekannt, daß ein leichter Sieg den Sieger noch eingebildeter macht, und wenn der Sieger noch dazu ein Kind ist, so ist es schon ganz schlimm!

Nina benahm sich jetzt ihrer Mutter gegenüber nicht so, wie Nuncia es verdiente. Und einmal, am Sankt-Jakobs-Tag, einem Feiertage unsres Viertels, als alle lustig und vergnügt waren und Nuncia schon herrlich die Tarantella getanzt hatte, sagte die Tochter zu ihr in Gegenwart aller:

„Tanzt du nicht zuviel? Ist das in deinem Alter nicht schädlich? Du mußt dein Herz schonen!"

Alle, die diese ungezogenen, aber in freundlichem Tone gesagten Worte hörten, wurden ganz stumm. Nuncia stemmte die Arme gegen die schlanken Hüften und rief aufgebracht:

„Mein Herz? Du machst dir Sorgen darum? Das ist nett, mein Kind, ich danke dir! Aber wir wollen doch einmal sehen, wessen Herz stärker ist!"

Nach kurzer Überlegung schlug sie vor:

„Wir wollen dreimal von hier bis zum Brunnen laufen, hin und zurück, ohne auszuruhen natürlich."

Vielen kam dieses Wettrennen sehr komisch vor, manche fanden es höchst skandalös, aber die Mehrzahl nahm aus Achtung vor Nuncia ihren Vorschlag ganz ernsthaft auf und zwang Nina, die Herausforderung der Mutter anzunehmen.

Man wählte Schiedsrichter, bestimmte eine Rekordgrenze — alles, wie bei einem Pferderennen, genau und ausführlich. Es gab viele Frauen und Männer, die aus vollem Herzen der Mutter den Sieg wünschten, sie segneten und der Madonna gute Gelübde ablegten, wenn sie Nuncia helfen, ihr genügend Kraft geben würde.

Nun stehen also Mutter und Tochter nebeneinander, ohne sich anzublicken, es dröhnt ein dumpfer Schlag auf das Tamburin, und sie stürzen beide davon. Wie zwei große, weiße Vögel fliegen sie die Straße entlang auf den Marktplatz zu, die Mutter in einem roten Kopftuch, die Tochter in einem hellblauen.

Schon nach wenigen Minuten war es klar, daß die Tochter der Mutter nicht an Leichtigkeit und Ausdauer gleichkommen konnte; Nuncia lief so leicht und schön, als trüge die Erde sie, wie eine Mutter ihr Kind; die Menschen begannen, ihr aus den Fenstern und von der Straße Blumen zuzuwerfen und gaben ihren Beifall durch Händeklatschen und Zurufe kund. Nachdem sie die Strecke erst zweimal gelaufen waren, hatte sie schon einen Vorsprung von vier Minuten: wie zerschlagen, außer Atem und ganz in Tränen sank Nina auf die Stufen der Kirchentreppe, sie konnte nicht mehr laufen.

Frisch und munter wie eine Katze beugte sich Nuncia über sie, mit den andern mitlachend:

„Mein Kind", sagte sie, während sie mit ihrer kraftvollen Hand das aufgelöste Haar des Mädchens streichelte, „mein Kind, du mußt wissen, daß das stärkste Herz beim Vergnügen, bei der Arbeit und in der Liebe das Herz der Frau ist, die das Leben schon kennt, und das Leben wirst du erst kennen, wenn du schon weit über dreißig sein wirst... Mein Kind, nimm es dir nicht zu Herzen!"

Und ohne sich nach dem Laufe auszuruhen, wollte Nuncia wieder die Tarantella tanzen:

„Wer hat Lust?"

Enrico trat hervor, nahm seinen Hut ab, und mit einer tiefen Verbeugung hielt er lange seinen Kopf ehrerbietig vor dieser prächtigen Frau gesenkt.

Unter den summenden, brummenden Schlägen des Tamburins flammte der feurige Tanz auf, berauschend wie alter, starker, dunkler Wein; wie eine Schlange drehte und wand sich Nuncia, mit ihrem ganzen Wesen erfaßte sie diesen Tanz der Leidenschaft, und es war ein großer Genuß, zu sehen, wie dieser herrliche, unbesiegbare Körper lebte und vibrierte.

Lange tanzt sie und mit vielen. Die Männer werden müde, aber sie ist unermüdlich, und Mitternacht ist schon längst vorbei, als sie ausruft:

„Na, Enri, noch ein letztes Mal!" — Sie beginnt mit ihm langsam den Tanz, ihre Augen sind weit geöffnet und ihr liebevolles Leuchten verspricht viel; aber plötzlich wirft sie mit einem kurzen Schrei die Arme in die Luft und stürzt wie gefällt zu Boden.

Der Arzt sagte, sie sei an einem Herzschlag gestorben.

Wahrscheinlich...

PEPE

Pepe ist ungefähr zehn Jahre alt; er ist dünn und schmächtig und beweglich wie eine Eidechse; bunte Lumpen baumeln von seinen schmalen Schultern; durch die zahllosen Löcher sieht man die von Sonne und Schmutz gebräunte dunkle Haut.

Er gleicht einem dürren Hälmchen — der vom Meere wehende Wind trägt es, spielt mit ihm. Vom frühen Morgen bis zum Sonnenuntergang springt Pepe über die Felsen und Steine der Insel, vom frühen Morgen bis zum späten Abend hört man einmal da, einmal dort sein unermüdliches Stimmchen:

„Oh, du herrliches Italien,
Mein Italien! ..."

Alles beschäftigt ihn: die Blumen, die sich im reichen Fluß über die gute Erde ergießen, die Eidechsen zwischen den lila schimmernden Steinen, die Vögel in dem wie geschnitzten Laub der Oliven, in

dem malachitgrünen Spitzengeflecht der Weinranken, die Fische in den dunkeln Gärten auf dem Meeresgrunde und die Ausländer in den engen, winkligen Gassen der Stadt: da ist der dicke Deutsche mit dem vom Säbel zerhackten Gesicht; der Engländer, der an einen Schauspieler erinnert, welcher gewöhnt ist, immer die Rolle eines Menschenfeindes zu spielen; der Amerikaner, der sich hartnäckig, aber vergeblich bemüht, es dem Engländer gleichzutun, und der unnachahmliche Franzose, der so geräuschvoll ist wie eine Kinderklapper.

„Was für ein Gesicht der hat!“ sagt Pepe zu seinen Freunden und zeigt mit seinen alles sehenden Augen auf den Deutschen, der so aufgeblasen ist, daß ihm sogar die Haare zu Berge stehen. „Sein Gesicht ist ja so groß wie mein Bauch!“

Pepe mag die Deutschen nicht, er lebt die Gedanken und Stimmungen der Straße, des Marktplatzes, der kleinen, dunkeln Läden, in denen die Leute Wein trinken, Karten spielen, die Zeitungen lesen und dabei über Politik reden.

„Uns armen Südländern“, pflegen sie zu sagen, „sind die Slawen vom Balkan viel näher und angenehmer als unsere lieben Bundesgenossen, die uns für unsre Freundschaft mit dem Wüstensand Afrikas belohnt haben.“

Immer öfter wiederholen das die einfachen Menschen des Südens, und Pepe hört alles und vergißt nichts.

Mit schläfrigen Schritten geht der Engländer die Straße entlang, seine Beine sehen aus wie eine Schere. Vor ihm läuft Pepe und trällert ein trauriges Liedchen oder irgend etwas aus einer Totenmesse:

„Vor kurzem ist mein Freund gestorben,
Gar traurig ist meine Frau ...
Und ich verstehe gar nicht
Den Kummer meiner Frau!“

Pepes Freunde schlagen weiter hinten Purzelbäume vor Vergnügen und verstecken sich wie die Mäuse im Gebüsch in den Ecken, wenn der ruhige Blick aus den farblosen Augen des Fremden sie trifft.

Über Pepe kann man viele interessante Geschichten erzählen.

Einmal gab ihm irgendeine Signora den Auftrag, einen Korb mit Äpfeln aus ihrem Garten einer Freundin als Geschenk von ihr zu bringen.

„Wirst dir einen Soldo verdienen!“ sagte sie. „Das kann dir ja nicht schaden.“

Bereitwillig stellte er sich den Korb auf den Kopf und ging, aber erst am Abend kehrte er zurück, um sich seinen Soldo zu holen.

„Du hast dich ja nicht sehr beeilt!“ sagte die Frau.

„Aber ich bin trotzdem sehr müde, liebe Signora!“ antwortete Pepe und seufzte. „Es waren doch mehr als zehn Stück!“

„In dem bis oben vollen Korb? Zehn Äpfel bloß?“

„Jungen, Signora.“

„Na, und die Äpfel?“

„Zuerst die Jungen: Michele, Giovanni ...“

Sie wurde wütend, packte ihn an den Schultern und begann ihn zu schütteln.

„Antworte gefälligst, hast du die Äpfel hingebracht?“

„Bis zum Marktplatz, Signora! Aber hören Sie doch, wie gut ich mich benommen habe: zuerst machte ich mir nicht das geringste aus ihren Spötteleien; meinetwegen, dachte ich, sollen sie mich mit einem Esel vergleichen, ich werde mir alles gefallen lassen aus Achtung vor der Signora, vor Ihnen, Signora. Aber als sie anfingen, sich über meine Mutter lustig zu machen, da sagte ich mir: na wartet, ihr werdet was erleben. Ich stellte den Korb hin und — gute Signora, das hätten Sie sehen müssen, wie geschickt und sicher ich auf diese Bengel zielte, da hätten Sie aber gelacht!“

„Sie haben meinen Korb geplündert!“ schrie die Frau.

Pepe antwortete mit einem betrübten Seufzer:

„O nein. Aber die Äpfel, die die Jungen nicht trafen, sind an den Wänden und Mauern zerplatzt, und die andern haben wir aufgegessen, nachdem ich gesiegt und mit meinen Feinden Frieden geschlossen hatte.“

Die Frau schrie und schimpfte noch lange und überschüttete Pepe mit allen Flüchen und Verwünschungen, die sie nur kannte, er hörte aufmerksam und ergeben zu, schnalzte von Zeit zu Zeit mit der Zunge und rief manchmal mit leiser Anerkennung:

„Huch, fein gesagt! Das sind aber Worte!“

Und als sie schließlich müde wurde und wegging, rief er ihr nach:

„Wirklich, Sie hätten sich nicht so aufgeregt, wenn Sie gesehen hätten, wie fein ich mit den herrlichen Äpfeln aus Ihrem Garten die dreckigen Köpfe dieser Lausejungen traf. — Nein, wenn Sie das bloß gesehen hätten, Sie hätten mir dann sicher zwei Soldi statt des versprochenen einen gegeben!“

Die ungeschliffene Frau begriff aber den bescheidenen Stolz des Siegers nicht. Sie drohte ihm nur mit ihrer geballten Faust.

Pepes Schwester — zwar bedeutend älter, aber nicht klüger als er — war seit kurzem Dienstmädchen in der Villa eines reichen Amerikaners; sie mußte dort die Zimmer aufräumen. Sie bekam bald rosige Backen, war immer sauber gewaschen und begann rund und voll zu werden wie eine reife Birne im August.

Ihr Bruder fragte sie einmal:

„Kriegst du jeden Tag zu essen?“

„Zwei- und dreimal, wenn ich Lust habe“, sagte sie stolz.

„Könntest deine Zähne etwas schonen!" riet ihr Pepe. Dann dachte er nach und fragte:

„Ist dein Herr sehr reich?"

„Der? Ich denke, der ist reicher als der König!"

„Na, den Blödsinn kannst du deiner Großmutter erzählen! Sag mal, wieviel Hosen hat dein Herr?"

„Das kann man schwer sagen."

„Zehn?"

„Vielleicht auch mehr."

„Geh mal und hol mir eine recht warme und nicht zu lange Hose", sagte Pepe.

„Wozu?"

„Du siehst doch, was für eine ich habe?"

Das war ziemlich schwer zu sehen: an Pepes Beinen war von seinen Hosen sehr wenig übriggeblieben.

„Ja", gab die Schwester zu, „du müßtest eine neue haben! Aber er könnte doch meinen, daß wir sie gestohlen haben?"

Pepe sagte mit Nachdruck:

„Man muß nicht denken, daß die Menschen dümmer sind als wir! Wenn man, wo viel da ist, ein wenig wegnimmt, so ist das kein Diebstahl, sondern einfach eine Teilung!"

„Aber das ist doch Unsinn!" widersprach die Schwester, aber Pepe überredete sie bald. Und, als sie eine gute, hellgraue Hose in die Küche brachte, die ein wenig länger war als der ganze Körper Pepes, da wußte er gleich, was zu tun war:

„Gib mal ein Messer her", sagte er.

Bald hatten die beiden aus den Hosen des Amerikaners einen sehr bequemen Anzug für den Jungen gemacht: es war ein etwas zu breiter, aber sehr behaglicher Sack, der an den Schultern mit Bindfaden befestigt wurde, die man um den Hals binden konnte, und die Taschen ergaben ausgezeichnete Ärmel.

Sie hätten ihn ja noch schöner und bequemer machen können, aber die Gattin des Besitzers der Hose störte sie: sie erschien plötzlich in der Küche und begann sie mit den schlimmsten Schimpfworten zu überschütten, die sie in allen Sprachen gleich mangelhaft gebrauchte, wie es die Amerikaner ja meistens tun.

Pepe konnte auf keinerlei Weise ihren Redefluß dämmen, er verzog das Gesicht, legte die Hand ans Herz, griff sich verzweifelt an den Kopf, seufzte müde, aber sie beruhigte sich nicht eher, als bis ihr Mann erschien.

„Was ist los?" fragte er.

Und da sagte Pepe:

„Signore, ich bin sehr erstaunt über das Geschrei, das Ihre Signora erhebt, ich bin sogar Ihretwegen etwas gekränkt. Soweit ich verstehe, denkt sie, daß wir die Hosen verdorben haben, aber ich versichere Ihnen, daß sie mir ausgezeichnet passen! Sie denkt wahrscheinlich, daß ich Ihr letztes Paar Hosen genommen habe, und daß Sie sich kein anderes kaufen können..."

Der Amerikaner hörte ihn ruhig an und bemerkte dann:

„Na, und ich denke, daß man die Polizei holen muß, mein Junge."

„So—oo?" Pepe war sehr erstaunt. „Warum denn?"

„Um dich ins Gefängnis zu bringen."

Das betrübte Pepe sehr; er fing fast an zu weinen, aber er beherrschte sich und sagte mit Würde:

„Wenn Ihnen das Spaß macht, Signore, wenn Sie gerne Leute ins Gefängnis sperren, dann natürlich! Aber ich hätte das nicht gemacht, wenn ich viele Hosen hätte und Sie keine einzige! Ich hätte Ihnen zwei, vielleicht auch drei abgegeben; wenn man auch eigentlich nicht drei Hosen auf einmal anziehen kann! Besonders an einem heißen Tag."

Der Amerikaner begann zu lachen; manchmal sind ja auch reiche Leute lustig.

Dann bewirtete er Pepe mit Schokolade und schenkte ihm einen Franken. Pepe prüfte die Münze mit den Zähnen und bemerkte würdevoll:

„Ich danke Ihnen, Signore! Ich glaube, die Münze ist echt!"

Am reizendsten ist Pepe, wenn er irgendwo ganz allein zwischen den Felsen steht und nachdenklich ihre Risse und Spalten betrachtet, als könne er darin die geheimnisvolle Lebensgeschichte der Steine lesen. In solchen Augenblicken sind seine lebhaften Augen weit geöffnet, sein Blick ist verschleiert, die schmalen Hände hält er auf dem Rücken, und sein Kopf ist leicht geneigt, er schwankt leicht wie der Kelch einer Blume. Er summt leise vor sich hin, denn er muß immer singen.

Lieb ist er auch, wenn er die Blumen beobachtet: in lilafarbenen Strömen ergießen sich die Glyzinien über die Mauer, und vor ihnen steht der Junge hoch emporgereckt, als wolle er etwas heraushören aus dem leisen Raunen der seidigen Blütenblätter, wenn der Atem des Meereswindes sie berührt.

Er schaut und singt:

„Fiorino—o... Fiorino—o..."

Aus der Ferne hört man wie Schläge auf ein riesiges Tamburin das dumpfe Seufzen des Meeres. Schmetterlinge flattern über den Blumen. Pepe hat den Kopf erhoben und folgt ihnen mit den Augen, die er zum Schutz gegen die Sonne zusammenkneift. Er lächelt als älterer Erdenbewohner etwas neidisch und traurig, aber doch so lieb.

„Cio!" schreit er und klatscht in die Hände, um eine smaragdgrüne Eidechse zu verscheuchen.

Wenn das Meer glatt wie ein Spiegel daliegt und der weiße Schaum der Brandung nicht auf den

Steinen haftet; setzt sich Pepe auf irgendeinen Stein und blickt mit seinen scharfen Augen in das durchsichtige Wasser: ruhig gleiten die Fische durch den Tang, blitzschnell huschen die Garnelen vorbei, unbeholfen kriecht ein Krebs durch das Seegras. Und über dem blauen Wasser klingt durch die Stille leise die helle, träumerische Stimme des Knaben.

„Oh, Meer... Meer...“

Die Erwachsenen sagen von ihm:

„Das wird ein Anarchist werden!“

Aber die Besseren unter ihnen, die mehr Verständnis für ihre Mitmenschen haben, sind andrer Meinung:

„Pepe wird unser Dichter sein.“

Der Tischler Pasqualino, ein Greis mit einem Silberkopf und einem Gesicht wie von einer alten römischen Münze, der weise und von allen verehrte Pasqualino aber sagt:

„Die Kinder werden besser sein als wir und werden ein besseres Leben haben!“

Sehr viele glauben ihm.

„GRIMMES LEID“

In einer schwülen Sommernacht bot sich mir in einer entlegenen Gasse, weit draußen vor der Stadt, ein seltsamer Anblick. Mitten in einer großen Pfütze stand eine Frau, trampelte, wie kleine Kinder es tun, mit den Füßen im Wasser herum, daß der Schlamm hoch aufspritzte, und grölte ein zotiges Lied mit sehr sonderbaren Reimen.

Am Tage war ein schweres Gewitter über die Stadt niedergegangen, der schmutzige, lehmige Boden der Gasse war vom Regen aufgeweicht. Die Pfütze war sehr tief; die Frau stand fast bis an die Knie im Wasser. Nach dem Klang ihrer Stimme zu urteilen, war die Sängerin schwer betrunken. Sicher würde sie, sobald sie vom Tanz ermüdet umfiele, in dem breiigen Schlamm ersticken.

Ich zog die Schäfte meiner Stiefel hoch, trat in die Pfütze hinein, faßte die Tänzerin an beiden Händen und zog sie zu einer trockenen Stelle hin. Im ersten Augenblick bekam sie offenbar einen Schreck; sie folgte mir stumm und gehorsam. Dann aber riß sie mit einem heftigen Ruck ihre rechte Hand los, versetzte mir einen Stoß vor die Brust und brüllte laut:

„Hilfe!“

Sie stieg ohne weiteres wieder in die Pfütze und zog mich mit hinein.

„Du Teufelsbrut!“ brummte sie. „Ich komme nicht mit. Ich brauche dich nicht. Laß mich in Ruhe! ... Hilfe!“

Aus der Finsternis tauchte ein Nachtwächter auf, blieb fünf Schritte von uns entfernt stehen und fragte barsch:

„Wer macht hier Skandal?“

Ich setzte ihm auseinander, die Frau könne mit Leichtigkeit im Schlamm ertrinken, ich wolle sie daher herausziehen. Der Wächter musterte die Betrunkene, spuckte aus, räusperte sich laut und befahl:

„Maschka, komm 'raus!“

„Ich will aber nicht.“

„Und ich sag' dir, komm 'raus!“

„Ich geh' aber nicht 'raus.“

„Dann gibt es Prügel, du Sauluder!“ kündigte ihr der Wächter in aller Ruhe an und wandte sich dann in gutmütig-redseliger Weise an mich. „Die ist von hier, die Maschka. Wenn sie nüchtern ist, zupft sie Werg. Hast du eine Zigarette?“

Wir rauchten. Die Frau trampelte munter in ihrer Pfütze herum und schrie:

„Ich spuck' auf die Obrigkeit! Ich bin meine eigene Obrigkeit ... Wenn ich Lust habe, bade ich hier ...“

„Ich werd' dir das Baden besorgen“, warnte sie der Wächter, ein bärtiger, rüstiger Alter. „So macht sie fast Nacht für Nacht Skandal. Und zu Hause hat sie einen Jungen, einen Krüppel ...“

„Wohnt sie weit von hier?“

„Totschlagen müßte man sie“, sagte der Alte, ohne auf meine Frage zu antworten.

„Sollten wir sie nicht lieber nach Hause bringen?“ schlug ich vor.

Der Wächter pruschte in seinen Bart, leuchtete mir mit dem Feuer seiner Zigarette ins Gesicht und entfernte sich, mit den klobigen Stiefeln über den nassen Erdboden stapfend. Im Fortgehen brummte er:

„Bring sie hin! Aber schau dir vorher ihre Fresse an!“

Die Betrunkene hatte sich unterdessen mitten im Schlamm hingesetzt, wühlte mit den Armen darin und fing dann mit mißtönender, kreischender Stimme zu singen an:

„In dem weiten, blauen Mee—re ...“

Nahe bei ihr spiegelte sich in dem öligen, schlammigen Wasser ein großer Stern, der in der schwarzen

Leere über uns stand. Sobald die Oberfläche der Pfütze sich kräuselnd bewegte, verschwand der Widerschein. Ich stieg wieder in die Pfütze, packte die Sängerin unter den Armen, zog sie hoch, stieß sie mit den Knien vor mir her und brachte sie zum nahen Zaun. Sie wehrte sich und fuchtelte herausfordernd mit den Armen.

„Schlag mich doch! Schlag mich! Ach, du Biest ... Ach, du Schuft ... Nun, schlag mich doch!"

Ich drückte sie gegen den Zaun und fragte, wo sie wohne. Sie hob den zottigen Kopf und richtete ihre Augen auf mich — zwei dunkle Flecke. Jetzt sah ich, daß sie an Stelle des Nasenbeins nur noch eine häßliche, breite Narbe hatte; ein kläglicher Rest der Nase ragte noch wie ein Knopf in die Höhe. Die gleichfalls von einer Narbe durchschnittene, verschrumpfte Oberlippe entblößte die scharfen Zähne; in dem kleinen, gedunsenen Gesicht spielte ein abstoßendes Lächeln.

„Na, dann komm schon!" sagte sie.

Wir gingen, immer wieder gegen den Zaun anrennend. Ihr nasser Rock klatschte mir fortwährend an die Beine.

„Komm, Liebster", murmelte sie dann, als würde sie allmählich nüchtern. „Ich nehm' dich mit. Ich werd' dir schon Lust bereiten ..."

Sie führte mich in den Hof eines großen zweistöckigen Hauses. Vorsichtig, wie eine Blinde, nahm sie ihren Weg zwischen Wagen, Fässern, Kisten und herumliegenden Holzscheiten. Schließlich blieb sie vor einem Loch in der Grundmauer stehen und forderte mich auf:

„Steig 'rein!"

Ich hielt mich an der glitschigen Wand fest und faßte meine Begleiterin um die Taille. Es war nicht leicht, ihren quabbligen Leib zu stützen. Wir stiegen schlüpfrige Stufen hinab. Als ich mich vorwärtstastete, kam mir eine Türklinke unter die Hand. Ich öffnete. Wir standen auf der Schwelle einer finsteren Höhle. Ich wagte nicht weiterzugehen.

„Mutter, bist du es?" fragte eine leise Stimme aus dem Dunkel.

„Ich bin's."

Warmer Fäulnisdunst und ein eigentümlicher Geruch, wie von Pech oder Teer, benahmen mir den Atem. Dann flammte ein Streichholz auf. Das Flämmchen beleuchtete für einen Augenblick ein blasses Kindergesicht und erlosch dann gleich.

„Wer wird denn sonst zu dir kommen? Ich bin's", sagte meine Begleiterin, hin und her torkelnd.

Wieder flammte ein Streichholz auf. Glas klirrte. Eine schmächtige, drollig wirkende Hand zündete eine kleine Blechlampe an.

„Ach, du mein Augentrost", sagte die Frau und sank taumelnd in einen Winkel. Auf den Ziegelsteinen des Fußbodens, sich nur wenig darüber erhebend, war dort ein breites Lager hergerichtet.

Der Knabe gab auf die Lampe acht und schraubte den Docht zurecht, als die Flamme höher züngelte und anfing zu blaken. Sein zartes Gesichtchen war ernst, spitznasig; die Lippen waren voll und weich, wie bei einem Mädchen. Ein Gesicht, wie mit einem feinen Pinsel gemalt; es paßte so gar nicht hierher, in diese finstere, feuchte Höhle.

Als er den Docht zurechtgeschraubt hatte, musterte er mich mit seinen seltsamen, gleichsam struppigen Augen und fragte:

„Ist sie betrunken?"

Die Mutter lag quer über dem Bett, gluckste laut und schnarchte.

„Man müßte sie auskleiden", sagte ich.

„Nun, so kleid sie aus", antwortete der Knabe und schlug die Augen nieder.

Und als ich anfing, der Frau die nassen Röcke herunterzustreifen, fragte er leise und sachlich:

„Soll ich das Licht ausmachen?"

„Wieso?"

Er schwieg. Ich beobachtete ihn, während ich seine Mutter wie einen Mehlsack hin und her wandte. Er saß auf dem Fußboden, am Fenster, in einer Kiste aus dicken Brettern, auf denen in schwarzen Druckletter geschrieben stand:

VORSICHT!
N. R. & Co. A.-G.

Das Fensterbrett befand sich in gleicher Höhe mit den Schultern des Knaben. An der Wand hingen mehrere Reihen schmaler Regale, auf denen Zigaretten- und Streichholzschachteln aufgestapelt waren. Neben der Kiste, in der der Knabe saß, stand eine zweite, mit gelbem Strohpapier bedeckte, die offenbar als Tisch diente. Der Junge hatte die drolligen, spindeldürren Ärmchen im Nacken verschränkt und blickte nach oben, in die dunkeln Fensterscheiben hinein. Als ich die Frau ausgekleidet hatte, warf ich ihre nassen Lumpen auf den Herd. In der Ecke stand eine irdene Waschschüssel; ich wusch mir die Hände, trocknete sie an meinem Taschentuch ab und sagte dann zu dem Knaben:

„Nun, leb wohl! ..."

Er sah mich an und fragte, leicht lispelnd:

„Soll ich jetzt das Licht ausmachen?"

„Wie du willst!"

„Gehst du weg? Legst du dich nicht ..."

Er streckte das Ärmchen aus und wies auf seine Mutter: „... zu ihr?"

„Wozu denn?" fragte ich dumm und erstaunt.

„Du weißt es ja selber", sagte er mit grauenhafter Unbefangenheit.

Er dehnte sich und fügte hinzu:

„Alle legen sich zu ihr ..."

Ich sah mich verlegen um. Rechts von mir war das Heizloch eines unförmigen Herdes, auf der Herdplatte stand schmutziges Geschirr; in der Ecke

hinter der Kiste lagen Stücke von geteerten Tauen, ein Haufen gezupften Wergs, Holzscheite, Späne und ein Tragholz; zu meinen Füßen lag, lang dahingestreckt, ein gelber Körper und schnarchte.

„Darf ich noch ein Weilchen bei dir bleiben?“ fragte ich den Knaben.

Er sah mich von unten an und antwortete:

„Bis zum Morgen wacht sie jetzt aber nicht mehr auf.“

„Was kümmert mich das?“

Ich hockte mich neben seine Kiste und erzählte ihm, bemüht, die Sache scherzhaft darzustellen, wie ich seine Mutter gefunden hatte.

„Sie saß im Dreck, arbeitete mit den Armen wie mit Rudern und sang dazu...“

Er nickte, lächelte matt und rieb sich die schmale Brust.

„Sie tat's, weil sie besoffen war. Aber, wenn sie nüchtern ist, treibt sie auch gern Unfug. Wie ein kleines Kind ist sie...“

Jetzt sah ich mir seine Augen genauer an. Sie waren tatsächlich buschig: die Wimpern waren auffallend lang, und auch über den Lidern wuchsen, schön geschwungen, dichte kurze Härchen. Bläuliche Schatten lagerten unter seinen Augen und ließen die blutleere Haut noch blässer erscheinen. Eine zottige Kappe von rötlichem Kraushaar fiel ihm in die hohe, über der Nasenwurzel leicht gefurchte Stirn. Doch der Ausdruck seiner ruhigen, forschenden Augen läßt sich nicht beschreiben. Ich konnte diesen seltsamen, schon nicht mehr menschlichen Blick kaum ertragen.

„Was ist mit deinen Beinen?“

Er kam in Bewegung, hob die Lumpen hoch, die seinen Körper bedeckten, machte ein verkümmertes Bein frei, das aussah wie ein Feuerhaken, und legte es mit der Hand auf den Rand der Kiste.

„Solche Beine hab' ich! Beide sind so, von Geburt an. Sie gehen nicht, sie leben nicht. Sie hängen nur so an mir...“

„Und was ist in den Schachteln?“

„Meine Menagerie“, antwortete er. Er packte das Bein mit der Hand, wie einen Stock, schob es auf den Boden der Kiste, unter die Lumpen, und bot mir mit einem freundlichen, heitern Lächeln an:

„Soll ich sie dir zeigen? Setz dich ordentlich hin. So was hast du sicher noch nie gesehen.“

Geschickt mit den dünnen, unverhältnismäßig langen Armen arbeitend, richtete er sich halb auf, nahm die Schachteln von den Regalen und reichte sie mir herüber, eine nach der andern.

„Da, sieh! Aber mach sie ja nicht auf! Sonst laufen die Tierchen weg. Halt sie ans Ohr und horch! Nun?“

„Da drin bewegt sich was...“

„Aha! Die große Spinne ist's. ‚Trommler‘ heißt der Halunke! Schlau ist der...“

Jetzt war Leben in seine wunderbaren Augen gekommen; auf dem graublauen Gesicht spielte ein Lächeln. Rasch, flink hantierend, nahm er die Schachteln vom Brett, hielt sie erst an sein, dann an mein Ohr und erzählte lebhaft:

„Hier ist die Schabe Anissim. Der Anissim ist ein Prahler, ganz wie die Soldaten. Hier die Fliege heißt die ‚Beamtenfrau‘. Ein gemeines Aas, wie nur eins! Den ganzen Tag summt und surrt sie und schimpft auf alle, sie hat sogar einmal Mutter an den Haaren gerissen. Nicht die Fliege — die richtige Beamtenfrau, die nach der Straße hinaus wohnt. Die Fliege, die ist ihr ganz ähnlich. Hier die schwarze Schabe, die riesengroße, das ist unser Hauswirt. Der ist ganz nett, aber ein Säufer ist er und hat gar keine Scham im Leibe. Wenn er besoffen ist, kriecht er nackt auf dem Hof umher. Haarig ist er wie ein schwarzer Hund. Hier der Käfer, das ist Onkel Nikodim, ich hab' ihn auf dem Hof gefangen, der ist ein Pilger, aber einer von denen, die Gauner sind. Er erzählt den Leuten, er sammle für eine Kirche. Der ist auch der Mutter ihr Liebhaber. Sie nennt ihn den ‚Knicker‘. Sie hat Liebhaber, soviel sie will — wie Fliegen. Wenn sie auch keine Nase hat.“

„Haut sie dich nicht?“

„Die Mutter? Das wär' ja noch schöner! Die kann gar nicht leben ohne mich. Sie ist eine gute Frau, bloß — sie säuft. Na, in unserer Straße saufen ja alle. Sie ist hübsch; und lustig ist sie auch ... Ja... Sie säuft bloß so schrecklich, die verfluchte Hure! Ich sag' immer zu ihr: ‚Sauf doch nicht so viel Schnaps, dummes Luder! Du könntest reich sein!‘ Aber sie lacht mich bloß aus. Sie ist eben ein Weibsbild, die sind doch alle dumm! Aber gut ist sie! Wirst ja sehen, wenn sie aufwacht.“

Er lächelte verklärt; sein Lächeln war so bezaubernd, daß ich am liebsten laut aufgeheult hätte vor quälendem, heißem Mitleid, so laut, daß es in der ganzen Stadt widergehallt wäre. Sein hübsches Köpfchen schwankte auf dem dünnen Hals wie eine seltsame Blume; die Augen aber glühten immer lebhafter und zogen mich mit unwiderstehlicher Gewalt an.

Ich lauschte seinem kindlichen und doch grauenhaften Geplauder und vergaß für einen Augenblick, wo ich mich befand. Plötzlich aber sah ich das kleine, außen mit Kot bespritzte Kerkerfenster wieder, den schwarzen Schlund des Herdes, den Packen Werg in der Ecke und, bei der Tür, auf einem Haufen Lumpen, den buttergelben Körper jener Frau, seiner Mutter.

„Ist meine Menagerie nicht schön?“ fragte der Knabe stolz.

„Sehr schön.“

„Bloß Schmetterlinge habe ich nicht. Keine Schmetterlinge und keine Falter!“

„Wie heißt du?“

„Ljonka.“

„Dann sind wir ja Namensvettern.“

„Ach! Was für ein Mensch bist du denn?"
„Ein ganz gewöhnlicher. Eigentlich gar keiner."
„Das ist ja Unsinn! Jeder Mensch ist irgendwas. Ich weiß es doch. Du bist ein guter Mensch."
„Vielleicht."
„Ich seh's schon! Furchtsam bist du auch."
„Wieso meinst du das?"
„Ich weiß schon."
Er lächelte verschmitzt und zwinkerte mir listig zu.
„Nun sag doch: wieso meinst du, daß ich furchtsam bin?"
„Du sitzt hier bei mir, weil du Angst hast, in die Nacht hinauszugehen!"
„Es wird ja schon hell."
„Nun, dann wirst du fortgehen!"
„Ich besuche dich mal wieder."
Er glaubte mir nicht, schloß die lieben, buschigen Augen mit den langen Wimpern, schwieg ein Weilchen und fragte dann:
„Wozu denn?"
„Um mit dir zu schwatzen. Du bist sehr interessant. Darf ich kommen?"
„Komm nur. Zu uns kommen ja so viele..."
Er seufzte. Dann sagte er:
„Du redest doch bloß so."
„Ich komme, bei Gott!"
„Na, schön, besuch mich also! Dann sollst du aber zu mir kommen und nicht zur Mutter, daß sie der Geier hole! Wollen wir Freunde sein, ja?"
„Gut."
„Also abgemacht! Das tut nichts, daß du schon groß bist. Wie alt bist du?"
„Ich werde einundzwanzig."
„Ich bin zwölf. Ich habe gar keine Freunde. Nur Katjka, die Tochter vom Wasserträger. Aber ihre Mutter haut sie, wenn sie mich besucht. Bist du ein Dieb?"
„Nein. Warum sollte ich ein Dieb sein?"
„Du hast so eine schreckliche Fratze, so mager. Und so eine Nase wie die Diebe. Zu uns kommen zwei Diebe. Der eine — Saschka heißt er — ist dumm und boshaft; der andere, der Wanitschka, der ist gutmütig wie ein Hund. Hast du Schachteln?"
„Ich bringe dir welche mit!"
„Ach, tu's doch! Ich werd's der Mutter lieber nicht sagen, daß du wiederkommen willst..."
„Warum denn nicht?"
„Nun, so. Sie freut sich immer, wenn einer wiederkommt. Ja, sie mag die Mannsleute gern, das dumme Weibsbild! Eine schlimme Sache. Ein komisches Mädel ist meine Mutter! Wie sie fünfzehn war, hat sie's schon fertiggebracht, mich zu kriegen — wie, das weiß sie selber nicht. Du, wann kommst du?"
„Morgen abend."
„Abends ist sie schon besoffen. Was tust du eigentlich, wo du doch nicht stiehlst?"
„Ich handle mit Kwaß."
„Oho! Dann bring eine Flasche mit. Ja?"
„Selbstverständlich! Jetzt muß ich aber fort."
„Nun, dann geh. Also du kommst wieder?"
„Ganz bestimmt."
Er streckte seine langen Arme aus und reichte mir die Händchen. Ich drückte und schüttelte mit beiden Händen seine dünnen, kalten Knöchelchen. Dann stieg ich wie im Rausch, ohne mich nach ihm umzusehen, zum Hof hinauf.

Es dämmerte. Hoch oben, über dem feuchten Haufen halbverfallener Gebäude, flimmerte erlöschend das Gestirn der Venus. Aus der schmutzigen Höhle, unter der Hauswand, schauten, quadratischen Augen gleich, die Scheiben des Kellerfensters zu mir auf, trübe und schmutziggrau, wie die Augen eines Säufers. Beim Tor schlief auf einem Wagen, die riesigen bloßen Füße weit von sich gestreckt, ein Kerl mit einem roten, dicken Gesicht, sein dichter, struppiger Bart, aus dem die weißen Zähne blinkten, ragte in die Luft hinein. Es war, als grinse der Mann mit geschlossenen Augen, höhnisch und giftig. Ein alter Köter kam gelaufen: er hatte kahle Stellen auf dem Rücken, wahrscheinlich hatte man ihn irgendwann mit kochendem Wasser verbrüht. Er beschnupperte meinen Fuß, jaulte leise, kläglich, und erregte ganz unnötigerweise Mitleid in meinem Herzen.

In den Wasserlachen, die noch vom Abend her in den Straßen standen, spiegelte sich, blau und rosig, der Morgenhimmel, und das verlieh diesen schmutzigen Lachen eine kränkende, ganz überflüssige, die Seele zermürbende Schönheit...

Am nächsten Tage bat ich die Kinder meiner Straße, mir Käfer und Schmetterlinge zu fangen, und kaufte in der Apotheke hübsche Schachteln. Mit zwei Flaschen Kwaß, Pfefferkuchen, Konfekt und Milchbrot ausgerüstet, begab ich mich zu Ljonka.

Ljonka nahm meine Gaben mit höchstem Staunen entgegen; er riß seine lieben Augen, die im Tageslicht noch wunderbarer glänzten, weit auf.

„Ei, ei, ei", sagte er mit tiefer, gar nicht kindlich klingender Stimme. „Was du alles angeschleppt bringst! Bist du denn reich? Wenn du aber reich bist, wieso gehst du dann so schlecht angezogen? Und sagst, du wärst kein Dieb! Sind das aber Schachteln! Ei, ei, ei, die sind ja viel zu schade zum Anfassen! Meine Hände sind nicht gewaschen. Wer steckt denn drin? Ach, so ein großer Käfer! Wie aus Kupfer, ganz grün — ach, du Teufelskerl!... Ob die nicht 'rauslaufen und wegfliegen? Nun, und wenn schon..."
Plötzlich rief er sehr vergnügt:
„Mutter! Komm her, wasch mir die Hände. Sieh mal, du dummes Huhn, was der mir mitgebracht hat! Das ist der von gestern nacht, der dich nach Hause geschleppt hat wie ein Polizist. Der hat das alles gebracht. Er heißt auch Ljonka..."

„Du mußt aber danke sagen“, vernahm ich eine halblaute, seltsame Stimme hinter meinem Rücken.

Der Knabe nickte mehrmals mit dem Kopf:

„Danke! Danke!“

Im Keller schwebten dicke Schwaden fusseligen Staubes hin und her. Nur mühsam erkannte ich durch diesen Staub hindurch den zerzausten Kopf jener Frau, ihr entstelltes Gesicht und das Blinken ihrer Zähne — dieses unwillkürliche, nicht zu bannende Lächeln.

„Guten Abend!“

„Guten Abend!“ wiederholte die Frau. Ihre näselnde Stimme war nicht laut, jedoch munter, ja fast lustig. Sie betrachtete mich blinzelnd, und wie es mir schien, etwas spöttisch.

Ljonka hatte mich ganz vergessen. Er kaute an einem Pfefferkuchen, brummte vor sich hin, öffnete behutsam eine Schachtel nach der andern. Seine langen Wimpern beschatteten die Wangen und ließen die blauen Ringe unter den Augen noch dunkler erscheinen. Durch die schmutzigen Fensterscheiben schaute die Sonne in den Raum, glanzlos wie das Gesicht eines Greises. Sanftes Licht fiel auf das rötliche Haar des Knaben. Das Hemd an seiner Brust stand offen, und ich konnte sehen, wie unter den zarten Rippen, die Haut und die kaum merkbare Brustwarze bewegend, das Herz klopfte.

Die Mutter kam näher, sie tauchte ein Handtuch in die irdene Waschschüssel, trat auf Ljonka zu und griff nach seiner linken Hand.

Er aber schrie:

„Halt! Halt! Er ist weggelaufen. Weggelaufen ist er!“ Ljonka warf sich in seiner Kiste herum und wühlte, die bläulichen, unbeweglichen Beine entblößend, in den stinkenden Lumpen, auf denen er lag. Die Frau lachte, kramte auch in den Lumpen und rief:

„Fang ihn!“

Sie fing den Käfer, nahm ihn in die Hand, betrachtete ihn mit ihren munteren, kornblumenblauen Augen und sagte zu mir im Tone einer alten Bekannten:

„Solche gibt es viele!“

„Drück ihn nicht tot“, mahnte mit strenger Stimme ihr Sohn. „Sie hat sich nämlich einmal, wie sie besoffen war, auf meine Menagerie gesetzt und so viele Tiere totgedrückt...“

„Vergiß das doch endlich, mein Augentrost!“

„Ich hab’ damals so viele beerdigen müssen ...“

„Ich hab’ dir doch selbst neue gefangen.“

„Gefangen! Meine, die du totgemacht hast, waren ja abgerichtet, du dummes Huhn! Wenn welche krepieren, beerdige ich sie immer unterm Ofen; ich krieche hier ’raus und beerdige sie. Das ist mein Friedhof ... Weißt du, ich hatte einmal eine Spinne, Minka hieß die, die sah genau so aus wie einer von Mutters Liebhabern, einer von früher, der jetzt im Gefängnis sitzt, so ein kleiner Dicker, Vergnügter...“

„Ach, du mein Kleines“, sagte die Mutter, mit den kurzen, wie abgehackten Fingern ihrer dunkeln kleinen Hand das lockige Haar des Sohnes streichelnd. Dann stieß sie mich mit dem Ellbogen an und fragte lachenden Auges:

„Ist mein Junge nicht nett? Die Augen, was?“

„Nimm dir eins von meinen Augen und gib mir dafür deine Beine“, schlug ihr Ljonka schmunzelnd vor und betrachtete den Käfer. „Wie von Eisen ist er! Und so dick! Mutter, der sieht beinah aus wie der Mönch. Weißt du, für den du die Strickleiter gemacht hast.“

„Ja, wirklich!“

Schmunzelnd erzählte sie mir:

„Das war so. Eines Tages wälzt sich ein großer dicker Mönch zu uns herein und fragt: ‚Kannst du mir eine Strickleiter machen?‘ Ich hatte noch nie im Leben von Strickleitern gehört. ‚Nein‘, sag’ ich, ‚das kann ich nicht.‘ ‚Dann werd’ ich’s dich lehren‘, sagte er darauf. Er schlug seine Kutte auf, sein ganzer Bauch war mit Stricken umwunden. Lange, starke Stricke waren es. Er zeigte mir, wie’s gemacht wird. Und ich arbeitete und arbeitete und mußte dabei immer denken: Wozu mag er das Ding wohl brauchen? Er will doch nicht etwa eine Kirche ausplündern?“

Sie lachte, legte die Arme um die Schultern ihres Jungen und streichelte ihn.

„Die treiben’s ja manchmal schlimm, die Mönche! Er kam, als die Frist um war. Da sagte ich ihm: ‚Du mußt mir erst sagen, ob du das Ding zu einem Diebstahl brauchst. Dann geb’ ich’s nicht her!‘ Aber er lachte nur ganz listig. ‚Nein‘, sagte er dann. ‚Ich brauch’s nur, um über die Mauer zu klettern. Unsere Mauer ist nämlich so schrecklich hoch. Wir sind aber allesamt Sünder, und die Sünde wohnt draußen, jenseits der Mauer. Hast du verstanden?‘ Nun ja! Er wollte die Leiter haben, um nachts zu seinen Weibern zu schleichen. Wir haben beide so gelacht, so gelacht...“

„Du lachst ja sehr gern“, sagte der Knabe im Tone eines Erwachsenen. „Stell lieber den Samowar auf...“

„Es ist kein Zucker da.“

„Geh, kauf!“

„Geld ist auch keins da.“

„Ei, du Säuferin! Laß dir’s von dem da geben!“ Er wandte sich an mich.

„Hast du Geld?“

Ich gab der Frau Geld. Sie sprang hurtig auf, nahm einen zerbeulten, schmierigen, kleinen Samowar vom Herd und ging aus dem Zimmer, wobei sie näselnd vor sich hin trällerte.

„Mutter!“ rief ihr der Junge nach. „Putz das Fenster! Ich kann ja nichts mehr sehen! — Ein flinkes Weib ist sie, kann ich dir sagen“, fügte er hinzu und baute die Schachteln mit den Insekten sorgfältig auf den Regalen auf; diese waren aus

Pappe gefertigt und mit Bindfäden an Nägeln befestigt, die in die Fugen zwischen den Ziegeln der feuchten Wand getrieben waren.

„Sie arbeitet fix, sag' ich dir? Wenn sie Werg zupft, wirbelt sie einen Staub auf, daß man kaum atmen kann. Ich schreie dann: ‚Mutter, trag mich auf den Hof hinaus, ich ersticke hier!' Aber sie sagt: ‚Halt's noch ein Weilchen aus. Wenn du nicht da bist, ist's mir so langweilig.' Sie hat mich eben lieb, das ist die Sache. Sie arbeitet und singt dabei. Sie weiß tausend Lieder."

Er war sehr lebhaft geworden, seine wundervollen Augen funkelten. Die dichten Brauen hochziehend, sang er mit heiserer Altstimme:

„Arina liegt im Federbett ..."

Ich hörte ein Weilchen zu. Dann sagte ich:

„Das ist ja ein sehr unanständiges Lied!"

„Die Lieder sind ja alle so", erklärte mir Ljonka ohne eine Spur von Verlegenheit. Plötzlich fuhr er auf. „Horch, da kommt Musik. Rasch, heb mich hoch!"

Ich hob seine leichten, zarten Knochen hoch, die in der grauen, dünnen Haut wie in einem Sack staken. Er streckte begierig den Kopf zum offenen Fenster hinaus und verharrte regungslos. Seine dürren Beine baumelten kraftlos hin und her, leise an der Wand scharrend. Auf dem Hof quietschte erregt ein Leierkasten und spie Fetzen einer Melodie aus. Ein Kind schrie vor Freude in tiefen Tönen, ein Hund begleitete es mit seinem Geheul. Ljonka lauschte diesem Konzert und summte durch die Zähne leise mit.

Inzwischen hatte sich der Staub gesetzt, es wurde heller im Raum. Über dem Bett der Mutter hing eine Uhr, die einen Rubel gekostet haben mochte. An der grauen Wand kroch ein lahmes Pendel von der Größe eines Kupferfünfers hin und her, das schmutzige Geschirr stand noch immer auf dem Herd. Auf allen Dingen lag eine dicke Staubschicht. Besonders viel Staub war in den Ecken, auf den in schmutzigen Fetzen herabhängenden Spinnweben. Ljonkas Behausung erinnerte an eine Müllgrube, und jeder Zoll dieser Grube offenbarte, erbarmungslos den Blick verletzend, die für Armut und Elend bezeichnenden Abscheulichkeiten.

Der Samowar summt verdrießlich. Der Leierkasten ist plötzlich verstummt, als hätte dieses Summen ihn erschreckt. Eine rauhe Stimme brüllt:

„Scheißkerl ..."

„Hol mich wieder 'runter", bittet Ljonka seufzend. „Sie haben ihn weggejagt ..."

Ich setze ihn wieder in seine Kiste. Er verzieht das Gesicht, reibt sich die Brust mit den Händen und hüstelt behutsam.

„Mir tut's weh in der Brust. Es bekommt mir nicht, wenn ich lange richtige Luft atme. Du, hör mal, hast du schon mal Teufel gesehen?"

„Nein."

„Ich auch nicht. Ich gucke nachts immer hinter den Herd, ob ich nicht mal welche zu sehen kriege. Aber sie lassen sich nicht sehen. Nicht wahr, Teufel treiben sich doch auf Kirchhöfen herum?"

„Wozu willst du sie denn sehen?"

„Das muß interessant sein. Vielleicht ist's grade ein guter Teufel. Die Katjka, die Tochter vom Wasserträger, hat mal einen Teufel im Keller gesehen. So einen Schreck hat sie gekriegt! Ich hab' aber keine Angst vor schrecklichen Dingen!"

Er wickelte die Lumpen fester um seine Beine und fuhr lebhaft fort:

„Ich hab's sogar gern. Schreckliche Träume habe ich sehr gern. Ich hab' mal von einem Baum geträumt, der hatte die Wurzeln oben. Die Blätter waren an der Erde, aber die Wurzeln reckten sich zum Himmel. Ich war ganz naß vor Schweiß und bin vor Angst aufgewacht. Ein andermal habe ich von der Mutter geträumt: sie lag splitternackt da, und ein Hund fraß ihr den Bauch an, er biß immer ein Stückchen ab und spuckte es aus, dann biß er wieder ein Stückchen ab und spuckte es aus. Ein andermal fing unser Haus plötzlich an zu wackeln und rutschte die Straße entlang. Es rutschte und klapperte mit Türen und Fenstern. Und die Katze von der Beamtenfrau rannte hinterher ..."

Fröstelnd zuckte er die spitzen Schultern. Dann nahm er ein Bonbon, wickelte das bunte Papier ab, strich es säuberlich glatt und legte es aufs Fensterbrett.

„Aus den Papierchen mache ich mir allerhand. Irgendwas Schönes. Oder ich schenke sie der Katjka. Die hat auch hübsche Sachen gern: Glassplitter, Scherben, bunte Papierchen und so was. Du, hör mal, wenn man eine Schabe ordentlich füttert und immer weiterfüttert, wird sie dann so groß wie ein Pferd?"

Offenbar glaubte er daran. Ich antwortete:

„Wenn du sie gut fütterst, wird sie sehr groß."

„Nun ja", rief er fröhlich. „Und die Mutter, das dumme Weib da, lacht mich aus ..."

Er setzte ein für eine Frau schwer beleidigendes, unflätiges Wort hinzu.

„Zu dumm ist sie! Eine Katze kann man doch gewiß sehr rasch so auffüttern, daß sie so groß wird wie ein Pferd. Nicht wahr?"

„Gewiß kann man das!"

„Ach, ich hab' ja kein Futter! Das wär' ein Spaß!" Er zitterte am ganzen Leib vor Aufregung und preßte die Hand fest gegen die Brust.

„Dann würden Fliegen herumsurren — so groß wie Hunde! Und mit Schaben könnte man Ziegel fahren. Wenn sie so groß sind wie Pferde, müssen sie doch ebenso stark sein! Nicht wahr?"

„Ja, aber ... Schaben haben doch Bärte ..."

„Ach, die stören nicht. Die kann man als Zügel nehmen, die Bärte! Oder auch — es käme eine Spinne gekrochen, so riesengroß wie — wie was? Eine

Spinne darf nicht größer werden als eine Katze, sonst kriegen die Leute Angst! Ich hab' bloß keine richtigen Beine, sonst würde ich ... arbeiten würde ich und meine ganze Menagerie großfüttern. Dann würde ich die Tiere verkaufen. Und später würde ich der Mutter ein Haus kaufen, mitten auf freiem Felde. Bist du mal auf freiem Felde gewesen?"

„Natürlich!"

„Erzähl mir, wie ist's dort? Erzähle!"

Ich erzählte ihm von Feldern und Wiesen. Er lauschte gespannt, ohne mich zu unterbrechen. Seine Wimpern hatten sich über die Augen gelegt, der Mund öffnete sich langsam, als schliefe der Junge ein. Als ich das bemerkte, sprach ich leiser. Doch da kam die Mutter mit dem brodelnden Samowar herein. Unter dem Arm hielt sie eine Papiertüte, aus der Tasche ihrer Jacke lugte eine Flasche hervor.

„Da bin ich!"

„Fei—ein!" seufzte der Knabe, die Augen weit aufreißend. „Nichts als Gras und Blumen! Du solltest mal einen Handkarren besorgen, Mutter, und mich aufs freie Feld bringen! Sonst krepier' ich und hab's nie gesehen. Du bist wirklich ein gemeines Stück, Mutter!" schloß er gekränkt und traurig.

Die Frau ermahnte ihn sanft:

„Du sollst nicht so schimpfen. Dazu bist du noch zu klein ..."

„Schimpfen soll ich nicht? Du hast's ja gut. Du kannst ja gehen, wohin du willst. So wie ein Hund! Du bist glücklich! Hör mal", wandte er sich wieder an mich: „Hat der liebe Gott das Feld gemacht?"

„Aber gewiß!"

„Und wozu?"

„Für die Menschen. Damit sie sich da tummeln können."

„Auf freiem Felde!" sagte der Knabe, lächelte versonnen und seufzte. „Ich würde meine Menagerie mitnehmen und alle freilassen. Tummelt euch, Hausgenossen! Du, hör mal, und wo wird denn der liebe Gott gemacht? Im Gotteshaus?"

Die Mutter kreischte laut auf und wälzte sich buchstäblich vor Lachen; sie warf sich aufs Bett, strampelte mit den Beinen und schrie:

„Ach, daß dich ... Ach, du lieber Gott! Du mein Augentrost. Den lieben Gott, den machen doch die Heiligenbildmaler ... totlachen könnt' ich mich ... Du komischer Kauz, du ..."

Ljonka sah ihr lächelnd zu, dann stieß er — mit sanfter Stimme — ein gemeines Schimpfwort aus.

„Zu dumm ist sie! Wie ein kleines Mädel! Lachen tut sie zu gern!"

Und er wiederholte das Schimpfwort.

„Laß sie lachen", sagte ich. „Was macht es dir aus?"

„Gar nichts macht's mir aus", gab Ljonka zu. „Ich bin ihr nur böse, wenn sie das Fenster nicht putzt. Ich bitte und bitte: putz doch das Fenster, ich seh' ja die Gotteswelt nicht mehr! Aber sie vergißt es immer wieder ..."

Die Mutter wusch gerade lachend das Teegeschirr ab. Sie zwinkerte mir mit ihren blauen, hellen Augen zu und sagte:

„Ist er nicht herzig, mein Goldjunge? Wenn er nicht wäre — ich wär' längst ins Wasser gegangen, wahrhaftig! Aufgehängt hätte ich mich ..."

Das sagte sie — und lächelte dazu!

Ljonka aber fragte mich plötzlich:

„Bist du ein Narr?"

„Ich weiß nicht. Wieso?"

„Mutter sagt, du wärst ein Narr."

„Und warum habe ich das gesagt?" rief die Mutter, ohne die geringste Verlegenheit zu zeigen. „Hat der Mann ein besoffenes Frauenzimmer von der Straße nach Hause geschafft, hat sie zu Bett gebracht — und ist gleich wieder weggegangen! Ja! Ich hab's aber nicht böse gemeint! Und du mußt auch nicht gleich klatschen! Das ist häßlich von dir!"

Auch sie redete wie ein Kind. Ihre ungefüge Sprache ließ an die eines halbwüchsigen Mädchens denken. Und auch ihre Augen waren von einer kindlichen Reinheit. Um so abscheulicher war das entstellte Gesicht, in dem die Nase fehlte, mit der hochgezogenen Lippe und den bloßliegenden Zähnen. Wie ein wandelndes, grausiges Hohnlachen wirkte es — und noch dazu ein fröhliches Hohnlachen!

„Nun, jetzt wollen wir Tee trinken", forderte sie mich feierlich auf.

Der Samowar stand auf der Kiste neben Ljonka. Der unter dem zerbeulten Deckel mutwillig hervorsprudelnde Dampfstrom berührte Ljonkas Schulter. Er hielt die Hand dazwischen, und als der Handteller vom Dampf feucht war, wischte er ihn, träumerisch die Augen zukneifend, an seinem Haar ab.

„Wenn ich groß bin", sagte er, „wird die Mutter mir einen Handkarren besorgen. Dann rolle ich durch die Straßen und sammle Almosen. Und wenn ich genug habe, rolle ich hinaus aufs freie Feld."

„Ach, ach", seufzte die Mutter. Dann lachte sie gleich wieder leise auf. „Er hält das Feld für ein Paradies, der liebe Kerl! Aber da sind Militärlager ... und freche Soldaten ... und besoffene Bauern."

„Du lügst ja!" unterbrach Ljonka sie mit finsterer Miene. „Frag den da, wie es auf dem Felde aussieht! Er hat's doch gesehen."

„Meinst du, ich hab's nicht gesehen?"

„Du warst ja besoffen!"

Sie zankten sich wie Kinder, genau so leidenschaftlich und unlogisch. Draußen war indes ein warmer Abend angebrochen. Am geröteten Himmel stand unbeweglich eine dichte, graublaue Wolke. Im Keller wurde es immer dunkler. Der Knabe trank eine Tasse Tee und geriet in Schweiß. Er sah erst mich an, dann die Mutter und sagte:

„Jetzt hab' ich genug gegessen und getrunken. Ich bin ordentlich müde. Wahrhaftig ..."

„So schlaf doch", riet ihm die Mutter.

„Und er, geht er weg? Gehst du weg?"

„Keine Sorge! Ich lass' ihn nicht fort", sagte die Mutter und stieß mich mit dem Knie an.

„Geh noch nicht weg!" bat Ljonka. Er schloß halb die Augen, dehnte sich behaglich und legte sich in seine Kiste. Nach einer Weile hob er den Kopf und sagte vorwurfsvoll zur Mutter:

„Den solltest du heiraten. Richtig heiraten, in der Kirche, so wie andere Frauen. Du läßt dich immer mit jedem ein ... Und kriegst doch nur Haue ... Aber der da ist gut ..."

„Schlaf lieber!" sagte sie leise, über ihre Teetasse gebeugt.

„Reich ist er auch ..."

Einen Augenblick saß sie stumm da, mit bebenden Lippen ihren Tee schlürfend. Dann sagte sie zu mir, als wäre ich ein alter Bekannter:

„Ja, so leben wir still für uns. Ich und er, ganz allein. Im Hause schimpfen sie mich: Hure! Wenn schon! Ich brauch' mich vor niemand zu schämen. Außerdem, Sie sehen ja, wie entstellt ich bin. Jeder sieht gleich, wozu ich tauge. Ja. Der Junge schläft, mein Augentrost. Ist er nicht ein liebes Kind?"

„Sehr lieb!"

„Ich kann mich nicht satt sehen an ihm. Und gescheit ist er! Nicht?"

„Sehr klug ist er!"

„Nun eben! Sein Vater war ein vornehmer alter Herr. So einer — wie nennt man sie doch? Büros haben sie — ach, du! Akten schreiben sie. Wie heißt's doch gleich?"

„Ein Notar!"

„Jawohl! Ganz recht. Ein sehr netter alter Herr war's ... So freundlich. Er hatte mich sehr gern. Ich war Stubenmädchen bei ihm."

Sie bedeckte die nackten Beine des Kindes mit den Lumpen, strich das schmierige Kissen unter seinem Kopf glatt und erzählte leichthin weiter:

„Er starb ganz plötzlich. Mitten in der Nacht. Ich war eben noch bei ihm gewesen — da stürzte er auch schon zu Boden. Und war gleich tot. — Sie handeln mit Kwaß?"

„Ja."

„Selbständig?"

„Nein, für meinen Arbeitgeber."

Sie rückte näher an mich heran und sagte:

„Sie brauchen sich vor mir nicht zu ekeln, junger Mann! Ich bin jetzt nicht mehr ansteckend. Sie können jeden hier in der Straße fragen. Alle wissen es."

„Ich ekle mich gar nicht."

Sie legte die kleine Hand mit den aufgeriebenen Fingern und den abgebrochenen Nägeln auf mein Knie und fuhr freundlich fort:

„Ich bin Ihnen sehr dankbar. Für Ljonka! Das war heute ein Fest für ihn. Schön haben Sie das gemacht ..."

„Ich muß gehen", sagte ich.

„Wohin?" fragte sie verwundert.

„Ich hab' zu tun."

„Bleiben Sie doch hier!"

„Ich kann nicht ..."

Sie warf einen Blick nach ihrem Jungen, dann durchs Fenster nach dem Himmel und sagte halblaut:

„Vielleicht bleiben Sie doch! Ich lege dann ein Tuch über meine Fratze ... Ich möchte mich so gern erkenntlich zeigen ... für meinen Jungen ... Also — ein Tuch lege ich darüber ... Ja?"

Sie sprach so unwiderstehlich menschlich, so freundlich, mit so innigem Gefühl. Ihre Augen, diese kindlichen Augen in dem abschreckenden Gesicht, lächelten, und das war nicht das Lächeln einer Bettlerin, sondern das eines reichen Menschen, der etwas besitzt, wodurch er sich erkenntlich zeigen kann.

„Mutter!" rief plötzlich der Knabe. Er richtete sich zitternd auf. „Da kriechen sie ... Mutter! ... Komm! ..."

„Er träumt", sagte sie, über den Sohn gebeugt.

Ich ging in den Hof hinaus und blieb sinnend stehen. Aus dem offenen Kellerfenster klang lustig näselnd ein Lied in den Hof hinaus. Die Mutter sang ihren Jungen in Schlaf, jedes einzelne Wort des seltsamen Liedes deutlich aussprechend:

„Kommt da grimmes Leid und Schmerz,
Bringt uns schlimme Not und Pein,
Bringt uns schlimme Not und Pein,
Reißt in tausend Stück das Herz!
Ach, es wird uns schlimm ergehn,
Wohin sollen wir bloß gehn? ..."

Raschen Schrittes verließ ich den Hof. Ich mußte die Zähne zusammenbeißen, um nicht laut aufzuweinen ...

DAS MÄDCHEN UND DER TOD

1

Mürrisch aus der Schlacht, die er verlor,
Ritt ein König heim mit seinen Wachen.
Horch, da klingt vom Hollerbusch hervor
Helles Mädchenlachen.
Und der König spornt sein Roß zum Sprunge,
Zu dem Mädchen jagt er wie der Wind,
Rot vor Wut, kaum mächtig seiner Zunge,
Fährt er grimmig an das schöne Kind:
„Mädel du, was soll dein freches Lachen?
Willst du über mich dich lustig machen?
Meinem Haus droht Unheil und Verderben,
Meine Mannen sanken in den Staub,
Meine Habe ward der Feinde Raub.
Heimwärts flieh' ich, neues Heer zu werben.
Ich, dein König, kämpf' um Gut und Ehre,
Und du lachst, als ob das gar nichts wäre?"
Spricht das Mädchen unterm Busche dort
— Schiebt zurecht den weißen Busenlatz —:
„Laß doch, geh — ich sprech' mit meinem Schatz!
Lieber König, geh ein bißchen fort!"

Wenn man liebt, braucht man den König nicht,
Liebe hat für Könige nicht Zeit.
Schneller brennt sie manchmal als ein Licht
Hinschmilzt am Altare, Gott geweiht.

Rasend wird der König da. Die Stirne
Ganz in Falten, wirft er sich herum:
„Packt sie, werft sie in den Turm, die Dirne,
Nein doch — bringt sie auf der Stelle um!"
Auf das Mädchen stürzt sich die Eskorte —
Das ist etwas nach der Herren Sinn!
Hämisch grinsend, mit gemeinem Worte,
Liefern sie dem Tod das Mädchen hin.

2

Finstrer Macht ist sonst der Tod ergeben,
Doch grad heut' fühlt er sich nicht ganz
[munter —
Ja, im Frühling regen Lieb' und Leben
Auch im Knochenmanne sich mitunter!
Immer nur nach faulem Fleische jagen,
Mit dem Stundenglase Kranke heilen,
Blüh'ndes Leben mit der Sense schlagen —
Wer wird gern bei solcher Arbeit weilen?
Vor der unausweichlichen Begegnung
Sieht er alle Wesen angstvoll zittern.
Überdrüssig ist er dieser Segnung,
All der Leichenfeiern, Grabesgitter!
Nein, ihm ist kein schön' Geschäft geworden
In dem Jammertale dieser Erde —
Wie geschickt er auch beginnt sein Morden,
Unzufrieden ist die Menschenherde.
Sollte sich der Tod darob nicht grämen?
Manchmal will ihn blinde Wut erfassen,
Und dann rafft er, ohne sich zu schämen,
Fort, was gut er noch könnt' leben lassen.
Einmal sich nach Teufelsart vergnügen!
Einmal, ach, im warmen Höllenpfuhle
Liebesseufzend engumschlungen liegen
Mit Astarte, Satans süßer Buhle!

3

Steht das Mädchen mit erhobnem Kopfe
Vor dem Tod, daß er die Sense schwing'.
Brummig blickt der Tod nach seinem Opfer:
„Schau mal an, was für ein junges Ding!
Hast den König du gewagt zu kränken?
Dafür mußt du mir dein Leben schenken!"
„Sei nicht böse", sagt das Mädchen, „muß
Denn jetzt alles auf mich böse sein?
Heut' gab mir mein Schatz den ersten Kuß
Unterm Hollerbusch im Mondenschein —
Wer hätt' an den König da gedacht!
Aber er, o weh, flieht aus der Schlacht!
Ich hab' ihm, dem König, nur gesagt:
‚Lieber', sagt' ich, ‚geh ein bißchen weiter!'
Hab' ich, meinst du, das nicht recht gesagt?
Aber nein, er hetzt auf mich die Reiter!
Nun denn, gut, so werd' ich sterben müssen —
Ach, ich weiß ja kaum, was Liebe ist!
Tödchen, liebes, gib mir eine Frist!
Laß mich, Guter, noch ein bißchen küssen!"
Staunend lauscht der Tod auf diese Bitte.
Solche Worte hörte er noch nie.
„Küssen", denkt er, „das ist Menschensitte —
Wohin käm' ich, wirklich, ohne sie?"
Und er sagt — und winkt dabei der Schlange —,
Blinzelt müd' ins Frühlingssonnenlicht:
„Gut, geh küssen! Aber nicht zu lange!
Dein die Nacht — doch morgens hol' ich dich!"
Wartend setzt der Tod sich abseits hin
Und die Schlange leckt der Sense Schneide —
Laut aufschluchzt das Mädchen voller Freude,
Doch der Tod brummt: „Vorwärts, geh doch, Kind!"

4

Lange sitzt der Tod so in der Sonne.
Dann zieht er sich aus die alten Stiefel,
Legt auf einen Stein sich hin zum Schlafen.
Böse ist der Traum, der ihm erschienen:

Kain, der ihn gezeugt, so sieht im Traum er,
Steigt den Berg hinauf mit seinem Sprößling
Judas. Beide sind schon ziemlich wacklig,
Wie zwei Schlangen kommen sie gekrochen.
„Gott, ach Gott!" so seufzt verdrießlich Kain,
Blickt zum Himmel auf mit trüben Augen.
„Gott, ach Gott!" seufzt auch der schlimme
Doch er hält den Blick gesenkt zur Erde. [Judas,
Auf dem Berg, inmitten goldner Wolken
Liegt der Herr — er liest in einem Buche.
Sterne sind die Lettern dieses Buches
Und der Milchweg ist in ihm ein Blättchen.
Michael steht an des Berges Hange,
Blitze in der weißen Hand gebündelt.
Streng betrachtet er die beiden Wandrer:
„Hebt euch fort! Der Herr empfängt euch
„Michael", antwortet kläglich Kain, [nicht!"
„Groß ist meine Sünde, ja, ich weiß es.
Ich gebar den Mörder allen Lebens.
Vater bin ich des verfluchten Todes!"
„Michael", läßt sich auch Judas hören,
„Meine Schuld ist größer noch, ich weiß es.
Denn ich lieferte das Lichtherz Gottes
Schändlich in die Hand des argen Todes!"
Und es jammern beide dann zusammen:
„Michael! Kann nicht der Herr ein einz'ges
Wort des Mitleids, nur ein kleines, sagen? —
Sieh, wir bitten ja nicht um Verzeihung!"
Aber Michael antwortet leise:
„Dreimal hab' ich Ihm es schon berichtet.
Zweimal gab Er keinen Ton zur Antwort,
Erst beim dritten Male sprach Er nickend:
‚Hör, solang der Tod Lebend'ges hinrafft,
Gibt's für Kain und Judas keine Gnade.
Der nur kann Verzeihung ihnen bringen,
Dessen Kraft den Tod besiegt für immer.' "
Herzzerbrechend schluchzen da und heulen
Der Verräter und der Brudermörder,
Stolpern dann, am Arm einander haltend,
In den Stinkesumpf am Fuß des Berges.
Doch im Sumpfe tummeln sich frohlockend
Tausend Teufel, Hexen und Vampire,
Und mit giftiggrünen Irrelichtern
Spucken sie den Kain an und den Judas.

5

Mittag ist's schon, als der Tod erwacht.
Schaut sich um — kein Mädchen ist zu sehen.
„Schau die Buhle! Hab' ich's doch gedacht,
Daß die Nacht zu schnell ihr wird vergehen!"
Sonnenblumen pflückt er ab am Rain,
Riecht daran und freut sich, wie die feuchten,
Gelben Blätter in der Sonne Schein
Lebensvoll in goldnen Farben leuchten.
In die Sonne blinzelnd, fängt er dann
Näselnd sich ein Lied zu singen an:

„Herzlos, ohne große Not,
Schlägt ein Mensch den andern tot,
Scharrt ihn ein und singt dabei:
‚Friede seiner Asche sei!'
Ein Despot bringt Not und Qual
Seinem Volk; doch stirbt er mal,
Singt die gleiche Litanei
Ihm am Grabe man dabei.
Ehrenmänner, Trottel, Diebe —
Nichts besteht vor meinem Hiebe.
Und dann singt man, einerlei:
‚Friede ihrer Asche sei!'
Das verstehe, wer da mag!
Kommt es zum Begräbnistag,
Immer singt man frisch und frei:
‚Friede seiner Asche sei!' "

6

Bei dem Sang wird plötzlich ihm beklommen,
Ist doch schon ein ganzer Tag vergangen
Und das Mädchen ist noch nicht gekommen!
Nein, der Tod läßt so sich, Kind, nicht fangen!
Endlich wird er böse, sieht sich wieder
Drohend um nach Stundenglas und Hippe.
Und kaum senkt der Abendstern sich nieder,
Bricht er auf; dumpf klappert das Gerippe.
Geht ein Stückchen. Sieh: am Waldessaum,
Die betauten Gräser zärtlich streichelnd,
Sitzt im Mondschein, unterm Haselbaum
Unser Mädchen, einer Waldfee gleichend.
Wie die Erde, nackt, zur Frühlingszeit,
Schimmert schamlos ihre bloße Brust,
Küsse zieren, Sternen gleich verstreut,
Ihrer seidnen Rehhaut zarte Brust.
Sterngleich keck der Brüste Knospe zittern,
Und die Augen blicken scheu — wie Sterne —
Auf zum Milchweg, wo in blauer Ferne
Sich der Himmel kränzt mit Nachtgewittern.
Um die Augen liegen dunkle Schatten.
Purpurn sind die Lippen, kaum geglättet.
Auf ihr Knie hat sie des liebessatten
Schlafbetörten Knaben Haupt gebettet.
Staunend sieht's der Tod. Des Zornes Flammen
Flackern schwach nur noch im hohlen Schädel:
„Was birgst, Eva gleich, mit ihm zusammen
Unter Bäumen du vor Gott dich, Mädel?"
Feuer in des Mädchens Aug' entbrennt
Und den Schatz — wie mit dem Firmament —
Mit dem Mond-Stern-Leib vorm Tode schützend,
Spricht das Mädchen, unterm Busche sitzend:
„Schimpf nicht, Tod! — erschrick mir nicht den
Mußt hübsch leise deine Sense heben. [Jungen!
Du bekommst mich ja, so ist's bedungen —
Doch versprich mir: ihn laß lange leben!
Schilt mich nicht, daß du hast warten müssen.
Ich dacht' halt: zum Tode ist's nicht weit.
Gern tät' ich den Liebsten nochmal küssen —

Hat an mir doch gar zu große Freud'!
Auch ist er so schön in seiner Lust!
Schau, die Spuren seiner Küsse glühen
Auf den Wangen hier und auf der Brust;
Sieh nur, wie gleich Feuermohn sie blühen!"
Lächelt schämig drob der Tod verstohlen:
„Ja, als hätt' die Sonne dich geküßt!
Doch ich muß heut' noch viel Menschen holen,
Denk nur nicht, daß du die einz'ge bist!
Sieh, ich muß der Zeit gehorsam dienen.
Da gibt's viel zu tun — und ich werd' alt.
Sauer muß mein Brot ich mir verdienen!
Komm jetzt, komm, 's ist Zeit. Es wird schon [kalt!"
Doch sie:
„Hält der Liebste mich umschlungen,
Schwinden Himmel, Erde, Alles hin,
Fühl' von ew'gem Licht ich mich durchdrungen,
Rinnt mir ew'ge Kraft durch Herz und Sinn.
Nichts mehr tut das Schicksal mir zuleide,
Frag nicht mehr, ob's Gott, ob's Menschen gibt!
Wie ein Kind freut Freude sich an Freude
Und in Liebe Liebe ist verliebt."
Schweigend steht der Tod und rührt sich nicht.
Dieses Lied, denkt er, nimmt nie ein Ende!
Nichts ist heller als der Liebe Licht,
Nichts so heiß wie ihre Feuerbrände!
Schweigend steht der Tod. Der Maid Gebärden
Gießen Neid in seine alten Glieder.
Heiß wird ihm und kalt. Was soll das werden?
Regt ein Herz sich auch im Tode wieder?
Auch der Tod — er lebt. Und unbewußt
Kann auch er des Herzens Allmacht spüren.
Auch in seiner hohlen, dunklen Brust
Kann sich Sehnsucht, Zorn und Mitleid rühren.
Dem, den er geschlossen in sein Herz,
Den erschreckt des Jenseits dunkles Tor,
Flüstert er verführerisch ins Ohr,
Wie dort drüben schwinden Leid und Schmerz.
„Gut denn", sagt der Tod, „so mag's geschehen.
Ich erlaub's — das Leben, es sei dein.
Doch von heut' ab werd' ich mit dir gehen,
Ewig werd' ich bei der Liebe sein!"

Seit der Zeit nun wandeln Tod und Liebe
Als Geschwister in der Welt einher.
Überall, wo sie weckt süße Triebe,
Steht als Kuppler mit der Sense Er.
Immer werden sie seither gefunden
Auf der Hochzeit, beim Begräbnis, beide:
Von der Liebe zauberisch gebunden,
Würzt der Tod des Lebens ew'ge Freude.

WLADIMIR LENIN

Wladimir Lenin ist tot.

Selbst im Lager seiner Feinde zollt mancher ihm ehrliche Anerkennung. In Lenin hat die Welt den Menschen verloren, dem unter allen großen Männern seiner Zeit „das Zeichen der Genialität am deutlichsten aufgeprägt war". Die deutsche bourgeoise Zeitung „Prager Tagblatt" brachte einen Aufsatz über Lenin, der voll ehrerbietiger Bewunderung war vor seiner kolossalen Gestalt und mit den Worten schloß:

„Groß, unnahbar und unheimlich erscheint Lenin noch im Tode."

Der Ton des Aufsatzes beweist, daß ihn nicht etwa jenes physiologische Behagen veranlaßt hat, das sich in dem zynischen Aphorismus ausdrückt: „Der Leichnam eines Feindes riecht stets gut" — nicht jene Freude, welche die Menschen empfinden, wenn ein großer, unruhiger Mensch dahingegangen ist —, nein, aus diesem Aufsatz spricht deutlich menschlicher Stolz auf einen Menschen.

Die Presse der russischen Emigranten hat nicht die Kraft und nicht den Takt aufgebracht, dem toten Lenin dieselbe Achtung zu zollen, die bourgoise Zeitungen in ihrer Wertung der Persönlichkeit eines der größten Vertreter des russischen Willens zum Leben und der Furchtlosigkeit des russischen Geistes bewiesen haben.

Für mich persönlich ist Lenin nicht nur eine wunderbar vollkommene Verkörperung des auf ein festes Ziel — ein Ziel, das vor ihm kein Mensch sich zu stellen wagte — gerichteten Willens, er ist für mich einer der Gerechten, einer der ungeheuren, halbmärchenhaften, in der russischen Geschichte so überraschenden Männer des Willens und Talentes, wie Peter der Große, Michail Lomonossow, Leo Tolstoi und andere. Ich glaube, solche Männer sind nur in Rußland möglich, dem Lande, dessen Geschichte und Lebensweise mich immer an Sodom und Gomorrha erinnert hat.

Sein Bild zu zeichnen ist schwer. Lenin ist äußerlich ganz in Worte gehüllt, wie der Fisch in Schuppen. Er war so einfach und gerade, wie alles, was er sprach.

Sein Heroismus ist äußerlichen Glanzes vollkommen bar. Es ist der in Rußland nicht seltene, bescheidene, asketische Heroismus des ehrlichen russischen intellektuellen Revolutionärs, der aufrichtig an die Möglichkeit einer Gerechtigkeit auf Erden glaubt — der Heroismus eines Menschen, der auf

alle Freuden der Welt Verzicht geleistet hat, schwerer Arbeit für das Glück der Menschen zuliebe.

Eines Abends hörte Lenin in Moskau bei Jekaterina Pawlowna Peschkowa Beethovensche Sonaten in der Wiedergabe von Issai Dobrowen und machte die Bemerkung:

„Ich kenne nichts Schöneres als die ‚Appassionata' und könnte sie jeden Tag hören. Eine wunderbare, nicht mehr menschliche Musik! Ich denke immer, mit vielleicht naivem, kindlichem Stolz: daß Menschen solche Wunder schaffen können!"

Dann kniff er die Augen zu, lächelte und setzte unfroh hinzu:

„Aber allzuoft kann ich Musik doch nicht hören. Sie wirkt auf die Nerven, man möchte liebe Dummheiten reden und Menschen den Kopf streicheln, die in schmutziger Hölle leben und trotzdem solche Schönheit schaffen können. Aber heutzutage darf man niemandem den Kopf streicheln — die Hand wird einem sonst abgebissen. Schlagen muß man auf die Köpfe, unbarmherzig schlagen — obwohl wir im Ideal gegen jede Vergewaltigung der Menschen sind. Hm, hm — unser Amt ist höllisch schwer."

Das Amt ehrlicher Volksführer ist unmenschlich schwer. Es ist kein Führer denkbar, der nicht in gewissem Maße Tyrann wäre. Wahrscheinlich sind unter Lenin mehr Menschen umgebracht worden als unter Wat Tyler[1], Thomas Münzer[2], Garibaldi. Aber der Widerstand gegen die von Lenin geleitete Revolution war auch breiter und machtvoller organisiert. Außerdem muß man in Betracht ziehen, daß mit dem Fortschritt der „Zivilisation" der Wert des Menschenlebens offenbar sinkt; dafür zeugt unstreitig die Entwicklung der Technik der Menschenvernichtung und des Geschmacks an dieser Betätigung im heutigen Europa.

Aber die Stimme des Gewissens soll antworten: ist die Heuchelei der Moralisten, die jetzt vom Blutdurst der russischen Revolution reden, nachdem sie selbst vier Jahre lang, während des schandbaren Weltgemetzels, kein Mitleid mit den Millionen hingemordeter Menschen hatten, sondern diesen ekelhaften Krieg auf jede Weise „bis zum Endsiege" anzufachen suchten — ist diese Heuchelei nicht ganz unangebracht und einfach widerwärtig? Jetzt sind die Kulturvölker zerschlagen, erschöpft, verwildert; und gesiegt hat die allgemeine menschliche Dummheit, deren harte Schlingen noch heute die Menschen würgen.

Lenin war ein Mann von erstaunlicher Willenskraft und in allem übrigen der typische russische Intellektuelle. Er besaß im höchsten Maße alle Eigenschaften der besten Vertreter der russischen Intelligenz: Selbstbeschränkung, die oft bis zur Selbstkasteiung, ja Selbstverstümmelung geht, bis zu den Nägeln Rachmetows[1], bis zur Verneinung der Kunst, bis zur Logik eines der Helden Andrejews:

„Die Menschen leben schlecht, also muß auch ich schlecht leben."

In dem schweren Hungerjahre 1919 schämte sich Lenin, die ihm von den Genossen, Soldaten und Bauern, aus der Provinz geschickten Lebensmittel anzunehmen. Brachte man solche Pakete in seine ungemütliche Behausung, so runzelte er die Stirn, wurde verlegen und verteilte eilig Mehl, Zucker, Butter an kranke oder durch Unterernährung geschwächte Genossen.

Einmal lud er mich zum Mittagessen ein und sagte:

„Es gibt Räucherfisch. Den hat man mir aus Astrachan geschickt."

Er runzelte seine sokratische Stirn, wandte die alles sehenden Augen zur Seite und setzte hinzu:

„Man schickt mir das, als ob ich ein vornehmer Herr wäre. Was soll ich dagegen tun? Lehne ich ab, nehme ich es nicht an, so ist man beleidigt. Aber ringsum hungern alle. Zu dumm!"

Durchaus anspruchslos, weder an Wein noch Tabak gewöhnt, vom Morgen bis zum Abend mit schwerer Arbeit überlastet, verstand er gar nicht für sich selbst zu sorgen, beobachtete aber sehr genau das Leben der Genossen. Seine Aufmerksamkeit für sie wurde zur Zärtlichkeit, wie sie nur einer Frau eigen ist; jede freie Minute widmete er andern; sich selbst gönnte er keine Erholung.

Da sitzt er in seinem Arbeitszimmer am Tisch, hastig schreibend, und spricht, ohne die Feder vom Papier zu nehmen:

„Guten Tag. Wie geht's? Ich bin gleich fertig... Da ist ein Genosse in der Provinz in trüber Stimmung — anscheinend müde. Muß ihn aufrichten! Stimmung ist eine wichtige Sache."

Auf dem Tisch liegt ein Band von „Krieg und Frieden".

„Ja, Tolstoi. Ich wollte gern mal wieder die Beschreibung der Jagd lesen; da fiel mir ein, daß ich an den Genossen schreiben muß. Zum Lesen finde ich gar keine Zeit mehr. Erst heute nacht habe ich Ihre Schrift über Tolstoi gelesen."

Lächelnd, die Augen zugekniffen, dehnte er sich behaglich in seinem Sessel und fuhr rasch mit gedämpfter Stimme fort:

„Das ist ein Koloß, ah? Was für ein Riese von Mensch! Sehen Sie, Verehrtester, das ist ein Künstler... Und wissen Sie, was noch erstaunlicher ist an ihm? Seine Bauernstimme, sein Bauerndenken! Ein echter Bauer steckt in ihm. Vor diesem Grafen hat es keinen echten Bauern in der Literatur gegeben!"

Dann schaute er mich mit seinen asiatischen Äuglein an und fragte:

---

[1] Führer des Bauernaufstandes in England im 14. Jh. *(Anm. d. Red.)*

[2] Führer im deutschen Bauernkriege im 16. Jh. *(Anm. d. Red.)*

[1] Der Held von Tschernyschewskis Roman „Was tun?", schläft auf Nägeln, um seinen Willen zu stählen. *(Anm. d. Red.)*

„Wen in Europa könnte man neben ihn stellen?"
Und antwortete sich selbst:
„Niemanden."
Dann rieb er sich die Hände, lachte behaglich und blinzelte wie ein Kater im Sonnenlicht.
Häufig bemerkte ich an ihm diesen Stolz auf Rußland, auf die Russen, die russische Kunst. Manchmal kam mir dieser Zug an Lenin seltsam fremd vor, fast naiv; aber dann erkannte ich in ihm einen verschämten Widerhall tief verborgener, freudiger Liebe zu seinem Volke. Auf Capri bemerkte er einmal, als er zusah, wie vorsichtig die Fischer ihre von einem Hai zerrissenen Netze entwirrten:
„Unsere Leute arbeiten flinker."
Und als ich einen Zweifel äußerte, entgegnete er etwas unwillig:
„Hm, hm — Sie vergessen doch Rußland nicht etwa, seit Sie auf dieser Felsenklippe hausen?"
W. A. Strojew-Desnizki hat mir erzählt: Als er einmal in Schweden mit Lenin reiste, habe dieser im Eisenbahnwagen ein deutsches Buch über Dürer durchgeblättert. Deutsche Mitreisende fragten ihn, was das für ein Buch sei, und es stellte sich heraus, daß sie nie etwas von ihrem großen Maler gehört hatten. Darüber war Lenin geradezu entzückt, und er sagte zweimal voll Stolz zu Desnizki:
„Die kennen ihre eigenen Leute nicht. Aber w i r kennen sie!"

Ich kann mir keinen anderen Mann vorstellen, der, so hoch die Menschen überragend wie Lenin, trotzdem so wie er allen Versuchungen der Eitelkeit widerstanden und nie das Interesse für die einfachen Leute verloren hätte.
In ihm muß ein gewisser Magnetismus gewesen sein, der die Herzen und die Sympathien der werktätigen Menschen anzog. Er verstand kein Italienisch, aber die Fischer von Capri, die Schaljapin und viele andere bedeutende Russen gesehen hatten, räumten Lenin sofort eine besondere Stellung ein. Bezaubernd war sein Lachen, das herzliche Lachen eines Mannes, der alle Plumpheiten menschlicher Dummheit und alle Akrobatenstücke des Verstandes sehr wohl durchschaute, sich aber doch an der kindlichen Unbefangenheit derer, die einfältigen Herzens sind, erfreuen konnte.
Der alte Fischer Giovanni Spadaro sagte von ihm:
„So lachen kann nur ein ehrlicher Mensch."
In einem schwankenden Nachen, auf blauen, wie Himmelslicht durchsichtigen Wogen lernte Lenin „mit dem Finger" angeln — mit der Schnur ohne Angelrute. Die Fischer erklärten ihm, er müsse anziehen, wenn der Finger ein Zucken der Schnur spüre.
„Così: drin — drin ... Capisci?"
Er zog auch sofort an — holte den Fisch herauf und rief mit der Freude eines Kindes, mit dem Eifer eines Jägers:
„Aha! Drin — drin!"

Die Fischer brachen gleichfalls in ein kindlich-fröhliches, schallendes Gelächter aus und nannten diesen Fischer „Signore Drindrin".
Als er fort war, fragten sie immer:
„Wie geht es Signore Drindrin? Der Zar wird ihn doch nicht fangen, was?"
Im Jahre 1907 sprachen in London einige Arbeiter, die Lenin zum erstenmal sahen, über sein Verhalten auf dem Kongreß. Einer von ihnen sagte sehr bezeichnend:
„Ich weiß nicht — vielleicht haben die Arbeiter hier in Europa einen ebenso klugen Führer. Bebel oder sonst jemand. Aber, daß es noch einen Mann gibt, den ich sofort so liebhaben muß wie Lenin, das kann ich nicht glauben."
Ein anderer Arbeiter fügte lächelnd hinzu:
„Das ist einer von uns. Der weiß, was er will."
Jemand entgegnete ihm:
„Plechanow ist doch auch einer von uns!"
Und ich hörte die treffende Antwort:
„Plechanow ist unser Lehrer, unser Herr. Aber Lenin ist unser Genosse."
Im Herbst 1918 fragte ich den Arbeiter Dimitri Pawlow aus Sormowo, was nach seiner Meinung Lenins bezeichnendster Zug sei?
„Die Schlichtheit. Er ist schlicht wie die Wahrheit." Das sagte er, wie etwas Wohlüberlegtes, längst Entschiedenes.
Bekanntlich wird jeder Mensch am strengsten von seinen Untergebenen beurteilt.
Lenins Chauffeur Hill, ein vielerfahrener Mann, sagte:
„Lenin ist ein ganz besonderer Mensch. Solche gibt es nicht wieder. Einmal fahre ich ihn durch die Miasnizkaja, rings ist großer Verkehr, ich komme kaum vorwärts, habe Sorge, man könnte unseren Wagen beschädigen. Ich gebe Signale mit der Hupe, rege mich sehr auf. Da öffnet er die Tür, kommt auf dem Trittbrett zu mir, trotz der Gefahr, heruntergerissen zu werden, und redet mir zu: ‚Bitte, regen Sie sich nicht auf, Hill! Fahren Sie wie alle.' Ich bin ein alter Chauffeur, ich weiß, das täte so leicht kein anderer."
Ein alter Bekannter von mir, auch aus Sormowo, ein etwas weichherziger Mensch, klagte über die Schwere der Arbeit in der Tscheka. Ich antwortete ihm:
„Ich glaube wirklich, das ist keine Tätigkeit für Sie. Die paßt nicht zu Ihrem Charakter."
Er pflichtete mir traurig bei:
„Gar nicht paßt sie zu meinem Charakter."
Er überlegte und fügte hinzu:
„Aber wenn man bedenkt, daß Iljitsch sicher auch sehr oft seine Seele an den Flügeln halten muß — dann schäme ich mich meiner Schwäche."
Ich kannte und kenne viele Arbeiter, die ihre Zähne kräftig zusammenbeißen und die Seele auch an den Flügeln halten mußten und noch müssen —

die ihrem organischen sozialen Idealismus Gewalt antun müssen, dem Werke zuliebe, dem sie dienen.

Ob wohl Lenin auch seine Seele hat an den Flügeln halten müssen? Er dachte viel zuwenig an sich selbst, um mit anderen über sich zu sprechen; wie kein anderer vermochte er zu schweigen von den geheimen Stürmen in seiner Seele. Aber einmal sagte er in Gorki, als er Kinder liebkoste:

„Ja — die werden es einmal besser haben als wir. Vieles, was uns das Leben brachte, werden sie nicht mehr durchmachen müssen. Ihr Leben wird weniger grausam sein."

Er schaute in die Ferne, zu den Hügeln, an die sich das Dorf schmiegte, und fügte sinnend hinzu:

„Trotzdem beneide ich sie nicht. Unserer Generation war es beschieden, eine Arbeit von erstaunlicher, historischer Bedeutsamkeit zu leisten. Die durch die Verhältnisse erzwungene Grausamkeit unseres Lebens wird einmal verstanden und gebilligt werden. Alles wird verstanden werden — alles!"

Kinder liebkoste er sehr behutsam, mit ganz leichten, schonenden Berührungen.

Das Leben ist so teuflisch verzwickt, daß man nicht aufrichtig lieben kann, wenn man nicht auch zu hassen versteht. Aber diese uns Menschen in der Wurzel verderbende, unvermeidliche Zwiespältigkeit der Seele — daß Liebe nur möglich wird durch Haß — verurteilt das Leben zur Vernichtung.

In Rußland, dem Lande, wo das unvermeidliche Leiden als Allheilmittel zur Erlösung „der Seele" gepriesen wird, habe ich nie einen Menschen getroffen, kenne ich keinen Menschen, der so tief und so stark wie Lenin das Unglück, die Qual und das Leid der Menschen gehaßt, verabscheut und verachtet hätte.

In meinen Augen heben diese Gefühle — sein Haß gegen die Dramen und Tragödien des Lebens — Wladimir Lenin besonders hoch; ihn, den Mann von Eisen in einem Lande, in dem die machtvollsten Evangelien zum Ruhme und zur Heiligung des Leidens geschrieben wurden, wo die Jugend nach Büchern leben will, die eigentlich nichts enthalten als einförmige Beschreibungen kleinlicher Alltagstragödien.

Die russische Literatur ist die am tiefsten pessimistische Literatur Europas. Bei uns handeln alle Bücher ein und dasselbe Thema ab: wie wir in der Jugend und in reifen Jahren leiden unter dem Mangel an Verstand, unter dem Druck des Absolutismus, an den Frauen, an der Nächstenliebe, an der Unzulänglichkeit der Welt — und im Alter unter der Erkenntnis der im Leben begangenen Fehler, an Zahnlosigkeit, schlechter Verdauung und unter der Unvermeidlichkeit des Todes.

Jeder Russe, der „wegen Politik" vier Wochen im Gefängnis gesessen oder ein Jahr in der Verbannung gelebt hat, hält es für eine heilige Pflicht, seinem Vaterlande einen Band Erinnerungen an seine Leidenszeit zu bescheren. Aber bis heute ist noch niemand auf den Gedanken gekommen, ein Buch zu schreiben darüber, wie er ein Leben lang froh war. Dabei würde in einem Lande, in dem die Menschen nach Büchern leben, ein solches Buch nicht nur einen gewaltigen Erfolg haben, sondern auch sofort eine Reihe von Nachahmungen hervorrufen. Weil aber der russische Mensch gewöhnt ist, sich sein Leben zu erdenken, jedoch nur mangelhaft versteht, es in die Tat umzusetzen, würde ihn ein Buch vom glückhaften Leben höchstwahrscheinlich darüber belehren, wie er sich sein Leben erdenken muß.

Vielleicht faßte Lenin das Drama des Daseins etwas zu einfach auf und glaubte, es sei ganz leicht zu bewältigen, ebenso leicht, wie der äußere Schmutz und die Schlamperei des russischen Lebens überwunden werden könnten.

Aber, ganz gleich — groß macht ihn in meinen Augen gerade dieser unversöhnliche, unauslöschliche Haß gegen alles Unglück des Menschen, sein lichter Glaube, das Unglück sei nicht die unabänderliche Grundlage des Daseins, sondern etwas Abscheuliches, was die Menschen loswerden müssen und auch können.

Ich möchte diesen Grundzug seines Charakters „kampfesfrohen Optimismus" nennen. Das war ein unrussischer Zug an Lenin; aber gerade dieser Zug trieb meine Seele diesem wahrhaft großen Manne zu.

Im Jahre 1907 tat er in London mir gegenüber den denkwürdigen Ausspruch:

„Mag sein, daß uns Bolschewisten sogar die Massen nicht recht verstehen werden; sehr wahrscheinlich, daß man uns gleich bei Beginn unseres Werkes erwürgt. Aber das ist unwesentlich. Die bourgeoise Welt ist jetzt in einem Zustand fauliger Gärung, die alles und alle zu vergiften droht. Das ist wesentlich."

Ein paar Jahre später — ich glaube zu Beginn des Balkankrieges — erinnerte er mich in Paris an diese Worte.

„Sehen Sie — ich hatte recht! Die Zersetzung fängt schon an, und die Gefahr einer Vergiftung durch Leichengift muß jetzt für jeden offenbar sein, der den Ereignissen ins Auge zu schauen vermag."

Mit einer für ihn charakteristischen Geste schob er die Finger unter die Weste, in die Achselhöhlen, schritt langsam in seinem engen Zimmer auf und ab und sprach weiter:

„Das ist der Beginn der Katastrophe. Wir werden den europäischen Krieg noch erleben. Ein tolles Gemetzel wird das! Unausbleiblich! Das Proletariat? Ich fürchte, das Proletariat wird in sich nicht die Kraft finden, diesen blutigen Wirrwarr zu verhindern. Es wird selbst natürlich am allermeisten leiden — das ist einstweilen sein Geschick. Aber die Verbrecher werden in dem von ihnen vergossenen Blut versinken und ersaufen. Die Feinde des

Proletariats werden ihre Kraft verlieren. Auch das ist unausbleiblich."

Er zeigte die Zähne und schaute zum Fenster hinaus in die Ferne.

„Nein, stellen Sie sich mal vor: wozu hetzen eigentlich die Satten die Hungrigen aufeinander los in diesem Gemetzel? Kann man sich damit abfinden? Können Sie ein weniger gerechtfertigtes, ein dümmeres Verbrechen nennen? Einen furchtbaren Preis müssen die Arbeiter dafür zahlen, aber schließlich werden sie doch siegen. Das ist der Wille der Geschichte."

Er sprach oft von der Geschichte; aber aus seinen Reden klang nie fetischistische Ergebung in ihren Willen und ihre Macht.

In den Jahren 1917 bis 1921 waren meine Beziehungen zu Lenin bei weitem nicht so, wie ich gewünscht hätte. Aber sie konnten nicht anders sein.

Er war Politiker. Er besaß in größter Vollkommenheit die künstlich erworbene, aber scharf eingestellte Zielbewußtheit des Blickes, die unerläßlich ist für den Steuermann eines so riesengroßen, plumpen Schiffes, wie es das bleischwere bäuerliche Rußland ist.

Ich habe eine geradezu organische Abneigung gegen Politik und bin ein sehr fragwürdiger Marxist. Denn ich glaube nicht recht an die Vernunft der Massen im allgemeinen und an die Vernunft der bäuerlichen Masse im besonderen.

Als Lenin im Jahre 1917 nach Rußland zurückkehrte und seine kommunistischen Thesen veröffentlichte, glaubte ich, er bringe das ganze quantitativ zwar unbedeutende, qualitativ aber heroische Heer der politisch aufgeklärten Arbeiter und die ganze revolutionäre Intelligenz dadurch der russischen Bauernschaft zum Opfer. Die einzige aktive Kraft Rußlands wird wie eine Handvoll Salz in den faden Sumpf des Dorfes geworfen, um spurlos in ihm zu zergehen und aufgesaugt zu werden, ohne im Geiste, in der Lebensweise, in der Weiterentwicklung des russischen Volkes irgend etwas zu ändern. Die wissenschaftlich oder technisch gebildete, überhaupt die qualifizierte Intelligenz ist meiner Ansicht nach im innersten Wesen durchaus revolutionär und stellt, zusammen mit der arbeitenden, sozialistischen Arbeiterintelligenz, die wertvollste Kraft dar, die Rußland bisher aufgespeichert hat. Eine andere Kraft, die fähig gewesen wäre, die Macht zu ergreifen und das Dorf zu organisieren, gab es im Rußland des Jahres 1917 nicht und gibt es auch heute noch nicht. Aber diese quantitativ unbedeutenden, durch allerhand Gegensätze zersplitterten Kräfte können ihre Aufgabe nur bei festester innerer Einigkeit erfüllen. Eine grandiose Arbeit stand ihnen bevor: den dörflichen Anarchismus zu brechen, den Willen des Bauern zu schulen, ihn vernünftig arbeiten und seine Wirtschaft umstellen zu lehren und so das Land rasch vorwärtszubringen. All das ist aber nur unter der Bedingung möglich, daß die Instinkte des Dorfes sich der organisierenden Vernunft der Stadt unterordnen.

Für die wichtigste Aufgabe der Revolution habe ich stets die Herbeiführung von Zuständen gehalten, die eine wirkliche Weiterentwicklung der kulturellen Kräfte des Landes gestatten würden. Zu diesem Behuf schlug ich vor, auf Capri eine Schule für russische Arbeiter ins Leben zu rufen, und versuchte in den Jahren der Reaktion, 1907 bis 1912, mit allen Kräften Stimmung und Zuversicht unserer Arbeiter zu heben. Zu gleichem Zwecke wurde sofort nach der Februarrevolution, noch im Frühjahr 1917, die „Freie Assoziation zur Pflege und Verbreitung der exakten Wissenschaften" gegründet, eine Gesellschaft, die sich einerseits die Organisation wissenschaftlicher Forschungsinstitute in Rußland zur Aufgabe stellte, andererseits die energische Verbreitung wissenschaftlicher und technischer Kenntnisse in Arbeiterkreisen. An die Spitze der „Assoziation" traten bedeutende Gelehrte, Mitglieder der Russischen Akademie der Wissenschaften, wie Steklow, Tschugajew, Fersman, Kostytschew, Petrowski und andere. Emsig wurden Mittel gesammelt; Kostytschew suchte bereits nach einem Bauplatz für das Zoobotanische Forschungsinstitut. Diese Bestrebungen machte aber die Oktoberrevolution zunichte; die Mittel der „Assoziation" wurden beschlagnahmt.

Um noch deutlicher zu sein, sage ich: das Haupthindernis auf Rußlands Weg zur Europäisierung und zur Kultur ist das erdrückende Übergewicht des völlig ungebildeten Dorfes über die Stadt, der zoologische Individualismus der Bauernschaft, das fast gänzliche Fehlen sozialer Regungen in ihr. Eine Diktatur der politisch aufgeklärten Arbeiter im engen Bunde mit der Intelligenz war, nach meiner Ansicht, der einzig mögliche Ausweg aus der schwierigen, durch den Krieg und die durch ihn bedingte fortschreitende Anarchisierung des Dorfes noch komplizierter gewordenen Lage. Ich bewerte die Bedeutung der Intelligenz für die russische Revolution anders, als es die Kommunisten tun. Die Revolution ist doch unleugbar von dieser Intelligenz vorbereitet worden, zu ihr gehören auch alle „Bolschewisten", die Hunderte von Arbeitern im Sinne des sozialen Heroismus und hoher Intellektualität erzogen haben. Die russische Intelligenz — die wissenschaftlich gebildete wie die werktätige — war, ist und bleibt sicherlich noch lange Zeit das einzige Arbeitspferd, das an den schweren Karren der russischen Geschichte gespannt werden kann. Ungeachtet aller Rucke und Anregungen, die der Verstand der breiten Masse sicherlich erfahren hat, bleibt er einstweilen noch eine Kraft, die der Leitung von außen bedarf.

Ich weiß natürlich ganz genau, daß die Politiker der Revolution mich ob solcher Gedanken nochmals

verlachen werden. Doch weiß ich ebenso genau, daß das Lachen gerade der Klügsten und Ehrlichsten von ihnen nicht aufrichtig sein wird.

Bis zum Jahre 1918, bis zu dem niederträchtigen Attentat auf Lenin, war ich in Rußland nicht mit ihm zusammengetroffen, hatte ihn nicht einmal von weitem gesehen. Als ich ihn besuchte, konnte er seinen Arm noch nicht recht gebrauchen und den durchschossenen Hals kaum bewegen. Als Antwort auf meine Empörung sagte er unlustig, so wie man von Dingen spricht, deren man herzlich überdrüssig ist:

„Ja, so geht's bei Schlägereien! Was ist da zu tun? Jeder handelt so, wie er es versteht."

Unsere Begegnung war sehr freundschaftlich, aber selbstverständlich betrachteten die scharfen, alles sehenden Augen des lieben Iljitsch mich, den „Verirrten", mit einem gewissen Mitleid. Diesen Blick bin ich gewohnt — seit rund dreißig Jahren sieht man mich so an. Ich erwarte ganz bestimmt, daß man mich mit diesem Blick auch zu Grabe tragen wird. In dieser Überzeugung soll man kein Eigenlob sehen; ich will damit nicht etwa andeuten, daß immer gerade „Verirrte" neue Wege finden, neue Erdteile entdecken. Aber es fällt mir leichter, andern aus Achtung vor ihnen oder aus Höflichkeit zuzustimmen, als aus einer Notwendigkeit, die ihnen verständlich, mir aber unklar ist.

Ein paar Minuten später sagte Lenin rasch heraus:

„Wer nicht mit uns ist, der ist gegen uns. Menschen, die von der Geschichte unabhängig sind, existieren nur in der Phantasie! Gibt man selbst zu, daß früher einmal solche Menschen existiert haben — jetzt gibt es keine mehr und kann es keine geben. Niemand braucht sie. Alle, bis zum letzten Mann, werden in den Strudel der Wirklichkeit hineingezogen — die so wirr ist wie noch nie zuvor..."

„Sie meinen, ich vereinfache das Leben zu sehr? Und diese Vereinfachung bedrohe die Kultur mit dem Untergange?"

Und dann das ironische, charakteristische:

„Hm, hm!"

Lenins scharfer Blick wird noch schärfer, und mit gedämpfter Stimme fährt er fort:

„Nun — und sind nach Ihrer Meinung Millionen von Bauern mit Flinten in Händen keine Bedrohung der Kultur? Nein? Glauben Sie, die ‚Utschredilka' (konstituierende Versammlung) wäre mit dem Anarchismus der Bauern fertig geworden? Sie, der Sie so viel und so richtig über den Anarchismus des Dorfes schelten — gerade Sie müßten doch unsere Arbeit besser als andere verstehen! Der russischen Masse muß man etwas ganz Einfaches, ihrem Verstande Angemessenes zeigen. Sowjets und Kommunismus — das ist einfach!"

„Ein Bund der Arbeiter mit der Intelligenz? Ja? Das ist keine schlechte Idee — o nein! Sagen Sie bitte der Intelligenz, sie soll zu uns kommen! Nach Ihrer Meinung dient sie doch aufrichtig den Interessen der Gerechtigkeit! Woran hängt es also noch? Bitte nur näher zu treten! Wir haben die kolossale Arbeit übernommen, dem Volk auf die Beine zu helfen, der Welt die volle Wahrheit über das Leben zu sagen. Wir zeigen den Völkern den geraden Weg zu menschenwürdigem Leben, den Weg aus der Knechtschaft, der Armut, der Erniedrigung."

Er lachte und sagte gutmütig:

„Dafür habe ich von der Intelligenz schon meine Nackenschläge bekommen."

Als die Temperatur unserer Unterhaltung wieder beinahe normal war, sagte er ärgerlich und bekümmert:

„Bestreite ich denn, daß wir die Intelligenz unbedingt brauchen? Aber sehen Sie doch, wie feindlich sie uns gesinnt ist, wie schlecht sie die Forderungen des Augenblicks begreift! Und daß sie nicht einsieht, daß sie ohne uns machtlos ist und an die Massen nicht herankommt! Es ist die eigene Schuld der Intelligenz, wenn wir zuviel Scherben machen müssen."

Über dieses Thema plauderten wir bei fast jedem Zusammensein. Und, obwohl er in Worten der Intelligenz gegenüber mißtrauisch, feindselig blieb — in der Tat wertete er die Bedeutung intellektueller Energie für die Revolution stets richtig und gab anscheinend auch zu, daß, im Grunde genommen, im Ideal, die Revolution eine Explosion gerade dieser Energie sei, die unter veralteten, engen Verhältnissen keine gesetzmäßige Entwicklungsmöglichkeit mehr finde.

Ich erinnere mich, wie ich ihn einmal mit drei Mitgliedern der Akademie der Wissenschaften besuchte.

Das Gespräch betraf die Notwendigkeit der Reorganisation eines der großen Petersburger wissenschaftlichen Institute. Als Lenin die Gelehrten hinausgeleitet hatte, sagte er befriedigt:

„So etwas verstehe ich! Das sind kluge Köpfe. Alles an ihnen ist einfach, alles streng formuliert; man sieht gleich, sie wissen genau, was sie wollen. Mit solchen Leuten zu arbeiten — das macht Vergnügen. Besonders gefallen hat mir der..."

Er nannte einen der besten Namen der russischen Wissenschaft. Schon am nächsten Tage beauftragte er mich telephonisch:

„Fragen Sie Z., ob er mit uns arbeiten will!"

Und als Z. das Anerbieten annahm, freute sich Lenin aufrichtig. Er rieb sich die Hände und scherzte:

„So ist's gut! Auf diese Weise werden wir alle russischen und europäischen Archimedesse zu uns herüberziehen, einen nach dem andern. Dann muß sich die Welt umdrehen, ob sie will oder nicht."

Auf dem Achten Parteikongreß sagte N. I. Bucharin unter anderm:

„Nation ist Bourgeoisie und Proletariat zusammen. Es hat keinen Sinn, ein Selbstbestimmungsrecht der verächtlichen Bourgeoisie anzuerkennen."

„Nein, entschuldigen Sie", widersprach ihm Lenin. „Es hat den Sinn, daß es den Tatsachen entspricht. Sie berufen sich auf den Prozeß der Differenzierung des Proletariats von der Bourgeoisie. Wir wollen erst mal abwarten, wie sich das vollzieht."

Dann zeigte er am Beispiel Deutschlands, wie langsam und schwer sich dieser Differenzierungsprozeß vollzieht, betonte, daß „der Kommunismus nicht gewaltsam eingeimpft werden kann", und sprach folgendermaßen — ich zitiere den Verhandlungsbericht der „Iswestija" — über die Bedeutung der Intelligenz für Industrie, Armee und Kooperative:

„Dieses Problem muß auf dem gegenwärtigen Kongreß endgültig erledigt werden. Wir können nur dann den Kommunismus aufbauen, wenn die Mittel der bourgeoisen Wissenschaft und Technik ihn den Massen annehmbarer machen. Aber zu dem Zweck müssen wir den Apparat der Bourgeoisie übernehmen, müssen wir alle ihre Fachleute zur Mitarbeit heranziehen. Ohne bourgeoise Fachleute sind die produktiven Kräfte unmöglich zu heben. Diese Fachleute müssen wir mit einer Atmosphäre kameradschaftlicher Zusammenarbeit umgeben, mit Arbeiterkommissaren, mit Kommunisten, wir müssen es so einrichten, daß sie nicht mehr loskommen. Aber wir müssen ihnen die Möglichkeit schaffen, besser zu arbeiten als in der kapitalistischen Periode, sonst arbeitet diese bourgeois erzogene Klasse überhaupt nicht. Eine ganze Klasse kann man nicht mit dem Knüppel zur Arbeit zwingen. Die bourgeoisen Fachleute sind an kulturelle Arbeit gewöhnt, haben sie aber bisher nur im Rahmen des bourgeoisen Systems geleistet, das heißt, sie haben die Bourgeoisie durch riesige materielle Unternehmungen bereichert, dem Proletariat aber nur minimale Dosen davon zugeteilt. Trotzdem haben sie die Kultur gefördert — das ist ihr Beruf. Sobald sie sehen, daß die Arbeiterklasse nicht nur Kultur würdigt, sondern auch ihre Verbreitung in den Massen unterstützt, werden sie ihr Verhalten uns gegenüber ändern. Dann haben wir sie moralisch überwunden und nicht nur politisch von der Bourgeoisie getrennt. Sie müssen in unseren Apparat mit einbezogen werden; dafür können wir auch manchmal Opfer bringen. Diesen Fachleuten gegenüber dürfen wir nicht mit kleinlichen Schikanen arbeiten. Wir müssen ihnen möglichst gute Lebensbedingungen schaffen; das ist die beste Politik ihnen gegenüber. Wenn wir gestern von der Legalisierung der kleinbürgerlichen Parteien sprachen, heute aber Menschewisten und linke Sozialrevolutionäre verhaften, so geht durch alle solche Schwankungen doch eine ganz feste Linie: die Konterrevolution zu vernichten, aber den kulturellen Apparat der Bourgeoisie zu benutzen."

Doch es ist nicht meine Sache, von Lenin, dem Politiker, zu sprechen. Teuer und nahe ist mir Lenin, der Mensch.

Mich entzückte der in ihm so machtvoll verkörperte Wille zum Leben und sein tatfreudiger Haß gegen die Abscheulichkeiten des Daseins. Ich freute mich an dem jugendlichen Wagemut, der alles erfüllte, was er tat, und ich bewunderte seine unmenschliche Arbeitskraft.

Wagemut war seiner Natur eigen, aber das war nicht die eigennützige Waghalsigkeit eines Glücksspielers. Lenins Wagemut bekundete die außergewöhnliche Geistesfrische, die nur ein Mensch besitzt, der unerschütterlich an seine Berufung glaubt, der sich allseitig tief mit der Zeit verbunden fühlt und seine im Chaos der Welt ihm zugefallene Rolle — die Rolle eines Bekämpfers eben dieses Chaos — voll und ganz begriffen hat.

Er konnte mit gleicher Hingebung Schach spielen, eine „Geschichte der Kostüme" besehen, stundenlang mit einem Genossen disputieren, angeln, auf den von der gutmeinenden südlichen Sonne erhitzten Steinpfaden Capris wandern, sich über goldene Drakeblumen und braune Fischerkinder freuen. Aber abends, wenn er den Erzählungen von Rußland und aus dem Dorfe lauschte, seufzte er neidisch:

„Ich kenne ja Rußland so wenig! Simbirsk, Kasan, Petersburg und die Orte meiner Verbannung — das ist beinahe alles."

Er liebte alles Komische und konnte mit ganzem Leibe lachen, er verging förmlich vor Lachen, lachte manchmal bis zu Tränen. Seinem kurzen, charakteristischen „Hm, hm" verstand er eine unendliche Skala von Klangfarben zu verleihen — von beißender Ironie bis zu vorsichtigem Zweifel —, und oft lag in diesem „Hm, hm" ein ätzender Humor, wie ihn nur ein sehr scharfblickender Mensch haben kann, der die teuflische Absurdität der Torheiten des Lebens gut kennt.

Untersetzt, stämmig, mit einem Schädel wie Sokrates und den allsehenden Augen eines sehr klugen Menschen, nahm er manchmal eine seltsame, ein wenig komische Körperhaltung an: er warf den Kopf zurück, neigte ihn zur Schulter und schob die Finger in die Achselhöhlen, unter die Weste. In dieser Pose war etwas wunderbar Liebes, Komisches, etwas von einem siegesstolzen Hahn, und in solchen Augenblicken strahlte er vor Freude — ein großes Kind unserer verfluchten Welt, ein prächtiger Mensch, der sich der Feindschaft und dem Haß zum Opfer bringen muß, um sein Werk der Liebe und Schönheit zu verwirklichen!

Seine Bewegungen waren leicht, gewandt, seine kargen, aber starken Gesten harmonierten durchaus mit seiner Redeweise, die auch mit Worten kargte, aber überreich war an Gedanken. Und in seinem etwas mongolisch geschnittenen Gesicht glühten und funkelten die scharfen Augen eines Lüge und Elend

des Lebens unermüdlich verfolgenden Jägers, zugekniffen, ironisch lächelnd oder zornig blitzend. Der Glanz dieser Augen machte seine Rede noch flammender und unheimlich klar.. Manchmal war es, als sprühe die unbändige Energie seines Geistes in Funken aus diesen Augen, als glühten seine Worte in der Luft, gesättigt mit dieser Energie. Seine Rede erzeugte stets ein fast physisches Empfinden unwiderlegbarer Wahrheit — und obwohl diese Wahrheit für mich oft nicht annehmbar war, konnte ich mich doch dem Einfluß ihrer Wucht nicht entziehen.

Ungewöhnlich und seltsam war es, Lenin im Park von Gorki spazieren zu sehen — so fest war mit ihm die Vorstellung verwachsen, daß er am Ende eines langen Tisches sitzt, mit den scharfen, blitzenden Augen eines Steuermannes, und kundig, geübt die Verhandlungen der Genossen leitet, oder vom hohen Podium aus, den Kopf zurückgeworfen, treffende, klare Worte in die lautlos aufhorchende Menge wirft, in die gierigen Augen wahrheitshungriger Menschen. Seine Worte erinnerten mich immer an den kalten Glanz von Eisenspänen. Mit wunderbarer Einfachheit erstand aus diesen Worten die künstlerisch geformte Gestalt der Wahrheit.

Man hat viel über Lenins Grausamkeit geschrieben und gesprochen. Selbstverständlich will ich mir nicht die lächerliche Taktlosigkeit gestatten, ihn gegen Lüge und Verleumdung zu verteidigen. Ich weiß, daß Verleumdung und Lüge in der Politik eine anerkannte Methode, ein nur zu übliches Kampfmittel gegen den Feind ist. Unter den großen Männern aller Zeiten gibt es wohl kaum einen, den man nicht mit Schmutz zu bewerfen versucht hätte. Das ist ja allgemein bekannt.

Außerdem haben alle Menschen den Drang, jeden überragenden Mann nicht nur auf das Niveau ihres eigenen Verständnisses herabzuziehen, sondern ihn womöglich unter die Füße zu treten, in den von ihnen geschaffenen klebrigen, giftigen Schlamm, den sie „Alltagsleben" nennen.

Mit besonderem Ekel erinnere ich mich an folgendes Vorkommnis. Im Jahre 1919 fand in Petersburg ein Kongreß der „Dorfarmut" statt. Aus den nordrussischen Gouvernements waren ein paar tausend Bauern erschienen und mehrere hundert von ihnen im Winterpalais der Romanows untergebracht worden. Als nach Schluß des Kongresses die Leute abgereist waren, stellte sich heraus, daß sie nicht nur sämtliche Badewannen des Palastes, sondern auch eine erhebliche Zahl sehr wertvoller sächsischer, orientalischer und Sèvrevasen scheußlich besudelt, nämlich als Nachttöpfe benutzt hatten. Das war nicht etwa aus Not geschehen — die Toiletten des Palastes waren in Ordnung, die Wasserleitung funktionierte. Nein, diese Pöbelei entsprang lediglich dem dunklen Drange, schöne Dinge zu beschädigen und zu verunreinigen. Im Verlaufe zweier Revolutionen und während des Krieges habe ich in Hunderten von Fällen dieses dunkle, rachsüchtige Streben der Menschen beobachten können, das Schöne zu zerstören, zu verunstalten, zu verlachen, zu schmähen.

Man denke nicht etwa, ich berichte dieses Betragen der „Dorfarmut", weil ich den Bauern gegenüber skeptisch eingestellt bin — nein, ich weiß, daß an der krankhaften Sucht, das Schöne zu besudeln, auch manche Gruppen unserer Intelligenz leiden — wie zum Beispiel unsere Emigranten, die sich einbilden, da sie selbst nicht mehr in Rußland weilen, könne dort nichts Gutes mehr sein.

Der boshafte Hang, Dinge von außergewöhnlicher Schönheit zu verderben, stammt aus derselben Quelle, wie die abscheuliche Sucht, einen ungewöhnlichen Menschen um jeden Preis zu schmähen. Alles Ungewöhnliche hindert die Menschen, so zu leben, wie sie gern möchten. Die Menschen dürsten — w e n n sie dürsten — durchaus nicht nach einer umwälzenden Änderung ihrer sozialen Gewohnheiten, sondern lediglich nach deren Erweiterung. Die Hauptnot, der Schrei der großen Mehrzahl ist:

„Hindert uns nicht, so zu leben, wie wir es gewöhnt sind."

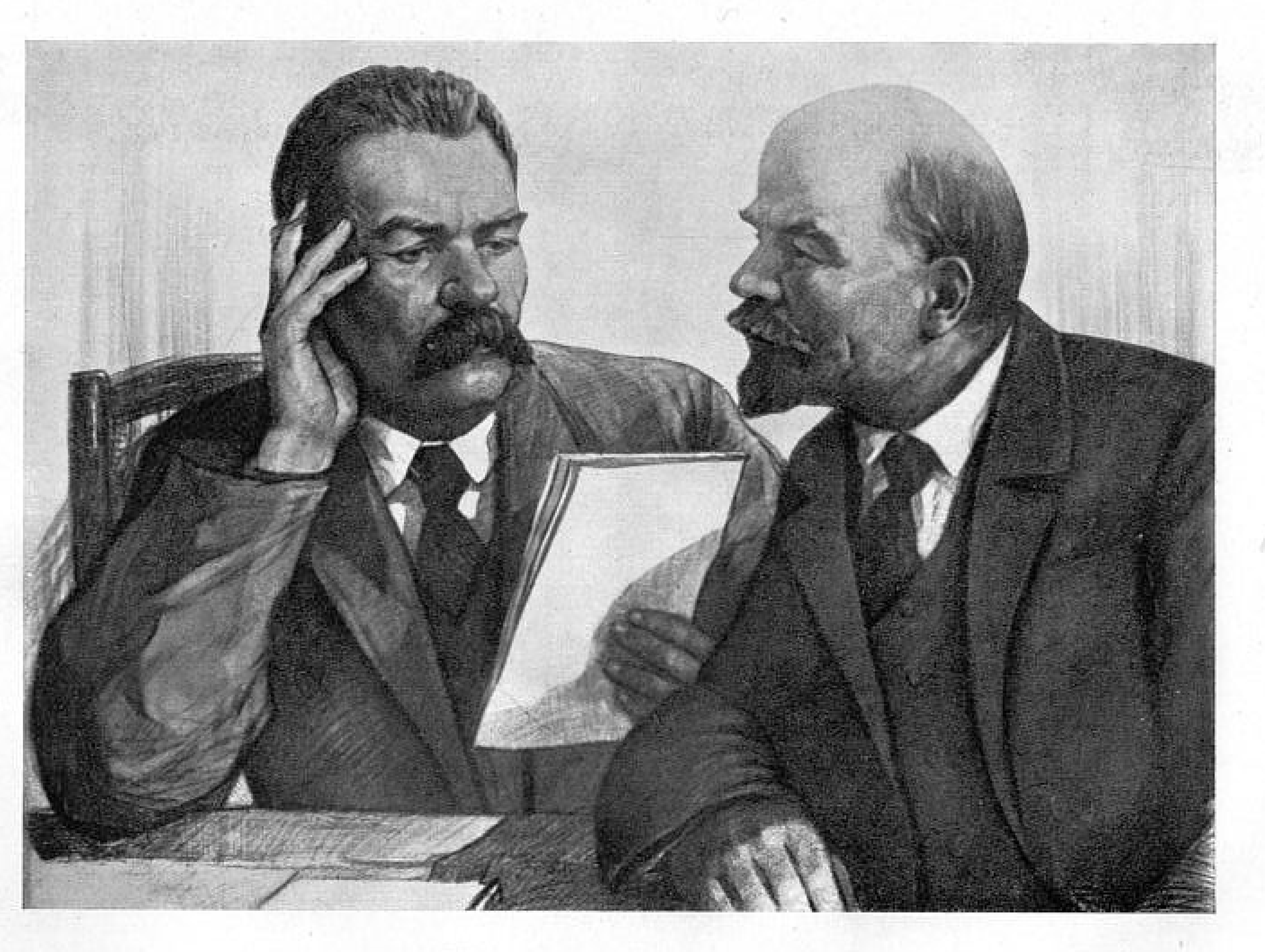
Wladimir Lenin aber verstand gerade, wie niemand vor ihm, die Menschen zu hindern, ihr gewohntes Leben weiter zu leben.

Ich weiß nicht, ob Lenin mehr Liebe oder mehr Haß geweckt hat. Der Haß gegen ihn ist nackt und ekelhaft unverhehlt: grell wie bläuliche Pestbeulen leuchtet er überall. Aber ich fürchte — auch die Liebe zu Lenin ist bei vielen nur dunkler Glaube gequälter, verzweifelter Menschen an den Wundertäter, eine Liebe, die auf das Wunder wartet, aber selbst nichts tut, um die eigene Kraft durchzusetzen, zu verkörpern in einem Leben, das fast abgestorben ist durch Leiden, die ihren Grund haben in der Gier der einen, in der ungeheuerlichen Dummheit der andern.

Oft hatte ich Gelegenheit, mit Lenin über die Grausamkeit der revolutionären Taktik und der neuen Zustände zu sprechen.

„Was wollen Sie?" fragte er mich erstaunt und zornig. „Ist Menschlichkeit denn möglich in einem so unerhört wütenden Kampf? Ist Weichherzigkeit und Großmut bei uns am Platze? Europa blockiert uns, die von uns erwartete Hilfe des europäischen Proletariats bleibt aus, von allen Seiten drängt wie ein Bär die Gegenrevolution gegen uns an. Und wir? Wir sollen nicht kämpfen, dürfen uns nicht zur Wehr setzen? Nun, nein, entschuldigen Sie — wir sind nicht ganz dumm! Wir wissen: das, was wir wollen, kann niemand tun außer uns. Halten Sie es etwa für möglich, daß ich hier sitzen würde, wenn ich vom Gegenteil überzeugt wäre?"

„Mit welchem Maß wollen Sie bei einer Prügelei die Zahl der nötigen und der überflüssigen Hiebe



W. I. Lenin im Gespräch mit Maxim Gorki

Nach einer Zeichnung von P. Wassiljew

messen?" fragte er mich einmal nach einem hitzigen Streit. Auf diese einfache Frage konnte ich nur eine lyrische Antwort geben. Ich glaube, es gibt auch keine andere Antwort.

Oft quälte ich ihn mit Bitten verschiedener Art und fühlte manchmal, daß mein Eintreten für andere Menschen in Lenin Mitleid mit mir, beinahe Verachtung weckte. Er fragte:

„Finden Sie nicht, daß Sie sich da eigentlich mit Torheiten und Bagatellen abgeben?"

Aber ich tat, was ich für nötig hielt, und die scheelen, zornigen Blicke des Mannes, der sehr wohl wußte, wieviel Feinde das Proletariat hat, schreckten mich nicht. Er schüttelte bekümmert den Kopf und sagte:

„Sie kompromittieren sich in den Augen der Genossen, der Arbeiter."

Aber ich wies darauf hin, daß die Genossen, die Arbeiter, im Zustande der Erbitterung und Erregung die Freiheit und das Leben wertvoller Menschen häufig allzu leicht und einfach nähmen, und daß sie, nach meiner Meinung, so nicht nur die ehrliche, mühevolle Sache der Revolution durch überflüssige, manchmal geradezu sinnlose Grausamkeit kompromittierten, sondern sie auch objektiv schädigten, indem sie viele wertvolle Kräfte von der Mitarbeit abhielten.

„Hm, hm", brummte Lenin skeptisch, wenn er von einem der zahlreichen Fälle von Verrat der Intelligenz an der Sache der Arbeiter hörte.

„Unter uns gesagt", erklärte er, „sie verraten uns meist aus Feigheit, aus Furcht, sich zu blamieren, aus Angst, die geliebte Theorie könnte etwa beim Zusammenprall mit der Wirklichkeit Schaden nehmen. Wir fürchten uns nicht davor. Theorien und Hypothesen sind für uns nichts ‚Heiliges'. Für uns sind sie nur Werkzeug."

Und trotzdem erinnere ich mich nicht, daß Iljitsch mir jemals eine Bitte abgeschlagen hätte. Wenn sie nachher doch nicht erfüllt wurde, so geschah das nicht durch seine Schuld, sondern wahrscheinlich infolge der verfluchten „Mängel des Mechanismus", deren die plumpe russische Staatsmaschine so reichlich viel an sich hatte. Manchmal hat vielleicht auch irgend jemandes böser Wille nicht erlaubt, Schicksale zu erleichtern, Menschenleben zu retten. Rachsucht und Bosheit wirken ja oft einfach nach dem Gesetz der Trägheit weiter. Und es gibt natürlich elende, psychisch unnormale Menschen, denen die Leiden von Mitmenschen krankhafte Befriedigung bereiten.

Häufig wunderte ich mich über Lenins Bereitwilligkeit, Menschen zu helfen, die er für seine Feinde hielt, und darüber hinaus über seine Sorge um ihr weiteres Ergehen. So zum Beispiel drohte einem General, einem Gelehrten, Chemiker, die Todesstrafe.

„Hm, hm", machte Lenin, als er meine Erzählung aufmerksam angehört hatte. „Sie behaupten also, er habe nicht gewußt, daß seine Söhne Waffen im Laboratorium versteckt hatten? Die Sache kommt mir etwas romantisch vor. Aber, jedenfalls soll Dsershinski das genau untersuchen. Er hat eine feine Witterung für die Wahrheit."

Ein paar Tage später rief er mich telephonisch in Petrograd an.

„Ihren General geben wir frei. Ich glaube, er ist schon entlassen. W a s will er machen?"

„Homoemulsion."

„Ach ja, so was von Karbol. Nun gut, soll er sein Karbol brauen. Teilen Sie mir mit, was er dazu braucht..."

Also, um seine verschämte Freude darüber zu verbergen, daß er einen Menschen gerettet hatte, versteckte er diese Freude hinter Ironie.

Ein paar Tage später fragte er wieder:

„Wie steht es mit dem General? Ist alles im Gange?"

„Nun gut", sagte er mir ein andermal, gelegentlich einer besonders wichtigen Bitte. „Schön — Sie bürgen also für die Leute! Aber Sie müssen so für sie sorgen, daß es ihnen nicht ebenso geht wie Schingarew. Wo tun wir sie nur hin? Wo sollen sie leben? Das ist eine heikle Sache!"

Zwei Tage später fragte er mich besorgt, in Gegenwart parteiloser, ihm nur mangelhaft bekannter Personen:

„Haben Sie alles geordnet wegen der vier Bürgschaften? Alle Formalitäten? Hm, hm — die Formalitäten bringen uns noch um."

Leider gelang es mir doch nicht, die Betreffenden zu retten: sie wurden sehr eilig umgebracht. Man hat mir erzählt, Lenin habe wegen dieses Mordes einen förmlichen Wutanfall gehabt.

Im Jahre 1919 zeigte sich in den Petersburger öffentlichen Küchen eine sehr schöne Frau und verlangte in strengem Tone:

„Ich bin die Fürstin Z., geben Sie mir einen Knochen für meine Hunde!"

Man erzählte von ihr, sie hätte eines Tages Demütigungen und Hunger nicht mehr ertragen können und beschlossen, sich in der Newa zu ertränken. Aber ihre vier Hunde hätten das schlimme Vorhaben der Herrin gewittert, seien ihr nachgelaufen und hätten sie durch ihr Geheul und ihre Unruhe gezwungen, von dem geplanten Selbstmord abzustehen.

Ich erzählte Lenin diese Anekdote. Er sah mich von der Seite, von unten her, an, kniff die Augen halb zu, schloß sie schließlich ganz und sagte finster:

„Wenn das auch erfunden ist — es ist gut erfunden. Ein Witz der Revolution."

Er schwieg eine Weile. Dann stand er auf, kramte in den Papieren auf seinem Tisch und sagte sinnend:

„Ja, diesen Leuten geht es übel. Die Geschichte ist eine strenge Mama und überlegt nicht lange bei der Wiedervergeltung. Da ist nichts weiter zu sagen. Den Leuten geht es schlecht. Die Klugen unter ihnen begreifen natürlich, daß sie mit der Wurzel ausgerissen sind, daß sie nie wieder in die Erde einwachsen

können. Eine Transplantation, eine Verpflanzung nach Europa, würde die Klugen nicht befriedigen. Sie würden sich da nie einleben. Was meinen Sie?"

„Ich glaube auch, sie würden sich da nie einleben."

„Also müssen sie entweder mit uns gehen — oder sich wieder um eine Intervention bemühen."

Ich fragte, ob es mir nur so scheine, oder ob er tatsächlich Mitleid mit diesen Leuten habe?

„Die Klugen tun mir leid. Wir haben so wenig kluge Köpfe! Unser Volk ist in der Mehrzahl begabt, aber sein Geist ist träge. Ein kluger Russe ist fast immer ein Jude — oder er hat wenigstens jüdisches Blut in den Adern."

Er erinnerte sich einiger jetziger Genossen, die die Zoopsychologie ihres Klassenstandpunktes überwunden hatten und mit den Bolschewisten arbeiteten, und sprach erstaunlich liebevoll und freundlich von ihnen.

Er war schon selbst fast krank und sehr müde, als er mir am 9. August 1921 schrieb:

„Alexej Maximowitsch!

Ihren Brief habe ich an L. B. Kamenew geschickt. Ich bin so müde, daß ich wirklich gar nichts tun kann. Aber Sie husten Blut und wollen nicht wegreisen?! Das ist wirklich gewissenlos und sehr unverständig. In Europa, in einem guten Sanatorium, können Sie eine Kur durchmachen und dreimal soviel arbeiten. Wirklich! Hier bei uns ist weder Kur noch Arbeit denkbar, nur Unruhe, zweckloses Hin und Her. Reisen Sie, lassen Sie sich gesund machen. Seien Sie nicht eigensinnig, ich bitte Sie! Ihr Lenin."

Länger als ein Jahr bestand er mit erstaunlicher Hartnäckigkeit darauf, ich sollte Rußland verlassen, und ich wunderte mich, daß er, der doch so ganz in seiner Arbeit aufging, noch daran denken konnte, daß irgendwo jemand krank war und eine Erholung nötig hatte.

Solche Briefe, wie den hier angeführten, hat er an verschiedene Leute, wahrscheinlich zu vielen Dutzenden, geschrieben.

Ich sprach schon von seinem besonderen Verhalten den Genossen gegenüber, von seiner scharfblickenden Fürsorge für sie, die sogar die kleinen Unannehmlichkeiten ihres Leben erriet. Aber ich konnte darin nie die eigennützige Fürsorge entdecken, die manchmal ein kluger Prinzipal für ehrliche und tüchtige Arbeiter hat.

Nein, es war die herzliche Teilnahme eines wahren Genossen, die Liebe des Gleichen zu Gleichen. Ich weiß, daß man selbst die bedeutendsten Männer seiner Partei unmöglich Wladimir Lenin gleichsetzen kann; aber er selbst wußte das anscheinend nicht, oder, besser gesagt, er wollte es nicht wissen. Er war schroff zu den Menschen im Streit, er lachte sie mitleidslos aus, spottete auch manchmal giftig — das alles stimmt schon.

Aber wie oft habe ich in seinen Urteilen über Männer, die er noch gestern gekreuzigt und gescholten hatte, deutliche Töne aufrichtiger Bewunderung für ihre Talente und ihre moralische Festigkeit gehört, für ihre ausdauernde schwere Arbeit unter den höllischen Verhältnissen der Jahre 1918 bis 1921, diese Arbeit inmitten von Spionen aller Länder und Parteien, inmitten von Verschwörungen, die wie faulige Geschwüre aus dem durch den Krieg geschwächten Körper des Landes brachen. Sie arbeiteten ohne Rast, aßen wenig und schlecht, lebten in ständiger Unruhe.

Aber Lenin selbst spürte anscheinend nie die Schwere dieser Verhältnisse und die Aufregungen des durch den blutigen Sturm des Bürgerkrieges bis in seine Grundfesten erschütterten Lebens. Nur einmal, in einer Unterhaltung mit Maria Feodorowna Andrejewa, entfuhr ihm, wie sie berichtete, etwas wie eine Klage:

„Was ist zu tun, liebe Maria Feodorowna? Wir müssen kämpfen! Es geht nicht anders! Ob es uns schwerfällt? Natürlich! Sie denken — ob es mir nicht auch manchmal schwerfällt? Das stimmt schon. Und wie! Aber sehen Sie sich mal Dsershinski an, wie der aussieht! Es ist nichts zu machen! Soll es schon schwer sein — wenn wir es nur zwingen!"

Ich persönlich habe von ihm nur e i n e Klage gehört:

„Schade, daß Martow nicht bei uns ist! Sehr schade! Was ist er für ein prächtiger Genosse! Was für ein reiner Mensch!"

Ich entsinne mich, wie fröhlich und anhaltend er lachte, als er irgendwo Martows Worte las:

„Es gibt nur zwei Kommunisten in Rußland: Lenin und Frau Kollontay."

Er lachte und sagte mit einem Seufzer:

„Ein kluger Kopf! Ach ..."

Achtung und Bewunderung lag in seiner Stimme, als er einen Genossen von den „Wirtschaftlern" aus seinem Arbeitszimmer hinausgeleitet hatte:

„Kennen Sie ihn schon lange? Der könnte in jedem Lande Europas Ministerpräsident sein."

Lächelnd rieb er sich die Hände und fügte hinzu:

„Europa ist ärmer an talentvollen Menschen als wir."

Einmal lud ich ihn ein, mit mir nach der Hauptverwaltung der Artillerie zu fahren, um einen von einem Bolschewisten, einem früheren Artilleristen, erfundenen Apparat zur Fliegerabwehr anzusehen.

„Was verstehe ich davon?" fragte er, kam aber doch mit. In einem düstern Zimmer hatten sich um den Tisch mit dem Apparat etwa sieben bärbeißige Generale versammelt, lauter schnauzbärtige, gelehrte alte Herren. Unter ihnen verlor sich beinahe der bescheidene Zivilist Lenin und wurde kaum bemerkt. Der Erfinder erläuterte die Konstruktion seines Apparates. Lenin hörte ein paar Minuten zu, dann sagte er beifällig: „Hm, hm!" und begann so

ungezwungen Fragen zu stellen, als examiniere er über Politik.

„Wie haben Sie eigentlich erreicht, daß der Mechanismus gleichzeitig zweifache Arbeit leistet, die den Zielpunkt feststellt? Kann man nicht die Einstellung der Geschützläufe automatisch mit den Angaben des Mechanismus verbinden?“

Er fragte nach dem Umfang der Streuungsfläche und nach anderem; der Erfinder und die Generale gaben ihm lebhaft Auskunft, und am nächsten Tage erzählte mir der Erfinder:

„Ich hatte meinen Generalen gesagt, Sie würden mit einem Genossen kommen, hatte aber verschwiegen, wer der Genosse sein würde. Sie haben Iljitsch nicht erkannt, hätten sich wahrscheinlich auch nicht vorstellen können, daß er ohne Lärm und Pomp und Leibwache erscheinen würde. Sie fragten mich: ‚War das ein Techniker? Ein Professor? — Lenin?‘ Sie haben sich furchtbar gewundert. ‚Was? Kaum möglich! Und, erlauben Sie, woher kennt der denn unsere Weisheiten? Er hat Fragen gestellt wie einer, der technische Bildung besitzt. Ist das nicht eine Mystifizierung?‘ Ich denke mir, sie haben schließlich doch nicht geglaubt, daß Lenin bei ihnen gewesen ist.“

Lenin aber schüttelte sich auf dem Heimwege vor Lachen und sagte von dem Erfinder:

„Wie man sich doch bei der Beurteilung eines Menschen irren kann! Ich wußte, daß er ein alter, ehrlicher Genosse ist, hielt ihn aber für einen von denen, die keine Sterne vom Himmel holen. Nun zeigt sich, daß er gerade das kann! Tüchtiger Kerl! Nein, wie die Generale ärgerlich wurden, als ich Zweifel an dem praktischen Wert des Apparates äußerte! Das habe ich absichtlich getan — ich wollte gern wissen, wie sie diese geistreiche Erfindung werten.“

Er lachte laut, dann fragte er:

„Sie sagen, I. hat noch eine andere Erfindung gemacht? Was ist das? — Er darf sich mit nichts anderem mehr beschäftigen. Ach, wenn wir doch allen unseren Technikern ideale Arbeitsbedingungen schaffen könnten! In fünfundzwanzig Jahren wäre Rußland das fortgeschrittenste Land der Welt!“

Ja, oft hörte ich ihn die Genossen loben. Auch von denen, die — soweit man hörte — nicht seine persönlichen Sympathien besaßen, sprach Lenin mit gebührender Anerkennung ihrer Energie.

Einmal wunderte ich mich besonders über eine solche schmeichelhafte Äußerung und warf ein: für viele würde diese Anerkennung eine große Überraschung sein.

„Ja, ja — ich weiß! Es wird allerhand gefaselt über mein Verhältnis zu ihm. Es wird viel gefaselt — besonders viel anscheinend über mich und Trotzki.“

Er schlug mit der Hand auf den Tisch und sagte:

„Bitte, man soll mir noch einen Menschen zeigen, der imstande wäre, in einem Jahre ein fast mustergültiges Heer zu organisieren und auch die Achtung der militärischen Sachverständigen zu erringen. So einen Mann haben wir! Wir haben alles! Es werden noch Wunder geschehen!“

Überhaupt liebte er die Menschen, liebte sie mit Selbstverleugnung. Seine Liebe schaute weit in die Zukunft, durch Wolken von Haß hindurch.

Und er war durch und durch Russe, mit der Verschlagenheit eines Wassili Schuiski[1], mit dem eisernen Willen des Protopopen Awwakum[2], mit der dem Revolutionär unentbehrlichen Unbeirrbarkeit Peters des Großen. Er war ein Russe, der lange außerhalb Rußlands gelebt und von dort seine Heimat aufmerksam beobachtet hatte: aus der Ferne gesehen, wirkt sie farbiger und heller. Er schätzte ihre potentielle Kraft richtig ein: die ungewöhnliche, noch schwach entwickelte, weil durch die schweren, einförmigen Geschicke des Landes nicht genügend geweckte Begabung des Volkes, die aber doch überall — auf dem dunklen Hintergrunde des phantastischen russischen Lebens — mit goldenen Sternen funkelt.

Wladimir Lenin hat Rußland erweckt. Es wird nicht wieder in Schlaf versinken!

Auf seine Weise — und gut — hat er den russischen Arbeiter geliebt. Das zeigte sich besonders, wenn er vom „europäischen“ Proletariat sprach, wenn er darauf hinwies, daß diesem all die Eigenschaften fehlten, die Karl Kautsky in seiner Schrift über den russischen Arbeiter so richtig hervorgehoben hat.

Wladimir Lenin, ein großer echter Mensch dieser Welt, ist tot! Sein Tod hat die Herzen aller derer schmerzlich getroffen, die ihn gekannt haben — sehr schmerzlich!

Aber der schwarze Strich des Todes wird in den Augen der ganzen Welt Lenins Bedeutung — die Bedeutung eines Führers des arbeitenden Volkes der ganzen Welt — nur noch schärfer unterstreichen.

Und wenn die Wolke von Haß, die Wolke von Lüge und Verleumdung, die seinen Namen umgibt, noch dichter wäre — gleichviel: keine Gewalt der Welt kann das Licht der Fackel verdunkeln, die Lenin inmitten der dumpfen Finsternis einer irrsinnig gewordenen Welt erhoben hat.

Und es hat noch keinen Menschen gegeben, der so wie dieser ein ewiges Gedächtnis in der Welt verdient hätte.

Wladimir Lenin ist tot! Aber die Erben seines Geistes und seines Willens leben.

Schließlich siegt doch das Ehrliche und Wahrhafte, das der Mensch geschaffen hat — siegt das, ohne das es keinen Menschen geben kann.

---

[1] Nach dem Aufstand des falschen Demetrius vorübergehend Zar, flüchtete dann nach Polen. *(Anm. d. Red.)*

[2] Führer der Spaltungsbewegung innerhalb der Russischen orthodoxen Kirche im 17. Jh. *(Anm. d. Red.)*

ROMANE

DIE MUTTER

ERSTER TEIL

1

Tagtäglich zitterten und brüllten in der rauchigen, öligen Luft über der Arbeitervorstadt die Töne der Fabriksirene, und, ihrem Ruf gehorchend, kamen aus den kleinen grauen Häusern finstere Menschen, die ihre Muskeln durch Schlaf nicht hatten erfrischen können, gleich aufgeschreckten Schaben auf die Straße gelaufen. In der kalten Dämmerung schritten sie auf der ungepflasterten Straße zu den hohen Steinkäfigen der Fabrik, die sie mit gleichgültiger Sicherheit erwartete und die den schmutzigen Weg durch Dutzende fetter, gelber, quadratischer Augen erleuchtete. Der Schmutz schwappte unter den Füßen. Heisere Rufe verschlafener Stimmen ertönten; grobe, böse Schimpfreden durchschnitten die Luft, während andere Geräusche, schwerer Maschinenlärm und das Brodeln des Dampfes, den Menschen entgegentönten. Finster und streng schimmerten die hohen, schwarzen Schornsteine, die wie mächtige Pfähle über der Vorstadt in die Höhe ragten.

Abends, wenn die Sonne unterging und ihre roten Strahlen müde auf den Fensterscheiben der Häuser glänzten, stieß die Fabrik die Menschen gleich übriggebliebenen Schlacken aus ihrem Steinschoß aus, und sie schritten wieder die Straßen entlang, verrußt, mit schwarzen Gesichtern, in der Luft den klebrigen Geruch des Maschinenöls verbreitend, mit blitzenden, hungrigen Zähnen. Jetzt klangen ihre Stimmen lebhaft und sogar freudig: für heute war die Fronarbeit beendet, zu Hause harrten ihrer das Abendessen und die Ruhe.

Wieder war ein Tag von der Fabrik aufgezehrt, die Maschinen hatten aus den Muskeln der Menschen so viel Kraft gesogen, wie sie brauchten. Der Tag war spurlos aus dem Leben ausgelöscht, der Mensch war dem Grabe wieder einen Schritt näher gekommen, er sah aber jetzt den Genuß des Ausruhens, die Freuden der dunstigen Kneipe dicht vor sich und war zufrieden.

An Feiertagen schlief man bis gegen zehn Uhr, dann zogen die Soliden und Verheirateten ihre besten Kleider an und gingen zur Messe; unterwegs schimpften sie auf die jungen Leute wegen ihrer Gleichgültigkeit gegen die Kirche. Aus der Kirche kehrten sie nach Hause zurück, aßen Pasteten und schliefen wieder — bis zum Abend.

Die durch Jahre aufgespeicherte Müdigkeit hatte den Menschen den Appetit genommen, und, um essen zu können, tranken sie viel und reizten den Magen mit scharf beizendem Branntwein.

Abends schlenderten sie faul durch die Straßen, und, wer Galoschen hatte, zog sie an, auch wenn es trocken war, wer einen Regenschirm besaß, nahm ihn mit, selbst wenn die Sonne schien.

Wenn sie, einander begegneten, sprachen sie über die Fabrik, über die Maschinen, schimpften auf die Meister — sprachen und dachten nur das, was ihnen nahelag und Bezug auf ihre Arbeit hatte. Nur vereinzelt schimmerten Funken unbeholfener, kraftloser Gedanken in dem langweiligen Einerlei der Tage. Nach Hause zurückgekehrt, fingen sie Streit mit ihren Frauen an und schlugen sie oft unbarmherzig. Die Jugend saß in den Wirtschaften oder veranstaltete Tanzvergnügen beieinander, spielte Harmonika, sang häßliche, unanständige Lieder, tanzte, führte unflätige Reden und trank. Von der Arbeit erschöpft, wurden die Menschen schnell berauscht, und in ihrer Brust erwachte eine unklare, krankhafte Erregtheit, die nach einem Ausweg verlangte. Sie griffen krampfhaft nach jeder Möglichkeit, dieses Gefühl der Unruhe zu entladen, und fielen wegen der geringsten Kleinigkeit mit der Bosheit wilder Tiere übereinander her. Da entstanden dann blutige Schlägereien. Oft endeten sie mit schweren Verletzungen, manchmal führten sie aber auch zu einem Totschlag.

In dem Verhalten der Menschen zueinander kam am meisten gerade diese lauernde Bosheit zum Vorschein, die ebenso unausrottbar in ihnen saß wie die unheilbare Muskelmüdigkeit. Sie kamen mit diesem seelischen Leiden auf die Welt, es war ihnen von ihren Vätern vererbt, begleitete sie wie ein Schatten bis zum Grabe und veranlaßte sie im Leben zu Handlungen, die in ihrer zwecklosen Grausamkeit abscheulich waren.

An Feiertagen kamen die jungen Leute spät nachts in zerrissenen Kleidern, schmutzig und staubig, mit blutig geschlagenen Gesichtern nach Hause und prahlten schadenfroh mit den Schlägen, die ihre Freunde abbekommen hatten; oder sie kamen gekränkt und wütend, weinend über erlittene Unbill, kläglich in ihrem Rausch, unglücklich und widerlich. Bisweilen brachten die Mütter und Väter die Burschen nach Hause. Sie hatten sie irgendwo an einem Zaun liegend, auf der Straße oder sinnlos betrunken in der Kneipe aufgefunden, schimpften

unflätig und schlugen mit den Fäusten auf die weichen, vom Branntwein entkräfteten Leiber ihrer Kinder ein und brachten sie dann mehr oder minder behutsam zu Bett, um sie frühmorgens, wenn das grimme Geheul der Fabriksirene wie ein dunkler Strom durch die Luft eilte, zur Arbeit zu wecken.

Sie schimpften auf die Kinder und prügelten sie roh; es schien den Alten aber ganz in der Ordnung, daß die Jungen tranken und Schlägereien anzettelten. Als die Väter jung waren, hatten sie auch getrunken und gerauft, und ihre Mütter und Väter hatten sich ebenfalls geprügelt. Das Leben war von jeher so gewesen — es floß wie ein trüber Strom gleichmäßig und langsam Jahr für Jahr dahin und wurde durch die feste, uralte Gewohnheit zusammengehalten, Tag für Tag das gleiche zu denken und zu tun. Und niemand hatte Zeit oder Lust, eine Änderung zu versuchen.

Manchmal kamen von auswärts fremde Leute in die Vorstadt. Zuerst lenkten sie die Aufmerksamkeit einfach dadurch auf sich, daß sie Fremde waren, dann erregten sie durch Erzählungen von den Orten, wo sie gearbeitet hatten, ein leichtes äußerliches Interesse für sich, schließlich aber verloren sie den Reiz der Neuheit, man gewöhnte sich an sie, und sie wurden nicht weiter beachtet. Aus ihren Erzählungen ging hervor, daß das Leben des Arbeiters überall dasselbe war. Wenn dem aber so war — worüber sollte man da reden?

Hin und wieder aber erzählten solche Leute doch Dinge, die man in der Vorstadt noch nicht gehört hatte. Man stritt mit ihnen nicht, sondern hörte ihnen ungläubig zu. Ihre Reden erweckten bei den einen blinden Zorn, bei den andern dumpfe Unruhe, die dritten endlich beruhigte ein leiser Schimmer von Hoffnung auf etwas Unklares, und man trank noch mehr, um die unnötige, lästige Unruhe zu unterdrücken.

Wenn die Vorstädter an einem Fremden etwas Ungewohntes wahrgenommen hatten, konnten sie ihm das lange nicht vergessen; und ihr Verhalten gegen einen Menschen, der ihnen nicht glich, war von einer unbestimmten Furcht erfüllt. Sie hatten gleichsam Angst, dieser Mensch könnte in ihr Leben etwas hineintragen, was dessen trostlos einförmigen, zwar schweren, aber doch ruhigen Verlauf stören würde. Die Menschen waren es gewohnt, daß das Leben sie mit stets gleicher Kraft niederdrückte, sie erwarteten keine Änderung zum Besseren und glaubten, alle Veränderungen könnten den auf ihnen lastenden Druck nur vermehren.

So blieben die Vorstädter gegen Leute, die ungewöhnliche Dinge sprachen, zurückhaltend. Dann verschwanden diese Leute wieder, blieben sie aber in der Fabrik, so lebten sie für sich, wenn es ihnen nicht gelang, mit der einförmigen Masse der Vorstädter zu einem Ganzen zu verschmelzen...

Hatte man dieses Leben fünfzig Jahre lang gelebt, so war man am Sterben.

2

So lebte auch der Schlosser Michail Wlassow, ein finsterer Mann mit starkem Haarwuchs und kleinen Augen, die unter dichten Brauen argwöhnisch, mit mißtrauischem, bösem Lächeln hervorschauten. Als der beste Schlosser in der Fabrik und der stärkste Mann in der Vorstadt benahm er sich grob gegen seine Vorgesetzten und verdiente daher nur wenig. Jeden Feiertag prügelte er jemand halbtot, und niemand wollte ihm wohl, alle fürchteten ihn. Man versuchte, ihn auch zu verhauen, aber es wurde nie etwas daraus. Wenn Wlassow sah, daß man auf ihn losging, nahm er einen Stein, ein Brett oder ein Stück Eisen, pflanzte sich breitbeinig auf und erwartete schweigend die Gegner. Sein Gesicht, das von den Augen bis zum Hals mit einem schwarzen Bart bewachsen war, und seine behaarten Hände flößten allen Furcht ein. Besonders fürchtete man seine kleinen scharfen Augen, die einen wie Stahlbohrer durchdrangen, und jeder, der ihrem Blick begegnete, fühlte einen Menschen voll wilder Kraft vor sich, der keine Furcht kannte und gewillt war, unbarmherzig zuzuschlagen.

„Schert euch fort, ihr Pack!" sagte er dumpf. Durch das dichte Haar in seinem Gesicht schimmerten die großen gelben Zähne. Die Leute gingen auseinander und machten ihrer Furcht in lauten Schimpfreden Luft.

„Ihr Pack!" rief er ihnen kurz nach, und seine Augen glänzten in stahlscharfem Spott. Dann hielt er den Kopf herausfordernd hoch, ging ihnen nach und forderte sie heraus:

„Nun, wen soll ich kaltmachen?"

Das wollte niemand.

Er sprach wenig, und „Luder", „Pack" waren seine Lieblingsschimpfworte. So nannte er die Vorgesetzten in der Fabrik und die Polizei, dieses Wort gebrauchte er auch gegen seine Frau.

„Du Luder, siehst du nicht, daß die Hose zerrissen ist?"

Als sein Sohn vierzehn Jahre alt war, wollte ihn Wlassow einmal an den Haaren schleifen. Pawel ergriff aber einen schweren Hammer und sagte kurz:

„Rühr mich nicht an! ..."

„Was?" fragte der Vater und näherte sich der hohen, schlanken Gestalt seines Sohnes, wie ein Schatten über eine Birke fällt.

„Laß das!" sagte Pawel, „ich lasse mir das nicht mehr gefallen!"

Und er schwang den Hammer.

Der Vater sah ihn an, barg die zottigen Hände auf dem Rücken und meinte lächelnd:

„Schön ...“

Dann atmete er schwer und fügte hinzu:

„Ach, du Sauluder!“

Bald darauf sagte er zu seiner Frau:

„Verlang von mir kein Geld mehr! ... Pawel kann dich ernähren ...“

„Willst du denn alles vertrinken?“ wagte sie zu fragen.

„Geht dich nichts an, du Luder! Ich schaffe mir eine Freundin an!“

Das tat er zwar nicht, den Sohn aber beachtete er von dieser Zeit an, fast zwei Jahre lang, bis zu seinem Tode nicht mehr und sprach nicht mit ihm.

Er hatte einen Hund, der ebenso groß und zottig war wie er selbst. Der begleitete ihn jeden Tag nach der Fabrik und erwartete ihn jeden Abend am Tor. An Feiertagen pflegte Wlassow in die Kneipen zu gehen. Er ging schweigend und durchbohrte mit seinen Augen die Gesichter der Vorübergehenden. Und der Hund lief den ganzen Tag hinter ihm her und ließ den großen, dichtbehaarten Schweif hängen. Kam Wlassow dann betrunken nach Hause, so setzte er sich zum Abendessen hin und fütterte den Hund aus seinem Napf. Er schlug ihn nicht, schalt ihn nicht, streichelte ihn aber auch niemals. Nach dem Abendessen warf er das Geschirr vom Tisch auf den Fußboden, wenn seine Frau es nicht beizeiten weggeräumt hatte, stellte eine Flasche Schnaps vor sich hin, lehnte sich mit dem Rücken gegen die Wand und heulte mit dumpfer, schwermütiger Stimme ein Lied, wobei er den Mund weit aufriß und die Augen schloß. Die klagenden, unschönen Töne verfingen sich in seinem Schnurrbart und schleuderten Brotkrumen aus den Haaren, der Schlosser aber strich mit seinen dicken Fingern den Bart zurecht und sang. Die Worte des Liedes waren unverständlich und langgezogen; die Melodie erinnerte an Wolfsgeheul im Winter. Er sang so lange, wie in der Flasche noch Schnaps war, dann ließ er sich auf die Bank fallen oder legte den Kopf auf den Tisch und schlief, bis die Fabriksirene ertönte. Der Hund lag neben ihm.

Er starb an einem Bruchleiden. Fünf Tage lang wälzte er sich, ganz schwarz, mit festgeschlossenen Augen im Bett hin und her und knirschte mit den Zähnen. Wiederholt sagte er zu seiner Frau:

„Gib mir Arsenik! Vergifte mich!“

Der Doktor verordnete Michail heiße Umschläge, sagte aber, eine Operation sei unumgänglich, man müsse den Kranken noch heute ins Krankenhaus bringen.

„Geh zum Teufel! Ich kann allein sterben, du Sauluder!“ keuchte Michail.

Als aber der Doktor gegangen war und seine Frau unter Tränen auf ihn einzureden begann, er solle doch die Operation machen lassen, ballte er die Faust und drohte:

„Wenn ich gesund werde, hast du doch nur darunter zu leiden!“

Er starb am frühen Morgen, in dem Augenblick, als die Dampfsirene zur Arbeit rief. Im Sarg lag er mit offenem Mund da, die Brauen böse zusammengezogen. Zu Grabe geleiteten ihn seine Frau, sein Sohn, sein Hund, der alte Trunkenbold und Dieb Danilo Wessowtschikow, der von der Fabrik fortgejagt war, und ein paar Bettler aus der Vorstadt. Die Frau weinte leise und wenig, Pawel weinte gar nicht. Die Vorstädter, die auf der Straße dem Sarg begegneten, blieben stehen, bekreuzigten sich und sagten zueinander:

„Na, die Pelageja kann sich freuen, daß er gestorben ist.“

Einige verbesserten:

„Der ist nicht gestorben, sondern verreckt.“

Als der Sarg eingescharrt war, gingen die Menschen fort, der Hund aber blieb da, setzte sich auf die frische Erde und schnupperte lange schweigend an dem Grab herum. Einige Tage darauf schlug ihn jemand tot ...

3

Vierzehn Tage nach dem Tode des Vaters, an einem Sonntag, kam Pawel Wlassow stark betrunken nach Hause. Er taumelte auf den Ehrenplatz, schlug mit der Faust auf den Tisch, wie es der Vater getan, und rief nach der Mutter.

„Abendessen her!“

Die Mutter setzte sich neben ihren Sohn, umarmte ihn und zog seinen Kopf an ihre Brust. Er stemmte die Hand gegen ihre Schulter, sträubte sich und schrie:

„Flink, Mama!“

„Mein dummer Junge!“ sagte die Mutter traurig und freundlich, seinen Widerstand überwindend.

„Rauchen will ich auch! Gib mir Vaters Pfeife!“ lallte Pawel mit schwerer Zunge.

Er hatte sich zum erstenmal betrunken. Der Branntwein hatte seinen Körper geschwächt, sein Bewußtsein aber nicht ausgelöscht, und in seinem Kopf hämmerte die Frage:

„Bin ich betrunken? ... betrunken?“

Die Zärtlichkeit der Mutter machte ihn verlegen, und der Kummer in ihren Augen rührte ihn. Er war dem Weinen nahe, und, um es zu unterdrücken, versuchte er, sich noch betrunkener zu stellen, als er tatsächlich war.

Die Mutter aber streichelte sein schweißiges, wirres Haar und sagte leise:

„Du solltest das nicht tun!“

Ihm wurde übel. Nach einem heftigen Brechanfall brachte ihn die Mutter zu Bett und bedeckte seine blasse Stirn mit einem nassen Handtuch. Jetzt fühlte er sich etwas nüchterner, aber unter ihm und um ihn her drehte sich alles im Kreise, seine Augenlider wurden schwer, im Mund spürte er einen ekel-

haft bitteren Geschmack. Er blickte durch die Lider auf das große Gesicht der Mutter und dachte verworren:

„Es ist wohl noch zu früh für mich. Die anderen trinken, denen macht es nichts aus — und mir wird hundeelend davon."

Wie aus weiter Ferne kam die weiche Stimme der Mutter:

„Was wirst du mir für ein Ernährer sein, wenn du anfängst zu trinken!"

Er schloß die Augen fest und sagte:

„Alle trinken!"

Die Mutter seufzte schwer. Er hatte recht. Sie wußte, daß den Menschen außerhalb der Kneipe keine Freuden blühten. Trotzdem sagte sie:

„Du sollst aber nicht trinken! Für dich hat der Vater schon genug getrunken ... Und mich gerade genug gequält. Du solltest doch wenigstens mit deiner Mutter Mitleid haben!"

Als Pawel die traurigen, weichen Worte hörte, dachte er daran, daß die Mutter zu Lebzeiten des Vaters ganz unbemerkt und schweigend im Hause gewaltet und stets in Furcht vor Schlägen gelebt hatte. Pawel hatte in der letzten Zeit ein Zusammentreffen mit dem Vater vermieden, war wenig zu Hause gewesen und dadurch der Mutter entfremdet; als er jetzt allmählich nüchtern wurde, blickte er sie unverwandt an.

Sie war groß, etwas gebeugt, und ihre von langer Arbeit und den Schlägen ihres Mannes ausgemergelte Gestalt bewegte sich lautlos, etwas schief vorwärts, als fürchtete sie stets, an etwas anzustoßen. Aus ihrem breiten, ovalen, von Runzeln durchfurchten, aufgedunsenen Gesicht blickten dunkle und wie bei den meisten Frauen der Vorstadt unruhig traurige Augen. Über die rechte Braue lief eine tiefe Narbe, welche die Braue ein wenig in die Höhe zog, und es schien, daß auch ihr rechtes Ohr etwas höher saß; das gab ihr einen Ausdruck, als horche sie stets furchtsam auf etwas. In ihrem dichten dunkeln Haar glänzten graue Strähnen. Ihr ganzes Wesen war weich, schwermütig, demütig.

Und über ihre Wangen flossen langsam Tränen.

„Weine nicht!" bat der Sohn leise. „Gib mir zu trinken."

„Ich bringe dir Wasser mit Eis."

Als sie zurückkam, war er schon eingeschlafen. Sie blieb einen Augenblick bei ihm stehen und bemühte sich, leise zu atmen. Der Krug in ihrer Hand zitterte, und das Eis stieß leise gegen das Blech. Sie stellte den Krug auf den Tisch und sank schweigend vor dem Heiligenbild in die Knie. Durch die Fensterscheiben drangen die Laute trunkenen Lebens. In der Finsternis und Feuchtigkeit des Herbstabends winselte eine Harmonika; jemand sang laut, ein anderer schimpfte mit gemeinen Worten; erregte, müde Frauenstimmen klangen unruhig dazwischen ...

Das Leben in Wlassows kleinem Haus floß seitdem stiller und ruhiger dahin als früher und etwas anders als sonst in der Vorstadt. Das Haus stand am äußersten Ende der Vorstadt an einem nicht hohen, aber steilen Abhang zum Sumpf. Ein Drittel des Hauses nahm die Küche und ein kleines Zimmer ein, das durch einen dünnen Verschlag von ihr abgeteilt war und in dem die Mutter schlief. Die übrigen zwei Drittel bildeten einen viereckigen Raum mit zwei Fenstern, in einer Ecke stand Pawels Bett, vorn der Tisch und zwei Bänke. Ein paar Stühle, eine Wäschekommode, darauf ein kleiner Spiegel, eine Truhe, eine Wanduhr und zwei Heiligenbilder in der Ecke bildeten die ganze Einrichtung.

Pawel tat alles, was ein junger Mann tun muß: er kaufte eine Harmonika, ein Hemd mit gestärktem Einsatz, eine helle Krawatte, Galoschen, einen Spazierstock und wurde genau so wie alle jungen Burschen seines Alters. Er besuchte Unterhaltungsabende, lernte Quadrille und Polka tanzen, kehrte an Feiertagen betrunken heim und hatte vom Branntwein immer starke Beschwerden. Morgens tat sein Kopf weh, er hatte Sodbrennen, sein Gesicht war blaß, elend.

Einmal fragte ihn die Mutter:

„Nun, bist du gestern vergnügt gewesen?"

Er antwortete mürrisch und ärgerlich:

„Graues Elend. Ich will lieber angeln gehen, oder ich kaufe mir eine Flinte."

Er arbeitete fleißig, ohne Versäumnisse und Strafen, war schweigsam, und seine großen Augen, die ebenso blau waren wie die seiner Mutter, blickten unzufrieden drein. Er kaufte sich keine Flinte und ging nicht angeln, fing aber an, merklich von dem breiten Weg, den alle anderen wandelten, abzuweichen, besuchte seltener die Unterhaltungsabende und kehrte, obgleich er an den Feiertagen ausging, doch nüchtern heim. Die Mutter beobachtete ihn scharf und sah, daß sein braunes Gesicht immer schmäler wurde, seine Augen immer ernster dreinblickten und er die Lippen streng zusammenpreßte. Es schien, als sei er im stillen auf etwas böse oder als quäle ihn eine Krankheit. Früher waren Freunde zu ihm gekommen, jetzt kamen sie nicht mehr, da sie ihn doch nicht zu Hause trafen. Die Mutter freute sich darüber, daß ihr Sohn den andern jungen Fabrikarbeitern nicht ähnlich wurde; als sie aber bemerkte, daß er sich bestimmt und hartnäckig von dem dunkeln Strom des Lebens absonderte, erweckte das in ihrem Innern ein unklares Angstgefühl.

„Bist du etwa krank, Pawluscha?" fragte sie ihn manchmal.

„Nein, ich bin ganz gesund!" erwiderte er.

„Du bist so mager geworden!" meinte sie seufzend.

Er begann Bücher mitzubringen und versuchte, sie heimlich zu lesen, und, wenn er sie gelesen hatte,

versteckte er sie. Bisweilen schrieb er etwas aus den Büchern auf ein einzelnes Blatt, das er gleichfalls versteckte ...

Sie sprachen wenig und sahen sich nicht viel. Morgens trank er schweigend seinen Tee und ging zur Arbeit. Mittags kam er zum Essen, bei Tisch wechselten sie nichtssagende Worte, und dann verschwand er wieder bis zum Abend. Abends, wenn das Tagewerk beendet war, wusch er sich sorgfältig, aß zur Nacht und las dann lange in seinen Büchern. An Feiertagen ging er morgens fort und kam spät nachts nach Hause. Sie wußte, daß er in die Stadt ging, das Theater besuchte; zu ihm aber kam aus der Stadt niemand. Es kam ihr so vor, als ob ihr Sohn mit der Zeit immer weniger spräche. Gleichzeitig bemerkte sie, daß er neue, ihr unverständliche Worte gebrauchte, die ihr vertrauten, heftigen Ausdrücke dagegen in seiner Rede vermied. In seinem Benehmen fiel ihr manches auf; er ließ das Großtun, sorgte mehr dafür, daß er selbst und sein Anzug sauber waren, bewegte sich ungezwungener, gewandter und wurde äußerlich einfacher, sanfter. So erregte er bei der Mutter ängstliche Aufmerksamkeit. Auch in seinem Verhalten ihr gegenüber trat etwas Neues zutage. Er fegte dann und wann den Fußboden, machte an Feiertagen selbst sein Bett und bemühte sich überhaupt, ihr stets schweigend und unmerklich die Arbeit zu erleichtern. So etwas tat sonst niemand in der Vorstadt.

Eines Tages brachte er ein Bild mit und hängte es an der Wand auf: drei Männer schritten im Gespräch leicht und zuversichtlich dahin.

„Das ist der auferstandene Christus, der nach Emmaus geht!“ erklärte Pawel.

Der Mutter gefiel das Bild, aber sie dachte:

„Du verehrst Christus, aber in die Kirche gehst du nicht.“

Auf das Wandbrett, das ein befreundeter Tischler für Pawel hübsch angefertigt hatte, kamen immer mehr Bücher. Das Zimmer nahm ein freundliches Aussehen an.

Er nannte sie „Sie“ und „Mama“, aber bisweilen wandte er sich plötzlich liebevoll an sie:

„Mach dir, bitte, keine Sorgen, Mutter, ich komme erst spät nach Hause ...“

Das gefiel ihr; in solchen Worten fühlte sie Ernst und Festigkeit.

Aber ihre Unruhe nahm ständig zu, und sie schwand nicht mit der Zeit, sondern quälte ihr Herz immer heftiger durch die Vorahnung von etwas Ungewöhnlichem. Von Zeit zu Zeit war die Mutter unzufrieden mit dem Sohn und dachte:

„Die andern leben doch wie Menschen; er aber lebt wie ein Mönch ... schon etwas zu streng ... Das paßt nicht zu seinen Jahren.“

Manchmal dachte sie:

„Vielleicht hat er sich ein Mädel angeschafft?“

Aber das Herumlaufen mit Mädchen kostete Geld, und er lieferte ihr fast seinen ganzen Verdienst ab.

So vergingen Wochen, Monate, und unmerklich verstrichen zwei Jahre dieses sonderbaren, schweigsamen Lebens voll unklarer Gedanken und stets zunehmender Ängste.

4

Eines Abends ließ Pawel nach dem Essen den Vorhang am Fenster herunter, setzte sich in die Ecke, hängte an der Wand über seinem Kopf die Blechlampe auf und begann zu lesen. Die Mutter räumte das Geschirr ab, und, als sie aus der Küche zurückkam, trat sie behutsam auf ihn zu. Er hob den Kopf und blickte ihr fragend ins Gesicht.

„Es ist nichts, Pascha!“ sagte sie schnell und trat mit einem verlegenen Stirnrunzeln beiseite. Als sie dann aber in der Küche einen Augenblick unbeweglich und bekümmert dagestanden, wusch sie ihre Hände sauber und trat wieder zu dem Sohne.

„Ich möchte dich fragen, was du immer liest?“ sagte sie leise.

Er schlug das Buch zu.

„Setz dich, Mama.“

Die Mutter ließ sich schwer neben ihm nieder, gab sich einen Ruck und straffte sich, als erwarte sie etwas Wichtiges.

Ohne sie anzusehen, begann Pawel halblaut und auffallend finster:

„Ich lese verbotene Bücher. Sie sind verboten, weil sie die Wahrheit über unser Leben, das Leben der Arbeiter sagen ... Sie werden heimlich gedruckt, und, wenn man sie bei mir findet, komme ich ins Gefängnis ... ins Gefängnis, weil ich die Wahrheit wissen will ... Hast du verstanden?“

Ihr wurde plötzlich beklommen zumute. Sie blickte den Sohn mit weitgeöffneten Augen an, und er erschien ihr fremd. Er hatte eine andere, tiefere, kräftigere, klangvollere Stimme. Er zupfte mit den Fingern an seinem feinen, dichten Schnurrbart und blickte mit sonderbarem Ausdruck finster in die Ecke. Sie empfand Angst und Kummer um ihren Sohn.

„Warum tust du das, Pawluscha?“ fragte sie.

Er hob den Kopf und erwiderte leise und ruhig:

„Ich will die Wahrheit wissen.“

Seine Stimme klang leise, aber fest, seine Augen glänzten trotzig. Sie fühlte in ihrem Herzen, daß sich ihr Sohn für immer einem geheimnisvollen, schrecklichen Werk geweiht hatte. Alles im Leben erschien ihr unvermeidlich, sie war gewohnt, sich gedankenlos unterzuordnen, und so weinte sie jetzt nur still vor sich hin und fand in ihrem kummer- und gramerfüllten Herzen keine Worte.

„Weine nicht!“ sagte Pawel freundlich und leise; und es war ihr, als ob er von ihr Abschied nähme.

„Denk einmal nach, welch ein Leben wir führen. Du bist vierzig Jahre alt, hast du denn überhaupt

gelebt? Der Vater hat dich geschlagen ... ich verstehe jetzt, daß er an dir all seinen Kummer ausgelassen hat ... den Kummer seines Lebens — der hat ihn erdrückt, und er verstand nicht, woher das kam. Er hat dreißig Jahre gearbeitet, hat angefangen zu arbeiten, als die ganze Fabrik noch in zwei Gebäuden untergebracht war, und jetzt sind es sieben!"

Sie hörte ihm furchtsam und begierig zu. Die Augen des Sohnes glühten in schöner Helle. Er lehnte sich mit der Brust gegen den Tisch, rückte näher an sie heran und hielt ihr gerade in das tränenfeuchte Gesicht seine erste Rede über die von ihm begriffene Wahrheit. Mit der ganzen Kraft der Jugend und mit dem Eifer eines Schülers, der stolz auf seine Kenntnisse und von heiligem Glauben an ihre Wahrheit erfüllt ist, sprach er über das, was ihm klar war, sprach weniger für seine Mutter, als um sich selbst zu prüfen. Zuweilen hielt er inne, wenn er keine Worte fand, und sah dann ein bekümmertes Gesicht vor sich, in dem die von Tränen umflorten guten Augen trübe glänzten. Sie blickten furchtsam, verständnislos drein. Die Mutter tat ihm leid, er begann wieder zu reden, jetzt aber über sie, über ihr Leben.

„Welche Freuden hast du kennengelernt?" fragte er. „Was hast du von deinem Leben gehabt?"

Sie hörte ihm zu und schüttelte traurig den Kopf; sie empfand ein neues, ihr unbekanntes, gleichzeitig trauriges und freudiges Gefühl, das ihr schweigendes, schmerzerfülltes Herz weich umschmeichelte. Solche Reden über sich und ihr Leben hörte sie zum erstenmal, und sie erweckten in ihr längst entschlafene, unklare Gedanken, entfachten erloschene Gefühle dunkler Unzufriedenheit mit ihrem Leben — Gedanken und Gefühle einer fernen Jugend. Sie hatte mit ihren Freundinnen über das Leben gesprochen, hatte lange über alles geredet, aber alle, und auch sie selbst, hatten nur geklagt, und niemand hatte zu erklären versucht, warum das Leben so schwer und mühsam ist. — Jetzt aber sitzt ihr Sohn vor ihr, und, was seine Augen, sein Gesicht und seine Worte sprechen, das alles packt ihr Herz, erfüllt es mit einem Gefühl des Stolzes über den Sohn, der das Leben seiner Mutter richtig verstanden hat, zu ihr über ihre Leiden spricht und Mitleid mit ihr hat.

Mit Müttern hat man kein Mitleid.

Sie wußte das. Alles, was er über ihr Leben sagte, war bittere, ihr wohlbekannte Wahrheit, und in ihrer Brust zitterten Gefühle, die sie immer mehr mit einer ihr unbekannten Zärtlichkeit erwärmten.

„Was hast du denn vor?" fragte sie, ihn unterbrechend.

„Lernen und dann andere lehren. Wir Arbeiter müssen lernen. Wir müssen herausbekommen, müssen begreifen, warum unser Leben so schwer ist."

Es war ihr ein süßes Gefühl, daß seine stets ernsten und strengen blauen Augen jetzt so weich schimmerten. Um ihre Lippen spielte ein zufriedenes, stilles Lächeln, wenn auch auf den runzeligen Wangen noch Tränen zitterten. In ihr wogte ein zwiespältiges Gefühl des Stolzes über ihren Sohn, der so klar den Jammer des Lebens sah, zugleich konnte sie aber seine Jugend nicht vergessen und daß er nicht so sprach wie alle anderen; daß er entschlossen war, allein den Kampf gegen das allen und auch ihr gewohnte Leben aufzunehmen ... Sie wollte ihm sagen:

„Liebling, was kannst du ausrichten?" Aber sie wollte sich nicht die Freude nehmen, ihren Sohn zu betrachten, der ihr plötzlich so klug, wenn auch etwas fremd erschien.

Pawel sah das Lächeln auf den Lippen der Mutter, ihr aufmerksames Gesicht, die Liebe in ihren Augen. Es war ihm, als hätte er sie von der Wahrheit, die in seinen Worten lag, zu überzeugen vermocht, und jugendlicher Stolz über die Kraft des Wortes bestärkte ihn in seinem Glauben an sich selbst. Von Erregung ergriffen, sprach er bald lächelnd, bald die Stirn runzelnd, bisweilen klang Haß aus seiner Rede, und wenn die Mutter seine tönenden, harten Worte hörte, schüttelte sie erschreckt den Kopf und fragte den Sohn leise:

„Ist das wirklich so, Pascha?"

„Ja!" erwiderte er fest und bestimmt. Und er erzählte ihr von Menschen, die, das Wohl des Volkes anstrebend, die Wahrheit unter das Volk gesät hätten, wofür die Feinde des Lebens ihnen wie wilden Tieren nachgestellt, sie ins Gefängnis geworfen und in die Verbannung geschickt hatten ... „Ich habe solche Menschen gesehen!" rief er hitzig. „Es sind die besten Menschen von der Welt!"

Bei ihr hingegen erweckten diese Menschen Furcht, und sie wollte den Sohn fragen:

„Ist das wirklich so?"

Aber sie konnte sich nicht entschließen und lauschte zaghaft den Erzählungen von den Leuten, die ihren Sohn solche gefährlichen Dinge reden und denken gelehrt hatten. Endlich sagte sie zu ihm:

„Es wird bald hell ... Du solltest zu Bett gehen!"

„Ja, ich geh' schon", stimmte er ihr zu. Und dann beugte er sich zu ihr nieder und sagte:

„Hast du mich verstanden?"

„Ja!" erwiderte sie mit einem Seufzer. Tränen stürzten aus ihren Augen, und schluchzend fügte sie hinzu: „Du rennst in dein Verderben."

Er stand auf, ging im Zimmer auf und ab und sagte dann:

„Jetzt weißt du alles, was ich tue und wohin ich gehe. Ich habe dir alles gesagt! Ich bitte dich, Mutter, wenn du mich liebhast — hindere mich nicht daran!"

„Nein, Liebling", rief sie. „Vielleicht wäre es besser für mich, wenn ich es nicht wüßte!"

Er ergriff ihre Hand und nahm sie fest in die seinen.

Das Wort „Mutter" hatte sie überrascht, das er mit warmer Kraft gesprochen, und dieser neue und sonderbare Händedruck.

„Ich werde nichts tun!" sagte sie mit versagender Stimme.

„Aber nimm dich in acht ... Nimm dich in acht!"

Und da sie nicht wußte, wovor er sich in acht nehmen sollte, fügte sie traurig hinzu:

„Du wirst immer magerer."

Sie umfing seinen festen, schlanken Leib mit einem warmen, zärtlichen Blick und sagte leise und hastig:

„Gott mit dir! Lebe, wie du willst, ich werde dich nicht stören. Nur um eins bitte ich dich — sprich nicht ohne Furcht mit den Menschen! Man muß die Menschen fürchten — alle hassen sie einander, leben voller Gier, voller Neid. Alle haben Freude am Bösen. Sobald du anfängst, sie anzuklagen und zu richten, werden sie dich hassen und zugrunde richten!"

Der Sohn stand in der Tür und hörte auf ihre gramvollen Worte; als die Mutter ausgeredet hatte, meinte er lächelnd:

„Die Menschen sind schlecht, ja ... Seitdem ich aber weiß, daß es Wahrheit in der Welt gibt, sind die Menschen besser geworden."

Er lächelte wieder und fuhr fort:

„Ich verstehe selbst nicht, wie das gekommen ist! Von klein auf habe ich alle gefürchtet; als ich heranwuchs, begann ich sie zu hassen, die einen wegen ihrer Gemeinheit, die anderen — ich weiß nicht weshalb — einfach so. Jetzt kommen sie mir aber alle verändert vor, vielleicht weil sie mir leid tun. Ich kann es mir nicht erklären, aber mein Herz ist weicher geworden, seitdem ich weiß, daß sie nicht alle an ihrem Schmutz schuld sind ..."

Er schwieg, als horchte er auf etwas in seinem Innern, dann sprach er halblaut und nachdenklich:

„So wirkt die Wahrheit."

Sie blickte ihn an und meinte leise:

„Du hast dich gefährlich verändert — ach Gott!"

Als er zu Bett gegangen und eingeschlafen war, stand die Mutter behutsam wieder auf und trat leise zu ihm hin. Pawel lag auf dem Rücken, und von dem weißen Kissen hob sich sein braunes, trotziges und strenges Gesicht deutlich ab. Die Hände gegen die Brust gepreßt, stand die Mutter barfuß, im bloßen Hemd, neben seinem Bett, ihre Lippen bewegten sich lautlos, und aus ihren Augen flossen gleichmäßig, eine nach der anderen, große, trübe Tränen.

5

Und wieder lebten sie schweigend dahin, einander fern und doch so nahe.

Als Pawel einmal an einem Feiertag, mitten in der Woche, aus dem Hause ging, sagte er zur Mutter:

„Sonnabend bekomme ich Besuch aus der Stadt."

„Aus der Stadt? ..." wiederholte die Mutter und schluchzte plötzlich auf.

„Nun, warum weinst du, Mama?" rief Pawel unzufrieden.

Sie wischte das Gesicht mit der Schürze ab, seufzte und erwiderte:

„Ich weiß nicht ... es ist nur so ..."

Er trat zu ihr hin, blieb vor ihr stehen und fragte:

„Hast du Angst?"

„Ja", gab sie zu.

Er neigte sich zu ihrem Gesicht nieder und sagte böse wie sein Vater:

„Eben an dieser Angst gehen wir alle zugrunde! Die uns kommandieren, die benutzen unsere Angst und schüchtern uns noch mehr ein!"

Die Mutter wimmerte:

„Sei nicht böse! Wie soll ich nicht ängstlich sein? Ich habe mein ganzes Leben in Angst zugebracht, meine Seele ist verkrustet vor lauter Angst!"

Halblaut und etwas weicher sagte er:

„Verzeih mir! Ich kann nicht anders!" und ging fort.

Drei Tage lang zitterte ihr Herz und stand jedesmal still, wenn sie daran dachte, daß fremde, schreckliche Leute in das Haus kommen würden. Es waren ja die Menschen, die ihrem Sohn den Weg gewiesen hatten, den er ging ...

Samstag abend kam Pawel aus der Fabrik, wusch sich, kleidete sich um, ging wieder fort und sagte, ohne die Mutter anzusehen:

„Wenn sie kommen, sag, daß ich gleich wieder da bin. Und bitte, hab keine Angst!"

Sie ließ sich kraftlos auf die Bank fallen. Der Sohn blickte sie finster an und schlug ihr vor:

„Möchtest du nicht ausgehen?"

Das beleidigte sie. Sie schüttelte den Kopf und sagte:

„Nein! Warum sollte ich?"

Es war Ende November. Am Tage war auf die gefrorene Erde trockener, feiner Schnee gefallen, und jetzt hörte man, wie er unter den Füßen des fortgehenden Sohnes knirschte. Gegen die Fensterscheiben stemmte sich dichte, feindlich lauernde Finsternis. Die Mutter hatte die Hände auf die Bank gestützt, saß da, blickte auf die Tür und wartete.

Ihr war, als wenn in der Finsternis von allen Seiten seltsam gekleidete, böse Menschen, gebückt und vorsichtig um sich blickend, heranschlichen. Jetzt ging schon jemand um das Haus herum und tastete mit den Händen an der Wand entlang.

Man hörte einen Pfiff. Wie ein dünnes Rinnsal wand er sich schwermütig und melodisch durch die Stille, irrte nachdenklich durch die öde Finsternis, suchte etwas und kam näher. Plötzlich verschwand er unter dem Fenster, als sei er in die hölzerne Wand eingedrungen.

Im Flur scharrten Füße, die Mutter zitterte, zog gespannt die Brauen hoch und stand auf.

Die Tür wurde geöffnet. Erst schob sich ein Kopf mit einer großen zottigen Mütze in die Tür, dann glitt langsam ein langer Körper gebückt herein, richtete sich auf, hob gemächlich die rechte Hand, atmete laut und sprach mit tiefer Bruststimme:

„Guten Abend!"

Die Mutter verneigte sich schweigend.

„Ist Pawel nicht zu Hause?"

Der Mann zog langsam seine Pelzjoppe aus, hob den einen Fuß hoch, klopfte mit der Mütze den Schnee vom Stiefel, tat dann mit dem andern Fuß das gleiche, warf die Mütze in die Ecke und trat, sich auf seinen langen Beinen wiegend, ins Zimmer. Er ging zu einem Stuhl, sah ihn an, als wollte er sich von der Tragfähigkeit überzeugen, setzte sich endlich, bedeckte den Mund mit der Hand und gähnte. Sein Kopf war regelmäßig rund und glattgeschoren, die Backen rasiert, der lange Schnurrbart hing herab. Er betrachtete das Zimmer aufmerksam mit seinen großen, grauen, vorstehenden Augen, schlug dann ein Bein über das andere, schaukelte auf dem Stuhl hin und her und fragte:

„Gehört das Haus Ihnen, oder wohnen Sie zur Miete?"

Die Mutter setzte sich ihm gegenüber und antwortete:

„Wir wohnen zur Miete."

„Besonders ist die Bude nicht!" bemerkte er.

„Pawel kommt bald, Sie können warten!" forderte die Mutter ihn auf.

„Gut, ich warte!" sagte der lange Mensch ruhig.

Seine Ruhe, die weiche Stimme und das schlichte Gesicht machten der Mutter Mut. Er blickte sie offen und wohlwollend an, in seinen tiefen, durchsichtigen Augen spielte ein lustiges Funkeln, und in seiner ganzen eckigen, gebückten Gestalt mit den langen Beinen lag etwas Spaßiges und Einnehmendes. Er trug ein blaues Hemd, schwarze Pluderhosen und Schaftstiefel. Sie wollte ihn fragen, wer er sei und woher er komme, ob er ihren Sohn schon lange kenne, aber plötzlich schaukelte er wieder mit dem ganzen Körper und fragte sie seinerseits:

„Wer hat Sie über die Stirn gehauen, Mütterlein?"

Er fragte freundlich, mit einem heiteren Lächeln in den Augen; aber diese Frage kränkte die Frau. Sie preßte die Lippen fest zusammen, schwieg einen Augenblick und fragte dann mit kalter Höflichkeit:

„Weshalb interessiert Sie das eigentlich?"

Er machte mit dem ganzen Körper eine Bewegung zu ihr hin und sagte:

„Seien Sie mir nicht böse: ich habe ja nur gefragt, weil meine Pflegemutter ebenfalls einen Hieb über den Kopf abbekommen hat, genau so wie Sie. Die hat nämlich ihr Schatz mit dem Leisten gehauen. ein Schuster. Sie war Wäscherin und er Schuster. Sie hat den Trunkenbold, als sie mich schon an Kindes Statt angenommen hatte, irgendwo aufgegabelt, zu ihrem eigenen Unheil. Der hat sie geprügelt, sage ich Ihnen: Ich habe vor Angst eine Gänsehaut bekommen."

Die Mutter fühlte sich durch seine Offenheit entwaffnet, und ihr kam der Gedanke, daß Pawel ihr vielleicht wegen der unfreundlichen Antwort, die sie diesem sonderbaren Menschen gegeben, böse sein könnte. Sie lächelte verlegen und sagte:

„Ich bin nicht böse, aber Sie haben so plötzlich gefragt. Meinem lieben Mann verdanke ich das, Gott hab ihn selig! Sie sind doch kein Tatar?"

Der lange Mensch baumelte mit den Beinen und schmunzelte so breit, daß seine Ohren bis zum Nacken reichten. Dann sagte er ernst:

„Vorläufig noch nicht!"

„Ihre Aussprache kommt mir nicht ganz russisch vor!" erklärte die Mutter lächelnd.

„Sie ist besser als die russische!" meinte der Gast, vergnügt den Kopf wiegend. „Ich bin Kleinrusse, aus Kanew."

„Sind Sie schon lange hier?"

„Ich habe ungefähr ein Jahr in der Stadt gelebt... bin aber jetzt vor einem Monat in eure Fabrik gegangen. Habe hier gute Menschen gefunden — Ihren Sohn und andere. Hier will ich mich länger aufhalten!" sagte er, seinen Schnurrbart zupfend.

Er gefiel ihr. Sie empfand den Wunsch, ihm seine Bemerkung über den Sohn mit etwas zu vergelten, und machte ihm den Vorschlag:

„Vielleicht trinken Sie ein Gläschen Tee?"

„Doch nicht ich allein!" erwiderte er achselzuckend. „Wenn alle da sind, dann können Sie uns bewirten."

Sie mußte an ihre Furcht denken.

„Wenn doch alle so wären wie dieser!" wünschte sie in ihrem Innern.

Wieder ertönten Schritte im Flur, die Tür wurde rasch geöffnet. Die Mutter stand auf. Zu ihrem Erstaunen trat ein Mädchen von mittlerem Wuchs, mit dem schlichten Gesicht einer Bäuerin und einem dicken, hellen Zopf, in die Küche. Sie fragte leise:

„Komme ich nicht zu spät?"

„Keine Sorge!" erwiderte der Kleinrusse, aus dem Zimmer guckend. „Kommen Sie zu Fuß?"

„Natürlich! Sind Sie Pawels Mutter? Guten Tag! Ich heiße Natascha..."

„Und Ihr Vatersname?" fragte die Mutter.

„Wassiljewna... Und wie heißen Sie?"

„Pelageja Nilowna."

„Nun, da hätten wir uns also vorgestellt."

„Ja!" sagte die Mutter aufatmend und blickte das Mädchen lächelnd an.

Der Kleinrusse half ihr beim Ablegen und fragte:

„Ist es kalt?"

„Auf dem Felde sehr! Es ist windig."

Ihre Stimme war wohlklingend, hell, ihr Mund klein, voll, und ihre ganze Gestalt rundlich und

frisch. Nachdem sie abgelegt hatte, rieb sie mit ihren kleinen, von der Kälte geröteten Händen kräftig die roten Wangen, ging mit kurzen, schnellen Schritten im Zimmer auf und ab und stampfte laut mit den Hacken auf den Fußboden.

„Sie geht ohne Galoschen!" fuhr es der Mutter durch den Kopf.

„Ja—a!" sagte das Mädchen gedehnt, zitternd. „Ich bin schön durchgefroren!"

„Ich werde Ihnen gleich den Samowar wärmen", sagte die Mutter schnell und ging in die Küche. „Sofort!"

Es kam ihr vor, als kenne sie dieses Mädchen längst und liebe es mit der guten, mitleidsvollen Liebe einer Mutter. Sie lächelte und lauschte der Unterhaltung im Zimmer.

„Warum sind Sie verdrießlich, Nachodka?" fragte das Mädchen.

„So überhaupt!" erwiderte der Kleinrusse halblaut. „Die Witwe hat gute Augen, da fiel mir ein, ob nicht auch meine Mutter solche Augen hat. Wissen Sie, ich denke oft an meine Mutter und glaube immer, sie lebt noch!"

„Sie sagten doch, sie sei tot?"

„Ja — die Pflegemutter ist tot, aber ich spreche von der rechten. Ich bilde mir immer ein, sie bettelt in Kiew und trinkt Schnaps. Und wenn sie betrunken ist, schlagen die Polizisten ihr ins Gesicht."

„Ach, du lieber Mensch!" dachte die Mutter und seufzte. Natascha sagte schnell etwas, eifrig und halblaut. Wieder ertönte die klangvolle Stimme des Kleinrussen.

„Ach, Sie sind noch jung, Sie haben sich noch nicht viel Wind um die Nase wehen lassen! Gebären ist schwer: den Menschen aber Gutes beibringen noch schwerer."

„Ei, du!" rief die Mutter innerlich und wollte dem Kleinrussen etwas erwidern, etwas Freundliches sagen. Doch da ging die Tür langsam auf, und der Sohn des alten Diebes Danilo, Nikolai Wessowtschikow, der in der ganzen Vorstadt als menschenscheu bekannt war, trat ein. Er wich den Leuten immer finster aus, und alle verspotteten ihn deswegen. Die Mutter fragte ihn erstaunt:

„Was willst du denn hier, Nikolai?"

Er wischte mit der Hand über sein pockennarbiges, breitknochiges Gesicht und fragte, ohne guten Abend zu sagen, dumpf:

„Ist Pawel zu Hause?"

„Nein."

Er blickte ins Zimmer und ging dann mit den Worten: „Guten Abend, Genossen!" hinein.

„Der?" dachte die Mutter feindselig und wunderte sich sehr, als sie sah, daß Natascha ihm freundlich und freudig die Hand bot.

Dann kamen zwei junge Burschen, fast noch Knaben.

Einen von ihnen kannte die Mutter; es war der Neffe des alten Fabrikarbeiters Sisow — Fjodor, mit schmalem Gesicht, hoher Stirn und gelocktem Haar. Der andere, glattgekämmt und bescheiden, war ihr zwar unbekannt, ängstigte sie aber auch nicht. Endlich erschien Pawel, und mit ihm zwei junge Menschen, die sie beide vom Ansehen kannte; es waren Fabrikarbeiter. Der Sohn sprach freundlich zu ihr:

„Du hast den Samowar aufgestellt? Schönen Dank!"

„Soll ich vielleicht Branntwein holen?" schlug sie vor, da sie nicht wußte, wie sie ihm ihre Dankbarkeit für etwas, was sie noch nicht begriffen hatte, ausdrücken sollte.

„Nein, das ist nicht nötig!" erwiderte Pawel, ihr freundlich zulächelnd.

Sie dachte plötzlich, daß ihr Sohn die Gefährlichkeit der Versammlung absichtlich übertrieben hätte, um sie zu necken.

„Sind das die gefährlichen Menschen?" fragte sie leise.

„Ja, das sind sie!" erwiderte Pawel, ins Zimmer tretend.

„Ei, du Strick!" rief sie ihm freundlich nach und dachte nachsichtig: „Er ist doch ein rechtes Kind!"

6

Als der Samowar summte, brachte die Mutter ihn ins Zimmer. Die Gäste saßen in engem Kreis um den Tisch; Natascha aber hatte mit einem Buch in der Hand in der Ecke, wo die Lampe stand, Platz genommen.

„Um zu verstehen, warum die Menschen schlecht leben ...", sagte Natascha.

„Und warum sie selbst schlecht sind", flocht der Kleinrusse ein.

„... da muß man schauen, wie sie früher gelebt haben."

„Nun, so schaut, ihr Lieben, schaut!" murmelte die Mutter, den Tee aufgießend.

Alle verstummten.

„Was wollen Sie, Mama?" fragte Pawel, die Stirn runzelnd.

„Ich?" Sie blickte um sich, und, als sie wahrnahm, daß alle sie anschauten, erklärte sie befangen:

„Ich sagte nur so für mich... Nun sieh einer an!"

Natascha lachte laut auf, und Pawel lächelte; der Kleinrusse aber sagte:

„Schönen Dank, Mütterchen, für den Tee!"

„Sie haben noch nicht getrunken und bedanken sich schon!" gab sie zurück und fragte mit einem Blick auf ihren Sohn:

„Ich störe doch nicht?"

Natascha erwiderte:

„Wie können Sie, als Hausfrau, Ihre Gäste stören?"

Und bat fast kindlich flehend:

„Liebste, geben Sie mir doch rasch Tee! Ich zittere am ganzen Leibe... Meine Füße sind ganz durchfroren!"

„Sofort, sofort", rief die Mutter schnell.

Natascha trank eine Tasse Tee, holte tief Atem, warf den Zopf auf die Schulter zurück und begann aus einem illustrierten Buch in gelbem Einband vorzulesen. Die Mutter bemühte sich, mit dem Geschirr nicht zu klappern, goß die Gläser voll und horchte auf die glatt hinfließende Rede des Mädchens. Die klangvolle Stimme floß mit dem zarten, nachdenklichen Summen des Samowars zusammen, und durch das Zimmer zog sich wie ein hübsches Band eine Erzählung von wilden Menschen, die in Höhlen lebten und mit Steinen wilde Tiere töteten. Das hatte Ähnlichkeit mit einem Märchen, und die Mutter blickte mehrmals nach ihrem Sohn hin, um ihn zu fragen, was denn an dieser Erzählung von Wilden Verbotenes sei. Aber sie wurde bald müde, der Erzählung zu folgen, und begann, unmerklich für den Sohn und für die Gäste, sie zu beobachten.

Pawel saß neben Natascha; er war die schönste Erscheinung von allen. Natascha hatte sich tief über das Buch gebeugt und ordnete häufig ihr Haar, das ihr in die Schläfen fiel, schüttelte den Kopf, dämpfte die Stimme und machte eine Bemerkung, ohne in das Buch zu blicken; dabei glitten ihre Augen über die Gesichter der Zuhörer hin. Der Kleinrusse lehnte mit seiner breiten Brust gegen die Tischecke, drehte seinen Schnurrbart und schielte angestrengt nach den zerzausten Enden seines Schnurrbartes hin. Wessowtschikow saß kerzengerade, wie aus Holz geschnitzt, auf seinem Stuhl, hatte die Handflächen auf die Knie gestützt, und sein pockennarbiges Gesicht ohne Brauen und mit dünnen Lippen war unbeweglich wie eine Maske. Ohne mit den schmalen Augen zu blinzeln, blickte er starr auf sein eigenes Gesicht, das sich in dem blanken Kupfer des Samowars spiegelte, und schien nicht zu atmen. Der kleine Fedja hörte auf das Vorgelesene und bewegte lautlos die Lippen, als wiederholte er sich die Worte aus dem Buch; sein Freund aber saß gebückt da, die Ellbogen auf die Knie gestützt, hatte den Kopf in die flachen Hände gelegt und lächelte nachdenklich. Einer von den Burschen, die mit Pawel gekommen waren, ein rötlicher Lockenkopf mit lustigen, grünen Augen, schien etwas sagen zu wollen und rückte ungeduldig hin und her; der andere, blondhaarig, kurzgeschoren, fuhr sich mit der Hand über den Kopf und blickte auf den Fußboden; sein Gesicht war nicht zu sehen. Im Zimmer herrschte eine eigenartige, gemütliche Stimmung. Die Mutter hatte eine besondere, ihr unbekannte Empfindung; Nataschas singendes Vorlesen erinnerte sie an die lärmenden Abendunterhaltungen in ihrer Jugend, sie dachte an die rohen Worte der Burschen, die stets nach Fusel rochen, und an ihre frechen Späße. Und ein beklemmendes Gefühl des Mitleids mit sich selbst rührte leise an ihr Herz.

Vor ihr tauchte das Bild auf, wie ihr verstorbener Mann um sie geworben hatte. An einem Unterhaltungsabend hatte er sie im dunkeln Flur roh gepackt, mit dem Leib gegen die Wand gequetscht und dumpf und zornig gefragt:

„Willst du mich heiraten?"

Das tat ihr weh und kränkte sie; er aber drückte ihr heftig die Brüste, schnob und atmete ihr heiß und feucht ins Gesicht. Sie versuchte, sich seinen Händen zu entwinden, und warf sich zur Seite.

„Wohin?" brüllte er. „Gib Antwort!"

Keuchend vor Scham und Schmach schwieg sie.

Da öffnete jemand die Flurtür, und er ließ sie langsam los mit den Worten:

„Sonntag schicke ich die Brautwerberin..."

Er schickte sie wirklich.

Die Mutter schloß die Augen und seufzte schwer.

„Ich brauche nicht zu wissen, wie die Menschen gelebt haben, sondern nur, wie man leben muß!" ertönte im Zimmer Wessowtschikows unzufriedene Stimme.

„Sehr richtig!" pflichtete der Rothaarige ihm bei und stand auf.

„Ich bin anderer Meinung!" rief Fedja.

Es entstand ein Streit, und die Worte funkelten wie Flammenzungen im Feuer. Die Mutter verstand nicht, worum der Lärm ging. Alle Gesichter brannten vor Erregung, aber niemand wurde böse, niemand gebrauchte die ihr bekannten häßlichen Ausdrücke.

„Sie nehmen sich vor dem Fräulein zusammen!" entschied sie bei sich.

Ihr gefiel Nataschas ernstes Gesicht, die alle aufmerksam beobachtete, als wären die Burschen in ihren Augen Kinder. „Wartet einmal, Genossen!" sagte sie plötzlich. Und alle schwiegen und sahen sie an.

„Recht haben die, die sagen: wir müssen alles wissen. Wir müssen uns selbst mit dem Licht der Vernunft erleuchten, damit die Menschen, die in dunkler Unwissenheit leben, uns sehen, wir müssen auf alles ehrlich und wahr antworten. Wir müssen die ganze Wahrheit und allen Trug kennenlernen..."

Der Kleinrusse hörte zu und wiegte im Takt zu ihren Worten den Kopf hin und her. Wessowtschikow, der Rothaarige und der Fabrikarbeiter, den Pawel mitgebracht hatte, standen zu dritt in einer Gruppe dicht beisammen. Das gefiel der Mutter nicht.

Als Natascha schwieg, stand Pawel auf und fragte ruhig:

„Wollen wir denn nur satt werden? Nein!" antwortete er sich selbst und blickte unverwandt, scharf nach den dreien hin. „Wir müssen denen, die uns im Nacken sitzen und uns die Augen verschließen, zeigen, daß wir alles sehen. Wir sind nicht dumm.

sind keine Tiere und wollen nicht nur essen, wir wollen leben, menschenwürdig leben! Wir müssen unseren Feinden zeigen, daß unser Knechtsdasein, das sie uns aufgezwungen haben, uns nicht hindert, ihnen an Verstand ebenbürtig, sogar über zu sein ..."

Die Mutter hörte ihn, und in ihrer Brust regte sich Stolz — wie gewandt er doch reden konnte!

„Satte Menschen gibt es schon — rechtschaffene aber nicht!" sagte der Kleinrusse. „Wir müssen eine Brücke über den Sumpf des faulenden Lebens zum zukünftigen Reich der Herzensgüte schlagen, das ist unsere Aufgabe!"

„Jetzt müssen wir um uns schlagen; Wunden zu heilen ist keine Zeit mehr!" erwiderte Wessowtschikow dumpf.

Es war bereits nach Mitternacht, als man auseinanderging. Zuerst gingen Wessowtschikow und der Rothaarige, das gefiel der Mutter wieder nicht.

„Die haben ja große Eile!" dachte sie und verbeugte sich mürrisch vor ihnen.

„Sie begleiten mich wohl, Nachodka?" fragte Natascha.

„Selbstverständlich!" antwortete der Kleinrusse.

Als sich Natascha in der Küche ankleidete, sagte die Mutter zu ihr:

„Ihre Strümpfe sind für diese Jahreszeit zu dünn! Wenn Sie erlauben, stricke ich Ihnen ein Paar wollene."

„Danke schön, Pelageja Nilowna. Die wollenen kratzen aber so!" erwiderte Natascha lachend.

„Ich stricke Ihnen solche, die nicht kratzen!" sagte die Wlassowa.

Natascha sah sie an und kniff dabei die Augen ein wenig zusammen; ihr fester Blick machte die Mutter verlegen.

„Entschuldigen Sie schon meine Dummheit ... ich meine es aufrichtig!" setzte sie leise hinzu.

„Sie sind eine prächtige Frau!" erwiderte Natascha ebenfalls halblaut und drückte schnell ihre Hand.

„Gute Nacht, Mütterchen!" sagte der Kleinrusse, ihr in die Augen blickend, bückte sich und trat hinter Natascha in den Flur.

Die Mutter schaute nach ihrem Sohn — der stand an der Tür und lächelte.

„Was lachst du?" fragte sie verwirrt.

„Nur so. Ich freue mich!"

„Gewiß, ich bin alt und dumm, aber was Schönes verstehe ich auch noch!" meinte sie leicht gekränkt.

„Schon gut!" erwiderte er. „Du solltest zu Bett gehen, es ist Zeit ..."

„Will ich auch!"

Sie machte sich am Tisch zu schaffen, räumte das Geschirr ab, war zufrieden, schwitzte sogar vor angenehmer Erregung — kurz, sie freute sich, daß alles so schön gewesen war und so friedlich geendet hatte.

„Das hast du gut gemacht, Pawluscha!" sagte sie. „Der Kleinrusse ist sehr lieb, und das Fräulein ... Ach, ist die klug! Was ist sie eigentlich?"

„Lehrerin!" erwiderte Pawel kurz, im Zimmer auf und ab schreitend.

„Ach so! Deshalb ist sie arm. Sie ist schlecht gekleidet, ach, so schlecht! Da kann man sich schon erkälten! Wo wohnen ihre Eltern? ..."

„In Moskau", sagte Pawel, blieb vor der Mutter stehen und fügte ernst und halblaut hinzu:

„Weißt du, ihr Vater ist ein reicher Mann, Eisenhändler, hat mehrere Häuser. Er hat sie verstoßen, weil sie diesen Weg gegangen ist. Sie ist in warmer Behaglichkeit aufgewachsen, hatte alles, was sie wollte. Und jetzt geht sie sieben Werst spät in der Nacht allein!"

Die Mutter war überrascht. Sie stand mitten im Zimmer und blickte schweigend, mit verwundertem Stirnrunzeln auf ihren Sohn. Dann fragte sie leise:

„Geht sie in die Stadt?"

„Ja."

„Ach! Und sie hat keine Angst?"

„Denk dir mal — die hat keine Angst!" erwiderte Pawel lächelnd.

„Aber warum? ... Sie könnte doch hier über Nacht bleiben, bei mir schlafen!"

„Das geht nicht! Wenn jemand sie morgen früh hier sähe, wäre es für uns nicht gerade angenehm."

Die Mutter blickte nachdenklich zum Fenster hinaus und fragte leise:

„Ich verstehe nicht, Pawel, was ist denn dabei gefährlich und verboten? Ihr tut doch nichts Böses?"

Sie war sich ihrer Sache nicht ganz sicher und wollte von dem Sohn eine bestätigende Antwort hören. Er blickte ihr ruhig in die Augen und erklärte fest:

„Wir tun nichts Böses, und trotzdem winkt uns allen in der Ferne das Gefängnis. Damit mußt du dich schon abfinden."

Ihre Hände zitterten, mit versagender Stimme meinte sie:

„Vielleicht gibt Gott, daß es doch gut abläuft?"

„Nein!" sagte der Sohn freundlich. „Ich kann dir nichts vormachen, es läuft nicht gut ab."

Er lächelte.

„Geh zu Bett, du bist müde. Gute Nacht!"

Als sie allein blieb, trat sie ans Fenster, blieb da stehen und blickte auf die Straße. Draußen war es kalt und trübe. Der Wind blies, wehte den Schnee von den Dächern der kleinen schlafenden Häuser, stürmte gegen die Mauern, flüsterte hastig vor sich hin, fegte über die Erde und trieb weiße Wolken trockener Schneeflocken die Straße entlang ...

„Herr Jesus, erbarme dich unser!" flüsterte die Mutter leise.

Aus ihrem Herzen stieg immer neues Weh empor, und gleich einem Nachtfalter zitterte und flatterte in ihr die Vorahnung des Unheils, von dem ihr Sohn so ruhig und sicher sprach. Vor ihren Augen

lag die weite, schneebedeckte Ebene. Kalt, mit scharfem Pfeifen fegte der Wind weiß und zottig darüber hin... Mitten in der Ebene schreitet schwankend eine kleine Mädchengestalt einsam vorwärts. Der Wind fährt ihr gegen die Beine, bläht ihre Röcke auf und wirft ihr stechende Schneekörner ins Gesicht. Es geht sich schwer, die kleinen Füße versinken im Schnee. Es ist kalt und unheimlich. Das Mädchen beugt sich vornüber und nimmt sich wie ein Grashalm aus in der düsteren Ebene, im wilden Spiel des Herbstwindes. Rechts von ihr, über dem Sumpf steht wie eine dunkle Wand der Wald; dort rauschen wehmütig zarte, nackte Birken und Espen. Weit in der Ferne blinzeln trübe die Lichter der Stadt...

„Herrgott — erbarm dich unser!" flüsterte die Mutter, vor Furcht zitternd.

7

Die Tage glitten einer nach dem andern dahin, wie Perlen an einem Rosenkranz, und reihten sich zu Wochen und Monaten aneinander. Jeden Sonnabend kamen die Freunde zu Pawel, und jedes Zusammensein glich einer Sprosse auf einer langen schrägen Leiter, die die Menschen langsam irgendwo weithin, in die Höhe führte.

Immer neue Leute kamen. Es wurde eng und schwül in Wlassows kleinem Zimmer. Natascha kam verfroren und müde an, war aber stets unerschöpflich lustig und lebhaft. Die Mutter strickte Strümpfe und zog sie selbst über die kleinen Füße. Natascha lachte zuerst, dann aber schwieg sie plötzlich, dachte nach und sagte leise:

„Ich hatte eine Kinderfrau, die war auch wunderbar gut! Wie sonderbar, Pelageja Nilowna, die Arbeiter haben so ein schweres Leben voller Kränkungen, und doch trifft man bei ihnen mehr Herz und mehr Güte als — bei denen da!"

Sie machte eine Handbewegung und deutete irgendwohin, weit in die Ferne.

„So steht es mit Ihnen!" meinte die Wlassowa, „Sie haben die Eltern verloren und alles..." Sie wußte ihren Gedanken nicht zu Ende zu bringen, seufzte und schwieg, indem sie Natascha ins Gesicht blickte und für irgend etwas Dankbarkeit gegen sie empfand. Sie hockte auf dem Fußboden vor ihr, das Mädchen aber hatte den Kopf gesenkt und lächelte nachdenklich.

„Die Eltern verloren?" wiederholte sie. „Das ist nicht so schlimm! Mein Vater ist ein roher Mensch, mein Bruder auch. Und ein Säufer. Meine ältere Schwester ist unglücklich. Sie heiratete einen Mann, der viel älter war als sie, sehr reich, stumpfsinnig und habgierig. Um meine Mutter tut es mir leid! Die ist gerade so einfach wie Sie, so klein wie eine Maus, lief ebenso schnell und hatte immer Angst. Manchmal möchte ich sie gerne sehen!"

„Sie armes Ding!" meinte die Mutter und schüttelte traurig den Kopf.

Das Mädchen warf schnell den Kopf hoch und streckte die Hand aus, als stieße sie etwas von sich fort.

„O nein! Ich fühle oft solche Freude, solches Glück!"

Ihr Gesicht wurde blaß, und die blauen Augen flammten hell auf.

Sie legte die Hände auf die Schultern der Mutter und sagte mit tiefer Stimme leise und eindringlich:

„Wenn Sie wüßten... wenn Sie verständen, an welch großem Werk wir arbeiten."

Ein Gefühl wie Neid regte sich in dem Herzen der Frau. Sie erhob sich vom Fußboden und sagte traurig:

„Ich bin schon zu alt dafür, zu ungebildet."

... Pawel redete immer häufiger und mehr, diskutierte immer eifriger und sah immer schlechter aus. Es schien der Mutter, daß seine strengen Augen milder glänzten, seine Stimme weicher klang und sein ganzes Wesen schlichter wurde, wenn er mit Natascha sprach oder sie ansah.

„Das walte Gott!" dachte sie und lächelte.

In allen Versammlungen stand der Kleinrusse, sobald die Wortgefechte einen allzu hitzigen und stürmischen Charakter annahmen, auf und redete, wie ein Glockenklöppel hin und her schwingend, mit seiner klangvollen, summenden Stimme so gut und einfach, daß alle ruhiger und ernster wurden. Wessowtschikow drängte stets alle vorwärts; er und der Rothaarige, Samailow mit Namen, begannen stets den Streit. Der rundköpfige Iwan Bukin, mit weißen Augenbrauen und Wimpern, der wie ausgelaugt aussah, stimmte ihnen bei; Jakow Somow, der Glatte, Saubere, sprach mit seiner leisen ernsten Stimme wenig; er und Fedja Masin mit der hohen Stirn traten beim Streit auf die Seite Pawels und des Kleinrussen.

An Nataschas Stelle kam manchmal aus der Stadt Nikolai Iwanowitsch, der eine Brille und einen kleinen hellen Bart trug; er stammte aus einem entfernten Gouvernement und sprach einen eigentümlichen Dialekt, mit reinem „o". Sein ganzes Wesen war fremdartig. Er erzählte die einfachsten Sachen — sprach über das Familienleben, über Kinder, Geschäfte, Polizei, über Brot- und Fleischpreise, über alles, was Tag für Tag im menschlichen Leben vorkommt, und entdeckte in allem und jedem Betrug, Dummheit, Ungereimtheit, bisweilen auch Lächerlichkeit und stets etwas, was den Menschen offenbar schadete. Der Mutter kam es vor, als sei er aus weiter Ferne, aus einem anderen Reich gekommen, wo alle Menschen ein rechtschaffenes, behagliches Leben führten, während ihm hier alles fremd war, so daß er sich nicht an dieses Leben gewöhnen, es nicht als unumgänglich hinnehmen konnte; es gefiel ihm nicht und erweckte in ihm stets den ruhigen, aber hartnäckigen Wunsch, alles nach seiner Art umzuändern.

Sein Gesicht war gelblich, um die Augen liefen feine, strahlenförmige Runzeln, seine Stimme war leise, und seine Hände waren immer warm. Wenn er die Wlassowa begrüßte, umschloß er ihre ganze Hand mit seinen festen Fingern, und nach einem solchen Händedruck wurde ihr leichter und ruhiger ums Herz.

Es kamen auch andere Leute aus der Stadt, am häufigsten ein großes, schlankes junges Mädchen, mit übermäßig großen Augen in dem mageren, blassen Gesicht. Sie hieß Sascha. In ihrem Gang und ihren Bewegungen lag etwas Männliches; sie runzelte ärgerlich die dichten, dunkeln Brauen, und, wenn sie sprach, zitterten die feinen Flügel ihrer geraden Nase.

Sascha war die erste, die laut und scharf sagte:

„Wir sind Sozialisten ..."

Als die Mutter dieses Wort hörte, starrte sie erschreckt und schweigend in das Gesicht des jungen Mädchens. Sie hatte gehört, daß Sozialisten den Zaren getötet hatten. Das war in ihrer Jugend gewesen; damals wurde erzählt, die Gutsbesitzer, die sich an dem Zaren dafür rächen wollten, daß er die Bauern freigelassen, hätten geschworen, sich so lange nicht das Haar zu scheren, bis sie ihn getötet hätten; deshalb nenne man sie Sozialisten. Und jetzt konnte sie nicht begreifen, warum ihr Sohn und seine Freunde Sozialisten seien.

Als alle fort waren, fragte sie Pawel:

„Pawluscha, bist du etwa Sozialist?"

„Ja", sagte er und stand gerade und fest wie immer vor ihr. „Weshalb fragst du?"

Die Mutter seufzte schwer und fragte mit gesenktem Blick:

„Ist das wirklich wahr, Pawluscha? Sie sind doch gegen den Zaren, sie haben doch einen ermordet!"

Pawel ging im Zimmer auf und ab, strich sich mit der Hand über die Wangen und sagte lächelnd:

„Das haben wir nicht nötig!"

Dann sprach er lange mit seiner stillen, ernsten Stimme zu ihr. Sie blickte ihm ins Gesicht und dachte:

„Er tut nichts Böses, er kann es nicht!"

Das schreckliche Wort kam immer häufiger vor, es klang nicht mehr so scharf und wurde ihrem Ohr ebenso vertraut wie Dutzende anderer unverständlicher Worte. Sascha aber gefiel ihr nicht. Wenn sie erschien, fühlte die Mutter Unruhe und Sorge.

Eines Tages sagte sie zu dem Kleinrussen, unwillkürlich die Lippen zusammenpressend:

„Die Saschenjka ist doch sehr herrisch! Sie kommandiert immer — ihr sollt dies tun und das ..."

Der Kleinrusse lachte laut auf:

„Das stimmt mal wieder, Mütterchen, Ihr habt den Nagel auf den Kopf getroffen! Pawel, habe ich recht?"

Dabei blinzelte er der Mutter zu und sagte mit lächelnden Augen:

„Das macht die vornehme Abkunft."

Pawel meinte trocken:

„Sie ist ein gutes Mädchen."

„Auch das stimmt", bestätigte der Kleinrusse, „aber sie begreift nicht, daß sie eigentlich muß, wir aber wollen und können!"

Sie stritten über etwas, was die Mutter nicht verstand.

Sie hatte auch bemerkt, daß Saschenjka am herrischsten gegen Pawel war, ihn bisweilen sogar anschrie. Pawel lächelte, schwieg und blickte ebenso milde in das Gesicht des jungen Mädchens, wie er früher Natascha angesehen. Das gefiel der Mutter ebenfalls nicht.

Manchmal wurde die Mutter von einem heftigen Ausbruch stürmischer Freude bei ihnen überrascht, der sie plötzlich allesamt ergriff. Das war gewöhnlich an den Abenden der Fall, wo sie in den Zeitungen über die Arbeiterbewegung im Ausland lasen. Freudig glänzten dann aller Augen, sie empfanden ein eigenartiges Glücksgefühl wie die Kinder, lachten fröhlich und hell und klopften sich freundschaftlich auf die Schulter.

„Brave Burschen, die deutschen Genossen!" rief jemand wie berauscht von seiner Fröhlichkeit.

„Und die italienischen Arbeiter — sie leben hoch!" schrie man ein anderes Mal.

Und dieweil sie diese Ausrufe an Freunde in der Ferne richteten, die sie nicht kannten und deren Sprache sie nicht verstanden, waren sie anscheinend fest davon überzeugt, daß diese unbekannten Menschen sie hören und ihre Begeisterung verstehen müßten.

Der Kleinrusse sprach mit blitzenden Augen, erfüllt vom Gefühl einer alles umschließenden Liebe:

„Es wäre doch schön, ihnen mal zu schreiben, was meint ihr? Damit sie erfahren, daß sie in Rußland Freunde haben, die sich zu demselben Glauben wie sie bekennen, daß hier Menschen leben, die dem gleichen Ziel zustreben und sich über ihre Siege freuen."

Und alle sprachen lange träumerisch, mit leuchtenden Gesichtern über Franzosen, Engländer und Schweden wie über ihren Herzen nahestehende Menschen, die sie liebten und verehrten, ohne sie jemals gesehen zu haben.

In dem engen Zimmer erwuchs ein Gefühl geistiger Verwandtschaft mit den Arbeitern der ganzen Welt. Dieses Gefühl vereinte sie gleichsam zu einer Seele; es erregte auch die Mutter, und, obschon sie es nicht verstand, so richtete es sie doch auf durch seine freudige Stärke, seine junge, berauschende, hoffnungsvolle Kraft.

„Was seid ihr für Menschen!" sagte sie einmal zu dem Kleinrussen. „Alle sind eure Genossen — Armenier, Juden und Österreicher, für alle fühlt ihr Kummer und Freude."

„Ja, für alle, Mütterchen!" rief der Kleinrusse. „Für uns gibt es keine Nationen, keine Stämme, es

gibt nur Genossen oder Feinde. Alle Arbeiter sind unsere Genossen, alle Reichen, alle Regierungen unsere Feinde. Wenn man die Welt offenen Blickes ansieht, wenn man sieht, wie zahlreich wir Arbeiter sind und wieviel Kraft wir verkörpern, ergreift Freude das Herz, in unserer Seele jubelt es! Und ebenso, Mütterchen, fühlt der Franzose und der Deutsche, wenn er das Leben ansieht, und ebenso freut sich der Italiener. Wir alle sind Kinder einer Mutter — des unbesiegbaren Gedankens von der Brüderschaft der arbeitenden Bevölkerung aller Länder. Der erwärmt uns, er ist die Sonne am Himmel der Gerechtigkeit, und dieser Himmel ist im Herzen des Arbeiters, und wer der Sozialist auch sei und wie er sich auch nenne — er ist uns stets im Geist verbrüdert, jetzt und in aller Ewigkeit!"

Dieser kindliche, aber feste Glaube faßte immer tiefer Wurzel in ihnen, steigerte sich fortwährend und wuchs mächtig und kraftvoll empor. Und, wenn die Mutter das sah, fühlte sie unwillkürlich, daß wahrlich etwas Großes und Helles, der himmlischen, der sichtbaren Sonne Ähnliches in der Welt geboren wurde.

Oft wurden Lieder gesungen. Die einfachen, allen bekannten Lieder sang man laut und lustig, aber bisweilen wurden neue, nicht fröhliche Lieder von eigenartiger Harmonie nach unbekannten Melodien gesungen. Die sang man halblaut und ernst wie in der Kirche. Die Gesichter der Sänger wurden blaß, wurden heiß, und in den klangvollen Worten lag große Kraft.

Besonders eins von diesen neuen Liedern beunruhigte und erregte die Frau. Aus ihm hörte man kein trauriges Schwanken einer gekränkten, einsam auf dunkeln Pfaden kummervollen Zweifels umherirrenden Seele, einer von Not geplagten, von Furcht gejagten, unpersönlichen und farblosen Seele. Aus diesem Lied klangen keine traurigen Seufzer einer Kraft, die sich noch unklar nach Raum sehnt, keine herausfordernden Rufe hemmungsloser Tollkühnheit, die blindlings bereit ist, Böses wie Gutes zu vernichten. In diesem Lied lag keine dumpfe Rachsucht erlittener Unbill, die wohl alles zerstören kann, jedoch unfähig ist, etwas zu schaffen. Aus diesem Lied hörte man nichts von der alten versklavten Welt.

Die scharf geprägten Worte und die ernste Melodie gefielen der Mutter nicht, aber hinter den Worten und der Melodie lag etwas Großes, das Klang und Worte mit seiner Kraft erdrückte und das Vorgefühl von etwas noch Undenkbarem im Herzen erweckte. Dieses unbekannte Etwas sah sie in den Gesichtern, in den Augen der jungen Leute, sie fühlte es in deren Brust, gab sich willenlos der Kraft dieses Liedes hin, die in Worten und Klängen keinen Raum fand, und lauschte ihm stets mit größerer Aufmerksamkeit und tieferer Unruhe als allen anderen Liedern.

Dieses Lied wurde leiser als die übrigen gesungen und klang doch gewaltiger als sie und umwehte die Menschen wie die Luft an einem Märztag, am ersten Tag des anbrechenden Frühlings.

„Wir sollten das Lied auf der Straße singen!" sagte Wessowtschikow mürrisch.

Als sein Vater wieder einmal gestohlen hatte und im Gefängnis saß, erklärte er den Freunden ruhig:

„Jetzt können wir uns bei mir treffen..."

Fast jeden Abend nach der Arbeit saß einer von den Freunden bei Pawel, und sie lasen, schrieben aus Büchern ab, waren sehr geschäftig und nahmen sich nicht einmal Zeit zum Waschen. Sie aßen und tranken Tee, die Bücher in der Hand, und ihre Reden wurden der Mutter immer unverständlicher...

„Wir müssen eine Zeitung haben!" sagte Pawel oft.

Sie lebten hastig und wie im Fieber, eilten immer rascher von einem Buch zum anderen, wie die Bienen von Blume zu Blume.

„Es wird schon über uns geredet!" sagte Wessowtschikow eines Tages. „Man wird uns wohl bald beim Wickel kriegen!"

„Die Wachtel ist dazu da, daß sie ins Netz gerät!" erwiderte der Kleinrusse.

Er gefiel der Mutter immer besser. Wenn er sie „Mütterchen" nannte, so war ihr immer, als streichelte jemand ihre Wangen mit weicher Kinderhand. An den Sonntagen, an denen Pawel keine Zeit hatte, spaltete der Kleinrusse das Holz; eines Tages kam er mit einem Brett auf der Schulter, nahm das Beil und ersetzte schnell und geschickt eine morsche Treppenstufe durch eine neue, ein andermal besserte er ebenso geschickt den baufälligen Zaun aus. Bei der Arbeit pfiff er stets, und sein Pfeifen hatte einen wehmütigen Reiz.

Einmal sagte die Mutter zu ihrem Sohn:

„Laß uns den Kleinrussen als Kostgänger nehmen. Dann habt ihr es beide gemütlicher und braucht nicht immer hin und her zu laufen."

„Wozu sollen wir dir so viel Mühe machen?" fragte Pawel achselzuckend.

„Nun, das macht nichts, ich habe mich das ganze Leben geschunden, ohne zu wissen wofür... Einem braven Menschen zuliebe kann ich schon etwas tun!"

„Tu, was du willst!" erwiderte der Sohn. „Wenn er zu uns zieht, soll es mich freuen."

Und der Kleinrusse zog zu ihnen.

8

Das kleine Haus am Rand der Vorstadt erregte die Aufmerksamkeit der Leute, schon waren Dutzende von argwöhnischen Blicken über seine Wände geglitten. Wunderlich bunte Gerüchte waren im Umlauf, die Menschen bemühten sich, etwas aufzuspüren, aufzudecken, was hinter den Wänden des Hauses am Abhang verborgen war. Nachts blickten Leute

ins Fenster, bisweilen klopfte jemand an die Scheiben und lief geschwind und furchtsam von dannen.

Eines Tages sprach der Schankwirt Begunzow, ein ehrwürdiger Greis, der stets ein schwarzes Seidentuch um den roten, welken Hals und über der Brust eine dicke lila Plüschweste trug, auf der Straße die Wlassowa an. Auf seiner spitzen, glänzenden Nase saß eine Schildpattbrille; aus diesem Grund nannte man ihn „Knochenauge". Er trat der Wlassowa in den Weg und überschüttete sie in einem Atem, ohne ein Wort abzuwarten, mit einer Flut prasselnder dürrer Worte:

„Pelageja Nilowna, wie geht's? Was macht der Sohn? Wollen Sie ihn nicht verheiraten? Ein junger Mann, in den besten Jahren! Je früher man den Sohn verheiratet, um so besser haben es die Eltern. In der Familie erhält sich der Mensch geistig und leiblich am besten, in der Familie fühlt er sich wie der Hahn im Korb! Ich würde ihn an Ihrer Stelle verheiraten. Unsere Zeit erfordert strenge Zucht, die Menschen leben zu sehr für sich. In allen Gedanken gibt sich Zügellosigkeit kund, und man nimmt Handlungen wahr, die Tadel verdienen. Die Jugend meidet das Gotteshaus, den Orten der Geselligkeit wird sie fremd; man kommt heimlich in Winkeln zusammen und flüstert miteinander. Warum flüstert man, gestatten Sie die Frage, warum hält man sich abseits? Alles, was der Mensch nicht unter Menschen, in der Schenke zum Beispiel, sagen kann — was ist das? Das sind Geheimnisse! Für Geheimnisse aber ist nur unsere heilige apostolische Kirche der Ort. Alle anderen Geheimnisse, die man sich in den Winkeln zutuschelt, sind Verirrungen des Geistes! Wünsche Ihnen gute Gesundheit!"

Er nahm geziert mit seiner krummen Hand die Mütze ab, schwenkte sie in der Luft und ging fort, die Mutter in ratlosem Nachdenken zurücklassend.

Die Nachbarin der Wlassowa, Marja Korsunowa, die Witwe eines Schmieds, die mit Eßwaren in der Fabrik handelte, sagte eines Tages, als sie die Mutter auf dem Markt traf, ebenfalls:

„Gib acht auf deinen Sohn, Pelageja!"

„Was ist denn los?" fragte die Mutter.

„Es gehen allerhand Gerüchte um!" vertraute Marja ihr geheimnisvoll an. „Böse Gerüchte, meine Liebe! Er soll so eine Gesellschaft wie die Chlysten[1] gegründet haben. Eine Sekte nennt man das. Sie werden sich dann geißeln wie die Chlysten."

„Hör auf, Marja, du redest ja Unsinn!"

„Paß auf, ehe es zu spät ist!" erwiderte die Krämerin.

Die Mutter teilte ihrem Sohn all diese Gespräche mit: er zuckte schweigend die Achseln, der Kleinrusse aber lachte sein tiefes, weiches Lachen.

„Die Mädchen sind euch auch schon gram", sagte sie. „Bessere Freier könnten sie sich nicht wünschen — ihr seid ja brave, nüchterne Arbeiter, aber ihr beachtet sie gar nicht! Es heißt schon, es kämen Fräulein aus der Stadt zu euch, die einen lockeren Lebenswandel führen!"

„Na, gewiß!" rief Pawel, das Gesicht in verächtliche Falten legend.

„Im Sumpf stinkt eben alles!" meinte der Kleinrusse mit einem Seufzer. „Sie aber, Mütterchen, Sie sollten den dummen Dingern erklären, was der Ehestand ist, damit sie es nicht so eilig haben, sich die Knochen kaputtschlagen zu lassen."

„Ach, mein Lieber!" sagte die Mutter. „Die sehen den Jammer, verstehen ihn auch, aber es bleibt ihnen ja nichts anderes übrig!"

„Sie verstehen ihn nicht, sonst hätten sie schon einen Ausweg gefunden!" meinte Pawel.

Die Mutter blickte in sein strenges Gesicht.

„Dann klärt sie auf! Bittet doch ein paar Kluge zu euch..."

„Das geht nicht!" erwiderte der Sohn trocken.

„Wenn wir es nun versuchten?" fragte der Kleinrusse.

Pawel schwieg einen Augenblick und sagte dann:

„Dann gibt es bald Pärchen, es wird geheiratet, und die Sache ist aus!"

Die Mutter dachte nach. Die mönchische Strenge Pawels verwirrte sie. Sie sah, daß selbst Freunde auf seinen Rat hörten, die, wie der Kleinrusse, älter waren als er; es kam ihr aber so vor, als wenn alle ihn wegen seines strengen Wesens fürchteten und niemand ihn liebte.

Einmal, als sie schon zu Bett war, während ihr Sohn und der Kleinrusse noch lasen, hörte sie durch die dünne Scheidewand ihre leise Unterhaltung.

„Weißt du, daß ich Natascha wohl leiden mag?" rief der Kleinrusse plötzlich leise.

„Ich weiß", erwiderte Pawel nach einer Pause.

Man hörte, wie der Kleinrusse langsam aufstand und hin und her ging. Seine bloßen Füße schurrten auf dem Boden, ein leises, schwermütiges Pfeifen erklang. Dann summte wieder seine Stimme.

„Ob sie es wohl merkt?"

Pawel schwieg.

„Was meinst du?" fragte der Kleinrusse gedämpft.

„Gewiß merkt sie es!" erwiderte Pawel. „Deswegen hat sie sich ja geweigert, uns zu unterrichten..."

Der Kleinrusse setzte seine Füße schwer auf den Boden, und wieder zitterte sein leises Pfeifen im Zimmer. Dann fragte er:

„Wenn ich es ihr nun sage?"

„Was?"

„Ich will ihr sagen, daß ich ...", begann der Kleinrusse leise.

„Wozu?" unterbrach Pawel ihn.

Die Mutter hörte, wie der Kleinrusse stehenblieb, und fühlte, daß er spöttisch lächelte.

[1] Russische Geißlersekte. *(Anm. d. Red.)*

„Ja siehst du, ich meine, wenn man ein Mädchen liebt, so muß man ihr das sagen, sonst hat die Sache keinen Sinn!"

Pawel schlug das Buch laut zu. Man hörte seine Frage: „Welchen Sinn verlangst du denn?"

Beide schwiegen lange Zeit.

„Nun?" fragte der Kleinrusse.

„Andrej, du mußt dir klarmachen, was du willst ...", begann Pawel langsam. „Nehmen wir an, sie hat dich auch lieb ... Ich glaube es nicht, aber nehmen wir es einmal an. Und ihr heiratet euch. Das wird eine interessante Ehe: eine Intellektuelle und ein Arbeiter. Es kommen Kinder ... du mußt allein arbeiten ... und zwar viel. Euer Leben wird ein ganz gewöhnliches Ringen ums tägliche Brot für die Kinder, für die Wohnung ... Für unsere Sache seid ihr verloren. Alle beide."

Es wurde still, dann sagte Pawel etwas weicher:

„Gib das alles lieber auf, Andrej — und schweig, laß sie in Ruhe!"

Es wurde still. Das Uhrpendel tickte hörbar, die Sekunden gleichsam abschneidend.

Der Kleinrusse sagte:

„Das halbe Herz liebt, die andere Hälfte haßt; ist denn das überhaupt ein Herz?"

Die Seiten des Buches raschelten, Pawel mußte wohl wieder lesen. Die Mutter lag mit geschlossenen Augen da und rührte sich nicht. Der Kleinrusse tat ihr bitterlich leid, aber noch mehr ihr Sohn. Sie dachte über ihn nach.

„Du mein Lieber!"

Plötzlich fragte der Kleinrusse:

„Ich soll also schweigen?"

„Das ist ehrlicher", sagte Pawel leise.

„Den Weg wollen wir also gehen!" sagte der Kleinrusse. Und nach einigen Sekunden fuhr er traurig und leise fort:

„Es wird dir schwer werden, Pawel, wenn du selbst so weit bist ..."

„Es wird mir schon schwer ..."

An der Hauswand sauste der Wind. Deutlich zählte das Uhrpendel die dahinfließenden Sekunden.

„Über so etwas scherzt man nicht!" sagte der Kleinrusse langsam.

Die Mutter barg das Gesicht in den Kissen und weinte lautlos.

Am nächsten Morgen erschien Andrej der Mutter kleiner und war ihr noch lieber. Ihr Sohn aber war wie stets hager, gerade und schweigsam. Früher hatte die Mutter den Kleinrussen Andrej Onissimowitsch genannt, aber heute, ohne es selbst zu bemerken, sagte sie zu ihm:

„Andrjuscha, Sie sollten sich die Stiefel flicken lassen ... so erkälten Sie sich noch!"

„Am nächsten Zahltag kaufe ich mir neue", erwiderte er lachend, legte plötzlich seine lange Hand auf ihre Schulter und fragte:

„Vielleicht sind Sie doch meine rechte Mutter? Sie wollen das nur nicht vor den Leuten eingestehen, weil ich nicht gerade hübsch bin, was?"

Sie schlug ihm schweigend leicht auf die Hand. Sie wollte ihm viele freundliche Worte sagen, aber ihr Herz war traurig, und die Worte wollten ihr nicht recht über die Lippen.

9

In der Vorstadt wurde von Sozialisten gesprochen, die mit blauer Tinte geschriebene Flugblätter ausgestreut hatten. In diesen Blättern wurde boshaft über die Zustände in der Fabrik, über die Streiks der Arbeiter in Petersburg und in Südrußland gesprochen und die Arbeiter zur Einigkeit und zum Kampf für ihre Interessen aufgefordert.

Die älteren Leute, die ihren guten Verdienst in der Fabrik hatten, schimpften:

„Diese Hetzer! Dafür müßte man sie gehörig dreschen!"

Und sie brachten die Blätter ins Büro. Die Jugend las die Aufrufe mit Begeisterung:

„Das ist wahr!"

Die von der Arbeit abgestumpfte, gegen alles gleichgültige Mehrheit aber meinte träge:

„Es kommt ja doch nichts dabei heraus ..."

Aber die Flugblätter regten die Leute doch auf, und, wenn einmal eine Woche lang keine kamen, sprach man schon darüber:

„Man hat es wohl wieder aufgegeben ..."

Aber am Montag erschienen die Blätter wieder, und abermals herrschte dumpfe Erregung unter den Arbeitern.

In der Schenke und in der Fabrik bemerkte man neue Gestalten, die niemand kannte. Sie fragten nach allem, beguckten alles, schnüffelten überall herum und fielen sofort auf — entweder durch ihre verdächtige Vorsicht oder durch übermäßige Aufdringlichkeit.

Die Mutter wußte, daß diese Aufregung durch die Tätigkeit ihres Sohnes verursacht war. Sie sah, wie die Menschen sich um ihn scharten. Die Angst um Pawel vermischte sich mit dem Stolz auf ihn.

Eines Abends klopfte Marja Korsunowa von der Straße aus ans Fenster, und, als die Mutter öffnete, sagte sie laut flüsternd:

„Paß auf, Pelageja, jetzt kommt die Bescherung! Heute nacht ist Haussuchung bei euch, bei Masin, bei Wessowtschikow ..."

Marjas dicke Lippen klatschten geschwind aufeinander, ihre fleischige Nase schnob, die Augen blinzelten und schielten von einer Seite zur anderen, lauerten auf etwas auf der Straße.

„Ich weiß von gar nichts, und ich habe dir nichts gesagt und habe dich heute nicht einmal gesehen, verstanden?"

Sie verschwand.

Die Mutter schloß das Fenster und sank langsam auf den Stuhl. Aber das Bewußtsein der Gefahr, die ihrem Sohn drohte, brachte sie schnell wieder auf die Beine; sie kleidete sich geschwind an, wickelte, sie wußte selbst nicht warum, einen Schal um den Kopf und lief zu Fedja Masin, der krank war und nicht arbeitete. Als sie zu ihm kam, saß er am Fenster, las und bewegte mit der linken Hand die rechte, deren Daumen abgespreizt war, hin und her. Als er die Neuigkeit hörte, sprang er schnell auf; sein Gesicht wurde blaß.

„Da haben wir den Salat ...", brummte er.

„Was soll ich denn bloß tun?" fragte die Wlassowa und wischte mit zitternder Hand den Schweiß vom Gesicht.

„Abwarten ... haben Sie keine Angst!" erwiderte Fedja, mit der gesunden Hand durch die Locken fahrend.

„Sie haben ja selber Angst!" rief sie.

„Ich?" Seine Augen flammten auf, und er sagte mit verlegenem Lächeln: „Ja—a . . . zum Teufel! Wir müssen Pawel Bescheid sagen. Ich schicke sofort jemand hin. Gehen Sie nur. Das hat nichts auf sich! Man wird uns ja nicht prügeln?"

Nach Hause zurückgekehrt, suchte die Mutter alle Bücher zusammen, preßte sie gegen die Brust und ging lange im Hause hin und her, guckte in den Ofen, unter ihn und sogar in das Wasserfaß. Sie meinte, Pawel würde sofort die Arbeit niederlegen und nach Hause kommen, aber er kam nicht. Endlich setzte sie sich müde auf die Küchenbank, schob die Bücher unter sich und blieb ängstlich sitzen, bis Pawel und der Kleinrusse aus der Fabrik kamen.

„Wißt ihr es schon?" rief sie, ohne aufzustehen.

„Wir haben Bescheid!" sagte Pawel lächelnd. „Ist dir bange?"

„Ja, mir ist so schrecklich bange."

„Nur keine Angst", sagte der Kleinrusse. „Das hat keinen Zweck."

„Du hast ja nicht einmal den Samowar aufgesetzt!" bemerkte Pawel.

Die Mutter stand auf, zeigte auf die Bücher und meinte schuldbewußt:

„Ich habe mich ja immer damit herumgeschleppt ..."

Ihr Sohn und der Kleinrusse lachten, das gab ihr Mut. Pawel suchte einige Bücher heraus und ging sie auf den Hof verstecken; der Kleinrusse aber machte den Samowar zurecht und sagte:

„Das ist gar nicht so schlimm, Mütterchen; man muß sich nur schämen, daß sich die Menschen mit solchen Dingen abgeben. Da kommen dann die langen Kerle mit dem Säbel an der Seite, Sporen an den Stiefeln, und stöbern überall herum. Gucken unters Bett und unter den Ofen, ist ein Keller da, kriechen sie auch da hin, steigen sogar auf den Boden. Da kriegen sie Spinngewebe in die Fratze, daß sie schnauben. Das alles macht ihnen keinen Spaß; sie schämen sich, und daher tun sie auch so, als seien sie böse auf uns. Eine ekelhafte Arbeit, das wissen sie selbst ganz genau! Einmal haben sie bei mir alles durchstöbert und zogen dann mit langer Nase ab. Ein andermal haben sie mich abgefaßt und mitgenommen... Dann ging es natürlich ins Loch. Da habe ich meine vier Monate gesessen. Man sitzt und sitzt, dann wird man vorgeladen, von Soldaten über die Straße geschafft... nach allerhand gefragt. Ein unvernünftiges Volk, redet immerzu dummes Zeug und läßt einen dann wieder durch die Soldaten ins Gefängnis abführen. So zerren sie einen hin und her ... Sie müssen sich ihr Gehalt doch irgendwie verdienen! Schließlich lassen sie einen wieder frei, und das ist alles!"

„Wie Sie immer reden, Andrjuscha!" rief die Mutter.

Er kniete vor dem Samowar und blies angelegentlich in das Abzugsrohr, jetzt aber erhob er sein vor Anstrengung rotes Gesicht, strich mit beiden Händen den Schnurrbart und fragte:

„Wie rede ich denn?"

„Als wenn Ihnen noch niemals jemand was zuleide getan hätte!"

Er stand auf, trat zu ihr und meinte kopfschüttelnd und lächelnd:

„Gibt es denn auf Erden eine Seele, die keine Kränkungen erfahren hat? Mir hat man ihrer so viele zugefügt, daß ich es müde bin, mich gekränkt zu fühlen. Was soll man machen, wenn die Leute nicht anders können. Die Kränkungen hindern mich, mein Werk zu verrichten, halte ich mich lange dabei auf, so verliere ich Zeit. Das Leben ist nun einmal so! Früher war ich wütend auf die Menschen ... Als ich dann aber nachdachte, sah ich, daß es nicht lohnt! Jeder hat Angst, daß der Nachbar ihm eins versetzt, nun, und da gibt er sich Mühe, ihm selbst rasch eine herunterzuhauen! So ist das Leben, Mütterchen!"

Seine Rede floß ruhig dahin und verdrängte jede Unruhe und Furcht vor der bevorstehenden Haussuchung; seine Augen lächelten hell, und sein ganzes, wenngleich eckiges Wesen erschien jetzt schmiegsam.

Die Mutter seufzte und wünschte ihm mit warmen Worten:

„Gott gebe Ihnen Glück, Andrjuscha!"

Der Kleinrusse ging mit breiten Schritten auf den Samowar zu, hockte wieder vor ihm nieder und murmelte leise:

„Kommt das Glück, so weise ich es nicht ab; betteln darum — werde ich nie."

Und er pfiff.

Pawel kam vom Hof herein und sagte zuversichtlich:

„So, da finden sie sie nicht!" und begann sich zu waschen. Dann trocknete er energisch und sorgfältig seine Hände ab und meinte:

„Mama, wenn Sie ihnen zeigen, daß Sie bange sind, werden sie stutzig, sie sagen sich, hier im Hause stimmt etwas nicht, wenn sie solche Angst hat. Sie verstehen doch: wir wollen nichts Schlechtes, die Wahrheit ist auf unserer Seite, und wir werden unser ganzes Leben lang für sie kämpfen — das ist unsere einzige Schuld! Was brauchen wir uns also zu fürchten?"

„Ich will mich zusammennehmen, Pascha", versprach sie. Und dann entrang sich ihr der traurige Ausruf:

„Wenn sie doch nur bald kämen!"

Sie kamen aber nicht in dieser Nacht, und am nächsten Morgen begann die Mutter, um etwaigen Scherzen über ihre Angst zuvorzukommen, sich selbst zu verspotten:

„Ich bin vorzeitig bange geworden!"

10

Sie kamen fast einen Monat nach jener unruhigen Nacht. Nikolai Wessowtschikow saß bei Pawel, und zu dritt, Andrej war auch anwesend, sprachen sie von ihrer Zeitung. Es war spät, gegen Mitternacht. Die Mutter lag schon im Bett und hörte halb im Traum besorgte, leise Stimmen. Jetzt ging Andrej vorsichtig durch die Küche und schloß leise die Tür hinter sich. Im Flur polterte der Blecheimer. Plötzlich wurde die Tür weit geöffnet — der Kleinrusse schritt in die Küche und flüsterte den anderen laut zu:

„Da klirren Sporen!"

Die Mutter sprang vom Bett auf, griff mit zitternden Händen nach ihrem Kleid, aber da erschien Pawel in der Zimmertür und sagte ruhig:

„Bleiben Sie liegen, Sie sind krank!"

Man hörte verhaltenen Lärm im Flur. Pawel trat zur Tür, stieß sie mit der Hand auf und fragte:

„Wer ist da?"

Sonderbar geschwind wand sich eine große, graue Gestalt zur Tür herein, hinter ihr eine andere. Zwei Gendarmen drängten Pawel zurück, postierten sich an seiner Seite, und eine hohe spöttische Stimme rief:

„Jemand, den ihr wohl nicht erwartet habt, wie?"

Das sagte ein großer, schlanker Offizier mit schwarzem, spärlichem Schnurrbart. Neben dem Bett der Mutter erschien der Vorstadtpolizist Fedjakin, legte eine Hand an die Mütze, deutete mit der andern auf das Gesicht der Mutter und sagte mit finsterem Blick:

„Das ist seine Mutter, Euer Wohlgeboren!" Dann bewegte er die Hand gegen Pawel und fügte hinzu: „Und das — ist er selbst!"

„Pawel Wlassow?" fragte der Offizier mit zusammengekniffenen Augen, und als Pawel schweigend nickte, erklärte er, seinen Schnurrbart zwirbelnd: „Ich muß bei dir Haussuchung halten ... Aufgestanden, Alte! Wer ist dort?" fragte er, ins Zimmer blickend, und schritt hastig zur Tür.

„Wie heißt Ihr?" ertönte seine Stimme.

Aus dem Flur traten zwei Polizeizeugen, der alte Gießer Twerjakow und sein Untermieter, der Heizer Rybin, ein stämmiger schwarzer Bauer. Er sagte mit tiefer, lauter Stimme:

„Guten Tag, Nilowna!"

Sie kleidete sich an und sagte, um sich Mut zu machen, leise:

„Nein, so was! ... Kommen da mitten in der Nacht, wenn die Leute schlafen!"

Es war eng im Zimmer und roch stark nach Stiefelwichse. Zwei Gendarmen und der Reviervorsteher der Vorstadt, Ryskin, nahmen, laut trampelnd, die Bücher vom Regal und legten sie auf einem Tisch vor ihrem Vorgesetzten zusammen. Die beiden anderen schlugen mit der Faust gegen die Wand, guckten unter die Stühle, einer kletterte ungeschickt auf den Ofen. Der Kleinrusse und Wessowtschikow standen dicht beieinander in der Ecke. Nikolais pockennarbiges Gesicht bedeckte sich mit roten Flecken, seine kleinen, grauen Augen blickten unverwandt den Offizier an. Der Kleinrusse zupfte an seinem Schnurrbart, und, als die Mutter ins Zimmer trat, nickte er ihr freundlich lächelnd zu.

Sie bemühte sich, ihre Furcht zu unterdrücken, und bewegte sich nicht seitwärts wie sonst, sondern geradeaus, mit vorgeschobener Brust — das gab ihrer Gestalt einen komischen, wichtigtuerischen Anstrich. Sie trat fest auf, und ihre Brauen zitterten.

Der Offizier ergriff mit den feinen Fingern seiner weißen Hand schnell die Bücher, blätterte sie durch, schüttelte sie und schleuderte sie mit einer geschickten Handbewegung beiseite. Bisweilen klatschte ein Buch weich auf den Fußboden. Alle schwiegen, man hörte nur das schwere Schnauben der schwitzenden Gendarmen, Sporenklirren und bisweilen die leise Frage:

„Ist hier schon nachgesehen?"

Die Mutter stand neben Pawel an der Wand, hatte wie er die Hände auf der Brust verschränkt und blickte ebenfalls den Offizier an. Ihre Knie zitterten, und ein trockener Nebel verschleierte ihre Augen.

Plötzlich tönte durch das Schweigen Nikolais Stimme:

„Wozu ist es nötig, die Bücher auf den Boden zu werfen?"

Die Mutter fuhr zusammen. Twerjakow nickte heftig, als hätte ihn jemand in den Nacken gestoßen, und Rybin räusperte sich und blickte Nikolai aufmerksam an.

Der Offizier kniff die Augen zusammen und bohrte eine Sekunde lang den Blick in das pockennarbige, unbewegliche Gesicht ... Seine Finger

blätterten die Seiten noch schneller um. Bisweilen riß er seine großen, grauen Augen so weit auf, als sei ihm unerträglich zumute und als wolle er einen lauten, ohnmächtigen Wutschrei ausstoßen.

„Soldat!" sagte Wessowtschikow wieder, „heb die Bücher auf!"

Alle Gendarmen wandten sich ihm zu und blickten dann auf den Offizier. Der hob wieder den Kopf, ließ einen forschenden Blick über die breite Gestalt Nikolais schweifen und näselte:

„Nna — ... hebt sie auf!"

Ein Gendarm bückte sich und begann die zerfetzten Bücher aufzuheben. Dabei schielte er nach Wessowtschikow hin ...

„Nikolai sollte doch lieber still sein! ..." flüsterte die Mutter Pawel leise zu.

Der zuckte die Achseln. Der Kleinrusse senkte den Kopf.

„Wer liest hier die Bibel?"

„Ich!" sagte Pawel.

„Und wem gehören diese Bücher?"

„Mir!" erwiderte Pawel.

„So!" sagte der Offizier und lehnte sich auf dem Stuhl zurück. Dann knackte er mit den Fingern seiner feinen Hand, schob die Füße unter den Tisch, strich seinen Schnurrbart glatt und fragte Nikolai:

„Bist du Andrej Nachodka?"

„Jawohl!" erwiderte Wessowtschikow, vortretend. Der Kleinrusse streckte die Hand aus, faßte ihn an der Schulter und drängte ihn zurück.

„Er irrt sich! Ich bin Andrej! ..."

Der Offizier erhob die Hand, drohte Wessowtschikow mit dem kleinen Finger und sagte:

„Du, nimm dich in acht!"

Er wühlte in seinen Papieren.

Von der Straße blickte die helle Mondnacht mit starrem Auge ins Fenster. Vor dem Fenster ging jemand langsam auf und ab, der Schnee knirschte.

„Nachodka, du bist wegen politischer Verbrechen schon in Untersuchung gewesen?" fragte der Offizier.

„Ja, in Rostow und in Saratow ... Aber da haben die Gendarmen ‚Sie' zu mir gesagt ..."

Der Offizier blinzelte mit dem rechten Auge, rieb es und fragte, seine kleinen Zähne zeigend:

„Ist Ihnen — gerade Ihnen — bekannt, welche Schurken in der Fabrik die verbrecherischen Aufrufe verbreiten?"

Der Kleinrusse wiegte sich auf den Beinen und wollte mit breitem Schmunzeln etwas sagen, aber wieder klang in verhaltenem Zorn Nikolais Stimme:

„Schurken sehen wir hier zum erstenmal."

Dann herrschte Schweigen; alle blieben einen Augenblick unbeweglich.

Die Narbe im Gesicht der Mutter wurde blaß, und ihre rechte Braue glitt in die Höhe. Rybins schwarzer Bart zitterte eigentümlich, er schlug die Augen nieder und strich ihn langsam mit den Fingern.

„Führt das Vieh hinaus!" sagte der Offizier.

Zwei Gendarmen faßten Nikolai unter die Arme und stießen ihn brutal in die Küche. Dort machte er halt, stemmte die Füße fest gegen den Boden und rief:

„Halt! Ich will mich ankleiden!"

Vom Hof erschien der Reviervorsteher und sagte:

„Es ist nichts da, wir haben alles nachgesehen!"

„Nun, natürlich!" rief der Offizier lächelnd. „Da ist ein schlauer Fuchs am Werk gewesen!"

Als die Mutter seine schwache, zitternde, spröde Stimme hörte und voll Furcht in sein gelbes Gesicht blickte, fühlte sie in diesem Mann einen unversöhnlichen Feind, der in seinem Herrengefühl voller Verachtung auf den Tieferstehenden blickte. Sie hatte wenige solcher Leute gesehen und fast vergessen, daß sie existierten.

„Da sind sie an den Rechten gekommen", dachte sie.

„Unehelicher Andrej Onissimow Nachodka, ich verhafte Sie!"

„Weshalb?" fragte der Kleinrusse ruhig.

„Das werde ich Ihnen später sagen!" erwiderte der Offizier mit boshafter Höflichkeit. Dann wandte er sich an die Wlassowa und schrie sie an:

„Kannst du schreiben?"

„Nein!" erwiderte Pawel.

„Dich frage ich nicht!" sagte der Offizier streng und fragte noch einmal:

„Antworte, Alte, kannst du schreiben?" Die Mutter gab unwillkürlich ihrem Haß gegen diesen Menschen nach, sie zitterte plötzlich am ganzen Körper, als sei sie in kaltes Wasser gesprungen, sie richtete sich auf, ihre Narbe wurde purpurrot, und die Augenbraue senkte sich tief herab.

„Schreien Sie nicht!" begann sie und streckte die Hand gegen ihn aus. „Sie sind noch ein junger Mensch ... Sie haben noch kein Elend kennengelernt."

„Beruhigen Sie sich, Mama!" suchte Pawel sie zu halten.

„Warte, Pawel!" rief die Mutter und stürzte zum Tisch. „Warum verhaften Sie den Mann?"

„Das geht Sie nichts an ... Ruhe!" rief der Offizier aufstehend. „Führt den Verhafteten Wessowtschikow herein!"

Er vertiefte sich in ein Aktenstück, das er nahe ans Gesicht hielt.

Nikolai wurde hereingeführt.

„Mütze ab!" rief der Offizier, seine Lektüre unterbrechend.

„Wie kann ich die Mütze abnehmen, wenn man mir die Arme festhält?" überschrie Nikolai das Verlesen des Protokolls.

Rybin trat zu Frau Wlassowa, stieß sie mit der Schulter an und sagte leise:

„Werd nicht hitzig, Mutter! ..."

Der Offizier warf das Protokoll auf den Tisch.

„Unterschreiben!“

Die Mutter sah, wie sie das Protokoll unterschrieben, ihre Erregung legte sich, ihr Zorn schwand, und in ihre Augen traten ohnmächtige Tränen der erlittenen Unbill. Solche Tränen hatte sie während der zwanzig Jahre ihrer Ehe geweint, in den letzten Jahren aber hatte sie ihren beißenden Geschmack vergessen. Der Offizier sah sie an und meinte, das Gesicht verächtlich in Falten legend:

„Sie flennen zu früh, Madame! Passen Sie auf, später werden die Tränen vielleicht nicht reichen!“

Sie wurde wieder böse und sagte:

„Bei einer Mutter reichen die Tränen für alles... für alles! Wenn Sie eine Mutter haben — die wird das wissen, jawohl!“

Der Offizier legte die Papiere eilfertig in eine neue Aktentasche mit glänzendem Schloß.

„Marsch!“ kommandierte er.

„Auf Wiedersehen, Andrej, auf Wiedersehen, Nikolai!“ sagte Pawel warm und leise und drückte den Kameraden die Hand.

„Ganz richtig — auf Wiedersehen!“ wiederholte der Offizier spöttisch.

Wessowtschikow schnob laut. Sein dicker Hals war blutunterlaufen, seine Augen funkelten in harter Wut. Der Kleinrusse lächelte, schüttelte den Kopf und sagte der Mutter etwas; die bekreuzigte ihn und antwortete:

„Gott sieht die Gerechten! ...“

Endlich schoben sich die Leute in den grauen Mänteln in den Flur, und sporenklirrend verschwanden sie. Als letzter ging Rybin hinaus; er sah Pawel mit einem forschenden Blick an und sagte nachdenklich:

„Nun, leben Sie wohl!“

Dann hustete er in seinen Bart und ging langsam hinaus.

Pawel schritt, die Arme auf dem Rücken verschränkt, langsam im Zimmer auf und ab, trat über Bücher und Wäsche, die auf dem Fußboden lagen, hinweg und sagte finster:

„Siehst du, wie es gemacht wird? ...“

Die Mutter sah sich verständnislos in dem zerwühlten Zimmer um und flüsterte trübe:

„Weshalb war Nikolai so grob zu ihm?“

„Wohl vor Schreck“, sagte Pawel leise.

„Sie sind einfach gekommen, haben ihn gepackt und fortgeführt“, murmelte die Mutter mit einer hilflosen Gebärde.

Ihr Sohn war ihr geblieben, ihr Herz klopfte wieder ruhiger, aber die Gedanken beschäftigten sich mit dem Geschehenen und konnten es nicht fassen.

„Der spottet noch, der gelbe Kerl, und droht!“

„Schon gut, Mutter“, sagte Pawel plötzlich fest. „Komm, wir wollen hier Ordnung machen.“

Er sagte „Mutter“ und „du“ zu ihr, was er nur tat, wenn er sich ihr näher fühlte. Sie trat auf ihn zu, sah ihm ins Gesicht und fragte leise:

„Hat es dich gekränkt?“

„Ja!“ antwortete er. „Es ist schwer! Lieber wäre ich mit ihnen.“

Der Mutter war es, als hätte er Tränen in den Augen; sie empfand seinen Schmerz, wollte ihn trösten und sagte mit einem Seufzer:

„Warte nur! Sie werden auch dich holen!“

„Das werden sie“, versetzte er.

Die Mutter schwieg und bemerkte dann traurig:

„Ach, Pascha, du bist immer so ernst! Du solltest mich doch mal ein wenig auf bessere Gedanken bringen! Aber so — es ist mir schon bange genug, aber du machst es noch schlimmer!“

Er blickte sie an, trat näher und sagte leise:

„Ich kann nicht anders, Mama! Du mußt dich schon daran gewöhnen!“

Sie seufzte und sagte nach kurzem Schweigen, gegen ein Angstfrösteln ankämpfend:

„Wer weiß, vielleicht foltern sie die Menschen? Zerfetzen den Leib, zerbrechen die Knochen! Wenn ich daran denke! Lieber Pascha, mir ist so bange!“

„Die Seele zerbrechen sie! Das ist noch schmerzhafter, wenn sie mit schmutzigen Händen an die Seele greifen!“

11

Am nächsten Tage wurde bekannt, daß Bukin, Samoilow, Somow und noch fünf andere verhaftet waren. Am Abend kam Fedja Masin gelaufen — bei ihm war auch Haussuchung gewesen. Das erfüllte ihn mit Befriedigung, er fühlte sich als Held.

„Hast du Angst gehabt, Fedja?“ fragte die Mutter.

Er wurde blaß, sein Gesicht wurde schärfer, die Nasenflügel zitterten.

„Ich war bange“, erwiderte Fedja, „der Offizier würde mich schlagen! Ein dicker Schwarzbart war's, mit haarigen Fingern und einer schwarzen Brille auf der Nase, sah aus, als hätte er keine Augen. Er hat geschrien und mit den Füßen gestampft! ‚Ich lasse dich im Gefängnis verfaulen‘, sagte er... Mich hat aber nie jemand geschlagen, weder Vater noch Mutter, ich bin der einzige Sohn. Sie haben mich liebgehabt.“

Er schloß eine Weile die Augen, preßte die Lippen zusammen, ordnete mit einer raschen Handbewegung sein Haar, blickte Pawel mit geröteten Augen an und sagte:

„Wenn man mich jemals schlägt, so bohre ich mich wie ein Messer in den Menschen hinein, ich zermalme ihn mit den Zähnen. Dann soll man mich schon lieber gleich totschlagen!“

„Du zarter, schmächtiger Junge!“ rief die Mutter. „Wie willst du gegen andere angehen?“

„Das werde ich!“ antwortete Fedja leise.

Als er fortging, sagte die Mutter zu Pawel:

„Der geht als erster zugrunde!“

Pawel schwieg.

Ein paar Minuten darauf wurde die Küchentür langsam geöffnet, und Rybin kam herein.

„Guten Tag!“ grüßte er lächelnd. „Da bin ich wieder. Gestern hat man mich mitgenommen, und heute komme ich von selbst!“ Er schüttelte Pawel kräftig die Hand, faßte die Mutter an der Schulter und fragte:

„Gibst du uns Tee?“

Pawel betrachtete schweigend sein braunes, breites Gesicht mit dem dichten, schwarzen Bart und den dunkeln Augen. In ihrem ruhigen Blick glänzte etwas Bedeutendes.

Die Mutter ging in die Küche, um den Samowar aufzusetzen. Rybin setzte sich, strich seinen Bart, legte die Ellbogen auf den Tisch und warf Pawel einen dunkeln Blick zu.

„Also!“ sagte er, gleichsam ein unterbrochenes Gespräch fortsetzend. „Ich muß offen mit dir reden. Ich habe dich lange beobachtet. Wir wohnen dicht nebeneinander, ich sehe, daß viele Leute zu dir kommen; es gibt aber weder Sauferei noch Skandal. Das ist der erste Punkt. Wenn die Leute aber keinen Skandal machen, fallen sie sofort auf — was ist da los? Ja. Deswegen falle auch ich allen auf, weil ich still für mich lebe.“

Seine Worte flossen gewichtig, aber ungezwungen dahin, er strich sich mit der schwarzen Hand den Bart und blickte Pawel fest ins Gesicht.

„Man redet über dich. Meine Wirtsleute nennen dich einen Ketzer: du gehst nicht zur Kirche. Ich gehe auch nicht hin. Dann kamen diese Flugblätter. Hast du das ausgedacht?“

„Ja!“ erwiderte Pawel.

„Was sagst du!“ rief die Mutter, unruhig aus der Küche hereinblickend. „Doch nicht du allein!“

Pawel lächelte. Rybin ebenfalls.

„So!“ sagte er.

Die Mutter atmete laut durch die Nase und ging hinaus, etwas beleidigt darüber, daß sie ihre Worte nicht beachteten.

„Die Flugblätter sind gut gemacht. Sie beunruhigen die Leute. Waren es nicht neunzehn?“

„Ja!“ erwiderte Pawel.

„Dann habe ich alle gelesen! Ja. Einiges darin ist wohl unverständlich, anderes überflüssig. Aber, wenn jemand viel redet, muß er auch schon mal ein Dutzend überflüssige Worte sagen.“

Rybin lächelte; er hatte weiße, starke Zähne.

„Dann die Haussuchung. Das hat mich am meisten eingenommen. Du, der Kleinrusse und Nikolai, alle habt ihr euren Mann gestanden ...“

Er fand das richtige Wort nicht, schwieg, blickte zum Fenster hinaus und trommelte mit den Fingern auf dem Tisch.

„Ihr habt gezeigt, was ihr wollt. Tu, was du als Herr nicht lassen kannst, wir Arbeiter tun schon das Unsrige. Der Kleinrusse ist auch ein braver Bursche. Manchmal höre ich, wie er in der Fabrik redet, und denke, den kriegt niemand klein, den bezwingt nur der Tod. Ein sehniger Kerl! Hast du Vertrauen zu mir, Pawel?“

„Ja!“ sagte Pawel kopfnickend.

„Na also. Sieh — ich bin vierzig, doppelt so alt wie du, habe zwanzigmal mehr gesehen. Ich bin über drei Jahre Soldat gewesen, war zweimal verheiratet, eine Frau ist gestorben, die andere habe ich fortgejagt. Ich war im Kaukasus, kenne die Duchoborzen[1]. Die bezwingen das Leben nicht, nein!“

Die Mutter hörte aufmerksam auf seine sichere Rede; es war ihr ein angenehmes Gefühl, daß da ein gesetzter Mann zu ihrem Sohn kam und mit ihm wie in der Beichte sprach. Aber es kam ihr vor, als benehme sich Pawel allzu zurückhaltend gegen den Gast, und, um das wettzumachen, fragte sie Rybin:

„Vielleicht willst du etwas essen, Michailo Iwanowitsch?“

„Danke, Mutter! Ich habe zu Abend gegessen. Also, Pawel, du glaubst, das Leben geht nicht so, wie es sollte?“

Pawel stand auf und ging, die Arme auf dem Rücken verschränkt, im Zimmer auf und ab.

„Es geht schon richtig!“ sagte er. „Es hat Sie zum Beispiel mit offenem Herzen zu mir geführt. Uns, die wir unser ganzes Leben lang arbeiten, führt es allmählich zusammen: und die Zeit kommt, wo es uns ganz vereinigt. Es ist ungerecht und schwer für uns, aber es öffnet uns auch die Augen über seinen bitteren Sinn, zeigt dem Menschen selbst, wie er den Verlauf beschleunigen kann.“

„Das ist richtig“, unterbrach ihn Rybin. „Man muß die Menschen erneuern. Wenn jemand räudig wird, führe man ihn ins Bad, man wasche ihn, ziehe ihm saubere Kleider an — dann wird er gesund! Nicht wahr? Aber wie kann man denn einen Menschen innerlich reinigen? Das ist die Frage!“

Pawel sprach eifrig und scharf über die Obrigkeit, die Fabrik und darüber, wie die Arbeiter im Ausland ihr Recht verteidigen. Rybin schlug hin und wieder mit dem Finger auf den Tisch, als setze er einen Punkt dahinter. Mehrmals rief er aus:

„So ist es!“

Und einmal lachte er und sagte leise:

„Ach, du bist noch jung ... kennst die Menschen wenig!“

Da blieb Pawel vor ihm stehen und meinte ernsthaft:

„Wir wollen nicht darüber reden, wer älter und wer jünger ist! Wir wollen untersuchen, wessen Gedanken die richtigeren sind.“

„Das heißt, deiner Meinung nach hat man uns sogar mit Gott betrogen? Gut, ich denke auch, daß unsere Religion falsch ist.“

---

[1] Religiöse Sekte, lehnte Kirchenordnung und Dogmen ab. *(Anm. d. Red.)*

Hier mischte sich die Mutter ein. Wenn ihr Sohn über Gott sprach und über etwas, was für sie mit ihrem Glauben an Gott zusammenhing, was ihr teuer und heilig war, suchte sie stets seinen Blick. Sie wollte ihn schweigend bitten, er möchte nicht mit den scharfen, beißenden Worten des Unglaubens ihr Herz verwunden. Aber in seinem Unglauben fühlte sie den Glauben heraus, und das beruhigte sie.

„Wie kann ich seine Gedanken verstehen?" dachte sie.

Es war ihr, als müsse Rybin, der erfahrene Mann, Pawels Worte ebenfalls unangenehm und als Kränkung empfinden. Als aber Rybin ruhig seine Frage an Pawel richtete, hielt sie nicht mehr an sich und sagte kurz und bestimmt: „Was Gott anbelangt, solltet ihr etwas vorsichtiger sein! Aber im übrigen, wie ihr wollt." Dann holte sie tief Atem und fuhr mit noch größerem Nachdruck fort: „Womit soll ich alte Frau mich in meinem Kummer trösten, wenn ihr mir den Herrgott nehmt?"

Ihre Augen füllten sich mit Tränen. Sie wusch das Geschirr ab, und ihre Finger zitterten.

„Sie haben uns nicht verstanden, Mama!" sagte Pawel leise und freundlich.

„Verzeih, Mutter!" fügte Rybin langsam hinzu und blickte Pawel lächelnd an. „Ich habe vergessen, daß du zu alt bist, um dir Warzen schneiden zu lassen."

„Ich habe", fuhr Pawel fort, „ nicht von dem guten, gnädigen Gott gesprochen, an den Sie glauben, sondern von dem, mit dem die Popen uns wie mit einem Stock drohen ... von dem Gott, in dessen Namen man alle Menschen zwingen will, sich dem bösen Willen einiger weniger zu unterwerfen."

„So ist es, jawohl!" rief Rybin und hieb mit der Hand auf den Tisch. „Sie haben uns sogar einen falschen Gott untergeschoben, alles, was sie in die Hände bekommen, verwenden sie gegen uns. Erinnere dich doch, Mutter, Gott hat die Menschen nach seinem Ebenbild erschaffen — das heißt, er ist dem Menschen ähnlich, wenn der Mensch ihm ähnlich ist! Wir sind aber nicht Gott ähnlich, sondern wilden Tieren. In der Kirche zeigt man uns ein Schreckgespenst ... Wir müssen einen anderen Gott haben, Mutter, müssen ihn läutern! Man hat ihn in Lüge und Falschheit gekleidet, hat sein Gesicht verzerrt, um unsere Seele zu töten!"

Er sprach leise, aber jedes seiner Worte traf wie ein schwerer, betäubender Schlag das Haupt der Mutter, und sein vom Bart schwarz umrahmtes, großes, trauriges Gesicht flößte ihr Furcht ein. Der dunkle Glanz seiner Augen war unerträglich, er erweckte nagende Furcht im Herzen.

„Nein, ich gehe lieber fort!" sagte sie kopfschüttelnd. „Das zu hören geht über meine Kraft!"

Damit ging sie schnell in die Küche, während Rybin sagte:

„So ist es, Pawel! Nicht im Kopf, sondern im Herzen liegt der Anfang! ... Das ist so eine Stelle im Innern des Menschen, auf der nichts anderes gedeiht ..."

„Einzig die Vernunft", sagte Pawel fest, „wird die Menschen befreien!"

„Die Vernunft gibt keine Kraft!" erwiderte Rybin laut und hartnäckig. „Das Herz gibt Kraft — nicht der Kopf, das ist die Sache!"

Die Mutter kleidete sich aus und legte sich ohne Gebet zu Bett. Ihr war kalt und unbehaglich. Und Rybin, der ihr erst so gesetzt und verständig vorgekommen war, erweckte jetzt Feindseligkeit in ihr.

„Ketzer! Aufwiegler!" dachte sie, indes sie seine Stimme hörte. „Gerade der fehlt uns noch!"

Er aber sagte ruhig und sicher:

„Das Heiligtum darf nicht leer bleiben. Wo Gott lebt, da ist eine empfindliche Stelle. Wenn er aus der Seele verschwindet, entsteht eine Wunde — so ist es! Pawel, wir müssen einen neuen Glauben finden, einen Gott schaffen, der ein Freund der Menschen ist."

„Ein solcher war doch Christus!" rief Pawel.

„Christus war wankelmütig ... Laß diesen Kelch an mir vorübergehen, hat er gesagt ... Er hat den Kaiser anerkannt. Ein Gott kann keine menschliche Macht über den Menschen anerkennen, er muß die ganze Macht sein! Er kann seine Seele nicht teilen und sagen: dieser Teil ist göttlich, jener Teil ist menschlich. Christus aber hat den Handel anerkannt — und die Ehe. Und den Feigenbaum hat er zu Unrecht verflucht: war denn der schuld daran, daß er keine Frucht trug? Die Seele ist auch nicht aus eigenem Willen unfruchtbar im Guten; habe ich etwa selbst Bosheit in sie hineingesät? So ist es!"

Im Zimmer klangen ununterbrochen die beiden Stimmen, die sich umfingen und einen aufregenden Kampf miteinander ausfochten. Pawel schritt auf und ab, der Fußboden knarrte unter seinen Füßen. Wenn er sprach, übertönte er alles, wenn aber die schwere Stimme Rybins ruhig und langsam dahinfloß, hörte man das Ticken des Pendels und das leise Krachen des Frostes, der wie mit scharfen Krallen an die Hauswand rührte.

„Ich will mich auf meine Art als Heizer ausdrükken. Gott gleicht dem Feuer. Ja! Er lebt im Herzen. Es steht geschrieben: Gott ist das Wort, und das Wort ist der Geist."

„Die Vernunft!" sagte Pawel hartnäckig.

„Schön! Das heißt — Gott ist im Herzen und in der Vernunft, aber nicht in der Kirche! Die Kirche ist das Grab Gottes!"

Die Mutter war eingeschlafen und hörte nicht, als Rybin fortging.

Aber er kam jetzt häufig, und, wenn jemand von den Freunden bei Pawel war, setzte sich Rybin in die Ecke und schwieg und sagte nur hin und wieder:

„Stimmt!"

Eines Tages aber sagte er von seiner Ecke aus, alle mit einem dunkeln Blick streifend:

„Man muß über das sprechen, was ist; was später kommt, wissen wir nicht! Jawohl! Ist das Volk erst einmal frei, wird es schon selbst nach dem Rechten sehen. Man hat ihm eine Menge Dinge in den Kopf gehämmert, die es gar nicht will. Das muß aufhören, es muß selbst nachdenken. Vielleicht will es alles verwerfen, das ganze Leben und alle Wissenschaft; vielleicht sieht es ein, daß sich alles gegen das Volk richtet, wie zum Beispiel der Kirchengott. Gebt dem Volk nur alle Bücher in die Hand, dann wird es schon selbst antworten — jawohl!"

Wenn aber Pawel allein war, gerieten die beiden sofort in einen endlosen, langen, jedoch stets ruhigen Wortstreit. Die Mutter hörte ihren Reden unruhig zu, folgte ihnen und bemühte sich zu verstehen, was sie sprachen. Oft schien es ihr, als seien sie beide blind, der breitschultrige, schwarzbärtige Bauer und ihr stattlicher, kräftiger Sohn. Sie drängen, nach einem Ausweg suchend, von einer Seite auf die andere, greifen mit ihren kräftigen, aber blinden Händen nach allem, rütteln an allen Dingen, bewegen sie von einem Ort zum anderen, werfen sie zu Boden, treten sie mit den Füßen und schleudern sie fort, ohne ihren Glauben und ihre Hoffnung zu verlieren.

Sie hatten sie daran gewöhnt, ihre durch Offenheit und Verwegenheit schrecklichen Worte anzuhören, aber diese Worte trafen sie schon nicht mehr mit solcher Wucht wie das erstemal. Sie verstand jetzt, die Worte von sich abzuwehren, und bisweilen empfand sie hinter solchen Reden, die Gott verleugneten, in ihrem Innern einen festen Glauben an ihn. Dann lächelte sie ein stilles, alles verzeihendes Lächeln. Und obgleich Rybin ihr nicht gefiel, erweckte er doch keine Feindschaft mehr in ihr.

Einmal wöchentlich trug sie Wäsche und Bücher für den Kleinrussen ins Gefängnis, eines Tages erlaubte man ihr, ihn zu sprechen, und, als sie nach Hause kam, erzählte sie gerührt:

„Er ist auch dort ganz zu Hause. Mit allen freundlich, alle scherzen mit ihm. Es fällt ihm schwer, sehr schwer, aber er will es nicht zeigen."

„So muß es auch sein!" bemerkte Rybin. „Wir alle stecken im Kummer wie in einer Haut ... wir atmen Kummer, kleiden uns in Kummer ... Damit darf man nicht prahlen... Nicht allen sind die Augen verklebt, manche schließen sie von selbst. Wer aber dumm ist, der muß eben leiden!"

12

Das kleine graue Haus der Wlassows erregte immer mehr die Aufmerksamkeit der Vorstadt. In dieser Aufmerksamkeit lag viel argwöhnische Vorsicht und unbewußte Feindschaft, aber es mischte sich auch zutrauliche Neugier darunter. Bisweilen kam jemand herein, sah sich behutsam um und sagte zu Pawel:

„Nun, mein Lieber, du liest Bücher, da kennst du wohl die Gesetze? Erklär mir doch mal..."

Und er erzählte Pawel von irgendeiner Ungerechtigkeit der Polizei oder der Fabrikleitung. In schwierigen Fällen gab Pawel dem Betreffenden einen Brief an einen bekannten Advokaten in der Stadt mit; wenn er konnte, klärte er den Fall selbst auf.

Allmählich lernten die Leute den jungen, ernsten Mann achten, der kühn und einfach über alles sprach, der alles prüfte, alles anhörte und genau jeden einzelnen Fall untersuchte, um in allem einen gemeinsamen, endlos langen Faden zu finden, der die Menschen mit tausend festen Schlingen gebunden hat.

Besonders die Geschichte mit der „Sumpfkopeke" trug viel zu Pawels Ansehen bei.

Hinter der Fabrik zog sich ein großer, mit Tannen und Birken bewachsener Sumpf hin, der sie mit einem Ring von Fäulnis umgab. Im Sommer stiegen dichte, gelbe Dünste daraus auf, und über der Vorstadt schwärmten Wolken von Mücken, die überall Fieber verbreiteten. Der Sumpf gehörte der Fabrik: der neue Direktor wollte Nutzen daraus ziehen und gedachte ihn trockenzulegen und gleichzeitig Torf zu gewinnen. Er erklärte den Arbeitern, daß diese Maßregel den Ort gesünder machen und die Lebensbedingungen für alle verbessern würde, und traf die Anordnung, zur Trockenlegung des Sumpfes jedem Arbeiter eine Kopeke auf den Rubel Lohn abzuziehen.

Die Arbeiter wurden erregt. Besonders kränkend war, daß die Angestellten zu der neuen Steuer nicht herangezogen wurden.

Pawel war an dem Sonnabend krank, als die betreffende Anordnung des Fabrikdirektors angeschlagen wurde; er arbeitete nicht und wußte nichts davon. Am nächsten Tage kamen nach dem Mittagessen ein alter Arbeiter, der Gießer Sisow, ferner der große, böse Schlosser Machotin zu ihm und erzählten von dem Entscheid des Direktors.

„Wir älteren Leute haben uns versammelt", sagte Sisow gesetzt, „wir haben den Fall besprochen, und nun haben uns die Kollegen zu dir geschickt, um dich zu fragen — da du gut unterrichtet bist —, ob es ein Gesetz gibt, nach dem der Direktor mit unserem Geld einen Mückenkrieg führen darf?"

„Überlege es dir!" sagte Machotin, mit den schmalen Augen blitzend. „Vor vier Jahren haben die Gauner für eine Badestube gesammelt. Dreitausendachthundert Rubel sind zusammengekommen. Wo sind sie? Ein Bad haben wir nicht bekommen!"

Pawel erklärte diese Abgabe für ungerecht und tat den offenbaren Nutzen dar, den die Fabrik daraus zöge; die beiden Arbeiter gingen stirnrunzelnd fort. Als die Mutter sie hinausgeleitet hatte, meinte sie lächelnd:

„Siehst du, Pawel, jetzt kommen schon alte Leute zu dir, um sich Rat zu holen."

Pawel setzte sich bekümmert an den Tisch, ohne zu antworten, und begann zu schreiben. Ein paar Minuten später sagte er zu ihr:

„Ich bitte dich, fahr in die Stadt und gib diesen Brief ab."

„Ist das eine gefährliche Sache?" fragte sie.

„Ja, da wird eine Zeitung für uns gedruckt ... Die Geschichte mit der Kopeke für den Sumpf muß unbedingt in die Zeitung ..."

„Schön — schön!" erwiderte sie. „Ich gehe sofort."

Es war der erste Auftrag, den ihr Sohn ihr erteilte. Sie freute sich, daß er ihr offen gesagt hatte, worum es sich handelte.

„Das verstehe ich, Pascha!" sagte sie, sich ankleidend. „Das ist ja der reine Raub ... Wie heißt der Mann, Jegor Iwanowitsch?"

Sie kehrte spätabends müde, aber zufrieden zurück.

„Ich habe Saschenjka gesehen!" sagte sie zu ihrem Sohn.

„Sie läßt dich grüßen. Dieser Jegor Iwanowitsch ist aber ein Spaßvogel! Komisch redet der!"

„Ich freue mich, daß sie dir gefallen!" sagte Pawel leise.

„Schlichte Leute sind's, Pawel! Es ist schön, wenn die Menschen einfach sind. Und alle achten dich."

Am Montag ging Pawel wieder nicht zur Arbeit, er hatte Kopfschmerzen. Mittags kam Fedja Masin gelaufen, er war erregt und glücklich und teilte, keuchend vor Müdigkeit, mit:

„Komm! Die ganze Fabrik ist in Aufruhr. Man schickt nach dir. Sisow und Machotin sagen, du könntest am allerbesten reden!"

Pawel begann sich schweigend anzukleiden.

„Die Frauen laufen zusammen und kreischen!"

„Ich gehe auch mit", erklärte die Mutter. „Was mag da nur los sein? Ich gehe hin!"

Auf der Straße gingen die drei schnell und schweigend. Die Mutter atmete schwer vor Erregung, sie fühlte, daß etwas Wichtiges bevorstand ... Am Fabriktor standen eine Menge Frauen, sie schrien und schimpften. Als die drei in den Hof gelangt waren, gerieten sie sofort in eine dichte, schwarze, aufgeregte Menge. Die Mutter sah, daß alle Köpfe nach einer Seite, nach der Schmiede hingewandt waren, wo auf einem Haufen alten Eisens, von den roten Ziegelsteinen sich deutlich abhebend, Sisow, Machotin, Wjalow und noch fünf ältere Arbeiter, die Einfluß auf die anderen hatten, standen.

„Wlassow kommt!" rief jemand.

„Wlassow? Er soll herkommen!"

„Still!" hieß es auf einmal an verschiedenen Stellen.

Und in der Nähe ertönte Rybins gleichmäßige Stimme:

„Nicht wegen der einen Kopeke müssen wir standhaft bleiben, sondern wegen der Gerechtigkeit! Uns ist nichts an der Kopeke gelegen, sie ist nicht runder als die anderen, aber sie ist schwerer — es klebt mehr Schweiß und Blut dran als an dem Rubel des Direktors, das ist's! Es geht uns nicht um die Kopeke, sondern um unser Blut und um die Wahrheit, jawohl!"

Seine Worte wirkten auf die Menge und riefen leidenschaftliche Ausrufe hervor.

„Das stimmt, Rybin!"

„Hast recht, Heizer!"

„Wlassow ist da!"

Den lauten Maschinenlärm, das schwere Keuchen des Dampfes und das Surren der Leitungsdrähte übertönend, flossen die Stimmen in brausendem Wirbel zusammen. Von allen Seiten kamen Leute gelaufen, die einander mit heftigen Gebärden leidenschaftliche, schneidende Worte zuriefen. Die Erregung, die stets in der Brust dieser müden Menschen schlummerte, erwachte, suchte einen Ausweg, flog triumphierend durch die Luft, breitete ihre dunkeln Schwingen immer weiter aus, packte die Menschen immer fester, riß sie mit sich fort, stieß sie gegeneinander, verwandelte sie in feurige, haßerfüllte Wesen. Über der Menge schwebte eine Wolke von Ruß und Staub, die schweißbedeckten Gesichter brannten, und die Haut an den Backen weinte schwarze Tränen. In den dunkeln Gesichtern funkelten die Augen, blitzten die Zähne.

Dort, wo Sisow und Machotin standen, erschien Pawel, und jetzt erklang sein Ruf:

„Genossen!"

Die Mutter sah, daß sein Gesicht blaß war und die Lippen zitterten; sie schob sich unwillkürlich vorwärts, sich einen Weg durch die Menge bahnend. Ärgerlich rief man ihr zu:

„Was drängst du dich vor?"

Man stieß sie, aber das hinderte die Mutter nicht, die Menschen mit Schultern und Ellbogen beiseite zu drängen; sie schob sich langsam näher an den Sohn heran, nur von dem Wunsch getrieben, neben ihm zu stehen.

Als Pawel das Wort aus seinem Innern herausschleuderte, in das er einen tiefen, wichtigen Sinn legte, fühlte er, daß ein Freudenkrampf über den bevorstehenden Kampf ihm die Kehle zuschnürte; ihn ergriff der Wunsch, den Menschen sein Herz hinzuwerfen, das vom Feuer des Wahrheitstraumes lohte.

„Genossen!" wiederholte er und schöpfte aus diesem Worte Kraft und Begeisterung. „Wir sind die Menschen, die Kirchen und Fabriken bauen, die Ketten und Geld schmieden. Wir sind die lebendige Kraft, die alle von der Wiege bis zum Grabe ernährt und ergötzt!"

„So ist es!" rief Rybin.

„Wir sind stets und überall die ersten bei der Arbeit und stehen im Leben auf dem letzten Platz.

Wer kümmert sich um uns? Wer will uns wohl? Wer sieht Menschen in uns? Niemand!"

„Niemand!" hallte wie ein Echo eine Stimme wider.

Pawel hatte sich jetzt in der Gewalt. Er begann fester und ruhiger zu reden, die Menge bewegte sich langsam auf ihn zu, vereinigte sich zu einem dunkeln, tausendköpfigen Körper. Sie blickte ihm aus Hunderten aufmerksamer Augen ins Gesicht, sog gierig seine Worte ein.

„Uns wird niemals ein besseres Los zuteil, solange wir uns nicht als Genossen, als eine einzige Gemeinde fühlen, die nur den Wunsch hat, den Kampf um unser Recht aufzunehmen!"

„Zur Sache!" rief grob jemand neben der Mutter.

„Stör ihn nicht!" ertönten halblaut zwei Rufe von verschiedenen Stellen.

In den rauchgeschwärzten Gesichtern wurden mißtrauisch und finster die Brauen gerunzelt, unzählige Augenpaare schauten Pawel ernst und nachdenklich ins Gesicht.

„Ein Sozialist, aber kein Dummkopf!" bemerkte jemand.

„Der hat aber Mut!" meinte ein großer, gekrümmter Arbeiter und stieß die Mutter gegen die Schulter.

„Es ist Zeit, Genossen, daß alle einsehen, niemand hilft uns als wir selbst. Einer für alle, alle für einen! Daran müssen wir festhalten, wenn wir den Feind bezwingen wollen."

„Der Mann hat recht, Leute!" rief Machotin.

Dann holte er weit mit dem Arm aus und schüttelte die Faust in der Luft.

„Wir müssen den Direktor kommen lassen!" fuhr Pawel fort.

Das fuhr wie ein Wirbelwind durch die Menge. Sie wogte hin und her, und Dutzende von Stimmen riefen auf einmal:

„Her mit dem Direktor!"

„Wir wollen eine Abordnung schicken!"

Die Mutter schob sich weiter vorwärts und blickte von unten stolzerfüllt auf ihren Sohn. Pawel stand zwischen alten, angesehenen Arbeitern, alle hörten ihm zu und stimmten ihm bei. Ihr gefiel, daß er nicht zornig war und nicht schimpfte wie die andern.

Wie Hagelkörner auf Eisenblech prasselten abgerissene Ausrufe und Schimpfworte nieder. Pawel blickte von oben auf die Leute hinab und suchte mit weitgeöffneten Augen jemanden unter ihnen.

„Eine Abordnung müssen wir wählen!"

„Sisow!"

„Wlassow!"

„Rybin! Der hat Haare auf den Zähnen!"

Plötzlich erklangen halblaute Rufe in der Menge.

„Da kommt er ja selbst!"

„Der Direktor!"

Die Menge wich auseinander und machte einem großen, hageren Mann mit Spitzbart und langem Gesicht Platz.

„Erlauben Sie!" sagte er und schob die im Wege stehenden Arbeiter mit einer kurzen Handbewegung zur Seite, ohne sie zu berühren. Er hatte die Augen zusammengekniffen. Mit dem Blick eines erfahrenen Menschenbeherrschers prüfte er forschend die Gesichter der Arbeiter. Man nahm die Mütze vor ihm ab, verbeugte sich vor ihm. Er schritt, ohne die Grüße zu beantworten, vorwärts, in der Menge Stille und Verwirrung, befangenes Lächeln und halblaute Ausrufe auslösend, in denen man schon die Reue von Kindern verspürte, die einsehen, daß sie ungezogen gewesen sind.

Jetzt ging er an der Mutter vorüber, streifte ihr Gesicht mit einem strengen Blick und blieb vor dem Eisenhaufen stehen. Von oben streckte ihm jemand die Hand hin. Er nahm sie nicht, kletterte gewandt mit einem starken Schwung hinauf, stellte sich vor Pawel und Sisow hin und fragte:

„Was ist das für eine Zusammenrottung? Warum habt ihr die Arbeit niedergelegt?"

Ein paar Sekunden herrschte Stille. Die Köpfe der Leute schwankten wie Ähren hin und her. Sisow schwenkte seine Mütze in der Luft, zuckte die Achseln und senkte den Kopf.

„Ich frage euch!" schrie der Direktor.

Pawel trat neben ihn und sagte mit lauter Stimme, auf Sisow und Rybin deutend:

„Wir drei sind von unseren Kollegen bevollmächtigt, zu verlangen, daß Sie Ihre Anordnung über den Abzug einer Kopeke aufheben."

„Warum?" fragte der Direktor, ohne Pawel anzusehen.

„Wir halten eine solche Steuer für ungerecht!" sagte Pawel laut.

„Sehen Sie denn in meiner Absicht, den Sumpf trockenzulegen, nur den Wunsch, die Arbeiter auszubeuten, und nicht die Sorge um die Verbesserung ihrer Lage. Ja?"

„Ja!"

„Sie auch?" fragte der Direktor Rybin.

„Alle miteinander!" antwortete Rybin.

„Und Sie auch, Verehrtester?" wandte sich der Direktor an Sisow.

„Ja, ich bitte auch, laßt uns schon die Kopeke!"

Sisow senkte wieder den Kopf und lächelte verlegen.

Der Direktor ließ seine Augen langsam über die Menge schweifen und zuckte die Achseln. Dann sah er Pawel forschend an und meinte:

„Sie scheinen ein ziemlich intelligenter Mann zu sein — sehen Sie denn wirklich den Nutzen dieser Maßregel nicht ein?"

Pawel erwiderte laut:

„Wenn die Fabrik den Sumpf auf ihre Kosten trockenlegt, so werden das alle begreifen."

„Die Fabrik treibt keine Philanthropie!" bemerkte der Direktor trocken. „Ich befehle allen, unverzüglich an die Arbeit zu gehen."

Und er begann herabzusteigen, indem er vorsichtig mit dem Fuß das Eisen berührte und niemanden anblickte.

In der Menge erscholl unzufriedener Lärm.

„Was ist los?" fragte der Direktor stehenbleibend.

Alle verstummten, nur irgendwo aus der Ferne her ertönte eine vereinzelte Stimme:

„Solltest mal selber arbeiten!"

„Wenn ihr nicht binnen fünfzehn Minuten die Arbeit wiederaufnehmt, lasse ich allen eine Strafe einschreiben!" erwiderte der Direktor trocken und eindringlich.

Er schritt wieder durch die Menge, aber jetzt erhob sich hinter ihm dumpfes Murren, und, je tiefer seine Gestalt in der Menge versank, um so lauter wurde das Geschrei.

„Der läßt nicht mit sich reden!"

„Das nennt sich Recht! Ein Elend ist's!"

Man wandte sich Pawel zu und schrie:

„Du, der Gesetzeskundige, was sollen wir jetzt anfangen?"

„Du hast in einem fort geredet — dann kommt der Direktor und macht alles zu Essig!"

„Nun, Wlassow, was wird jetzt?"

Als das Geschrei hartnäckiger wurde, erklärte Pawel:

„Genossen, ich schlage vor, die Arbeit so lange niederzulegen, bis er auf die Kopeke verzichtet..."

Erregte Worte schwirrten durch die Luft.

„Der hält uns wohl für dumm?"

„Ein Streik?"

„Wegen einer Kopeke?"

„Was denn? Schön, streiken wir!"

„Dafür geht es allen an den Kragen!"

„Wer wird denn arbeiten?"

„Es finden sich schon welche!"

„Verräter?"

13

Pawel stieg hinunter und trat neben seine Mutter. Ringsum toste und brauste die Menge, man stritt miteinander und schrie erregt.

„Den Streik bringst du nicht zustande!" sagte Rybin, zu Pawel tretend. „Wenn die Leute auch geizig sind, so sind sie doch feige. Dreihundert stoßen vielleicht auf deine Seite, mehr nicht. Den Haufen Mist kriegst du nicht auf eine Gabel..."

Pawel schwieg. Vor ihm wogte das ungeheure schwarze Gesicht der Menge hin und her und blickte ihm fordernd in die Augen. Sein Herz klopfte unruhig. Es schien Wlassow, als wären seine Worte spurlos wie spärliche Regentropfen auf einem von langer Dürre ausgetrockneten Boden in der Menge verschwunden.

Er ging traurig und müde nach Hause. Ihm folgten seine Mutter und Sisow, und neben ihm schritt Rybin und summte ihm ins Ohr:

„Du hast gut gesprochen, aber nicht zu Herzen gehend. Ins Herz, mitten ins Herz muß man den Funken werfen! Mit dem Verstand fängst du die Leute nicht, der Schuh paßt ihnen nicht — er ist zu eng und zu schmal!"

Sisow sagte zur Mutter:

„Für uns Alte ist es Zeit, ins Gras zu beißen, Nilowna. Es wächst ein neues Geschlecht heran... Wie haben wir gelebt? Wir sind auf den Knien gerutscht und haben uns bis zur Erde verbeugt. Jetzt aber sind die Menschen entweder klug geworden — oder sie irren sich noch mehr als wir... jedenfalls sind sie uns nicht ähnlich. Die jungen Leute zum Beispiel reden mit dem Direktor wie mit ihresgleichen, ja... Auf Wiedersehen, Pawel Michailow! Du trittst brav für die Leute ein. Gott gebe, daß du die richtigen Wege findest. Das gebe Gott!"

Damit ging er fort.

„Ja, sterbt ihr nur!" murmelte Rybin. „Ihr seid schon keine Menschen mehr, sondern nur Kitt, mit dem man Ritzen verklebt. Hast du gesehen, Pawel, wer da rief, man sollte dich zum Delegierten wählen? Dieselben, die sagen, du seist ein Sozialist, ein Aufwiegler... gerade die. Sie treiben einen ins Unglück — und hinterher heißt es: Geschieht ihm ganz recht."

„In ihrer Weise haben sie recht!" sagte Pawel.

„Auch die Wölfe haben recht, wenn sie ihresgleichen zerfleischen."

Rybins Gesicht war finster, seine Stimme zitterte auffällig.

„Dem bloßen Wort glauben die Leute nicht... Man muß erst leiden, das Wort in Blut tauchen..."

Den ganzen Tag ging Pawel finster, müde, sonderbar unruhig hin und her; seine Augen brannten und schienen etwas zu suchen. Als die Mutter das bemerkte, fragte sie vorsichtig:

„Was hast du, Pawel?"

„Der Kopf tut mir weh!" sagte er nachdenklich.

„Du solltest zu Bett gehen. Ich hole den Arzt."

Er sah sie an und erwiderte schnell:

„Nein, das ist nicht nötig."

Und plötzlich begann er leise:

„Ich bin noch zu jung und schwach... das ist es eben. Sie haben mir nicht geglaubt, sind meiner Wahrheit nicht gefolgt — das heißt, ich habe nicht verstanden, sie ihnen klarzumachen. Mir ist so elend, ich schäme mich so!"

Sie blickte in sein finsteres Gesicht. Sie wollte ihn trösten und sagte leise:

„Warte nur! Haben sie dich heute nicht verstanden, so werden sie es morgen schon tun..."

„Ja, sie müssen mich verstehen!" rief er aus.

„Sehe doch ich sogar ein, daß du recht hast!"

Pawel trat an sie heran.

„Du bist so gut, Mutter!"

Er wandte sich von ihr weg. Sie zitterte, als hätten seine leisen Worte sie versengt, preßte die Hand gegen das Herz und ging, seine Liebkosung vorsichtig tragend, fort.

Nachts, als sie schon schlief und er im Bett las, kamen die Gendarmen und begannen wütend überall, auf dem Hof und auf dem Boden, herumzustöbern. Der Offizier mit dem gelben Gesicht benahm sich ebenso wie das erstemal beleidigend, höhnisch; er fand Vergnügen daran, die Leute zu verspotten, sie ins Herz zu treffen. Die Mutter saß schweigend in der Ecke und wandte kein Auge vom Gesicht ihres Sohnes. Der bemühte sich, seine Erregung nicht zu zeigen; wenn aber der Offizier lachte, bewegten sich seine Finger sonderbar hin und her, und sie fühlte, daß es ihm schwerfiel, dem Gendarmen nicht zu antworten, schwerfiel, seine Späße zu ertragen. Ihr war jetzt nicht mehr so schrecklich zumute wie bei der ersten Haussuchung; sie empfand mehr Haß gegen diese grauen, nächtlichen Gäste mit den Sporen an den Stiefeln, und dieser Haß verschlang ihre Unruhe.

Pawel vermochte ihr zuzuflüstern:

„Sie bringen mich fort..."

Sie neigte den Kopf und antwortete leise:

„Ich verstehe..."

Sie verstand — man wird ihn ins Gefängnis werfen, weil er heute zu den Arbeitern gesprochen. Aber dem, was er gesagt hatte, stimmten ja alle bei, also mußten alle für ihn eintreten; da konnte man ihn nicht lange eingesperrt halten...

Sie wollte ihn umarmen, wollte weinen, aber der Offizier stand dabei und blickte sie blinzelnd an. Seine Lippen zitterten, der Schnurrbart bewegte sich — sie hatte die Empfindung, daß dieser Mensch auf ihre Tränen, ihr Jammern und ihr Bitten lauerte. So nahm sie alle ihre Kräfte zusammen, bemühte sich, wenig zu sprechen, drückte ihrem Sohn die Hand und sagte, den Atem anhaltend, leise:

„Auf Wiedersehen, Pascha... Hast du auch alles mitgenommen, was du brauchst?"

„Ja, gräm dich nicht!"

„Gott mit dir!"

Als man ihn fortgeführt, setzte sie sich auf die Bank, bedeckte die Augen und schluchzte leise. Mit dem Rücken gegen die Wand gelehnt, wie einst ihr Mann, wimmerte sie vor Gram und im wehen Gefühl ihrer Ohnmacht mit zurückgeworfenem Kopf lange und eintönig und ließ in diesem Wimmern ihren Schmerz ausströmen. Vor ihr stand wie ein unbeweglicher Fleck ein gelbes Gesicht mit spärlichem Schnurrbart, und ein paar freche Augen blickten sie höhnisch an. In ihrer Brust ballten sich, wie zu einem schwarzen Knäuel, Erbitterung und Wut gegen die Menschen, die der Mutter ihren Sohn nahmen, weil dieser die Wahrheit suchte.

Es war kalt, gegen die Scheiben schlug der Regen, und ihr war, als wenn in der Nacht graue Gestalten mit breiten, roten Gesichtern, ohne Augen und mit langen Händen, vorsichtig das Haus umschlichen und leise mit den Sporen klirrten. „Wenn sie mich doch auch holten!" dachte sie.

Die Fabriksirene heulte und rief die Menschen zur Arbeit. Sie heulte dumpf, tief und unsicher. Die Tür ging auf, Rybin kam. Er trat vor die Mutter, wischte mit der flachen Hand die Regentropfen aus seinem Bart und fragte:

„Haben sie ihn mitgenommen?"

„Ja, die Verfluchten!" erwiderte sie seufzend.

„Das ist ja allerhand!" sagte Rybin, vor sich hinlächelnd.

„Auch bei mir haben sie Haussuchung gehalten, alles beschnüffelt, mich beschimpft... Das hat mich nicht weiter gekränkt... Den Pawel haben sie also mitgenommen! Der Direktor winkt, der Gendarm nickt und — weg ist der Mensch. Die verstehen sich. Die einen melken das Volk, die andern halten es an den Hörnern."

„Ihr solltet für Pawel eintreten!" rief die Mutter aufstehend. „Er hat sich doch für alle geopfert."

„Wer soll eintreten?" fragte Rybin.

„Alle!"

„Ach du! Nein, das gibt's nicht..."

Er lächelte und ging schwerfällig fort, nachdem er den Kummer der Mutter durch die finstere Hoffnungslosigkeit seiner Worte noch verstärkt hatte.

„Wenn sie nun die Gefangenen schlagen... sie foltern..."

Sie stellte sich den Leib ihres Sohnes zerschlagen, zerrissen, blutbefleckt vor, die Angst legte sich wie ein kalter Steinblock auf ihre Brust und erdrückte sie. Die Augen schmerzten.

Sie heizte nicht, kochte sich kein Mittagessen und trank keinen Tee. Erst spätabends aß sie ein Stück Brot. Und als sie dann zu Bett ging, dachte sie, daß ihr Leben noch niemals so einsam und öde gewesen war wie jetzt. Sie hatte sich in den letzten Jahren daran gewöhnt, beständig etwas Wichtiges, Gutes zu erwarten. Um sie herum bewegte sich geräuschvoll und mutig die Jugend, und vor ihr stand stets das ernste Gesicht ihres Sohnes, der dieses unruhige, aber schöne Leben geschaffen hatte. Und jetzt war er nicht mehr da, und alles war aus.

14

Der Tag verging langsam, es folgten eine schlaflose Nacht und ein noch längerer Tag. Sie wartete auf jemand, aber niemand kam. Es wurde wieder Abend. Und Nacht. An der Wand rauschte kalter Regen, im Schornstein summte es, und unter dem Fußboden bewegte sich etwas hin und her. Vom Dach tropfte Wasser, und dieses trostlose Geräusch

vereinigte sich unheimlich mit dem Ticken der Uhr. Es war, als schwankte das ganze Haus leise, als wäre alles ringsumher überflüssig und erstürbe in Trübsal...

Dann wurde leise ans Fenster geklopft... einmal... noch einmal... Die Mutter war dieses Klopfen gewöhnt, es hatte sie nie erschreckt, aber jetzt zitterte sie und verspürte einen freudigen Stich im Herzen. Eine unklare Hoffnung brachte sie schnell auf die Beine. Sie warf ihren Schal um die Schultern und öffnete die Tür.

Samoilow trat ein und hinter ihm noch jemand, der das Gesicht durch den Mantelkragen verdeckt und die Mütze in die Stirn geschoben hatte.

„Wir haben Sie wohl geweckt?" fragte Samoilow, ohne Gruß, gegen seine Gewohnheit besorgt und finster.

„Ich habe nicht geschlafen!" erwiderte sie und ließ ihre Augen prüfend auf ihnen ruhen.

Samoilows Begleiter nahm schwer und heiser atmend die Mütze ab, streckte der Mutter seine breite Hand mit den kurzen Fingern entgegen und sagte freundlich, wie zu einer alten Bekannten:

„Guten Abend, Mama! Haben Sie mich nicht erkannt?"

„Sie sind es, Jegor Iwanowitsch?" rief die Wlassowa plötzlich freudig überrascht.

„In eigener Person!" erwiderte er und nickte mit seinem großen Kopf voller Haare, lang wie die eines Psalmenlesers. Sein volles Gesicht lächelte gutmütig, die kleinen grauen Augen blickten freundlich und hell in das Gesicht der Mutter. Er sah aus wie ein Samowar — war ebenso rund und klein, dickhalsig und kurzarmig. Sein Gesicht blitzte und glänzte, er atmete geräuschvoll, und in seiner Brust rasselte und röchelte es beständig.

„Gehen Sie ins Zimmer, ich ziehe mich gleich an!" schlug die Mutter ihnen vor.

„Wir haben ein Anliegen an Sie!" sagte Samoilow geschäftig und finster.

Jegor Iwanowitsch trat ins Zimmer und sagte von dort aus:

„Heute morgen, liebe Frau, ist Ihr Bekannter, Nikolai Iwanowitsch, aus dem Gefängnis entlassen worden."

„War denn der dort?" fragte die Mutter.

„Zwei Monate und elf Tage. Er hat da den Kleinrussen und Pawel gesehen. Beide lassen grüßen und bitten Sie, sich nicht zu beunruhigen. Sie sagen, daß das Gefängnis dem Menschen stets als Erholungsstätte auf seinem Wege dient — das ist von unserer fürsorglichen Obrigkeit nun einmal so eingerichtet. Jetzt will ich aber zur Sache kommen: Wissen Sie, wie viele Leute gestern hier verhaftet worden sind?"

„Nein. Sind denn außer Pawel noch welche...", rief die Mutter.

„Er ist der neunundvierzigste!" unterbrach Jegor Iwanowitsch sie ruhig, „und es steht zu erwarten, daß die Behörde noch etwa ein Dutzend festnimmt! Den Herrn da auch."

„Ja, mich auch!" sagte Samoilow finster.

Die Wlassowa fühlte, wie ihr Atem leichter wurde.

„Dann ist er wenigstens nicht allein!" fuhr es ihr durch den Kopf.

Als sie sich angekleidet hatte, trat sie ins Zimmer und meinte mit zuversichtlichem Lächeln:

„Da werden sie ihn sicher nicht lange halten, wenn so viele verhaftet sind! ..."

„Das stimmt!" sagte Jegor Iwanowitsch. „Und wenn wir ihnen jetzt noch die Suppe versalzen, sind sie vollständig blamiert... Die Sache ist die: wenn wir jetzt aufhören, unsere Traktätchen in die Fabrik zu schaffen, so klammern sich die Herren Gendarmen an diese traurige Tatsache und schlachten sie gegen Pawel und seine Freunde aus, die man bereits ins Loch geworfen hat."

„Wieso denn?" rief die Mutter unruhig.

„Sehr einfach!" sagte Jegor Iwanowitsch milde. „Bisweilen kommen auch Gendarmen auf richtige Gedanken. Bedenken Sie einmal: solange Pawel da war, erschienen die Büchlein und Blätter, sobald er nicht mehr da ist, gibt es beides nicht mehr! Das heißt doch, er hat die Dinger verbreitet, nicht wahr? Nun, da werden sie dann einfach alle vornehmen. Die Gendarmen lieben es, den Menschen so zu bearbeiten, daß nicht viel von ihm übrigbleibt."

„Ich verstehe, ich verstehe!" sagte die Mutter betrübt.

„Ach Gott, was sollen wir jetzt machen?"

Aus der Küche ertönte Samoilows Stimme:

„Sie haben fast alle erwischt, der Teufel soll sie holen! Jetzt müssen wir genau so arbeiten wie früher, nicht allein der Sache wegen, sondern auch, um die Genossen zu retten."

„Aber wir haben niemand, der die Arbeit besorgt!" setzte Jegor hinzu. „Schriften haben wir in ganz vorzüglicher Qualität. Selbstverfaßt. Aber wie wir sie in die Fabrik bringen — das ist uns ganz rätselhaft."

„Am Fabriktor wird jetzt jeder untersucht", sagte Samoilow.

Die Mutter fühlte, daß sie etwas von ihr wollten und erwarteten, und fragte schnell:

„Nun, also, um was handelt es sich?"

Samoilow trat an die Tür und sagte:

„Pelageja Nilowna, Sie sind doch mit der Händlerin Korsunowa bekannt?"

„Ja doch! Und?"

„Sprechen Sie doch mit ihr, ob sie die Dinger nicht einschmuggeln will."

„O nein, das Weib ist geschwätzig. Nein! Wenn sie erfahren, daß die Sache durch mich, aus diesem Hause... Nein!"

Und, von einer plötzlichen Eingebung überrascht, sagte sie leise:

„Geben Sie mir die Dinger, geben Sie sie mir. Ich richte es schon ein... finde einen Weg: Ich bitte Marja, daß sie mich als Gehilfin nimmt, ich muß mich ja irgendwie durchschlagen! Ich werde Essen hinbringen... Ich richte es schon ein!"

Die Hände gegen die Brust gepreßt, versicherte sie, daß sie alles gut ausführen werde, und rief triumphierend:

„Sie sollen sehen: Pawel ist nicht mehr da, aber seine Hand reicht sogar aus dem Gefängnis heraus. Da werden sie schon Augen machen!"

Alle drei wurden lebhaft. Jegor rieb sich kräftig die Hände, lächelte und sagte:

„Das ist famos, Mama! Wenn Sie wüßten, wie fein das ist! Einfach fabelhaft!"

„Ich werde mich im Gefängnis behaglich fühlen wie im Lehnstuhl, wenn die Sache glückt!" meinte Samoilow und rieb sich die Hände.

„Sie sind ein Prachtkerl!" rief Jegor heiter.

Die Mutter lächelte, es war klar: wenn jetzt die Flugblätter in der Fabrik auftauchten, mußte die Behörde einsehen, daß ihr Sohn sie nicht verbreitete. Im Gefühl, die Aufgabe verrichten zu können, zitterte sie vor Freude.

„Wenn Sie Pawel besuchen", sagte Jegor, „sagen Sie ihm, er hätte eine gute Mutter."

„Ich sehe ihn früher!" sagte Samoilow lächelnd.

„Dann sagen Sie ihm nur, ich täte alles, was nötig ist. Er soll das wissen!"

„Wenn man ihn aber nicht einsperrt?" fragte Jegor, auf Samoilow deutend.

„Nun, dann ist nichts zu machen!"

Beide lachten. Und als die Mutter ihr Versehen begriff, begann sie selbst leise und verwirrt, aber auch verschmitzt zu lächeln.

„Jeder ist sich selbst der Nächste!" sagte sie, den Blick senkend.

„Natürlich", rief Jegor. „Was Pawel anbelangt, so machen Sie sich keine Sorgen und seien Sie nicht traurig. Dem wird das Gefängnis sicher gut bekommen. Da ruht man sich aus und lernt etwas dazu, in der Freiheit hat unsereins keine Zeit dafür. Ich habe dreimal gesessen und habe jedesmal, wenn kein großes Vergnügen, so doch erklecklichen Nutzen für Leib und Seele davon gehabt."

„Sie atmen aber schwer!" sagte sie, freundlich in sein schlichtes Gesicht schauend.

„Das hat seinen besonderen Grund", erwiderte er, den Finger in die Höhe hebend. „Also, die Sache ist beschlossen, Mama! Wir bringen Ihnen morgen das notwendige Material... und dann geht die Säge, die hier die ewige Finsternis zerstören soll, wieder ans Werk. Es lebe das freie Wort! Und es lebe das Mutterherz! Aber einstweilen auf Wiedersehen."

„Auf Wiedersehen", sagte Samoilow und drückte ihr kräftig die Hand. „Ich kann meiner Mutter mit solchen Sachen nicht kommen."

„Alle werden es einmal begreifen!" sagte die Wlassowa, die ihm etwas Angenehmes sagen wollte.

Als die Männer fort waren, schloß sie die Tür, sank mitten im Zimmer auf die Knie und begann zu beten, während draußen der Regen rauschte. Sie betete ohne Worte, nur mit einem großen Gedanken an die Menschen, die Pawel in ihr Leben eingeführt hatte. Es war, als zögen sie zwischen ihr und den Heiligenbildern vorüber, alle ganz einfach und schlicht, einander ganz nahe und dabei einsam.

Früh am nächsten Morgen ging sie zu Marja Korsunowa.

Die Händlerin, wie immer schmierig und geschwätzig, begegnete ihr freundlich und mitfühlend.

„Hast du Kummer?" fragte sie, mit ihrer feisten Hand der Mutter auf die Schulter schlagend. „Gräm dich nicht darum! Sie haben ihn gepackt, weggeführt, was ist weiter dabei? Das ist jetzt weiter kein Unglück! Früher wurden die Leute wegen Diebstahls ins Gefängnis geworfen, jetzt fängt man an, sie wegen der Wahrheit einzusperren. Vielleicht hat Pawel etwas zuviel gesagt, aber er ist doch für alle eingetreten — und alle verstehen ihn. Da mach dir keine Sorge! Nicht alle sagen, aber alle wissen, wer gut ist /. Ich habe schon zu dir gewollt, habe aber niemals Zeit. Muß immer kochen und handeln und sterbe doch schließlich bettelarm. Meine Kerle plündern mich aus, die verdammte Bande! Die nagen und nagen an einem wie die Schaben am Brot. Kaum hat man ein paar Rubel beisammen, kommt so ein Lümmel und — futsch ist das Geld, ja, ja. Ist ein Elend, eine Frau zu sein! Verfluchtes Gewerbe! Allein bleiben ist schwer, und für zwei langt es nicht."

„Ich wollte dich bitten, mich als Gehilfin zu nehmen!", sagte die Wlassowa, ihren Redefluß unterbrechend.

„Wieso?" fragte Marja, und, nachdem sie die Freundin angehört, nickte sie beifällig.

„Das geht. Weißt du noch, wie du mich früher manchmal vor meinem Mann versteckt hast? Nun, jetzt werde ich dich vor Not schützen... Dir müssen alle helfen, denn dein Sohn geht fürs allgemeine Wohl zugrunde. Er ist ein braver Bursche, darüber sind sich alle einig, und alle bedauern ihn. Ich sage dir, die Behörde erlebt an diesen Verhaftungen nicht viel Freude; paß auf, was in der Fabrik vorgeht. Da werden schon böse Reden geführt. Die Behörde denkt, wenn sie nur ein paar beim Wickel kriegt, so ist alles in Ordnung! Aber die Sache ist eben die, daß Hunderte wütend werden, wenn man einige Dutzend schlägt."

Die Unterhaltung schloß damit, daß die Wlassowa am nächsen Tag um die Mittagszeit mit zwei Töpfen voll Essen, das Marja gekocht hatte, in der Fabrik war, während Marja selbst auf dem Markt verkaufte.

15

Die Arbeiter bemerkten sofort die neue Händlerin. Sie traten auf sie zu und fragten beiläufig:

„Mußt dich durchschlagen, was, Nilowna?"

Und die einen trösteten sie und versicherten, man würde Pawel bald freilassen, andere beruhigten ihr bekümmertes Herz mit behutsam mitleidigen Worten, noch andere schalten wütend auf den Direktor und die Gendarmen und erweckten in ihrem Innern ein lautes Echo. Es waren aber auch Leute da, die sie schadenfroh anblickten, und der Listenführer Issai Gorbow preßte durch die Zähne:

„Wenn ich Gouverneur wäre, würde ich deinen Sohn aufhängen. Man soll die Leute nicht vom rechten Weg abbringen!"

Aus dieser bösen Drohung wehte es ihr eiskalt entgegen. Sie gab Issai keine Antwort, sondern blickte nur in sein kleines, sommersprossiges Gesicht und schlug die Augen nieder.

In der Fabrik herrschte Unruhe, die Arbeiter traten in Haufen zusammen, unterhielten sich halblaut über etwas, und überall schnüffelten die Meister geschäftig umher, bisweilen hörte man Schimpfworte und erregtes Lachen.

Zwei Polizisten führten Samoilow an ihr vorüber; er schritt, eine Hand in der Tasche vergraben, dahin, während er mit der anderen durch sein rötliches Haar fuhr.

Ein Arbeiterhaufe, etwa hundert Mann, begleitete ihn und verfolgte die Polizisten mit Schimpfworten und Spott.

„Willst wohl ein wenig spazierengehen, Grischa?" rief jemand ihm zu.

„Sieh mal an, die Ehre. Er geht mit einer Leibwache!" fiel ein anderer ein.

Ein kräftiges Schimpfwort folgte.

„Der Diebsfang lohnt sich offenbar nicht mehr!" meinte ein großer Arbeiter laut. „Da fängt man an, rechtschaffene Leute fortzuschleppen."

„Wenn sie ihn wenigstens nachts fortführten!" rief ein anderer aus der Menge, „aber so am hellichten Tage — ist die aber frech, die Bande!"

Die Polizisten schritten ärgerlich schnell vorwärts, bemühten sich, nichts zu sehen, und schienen die Ausrufe, die sie überall begleiteten, nicht zu hören. Drei Arbeiter, die ihnen begegneten und eine Eisenstange trugen, richteten diese gegen sie und schrien:

„Aufgepaßt, ihr Fischer!"

Als Samoilow an der Wlassowa vorüberkam, nickte er freundlich und sagte:

„Nun haben sie mich auch gefaßt."

Sie verbeugte sich schweigend tief vor ihm; diese jungen, ehrlichen Männer, die lächelnd ins Gefängnis gingen, rührten sie, und Mitleid und Mutterliebe für sie wurden in ihr wach.

Aus der Fabrik zurückgekehrt, verbrachte sie den ganzen Tag bei Marja, half ihr bei der Arbeit und hörte ihrem Geschwätz zu; spätabends ging sie nach Hause, wo es kalt, öde und ungemütlich war. Sie lief lange von einer Ecke in die andere, kam nicht recht zur Ruhe und wußte nicht, was sie tun sollte. Es beunruhigte sie, daß es schon bald Nacht war und Jegor Iwanowitsch die versprochenen Flugblätter noch immer nicht gebracht hatte.

Am Fenster flogen schwere, graue Herbstschneefetzen vorüber. Sie blieben weich an den Scheiben kleben, glitten lautlos an ihnen nieder und schmolzen, eine feuchte Spur hinterlassend. Sie dachte an ihren Sohn.

Jetzt wurde vorsichtig an die Tür geklopft, die Mutter lief schnell hin, schob den Riegel zurück. Saschenjka trat ein. Die Mutter hatte sie lange nicht gesehen, und jetzt war das erste, was ihr in die Augen fiel, die unnatürliche Beleibtheit des Mädchens.

„Guten Abend!" sagte sie, froh darüber, daß jemand gekommen war und sie einen Teil der Nacht nicht einsam zu verbringen brauchte. „Ich habe Sie lange nicht gesehen! Waren Sie verreist?"

„Nein, ich habe im Gefängnis gesessen!" erwiderte das Mädchen lächelnd. „Mit Nikolai Iwanowitsch zusammen, erinnern Sie sich seiner noch?"

„Wie sollte ich nicht!" rief die Mutter. „Gestern hat Jegor Iwanowitsch mir gesagt, er sei freigelassen... Von Ihnen wußte ich nichts. Niemand hat mir gesagt, daß Sie auch sitzen."

„Was ist auch darüber zu reden? Ich muß mich aber umkleiden, bevor Jegor Iwanowitsch kommt", sagte das Mädchen, um sich blickend.

„Sie sind ganz durchnäßt!"

„Ich habe Flugschriften mitgebracht."

„Geben Sie her, geben Sie her!" rief die Mutter schnell. Das Mädchen knöpfte flink den Mantel auf, schüttelte sich, und wie Blätter von einem Baum fielen rauschend ganze Packen Papier auf den Fußboden. Die Mutter hob sie lächelnd auf und sagte: „Ich wunderte mich schon, wie stark Sie geworden sind, ich glaubte, Sie wären verheiratet und erwarteten ein Kindchen. Sie haben aber eine Menge mitgebracht!"

„Ja!" sagte Saschenjka. Sie stand jetzt wieder schlank und zart wie vordem da. Die Mutter sah, daß ihre Wangen eingefallen und die Augen übermäßig groß waren und dunkle Ringe unter ihnen lagen.

„Sie sind eben erst freigelassen, da sollten Sie sich doch ausruhen", meinte die Mutter mit einem Seufzer und schüttelte den Kopf.

„Das geht aber nicht!" antwortete das junge Mädchen zitternd. „Sagen Sie, wie steht's mit Pawel Michailowitsch, geht es leidlich? Hat es ihn nicht zu sehr aufgeregt?"

Bei ihrer Frage blickte Saschenjka die Mutter nicht an; sie hatte den Kopf gesenkt und ordnete mit zitternden Fingern ihr Haar.

„Es geht soweit!“ erwiderte die Mutter. „Er läßt sich ja nichts merken.“

„Er hat doch eine gute Gesundheit?“ fragte das Mädchen leise.

„Er ist nie krank gewesen!“ antwortete die Mutter. „Aber Sie zittern ja am ganzen Leibe. Ich bringe Ihnen Tee und eingemachte Himbeeren.“

„Das wäre schön! Aber ich mache Ihnen Mühe? Es ist schon spät. Lassen Sie mich selbst ...“

„So müde wie Sie sind?“ gab die Mutter vorwurfsvoll zurück und machte sich am Samowar zu schaffen. Sascha ging ebenfalls in die Küche, setzte sich dort auf die Bank, verschränkte die Arme hinter dem Kopf und sagte:

„Der Aufenthalt im Gefängnis macht doch schlapp. Diese dumme Untätigkeit! Es gibt nichts Qualvolleres! Man weiß, wieviel Arbeit getan werden muß, und man sitzt wie ein wildes Tier im Käfig.“

„Wer belohnt Sie für das alles?“ fragte die Mutter. Und mit einem Seufzer gab sie selbst die Antwort:

„Niemand als Gott! Aber Sie glauben wohl auch nicht an ihn?“

„Nein!“ erwiderte das Mädchen kurz mit einem Kopfschütteln.

„Und ich will Ihnen nur sagen, daß ich Ihnen nicht glaube!“ erklärte die Mutter plötzlich erregt. Dann rieb sie ihre mit Kohlenstaub beschmutzten Hände schnell an der Schürze ab und fuhr im Ton tiefster Überzeugung fort:

„Ihr versteht ja selbst euren Glauben nicht! Wie könnt ihr ohne Glauben an Gott ein solches Leben führen?“

Im Flur trat jemand laut auf und brummte etwas; die Mutter fuhr jäh zusammen, das junge Mädchen sprang schnell auf und flüsterte hastig:

„Öffnen Sie nicht! Wenn das Gendarmen sind, so kennen Sie mich nicht ... ich habe mich in der Hausnummer geirrt ... bin zufällig zu Ihnen geraten, in Ohnmacht gefallen, Sie haben mich entkleidet, die Blätter gefunden. Verstehen Sie?“

„Mein liebes Kind, warum?“ fragte die Mutter gerührt.

„Warten Sie einmal!“ sagte Saschenjka horchend. „Das scheint Jegor zu sein.“

Er war durchnäßt und keuchte vor Müdigkeit.

„Ah! Der Samowar!“ rief er. „Das ist das Allerschönste im Leben, Mama. Sie sind schon hier, Saschenka?“

Die kleine Küche mit heiseren Lauten anfüllend, zog er langsam den schweren Mantel aus und redete dabei ununterbrochen:

„Da haben Sie ein Fräulein, Mama, das der Behörde wenig Freude gemacht hat: Als ein Gefängnisaufseher sie beleidigte, erklärte sie, Hungers sterben zu wollen, wenn er sich nicht bei ihr entschuldigte. Sie hat dann acht Tage lang nichts gegessen, aus welchem Grunde sie auch beinahe ihre zarten viere von sich gestreckt hätte — nicht übel! Was sagen Sie zu meinem Schmerbauch?“

Schwatzend und mit seinen kurzen Händen den unförmigen Hängebauch stützend, trat er ins Zimmer, schloß die Tür hinter sich und redete immer weiter.

„Haben Sie wirklich acht Tage lang nichts gegessen?“ fragte die Mutter erstaunt.

„Das mußte ich doch, damit er sich bei mir entschuldigte!“ erwiderte das Mädchen, die Achseln zuckend. Ihre Ruhe und Hartnäckigkeit machten auf die Mutter den Eindruck eines Vorwurfes ...

„So!“ dachte sie und fragte dann wieder:

„Wenn Sie nun aber gestorben wären?“

„Es ging nicht anders!“ antwortete das Mädchen leise. „Er hatte sich dann doch entschuldigt. Man darf sich keine Kränkungen gefallen lassen!“

„Ja—a ...“, erwiderte die Mutter gedehnt. „Unsereins hat doch aber sein ganzes Leben lang Kränkungen ertragen.“

„Ich habe abgeladen!“ erklärte Jegor, die Tür öffnend.

„Ist der Samowar fertig? Erlauben Sie, ich bringe ihn ins Zimmer.“

Er hob den Samowar auf, brachte ihn herein und sagte:

„Mein seliger Vater hat für seine Person höchst eigenhändig mindestens zwanzig Glas Tee täglich getrunken, weswegen er auch dreiundsiebzig Jahre friedlich und ohne Krankheit auf Erden zugebracht hat. Er wog acht Pud und war Küster im Dorf Woskressenskoje.“

„Was Sie sagen! Sie sind Vater Iwans Sohn?“ rief die Mutter.

„In eigener Person! Aber woher wissen Sie das?“

„Ich bin auch aus Woskressenskoje!“

„Also sind wir Landsleute? Aus welcher Familie sind Sie?“

„Aus der Ihrer Nachbarsleute! Ich heiße Seregina!“

„Des lahmen Nil Tochter? Die Person ist mir nicht unbekannt. Hat mich manches liebe Mal am Ohr gezupft!“

Sie standen einander gegenüber, überschütteten sich mit Fragen und lachten. Saschenjka blickte sie lächelnd an und begann Tee aufzugießen. Das Klappern des Geschirrs rief die Mutter in die Wirklichkeit zurück.

„Ach, verzeihen Sie, ich habe mich verplaudert. Es ist doch eine große Freude, einen Landsmann zu sehen ...“

„Ich muß um Verzeihung bitten, daß ich hier so herumwirtschafte! Aber es ist schon elf Uhr, und ich habe noch weit zu gehen.“

„Wohin? In die Stadt?“ fragte die Mutter erstaunt.

„Ja!“

„Wirklich? Es ist aber so dunkel und naß draußen, und Sie sind müde! Übernachten Sie doch hier! — Jegor Iwanowitsch schläft in der Küche und wir beide hier."

„Nein, ich muß gehen!" erklärte das Mädchen einfach.

„Ja, Landsmännin, das Fräulein muß unbedingt verschwinden. Sie ist hier bekannt. Wenn sie sich morgen auf der Straße zeigt, gibt's dicke Luft", erklärte Jegor.

„Ja, aber soll sie denn allein fortgehen?"

„Allerdings — allein!" sagte Jegor lächelnd.

Das junge Mädchen goß sich Tee ein, nahm ein Stück Schwarzbrot, bestreute es mit Salz und begann zu essen, wobei sie die Mutter nachdenklich anblickte.

„Wie können Sie nur so gehen? Sie und Natascha ... Ich würde es nicht tun ... ich hätte Angst!" sagte die Wlassowa.

„Hat sie auch!" bemerkte Jegor. „Ist Ihnen bange, Sascha?"

„Natürlich!" erwiderte das Mädchen.

Die Mutter sah erst sie an, dann Jegor und rief leise:

„Wie streng ihr alle gegen euch selbst seid!"

Als Saschenjka ihren Tee getrunken hatte, drückte sie Jegor schweigend die Hand und ging in die Küche, die Mutter begleitete sie. In der Küche sagte Saschenjka:

„Wenn Sie Ihren Sohn sehen, grüßen Sie ihn, bitte, von mir!"

Und während sie nach der Türe griff, wandte sie sich plötzlich um und fragte leise:

„Darf ich Ihnen einen Kuß geben?".

Die Mutter umarmte sie schweigend und küßte sie innig.

„Ich danke Ihnen!" sagte das Mädchen leise, nickte ihr zu und ging.

Ins Zimmer zurückgekehrt, blickte die Mutter unruhig zum Fenster hinaus. In der Finsternis fielen große Schneefetzen zu Boden.

„Erinnern Sie sich noch an Prosorows?" fragte Jegor.

Er saß breitbeinig da und blies laut in seinen Tee. Sein Gesicht war rot, schweißig und zufrieden.

„Ja, ja, ich erinnere mich ...", sagte die Mutter nachdenklich und trat an den Tisch. Sie setzte sich, warf Jegor einen traurigen Blick zu und meinte gedehnt:

„Ja, diese Saschenjka. Wie die nur nach Haus kommt!"

„Sie wird müde werden!" pflichtete Jegor ihr bei. „Das Gefängnis hat sie sehr mitgenommen, früher war sie kräftiger ... Außerdem ist sie etwas weichlich erzogen ... Ich glaube, sie hat auch schon schwache Lungen."

„Wer ist sie denn eigentlich?" erkundigte sich die Mutter.

„Eine Gutsbesitzerstochter. Ihr Vater ist ein großer Gauner, wie sie sagt. Wissen Sie nicht, daß sie sich heiraten wollen?"

„Wer?"

„Sie und Pawel. Aber es wird nie etwas daraus werden: wenn er frei ist, sitzt sie im Gefängnis und umgekehrt."

„Das habe ich nicht gewußt", erwiderte die Mutter nach kurzem Schweigen. „Pawel spricht niemals von sich."

Jetzt hatte sie mit dem Mädchen noch mehr Mitgefühl. Unwillkürlich sah sie den Gast unfreundlich an und sagte: „Sie hätten sie begleiten sollen!"

„Läßt sich nicht machen", meinte Jegor ruhig. „Ich habe hier massenhaft zu tun und muß vom frühen Morgen an den ganzen Tag hin und her laufen. Keine angenehme Arbeit bei meinem Asthma ..."

„Ein gutes Mädchen", sagte die Mutter unbestimmt, indem sie an das dachte, was Jegor ihr mitgeteilt. Es kränkte sie, die Neuigkeit nicht von ihrem Sohn, sondern von diesem fremden Menschen erfahren zu haben, sie preßte die Lippen zusammen und blickte finster drein.

„Ja, sie ist gut!" nickte Jegor. „Ich sehe, sie tut Ihnen leid. Das hat keinen Zweck. Ihr Herz reicht einfach nicht, wenn Sie uns Rebellen alle bedauern wollten. Eigentlich hat keiner von uns es leicht! ... Kehrt da zum Beispiel kürzlich ein Freund von mir aus der Verbannung zurück. Als er durch Nishni Nowgorod kam, erwarteten ihn Frau und Kind in Smolensk, und als er in Smolensk eintraf, saßen sie in Moskau schon hinter Schloß und Riegel. Jetzt muß die Frau nach Sibirien. Ich hatte auch eine Frau, ein prächtiges Wesen — fünf Jahre eines solchen Lebens haben genügt, sie ins Grab zu bringen."

Er trank in einem Zug sein Glas Tee aus und erzählte weiter. Er sprach von den Jahren und den Monaten, die er im Gefängnis, in der Verbannung zugebracht hatte, sprach von verschiedenen Unglücksfällen, von Mißhandlungen im Gefängnis, von Hungersnot in Sibirien; die Mutter sah ihn an, hörte ihm zu und wunderte sich, wie einfach und ruhig er von diesem Leben voller Leiden, Verfolgungen und Mißhandlungen sprach.

„Nun lassen Sie uns aber zur Sache kommen!"

Seine Stimme veränderte sich, sein Gesicht wurde ernster. Zuerst fragte er sie, wie sie die Flugblätter in die Fabrik zu bringen gedenke, und die Mutter wunderte sich über seine genaue Kenntnis verschiedener Einzelheiten.

Als das erledigt war, sprachen sie wieder über ihr Heimatdorf; er scherzte, sie aber kramte nachdenklich in ihrer Vergangenheit, und die erschien ihr einem Sumpf merkwürdig ähnlich, der einförmig mit kleinen Erdhügeln und mit zarten, furchtsam zitternden Espen, mit niedrigen Tannen und zwischen den Hügeln verstreuten weißen Birken be-

standen war. Die Birken wuchsen langsam, und, wenn sie fünf Jahre auf dem morastigen, faulenden Boden gestanden hatten, gingen sie ein und starben ab. Sie sah dieses Bild vor sich, und es war ihr unerträglich leid um irgend etwas. Vor ihr stand die Gestalt eines jungen Mädchens mit herbem, eigenwilligem Gesicht. Jetzt ging sie im feuchten Schnee, einsam, müde. Und ihr Sohn sitzt im Gefängnis. Vielleicht schläft er noch nicht und grübelt noch. Aber er denkt nicht an sie, an seine Mutter, ihm steht jemand anders näher. Schwere Gedanken zogen wie eine bunte, krause Wolke durch ihr Inneres und umklammerten ihr Herz ...

„Sie sind müde, Mama! Wollen wir nicht schlafen gehen?" sagte Jegor lächelnd.

Sie verabschiedete sich von ihm und ging behutsam in die Küche, mit einem bitteren, schmerzenden Gefühl im Herzen. Am nächsten Morgen fragte Jegor sie beim Frühstück:

„Wenn man Sie nun erwischt und fragt, woher Sie all diese ketzerischen Schriften haben, was werden Sie dann sagen?"

„Geht euch nichts an, sage ich", erwiderte sie.

„Damit werden die sich schwerlich zufrieden geben!" erwiderte Jegor. „Sie sind fest davon überzeugt, daß sie das gerade angeht ... Und sie werden Sie lange und hartnäckig befragen."

„Ich sage es aber nicht."

„Dann kommen Sie ins Gefängnis!"

„Nun, was macht das? Gott sei Dank — wenn ich dazu wenigstens noch tauge!" sagte sie schwer atmend. „Wer hat mich denn sonst nötig? Niemand ... Foltern werden sie mich doch nicht."

„Hm!" sagte Jegor, sie aufmerksam anblickend. „Foltern werden sie Sie nicht, aber wer etwas wert ist, muß sich doch in acht nehmen."

„Das lernt man bei euch sonst nicht!" erwiderte die Mutter lächelnd.

Nach kurzem Schweigen ging Jegor ein paarmal im Zimmer auf und ab, trat dann zu ihr und sagte:

„Es ist schwer, Landsmännin! Ich fühle es — Sie haben es sehr schwer."

„Alle haben es schwer!" erwiderte sie, mit der Hand abwehrend. „Vielleicht haben nur die es etwas leichter, die alles verstehen. Ich fange auch allmählich an, zu verstehen, was die guten Menschen wollen."

„Wenn Sie das verstehen, Mütterchen, so heißt das eben, daß diese Menschen Sie brauchen", sagte Jegor ernst und streng.

Sie sah ihn an und lachte leise.

Mittags bepackte sie ruhig und geschäftsmäßig ihre Brust mit Flugblättern, sie machte das so geschickt und sicher, daß Jegor vergnügt mit der Zunge schnalzte und erklärte:

„Sehr gut, wie ein guter Deutscher zu sagen pflegt, wenn er sein Dutzend Maßkrüge hinter die Binde gegossen hat. Sie hat die Literatur nicht verändert: Sie bleiben nach wie vor ein gutes, ältliches Frauchen, rundlich und groß. Alle guten Götter mögen Ihr Beginnen segnen!"

Eine halbe Stunde darauf stand sie mit ihrer Bürde ruhig und sicher am Fabriktor. Zwei Wächter, die sich über den Spott der Arbeiter ärgerten, betasteten die Leute, die in den Hof traten, und zankten sich mit ihnen herum. Abseits standen ein Polizist und ein dünnbeiniger Mensch mit rotem Gesicht und unruhigen Augen. Die Mutter schob ihre Trage von einer Schulter auf die andere und blickte heimlich den Menschen an: sie fühlte, daß es ein Spitzel war.

Ein großer Bursche mit lockigem Haar, die Mütze in den Nacken geschoben, schrie den Wächtern, die ihn durchsuchten, zu:

„Ihr Teufelsbrut, untersucht lieber den Kopf und nicht die Taschen!"

Ein Wächter antwortete:

„Im Kopf hast du ja doch nur Läuse ..."

„Das ist ja euer Geschäft, Läuse zu fangen und nicht feine Fische!" rief der Arbeiter zurück.

Der Spitzel warf ihm einen schnellen Blick zu und spuckte aus.

„Laßt mich doch wenigstens durch!" bat die Mutter. „Seht doch, die Last! Der Rücken zerbricht mir schier!"

„Vorwärts, vorwärts!" schrie der Wächter böse. „Die will auch noch lange reden!"

Die Mutter ging an ihren Stand, stellte die Töpfe auf die Erde, wischte sich den Schweiß vom Gesicht und blickte um sich.

Sofort traten die Schlosser Gebrüder Gussew auf sie zu, und der ältere, Wassili, fragte laut:

„Hast du Pasteten?"

„Morgen bringe ich welche!" erwiderte sie.

Das war das Stichwort. Die Mienen der Brüder klärten sich auf. Iwan konnte nicht an sich halten und rief:

„Das ist ja famos! ..."

Wassili hockte nieder, und, während er in den Topf blickte, verschwand gleichzeitig ein Packen Schriften unter seine Joppe. „Iwan", sagte er laut, „wir gehen nicht nach Hause, wir wollen bei ihr essen!" Dabei schob er einen neuen Packen in den Stiefelschaft. „Wir müssen die neue Händlerin unterstützen ..."

„Aber natürlich!" stimmte Iwan ihm lachend bei.

Die Mutter blickte sich vorsichtig nach allen Seiten um und rief:

„Kohlsuppe! Heiße Nudeln!"

Dabei zog sie unmerklich die Blätter, Packen für Packen, heraus und schob sie den Brüdern zu. Jedesmal, wenn ein Packen aus ihrer Hand verschwand, tauchte vor ihr, wie der gelbe Fleck einer Streichholzflamme in einem dunklen Zimmer, das Gesicht des Gendarmerieoffiziers auf, und sie sagte in Gedanken mit einem Gefühl der Schadenfreude zu ihm:

„Da hast du eins, Freundchen!"

Und als sie das nächste Paket übergab, fügte sie befriedigt hinzu:

„Da kommt noch eins!"

Arbeiter kamen mit Näpfen in der Hand; wenn sie in der Nähe waren, begann Iwan Gussew laut zu lachen. Die Wlassowa stellte ruhig die Schriftenverteilung ein, teilte dafür Kohlsuppe und Nudeln aus, und die Gussews meinten scherzend:

„Wie geschickt sie das macht, die Nilowna!"

„Not lehrt Mäuse fangen!" meinte ein Heizer finster. „Sie haben ihr ja den Ernährer weggenommen, das Pack! Na, gib mir für drei Kopeken Nudeln. Es wird schon gehen, Mutter! Schlägst dich schon durch."

„Danke für das gute Wort!" lächelte sie.

Er brummte beim Fortgehen:

„Gute Worte kosten mich nicht viel!"

Die Wlassowa rief aus:

„Warmes Essen — Kohlsuppe, Nudeln, Brühe..."

Sie dachte daran, wie sie ihrem Sohn von ihrem ersten Versuch erzählen würde, aber da stand wieder fragend und boshaft das gelbe Gesicht des Offiziers vor ihr. Der schwarze Schnurrbart bewegte sich, und unter der vor Erregung geschürzten Oberlippe glänzte der weiße Schmelz der fest zusammengepreßten Zähne. In ihrer Brust sang die Freude wie ein Vogel, ihre Brauen zuckten verschmitzt, und, während sie geschickt ihre Arbeit verrichtete, sprach sie vor sich hin:

„Da kommt noch eins!"

16

Abends, als sie ihren Tee trank, erklang vor dem Fenster das Klatschen von Pferdehufen im Schmutz, und eine bekannte Stimme ertönte. Sie sprang auf, stürzte in die Küche, zur Tür. Jemand trat schnell in den Flur. Ihr wurde dunkel vor den Augen, sie lehnte sich gegen den Türpfosten und stieß die Tür mit dem Fuß auf.

„Guten Abend, Mütterchen!" und ein Paar hagere, lange Hände legten sich auf ihre Schultern.

Schmerz der Enttäuschung und Freude über das Wiedersehen mit Andrej loderten in ihrem Innern auf. Sie flammten auf und verschmolzen zu einem großen, warmen Gefühl, das sie wie eine heiße Welle umfing und hob, und sie sank mit dem Gesicht gegen Andrejs Brust. Er drückte sie fest an sich, seine Hände zitterten. Die Mutter weinte leise, tonlos. Er streichelte ihr Haar und sprach mit seiner singenden Stimme:

„Weinen Sie nicht, Mütterchen, quälen Sie sich nicht! Ich gebe Ihnen mein Ehrenwort — er kommt bald frei! Sie haben keine Beweise gegen ihn, alle Genossen sind stumm wie die Fische..."

Andrej legte seinen Arm um die Schultern der Mutter und führte sie ins Zimmer, sie schmiegte sich an ihn, wischte mit einer schnellen Bewegung wie ein Eichhörnchen die Tränen vom Gesicht und sog gierig mit ganzer Brust seine hastigen Worte ein.

„Pawel läßt grüßen, er ist gesund und so munter wie nur einer. Eng ist es dort! Sie haben über hundert Leute von hier und auch aus der Stadt verhaftet, die sitzen zu drei und vier Mann in einer Zelle. Die Gefängnisleiter sind gar nicht so schlimm, scheinen etwas müde — so viel Arbeit machen ihnen die verflixten Gendarmen! So geht es denn nicht gerade sehr streng her, es heißt immer: ‚Meine Herren, seien Sie still, machen Sie uns die Sache nicht zu schwer!' So geht es denn ganz gut. Man unterhält sich, gibt einander Bücher und teilt das Essen. Ein fideles Gefängnis! Alt und schmutzig, aber gemütlich. Die Kriminellen sind auch Prachtkerls und helfen uns oft. Ich, Bukin und noch vier sind freigelassen. Bald kommt auch Pawel frei, das ist todsicher! Am längsten muß Wessowtschikow sitzen; auf ihn ist man sehr böse. Er schimpft fortwährend auf alles! Die Gendarmen können ihn nicht riechen. Gegen ihn wird vielleicht Anklage erhoben, oder er bekommt mal Prügel! Pawel rät ihm fortwährend: ‚Hör doch auf, Nikolai! Die Leute werden nicht besser, wenn du schimpfst!' Er aber brüllt: ‚Ich will sie wie Unkraut von der Erde vertilgen!' Pawel hält sich wacker, gleichmäßig und standhaft. Sie lassen ihn bald frei, sage ich Ihnen."

„Bald!" rief die Mutter beruhigt. „Bald, ich weiß es!"

„Das ist schön, wenn Sie das wissen! Nun geben Sie mir Tee, und erzählen Sie, wie Sie gelebt haben."

Der gute, prächtige Mensch sah sie, über das ganze Gesicht lächelnd, an, und in seinen runden Augen leuchtete ein lieber, etwas trauriger Schein.

„Ich hab' Sie sehr gern, Andrej!" sagte die Mutter mit einem tiefen Seufzer und blickte in sein mageres Gesicht, das mit dunkeln Haarbüscheln komisch bewachsen war.

„Ich bin mit wenigem zufrieden. Ich weiß, daß Sie mich lieben und alle lieben können, denn Sie haben ein weites Herz!"

„Nein, Sie liebe ich ganz besonders", beharrte sie. „Wenn Sie eine Mutter hätten, würden die Leute sie um einen solchen Sohn beneiden."

„Ich habe vielleicht auch irgendwo eine Mutter...", sagte er leise.

„Wissen Sie, was ich heute getan habe", rief die Mutter und erzählte, vor Vergnügen sich überstürzend und den Hergang etwas ausschmückend, wie sie die Flugblätter in die Fabrik geschafft hatte.

Er riß zuerst vor Erstaunen die Augen weit auf, dann lachte er, klatschte sich mit der Hand auf den Kopf und rief:

„Alle Achtung! Eine tüchtige Leistung! Da wird sich Pawel aber freuen! Das ist gut, Mütterchen! Für Pawel wie für alle andern."

Er schnippte begeistert mit den Fingern, pfiff, schüttelte sich, strahlte vor Freude und erweckte in ihr die gleiche Stimmung.

„Mein lieber Andrej!“ sagte sie, als wenn ihr das Herz aufgegangen wäre und muntere Worte voll stiller Freude wie ein Bächlein hervorplätscherten. „Ich habe doch über mein Leben nachgedacht… Herr Jesus Christus! Wozu habe ich eigentlich gelebt! Ich habe nichts gesehen als meinen Mann, nichts gekannt als Schläge, Arbeit und Furcht… Und, als Pawel heranwuchs, da habe ich ihn gar nicht bemerkt… Ob ich ihn bei Lebzeiten meines Mannes geliebt habe — das weiß ich nicht! All mein Mühen, all mein Sorgen lief nur auf das eine hinaus — mein Tier sattzukriegen, es gut zu füttern, ihm rechtzeitig zu Willen zu sein, damit es nicht böse wurde, mich nicht durch Schläge erschreckte, wenigstens mal Mitleid mit mir hatte… Ich weiß nicht, ob er das jemals gehabt… Er hat mich so geschlagen… als wenn er nicht auf sein Weib, sondern auf alle, auf die er wütend war, losschlüge. Zwanzig Jahre lang habe ich so gelebt, und, was vor der Ehe war, weiß ich nicht mehr! Manchmal sinne ich darüber nach, aber ich kann nichts sehen. Wie eine Blinde. Jegor Iwanowitsch war hier — wir sind aus einem Dorf… Er sprach über dies und jenes — ich erinnerte mich noch an die Häuser und an die Leute, aber, wie sie lebten, was sie gesagt und was mit ihnen geschehen ist, das habe ich vergessen, das weiß ich nicht mehr! Ein paar Brände habe ich noch im Gedächtnis… Es war eben alles aus mir herausgeprügelt; meine Seele war zugenagelt, blind und taub war sie.“

Sie holte Atem und schnappte nach Luft wie ein aus dem Wasser gezogener Fisch, beugte sich vornüber und fuhr gedämpft fort:

„Als dann mein Mann starb, klammerte ich mich an den Sohn… Aber der war mit euren Dingen beschäftigt. Da wurde mir bange um ihn, er tat mir leid. Wenn er zugrunde ginge, wie sollte ich da allein leben? Wieviel Angst und Unruhe habe ich um ihn ausgestanden, das Herz brach mir, wenn ich an sein Los dachte…“

Sie schwieg einen Augenblick, schüttelte leise den Kopf und sagte dann bedeutungsvoll:

„Weiberliebe ist nicht rein!… Wir lieben, was wir brauchen. Und nun Sie! Sie sehnen sich nach einer Mutter. Warum? Und alle die andern, sie leiden für das Volk, gehen ins Gefängnis und nach Sibirien, sterben… Junge Mädchen gehen nachts allein in Dreck, Schnee und Regen… laufen sieben Werst aus der Stadt heraus zu uns… Wer führt, wer treibt sie her? Sie lieben!… Ja, ihre Liebe, die ist rein! Sie glauben!… Sie glauben, Andrjuscha!… Und das — das kann ich nicht! Ich liebe, was mir nahesteht, was mein ist.“

„Sie können das wohl!“ sagte der Kleinrusse und wandte das Gesicht von ihr ab. „Alle lieben das, was ihnen nahe ist, einem großen Herzen ist aber auch das Ferne nahe! Sie vermögen viel! Sie sind groß als Mutter…“

„Das gebe Gott!“ sagte sie leise. „Ich fühle ja, daß dieses Leben gut ist. Ich liebe Sie, vielleicht reiner, als ich Pawel liebe. Er ist so verschlossen. Jetzt will er Saschenka heiraten, aber seiner Mutter hat er nichts davon gesagt.“

„Das ist nicht wahr!“ erwiderte der Kleinrusse. „Ich weiß Bescheid. Es ist nicht wahr. Er liebt sie und sie ihn, das stimmt schon, aber zu einer Heirat kommt es nicht. Nein! Sie möchte wohl, aber Pawel will nicht!“

„So ist das!“ sagte die Mutter nachdenklich und leise, und ihre traurigen Augen blieben auf dem Gesicht des Kleinrussen haften. „Ach so! Es gibt Leute, die sich aufopfern!“

„Pawel ist ein seltener Mensch!“ meinte der Kleinrusse. „Er hat eine eiserne Natur…“

„Da sitzt er jetzt im Gefängnis!“ fuhr die Mutter fort. „Das macht mich bange und traurig… aber nicht mehr so wie früher. Das ganze Leben ist jetzt anders geworden, und die Angst auch, ich ängstige mich um alle. Auch mein Herz ist anders geworden, die Seele hat die Augen aufgeschlagen und blickt um sich — da wird ihr wohl und wehe. Ich verstehe vieles nicht. Es kränkt mich bitter, daß ihr nicht an den Herrgott glaubt!… Aber das ist nun einmal nicht anders! Weiß ich doch, daß ihr alle brave Menschen seid! Ihr habt ein schweres Leben für das Volk, für die Wahrheit auf euch genommen… eure Wahrheit habe ich wohl verstanden: solange es Reiche gibt, erlangt das Volk niemals etwas, weder Wahrheit noch Freude, nichts!… Nun lebe ich unter euch und denke oft nachts an die Vergangenheit, an mein junges Herz, das man wund geschlagen, an meine Kraft, die man mit Füßen getreten… Es ist mir leid um mich, und doch ist mein Leben jetzt besser geworden. Immer klarer wird mir alles.“

Der große, hagere, nachdenkliche Mensch stand auf und begann behutsam, leise im Zimmer auf und ab zu gehen.

„Das haben Sie recht schön gesagt, Mütterchen!“ rief er leise. „Sehr schön. In Kertsch lebte ein junger Jude, der machte Gedichte und schrieb eines Tages:

‚Die ihr unschuldig gemordet —
Laßt die Wahrheit auferstehen…‘

Ihn selbst hat die Polizei in Kertsch gemordet, aber das ist Nebensache. Er hat die Wahrheit erkannt und viel Wahrheit unter den Menschen verbreitet. Sie sind auch so ein unschuldig gemordetes Wesen…“

„Da rede ich jetzt“, fuhr die Mutter fort, „ich rede und höre mich — und glaube mir selbst kaum. Früher habe ich immer nur an das eine gedacht — wie ich den Tag unbemerkt hinbringen könnte, damit

mich bloß niemand kränkt! Jetzt dagegen denke ich an alle. Vielleicht verstehe ich auch jetzt eure Sache noch nicht recht, aber ihr steht mir doch alle so nahe, für alle fühle ich, allen wünsche ich Gutes. Und Ihnen, Andrjuscha, ganz besonders!..."

Er trat zu ihr und sagte:

„Ich danke Ihnen!"

Und er nahm ihre Hand, drückte sie kräftig, schüttelte sie und wandte sich schnell ab. Matt vor Erregung wusch die Mutter langsam ihre Tassen und schwieg: in ihrer Brust fühlte sie ein freudiges, herzerquickendes Gefühl.

Nach kurzem Schweigen sprach der Kleinrusse zu ihr:

„So liebevoll müßten Sie einmal mit Wessowtschikow sein. Sein Vater sitzt im Gefängnis, ein ekelhafter Alter. Nikolai sieht ihn vom Fenster aus und beschimpft ihn. Das ist nicht schön! Er ist so gut, der Nikolai, liebt Hunde, Mäuse und jegliches Getier, aber die Menschen kann er nicht ausstehen! So weit kann man einen Menschen herunterbringen!"

„Seine Mutter ist spurlos verschwunden; der Vater ist ein Dieb und Säufer", meinte die Frau nachdenklich.

Als Andrej in seine Kammer ging, schlug die Mutter unmerklich ein Kreuz über ihn, und nach einer Weile fragte sie ganz leise:

„Schlafen Sie, Andrjuscha?"

„Nein. Was ist?"

„Gute Nacht!"

„Danke schön, Mütterchen. Danke!" erwiderte er freundlich.

17

Als die Nilowna am nächsten Tage mit ihrer Last am Fabriktor anlangte, geboten die Wächter ihr grob Halt, hießen sie die Töpfe auf die Erde stellen und durchsuchten sie ganz genau.

„Da wird mir ja das Essen kalt!" sagte sie ruhig, während man sie roh betastete.

„Schweig still!" sagte der Wächter finster.

Der andere aber stieß sie leicht gegen die Schulter und meinte überzeugt:

„Ich sage — sie werfen die Blätter über den Zaun!"

Als erster kam der alte Sisow zu ihr, blickte sich nach allen Seiten um und fragte halblaut:

„Hast du gehört, Mutter?"

„Was?"

„Die Flugblätter. Die sind wieder da... Wie Salz aufs Brot überall hingestreut. Verhaftungen und Haussuchungen nützen also gar nichts. Masin, meinen Neffen, hat man ins Gefängnis gebracht. Hat das vielleicht geholfen? Deinen Sohn haben sie auch eingesperrt. Na, und jetzt sieht man doch, daß sie es nicht waren."

Er nahm seinen Bart in die Hand, warf ihr einen Blick zu und sagte im Fortgehen:

„Warum kommst du nicht mal zu mir? Muß doch langweilig sein, so allein..."

Sie dankte, rief ihre Speisen aus, und beobachtete scharf das ungewöhnliche Leben in der Fabrik. Alle Arbeiter waren erregt, traten in Gruppen zusammen, zerstreuten sich wieder und gingen von Werkstatt zu Werkstatt. Etwas zuversichtlich Kühnes lag in der rußigen Luft. Bald hier, bald dort ertönten Beifallsrufe, spöttische Stimmen. Die älteren Arbeiter lächelten verstohlen. Die Vorgesetzten schritten geschäftig umher, Polizisten liefen auf und ab; die Arbeiter gingen, sobald sie ihrer ansichtig wurden, langsam auseinander, oder sie blieben stehen, brachen die Unterhaltung ab und blickten schweigend in die wütenden, erregten Gesichter.

Die Arbeiter sahen alle sauber gewaschen aus. Jetzt tauchte die hohe Gestalt des älteren Gussew auf, sein Bruder watschelte wie eine Ente neben ihm her und lachte laut.

An der Mutter gingen langsam Meister Wawilow aus der Tischlerwerkstatt und der Listenführer Issai vorüber. Der kleine, mickrige Issai, der den Kopf zurückgeworfen und den Hals nach links geneigt hatte, blickte in das unbewegliche, aufgedunsene Gesicht des Meisters und sprach hastig, sein Bärtchen schüttelnd, auf ihn ein:

„Die lachen, Iwan Iwanowitsch... ihnen macht das Spaß, obwohl es sich um den Untergang des Reiches handelt, wie der Herr Direktor gesagt haben. Da heißt es nicht jäten, sondern ackern!... Wir müssen fest zugreifen..."

Wawilow hatte die Hände auf den Rücken gelegt, und seine Finger waren fest zusammengepreßt.

„Druckt, was ihr wollt, ihr Schweinehunde", sagte er laut, „aber mich laßt aus dem Spiel!"

Wassili Gussew trat zur Mutter und sagte:

„Ich esse wieder bei dir; es schmeckt mir!"

Dann dämpfte er seine Stimme, blinkerte mit den Augen und setzte hinzu:

„Es hat gewirkt! Ach, Mama... Das ist ja großartig!"

Die Mutter nickte ihm freundlich zu. Ihr gefiel es, daß dieser Bursche, der erste Raufbold in der Vorstadt, sie so anredete, und ihr gefiel auch die allgemeine Erregung, die in der Fabrik herrschte; sie dachte bei sich:

„Ja, wenn ich nicht wäre!..."

Ganz in der Nähe blieben drei Handlanger stehen; einer sagte halblaut, wie bedauernd:

„Ich hab's nirgends gefunden..."

„Aber man müßte wenigstens zuhören... ich kann nicht lesen, aber ich sehe doch, daß da etwas eingeschlagen hat...", bemerkte ein anderer.

Der dritte blickte um sich und meinte:

„Kommt in die Kesselschmiede!..."

„Es wirkt!" flüsterte Gussew.

Nilowna kam fröhlich nach Hause.

„Da bedauern die Menschen, daß sie nicht lesen können!" sagte sie zu Andrej: „Ich habe in meiner Jugend lesen können, habe es aber verlernt..."

„Lernen Sie es wieder!" schlug der Kleinrusse ihr vor.

„In meinen Jahren? Sie spotten wohl!"

Aber Andrej nahm ein Buch vom Wandbrett, deutete mit der Messerspitze auf einen Buchstaben auf dem Einband und fragte:

„Was ist das?"

„Ein R!" antwortete sie lachend.

„Und das?"

„Ein A!"

Ihr war es peinlich, und sie schämte sich. Ihr schien, daß Andrej heimlich über sie lachte, und sie mied seinen Blick. Aber seine Stimme klang milde und ruhig, sein Gesicht war ganz ernst.

„Andrjuscha, wollen Sie mich wirklich unterrichten?" fragte sie, unwillkürlich lächelnd.

„Warum nicht!" erwiderte er. „Wenn Sie früher lesen konnten, wird es leicht wieder gehen. Und wenn nicht, so macht das auch nichts; wenn aber, um so besser!"

„Sonst sagt man: Davon, daß du ein Heiligenbild anblickst, wirst du nicht fromm!"

„Ach!" erwiderte der Kleinrusse kopfschüttelnd. „Sprichwörter gibt es eine ganze Menge. ‚Viel Wissen macht Kopfweh' ist auch so eins. Sprichwörter sind ein Futter für den leeren Magen. Was ist das für ein Buchstabe?"

„Ein L!" sagte die Mutter.

„Stimmt!... Nun und der?"

Sie strengte ihre Augen an, bewegte die Brauen, suchte sich mit Mühe der vergessenen Buchstaben zu entsinnen und sah und hörte nichts mehr. Aber ihre Augen ermüdeten bald. Anfangs weinte sie vor Mattigkeit, dann fielen Tränen der Trauer auf das Buch nieder.

„Da lerne ich nun lesen!" sagte sie aufschluchzend. „Vierzig Jahre bin ich alt, und ich fange gerade noch an, lesen zu lernen..."

„Sie sollen nicht weinen!" sagte der Kleinrusse freundlich.

„Sie haben nicht anders leben können... Sie erkennen aber selbst, daß Sie ein elendes Leben geführt haben! Tausende können besser leben als Sie... dabei leben sie wie das Vieh und rühmen sich noch, sie lebten gut! Ist denn das schön, wenn man heute nichts tut als arbeiten und essen, und morgen wieder genau dasselbe, und so bis an sein Ende? Dazwischen werden dann Kinder in die Welt gesetzt, anfangs freut man sich über sie, aber sobald sie mehr essen wollen, schimpft man: ‚Ihr Vielfraße, wachst schneller, ihr müßt arbeiten!' Und man möchte aus seinen Kindern am liebsten Haustiere machen. Aber die Kinder arbeiten bald für den eigenen Magen... und so wurstelt man immer weiter!"

„Nur die sind wirklich Menschen, die den Geist von seinen Ketten befreien... Und jetzt haben Sie, soweit Ihre Kraft reicht, mit diesem Werk begonnen."

„Wie kann ich das?" seufzte sie.

„Ganz einfach. Es geht dabei wie mit dem Regen: jeder Tropfen tränkt ein Samenkorn. Wenn Sie lesen lernen..." Er lachte, stand auf und begann im Zimmer auf und ab zu gehen.

„Nein, lernen Sie es nur... Wenn Pawel kommt — der wird Augen machen!"

„Ach, Andrjuscha!" sagte die Mutter. „Jungen Menschen erscheint alles einfach, wird man älter, so hat man viel Kummer und wenig Kraft und gar keinen Verstand mehr!"

18

Abends ging der Kleinrusse fort, sie zündete die Lampe an und setzte sich an den Tisch, um Strümpfe zu stricken. Sie stand aber bald auf, ging unentschlossen im Zimmer hin und her, trat in die Küche, schob den Riegel vor die Tür und kehrte schnell, die Brauen bewegend, ins Zimmer zurück. Sie ließ die Fenstervorhänge herab, nahm ein Buch vom Regal, setzte sich wieder an den Tisch, blickte um sich, beugte sich über das Buch, und ihre Lippen bewegten sich... Wenn von der Straße Lärm kam, bedeckte sie zitternd das Buch mit der Hand und horchte... Und dann flüsterte sie wieder, die Augen bald öffnend, bald schließend:

„L—E—B—E—N"...

Es klopfte. Die Mutter sprang auf, stellte das Buch auf das Regal und fragte unruhig:

„Wer ist da?"

„Ich..."

Rybin trat ein, strich sich behäbig den Bart und sagte: „Früher hast du die Leute eingelassen, ohne zu fragen. Bist du allein?"

„Ja."

„So. Und ich glaubte — der Kleinrusse wäre hier. Ich habe ihn heute gesehen. Das Gefängnis verdirbt den Menschen nicht."

Er setzte sich und fuhr fort:

„Laß uns miteinander reden."

Er blickte vielsagend und geheimnisvoll drein und machte der Mutter bange.

„Alles kostet Geld!" begann er mit seiner schwerfälligen Stimme. „Umsonst wird man weder geboren, noch stirbt man umsonst..., Flugblätter... Bücher — alles kostet Geld. Weißt du, woher das Geld für die Flugblätter kommt?"

„Nein!" sagte die Mutter leise, im Vorgefühl einer Gefahr.

„So. Ich weiß es auch nicht. Zweitens: wer schreibt die Bücher?"

„Gelehrte Leute."

„Die Herren!" sagte Rybin. Sein bärtiges Gesicht legte sich in strenge Falten und rötete sich. „Also

die Herren schreiben die Bücher und verteilen sie. Was aber in den Büchern steht, ist gegen die Herren gerichtet. Ich frage mich, was für Nutzen haben sie davon, daß sie ihre Arbeit und ihr Geld dazu hergeben, das Volk gegen sich aufzubringen?"

Die Mutter blinzelte mit den Augen und rief furchtsam: „Was meinst du denn?"

„Aha!" sagte Rybin und räkelte sich auf seinem Stuhl wie ein Bär. „Siehst du wohl! Als ich dahinterkam, fröstelte mich ordentlich."

„Hast du etwas erfahren?"

„Betrug ist's!" erwiderte Rybin. „Ich fühle es: Betrug. Erfahren habe ich nichts, aber Betrug steckt dahinter, soviel weiß ich. Die Herren tüfteln da etwas aus. Ich will die Wahrheit wissen. Die Wahrheit habe ich begriffen, aber mit den Herren gehe ich nicht. Sie werden mich, sobald es ihnen paßt, über den Haufen stoßen und über meine Knochen wie über eine Brücke weiterschreiten."

Seine finsteren Worte legten sich wie eine Schlinge um das Herz der Mutter.

„Herrgott", rief sie jammernd. „Sollte Pawel das wirklich nicht wissen?... Und alle, die..."

Vor ihr tauchten die ernsten, ehrlichen Gesichter von Jegor, Nikolai Iwanowitsch und Saschenka auf, und ihr Herz erbebte.

„Nein, nein!" schüttelte sie lebhaft den Kopf. „Das kann ich nicht glauben... Die handeln nach ihrem Gewissen."

„Von wem redest du?" fragte Rybin nachdenklich.

„Von allen, von allen, jedem einzelnen, die ich bislang gesehen habe."

„Du siehst nicht nach der richtigen Seite, Mutter! Blicke einmal weiter!" sagte Rybin mit gesenktem Kopf. „Die mit uns verkehren, die wissen vielleicht selbst nichts. Sie glauben, und so muß es auch sein... Aber vielleicht stehen hinter ihnen andere, die nur an ihren Vorteil denken? Für nichts und wieder nichts handelt niemand gegen sich selbst..."

Und mit der Sturheit des Bauern fügte er hinzu: „Von den Herren kann niemals etwas Gutes kommen! So ist es."

„Was hast du vor?" fragte die Mutter, wieder von dunkelm Zweifel ergriffen.

„Ich?" Rybin blickte sie an, schwieg einen Augenblick und wiederholte: „Wir müssen uns von den Herren fernhalten. Weiter nichts."

Dann schwieg er wieder.

„Früher wollte ich mich an die Burschen heranmachen, um mit ihnen zusammenzuarbeiten. Ich verstehe mich auf die Sache, ich weiß, was man den Leuten sagen muß. Ja. Jetzt will ich aber fort. Ich kann an sie nicht glauben, also muß ich fort."

Er senkte den Kopf und überlegte:

„Ich gehe allein aufs Land, auf die Dörfer. Ich will das Volk aufwiegeln. Das Volk muß selbst anpacken. Wenn die Leute das einsehen, werden sie sich schon ihren Weg bahnen. Ich will mir Mühe geben, daß sie das einsehen. Das Volk muß sich selbst helfen, muß den eigenen Verstand gebrauchen. So ist es."

Es war ihr leid um ihn, sie empfand Angst um diesen Menschen. Er war ihr früher stets unangenehm gewesen, aber jetzt schien er ihr vertrauter. Leise sagte sie:

„Sie werden dich festnehmen!"

Rybin blickte sie an und antwortete ruhig:

„Wenn schon — sie lassen mich wieder los, und dann will ich von neuem..."

„Die Bauern werden dich fesseln und den Behörden ausliefern, und dann kommst du ins Gefängnis."

„Nun denn, da sitze ich eine Weile — und komme wieder heraus. Und gehe wieder los. Und die Bauern, nun, die fesseln mich vielleicht ein-, zweimal, dann werden sie schon einsehen, daß sie mich nicht fesseln, sondern anhören müssen. Ich werde ihnen sagen: glaubt mir nicht, hört mich nur an! — Wenn sie mich aber anhören, werden sie mir auch glauben!"

Er sprach langsam, als befühlte er jedes Wort, bevor er es aussprach.

„Ich habe hier die letzte Zeit so manches kennengelernt. Habe so allerhand begriffen."

„Du gehst zugrunde, Michailo Iwanowitsch", meinte die Mutter, traurig den Kopf schüttelnd.

Er sah sie mit seinen dunkeln, tiefen Augen fragend und erwartungsvoll an. Sein stämmiger Körper beugte sich vornüber, er stützte sich mit den Händen auf den Stuhlsitz, und sein braunes, von dem schwarzen Bart umrahmtes Gesicht sah blaß aus.

„Weißt du, was Christus vom Samenkorn gesagt hat? Wenn du nicht stirbst, wirst du in der neuen Ähre nicht auferstehen... Ich hab's noch weit bis zum Tod. Ich bin schlau!" Er räkelte sich auf dem Stuhl und stand langsam auf.

„Ich gehe jetzt in die Schenke, unter die Leute... Weshalb kommt der Kleinrusse nicht... Ist er schon wieder bei der Arbeit?"

„Ja!" sagte die Mutter lächelnd.

„So ist's recht. Erzähl ihm von mir..."

Sie gingen langsam, Schulter an Schulter, in die Küche und wechselten, ohne einander anzusehen, kurze Worte.

„Nun, leb wohl!"

„Leb wohl!... Wann kündigst du?"

„Ich habe schon gekündigt."

„Und wann gehst du fort?"

„Morgen. Morgen früh. Leb wohl!"

Rybin bückte sich und schob sich ungeschickt und schwerfällig in den Flur. Die Mutter stand einen Augenblick vor der Tür und lauschte auf die schweren Schritte — und auf die Zweifel, die in ihrer Brust erwacht waren. Dann wandte sie sich leise um, trat ins Zimmer, hob den Vorhang und blickte zum Fenster hinaus. Vor dem Fenster war starre, schwarze Finsternis.

„Nachts lebe ich!" dachte sie. „Immer nachts!"...

Der würdige Bauer tat ihr leid, stämmig und stark, wie er war.

Dann kam Andrej, lebhaft und lustig.

Als sie ihm von Rybin erzählte, rief er:

„Nun, mag er nur auf die Dörfer gehen, die Wahrheit verkünden und das Volk aufwecken... Bei uns wird es ihm schwerfallen. Er hat seine eigenen Bauerngedanken im Kopf. Für unsere ist er zu beschränkt."

„Er hat über die Herren gesprochen. Es muß etwas Wahres dran sein!" meinte die Mutter vorsichtig. „Ob die uns nicht betrügen?"

„Geht Ihnen das nahe?" rief der Kleinrusse lachend. „Ach, Mütterchen, das liebe Geld! Wenn wir nur Geld hätten! Wir leben noch ganz und gar auf fremde Rechnung. Nikolai Iwanowitsch bekommt monatlich fünfundsiebzig Rubel und gibt uns fünfzig ab. Andere machen es ebenso. Hungrige Studenten schicken manchmal etwas, was sie kopekenweise gesammelt haben. Es gibt natürlich verschiedene Arten von Herren. Die einen betrügen uns, die andern lassen uns im Stich, aber die besten gehen doch mit uns."

Er schlug die Hände zusammen und fuhr kräftig fort:

„Bis zum Siege ist es noch weit. Am Ersten Mai aber, da machen wir eine kleine Feier. Das wird lustig werden!"

Seine Erregung verscheuchte die Unruhe, die Rybin in ihr erweckt hatte. Der Kleinrusse ging im Zimmer auf und ab, rieb sich mit der Hand den Kopf, blickte zu Boden und sagte:

„Wissen Sie, bisweilen hat man so ein Gefühl im Herzen — ganz sonderbar ist's! Es kommt einem vor, daß überall, wo man auch hinkommt, Genossen sind, in allen dasselbe Feuer brennt, alle fröhlich, gut und wacker sind. Ohne Worte verstehen alle einander... Sie bilden einen Chor, und jedes Herz singt seine eigene Stimme darin... Alle Lieder fließen und eilen wie Bäche in einen Fluß, und dieser Fluß strömt mächtig in das Meer der hellen Freuden eines neuen Lebens."

Die Mutter bemühte sich, ihn nicht zu stören, nicht zu unterbrechen. Sie hörte ihm stets mit größerer Aufmerksamkeit zu als den anderen: er sprach am allereinfachsten, und seine Worte griffen am stärksten ans Herz. Pawel sprach nie über das, was er voraussah. Der Kleinrusse dagegen schien ihr stets mit einem Teil seines Herzens in der Ferne zu sein, aus seiner Rede klang stets das Märchen vom zukünftigen Festtag aller Menschen auf Erden. Dieses Märchen erleuchtete der Mutter den Sinn des Lebens und der Arbeit ihres Sohnes und all seiner Freunde.

„Und wenn man erwacht", sagte der Kleinrusse kopfschüttelnd, „und um sich schaut, so ist es überall kalt und schmutzig. Alle sind müde und böse!..."

In tiefem Kummer blieb er vor ihr stehen und fuhr fort:

„Das tut weh, es ist aber so... man darf dem Menschen nicht glauben, muß ihn fürchten und sogar hassen! Der Mensch wird mit sich uneins. Man möchte nur lieben, aber wie kann man das? Wie kann ich jemandem verzeihen, wenn er wie ein wildes Tier auf mich losgeht, keine lebendige Seele in mir fühlt und mir in mein menschliches Antlitz tritt? Das darf ich nicht verzeihen. Ich für meine Person mag alle Kränkungen ertragen, aber ich will doch nicht den Unterdrückern entgegenkommen, damit sie auf meinem Rücken andere prügeln lernen."

Jetzt glänzte in seinen Augen kaltes Feuer, er hob energisch den Kopf und sprach fester:

„Ich darf nichts, was Schaden bringt, verzeihen, wenn es mir auch nicht schadet. Ich bin nicht allein auf Erden! Heute lasse ich mich kränken und lache vielleicht darüber — es verletzt mich nicht... Aber morgen geht der Beleidiger, der an mir seine Kraft erprobt hat, zu einem anderen, um ihn erst recht zu peinigen. Man muß also die Menschen verschieden betrachten, muß sein Herz fest in der Hand halten, muß wählen: das sind unsere Leute, das sind fremde. Richtig ist das schon, aber nicht tröstlich."

Der Mutter fielen der Offizier und Saschenjka ein. Sie meinte seufzend:

„Nur gesiebtes Mehl gibt gutes Brot!"

„Da sitzt der Haken!" rief der Kleinrusse.

„Ja—a!" sagte die Mutter. In ihrem Gedächtnis tauchte jetzt die finstere, schwere Gestalt ihres Mannes auf wie ein großer, moosbewachsener Stein. Sie stellte sich den Kleinrussen als Nataschas Mann und ihren Sohn mit Saschenka verheiratet vor.

„Und woher kommt das?" fragte der Kleinrusse, sich ereifernd. „Das ist so sonnenklar, daß es beinahe lächerlich ist. Es kommt daher, daß die Menschen nicht alle gleichgestellt sind. Laßt uns doch einmal alle gleich sein... alles, was der Verstand geschaffen und was die Hände erarbeitet haben, gleichmäßig verteilen! Hören wir auf, einander in der Knechtschaft der Furcht und des Hasses zu halten, im Bann der Dummheit und der Habsucht..."

So redeten sie jetzt oft.

Nachodka wurde wieder in der Fabrik eingestellt, gab der Mutter seinen ganzen Verdienst, und sie nahm das Geld ebenso ruhig entgegen wie aus Pawels Händen.

Bisweilen fragte Andrej die Mutter mit lachenden Augen: „Wollen wir nicht ein bißchen lesen, Mütterchen?"

Sie wehrte scherzend, aber energisch ab; sein Lächeln machte sie verlegen, und sie dachte etwas gekränkt:

„Wozu denn, wenn du doch nur lachst?"

Dabei fragte sie ihn immer häufiger bald nach diesem, bald nach jenem Wort, das ihr fremd war. Sie blickte zur Seite, und ihre Stimme klang gleich-

gültig. Er erriet aber, daß sie im geheimen lernte, verstand ihre Scheu und forderte sie nicht weiter auf, mit ihm zu lesen. Sie erklärte bald:

„Meine Augen werden schwach, Andrjuscha. Ich müßte eine Brille haben."

„Eine feine Idee!" erwiderte er. „Am Sonntag gehe ich mit Ihnen in die Stadt, bringe Sie zu einem Augenarzt, und dann bekommen Sie eine Brille."

19

Sie war schon dreimal darum eingekommen, Pawel sehen zu dürfen, und jedesmal hatte der alte Gendarmeriegeneral, ein Graukopf mit blauroten Backen und langer Nase, sie freundlich abgewiesen.

„In acht Tagen, Frauchen, früher nicht! In acht Tagen wollen wir mal sehen..."

Er war ein rundes, wohlgenährtes Männlein, das sie an eine reife, etwas faulige, mit dichtem Schimmel bedeckte Pflaume erinnerte. Er stocherte beständig mit einem gelben Stäbchen in seinen kleinen, weißen Zähnen, seine grünlichen Augen lächelten freundlich, und seine Stimme klang liebenswürdig. „Der ist höflich!" sagte sie nachdenklich zu dem Kleinrussen. „Er lächelt immer..."

„Ja, ja!" stimmte der Kleinrusse bei. „Die Leute sind soweit ganz nett, sie sind freundlich und liebenswürdig. Sagt man ihnen: Schaut her, hier ist ein kluger, rechtschaffener Mann, der uns aber gefährlich ist, hängt ihn auf! — so lächeln sie und hängen ihn auf, und nachher lächeln sie ruhig weiter."

„Der bei der Haussuchung bei uns war, war mehr geradeheraus", stellte die Mutter einen Vergleich an. „Man sah sofort, daß er ein Hund ist."

„Die sind alle gar keine Menschen, sondern wie Hämmer, die die Leute dumm schlagen. Instrumente, mit denen unsereins bearbeitet wird, damit wir fügsam werden. Sie sind schon passend hergerichtet für die Hand, die uns lenkt, sie können alles tun, was von ihnen verlangt wird, ohne viel zu denken und zu fragen, wozu es nötig ist."

Endlich gestattete man ihr den Besuch, und am Sonntag saß sie schüchtern in einer Ecke der Gefängniskanzlei. Außer ihr waren in dem schmutzigen engen Zimmer mit niedriger Decke noch einige Personen, die ebenfalls jemand besuchen wollten. Sie waren anscheinend nicht zum erstenmal hier und kannten einander: träge und langsam entspann sich zwischen ihnen eine leise, wie Spinngewebe klebrige Unterhaltung.

„Haben Sie gehört?" sagte eine starke Frau mit welkem Gesicht, die eine Reisetasche auf dem Schoß hielt. „Heute bei der Frühmesse hat der Dirigent wieder einem Chorknaben ein Ohr eingerissen..."

Ein älterer Mann, in der Uniform eines verabschiedeten Militärs, hustete laut und bemerkte:

„Die Chorknaben sind Lümmels!"

In der Kanzlei lief geschäftig ein kleiner, kahlköpfiger Mensch mit kurzen Beinen, langen Armen und vorspringendem Kinn umher. Er redete unaufhörlich mit ängstlicher, schriller Stimme:

„Das Leben wird immer teurer, davon werden auch die Menschen schlechter... Rindfleisch zweiter Sorte kostet vierzehn Kopeken das Pfund, Brot wieder zweieinhalb."

Hin und wieder kamen graue, ganz gleich aussehende Sträflinge in schweren Lederschuhen herein. Wenn sie in das halbdunkle Zimmer traten, blinzelten sie. Einer trug klirrende Ketten an den Füßen.

Alles wickelte sich seltsam ruhig und unangenehm einfach ab. Alle schienen sich längst an ihre Lage gewöhnt zu haben: die einen saßen ruhig da, die andern paßten träge auf, die dritten besuchten regelmäßig und müde die Häftlinge. Das Herz der Mutter zitterte vor Ungeduld, und sie blickte, erstaunt über diese drückende Einförmigkeit, alles um sich herum verständnislos an.

Neben der Wlassowa saß eine kleine Alte mit runzeligem Gesicht, aber jungen Augen. Sie drehte den dünnen Hals hin und her, horchte auf die Unterhaltung und starrte alle Anwesenden sonderbar eifrig an.

„Wen haben Sie denn hier?" fragte die Wlassowa sie leise.

„Meinen Sohn, einen Studenten", erwiderte die Alte laut und schnell. „Und Sie?"

„Auch einen Sohn, einen Arbeiter."

„Wie heißt er?"

„Wlassow."

„Den Namen habe ich nicht gehört. Sitzt er schon lange?"

„Die siebente Woche..."

„Und meiner den zehnten Monat!" sagte die Alte, und in ihrer Stimme hörte die Wlassowa etwas Eigentümliches, wie Stolz, heraus.

„Ja, ja", ließ sich der kahlköpfige Alte vernehmen. „Die Geduld reißt ... Alle sind verärgert, alle schreien, und alles steigt im Preise. Die Menschen werden entsprechend billiger ... Versöhnende Stimmen hört man gar nicht mehr."

„Sehr richtig!" sagte der Militär. „Ein Skandal! Da muß einmal eine energische Stimme dazwischenrufen: ‚Maul halten!' Das brauchen wir! Eine energische Stimme!"

Die Unterhaltung wurde allgemein und lebhaft. Jeder beeilte sich, seine Ansicht vom Leben zu äußern, aber alle sprachen halblaut, und bei allen fühlte die Mutter etwas Fremdes. Bei ihr zu Hause sprach man verständlicher, einfacher und lauter.

Ein dicker Aufseher mit viereckigem, rötlichem Bart rief ihren Namen, betrachtete sie von Kopf bis Fuß und humpelte mit den Worten: „Komm mit!" ihr voran.

Sie ging hinterher und hätte den Aufseher am liebsten in den Rücken gestoßen, damit er schneller gehe. In einem kleinen Zimmer stand Pawel, lächelte und streckte ihr die Hand entgegen. Die Mutter ergriff sie, blinzelte, lachte auf, fand keine Worte und wiederholte nur:

„Guten Tag ... Guten Tag ...“

„Na, beruhige dich, Mama!“ sagte Pawel, ihr die Hand drückend.

„Schon gut, schon gut!“

„So, seine Mutter ist's!“ sagte der Aufseher mit einem Seufzer. „Übrigens ... treten Sie etwas auseinander ... so, daß ein Abstand bleibt ...“

Und er gähnte laut. Pawel fragte sie nach ihrem Befinden und wie es zu Hause stünde. Sie hatte andere Fragen erwartet, suchte diese in seinen Augen und fand sie nicht. Er war wie immer ruhig, nur sein Gesicht war blaß, und die Augen schienen noch größer geworden zu sein.

„Sascha läßt grüßen!“ sagte sie.

Pawels Lider zitterten, sein Gesicht wurde milder, und er lächelte. Im Herzen der Mutter wallte Bitterkeit auf.

„Sie werden dich doch bald freilassen?“ fragte sie gekränkt und gereizt. „Warum haben sie dich eingesperrt? Die Flugblätter sind ja wieder erschienen ...“

Pawels Augen leuchteten.

„Wirklich?“ fragte er schnell.

„Über solche Dinge dürfen Sie nicht reden!“ erklärte der Aufseher träge. „Nur über Familienangelegenheiten.“

„Ist das denn keine Familienangelegenheit?“ erwiderte die Mutter.

„Das weiß ich nicht. Ich sage nur, es ist verboten!“ blieb der Aufseher gleichgültig bei seiner Weisung.

„Also, sprich von zu Hause, Mutter“, sagte Pawel. „Was machst du denn?“

Sie verspürte eine Art jugendlichen Trotzes in sich und erwiderte:

„Ich bringe jetzt allerhand in die Fabrik ...“ Dann stockte sie und fuhr lächelnd fort:

„Kohlsuppe, Grütze, lauter Essen von Marja — und andere Kost.“

Pawel verstand. Sein Gesicht zitterte von verhaltenem Lachen, er strich das Haar zurück und sagte in freundlichem Ton, wie sie ihn noch nie von ihm gehört:

„Da hast du ja Arbeit, hast keine Langeweile!“

„Seitdem die Schriften wieder erscheinen, durchsucht man mich auch“, erklärte sie nicht ohne Stolz.

„Redet ihr schon wieder davon“, sagte der Aufseher etwas gekränkt. „Ich sage, das darf nicht sein. Er ist eingesperrt, damit er nichts erfährt, und du fängst immer wieder davon an. Du mußt doch einsehen, daß das nicht geht.“

„Also, laß das, Mutter!“ sagte Pawel. „Matwej Iwanowitsch ist ein braver Mensch, wir müssen ihn nicht ärgern. Wir stehen gut miteinander ... Er ist heute zufällig hier, gewöhnlich paßt der Gehilfe des Direktors auf.“

„Die Zeit ist um!“ erklärte der Aufseher mit einem Blick auf die Uhr.

„Nun, ich danke dir, Mama!“ sagte Pawel. „Habe Dank, Teuerste. Mach dir keine Sorge! Ich komme bald frei.“

Er umarmte sie herzhaft, küßte sie; gerührt und glücklich brach sie in Tränen aus.

„Nun, trennt euch!“ sagte der Aufseher und brummte, während er die Mutter hinausbegleitete:

„Weine nicht, er kommt frei! Alle kommen frei. Es ist kein Platz ...“

Zu Hause sagte sie zu dem Kleinrussen:

„Ich habe es ihm fein gesteckt. Er hat es verstanden!“ Und seufzte traurig.

„Ja, er hat es verstanden! Sonst wäre er nicht so lieb gewesen. Das war er niemals!“

„Da haben wir's!“ lachte der Kleinrusse. „Der eine wünscht dies, der andere jenes, eine Mutter aber will immer Liebe.“

„Was das doch für Menschen sind, Andrjuscha!“ rief sie plötzlich ganz verwundert aus. „Wie sie sich an alles gewöhnt haben! Da hat man ihnen ihre Kinder genommen, hat sie ins Gefängnis geworfen, und das ficht sie gar nicht an, sie kommen hin, sitzen da, warten und unterhalten sich. Wenn gebildete Leute es so leicht nehmen, was soll man dann von dem einfachen Volke sagen?“

„Das ist ganz klar!“ sagte der Kleinrusse mit einem spöttischen Lächeln. „Gegen die feinen Leute ist das Gesetz immerhin etwas freundlicher als gegen uns, sie haben es ja auch viel nötiger als wir. Und wenn schon ein Gesetz sie einmal vor den Kopf stößt, machen sie ein böses Gesicht, aber es ist nicht so schlimm. Der eigene Stock tut nicht so weh!“

20

Eines Abends saß die Mutter am Tisch und strickte Strümpfe, der Kleinrusse aber las aus einem Buch über den römischen Sklavenaufstand vor. Plötzlich klopfte jemand kräftig, und als der Kleinrusse öffnete, trat Wessowtschikow mit einem Bündel unter dem Arm ein. Seine Mütze war in den Nacken geschoben und die Beine bis an die Knie mit Kot bespritzt.

„Ich kam vorbei und sah bei euch Licht. Da wollte ich einmal guten Abend sagen. Ich komme direkt aus dem Gefängnis!“ sagte er in einem eigenen Ton, ergriff die Hand der Wlassowa, schüttelte sie kräftig und fügte hinzu:

„Pawel läßt grüßen ...“

Dann setzte er sich unschlüssig und ließ seine Blicke finster und argwöhnisch durch das Zimmer schweifen.

Er gefiel der Mutter nicht; in seinem eckigen, kurzgeschorenen Kopf und in seinen kleinen Augen lag etwas, was sie stets erschreckte. Aber jetzt freute sie sich über ihn und sagte lebhaft, mit einem freundlichen Lächeln:

„Wie elend du aussiehst! ... Komm, Andrjuscha, wir wollen ihm Tee geben ...“

„Ich mache gleich den Samowar fertig!“ rief der Kleinrusse aus der Küche.

„Nun, was macht Pawel? ... Hat man noch jemand freigelassen oder nur dich?“

Nikolai antwortete:

„Pawel sitzt noch und muß dulden! Ich bin allein freigelassen!“ Er sah die Mutter an und preßte langsam durch die Zähne:

„Ich habe ihnen gesagt: ‚Jetzt ist's genug, laßt mich frei, sonst bringe ich jemand um und mich selbst auch.‘ Da haben sie mich freigelassen.“

„So — so!“ Die Mutter rückte von ihm ab und blinzelte unwillkürlich, als ihr Blick dem seiner schmalen, scharfen Augen begegnete.

„Wie geht's Fedja Masin?“ rief der Kleinrusse aus der Küche. „Macht er immer noch Verse?“

„Ja“, erwiderte Nikolai. „Ich verstehe das aber nicht! Er ist doch kein Zeisig! Man hat ihn in einen Käfig gesteckt, und er singt! Ich weiß nur eins: ich mag nicht nach Hause gehen!“

„Was hast du auch zu Hause?“ meinte die Mutter nachdenklich. „Alles öde, der Ofen nicht geheizt, alles kalt.“

Er schwieg. Dann zog er eine Schachtel Zigaretten aus der Tasche, zündete sich langsam eine an, blickte auf die grauen Rauchwolken, die vor seinem Gesicht dahinschmolzen, und lachte kurz auf wie ein mürrischer Hund.

„Ja, dort muß es kalt sein. Auf dem Fußboden liegen erfrorene Schaben und Mäuse. Laß mich bei dir übernachten, Pelageja Nilowna! Darf ich?“ fragte er dumpf, ohne sie anzusehen.

„Aber natürlich, mein Lieber“, sagte die Mutter schnell. Sie fühlte sich unbehaglich und unfrei neben ihm.

„Jetzt ist es so weit gekommen, daß sich die Kinder ihrer Eltern schämen.“

„Was?“ fragte die Mutter zusammenfahrend.

Er sah sie an, schloß die Augen, und sein pockennarbiges Gesicht sah wie blind aus.

„Die Kinder schämen sich ihrer Eltern, sage ich!“ wiederholte er, laut seufzend. „Pawel wird sich deiner nie schämen müssen, aber ich schäme mich meines Vaters. Und in sein Haus gehe ich nicht mehr. Ich habe keinen Vater und kein Haus. Man hat mich unter Polizeiaufsicht gestellt, sonst wäre ich nach Sibirien gegangen ... Ich würde dort Verbannte befreien, ihnen zur Flucht verhelfen.“

Die Mutter erkannte zartfühlend, daß diesem Menschen schwer ums Herz war, aber sein Weh erweckte kein Mitleid in ihr.

„Ja! Wenn es so ist, dann gehst du am besten fort!“ sagte sie, um ihn durch ihr Schweigen nicht zu verletzen.

Aus der Küche kam Andrej und rief lächelnd:

„Was predigst du da?“

Die Mutter stand auf und sagte:

„Ich muß etwas zu essen machen.“

Wessowtschikow blickte unverwandt den Kleinrussen an und erklärte plötzlich:

„Ich bin der Meinung, daß man gewisse Leute totschlagen muß.“

„Oho! Warum denn das?“ fragte der Kleinrusse.

„Damit sie verschwinden ...“

Der Kleinrusse stand groß und hager mitten im Zimmer, wiegte sich auf den Beinen, hatte die Hände in die Taschen gesteckt und musterte Nikolai von oben bis unten. Nikolai aber saß, von Rauchwolken eingehüllt, auf dem Stuhl, und auf seinem grauen Gesicht traten rote Flecke hervor.

„Issai Gorbow werde ich kaltmachen. Du wirst schon sehen.“

„Weshalb?“ fragte der Kleinrusse.

„Er soll das Spionieren und Angeben sein lassen. Er hat den Vater ins Verderben gestürzt, er macht ihn jetzt zum Spitzel“, sagte Wessowtschikow finster-feindselig und blickte Andrej an.

„Ach so!“ rief der Kleinrusse, „aber wer macht dir deswegen Vorwürfe? Das können doch nur Narren tun.“

„Narren und Kluge — sind alle mit einem Wasser gewaschen!“ sagte Nikolai fest. „Du bist klug, und Pawel ist's auch. Aber bin ich für euch etwa ebensoviel wie Fedja Masin oder wie Samoilow oder ihr beide füreinander? Lüge nicht, ich glaube dir doch nicht. Alle schiebt ihr mich beiseite, zieht euch von mir zurück.“

„Dein Herz ist wund, Nikolai!“ sagte der Kleinrusse freundlich und setzte sich neben ihn.

„Ja! Euch geht es ebenso! Aber eure Wunden scheinen euch vornehmer als meine. Wir alle sind uns gegenseitig Pack, das sage ich dir. Was kannst du mir darauf antworten? Nun?“

Er blickte mit seinen scharfen Augen lauernd auf Andrej.

Sein buntes Gesicht war unbeweglich, aber über die dicken Lippen lief ein Zittern, als hätte er sie sich verbrannt.

„Ich werde dir gar nichts darauf antworten! begann der Kleinrusse und begegnete dem feindseligen Blick Wessowtschikows mit einem trüben Lächeln seiner blauen Augen. „Ich weiß ja, wer mit jemandem streitet, dem das Herz aus allen Wunden blutet — der kränkt ihn nur. Das weiß ich, Bruder!“

„Mit mir kann man nicht streiten, ich verstehe es nicht!“ brummte Nikolai und schlug die Augen nieder.

„Ich denke“, fuhr der Kleinrusse fort, „jeder von uns ist mit bloßen Füßen über Glasscherben

gegangen, jeder hat in einer dunkeln Stunde dieselbe Qual gehabt wie du..."

„Du kannst mir nichts sagen!" erwiderte Wessowtschikow langsam. „Meine Seele heult wie ein Wolf!"

„Ich will auch nicht! Ich weiß nur eins — es geht auch bei dir vorüber. Vielleicht nicht ganz, aber es vergeht!"

Er klopfte Nikolai auf die Schulter und fuhr fort:

„Sieh, Bruder, das ist eine Kinderkrankheit wie die Masern. Wir alle leiden daran, die Starken weniger, die Schwachen mehr. Sie befällt unsereinen, wenn der Mensch sich selbst findet, aber das Leben und den eigenen Platz in ihm sieht er noch nicht. Du denkst, du bist ganz allein auf Erden so was Feines, und alle wollen dich verspeisen. Nach einiger Zeit siehst du aber ein, daß das Gute in deiner Seele sich auch bei andern findet — und dann wird's dir leichter ums Herz, und du schämst dich: was brauchtest du so hoch auf den Glockenturm zu steigen, wo doch dein Glöckchen so klein ist, daß man es beim Festgeläute gar nicht hörte? Später siehst du, daß im Chor auch dein Läuten zu hören ist; bist du aber allein, so ersäufen es die großen Glocken in der mächtigen Flut ihrer Töne wie eine Fliege im Öl. Verstehst du, was ich sage?"

„Vielleicht verstehe ich es!" nickte Nikolai. „Aber ich glaube es nicht!"

Der Kleinrusse sprang lachend auf und lief geräuschvoll hin und her.

„Ich habe es auch einmal nicht geglaubt ... Ach, du ... Heufuder!"

„Warum denn Heufuder?" fuhr Nikolai den Kleinrussen finster an.

„Weil du gerade so aussiehst!"

Plötzlich riß Wessowtschikow den Mund weit auf und brach in ein lautes Gelächter aus.

„Was hast du?" fragte der Kleinrusse erstaunt und blieb vor ihm stehen.

„Ich dachte, wer dich kränken will, zieht stets den kürzeren."

„Womit willst du mich denn kränken?"

„Ich weiß nicht!" sagte Wessowtschikow, gutmütig und herablassend lächelnd. „Ich sage nur, der muß sich schämen, der dir was zuleide tut!"

„Was dir nicht alles einfällt!" lachte der Kleinrusse.

„Andrjuscha!" rief die Mutter aus der Küche.

Andrej ging hinaus.

Wessowtschikow blieb allein. Er blickte sich um, streckte seinen Fuß mit dem schweren Stiefel aus, betrachtete ihn, beugte sich vornüber und befühlte seine dicke Wade. Dann hielt er die Hand ans Gesicht und betrachtete sie aufmerksam. Er hatte eine dicke, gelb behaarte Hand mit kurzen Fingern.

Als Andrej den Samowar brachte, stand Wessowtschikow vor dem Spiegel und empfing ihn mit folgenden Worten:

„Ich hab' mir meine Fresse lange nicht angesehen..."

Und fügte grinsend und kopfschüttelnd hinzu:

„Garstig ist sie schon!"

„Was ist denn dabei?" sagte Andrej und sah ihn neugierig an.

„Saschenka sagt: ‚Das Gesicht ist der Spiegel der Seele!'" sagte Nikolai langsam.

„Aber das stimmt nicht!" rief der Kleinrusse. „Ihre Nase ist wie ein Haken, die Backenknochen wie eine Schere, ihr Herz aber ist ein heller Stern!"

Wessowtschikow sah ihn an und lachte.

Sie setzten sich zu Tisch.

Wessowtschikow nahm eine große Kartoffel, bestreute ein Stück Brot ausgiebig mit Salz und begann langsam und ruhig wie ein Ochse zu kauen.

„Wie geht es hier?" fragte er mit vollem Mund.

Als Andrej ihm vergnügt erzählte, daß die Propaganda in der Fabrik zunähme, meinte er wieder finster und dumpf:

„Das dauert alles zu lange, viel zu lange. Es muß schneller gehen!"

Die Mutter blickte ihn an, und in ihrem Innern regte sich ein feindseliges Gefühl gegen diesen Menschen.

„Das Leben ist kein Pferd, man kann es nicht mit der Peitsche antreiben", sagte Andrej.

Wessowtschikow schüttelte störrisch den Kopf.

„Es dauert zu lange! Ich habe keine Geduld. Was soll ich tun?"

Er machte eine hilflose Handbewegung, blickte dem Kleinrussen ins Gesicht und wartete auf Antwort.

„Wir alle müssen lernen und andere lehren, das ist unsere Aufgabe!" sagte Andrej mit gesenktem Kopf.

Wessowtschikow fragte:

„Und wann werden wir losschlagen?"

„Daß man uns vorher manches liebe Mal verprügeln wird, das weiß ich!" erwiderte der Kleinrusse lachend. „Wann wir aber vom Leder ziehen, das weiß ich nicht! Siehst du, wir müssen erst den Kopf und dann die Hände bewaffnen, meine ich."

Nikolai begann wieder zu essen. Die Mutter musterte heimlich sein breites Gesicht und suchte in ihm einen Zug zu entdecken, der sie mit seiner schweren, vierschrötigen Gestalt aussöhnte. Und als sie seinen kleinen, stechenden Augen begegnete, bewegte sie scheu die Brauen. Andrej war unruhig — plötzlich begann er zu reden, lachte, brach dann seine Rede ab und pfiff.

Die Mutter glaubte seine Unruhe zu verstehen. Nikolai aber saß schweigend da, und, wenn der Kleinrusse ihn nach irgend etwas fragte, antwortete er kurz und mit sichtbarer Unlust.

Den beiden Bewohnern des kleinen Hauses wurde es in dem engen Zimmer beklommen und schwül

zumute, bald blickte der eine, bald der andere flüchtig auf den Gast.

Endlich stand er auf und sagte:

„Ich ginge gern schlafen, ich war so lange eingesperrt, nun bin ich plötzlich freigekommen, bin zu Fuß gegangen, das macht müde."

Als er in die Küche gegangen war und nach kurzem Herumkramen dann ganz still wurde, flüsterte die Mutter Andrej, ängstlich lauschend, zu:

„Er denkt an schreckliche Dinge ..."

„Ja, er ist schwer zu behandeln!" stimmte ihr der Kleinrusse bei und schüttelte den Kopf. „Aber das geht vorüber! Es war bei mir ebenso ... Wenn die Flamme im Herzen nicht hell brennt, sammelt sich viel Ruß an. Na, Mütterchen, Sie sollten auch schlafen gehen, ich bleibe noch ein Weilchen sitzen und lese."

Sie ging in die Ecke, wo hinter einem Kattunvorhang ihr Bett stand, und Andrej, der am Tisch saß, hörte noch lange ihr inbrünstiges Beten und Seufzen. Er blätterte die Seiten schnell um, rieb sich erregt die Stirn, drehte mit seinen langen Fingern den Schnurrbart und scharrte mit den Füßen. Der Uhrpendel tickte, draußen stöhnte der Wind.

Und die leise Stimme der Mutter sprach:

„Ach Gott, so viele Menschen gibt es, und jeder stöhnt auf seine Art! Aber wo gibt es denn frohe Menschen?"

„Doch, die gibt es auch. Bald werden es viele sein", erwiderte der Kleinrusse.

21

Das Leben floß schnell dahin, die Tage waren bunt und mannigfaltig. Jeder Tag brachte etwas Neues, aber das beunruhigte die Mutter schon nicht mehr. Immer häufiger erschienen abends unbekannte Leute; sie unterhielten sich eifrig mit Andrej und gingen spät nachts mit hochgeklapptem Kragen, die Mütze tief in die Augen gezogen, vorsichtig und geräuschlos in der Dunkelheit fort. Man fühlte in allen die verhaltene Erregung, es war, als wollten sie singen und lachen; sie hatten aber keine Zeit dazu, hatten stets Eile. Die einen waren spöttisch und ernst, die andern fröhlich, übermütig in der Kraft ihrer Jugend, die dritten nachdenklich still. Alle hatten in den Augen der Mutter etwas Hartnäckiges, Zuversichtliches, und, obwohl jeder sein eigenes Gesicht hatte, flossen für sie alle diese Gesichter in ein einziges, hageres, ruhig entschlossenes, helles Gesicht zusammen, mit tiefem, freundlichem und strengem Blick der dunkeln Augen, wie der Blick Christi auf dem Wege nach Emmaus.

Die Mutter zählte sie, versammelte sie in Gedanken um Pawel — in dieser Menge war er für seine Feinde nicht bemerkbar.

Eines Tages kam ein munteres junges Mädchen mit lockigem Haar aus der Stadt; sie brachte ein Paket für Andrej und sagte beim Abschied zur Wlassowa mit strahlenden Augen:

„Auf Wiedersehen, Genossin!"

„Auf Wiedersehen", erwiderte die Mutter, ein Lächeln unterdrückend.

Und als sie das junge Mädchen hinausgeleitet hatte, trat sie ans Fenster und sah lächelnd, wie auf der Straße mit kleinen Schritten ihre „Genossin" dahintrippelte, frisch wie eine Blume des Lenzes und leicht wie ein Schmetterling.

„Genossin!" dachte die Mutter, als der Besuch verschwunden war. „Ach, du liebes Ding! Gebe Gott dir einen braven Genossen fürs ganze Leben."

Sie bemerkte oft an den Besuchern aus der Stadt etwas Kindliches und lächelte nachsichtig darüber. Sie war gerührt und freudig überrascht über ihren Glauben, dessen Tiefe sie immer klarer fühlte. Ihre Träume vom Triumph der Gerechtigkeit taten ihr wohl und erwärmten sie. Wenn sie ihnen zuhörte, machte ein unklarer Kummer sie seufzen. Besonders rührten sie ihre Einfachheit und ihre prächtige freigebige Uneigennützigkeit.

Sie verstand schon vieles von dem, was sie über das Leben sagten, fühlte, daß sie wirklich die wahre Quelle des Unglücks aller Menschen entdeckt hatten, und war gewohnt, ihren Gedanken beizustimmen. In der Tiefe ihres Herzens glaubte sie aber nicht, daß sie das Leben nach ihrer Art würden umgestalten können und daß ihre Kräfte ausreichen würden, die ganze arbeitende Bevölkerung in ihre Bewegung hineinzuziehen. Jeder will sich heute satt essen, und niemand will seine Mahlzeit auch nur auf morgen verschieben, wenn er sie sofort haben kann. Nur wenige werden den weiten, beschwerlichen Weg gehen, nur wenige werden das Märchenreich menschlicher Verbrüderung am Ende des Weges mit eigenen Augen sehen. Deshalb kamen ihr alle diese guten Menschen trotz ihren Bärten und bisweilen so müden Gesichter wie Kinder vor.

„Ihr lieben Leute!" dachte sie mit einem Kopfschütteln.

Alle führten sie aber schon jetzt ein schönes, ernstes, verständiges Leben, sprachen über das Gute und suchten andere das zu lehren, was sie wußten, und taten das, ohne sich zu schonen. Sie verstand, daß man dieses Leben trotz seiner Gefahr lieben könne, und blickte seufzend rückwärts, wo ihre Vergangenheit sich wie ein dunkler, schmaler Streifen hinzog. Unmerklich bildete sich bei ihr das ruhige Bewußtsein ihrer Unentbehrlichkeit für dieses neue Leben aus. Früher hatte sie nie das Gefühl gehabt, daß jemand sie brauche; jetzt aber sah sie deutlich, daß viele ihrer bedurften, und das war ihr neu, angenehm und ließ sie den Kopf hoch tragen.

Sie brachte regelmäßig ihre Flugblätter in die Fabrik und sah das als ihre Pflicht an. Die Spitzel gewöhnten sich schließlich daran, sie immer zu sehen. Ein paarmal hatte man sie durchsucht, aber

immer erst einen Tag, nachdem die Blätter in die Fabrik gelangt waren. Wenn sie nichts bei sich hatte, wußte sie den Argwohn der Spitzel und Wächter zu erregen, sie nahmen sie fest und durchsuchten sie gründlich; dann stellte sie sich beleidigt, stritt mit ihnen herum und ging, nachdem sie sie blamiert hatte, stolz über ihre Geschicklichkeit von dannen. Dieses Spiel machte ihr Spaß.

Wessowtschikow wurde in der Fabrik nicht wieder eingestellt, er fand Arbeit bei einem Holzhändler und fuhr mit Balken, Brettern und Brennholz durch die Vorstadt. Die Mutter sah ihn fast täglich: seine beiden Rappen schritten, die vor Anstrengung zitternden Beine steil aufstemmend, langsam vorwärts; sie waren beide alt und knochig, ihre Köpfe nickten müde und trübselig, die erloschenen Augen blinzelten gequält. Sie zogen einen wackelnden, langen, nassen Balken oder einen Haufen Bretter hinter sich her, deren Enden laut klapperten, und daneben schritt Nikolai mit schlaffen Zügeln, zerlumpt und schmutzig, in schweren Stiefeln, die Mütze im Nakken, plump wie ein aus der Erde gegrabener Baumstumpf. Er wiegt den Kopf hin und her und schaut vor sich auf die Erde. Seine Pferde laufen blindlings auf Wagen und Menschen los, die ihnen in den Weg kommen; um ihn herum summen wie ein Hummelschwarm zornige Schimpfworte, und lautes Geschrei durchschneidet die Luft. Er sieht nicht auf, gibt keine Antwort, pfeift scharf und durchdringend und brummt den Pferden zu:

„Nu — los!"

Jedesmal, wenn sich die Genossen bei Andrej versammelten, um eine ausländische Zeitung oder eine Broschüre zu lesen, kam auch Nikolai, setzte sich in eine Ecke und hörte schweigend ein, zwei Stunden zu. Wenn die Lektüre beendet war, diskutierte die Jugend lange; Wessowtschikow aber nahm an den Wortgefechten nicht teil. Er blieb am längsten, und, wenn er Andrej allein gegenübersaß, legte er ihm die mürrische Frage vor:

„Und wer hat die meiste Schuld?"

„Ja, siehst du, die Schuld hat derjenige, der zuerst gesagt hat: Das gehört mir! Dieser Mensch ist schon vor einigen tausend Jahren gestorben, und es hat weiter keinen Zweck, ihm böse zu sein!" erwiderte der Kleinrusse scherzend, aber seine Augen blickten unruhig drein.

„Aber die Reichen? Und die für sie eintreten?"

Der Kleinrusse griff sich an den Kopf, zog an seinem Schnurrbart und sprach lange und schlicht über das Leben und die Menschen. Bei ihm aber kam es immer darauf hinaus, daß alle, ohne Ausnahme, Schuld trügen, und das befriedigte Nikolai nicht. Die dicken Lippen dicht zusammenpressend, schüttelte er ablehnend den Kopf, erklärte mißtrauisch, das sei nicht richtig, und ging dann unzufrieden und finster fort.

Eines Tages sagte er:

„Nein, irgend jemand muß schuld haben... und die Leute sind hier! Ich sage dir — wir müssen unser ganzes Leben wie ein Feld voll Unkraut umpflügen... ohne Gnade!"

„So hat eines Tages der Listenführer Issai von euch gesprochen!" mischte sich die Mutter ein.

„Issai?" fragte Wessowtschikow nach kurzem Schweigen.

„Ja, er ist ein böser Mensch! Er schnüffelt überall herum, fragt die Leute aus, läuft jetzt auch in unserer Straße herum und guckt zum Fenster herein."

„Guckt zum Fenster herein?" wiederholte Nikolai.

Die Mutter lag schon im Bett und konnte sein Gesicht nicht sehen. Aber sie begriff, daß sie zuviel gesagt hatte, denn der Kleinrusse lenkte hastig ein:

„Laß ihn doch gehen und gucken! Er hat viel freie Zeit, da geht er eben spazieren..."

„Nein, wart mal!" sagte Nikolai dumpf. „Er hat schuld!"

„Woran?" fragte der Kleinrusse schnell. „Daß er dumm ist?"

Wessowtschikow gab ihm keine Antwort und ging fort.

Der Kleinrusse schritt langsam und müde im Zimmer auf und ab, mit seinen dünnen Spinnenbeinen leise schurrend. Die Stiefel hatte er wie immer ausgezogen, um keinen Lärm zu machen und die Wlassowa nicht zu stören. Aber sie schlief nicht, und, als Nikolai fort war, sagte sie unruhig:

„Ich habe Angst vor ihm!"

„Ja—a!" erwiderte der Kleinrusse gedehnt. „Ein aufgeregter Knabe. Sie sollten nicht mit ihm über Issai reden, Mütterchen... Der spioniert tatsächlich!"

„Was Wunder! Sein Gevatter ist ja Gendarm!" bemerkte die Mutter.

„Ich fürchte, Nikolai prügelt ihn noch mal durch", gab der Kleinrusse seiner Befürchtung Ausdruck. Da sehen Sie, welche Gefühle die Herren Kommandeure unseres Lebens bei den Gemeinen großgezogen haben. Wenn Menschen wie Nikolai das erlittene Unrecht einmal empfinden und ihre Geduld reißt, was kommt dann? Blut wird gen Himmel spritzen, und die Erde wird wie Seife davon schäumen...!"

„Das ist entsetzlich, Andrej!" rief die Mutter leise.

„Wer Fliegen verschluckt, muß sich erbrechen!" sagte Andrej nach kurzem Schweigen. „Und dennoch, Mütterchen, ist jeder Tropfen von ihrem Blut in Meeren von Volkstränen im voraus abgewaschen..."

Er lachte plötzlich leise auf und setzte hinzu:

„Richtig ist's schon... aber nicht tröstlich."

22

Als eines Feiertags die Mutter vom Kaufmann kam, die Tür öffnete und auf die Schwelle trat, wurde sie plötzlich von der Freude wie von einem

warmen Sommerregen überströmt — vom Zimmer her klang Pawels feste Stimme.

„Das ist sie!“ rief der Kleinrusse.

Die Mutter sah, wie sich Pawel schnell umwandte und wie in seinem Gesicht ein verheißungsvolles Gefühl aufleuchtete.

„Da bist du nun... wieder zu Hause...“, murmelte sie, ganz verwirrt von der Überraschung, und setzte sich nieder.

Bleich beugte er sich zu ihr hinab, in seinen Augenwinkeln schimmerten ein paar helle, kleine Tränen, und seine Lippen bebten. Er schwieg einen Augenblick, und die Mutter blickte ihn ebenfalls schweigend an.

Der Kleinrusse ging leise pfeifend mit gesenktem Kopf an ihnen vorüber in den Hof.

„Ich danke dir, Mama!“ begann Pawel mit tiefer Stimme und drückte ihre Hand mit seinen zitternden Fingern. „Ich danke dir, Liebe!“

Von dem Gesichtsausdruck und der Stimme ihres Sohnes freudig erschüttert, streichelte sie seinen Kopf, unterdrückte ihr heftiges Herzklopfen und sagte leise:

„Christus sei mit dir!... Wofür?“

„Ich danke dir dafür, daß du uns bei unserm großen Werk mithilfst!“ sagte er. „Wenn jemand eine Mutter sein eigen nennt, die ihm auch geistig nahesteht — so ist das ein seltenes Glück!“

Sie sog seine Worte schweigend und begierig ein und schwelgte im Anblick ihres Sohnes, der so strahlend und ihrem Herzen so nahe vor ihr stand.

„Ich habe gesehen, Mama, daß vieles dich kränkt, deine Seele schmerzt. Ich dachte, du würdest dich niemals mit uns aussöhnen, nie unsere Gedanken dir zu eigen machen, sondern nur schweigend dulden, wie du es dein ganzes Leben getan hast. Das war schwer!“

„Andrjuscha hat mich vieles verstehen gelehrt!“ flocht sie ein.

„Er hat mir von dir erzählt!“ sagte Pawel lächelnd.

„Jegor auch. Er ist mein Landsmann, Andrjuscha wollte mir sogar das Lesen beibringen.“

„Aber du geniertest dich und hast heimlich gelernt?“

„Hat er zugeguckt?“ rief die Mutter verlegen. Verwirrt durch die überströmende Freude, die ihr die Brust erfüllte, schlug sie vor:

„Du solltest ihn doch rufen! Er ist absichtlich fortgegangen, um uns nicht zu stören. Er hat keine Mutter.“

„Andrej!“ rief Pawel und öffnete die Flurtür, „wo bist du?“

„Hier. Ich will Holz spalten...“

„Komm her!“

„Ich komme schon.“

Er kam nicht gleich, und, als er in die Küche trat, bemerkte er ganz alltäglich:

„Wir müssen Nikolai sagen, daß er Holz bringt, es ist nicht mehr viel da. Sehen Sie, Mütterchen, wie gut Pawel aussieht? Anstatt zu strafen, füttert die Behörde die Rebellen auf.“

Die Mutter lachte, ihr Herz erstarb noch vor süßer Freude, sie war wie berauscht, aber schon rief ein Gefühl der Vorsicht in ihr den Wunsch wach, ihren Sohn wie immer ruhig zu sehen. In ihrer Seele war zu viel Schönes, und sie wünschte, die erste große Freude ihres Lebens möge gleich und für immer so stark und so lebhaft, wie sie gekommen, in ihrem Herzen erhalten bleiben. Und aus Furcht, ihr Glück zu mindern, deckte sie es schnell zu wie ein Vogelfänger einen zufällig gefangenen seltenen Vogel.

„Wir wollen essen!... Pascha, du hast doch noch nicht gegessen?“ meinte sie geschäftig.

„Nein. Ich habe gestern vom Aufseher erfahren, daß ich entlassen bin, und heute konnte ich weder essen noch trinken...“

„Der erste, der mir begegnete, war der alte Sisow“, erzählte Pawel. „Als er mich sah, kam er über die Straße und begrüßte mich. Ich sagte ihm, er solle jetzt vorsichtig mit mir sein, ich sei ein gefährlicher Mensch und stände unter Polizeiaufsicht. ‚Das macht nichts‘, sagte er. Und weißt du, wie er sich nach seinem Neffen erkundigte? ‚Hat Fjodor sich gut benommen?‘ fragte er. Was heißt, sich im Gefängnis gut benehmen? ‚Nun‘, meinte er, ‚hat er auch beim Verhör nicht über seine Kameraden geschwatzt?‘ Und als ich erwiderte, Fjodor sei ein braver, guter Junge, da strich er den Bart und erklärte stolz: ‚Wir Sisows haben keinen schlechten Menschen in unserer Familie...‘“

„Der Alte hat einen klugen Kopf!“ nickte der Kleinrusse. „Wir plaudern oft miteinander, er ist ein guter Kerl. Wird Fjodor bald entlassen?“

„Ich denke, sie werden alle entlassen! Man hat ja nichts, außer Issais Angaben, und was konnte der aussagen?“

Die Mutter ging hin und her und blickte ihren Sohn an. Andrej stand, die Hände auf dem Rücken verschränkt, am Fenster und hörte seiner Erzählung zu. Pawel ging im Zimmer auf und ab. Er trug jetzt einen Bart: kleine, feine, dunkle Haarringe kräuselten sich auf den Wangen und dämpften die braune Gesichtsfarbe.

„Setzt euch!“ forderte die Mutter auf und stellte das Essen auf den Tisch.

Beim Essen erzählte Andrej von Rybin, und, als er geendet hatte, rief Pawel bedauernd:

„Wäre ich zu Hause gewesen, ich hätte ihn nicht so fortgelassen! Was hat er nun mitgenommen? Inneren Aufruhr und Wirrwarr im Kopf.“

„Nun!“ meinte der Kleinrusse lächelnd, „wenn jemand vierzig Jahre alt ist und so lange mit den Bären in seinem Innern gekämpft hat, wird man ihn schwerlich noch ändern.“

Und es begann eines von jenen Wortgefechten, bei denen die Beteiligten Worte gebrauchten, die die Mutter nicht verstand. Das Mittagessen war zu Ende, aber sie überschütteten einander immer noch eifrig mit einem prasselnden Hagel von dunkeln Worten. Ab und zu jedoch sprachen sie ganz einfach.

„Wir müssen unsern Weg gehen und dürfen keinen Schritt von ihm abweichen!“ erklärte Pawel fest entschlossen.

„Und treffen unterwegs Millionen, die uns als Feinde entgegentreten!“ erwiderte der Kleinrusse.

Die Mutter hörte dem Wortgefecht zu, und ihr wurde klar, daß Pawel die Bauern nicht liebte, der Kleinrusse aber für sie eintrat und auseinandersetzte, man müsse auch die Bauern eines Besseren belehren. Sie verstand Andrej besser, und er schien ihr im Recht zu sein, aber jedesmal, wenn er Pawel etwas sagte, wartete sie ängstlich auf die Antwort ihres Sohnes, um möglichst schnell zu sehen, ob der Kleinrusse ihn auch nicht gekränkt habe. Aber sie schrien sich an, ohne einander etwas übelzunehmen.

Ab und zu fragte die Mutter ihren Sohn:

„Ist das wirklich so, Pascha?“

Und er antwortete lächelnd:

„Ja.“

„Sie, Herr“, sagte der Kleinrusse mit freundlicher Bosheit: „Sie haben reichlich gegessen, aber schlecht gekaut, da ist Ihnen ein Bissen im Hals steckengeblieben. Sie sollten sich den Rachen einmal ausputzen!“

„Red keinen Kohl!“ versetzte Pawel.

„Ich bin ja ernst wie beim Totenamt...“

Die Mutter schüttelte lächelnd den Kopf.

23

Der Frühling kam näher, der Schnee schmolz, und der unter ihm verborgene Schmutz und Ruß wurde sichtbar. Mit jedem Tag wurde der Schmutz augenfälliger, und die ganze Vorstadt sah wie in Lumpen gekleidet und ungewaschen aus. Tagsüber tropfte es von den Dächern, und die grauen Häuserwände dampften matt und schwitzten, nachts aber erglänzten weißliche Eiszapfen. Immer häufiger erschien die Sonne am Himmel, und die Bäche, die in den Sumpf rannen, fingen entschlossen an zu rauschen.

Man rüstete zur Feier des Ersten Mai.

In der Fabrik und in der Vorstadt erschienen Flugblätter, die die Bedeutung dieses Feiertags erklärten, und auch die von der Propaganda noch unberührte Jugend las sie und meinte:

„Das müssen wir machen!“

Wessowtschikow rief mit verdrießlichem Lachen:

„Es ist Zeit! Wir haben lange genug Versteck gespielt!“

Fedja Masin war kreuzvergnügt. Er war stark abgemagert und glich mit seinen unruhigen Bewegungen und Reden einer Lerche im Käfig. Ihn begleitete stets der schweigsame, über sein Alter hinaus ernste Jakow Somow, der jetzt in der Stadt arbeitete. Samoilow, dessen Haar im Gefängnis noch röter geworden war, Gussew, Bukin, Dragunow und noch einige erklärten es für notwendig, Waffen mitzunehmen; Pawel, der Kleinrusse, Somow und andere waren dagegen.

Von Zeit zu Zeit erschien Jegor, wie immer müde, schwitzend und keuchend, und scherzte:

„Es ist etwas Großes um eine Veränderung der bestehenden Ordnung, Genossen. Damit dieses Werk aber glücklich vonstatten geht, muß ich mir ein Paar neue Stiefel kaufen.“ Gleichzeitig deutete er auf seine schmutzigen, zerrissenen Stiefel. „Meine Galoschen sind ebenfalls unheilbar zerrissen, und nun hole ich mir jeden Tag nasse Füße. Ich will nicht eher in die Grube fahren, als bis wir uns öffentlich und laut von der alten Welt losgesagt haben, und deswegen verwerfe ich den Vorschlag des Genossen Samoilow bezüglich eines bewaffneten Umzuges und schlage vor, mich mit heilen Stiefeln zu bewaffnen, denn ich bin fest davon überzeugt, daß das für den Triumph des Sozialismus weit nützlicher ist als eine allgemeine Keilerei!...“

In derselben gezierten Redeweise erzählte er den Arbeitern Geschichten davon, wie das Volk in den verschiedenen Ländern versucht hätte, sein Leben leichter zu gestalten. Die Mutter hörte ihn gern an, und sie gewann aus seinen Reden einen sonderbaren Eindruck. Die allerschlimmsten Feinde des Volkes, die es am niederträchtigsten und häufigsten betrogen, waren kleine, gewissenlose, habgierige, schlaue und grausame Männchen mit dicken Bäuchen und roten Gesichtern. Wenn ihnen das Leben unter der Herrschaft der Zaren schwer wurde, hetzten sie die Volksmassen gegen die Zarenmacht, wenn aber das Volk sich erhob und dem Herrscher die Macht entwand, rissen diese Leute durch Betrug die Macht an sich und jagten das Volk in seine elenden Hütten zurück, sobald es sich aber gegen sie auflehnte, brachten sie die Menschen zu Hunderten und Tausenden um.

Eines Tages faßte sie sich ein Herz und beschrieb ihm dieses Bild, das er durch seine Reden hervorgerufen hatte, und fragte, verlegen lächelnd:

„Ist das wirklich so, Jegor Iwanowitsch?“

Er lachte laut auf, rollte die Augen, rang nach Atem und rieb sich die Brust mit beiden Händen.

„Es ist wahrhaftig so, Mama! Sie haben den Stier der Geschichte bei den Hörnern gepackt. Auf diesem gelblichen Grund haben Sie einige Ornamente und Verzierungen hinzugefügt, aber die ändern die Sache nicht! Tatsächlich sind solche Fettwänste die Hauptschuldigen und die giftigen Insekten, die das Volk auffressen. Die Franzosen nennen sie treffend Bourgeois. Behalten Sie das im Kopf, liebe Mama: ‚Bourgeois‘. Die fressen uns auf und saugen uns aus.“

„Das heißt die Reichen?“ sagte die Mutter.

„Stimmt! Darin liegt das Unglück. Wenn man einem Kind etwas Kupfer ins Essen tut, so wird das Wachstum der Knochen aufgehalten, und es wird ein Zwerg; und wenn man jemanden von klein auf mit Gold vergiftet, so wird seine Seele winzig, schlaff und grau, gerade wie ein Gummiball zu fünf Kopeken..."

Eines Tages sagte Pawel über Jegor:

„Weißt du, Andrej, am meisten Späße machen doch die Leute, denen das Herz ständig weh tut."

Der Kleinrusse schwieg, kniff die Augen zusammen und bemerkte:

„Wenn du recht hättest, so müßte ganz Rußland sich totlachen."

Auch Natascha kam wieder. Sie hatte ebenfalls im Gefängnis gesessen, in einer anderen Stadt. Aber das hatte sie nicht verändert. Die Mutter bemerkte, daß der Kleinrusse in ihrer Gegenwart lustiger wurde, mit Scherzen um sich warf, alle mit seiner freundlichen Bosheit neckte und Natascha zu fröhlichem Lachen brachte. Wenn sie aber ging, begann er seine traurigen, endlosen Lieder zu pfeifen und schritt lange, verdrießlich mit den Füßen schurrend, im Zimmer auf und ab.

Oft kam auch Sascha, immer finster, immer geschäftig, noch eckiger und herber als vordem.

Als Pawel sie einmal in den Flur hinausbegleitete und die Tür hinter sich nicht geschlossen hatte, hörte die Mutter folgende schnelle Unterhaltung:

„Sie tragen also die Fahne?" fragte das Mädchen.

„Ja."

„Ist das beschlossene Sache?"

„Ja. Es ist mein gutes Recht."

„Wollen Sie denn wieder ins Gefängnis?"

Pawel schwieg.

„Könnten Sie das nicht...", begann sie stockend.

„Was?" fragte Pawel.

„Einem andern überlassen?"

„Nein!" sagte er laut.

„Überlegen Sie doch; Sie haben so viel Einfluß. Alle schätzen Sie so hoch, Sie und Nachodka sind die Ersten hier. Was können Sie nicht alles tun, wenn Sie in Freiheit bleiben! Überlegen Sie es sich! Sie werden ja dafür verschickt werden, weit fort, auf lange!"

Es war der Mutter, als wenn in der Stimme des Mädchens bekannte Gefühle, Wehmut und Angst, mitsprächen. Und Saschas Worte fielen wie große Tropfen Eiswasser auf ihr Herz.

„Nein, ich bin fest entschlossen!" sagte Pawel. „Ich werde um keinen Preis darauf verzichten."

„Auch nicht, wenn ich Sie darum bitte?"

Pawel begann plötzlich schnell und streng:

„Sie dürfen nicht so reden, was soll das? Sie dürfen nicht!"

„Ich bin aber doch ein Mensch", sagte sie leise.

„Sie sind ein guter Mensch!" erwiderte Pawel ebenfalls leise, aber in einem ganz eigenen Ton, als fiele ihm das Atmen schwer. „Sie sind mir teuer! Und deshalb, deshalb dürfen Sie nicht so reden!"

„Leb wohl!" sagte das Mädchen.

Am Geräusch ihrer Schritte hörte die Mutter, daß sie schnell ging, fast lief. Pawel trat hinter ihr auf den Hof.

Schwere, bedrückende Angst legte sich auf die Brust der Mutter. Sie hatte nicht verstanden, worüber gesprochen wurde, fühlte aber, daß ihr Unheil drohte.

„Was will er tun?"

Pawel kam mit Andrej zurück, und der Kleinrusse sagte kopfschüttelnd:

„Ach, dieser Issaika; was soll man nur mit dem anfangen?"

„Man müßte ihm raten, sein Treiben aufzugeben!" antwortete Pawel finster.

„Pascha, was willst du tun?" fragte die Mutter, den Kopf senkend.

„Wann? jetzt?"

„Am Ersten ... am Ersten Mai?"

„Ach so!" rief Pawel gedämpft. „Ich trage unsere Fahne, schreite mit ihr an der Spitze des Zuges. Dafür wird man mich wahrscheinlich wieder ins Gefängnis stecken."

Die Augen der Mutter brannten, und sie spürte eine unangenehme Trockenheit im Mund. Er ergriff ihre Hand und streichelte sie.

„Ich muß das tun, versteh doch!"

„Ich sage ja nichts!" erwiderte sie, langsam den Kopf erhebend. Und als ihre Augen dem trotzigen Glanz seiner Augen begegneten, beugte sie wieder den Nacken.

Er ließ ihre Hand fahren, seufzte und sagte vorwurfsvoll:

„Du solltest nicht traurig sein, sondern dich freuen. Wann wird es Mütter geben, die ihre Kinder sogar freudig in den Tod schicken!"

„Sachte, sachte!" brummte der Kleinrusse. „Nicht zu stürmisch."

„Ich sage ja nichts", wiederholte die Mutter. „Ich hindere dich ja nicht. Aber wenn mir leid um dich ist, das ist bei einer Mutter doch zu verstehen..."

Er trat zur Seite und sprach die harten, scharfen Worte:

„Es gibt auch eine Liebe, die dem Menschen das Leben schwer macht."

Zitternd vor Angst, er könnte mit weiteren Worten ihr Herz noch mehr verletzen, sagte sie rasch:

„Hör auf, Pawel! Ich verstehe. Du kannst nicht anders, der Genossen wegen."

„Nein", sagte er. „Ich tue es um meinetwillen."

In der Tür stand Andrej: er war viel größer als sie, und, als er jetzt in ihr wie in einem Rahmen stand, hielt er die Knie komisch eingedrückt und stützte sich mit der einen Schulter an den Türpfosten, während er die andere samt Hals und Kopf vornübergebeugt hielt.

„Sie sollten doch mit dem Geschwätz aufhören, Herr!" sagte er mürrisch und richtete seine vorstehenden Augen auf Pawels Gesicht. Er sah aus wie eine Eidechse in einem Felsspalt.

Die Mutter war dem Weinen nahe. Sie wollte nicht, daß der Sohn ihre Tränen sähe, und murmelte hastig:

„Ach Gott, ich habe ganz vergessen..."

Und ging in den Flur. Dort steckte sie den Kopf in eine Ecke, ließ den Tränen ihres Leids freien Lauf und weinte still, lautlos, und es kam eine Schwäche über sie, als ob mit den Tränen ihr Herzblut hinströmte.

Durch die halb geöffnete Tür aber drang dumpfer Streit zu ihr.

„Es macht dir wohl Vergnügen, sie zu quälen?" fragte der Kleinrusse.

„Du hast kein Recht, so zu reden!" rief Pawel.

„Ich wäre ein netter Genosse, wenn ich zu deinen dummen Bocksprüngen einfach schwiege! Warum hast du das gesagt? Weißt du das?"

„Man muß immer ein festes Ja oder Nein sagen."

„Das sagst du der Mutter?"

„Allen! Ich will keine Liebe und Freundschaft, die sich mir an die Beine hängt, mich behindert."

„Putz dir die Nase, du Held! Putz sie und geh hin und sage das der Saschenka. Der solltest du das sagen."

„Hab' ich auch!"

„So? Das ist ja Schwindel! Mit ihr hast du freundlich und zärtlich gesprochen; ich hab's ja nicht gehört, aber ich weiß es! Vor der Mutter spielst du den Helden. Laß dir gesagt sein, Ziegenbock — dein Heldentum ist keinen Groschen wert!"

Die Wlassowa wischte sich schnell die Tränen von den Backen. Sie erschrak darüber, wie hart der Kleinrusse gegen Pawel war, öffnete rasch die Tür, trat, am ganzen Leibe zitternd, voll Leid und Furcht in die Küche und sagte laut:

„Huh... ist das kalt! Und das soll Frühling sein!"

Sie bemühte sich, die gedämpften Stimmen im Zimmer zu übertönen, kramte mit den verschiedensten Gegenständen in der Küche herum und fuhr lauter fort:

„Alles hat sich verändert, die Menschen sind hitziger geworden, das Wetter kälter. Früher war es um diese Zeit warm, der Himmel heiter, und die Sonne schien."

Im Zimmer wurde es still. Sie blieb mitten in der Küche stehen und wartete.

„Hast du gehört?" ertönte die leise Frage des Kleinrussen. „Du mußt das begreifen, zum Teufel! Die da ist viel reicher als du."

„Wollt ihr Tee?" fragte sie mit zitternder Stimme und rief dann, ohne eine Antwort abzuwarten, um dieses Zittern zu entschuldigen:

„Wie mich friert!"

Pawel trat langsam auf sie zu. Er sah ihr prüfend ins Gesicht, mit einem schuldbewußten Lächeln auf den Lippen:

„Verzeih mir, Mutter", sagte er leise. „Ich bin noch ein dummer Junge, ein Schafskopf..."

„Rühr mich nicht an!" rief sie traurig und preßte seinen Kopf gegen ihre Brust. „Sprich nicht. Gott sei mit dir. Dein Leben ist dein Werk! Aber mein Herz laß in Ruhe! Wie könnte eine Mutter wohl nicht alles mitfühlen? Das ist unmöglich! Um alle ist mir leid, alle seid ihr mir ans Herz gewachsen, euch alle achte ich! Wer fühlt denn außer mir für euch? Du gehst deinen Weg, dir folgen andere. Sie haben alles aufgegeben, um ihn zu gehen, Pascha!"

In ihrer Brust regte sich ein großer, heißer Gedanke, der ihr Herz mit einem trüben Gefühl weher Freude erfüllte. Aber sie fand keine Worte, bewegte in ihrer stummen Qual nur die Hand, blickte in das Gesicht ihres Sohnes, und in ihren Augen lohte heftiger Schmerz.

„Laß gut sein, Mama! verzeih... Ich seh' es ja ein!" murmelte er. Er senkte den Kopf, blickte sie flüchtig an und setzte hinzu, indem er sich verlegen, aber erfreut abwandte:

„Das werde ich nie vergessen... mein Wort darauf!"

Sie schob ihn von sich, blickte ins Zimmer und meinte freundlich bittend:

„Andrjuscha, schreien Sie ihn doch nicht so an! Sie sind doch älter als er..."

Der Kleinrusse stand mit dem Rücken gegen sie und brach in ein komisches albernes Gebrüll aus:

„Huh—huh—huh! Nun werde ich ihn erst recht anschreien! Und verhauen werde ich ihn auch!"

Sie schritt langsam auf ihn zu, streckte die Hand aus und sagte:

„Ach, Sie lieber Mensch..."

Der Kleinrusse wandte sich ab, senkte den Kopf wie ein Stier und ging mit den Händen auf dem Rücken an ihr vorbei in die Küche. Von dort erklang seine finstere, spöttische Stimme:

„Geh weg, Pawel, daß ich dir den Kopf nicht abreiße! Ich mache Spaß, Mütterchen, glauben Sie das nicht! Ich mache jetzt den Samowar fertig. Ja! Die Kohlen sind aber naß! Zum Teufel damit!"

Er verstummte. Als die Mutter in die Küche kam, saß er auf dem Fußboden und blies den Samowar an. Ohne sie anzublicken, begann er wieder:

„Haben Sie keine Angst, ich rühre ihn nicht an! Ich bin weich wie eine gekochte Rübe und dann... hab' ich ihn ja lieb... Du brauchst das nicht zu hören, du Held! Aber seinen Aufzug kann ich nicht leiden. Er hat sich eine neue Weste angezogen, die ihm sehr gefällt, und nun läuft er herum, streckt den Bauch vor und rempelt alle an: Seht mal meine schöne Weste! Sie ist ja sehr hübsch, aber warum muß man die Leute anrempeln? Es ist so schon eng genug in der Welt."

Pawel fragte lachend:

„Wirst du noch lange knurren? Du hast mir schon genug zugesetzt und könntest jetzt aufhören."

Der Kleinrusse saß auf dem Fußboden, hatte beide Füße von sich gestreckt und sah ihn an. Die Mutter stand an der Tür und hatte den trüben Blick freundlich auf Andrejs runden Nacken und seinen langen gebogenen Hals geheftet. Er hatte den Kopf zurückgeworfen, stützte sich mit den Händen auf den Fußboden, blickte die Mutter und den Sohn mit etwas geröteten Augen an und sagte halblaut mit einem Augenzwinkern:

„Ihr seid gute Menschen... Ja!"

Pawel beugte sich nieder und ergriff seine Hand.

„Zerr mich nicht!" rief der Kleinrusse dumpf. „Du wirfst mich ja um..."

„Was schämt ihr euch?" sagte die Mutter betrübt. „So küßt euch doch, umarmt euch kräftig!"

„Willst du?" fragte Pawel.

„Meinetwegen", erwiderte der Kleinrusse und stand auf.

Sie umarmten sich schweigend einen Augenblick, zwei Körper und eine Seele, die heiß brannte in inbrünstiger Freundschaft.

Über das Gesicht der Mutter flossen erleichternde Tränen. Sie trocknete sie und sagte verlegen:

„Weiber weinen gern: sie weinen vor Kummer, und sie weinen vor Freude."

Der Kleinrusse stieß Pawel sanft zurück, wischte sich ebenfalls die Augen mit den Fingern und sagte:

„Nun ist's genug! Die Kälber haben genug geschäkert, jetzt sollen sie einen Braten abgeben... Die verfluchten Kohlen! Ich habe geblasen und geblasen, und die Augen sind mir ganz verklebt."

Pawel setzte sich mit gesenktem Kopf ans Fenster und sagte leise:

„Solcher Tränen braucht man sich nicht zu schämen."

Die Mutter trat zu ihm und setzte sich neben ihn. Ein Gefühl der Zuversicht strömte warm und weich durch ihr Herz. Ihr war wehmütig, aber wohl und ruhig zumute.

„Ich räume das Geschirr fort... Bleiben Sie ruhig sitzen, Mütterchen", sagte der Kleinrusse und ging ins Zimmer. „Ruhen Sie sich aus, wir haben Sie genug gequält..."

Und im Zimmer ertönte seine singende Stimme:

„Wir haben eben prächtig das Leben in uns gespürt, echtes, menschliches Leben!"

„Ja!" sagte Pawel, die Mutter anblickend.

„Es ist alles anders geworden!" erwiderte sie. „Anderer Kummer — andere Freude."

„So muß es auch sein!" sagte der Kleinrusse. „Denn es wächst ein neues Herz, Mütterchen, ein neues Herz wächst im Leben. Es kommt jemand daher, erleuchtet das Leben mit der Flamme der Vernunft und ruft: ‚Ihr Menschen aller Länder, vereinigt euch zu einer Familie!' Auf seinen Ruf fügen sich alle Herzen mit ihren gesunden Teilen zu einem einzigen großen, starken Herzen zusammen, volltönend wie eine große Silberglocke."

Die Mutter preßte die Lippen aufeinander, damit sie nicht zitterten, und schloß die Augen fest, damit sie nicht weinten.

Pawel erhob die Hand, um etwas zu sagen, aber die Mutter faßte seine andere Hand, zog sie nieder und flüsterte:

„Unterbrich ihn nicht..."

„Wißt ihr's?" sagte der Kleinrusse in der Tür. „Den Menschen steht noch viel Jammer bevor, noch viel Blut wird man aus ihnen herauspressen... Aber all mein Jammer und all mein Blut sind nur noch ein geringer Preis für das, was schon in meiner Brust, in meinem Gehirn ruht! Ich bin schon so reich, wie ein Stern reich ist an Strahlen.

Ich werde alles ertragen, alles erdulden, weil eine Freude in mir lebt, die niemand und nichts jemals töten kann. In dieser Freude liegt meine Kraft!"

Sie saßen bis Mitternacht beim Tee zusammen und tauschten zu Herzen gehende Worte aus über das Leben, über die Menschen und über die Zukunft.

Und wenn ein Gedanke ihr klar war, nahm die Mutter mit einem Seufzer etwas aus ihrer Vergangenheit heraus, etwas Schweres und Rohes, und mit diesem Stein aus ihrem Herzen festigte sie den Gedanken in ihrem Innern.

Im warmen Strom der Unterhaltung schmolz ihre Furcht dahin. Sie fühlte sich jetzt gerade wie an jenem Tage, wo ihr Vater in barschem Ton zu ihr gesagt hatte:

„Was soll das Maulen! Da hat sich ein Narr gefunden, der dich heiraten will — also heirate! Alle Mädchen heiraten, alle Weiber kriegen Kinder, alle Kinder machen ihren Eltern Kummer! Bist du denn anders als andere Menschen?"

Nach diesen Worten sah sie den Weg vor sich, den sie gehen mußte und der sich einsam durch dunkles, ödes Gelände hinzog. Und der Zwang, diesen Weg gehen zu müssen, erfüllte ihr Inneres mit blinder Ruhe. So war es auch jetzt. Da sie aber das Herannahen neuen Kummers fühlte, rief sie in ihrem Innern jemandem zu:

„Da — nehmt nur hin!"

Das linderte den leisen Schmerz ihres Herzens, der wie eine gespannte Saite zitternd in ihrer Brust erklang.

Und in der Tiefe ihrer Seele, die der Kummer der Erwartung durchwogte, lebte eine warme Hoffnung, daß man ihr nicht alles nehmen, nicht alles entreißen würde. Etwas würde übrigbleiben.

24

Früh am Morgen, als Pawel und Andrej fort waren, pochte die Korsunowa laut ans Fenster und rief hastig:

„Den Issai haben sie totgeschlagen! Komm, wir wollen hingehen!“

Die Mutter fuhr zusammen, wie ein Blitz fuhr ihr der Name des Mörders durch den Kopf.

„Wer war es?“ fragte sie kurz und warf einen Schal um die Schultern.

„Dageblieben ist er nicht, er hat den Issai kaltgemacht und ist verduftet!“ gab Marja zurück.

Auf der Straße sagte sie:

„Jetzt werden sie wieder anfangen herumzuschnüffeln, den Schuldigen zu suchen. Gut, daß die Deinen nachts zu Hause waren — ich kann es bezeugen. Ich kam nach Mitternacht vorbei, guckte bei dir zum Fenster hinein, da saßet ihr alle am Tisch.“

„Was denn, Marja, könnte denn jemand auf sie Verdacht haben?“ rief die Mutter erschreckt.

„Na, wer hat ihn denn ermordet? Doch sicher einer von euren Leuten!“ meinte die Korsunowa überzeugt. „Alle Welt weiß, daß er sie bespitzelte.“

Die Mutter blieb schweratmend stehen und legte die Hand an die Brust.

„Was hast du? Hab keine Angst! ... Dem ist ganz recht geschehen! Laß uns schneller gehen, sonst schaffen sie ihn fort!“

Ein schwerer Verdacht machte die Mutter wanken! — Wessowtschikow?!

„So weit ist es also mit ihm gekommen!“ dachte sie dumpf.

Unweit der Fabrikmauer, an einer Stelle, wo kürzlich ein Haus niedergebrannt war, stand eine dichte Menge, die auf verkohlten Holzstückchen und staubender Asche herumtrat, und summte wie ein Hummelschwarm. Viele Frauen, noch mehr Kinder, Krämer, Kellner, Polizisten und der Gendarm Petlin, ein großer Alter mit dichtem Silberbart und Denkmünzen auf der Brust.

Issai lag halb auf dem Boden, mit dem Rücken gegen die verkohlten Balken gelehnt und den entblößten Kopf auf die rechte Schulter geneigt. Seine rechte Hand steckte in der Hosentasche, die Finger der linken Hand waren in den lockeren Erdboden gekrallt.

Die Mutter blickte in sein Gesicht: ein Auge war starr auf die Mütze gerichtet, die zwischen den gespreizten Beinen lag, der Mund war, wie erstaunt, halb geöffnet, der rötliche Bart schief abstehend. Sein magerer Körper mit dem spitzen Kopf und dem knochigen, sommersprossigen Gesicht war, vom Tode zusammengekrampft, noch kleiner geworden. Die Mutter bekreuzigte sich und seufzte. Im Leben war er ihr widerwärtig gewesen, jetzt aber erweckte er stilles Mitleid in ihr.

„Es ist kein Blut zu sehen!“ bemerkte jemand halblaut. „Man hat ihn wohl mit der Faust niedergeschlagen.“

Eine gehässige Stimme rief laut:

„Jetzt ist dem Angeber das Maul gestopft.“

Der Gendarm fuhr auf, schob die Frauen zurück und fragte drohend:

„Wer räsoniert da — he?“

Die Menschen wichen zurück vor seinen Püffen. Einige liefen schnell fort. Jemand brach in schadenfrohes Gelächter aus.

Die Mutter ging nach Hause.

„Niemand bedauert ihn!“ dachte sie.

Vor ihr aber stand wie ein Schatten die breite Gestalt Nikolais, seine schmalen Augen blickten kalt und grausam, und seine rechte Hand schlenkerte, als sei sie verletzt ...

Als ihr Sohn und Andrej zum Mittagessen kamen, fragte sie zu allererst:

„Nun, wie ist es? Ist jemand Issais wegen verhaftet worden?“

„Wir haben nichts gehört!“ erwiderte der Kleinrusse.

Sie sah, daß beide niedergeschlagen waren.

„Wird nicht von Nikolai gesprochen?“ erkundigte sich die Mutter leise.

Die strengen Augen ihres Sohnes hefteten sich auf ihr Gesicht; er sagte eindringlich:

„Von ihm wird nicht gesprochen. An ihn denkt schwerlich jemand. Er ist gar nicht da. Er ist gestern mittag an den Fluß gefahren und noch nicht zurückgekommen. Ich habe nach ihm gefragt ...“

„Nun, Gott sei Dank!“ meinte die Mutter mit einem Seufzer der Erleichterung: „Gott sei Dank!“

Der Kleinrusse sah sie an und senkte den Kopf.

„Er liegt da“, erzählte die Mutter nachdenklich, „und sein Gesicht sieht wie verwundert aus. Und niemand bedauert ihn, niemand hat ein gutes Wort für ihn übrig. Er ist so klein und unansehnlich ... wie so ein Stück, das irgendwo abgebrochen und hingefallen ist ... und nun liegt es da ...“

Beim Mittagessen warf Pawel plötzlich den Löffel hin und rief:

„Ich verstehe das nicht!“

„Was?“ fragte der Kleinrusse.

„Ein Tier töten, nur weil man zu essen haben muß ... das ist schon schlecht. Eine wilde Bestie, einen Räuber töten ... das begreife ich! Ich selbst könnte jemand niederschlagen, der gegen die Menschen zum wilden Tier geworden ist. Aber wie kann man so ein elendes Wesen töten! Wie konnte nur die Hand zum Schlag ausholen?“

Der Kleinrusse zuckte die Achseln. Dann sagte er:

„Er war genau so schädlich wie ein wildes Tier. Eine Mücke saugt uns nur wenig Blut aus, und wir schlagen sie doch tot!“ fügte er hinzu.

„Nun ja ... Davon spreche ich ja auch nicht. Ich sage nur, es ist ekelhaft.“

„Was ist da zu machen?“ meinte Andrej, wieder achselzuckend.

„Könntest du so einen töten?“ fragte Pawel nach langem Schweigen nachdenklich.

Der Kleinrusse sah ihn mit seinen runden Augen an, blickte flüchtig auf die Mutter und erwiderte traurig aber fest:

„Für die Genossen und für die Sache vermag ich alles, würde ich sogar töten, und wenn es mein eigener Sohn wäre..."

„Ach, Andrjuscha!" rief die Mutter leise.

Er lächelte ihr zu und sagte:

„Es geht nicht anders! Das Leben ist nun einmal so!"

„Ja—a...", meinte Pawel gedehnt, „das Leben ist so!"

Plötzlich stand Andrej, gleichsam einem inneren Trieb gehorchend, erregt auf, fuhr mit den Händen durch die Luft und sagte:

„Was ist da zu machen? Man muß doch auch mal einen Menschen hassen, damit die Zeit schneller kommt, da man alle lieben kann. Man muß den vernichten, der den Gang des Lebens stört, der die Menschen verschachert, um Ruhm und Ehre einzuhandeln. Wenn rechtschaffenen Menschen ein Judas in den Weg tritt, der darauf ausgeht, sie zu verraten, werde ich selbst zum Judas, wenn ich ihn nicht vernichte. Ich hätte nicht das Recht dazu? Aber sie, unsere Herren, sie haben das Recht, Soldaten und Henker zu halten, öffentliche Häuser und Gefängnisse, Zuchthäuser und all das Gemeine, was ihre Ruhe und Behaglichkeit sichern soll?... Bisweilen muß ich ihren Knüppel in die Hand nehmen... Es geht nicht anders! Ich nehme ihn und weigere mich nicht! Sie töten uns zu Dutzenden und Hunderten... das gibt mir das Recht, die Hand zu erheben und sie auf einen der Köpfe unserer Feinde niedersausen zu lassen... auf den Feind, der mir am nächsten auf den Leib gerückt ist und meinem Lebenswerk mehr als andere schadet. So ist das Leben! Gegen dieses Leben kämpfe ich, von ihm will ich nichts wissen! Ich weiß, aus solchem Blut ist nichts zu erschaffen, es ist unfruchtbar!... Die Wahrheit gedeiht, wenn u n s e r Blut die Erde mit reichlichem Regen befeuchtet; ihr verfaultes Blut geht spurlos verloren, das weiß ich. Aber ich nehme die Sünde auf mich und töte, wenn ich sehe, daß es notwendig ist. Ich spreche ja nur von mir... Meine Sünde stirbt mit mir, befleckt nicht die Zukunft, besudelt niemanden als nur mich..."

Er ging im Zimmer umher, gestikulierte und führte Lufthiebe aus, als wehrte er etwas von sich ab. Die Mutter sah ihm voll Kummer und Unruhe zu; sie fühlte, daß er einen inneren Riß erlitten hatte, daß ihm wehe war. Die dunkeln, angstvollen Gedanken über den Mord wichen von ihr; wenn Wessowtschikow den Issai nicht getötet hatte, konnte von Pawels Freunden es niemand getan haben, dachte sie. Pawel hörte dem Kleinrussen mit gesenktem Kopf zu.

„Auf dem Wege, der vorwärts führt, muß man manchmal auch gegen den eigenen Willen handeln. Man muß alles, sein ganzes Herz hingeben können! Sein Leben opfern, sterben für die Sache ist nicht schwer! Viel mehr muß man hingeben, auch was einem teurer ist als das Leben, muß man hingeben! Nur dann kann das Allerteuerste, die Wahrheit, gedeihen!"

Er blieb mitten im Zimmer stehen und fuhr dann fort, blaß, mit halbgeschlossenen Augen und erhobener Hand ein feierliches Gelübde ablegend?

„Ich weiß, es kommt eine Zeit, da die Menschen aneinander Wohlgefallen haben werden, da einer dem andern wie ein Stern sein wird! Auf der Erde werden Menschen schreiten mit eigenem Willen, groß in ihrer Freiheit, sie werden alle offene Herzen haben, und jedes Menschenherz wird rein sein von Neid, und alle werden sein ohne Arg. Dann wird es nicht mehr ein Leben geben, sondern nur noch ein Dienen für den Menschen, sein Bild wird erhaben sein, für den Freien ist jede Höhe erreichbar! Dann wird man wahr und frei für die Schönheit leben, und als die Besten werden gelten, die mit ihrem Herzen die Welt am weitesten umfangen, die sie am stärksten lieben, die Freiesten werden die Besten sein — in ihnen liegt am meisten Schönheit! Groß werden die Menschen dieses Lebens sein!"

Er schwieg, richtete sich auf und sagte mit tiefer Bruststimme:

„Für ein solches Leben — bin ich zu allem bereit!"

Sein Gesicht zitterte, aus seinen Augen aber tropfte eine große, schwere Träne nach der andern.

Pawel hob den Kopf und sah ihn an, blaß, mit weitgeöffneten Augen; die Mutter stand von ihrem Stuhl auf, sie fühlte, wie dunkle Unruhe ihr drohend näherkam.

„Was hast du, Andrej?" fragte Pawel leise.

Der Kleinrusse schüttelte den Kopf, richtete sich auf, straff wie eine Saite, und sagte mit einem Blick auf die Mutter:

„Ich habe es gesehen... Ich weiß Bescheid..."

Sie stand auf, trat rasch auf ihn zu und ergriff seine Hände. Er versuchte, ihr die Rechte zu entziehen, aber sie hielt sie krampfhaft fest und flüsterte leidenschaftlich:

„Still, mein Lieber! Still!"

„Wartet einmal!" murmelte der Kleinrusse dumpf. „Ich will euch sagen, wie das war."

„Es ist nicht nötig!" flüsterte sie, ihn unter Tränen anblickend. „Nicht nötig, Andrjuscha..."

Pawel trat langsam herzu und blickte den Gefährten mit feuchten Augen an. Er war blaß und sagte mit einem Lächeln, leise, langsam:

„Die Mutter hat Angst, daß du es bist..."

„Ich habe keine Angst... Ich glaube es nicht! Und wenn ich es gesehen hätte, würde ich es nicht glauben!"

„Wartet doch!" sagte der Kleinrusse, ohne sie anzusehen, wiegte den Kopf und suchte noch immer

seine Hand frei zu machen. „Ich habe es nicht getan, aber ich hätte es verhindern können ..."

„Laß, Andrej!" sagte Pawel.

Mit einer Hand drückte er Andrejs Rechte, die andere legte er ihm auf die Schulter, als wollte er dem Zittern der hohen Gestalt Einhalt gebieten. Der Kleinrusse beugte seinen Kopf zu ihnen hinab und begann leise und abgerissen:

„Ich wollte es nicht, du weißt es, Pawel! Es kam so: Als du vorausgegangen warst und ich mit Dragunow an der Ecke stehenblieb, kam Issai um die Ecke und blieb auch dort stehen. Er sah uns an und feixte. Dragunow sagte: ‚Siehst du, er schleicht die ganze Nacht hinter mir her, ich muß ihn verhauen!' und ging fort. Ich dachte, er ginge nach Hause. Issai aber trat auf mich zu."

Der Kleinrusse stöhnte.

„Niemand hat mich so niederträchtig beleidigt wie dieser Hund."

Die Mutter zog ihn schweigend zum Tisch, und endlich gelang es ihr, Andrej auf einen Stuhl niederzudrücken. Sie selbst setzte sich Schulter an Schulter neben ihn. Pawel stand vor ihm und zupfte finster an seinem Bart.

„Er sagte mir, man kenne uns alle, wir ständen sämtlich auf der Liste der Gendarmen und noch vor dem Ersten Mai würden wir alle eingesperrt. Ich antwortete nicht und lachte, in meinem Herzen aber begehrte es auf. Er redete weiter, ich sei ein verständiger Bursche und brauche nicht solche Wege zu gehen, ich solle lieber ..."

Er hielt inne und wischte sein Gesicht mit der linken Hand ab; seine Augen blitzten jäh auf.

„Ich verstehe!" sagte Pawel.

„Ich solle lieber", so sagte er, „in den Dienst des Gesetzes treten. Wie findest du das?"

Der Kleinrusse schüttelte mit einem Ruck die geballte Faust in der Luft.

„Des Gesetzes! ... Verflucht sei seine Seele!" zischte er durch die Zähne. „Hätte er mir doch lieber eine Ohrfeige gegeben ... ich hätte es leichter hingenommen ... Und vielleicht wäre es auch für ihn besser gewesen. Als er mir aber so seinen stinkenden Speichel ins Herz spie, hielt ich es nicht aus."

Andrej zog krampfhaft seine Hand aus der Pawels und redete voll dumpfen Abscheus:

„Ich schlug ihm ins Gesicht und ging ... Ich hörte, wie Dragunow hinten leise sagte: ‚So — jetzt setzt es was!' Er hatte wohl an der Ecke gestanden ..."

Nach kurzem Schweigen fuhr der Kleinrusse fort:

„Ich wandte mich nicht um, obgleich ich fühlte ... Ich hörte den harten Schlag ... Ich ging fort, ganz ruhig, wie wenn ich eine Kröte zertreten hätte. Als ich bei der Arbeit war, schrien die Leute: ‚Den Issai hat man totgeschlagen!' Ich glaubte es nicht, aber meine Hand war wie gelähmt ... Ich konnte sie kaum gebrauchen ... sie tat nicht weh, war aber wie kürzer geworden ..."

Er schielte auf die Hand und sagte:

„Jetzt kann ich sicherlich in meinem ganzen Leben diesen häßlichen Fleck nicht abwaschen."

„Wenn nur dein Herz rein ist, mein Lieber!" sagte die Mutter leise.

„Ich mache mir keinen Vorwurf ... nein!" sagte der Kleinrusse fest. „Aber es ist mir doch ekelhaft! ... Es hätte vermieden werden können!"

„Ich verstehe dich nicht recht!" sagte Pawel achselzuckend. „Du hast ihn nicht getötet, und selbst wenn ..."

„Bruder! Wissen, daß jemand getötet wird, und es nicht verhindern ..."

Pawel sagte fest:

„Ich verstehe das einfach nicht."

Und fügte nach kurzem Nachdenken hinzu:

„Das heißt, ich kann es wohl verstehen, aber nachfühlen kann ich es nicht."

Die Dampfsirene heulte. Der Kleinrusse neigte den Kopf zur Seite, als er den herrischen Ruf hörte, und sagte:

„Ich gehe nicht zur Arbeit ..."

„Ich auch nicht ...", antwortete Pawel.

„Ich gehe ins Bad!" sagte der Kleinrusse, machte sich rasch und schweigend fertig und ging finster fort.

Die Mutter sah ihm mit einem mitleidigen Blick nach und sagte zu ihrem Sohn:

„Sag, was du willst, Pawel! Ich weiß, es ist Sünde, einen Menschen zu töten, aber ich halte niemand für schuldig. Dieser elende Issai kann mir ja leid tun; als ich ihn anblickte, fiel mir wieder ein, wie er gedroht hatte, dich aufzuhängen, und ich empfand weder Haß gegen ihn noch Freude darüber, daß er tot ist. Er tat mir einfach leid. Und jetzt tut er mir auch nicht einmal mehr leid."

Sie schwieg, überlegte einen Augenblick und meinte dann: „Hörst du, was ich sage, Pawel?"

Pawel mußte es nicht gehört haben. Er schritt langsam, mit gesenktem Kopf, im Zimmer auf und ab und sagte nachdenklich und finster:

„So ist das Leben! Siehst du, wie die Menschen sich gegenüberstehen? Du willst nicht schlagen — und du mußt es doch! Und wen? Grade so einen rechtlosen Menschen, der noch unglücklicher ist als du, weil er dumm ist. Polizei, Gendarmen, Spione, sie alle sind unsere Feinde, aber sie alle sind ebensolche Menschen wie wir, und ihnen wird genau so das Blut ausgesogen, und ebenso wie wir werden sie nicht als Menschen behandelt. Es ist immer dasselbe. Man hat Gegensätze unter den Menschen geschaffen, hat sie durch Dummheit und Furcht geblendet, an Händen und Füßen gefesselt, hat sie geknechtet und saugt sie aus, läßt die einen von den anderen würgen und schlagen. Man hat die Menschen in Flinten, in Stöcke und Steine verwandelt und sagt: das ist der Staat!"

Er trat auf die Mutter zu.

12*

„Das ist ein Verbrechen, Mutter! Der abscheulichste Mord von Millionen Menschen ... Seelenmord ... verstehst du? Sie töten die Seele! Da siehst du den Unterschied zwischen uns und ihnen. Er hat jemanden geschlagen, und das ekelt ihn an, er schämt sich, es schmerzt ihn, vor allem aber ekelt es ihn. Jene aber töten Tausende ruhig, ohne Erbarmen, ohne daß ihr Herz sich rührt, töten mit Vergnügen. Und sie töten einzig und allein, um sich Silber und Gold, wertlose Papiere, all diesen jämmerlichen Dreck, der ihnen Macht über die Menschen gibt, zu sichern. Bedenke, nicht sich selbst wollen die Menschen beschützen, wenn sie sich mit Hilfe von Mordtaten am Volk verteidigen, wenn sie die Seelen der Menschen dem Verderben preisgeben — nicht ihretwegen tun sie das, sondern ihres Besitzes wegen! Nicht von innen schützen sie sich, sondern nur von außen."

Er ergriff ihre Hände, beugte sich nieder, schüttelte sie und sagte:

„Wenn du diese ganze Abscheulichkeit und Schändlichkeit empfinden könntest, würdest du die Wahrheit unserer Lehre begreifen, würdest du einsehen, wie groß und licht sie ist!"

Die Mutter erhob sich erregt, erfüllt von dem einen Wunsch, ihr Herz mit dem Herzen ihres Sohnes in einer Glut zu verschmelzen.

„Warte, Pawel ... Warte!" murmelte sie, nach Atem ringend. „Ich fühle es ... Warte!"

25

In diesem Augenblick polterte jemand laut im Flur. Beide fuhren zusammen und sahen sich an.

Die Tür öffnete sich langsam, und gebückt und schwerfällig trat Rybin ein.

„Da bin ich!" sagte er, hob den Kopf und lächelte. „Unsereins zieht es überall hin, wo es gutes Futter gibt!"

Er trug einen über und über mit Birkenteer beschmierten Pelz und Bastschuhe, an seinem Gürtel hingen schwarze Fausthandschuhe, und auf dem Kopf hatte er eine zottige Mütze.

„Geht's euch gut? Haben sie dich freigelassen, Pawel? So. Was machst du, Nilowna?" Er schmunzelte und zeigte seine weißen Zähne; seine Stimme klang milder als früher, und sein Gesicht war noch dichter vom Bart bewachsen.

Die Mutter trat erfreut auf ihn zu, drückte seine große schwarze Hand und sagte, den gesunden, kräftigen Birkenteergeruch einatmend:

„Nun, das freut mich aber!"

Pawel lächelte und musterte Rybin.

„Kein übler Bauer! ..."

Rybin legte langsam ab und sagte:

„Ja, nun bin ich wieder Bauer geworden. Aus euch werden allmählich Herren, ich aber gehe zurück ... siehst du?"

Er zog sein buntes Hemd zurecht, trat ins Zimmer, überflog es mit einem aufmerksamen Blick und erklärte:

„Reicher seid ihr gerade nicht geworden, das sieht man, aber Bücher sind hinzugekommen ... Nun sagt, was macht das Geschäft?"

Er setzte sich breitbeinig nieder, stützte die Hände auf die Knie, maß Pawel fragend mit seinen dunkeln Augen und wartete gutmütig lächelnd auf Antwort.

„Das Geschäft geht gut vorwärts!" antwortete Pawel.

„Wir säen und pflügen, verstehen nicht zu lügen, holen die Ernte ein, brauen ein Bierlein und schließen das Türlein — nicht wahr?" scherzte Rybin.

„Wie geht es Ihnen denn, Michailo Iwanowitsch?" fragte Pawel, sich ihm gegenübersetzend.

„Es macht sich. Es geht mir ganz gut. Ich bin in Jegildejewo hängengeblieben, kennt ihr den Ort? Ein stattliches Dorf. Zwei Märkte jährlich, über zweitausend Einwohner — ein böses Volk! Sie haben kein eigenes Land und müssen es pachten, elender Boden. Ich habe mich bei so einem Blutsauger als Knecht verdungen, die Sorte gibt's dort wie Fliegen am Aas. Wir machen Birkenteer und Holzkohlen. Für meine Arbeit bekomme ich viermal weniger Lohn als hier, und schuften muß ich doppelt soviel ... Wir sind unser sieben bei dem Schinder. Brave Kerle, lauter junge Burschen, alle von dort, außer mir. Sie können alle lesen, und der eine, Jefim, ist ein ganz Geriebener!"

„Nun, und unterhalten Sie sich mit ihnen?" fragte Pawel lebhaft.

„Ich schweige nicht gerade. Habe alle Flugblätter von hier mitgenommen — vierunddreißig Stück. Meistens aber arbeite ich mit der Bibel, da kann man tüchtig was herausholen. Das Buch ist schön dick, offiziell erlaubt, vom Synod herausgegeben, und glauben ist ja gestattet."

Er zwinkerte Pawel zu und fuhr dann lächelnd fort:

„Aber das genügt nicht. Ich bin nach Büchern zu dir gekommen. Wir sind hier zu zweien, der Jefim ist bei mir, wir haben Teer gebracht und sind mit einem kleinen Umweg zu dir gekommen. Gib mir die Bücher, ehe Jefim kommt. Der braucht nicht gar so viel zu wissen ..."

Die Mutter sah Rybin an, und es kam ihr vor, als hätte er mit der Stadttracht auch noch etwas anderes abgelegt. Er sah weniger gesetzt aus, und seine Augen blickten verschlagener, nicht so offen wie früher.

„Mutter", sagte Pawel, „gehen Sie und holen Sie die Bücher. Die wissen da schon, was sie hergeben sollen. Sagen Sie nur, es sei fürs Dorf."

„Gut!" sagte die Mutter. „Wenn der Samowar fertig ist, will ich gehen."

„Gibst du dich auch damit ab, Nilowna?“ fragte Rybin lächelnd. „Nun gut! Bei uns sind viele Bücherfreunde. Der Lehrer bringt sie auf den Geschmack. Er soll ein braver Bursche sein, wenn auch aus geistlichem Stand. Eine Lehrerin ist auch da, sieben Werst weiter. Nun, mit verbotenen Büchern arbeiten die nicht, sie sind ja Beamte, haben Angst. Ich möchte aber ein verbotenes, scharfes Buch haben, das würde ich ihnen unterschieben... Wenn der Amtmann oder der Pope das Buch sieht — dann denken sie, das verbreiten die Lehrer! Ich drücke mich beizeiten.“

Und zufrieden mit seiner Weisheit, grinste er vergnügt:

„Sieh mal einer!“ dachte die Mutter. „Sieht aus wie ein Bär und lebt wie ein Fuchs...“

„Was meinen Sie?“ fragte Pawel. „Wenn man Verdacht schöpft, daß die Lehrer verbotene Bücher verteilen, kommen sie dann ins Gefängnis?“

„Gewiß... Aber was geht mich das an?“ fragte Rybin.

„Sie haben doch die Bücher hergegeben und nicht die andern. Da müßten doch Sie ins Gefängnis..“

„Komischer Kerl!“ lachte Rybin, sich mit der Hand aufs Knie schlagend. „Wer denkt an mich, ich bin doch ein einfacher Bauer; kommt denn das vor, daß sich so einer damit abgibt? Bücher sind Sache der Herren, die müssen es ausbaden...“

Die Mutter fühlte, daß Pawel Rybin nicht verstand und sah, daß er mit den Augen blinzelte; das bedeutete, daß er böse wurde. Sie sagte vorsichtig und sanft:

„Michailo Iwanowitsch will die Arbeit tun, die Kosten sollen aber andere tragen...“

„So ist's!“ rief Rybin, sich den Bart streichend. „Einstweilen.“

„Mutter!“ sagte Pawel trocken. „Wenn jemand von uns, Andrej zum Beispiel, mir etwas unterschiebt und ich dafür ins Gefängnis komme, was sagst du dann?“

Die Mutter schrak auf, blickte ihren Sohn unsicher an und meinte kopfschüttelnd:

„Wie kann man gegen einen Genossen so handeln?“

„Aha!“ meinte Rybin gedehnt. „Ich habe dich verstanden, Pawel!“

Er wandte sich spöttisch blinzelnd an die Mutter.

„Das ist ein knifflicher Fall, Mutter.“

Dann sprach er in belehrendem Ton zu Pawel:

„Du bist ein grüner Junge. Wer Heimlichkeiten vorhat, fragt nicht nach Rechtschaffenheit. Überlege einmal: Erstens kommt doch derjenige ins Gefängnis, bei dem die Bücher gefunden werden, und nicht der Lehrer. Zweitens: Wenn die Lehrer erlaubte Bücher geben, so stehen in ihnen doch die gleichen Dinge wie in den verbotenen, nur mit anderen Worten und weniger wahr. Das heißt, sie wollen genau dasselbe wie ich, gehen aber auf Seitenwegen, während ich die Landstraße benütze. Vor der Obrigkeit aber sind wir gleich schuldig, nicht wahr? Drittens, Bruder, gehen mich die Leute gar nichts an. Fußgänger sind nicht des Reiters Freund. Gegen Bauern würde ich vielleicht nicht so handeln. Die aber — der eine ist ein Popensohn, die andere eine Gutsbesitzerstochter —, was haben die es nötig, das Volk aufzuwiegeln? ... Das begreif' ich nicht! Ihre Herrengedanken sind mir, dem Bauern, unverständlich. Was ich selber tue, weiß ich, was sie aber wollen, ist mir rätselhaft. Tausend Jahre lang sind die Leute ganz ruhig Herren gewesen und haben den Bauern das Fell über die Ohren gezogen. Jetzt sind sie plötzlich erwacht und wollen den Bauern die Augen öffnen... An Märchen finde ich kein Vergnügen, mein Lieber, und das klingt wie ein Märchen. Mir sind alle Herren fern. Das ist gerade so, als gehe man im Winter über ein Feld, da bewegt sich ganz weit vorne etwas Lebendiges. Man fragt sich: Was mag das sein? Ein Wolf, ein Fuchs oder bloß ein Hund? Ich kann es nicht sehen! Es ist zu weit entfernt.“

Die Mutter blickte ihren Sohn an. Sein Gesicht war traurig. Rybins Augen aber glänzten dunkel, er sah Pawel selbstgefällig an und meinte erregt, mit den Fingern durch seinen Bart fahrend:

„Ich habe keine Zeit, schöne Worte zu machen. Das Leben zeigt ein ernstes Gesicht. Ein Hundezwinger ist kein Schafstall, und jede Herde brüllt auf ihre Weise.“

„Es gibt Herren“, meinte die Mutter, der Freunde gedenkend, „die ihr Leben für das Volk hingeben, das ganze Leben im Gefängnis zubringen.“

„Die zählen nicht mit, die sind ausgenommen!“ sagte Rybin. „Wird ein Bauer reich, so drängt er sich unter die Herren, wird ein Herr aber arm — mischt er sich unter die Bauern. Ist der Beutel leer, ist die Seele rein ... Weißt du noch, Pawel, du hast mir mal gesagt, daß jeder so denkt, wie er lebt, und, wenn ein Arbeiter ‚ja‘ sagt, muß der Fabrikherr ‚nein‘ sagen; wenn aber ein Arbeiter ‚nein‘ sagt, muß der Herr seiner Natur nach ganz bestimmt ‚ja‘ schreien. So haben auch Bauern und Gutsbesitzer verschiedene Naturen. Ist der Bauer satt, kann der Herr nicht schlafen! Natürlich gibt es in jedem Stand Schweinehunde, und ich will mich durchaus nicht für alle Bauern einsetzen.“

Er erhob sich, düster und stark. Sein Gesicht war finster, der Bart zitterte, als wenn er unhörbar mit den Zähnen klapperte; mit gedämpfter Stimme fuhr er fort:

„Ich habe mich fünf Jahre in den Fabriken herumgetrieben, habe mich dem Dorf entfremdet, ja! Als ich nun hinkam und mich umsah, merkte ich: So kann man nicht mehr leben! Verstehst du? Ich kann nicht. Ihr lebt hier und braucht nicht solche Dinge zu ertragen... Aber dort kriecht der Hunger wie ein Schatten hinter den Menschen her, und sie haben keine Hoffnung auf Brot, gar keine! Hunger hat die Seele aufgefressen, das Menschenantlitz

entstellt, und die Leute leben nicht mehr, sondern verfaulen in dem Elend, das kein Ende nimmt. Und ringsum lauert die Obrigkeit wie ein Rabenschwarm, ob man einen Bissen übrig hat! Wenn sie den sieht, schnappt sie ihn dir weg und haut dich noch in die Fresse!"

Rybin blickte sich um und beugte sich, eine Hand auf den Tisch stemmend, zu Pawel:

„Mir wurde übel, als ich dieses Leben wiedersah. Ich meinte, ich bringe das nicht mehr fertig. Ich nahm mich aber zusammen und sagte mir: Das gibt's nicht! Ich bleibe. Ernähren werde ich niemanden, aber ich werde was einbrocken ... ja, Bruder, das tue ich. Ich hasse die Menschen der Menschen wegen. Dieser Haß steckt mir wie ein Messer im Herzen und schwankt drin hin und her."

Seine Stirn war schweißfeucht, er rückte langsam an Pawel heran und legte ihm seine Hand auf die Schulter. Die Hand zitterte.

„Hilf mir! Gib mir Bücher, aber solche, daß, wer sie liest, keine Ruhe mehr findet. Man muß den Leuten einen Igel unter den Schädel setzen, einen stachligen Igel. Sag deinen Städtern, die für euch schreiben, sie sollen auch für das Land schreiben! Laß sie so dick auftragen, daß es in den Dörfern überläuft, daß das Volk in den Tod geht!"

Er erhob die Hand und sagte dumpf, indem er jedes Wort genau betonte:

„Den Tod überwindet man mit dem Tode — das ist es! Man muß sterben, damit die Menschen auferstehen. Mögen Tausende sterben, damit das ganze Volk zum Leben aufersteht! Das ist es. Sterben ist leicht. Wenn sie dann nur auferstehen! Wenn sich die Menschen nur erheben!"

Die Mutter brachte den Samowar und schielte nach Rybin hin. Seine wuchtigen, starken Worte drückten sie nieder. Es lag etwas in ihm, das sie an ihren Mann erinnerte: der hatte ebenso die Zähne gebleckt, mit hochgeschobenen Ärmeln gestikuliert, in ihm hatte die gleiche ungeduldige Wut gelebt, aber sie war stumm gewesen. Dieser hier sprach. Und war nicht so furchterregend.

„Das machen wir!" sagte Pawel und nickte „Gebt uns Material, dann drucken wir euch eine Zeitung."

Die Mutter blickte lächelnd auf ihren Sohn, schüttelte den Kopf, kleidete sich schweigend an und ging aus dem Hause.

„Tu das! Wir besorgen alles. Schreib so einfach, daß selbst die Kälber es verstehen!" rief Rybin.

In der Küche wurde die Tür geöffnet, jemand trat ein.

„Das ist Jefim!" sagte Rybin. „Komm her, Jefim. Das ist Jefim ... und der Mann da heißt Pawel. Ich habe dir von ihm erzählt."

Vor Pawel stand, mit der Mütze in der Hand, in kurzem Pelz ein blonder, stattlicher, anscheinend starker Bursche mit breitem Gesicht; er blickte ihn prüfend mit seinen grauen Augen an.

„Guten Tag!" sagte er etwas heiser, drückte Pawel die Hand und glättete mit beiden Händen sein schlichtes Haar. Dann besah er sich das Zimmer und schlich sich alsbald wie verstohlen zum Bücherbord.

„Hast du gesehen?" sagte Rybin, Pawel zuzwinkernd. Jefim wandte sich um, blickte ihn an, begann die Bücher durchzusehen und sagte dabei:

„Was für eine Menge Bücher Sie da haben! Und haben doch sicher keine Zeit dazu. Auf dem Lande hat man mehr Zeit ..."

„Aber wohl weniger Lust?" fragte Pawel.

„Warum? An Lust fehlt es nicht!" erwiderte der Bursche, sich das Kinn reibend. „Das Volk hat nun angefangen nachzudenken. ‚Geologie' — was ist das?"

Pawel erklärte es ihm.

„Ist nichts für uns!" meinte der Bursche, das Buch wieder auf das Brett stellend.

Rybin seufzte laut auf und sagte:

„Den Bauern schert das gar nicht, wie die Erde entstanden ist, sondern, wie das Land verschwunden ist, wie die Herren es dem Volk unter den Füßen fortgezogen haben. Ob die Erde steht oder sich dreht, das ist gleich. Du kannst sie meinetwegen an einem Strick aufhängen — wenn sie nur zu essen gibt, oder sie an den Himmel nageln, wenn sie die Leute nur ernährt."

„Geschichte der Sklaverei!" las Jefim wieder und fragte Pawel:

„Ist das etwas für uns?"

„Hier ist auch etwas über die Leibeigenschaft!" sagte Pawel und gab ihm ein anderes Buch. Jefim nahm es, drehte es herum, legte es beiseite und sagte ruhig:

„Das ist vorbei!"

„Habt ihr selbst Land?" erkundigte sich Pawel.

„Wir? Ja! Wir sind drei Brüder, und wir haben vier Deßjatinen ... Alles Sand — Kupfer kann man damit blank putzen, aber für Korn taugt der Boden nicht."

Nach kurzem Schweigen fuhr er fort:

„Ich habe mich vom Lande frei gemacht. Was hat man davon? Ordentlich ernähren tut es einen nicht, immer bindet es einem die Hände. Jetzt diene ich im vierten Jahr als Knecht. Und im Herbst werde ich Soldat. Onkel Michailo sagt: Tu das nicht. Er sagt, die Soldaten werden jetzt ausgeschickt, das Volk zu schlagen. Ich werde aber doch gehen. Das Militär hat auch zu Stepan Rasins und zu Pugatschows[1] Zeiten das Volk geschlagen. Es ist Zeit, daß das aufhört ... Was meinen Sie?" fragte er, Pawel anblickend.

„Ja, es ist Zeit!" erwiderte dieser lächelnd. „Aber es ist schwer! Man muß wissen, was man den Soldaten sagen soll und wie man es sagen soll."

„Das läßt sich lernen!" sagte Jefim.

---

[1] Der Führer der Aufständischen im russischen Bauernkriege im 18. Jh. *(Anm. d. Red.)*

„Wenn aber die Obrigkeit dahinterkommt, werden Sie erschossen", schloß Pawel mit einem neugierigen Blick auf Jefim.

„Die kennt keine Gnade!" stimmte der Bursche ihm ruhig bei und begann wieder die Bücher durchzusehen.

„Trink deinen Tee, Jefim, wir müssen bald fort!" bemerkte Rybin.

„Sofort!" antwortete der Bursche und fragte wieder:

„Revolution — ist das Aufruhr?"

Rot, erhitzt und finster kam Andrej. Er drückte Jefim schweigend die Hand, setzte sich neben Rybin, betrachtete ihn und lächelte.

„Warum siehst du so verdrießlich aus?" fragte Rybin, ihm mit der flachen Hand auf das Knie schlagend.

„So überhaupt", antwortete der Kleinrusse.

„Ist der auch Arbeiter?" fragte Jefim, nach Andrej hinnickend.

„Ja!" antwortete Andrej. „Was soll's?"

„Er sieht zum erstenmal Fabrikarbeiter!" erklärte Rybin. „Er meinte, das sind ganz besondere Menschen..."

„Weshalb?" fragte Pawel.

Jefim betrachtete Andrej aufmerksam und sagte: „Ihr habt spitze Knochen. Bauern haben rundere Knochen."

„Der Bauer steht fester auf den Beinen!" fügte Rybin hinzu. „Er fühlt die Erde unter sich, wenn sie ihm auch nicht gehört, er fühlt doch, daß sie da ist. Die Fabrikarbeiter aber gleichen Vögeln: sie haben keine Heimat, kein Haus, sind heute hier, morgen dort! Die hält auch kein Weib — kaum, daß etwas los ist, so heißt es schon: Liebchen, ade!, sonst gibt es einen Fußtritt. Und er geht suchen, wo es besser ist. Der Bauer aber will es um sich herum besser haben, ohne sich von der Stelle zu rühren. Aber da kommt die Mutter!"

Jefim ging zu Pawel und fragte:

„Vielleicht geben Sie mir irgendein Buch?"

„Bitte sehr!" erwiderte Pawel bereitwillig.

Die Augen des Burschen funkelten gierig, und er sagte schnell:

„Ich gebe es zurück! Unsere Leute liefern hier in der Nähe Teer, die bringen es mit."

Rybin, bereits angezogen und fest gegürtet, sagte zu Jefim:

„Es ist Zeit, wir wollen fort!"

„Jetzt habe ich was zu lesen!" rief Jefim, auf die Bücher deutend, und schmunzelte vergnügt.

Als sie fort waren, rief Pawel lebhaft Andrej zu:

„Hast du die Kerle gesehen?..."

„Ja—a!" erwiderte der Kleinrusse gedehnt. „Wie Gewitterwolken."

„Nein, der Michailo!" rief die Mutter. „Sieht aus, als wenn er nie in der Fabrik gewesen wäre. Ist wieder ganz Bauer geworden! Und so grausig!"

„Schade, daß du nicht da warst!" sagte Pawel zu Andrej, der am Tisch saß und finster in sein Teeglas blickte. „Da hättest du einmal ein Herz sehen können, wo du doch immer von Herzen sprichst! Rybin hat mir tüchtig eingeheizt, hat mich einfach totgemacht, erdrosselt! Ich konnte ihm nichts erwidern. Wie ist der mißtrauisch gegen die Menschen, und wie gering schätzt er sie! Dabei trägt dieser Mensch, wie die Mutter richtig sagt, eine grausige Kraft in sich!"

„Das habe ich gesehen!" sagte der Kleinrusse mürrisch. „Die Leute sind durch und durch verbittert! Wenn sie sich einmal erheben, werfen sie alles über den Haufen! Sie wollen die nackte Erde! Und sie werden sie nackt machen, werden alles niederreißen!"

Er sprach langsam, man merkte, daß er an etwas anderes dachte. Die Mutter berührte ihn behutsam.

„Du solltest dich doch fassen, Andrjuscha!"

„Warten Sie nur, Mütterchen!" bat der Kleinrusse leise und freundlich.

Dann wurde er plötzlich erregt, schlug mit der Hand auf den Tisch und rief:

„Ja, Pawel, der Bauer wird die Erde zugrunde richten, wenn er sich erhebt! Wie nach einer Pest wird er alles verbrennen, damit die Spuren seiner Leiden mit der Asche verwehen."

„Und dann stellt er sich uns in den Weg!" meinte Pawel leise.

„Es ist unsere Sache, das zu verhindern! Unsere Sache, ihn zurückzuhalten! Wir stehen ihm am nächsten. Uns wird er glauben, uns wird er folgen!"

„Weißt du, Rybin schlägt uns vor, eine Zeitung für das Dorf herauszugeben!" teilte Pawel mit.

„Das müssen wir unbedingt!"

Pawel verzog das Gesicht und sagte:

„Es tut mir leid, daß ich nicht mit ihm diskutieren konnte!"

Der Kleinrusse rieb sich den Kopf und meinte ruhig:

„Wir werden es noch tun! Spiel du nur auf deiner Flöte. Wer flinke Beine hat, die nicht am Boden angewachsen sind, der wird schon nach deiner Musik tanzen! Rybin hat recht: wir fühlen keinen Boden unter uns... und sollen es auch nicht, weil es ja unsere Aufgabe ist, die Erde aufzurütteln. Beim ersten Rütteln reißen sich nur einige Menschen los, beim zweitenmal folgen andere!..."

Die Mutter lächelte und meinte:

„Für dich, Andrjuscha, ist alles einfach!"

„Nun ja!" sagte der Kleinrusse. „Es ist auch ganz einfach! Gerade wie das Leben!"

Nach einigen Minuten sagte er:

„Ich gehe spazieren, hinaus aufs Feld."

„Nach dem Bade? Es ist windig, du wirst dich erkälten!" warnte die Mutter.

„Das möchte ich gerade!" antwortete er.

„Gib acht, du wirst dich erkälten!" sagte Pawel freundlich. „Geh zu Bett, versuch zu schlafen!"

„Nein, ich gehe!"

Er kleidete sich an und ging schweigend fort.

„Ihm ist schlimm zumute!" meinte die Mutter seufzend.

„Weißt du", sagte Pawel zu ihr, „du tust gut daran, daß du ihn jetzt ‚du' nennst!"

Sie sah ihn verwundert an und erwiderte:

„Ich habe gar nicht gemerkt, wie das gekommen ist — so ganz von selbst! Wir stehen uns jetzt so nahe. Ich weiß nicht, wie ich das ausdrücken soll!"

„Du hast ein gutes Herz, Mutter!" sagte Pawel leise.

„Wenn ich nur dir und euch allen etwas helfen könnte! Wenn ich das nur verstünde!"

„Hab keine Angst, du wirst es schon verstehen!"

Sie lachte leise und sagte:

„Aber ich verstehe es nun einmal nicht, keine Angst zu haben!"

„Schön, Mama! Wir wollen davon schweigen!" erwiderte Pawel. „Laß dir sagen: ich danke dir herzlich, aufrichtig!"

Der Kleinrusse kehrte spätabends müde zurück und ging gleich zu Bett.

„Zehn Werst bin ich wohl gelaufen...", sagte er.

„Hat es genützt?" fragte Pawel.

„Laß mich, ich will schlafen!"

Und er schwieg, als sei er tot.

Etwas später kam Wessowtschikow, zerlumpt, schmutzig und unzufrieden wie immer.

„Hast du nicht gehört, wer den Issai totgeschlagen hat?" fragte er Pawel, im Zimmer auf und ab schreitend.

„Nein!" gab Pawel kurz zurück.

„So hat sich doch einer gefunden, dem die Sache nicht zuwider war! Und ich hatte immer die Absicht, ihn selbst kaltzumachen. Das hätte grade für mich gepaßt!"

„Hör auf mit solchen Reden, Nikolai!" sagte Pawel freundlich.

„Ja, wirklich, was ist das für eine Art!" fiel die Mutter ein. „Du hast so ein weiches Herz und brüllst dabei immer... Wozu das?"

Es war ihr in diesem Augenblick angenehm, Nikolai vor sich zu sehen, sogar sein pockennarbiges Gesicht erschien ihr hübscher.

„Ich tauge zu nichts anderem als zu solchen Dingen!" sagte Nikolai, die Achseln zuckend. „Ich grüble und grüble — wo ist denn eigentlich mein Platz! Ich habe keinen! Man muß mit den Leuten reden, aber ich verstehe das nicht! Ich sehe alles... fühle alle menschlichen Leiden, aber sagen kann ich es nicht! Meine Seele ist stumm!"

Er trat zu Pawel, senkte den Kopf, spielte mit dem Finger auf dem Tisch und sagte in einem kindlichen, klagenden Ton, der gar nicht zu ihm paßte:

„Gebt mir doch irgendeine schwere Arbeit, Brüder! Ich kann nicht so ganz sinnlos leben. Ihr alle, ihr seid ganz bei der Arbeit. Ich sehe, wie sie zunimmt und habe selbst keinen Teil daran! Ich fahre Balken und Bretter. Kann man denn so leben? Gebt mir doch eine schwere Arbeit!"

Pawel faßte ihn bei der Hand und zog ihn an sich.

„Du sollst sie haben!"

Vom Verschlag her klang die Stimme des Kleinrussen:

„Ich lehre dich setzen, Nikolai, dann arbeitest du als Setzer bei uns, bist du damit einverstanden?"

Nikolai ging zu ihm und sagte:

„Lehre es mich, und ich schenke dir dafür dieses Messer."

„Scher dich zum Teufel mit deinem Messer!" rief der Kleinrusse und lachte plötzlich laut auf.

„Ein schönes Messer!" meinte Nikolai beharrlich. Pawel lachte auch.

Da blieb Wessowtschikow mitten im Zimmer stehen und fragte:

„Lacht ihr über mich?"

„Ja, doch!" antwortete der Kleinrusse, indem er vom Bett aufsprang. „Kommt, laßt uns im Feld spazierengehen. Es ist eine schöne Mondnacht. Wollen wir?"

„Gut!" sagte Pawel.

„Ich gehe mit!" erklärte Nikolai. „Ich habe es gern, Kleinrusse, wenn du lachst..."

„Und ich, wenn du so schöne Geschenke versprichst", erwiderte der Kleinrusse lachend.

Als er sich in der Küche ankleidete, sagte die Mutter brummend zu ihm:

„Zieh dich recht warm an..."

Und als sie alle drei gegangen waren, schaute sie ihnen aus dem Fenster nach. Blickte dann auf die Heiligenbilder und sagte leise:

„Herr, hilf ihnen..."

26

Die Tage verflogen einer nach dem andern mit einer Geschwindigkeit, die die Mutter nicht dazu kommen ließ, über den Ersten Mai nachzudenken. Nur nachts, wenn sie müde von den lärmenden, aufregenden Tagessorgen zu Bett lag, bohrte es leise in ihrem Herzen:

„Wenn es nur erst vorüber wäre..."

Im Morgengrauen heulte die Fabriksirene. Pawel und Andrej tranken hastig ihren Tee, frühstückten und gingen fort, nachdem sie der Mutter ein Dutzend Aufträge hinterlassen hatten. Und sie drehte sich den ganzen Tag im Kreise wie ein Eichhörnchen im Rad, bereitete das Mittagessen, kochte blaue Farbe und Leim für die Aufrufe; dann kamen fremde Leute, brachten Briefe für Pawel und verschwanden. Aber ihre Erregung teilte sich der Mutter mit. Die Blätter, die die Arbeiter aufforderten, den

Ersten Mai zu feiern, wurden jede Nacht an die Zäune geklebt, sie erschienen sogar an der Tür des Polizeireviers, man fand sie jeden Tag in der Fabrik. Morgens streiften Polizisten schimpfend durch die Vorstadt, rissen und kratzten die blauen Zettel von den Zäunen, mittags flogen sie aber wieder auf die Straße und unter die Füße der Vorübergehenden. Aus der Stadt wurden Geheimpolizisten geschickt, die an den Ecken standen und die munter und lebhaft von der Fabrik zum Mittagessen und wieder zurückgehenden Arbeiter argwöhnisch musterten. Alle hatten ihren Spaß an der Ohnmacht der Polizei, und selbst bejahrte Arbeiter sagten schmunzelnd zueinander:

„Wie fein die Sache gemacht wird!"

Überall versammelte man sich in Haufen und erörterte eifrig die aufregende Proklamation. Das Leben wogte hoch auf, es war in diesem Frühjahr für alle interessant, brachte allen etwas Neues — den einen neuen Grund zur Erregung, zu gehässigem Geschimpf über die Aufrührer, den anderen leise Unruhe und Hoffnung, den dritten aber — sie waren in der Minderzahl — die frohe, innige Überzeugung, daß sie jetzt eine Macht bildeten, die alle aufrüttelte.

Pawel und Andrej schliefen nachts fast gar nicht und erschienen erst kurz vor dem Fabriksignal zu Hause, beide heiser, müde und blaß. Die Mutter wußte, daß sie Versammlungen im Walde beim Sumpf abhielten, und sie wußte, daß berittene Polizeistreifen unterwegs waren, daß Spitzel umherschlichen, einzelne Arbeiter festnahmen und durchsuchten, Gruppen auseinandertrieben und auch diesen und jenen verhafteten. Ihr war klar, daß man jede Nacht auch ihren Sohn und Andrej verhaften konnte. Manchmal wünschte sie das fast — es schien ihr noch das beste für beide.

Von der Untersuchung über den Mord an dem Listenführer hörte man sonderbarerweise nichts mehr. Zwei Tage lang fragte die Polizei verschiedene Leute aus, und, als ein Dutzend verhört war, verlor sie das Interesse an der Sache.

Marja Korsunowa sagte in einer Unterhaltung mit der Mutter, die Ansicht der Polizei wiedergebend, mit der sie, wie mit allen Leuten, auf vertraulichem Fuße stand:

„Wie soll der Schuldige gefunden werden? An jenem Morgen haben vielleicht hundert Menschen Issai gesehen, und neunzig, wenn nicht mehr, hätten ihm eine Ohrfeige geben können. Sieben Jahre lang hat er sie alle schikaniert!"

Der Kleinrusse veränderte sich merklich. Im Gesicht magerte er ab, seine Augenlider wurden schwer, senkten sich und bedeckten zur Hälfte die vorstehenden Augen. Eine feine Falte zog sich in seinem Gesicht von den Nasenflügeln aus zu den Mundwinkeln. Er redete weniger von gewöhnlichen Dingen, geriet aber häufiger in leidenschaftliche Erregung, in eine trunkene, alle berauschende Begeisterung, und sprach von der Zukunft und von dem schönen strahlenden Fest, wo Freiheit und Vernunft triumphieren würden.

Als von Nachforschungen wegen Issais Ermordung nichts mehr zu hören war, sagte er, traurig und verächtlich lächelnd:

„Nicht nur das Volk, auch die Leute, die uns wie die Hunde hetzen, sind ihnen nichts wert... Nicht um den Judas ist es ihnen leid, sondern um ihre Silberlinge!"

„Hör auf davon, Andrej!" sagte Pawel fest.

Die Mutter fügte leise hinzu:

„Was geschehen ist, ist geschehen!..."

„Richtig ist's schon, aber nicht tröstlich!" gab der Kleinrusse verdrießlich zurück.

Diese Bemerkung machte er oft, und in seinem Mund bekam sie einen ganz besonderen, allumfassenden Sinn, eine bittere, scharfe Bedeutung.

Und endlich war der Tag da, der Erste Mai.

Die Dampfsirene brüllte gebieterisch wie immer. Die Mutter, die in dieser Nacht keinen Augenblick geschlafen hatte, sprang aus dem Bett, tat Kohlen in den Samowar, den sie schon am Abend vorher zurechtgemacht hatte, wollte dann wie immer bei ihrem Sohn und Andrjuscha anklopfen, besann sich aber anders, setzte sich ans Fenster und legte die Hand ans Gesicht, als hätte sie Zahnschmerzen.

Am blaßblauen Himmel trieb eine Schar weißer, rosiger leichter Wolken, die wie große, vom Dampfgebrüll erschreckte Vögel dahinflogen. Die Mutter schaute auf die Wolken und dachte nach. Ihr Kopf war schwer und die von der schlaflosen Nacht entzündeten Augen trocken. Eine sonderbare Ruhe war in ihrer Brust, ihr Herz schlug gleichmäßig, und sie dachte an ganz einfache Dinge...

„Ich habe den Samowar zu früh aufgestellt, er kocht über. Mögen sie heute etwas länger schlafen. Sie haben sich beide überanstrengt..."

In das Fenster herein blickte lustig spielend ein junger Sonnenstrahl: die Mutter hielt die Hand hin, und, als er sich hell auf die Hand legte, streichelte sie ihn leise mit der anderen Hand und lächelte nachdenklich und freundlich... Dann stand sie auf, nahm das Rohr vom Samowar, sorgsam, jedes Geräusch vermeidend, wusch sich und begann sich eifrig zu bekreuzigen und leise zu beten. Ihr Gesicht leuchtete, die rechte Augenbraue hob und senkte sich abwechselnd.

Das zweite Sirenensignal klang leiser, nicht so zuversichtlich, und in dem tiefen, feuchten Ton zitterte etwas. Der Mutter kam es vor, als heulte die Sirene heute länger als sonst.

Im Zimmer ertönte die Stimme des Kleinrussen.

„Pawel! Hörst du?"

Einer von ihnen klatschte mit den bloßen Füßen über den Boden, der andere gähnte behaglich...

„Der Samowar ist fertig!" rief die Mutter.

„Wir stehen schon auf!“ rief Pawel vergnügt.

„Die Sonne geht auf!“ sagte der Kleinrusse. „Und die Wolken ziehen ab. Sie sind heute überflüssig, die Wolken...“

Er trat zerzaust, noch schlaftrunken, in die Küche.

„Guten Morgen, Mütterchen. Wie haben Sie geschlafen?“

Die Mutter trat auf ihn zu und sagte leise:

„Andrjuscha, geh du doch neben ihm!“

„Natürlich!“ flüsterte der Kleinrusse. „Solange wir zusammen sind, gehen wir überall nebeneinander. Dessen können Sie sicher sein!“

„Was flüstert ihr da?“ fragte Pawel.

„Nichts, Pascha.“

‚Sie sagt mir, ich soll mich recht sauber waschen! Die Mädchen werden nach uns gucken!“ erwiderte der Kleinrusse, in den Flur tretend, um sich zu waschen.

„Steh auf, erhebe dich, Arbeitervolk!“ sang Pawel leise.

Der Tag wurde immer heiterer, die vom Winde getriebenen Wolken schwanden. Die Mutter holte das Teegeschirr und dachte kopfschüttelnd darüber nach, wie die beiden an diesem Morgen scherzten und lachten, wo doch mittags ihrer Gott weiß was harrte. Dabei war sie selbst auch ganz ruhig, fast vergnügt.

Sie tranken ihren Tee langsam, um so die Zeit, die noch gewartet werden mußte, auszufüllen. Und Pawel rührte wie stets sorgfältig den Zucker im Glas um, streute vorsichtig Salz auf sein Stück Brot — einen Kanten, den er so gern mochte. Der Kleinrusse bewegte die Füße unter dem Tisch hin und her — er konnte sie nie gleich bequem unterbringen —, und als er sah, wie an der Decke und an der Wand ein von der Flüssigkeit widergespiegelter Sonnenstrahl entlanglief, erzählte er:

„Als ich ein Junge von zehn Jahren war, wollte ich die Sonne in einem Glas fangen. Ich nahm das Glas, schlich mich heran und schwupp! krachte es gegen die Wand! Ich zerschnitt mir die Hand und kriegte eine Tracht Prügel. Als ich die weg hatte, ging ich auf den Hof, sah dort die Sonne in einer Pfütze und trat mit den Füßen nach ihr. Bespritzte mich über und über mit Dreck und bekam wieder Prügel... Was sollte ich tun? Ich schrie also der Sonne zu: ‚Tut mir gar nicht weh, du rothaarige Hexe, du, tut mir gar nicht weh!‘ Und streckte ihr die Zunge heraus. Das tröstete mich.“

„Warum erschien sie dir denn rothaarig?“ fragte Pawel lachend.

„Uns gegenüber wohnte ein Schmied. Er hatte ein rotes Gesicht und einen roten Bart; ein lustiger, guter Mann. Dem sah, meiner Meinung nach, die Sonne ähnlich...“

Die Mutter hielt nicht länger an sich und sagte:

„Ihr solltet darüber sprechen, wie ihr gehen werdet!“

„Über abgemachte Dinge spricht man nicht mehr!“ meinte der Kleinrusse weich. „Falls man uns alle festnimmt, kommt Nikolai Iwanowitsch zu Ihnen und sagt Ihnen Bescheid.“

„Gut!“ sagte die Mutter mit einem Seufzer.

„Wir sollten auf die Straße gehen!“ schlug Pawel verträumt vor.

„Nein, bleib einstweilen lieber zu Hause!“ erwiderte Andrej. „Wozu der Polizei unnötig auffallen? Du bist ihr schon so ein Dorn im Auge!“

Strahlend, mit roten Flecken auf den Backen, kam Fedja Masin gelaufen. Seine Erregung und Freude verscheuchten die Langeweile der Erwartung.

„Es geht los!“ rief er. „Das Volk regt sich! Alles drängt auf die Straße. Gesichter haben sie wie Beile... Am Fabriktor haben die ganze Zeit über Wessowtschikow, Wassja Gussew und Samoilow Reden gehalten! Eine Menge Arbeiter sind wieder nach Hause gegangen. Kommt, es ist Zeit! Schon zehn Uhr!...“

„Ich komme!“ sagte Pawel entschlossen.

„Ihr sollt sehen“, prophezeite Fedja, „heute nachmittag liegt die ganze Fabrik still!“

Und er lief fort.

„Er brennt wie ein Wachslicht im Wind!“ rief die Mutter ihm nach, stand auf und ging in die Küche, um sich fertigzumachen.

„Wohin wollen Sie, Mutter?“

„Ich gehe mit euch!“ sagte sie.

Andrej blickte Pawel an und zupfte seinen Schnurrbart. Pawel glättete mit einer raschen Handbewegung sein Haar und trat zu ihr hinaus.

„Mutter, ich sage dir nichts... sag du mir auch nichts... Abgemacht?“

„Ja, ja, Christus sei mit euch!“ murmelte sie.

27

Als sie auf die Straße trat und in der Luft das unruhige erwartungsvolle Summen von Menschenstimmen vernahm, überall in den Fenstern und in den Torwegen Gruppen von Leuten sah, die ihren Sohn und Andrej mit neugierigen Blicken geleiteten, schob sich vor ihre Augen ein Nebelbild, das hin und her tanzte, die Farbe veränderte, bald durchsichtig grün, bald trüb grau war.

Man begrüßte sie, und in dieser Begrüßung lag etwas Besonderes. Ihr Ohr fing abgerissene, halblaute Bemerkungen auf.

„Da sind die Anführer...“

„Wir wissen nicht, wer hier Anführer ist...“

„Ich will ja nichts Schlimmes sagen!“

An einer anderen Stelle des Fabrikhofes schrie jemand erregt:

„Wenn die Polizei sie zu fassen kriegt, ist es aus mit ihnen!“

„Sie haben sie ja schon einmal gehabt!“

Eine jammernde Frauenstimme schrillte erschreckt aus einem Fenster auf die Straße.

„Sei doch vernünftig, du hast doch eine Frau!“

Als sie an des lahmen Sossimow Haus vorüberkamen, der als Krüppel jeden Monat von der Fabrik eine Unterstützung bezog, steckte er den Kopf zum Fenster hinaus und rief:

„Paß auf, Pascha! Du brichst dir das Genick!"

Die Mutter schrak zusammen und blieb stehen. Dieser Ruf erweckte heftige Wut in ihr. Sie blickte in das aufgedunsene Gesicht des Krüppels, der schimpfend den Kopf einzog. Sie beschleunigte ihre Schritte, holte ihren Sohn ein und bemühte sich, dicht hinter ihm zu bleiben. Er und Andrej hatten, wie es schien, nichts bemerkt, die Rufe, die ihnen galten, nicht gehört. Sie schritten ruhig, ohne Hast dahin. Jetzt sprach Mironow sie an, ein gesetzter, bescheidener Mann, den alle wegen seines nüchternen, anständigen Lebenswandels achteten.

„Arbeiten Sie auch nicht, Danilo Iwanowitsch?" fragte Pawel.

„Meine Frau steht dicht vor der Niederkunft... Nun, und der Tag... ist doch unruhig." Mironow blickte die Genossen scharf an und sagte leise:

„Kinder, es heißt, ihr wollt dem Direktor einen Skandal machen, ihm die Fenster einschlagen?"

„Wir sind doch nicht betrunken!" sagte Pawel.

„Wir ziehen einfach mit Fahnen durch die Straßen und singen dabei!" sagte der Kleinrusse. „Hört unsere Lieder einmal an — in ihnen liegt unser Glaube."

„Euren Glauben kenne ich!" sagte Mironow nachdenklich. „Ich hab' die Schriften gelesen... Na, Nilowna", rief er dann, der Mutter mit seinen klugen Augen zulächelnd, „machst du auch den Aufruhr mit?"

„Man muß doch wenigstens vor dem Tode mit der Wahrheit zusammen spazierengehen!"

„Oho!" sagte Mironow. „Es scheint also richtig zu sein, was man von dir sagt, daß du die verbotenen Schriften in die Fabrik eingeschmuggelt hast?"

„Wer sagt das?" fragte Pawel.

„Nun, die Leute! Also lebt wohl... Benehmt euch anständig!..."

Die Mutter lachte leise, es war ihr angenehm, daß man in dieser Weise über sie sprach. Pawel sagte zu ihr:

„Du kommst sicher noch ins Gefängnis, Mutter!"

Die Sonne stieg immer höher und ergoß ihre Wärme in die kräftige, frische Frühlingsluft. Die Wolken zogen langsamer, ihre Schatten wurden dünner, durchsichtiger. Sie glitten weich über die Straße und die Hausdächer, hüllten die Menschen ein und reinigten gleichsam die Vorstadt, wischten Schmutz und Staub von den Wänden und Dächern und den Stumpfsinn von den Gesichtern. Es wurde lebhafter ringsumher. Die Stimmen klangen immer lauter und munterer und übertönten den entfernten Lärm der Maschinen.

Wieder drangen von allen Seiten aus den Fenstern und von den Höfen an das Ohr der Mutter unruhige und böse, nachdenkliche und heitere Worte. Aber jetzt fühlte sie den Wunsch, darauf zu erwidern, zu danken, zu erklären, sich in das sonderbar bunte Leben des Tages zu mischen.

Hinter einer Straßenecke, in einer schmalen Gasse, hatte sich ein Haufen von etwa hundert Leuten angesammelt, und mitten unter ihnen ertönte Wessowtschikows Stimme.

„Sie pressen unser Blut aus wie den Saft aus Moosbeeren!" fielen plump die Worte auf die Köpfe der Menschen.

„Stimmt!" antworteten sofort ein paar laute Stimmen.

„Der Bursche gibt sich Mühe!" sagte der Kleinrusse. „Na, ich will hingehen, ihm helfen!..."

Er beugte sich vor, und, ehe Pawel ihn zurückhalten konnte, wand er seinen langen, geschmeidigen Körper wie einen Korkzieher durch die Menge. Dann ertönte seine singende Stimme:

„Genossen, auf Erden sollen verschiedene Völker leben — Juden und Deutsche, Engländer und Tataren. Das glaube ich nicht! Es gibt nur zwei Völker, zwei unversöhnliche Feinde — die Reichen und die Armen! Die Menschen kleiden sich verschieden, sie reden verschiedene Sprachen, beobachtet ihr aber, wie reiche Franzosen, Deutsche und Engländer die Arbeiter behandeln, so könnt ihr sehen, daß sie alle für die Arbeiter die gleiche Räuberbande sind. Verrecken sollen sie!"

In der Menge ertönte ein Lachen.

„Wie man die Sache dreht und wendet, Tatsache ist, daß auch der französische Arbeiter, auch der Tatare und der Türke ein ebensolches Hundeleben führen wie wir russischen Arbeiter!"

Von der Straße her kamen immer mehr Leute, und einer nach dem andern drängte sich schweigend, den Hals reckend, auf den Zehenspitzen in die Gasse.

Andrej sprach lauter.

„Die ausländischen Arbeiter haben diese Wahrheit schon begriffen, und heute, an dem schönen Tage des Ersten Mai..."

„Die Polizei!" rief jemand.

Von der Straße her ritten, ihre Peitschen schwingend, vier Polizisten direkt in die Menschen hinein und schrien:

„Auseinandergehen!"

Die Leute machten finstere Gesichter und gaben den Pferden widerwillig Raum. Einige kletterten auf die Zäune.

„Nun hör einer, wie die berittenen Schweine grunzen: ‚Jetzt sind wir auch Helden!'" rief eine helle, aufreizende Stimme. Der Kleinrusse blieb mitten in der Gasse allein. Auf ihn drangen zwei mit den Köpfen nickende Pferde ein. Er wich zur Seite, und im selben Augenblick ergriff die Mutter ihn bei der Hand und zog ihn scheltend hinter sich her.

„Du hast versprochen, bei Pawel zu bleiben, und nun gehst du allein los!"

„Entschuldige", sagte der Kleinrusse lächelnd.

Ängstliche, niederdrückende Müdigkeit überkam die Mutter, stieg in ihrem Innern auf, kreiste ihr im Kopf; in ihrem Herzen lösten Freude und Kummer einander ab. Sie hatte den Wunsch, die Dampfsirene möchte bald Mittag pfeifen.

Sie gelangten auf den Platz vor der Kirche. Rings um die Kirche stand und saß eine dichte Menge, hier waren wohl fünfhundert muntere junge Leute und kleine Kinder. Die Menge wogte hin und her, die Leute hoben voll Unruhe die Köpfe, blickten nach allen Seiten in ungeduldiger Erwartung. Man fühlte eine gehobene Stimmung; manche blickten verstört drein, andere trugen ein keckes Gebaren zur Schau. Gedämpfte Frauenstimmen erklangen leise, ärgerlich wandten die Männer sich von ihnen ab, bisweilen ertönten halblaute Schimpfworte. Dumpfes Brausen von Streit und Hader drang aus der Menge.

„Mitenjka! zitterte eine feine Frauenstimme. „Denke doch an mich!"

„Laß mich!" war die Antwort.

Der gesetzte Sisow sprach ruhig und eindringlich:

„Nein, wir dürfen die jungen Leute nicht im Stich lassen! Sie sind verständiger als wir, sie haben mehr Mut. Wer hat uns vor der ‚Sumpfkopeke' bewahrt? Sie! Das dürfen wir nicht vergessen. Man hat sie dafür ins Gefängnis geschleppt. Aber alle haben dadurch gewonnen!"

Jetzt brüllte die Dampfsirene und verschlang mit ihrem dunkeln Klang die Unterhaltung der Menschen. Durch die Menge ging ein Beben, die Sitzenden standen auf, einen Augenblick war alles starr, wartete gespannt, und viele Gesichter wurden blaß.

„Genossen!" ertönte Pawels Stimme klangvoll und fest. Trockener, heißer Nebel versengte die Augen der Mutter, und mit einer einzigen Bewegung ihres plötzlich erstarkten Körpers stand sie hinter dem Sohn. Alle wandten sich Pawel zu und umringten ihn wie Eisenfeilspäne einen Magneten.

Die Mutter blickte ihm ins Gesicht und sah nur seine stolzen, kühnen, brennenden Augen.

„Genossen! Wir haben beschlossen, offen zu erklären, wer wir sind. Wir erheben heute unser Banner, das Banner der Vernunft, der Wahrheit und der Freiheit!"

Eine lange, weiße Stange blitzte in der Luft auf, senkte sich, zerteilte die Menge, verschwand in ihr, und nach einer Minute flatterte die breite Leinwand der Arbeiterfahne wie ein roter Vogel über den hochgereckten Gesichtern.

Pawel erhob die Hand — die Fahnenstange schwankte. Da griff ein Dutzend Hände nach dem weißen, glatten Holz, und unter ihnen war die Hand seiner Mutter.

„Es lebe das Arbeitervolk!" rief er.

Hunderte von Stimmen antworteten ihm mit lauten Rufen:

„Es lebe die sozialdemokratische Arbeiterpartei, unsere Partei, Genossen, unsere geistige Heimat."

Die Menge wogte auf; wer die Bedeutung der Fahne begriffen hatte, drängte sich zu ihr hin; neben Pawel traten Masin, Samoilow, die beiden Gussews, mit gesenktem Kopf stieß Nikolai die Menschen auseinander, und mehrere der Mutter unbekannte junge Leute, deren Augen hell leuchteten, schoben sie beiseite.

„Es leben die Arbeiter aller Länder!" rief Pawel, und ihm antwortete ein an Kraft und Freudigkeit stets zunehmendes tausendstimmiges Echo, dessen Klang die Seele erschütterte.

Die Mutter ergriff Nikolais und noch eine fremde Hand, sie drängte die aufsteigenden Tränen zurück. Ihre Füße zitterten, und sie sagte mit bebenden Lippen:

„Ihr Lieben!..."

Auf Nikolais pockennarbigem Gesicht lag ein breites Lächeln, er blickte, unverständliche Laute von sich gebend, auf die Fahne, streckte die Hand nach ihr aus, dann faßte er plötzlich die Mutter um den Hals, küßte sie und lachte.

„Genossen!" ließ sich jetzt der Kleinrusse vernehmen, mit seiner weichen Stimme den Lärm der Menge übertönend. „Im Namen des neuen Gottes, des Gottes des Lichtes und der Wahrheit, der Vernunft und des Guten, haben wir uns jetzt aufgemacht. Weit in der Ferne liegt unser Ziel, die Dornenkronen sind aber in der Nähe! Wer an die Kraft der Wahrheit nicht glaubt, wer nicht den Mut hat, bis zum Tode für sie auszuharren, wer nicht glaubt und Leiden fürchtet — der schließe sich uns nicht an! Wir rufen die zu uns, die an unseren Sieg glauben; diejenigen aber, die unser Ziel nicht sehen, sollen nicht mit uns gehen, denn ihrer wartet nur Kummer. Antreten, Genossen! Es lebe der Feiertag der freien Menschen, es lebe der Erste Mai!"

Die Menge schloß sich dichter zusammen. Pawel schwenkte die Fahne, sie breitete sich flach in der Luft aus und zog vor ihnen her, von der Sonne beschienen, rot und breit lächelnd.

„Wir sagen uns los von der alten Welt..."

ertönte Fedja Masins helle Stimme, und Dutzende von Stimmen nahmen den Gesang in weicher, starker Woge auf:

„Wir schütteln den Staub von den Füßen..."

Die Mutter schritt mit einem warmen Lächeln auf den Lippen hinter Masin und blickte über seinen Kopf auf ihren Sohn und die Fahne. Ringsum wogten freudige Gesichter, Augen aller Farben. Allen voran gingen ihr Sohn und Andrej. Sie hörte ihre Stimmen — die weiche, feuchte Stimme Andrejs verschmolz mit dem tiefen Baß ihres Sohnes.

„Steh auf, erhebe dich, Arbeitervolk!
Schlagt den Feind, ihr hungernden Brüder! ...“

Das Volk lief der roten Fahne entgegen, rief etwas, vereinigte sich mit der Menge, wandte sich mit ihr zurück, und sein Geschrei erstarb in den Klängen des Liedes, desselben Liedes, das zu Hause leiser als die übrigen gesungen wurde. Auf der Straße erscholl es gleichmäßig, mit drohender Gewalt. Eiserne Mannhaftigkeit klang aus ihm; es rief die Menschen auf den weiten Weg der Zukunft, sprach ehrlich von der Beschwerlichkeit dieses Weges. In seiner großen ruhigen Flamme schmolzen die schwarzen Schlacken der Vergangenheit, löste sich der dichte Knäuel zusammengeballter alltäglicher Gefühle und verbrannte zu Asche die verfluchte Angst vor dem Neuen ...

Ein erschrecktes und doch freudiges Gesicht bewegte sich neben der Mutter, und eine zitternde Stimme rief schrill:

„Mitja! Wo willst du hin?“

Die Mutter sagte, ohne stehenzubleiben:

„Soll er nur gehen ... Machen Sie sich keine Sorge. Ich war auch sehr bange ... Meiner geht allen voran. Der die Fahne trägt — das ist mein Sohn!“

„Räuberbande! Wo wollt ihr hin? Da stehen Soldaten!“

Plötzlich ergriff das große, hagere Weib die Hand der Mutter und rief:

„Ach, meine Liebe ... Wie sie da singen ... und Mitja singt auch mit ...“

„Haben Sie keine Angst!“ murmelte die Mutter. „Es ist ein heiliges Werk ... Bedenken Sie, es gäbe keinen Christus, wenn die Menschen nicht um seinetwillen in den Tod gegangen wären.“

Dieser Gedanke flammte plötzlich in ihrem Kopf auf und überraschte sie durch seine einfache, klare Wahrheit. Sie blickte der Frau ins Gesicht, drückte fest ihre Hand und wiederholte verwundert lächelnd:

„Es gäbe keinen Christus, wenn die Menschen nicht um seinetwillen, Gottes wegen, in den Tod gegangen wären!“

Neben ihr erschien Sisow. Er nahm seine Mütze ab, schwenkte sie im Takt zum Gesang und sagte:

„Jetzt ziehen sie öffentlich dahin, Mutter, was? Ein Lied haben sie gemacht. Ein schönes Lied, was, Mutter?“

„Der Zar hat Soldaten nötig;
Gebt ihm eure Söhne hin ...“

„Sie haben keine Angst!“ sagte Sisow. „Mein Sohn aber liegt im Grabe ...“

Das Herz der Mutter schlug allzu stark, und sie blieb zurück. Man stieß sie schnell zur Seite, drängte sie gegen den Zaun, und eine dichte Menschenwelle strömte an ihr vorüber. Es waren ihrer viele, und das freute sie.

„Steh auf, erhebe dich, Arbeitervolk! ...“

Es war, wie wenn eine riesige eherne Trompete in der Luft sänge und die Menschen aufweckte, in der Brust des einen Kampfbereitschaft, in der des andern unklare Freude, die Vorahnung von etwas Neuem, brennende Neugier erweckend, dort trübe Hoffnungen erregend, hier jahrelang angehäufter Wut einen Ausweg bahnend. Alle blickten nach vorn, wo in der Luft die rote Fahne schwankte und wehte.

„Sie marschieren!“ brüllte eine begeisterte Stimme. „Bravo, Kinder!“

Und dann stieß der Mensch, der augenscheinlich etwas Großes empfand, das er mit gewöhnlichen Worten nicht ausdrücken konnte, ein saftiges Schimpfwort aus. Aber auch Wut, dunkle, blinde Sklavenwut zischte wie Schlangen und wand sich mit bösen Worten dahin, erschreckt durch das Licht, das auf sie fiel.

„Ketzer!“ rief eine sich überschlagende Stimme aus einem Fenster, und eine Faust drohte.

Und aufdringlich klang ein bohrendes Kreischen an das Ohr der Mutter:

„Gegen den Herrscher, gegen Seine Majestät den Zaren? Rebellieren wollt ihr?“

Verwirrte Gesichter huschten an der Mutter vorüber, Männer und Frauen sprangen und liefen dahin, das Volk strömte wie dunkle Lava vorwärts. Das Lied, das durch seine Klanggewalt gleichsam alles vor sich niederwarf und den Weg frei machte, riß sie mit sich fort.

Als sie auf die rote Fahne in der Ferne blickte, sah sie — und sah es doch nicht — das Gesicht ihres Sohnes, seine bronzene Stirn und die in hellem Feuer glühenden Augen.

Aber jetzt befand sie sich am Ende der Menge, zwischen Menschen, die, gleichgültig nach vorn blikkend, langsam gingen, mit der kalten Neugierde von Zuschauern, die das Ende eines Schauspiels vorher wissen. Sie schritten dahin und sprachen halblaut und dreist:

„Eine Kompanie steht bei der Schule, die andere bei der Fabrik!“

„Der Gouverneur ist gekommen ...“

„Wirklich?“

„Ich habe ihn selbst gesehen, er ist da!“

Jemand schimpfte saftig und sagte:

„Sie haben jetzt aber doch Angst vor uns. Das Militär und der Gouverneur.“

„Ihr Lieben!“ hämmerte es in der Brust der Mutter.

Aber die Worte um sie herum klangen tot und kalt. Sie beschleunigte ihre Schritte, um von diesen Menschen fortzukommen, und überholte leicht die langsam und träge Dahinschreitenden.

Plötzlich war es aber, als wäre der Kopf der Menge an irgend etwas angerannt, ihr Körper schwankte, ohne anzuhalten, mit unruhigem, leisem Tosen zurück. Auch der Gesang schwankte, dann

strömte er schneller und lauter dahin. Und wieder senkte sich die dichte Klangwelle und glitt zurück. Die Stimmen kamen, eine nach der andern, aus dem Takt, vereinzelte Ausrufe ertönten, die das Lied zur früheren Höhe zurückzubringen, es vorwärtszutragen suchten.

„Steh auf, erhebe dich, Arbeitervolk!
Schlagt den Feind, ihr hungernden Brüder! ..."

Aber in diesem Klang lagen keine Verbundenheit und keine Zuversicht, schon zitterte Unruhe in ihm.

Da die Mutter nichts sah und nicht wußte, was vorn geschah, drängte sie die Menge auseinander und bewegte sich schnell vorwärts. Ihr entgegen drängten aber schon Leute rückwärts, die einen mit gesenkten Köpfen und gerunzelter Stirn, andere verwirrt lächelnd, die dritten spöttisch pfeifend. Sie betrachtete bekümmert ihre Gesichter, und ihre Augen fragten, baten, riefen schweigend...

„Genossen!" ertönte Pawels Stimme. „Die Soldaten sind genau solche Menschen wie wir. Sie werden nicht gegen uns losschlagen. Wofür sollten sie auch! Dafür, daß wir die Wahrheit bringen, die alle nötig haben? Die Wahrheit brauchen sie ja auch. Einstweilen begreifen sie das noch nicht, aber die Zeit ist nahe, wo sie mit uns gehen, wo sie nicht mehr unter der Raub- und Mordfahne marschieren, sondern unter unserer Fahne der Freiheit und der Güte einherziehen werden. Und damit sie unsere Wahrheit bald begreifen, müssen wir vorwärts! Vorwärts, Genossen! Immer vorwärts!"

Pawels Stimme klang fest, seine Worte tönten deutlich und hell in der Luft, aber die Menge zerstreute sich, die Menschen gingen, einer nach dem andern, rechts und links zu den Häusern hin, lehnten sich gegen die Zäune. Die Menge hatte jetzt die Form eines Keils; seine Schneide war Pawel, und über seinem Kopf brannte rot die Fahne der Arbeiter. Auch glich die Menge einem schwarzen Vogel, der die Schwingen weit ausgebreitet hatte und nun lauerte, bereit, sich zu erheben und fortzufliegen — und Pawel war sein Schnabel...

28

Jetzt sah die Mutter, daß am Ende der Straße eine niedrige, graue Wand gleichaussehender Menschen, ohne Gesichter, den Zugang zum Platz versperrte. Über ihren Schultern blitzten kalt und dünn die scharfen Spitzen der Bajonette. Und von dieser schweigenden, unbeweglichen Wand wehte ein kalter Hauch zu den Arbeitern herüber, klammerte sich an die Brust der Mutter und drang ihr ins Herz.

Sie drängte sich in die Menge, dorthin, wo ihre Freunde, die vorne bei der Fahne waren, neben Fremden standen, als wollten sie sich auf die stützen. Sie schob sich dicht an einen großen, glattrasierten Mann heran. Er hatte nur ein Auge und warf, um sie zu sehen, seinen Kopf jäh herum.

„Was willst du? ... Wer bist du? ..." fragte er.

„Pawel Wlassows Mutter!" antwortete sie und fühlte, daß ihre Füße zu wanken begannen und ihre Unterlippe unwillkürlich herabsank.

„Ah!" sagte der Einäugige.

„Genossen!" sprach Pawel wieder, „wir müssen unser ganzes Leben lang vorwärts! Wir haben keinen anderen Ausweg!"

Eine gespannte Stille trat ein. Die Fahne erhob sich, flatterte, wehte nachdenklich über den Köpfen der Menschen und bewegte sich auf die graue Soldatenwand zu. Die Mutter zitterte, schloß die Augen und stöhnte auf. Pawel, Andrej, Samoilow und Masin, nur die vier, sonderten sich von der Menge ab.

In der Luft zitterte langsam die helle Stimme Fedja Masins:

„Ihr seid nun als Opfer gefallen ..."
„Im Kampf ... für die Freiheit des Volkes ..."

antworteten in zwei schweren Seufzern ernste, tiefe Stimmen. Die Leute schritten vorwärts, fest und hart auftretend. Das neue Lied floß jetzt entschlossen und überzeugend dahin.

„Wir haben, was wir konnten, fürs Volk dahingegeben ..."

schnellte Fedjas Stimme wie ein helles Band empor.

„Für die Freiheit ..."

sangen die Genossen im Chor.

„Aha", rief jemand schadenfroh, „sie singen ihren Grabgesang, die Hunde!"

„Haut ihn!" ertönte ein zorniger Ruf.

Die Mutter griff sich mit den Händen an die Brust, blickte um sich und sah, daß die Menge, die die Straße früher so dicht gefüllt hatte, unentschlossen schwankte und zauderte und zusah, wie die Leute mit der Fahne sich von ihr trennten. Hinter diesen gingen einige Dutzend Menschen; doch jeder Schritt vorwärts veranlaßte jemanden, beiseitezuspringen, als wenn der Weg auf der Straße glühend wäre und die Sohlen verbrenne.

„Die Willkür wird weichen ..."

prophezeite das Lied in Fedjas Mund...

„Und das Volk sich befrein!"

gab der Chor starker Stimmen sicher und drohend zurück.

Durch die harmonische Melodie brachen aber leise Worte:

„Er kommandiert..."

„Fällt das Gewehr!" ertönte von vorn ein scharfer Ruf. Wellenförmig schwankten die Bajonette in der Luft, sanken nieder und streckten sich, arglistig lächelnd, der Fahne entgegen.

„Marsch!"

„Sie kommen!" sagte der Einäugige und schritt, die Hände in den Taschen, seitwärts.

Die Mutter schaute hin, ohne mit der Wimper zu zucken. Die graue Welle der Soldaten wogte jetzt, zog sich über die ganze Straßenbreite hin und bewegte sich gleichmäßig, kalt vorwärts, einen dichten Kamm mit silberschimmernden Stahlzähnen vor sich her tragend. Die Mutter schritt breit aus, trat näher zu ihrem Sohn hin, sah, wie Andrej ebenfalls vor Pawel trat und ihn mit seinem langen Körper deckte.

„Geh neben mir, Genosse!" rief Pawel scharf.

Andrej sang, die Hände hatte er auf dem Rücken verschränkt, den Kopf trug er hoch. Pawel stieß ihn mit der Schulter an und rief wieder:

„Neben mir! Du hast kein Recht, vor der Fahne zu gehen!"

„Auseinandergehen!" rief ein kleiner Offizier, den Säbel schwingend, mit dünner Stimme. Er warf die Füße hoch und stampfte, ohne die Knie zu beugen, heftig mit den Hacken auf dem Boden auf. Der Mutter fielen besonders seine blankgewichsten Stiefel auf.

Dicht hinter ihm ging mit schweren Schritten ein großer, starker Mann mit dickem, grauem Schnurrbart, in einem langen, grauen, rotgefütterten Mantel und mit gelben Generalsstreifen am weiten Beinkleid. Er hielt, ebenso wie der Kleinrusse, die Hände auf dem Rücken, hatte die buschigen, grauen Brauen hochgezogen und blickte Pawel an.

Die Mutter sah unendlich viel, in ihrer Brust lauerte regungslos ein lauter Schrei, der mit jedem Atemzug nach außen dringen wollte, er erstickte sie, aber sie hielt ihn im Innern zurück, indem sie ihre Brust mit beiden Händen packte. Man stieß sie, sie schwankte auf den Füßen und ging ohne Gedanken, fast bewußtlos vorwärts. Sie fühlte, daß die Menschen hinter ihr immer weniger wurden; eine kalte Welle kam ihnen entgegen und sprengte sie auseinander.

Immer näher aufeinander zu rückten die Leute mit der roten Fahne und die dichte, graue Menschenkette, man konnte deutlich das Gesicht der Soldaten sehen — breit wie die ganze Straße, garstig zu einem schmutziggelben, schmalen Streifen zusammengepreßt, in den die verschiedenfarbigen Augen ungleichmäßig hineingesprenkelt waren und vor dem die feinen Bajonettspitzen grausam funkelten. Die gegen die Brust der Menschen gerichteten Bajonette waren es, die, noch ohne sie zu berühren, die einzelnen von der Menge losrissen und den Haufen sprengten.

Die Mutter hörte hinter sich die hastigen Schritte der Fortlaufenden. Verhaltene, unruhige Stimmen riefen:

„Geht auseinander, Kinder..."

„Wlassow, lauf!..."

„Zurück, Pawluscha..."

„Wirf die Fahne fort, Pawel...", sagte Wessowtschikow finster. „Gib her, ich verstecke sie!"

Er griff mit der Hand nach der Fahnenstange, die Fahne schwankte nach hinten.

„Laß das!" schrie Pawel.

Nikolai zog die Hand zurück, als hätte er sie sich verbrannt. Der Gesang war verstummt. Die Leute machten halt, sie umringten Pawel dicht, er aber drängte vorwärts. Plötzlich trat Stille ein, mit einemmal, als wäre sie unsichtbar von oben herabgeschwebt und umfinge nun die Menschen in einer durchsichtigen Wolke.

Unter der Fahne standen etwa zwanzig Mann, nicht mehr, aber sie standen fest. Die Mutter fühlte sich von einem Gefühl der Angst um sie und dem unklaren Wunsch, ihnen etwas zu sagen, zu ihnen hingezogen.

„Nehmen Sie das da weg, Leutnant!" ertönte die gleichmäßige Stimme des alten Mannes.

Er streckte die Hand aus und deutete auf die Fahne.

Der kleine Offizier sprang auf Pawel zu, griff mit der Hand nach der Stange und rief kreischend:

„Her damit!"

„Hände weg!" sagte Pawel laut.

Die Fahne zitterte rot in der Luft, neigte sich nach rechts und links und stand wieder hoch. Der kleine Offizier prallte zurück und flog zu Boden. An der Mutter glitt mit ungewohnter Schnelligkeit Nikolai vorüber, die Hand zur Faust geballt vor sich haltend.

„Nehmt die Leute fest!" schrie der Alte, mit dem Fuß aufstampfend.

Ein paar Soldaten sprangen vor. Einer schlug mit dem Kolben zu, die Fahne zitterte, neigte sich und verschwand in dem grauen Soldatenhaufen.

„Ach!" seufzte jemand traurig.

Die Mutter brach in tierisches Geheul aus. Als Antwort darauf erklang aus dem Soldatenhaufen Pawels klare Stimme:

„Auf Wiedersehen, Mama! Auf Wiedersehen, liebe..."

„Er lebt, er denkt an mich!" hallte es zweimal im Herzen der Mutter wider.

„Auf Wiedersehen, Mütterchen!"

Sie reckte sich auf den Zehenspitzen hoch, winkte mit den Händen, bemühte sich, die beiden zu sehen, und erblickte über den Köpfen der Soldaten das runde Gesicht Andrejs — es lächelte, nickte ihr zu.

„Meine Lieben... Andrjuscha... Pascha...", rief sie.

„Auf Wiedersehen, Genossen!" riefen sie aus dem Soldatenhaufen.

Ihnen antwortete ein vielfältiges, zerrissenes Echo. Es klang aus den Fenstern, irgendwoher von oben, von den Dächern.

29

Jemand stieß die Mutter vor die Brust. Durch den Nebel in ihren Augen sah sie den kleinen Offizier vor sich; sein Gesicht war rot, verkrampft, und er schrie sie an:

„Weg da, Alte!"

Sie blickte ihn von oben bis unten an, sah zu seinen Füßen die entzweigebrochene Fahnenstange — an dem einen Stück hing noch ein Streifen von dem roten Stoff. Sie beugte sich nieder und hob sie auf. Der Offizier riß ihr den Stock aus der Hand, warf ihn fort und schrie, mit den Füßen aufstampfend:

„Weg da, sage ich!..."

Mitten unter den Soldaten schoß wieder das Lied auf.

„Steh auf, erhebe dich, Arbeitervolk!

Alles drehte sich, schwankte und zitterte. In der Luft ertönte ein dumpfes, alarmierendes Geräusch, dem Summen von Telegraphendrähten ähnlich. Der Offizier sprang zur Seite und kreischte erregt:

„Aufhören mit dem Gesang! Feldwebel Krainow..."

Die Mutter trat schwankend zu dem Bruchstück der Fahnenstange, das er fortgeworfen, und hob es auf:

„Stopft ihnen das Maul!..."

Das Lied verwirrte sich, erzitterte, riß ab, erlosch. Jemand faßte die Mutter an den Schultern, drehte sie herum und stieß sie in den Rücken.

„Vorwärts, vorwärts!..."

„Straße frei!..." schrie der Offizier.

Die Mutter sah zehn Schritte vor sich wieder einen dichten Menschenknäuel. Die Leute brüllten, schimpften, pfiffen, zogen langsam die Straße hinunter und strömten in die Höfe.

„Vorwärts, Satan!" schrie ein junger schnurrbärtiger Soldat neben der Mutter ihr hart ins Ohr und stieß sie auf den Fußsteig.

Sie ging, auf die Fahnenstange gestützt, die Füße versagten ihr den Dienst. Um nicht zu fallen, klammerte sie sich mit der anderen Hand an Mauern und Zäune. Vor ihr wichen die Menschen zurück, neben ihr und hinter ihr schritten Soldaten, die schrien:

„Vorwärts, vorwärts!..."

Die Soldaten überholten sie, sie blieb stehen und blickte um sich. Am Straßenende standen wieder Soldaten in einer dünnen Kette, die den Zugang zum Platz absperrte. Der Platz war leer. Vorne bewegten sich gleichfalls graue Gestalten langsam auf die Menschen zu.

Sie wollte kehrtmachen, ging aber unwillkürlich wieder vorwärts, und, als sie an die Ecke gelangte, bog sie in die schmale, leere Gasse ein.

Wieder machte sie halt, horchte und atmete schwer. Vorne hörte man das Stimmengewirr der Menge.

Auf die Fahnenstange gestützt, schritt sie weiter, mit den Brauen zuckend; dann kam sie plötzlich in Schweiß, es zitterte um ihre Lippen, sie machte eine Bewegung mit der Hand, und in ihrem Herzen blitzten wie Funken Worte auf, die sich zusammenballten und in ihr den gebieterischen Wunsch entzündeten, sie auszusprechen, hinauszuschreien...

Die Gasse machte einen scharfen Bogen nach links; um die Ecke sah die Mutter einen großen, dichten Menschenhaufen stehen. Eine Stimme sprach laut und kräftig:

„Bloß um zu krakeelen, läuft man nicht in die Bajonette hinein!"

„Und wie haben sie sich benommen, was? Man geht auf sie los, und sie halten furchtlos stand!"

„Sieh einer den Pawel Wlassow!"

„Und der Kleinrusse..."

„Hält die Hände auf dem Rücken und lacht, der Teufel!"

„Ihr lieben Leute!" rief die Mutter, sich in die Menge drängend. Man machte ihr ehrerbietig Platz. Jemand lachte:

„Sieh mal — mit der Fahne! Mit der Fahne in der Hand!"

„Schweig!" sagte barsch eine andere Stimme.

Die Mutter breitete die Arme weit aus...

„Hört zu, um Christi willen! Ihr alle — ihr Lieben... ihr alle — Herzensfreunde... blickt ohne Furcht drein! Was ist geschehen? Unsere Kinder, unser Blut, sie gehen in die Welt, sie gehen der Wahrheit nach, für alle! Für uns alle, für eure Kleinen haben sie das schwere Kreuz auf sich genommen, suchen sie lichte Tage. Sie wollen ein anderes Leben in Wahrheit und Gerechtigkeit, wollen das Gute für alle!"

Ihr Herz war dem Zerspringen nahe, ihre Brust war beklommen, ihr Hals trocken und heiß, tief in ihrem Innern quollen Worte einer großen, alles und alle umfangenden Liebe empor, die ihr die Zunge verbrannten und diese immer stärker, immer freier in Bewegung setzten.

Sie sah: alles schwieg, man hörte ihr zu; sie fühlte: die Leute denken nach, sie umringen sie dicht, und in ihr wuchs der Wunsch — jetzt schon ihr selbst klar —, die Leute dorthin zu treiben, hinter ihrem Sohn, hinter Andrej her, hinter allen, die den Soldaten in die Hände gefallen, die dort allein geblieben waren.

Sie betrachtete die finsteren, aufmerksamen Gesichter ringum und fuhr sanft fort:

„Unsere Kinder gehen da der Freude entgegen, sie gehen für uns alle und um Christi Wahrheit willen, gehen gegen alles, womit uns unsere bösen, falschen, habsüchtigen Feinde unfrei gemacht, gebunden und bedrückt haben! Liebe Freunde — unser junges Blut hat sich für das ganze Volk erhoben, für die ganze Welt, für alle Arbeiter sind sie dahingezogen... zieht euch nicht zurück von ihnen, verleugnet sie nicht, laßt eure Kinder nicht allein auf dem Wege. Habt Mitleid mit euch selbst... glaubt

den Herzen eurer Söhne — sie haben die Wahrheit gefunden, sie gehen um ihretwillen zugrunde. Glaubt ihnen!"

Ihre Stimme brach, sie schwankte kraftlos, man fing sie auf...

„Gott hat gesprochen!" rief jemand erregt und dumpf. „Gott selbst sprach aus ihrem Munde, liebe Leute! Hört zu!"

Ein anderer sagte mitleidig:

„Ach, wie sie sich grämt..."

Man wies ihn zurecht...

„Sie grämt sich nicht, sie züchtigt uns Dummköpfe... begreif das doch!"

Über der Menge schoß eine hohe, zitternde Stimme empor:

„Christenmenschen! Mein Mitja, die reine Seele, ist mit den Kameraden gezogen, die er liebt... Sie sagt die Wahrheit. — Warum lassen wir unsere Kinder im Stich? Was haben sie uns Böses getan?"

Die Mutter zitterte unter diesen Worten, und ihre Antwort waren leise Tränen.

„Geh nach Hause, Nilowna, geh, Mutter! Du richtest dich ja zugrunde!" sagte Sisow laut.

Er war blaß, sein Bart war zerzaust und zitterte. Plötzlich runzelte er die Stirn, überflog alle mit strengen Blicken, straffte sich und sagte gebieterisch:

„Mein Sohn Matwej ist in der Fabrik umgekommen... Ihr wißt das. Aber wenn er am Leben wäre, würde ich ihn selbst zu ihnen, zu denen da, schicken! Ich würde selbst sagen: ‚Geh du auch, Matwej! Geh! Das ist richtig... Das ist rechtschaffen!'"

Er brach ab, verstummte, und alle schwiegen finster, von etwas Ungeheurem, Neuem umfangen, das sie aber schon nicht mehr schreckte. Sisow erhob die Hand, schüttelte sie und fuhr fort:

„Ein alter Mann spricht. Ihr kennt mich. Neununddreißig Jahre arbeite ich hier, dreiundfünfzig Jahre lebe ich auf der Welt. — Meinen Neffen, einen reinen, klugen Jungen, haben sie da heute wieder festgenommen. Er ist auch vorn neben Wlassow gegangen, dicht neben der Fahne!" Er machte eine Handbewegung, bückte sich, ergriff den Arm der Mutter und sagte:

„Die Frau hat die Wahrheit gesagt... Unsere Kinder wollen ehrlich, vernünftig leben, und wir haben sie im Stich gelassen, sind fortgegangen, ja! Komm, Nilowna!"

„Ihr lieben Leute!" sagte sie, alle mit verweinten Augen anblickend. „Den Kindern gehört das Leben, ihnen gehört die ganze Erde!"

„Komm, Nilowna, nimm den Stock", sagte Sisow und reichte ihr das Bruchstück der Fahnenstange.

Man blickte voll Schmerz und Achtung auf die Mutter, dumpf tosendes Mitgefühl begleitete sie. Sisow schob die Menschen schweigend aus dem Weg, sie traten wortlos beiseite, schritten, einer unklaren Macht gehorchend, langsam hinter der Mutter her und tauschten halblaute Bemerkungen aus.

An ihrer Haustür wandte sie sich zu ihnen um, stützte sich auf die Fahnenstange, verbeugte sich tief und sagte dankbar und leise:

„Ich danke euch..."

Und wieder kam ihr der Gedanke — der neue Gedanke, den, wie sie glaubte, ihr Herz geboren hatte — und sie sprach ihn aus:

„Unser Herr Christus wäre nicht, wenn nicht die Menschen zu seiner Ehre in den Tod gegangen wären..."

Die Menge blickte sie schweigend an.

Sie verbeugte sich noch einmal vor den Leuten und ging ins Haus; Sisow folgte ihr mit gesenktem Kopf.

Die Menschen standen am Tor und besprachen sich.

Dann gingen sie langsam auseinander.

ZWEITER TEIL

1

Der Rest des Tages verging im bunten Nebel der Erinnerungen, in schwerer Müdigkeit, die Leib und Seele fest umfing. Als grauer Fleck hüpfte der kleine Offizier, es glänzte Pawels bronzefarbenes Gesicht, und es lächelten Andrejs Augen.

Sie ging im Zimmer hin und her, setzte sich ans Fenster, blickte auf die Straße, zog die Brauen hoch und ging wieder umher, sie zitterte, sah sich um und suchte gedankenlos nach etwas... Sie trank Wasser, konnte aber ihren Durst nicht stillen, den Kummer und die brennende Scham in ihrem Innern nicht ersticken. Der Tag war mitten durchgeschnitten — sein Anfang hatte einen Inhalt gehabt, aber jetzt war nichts mehr in ihm, vor ihr dehnte sich eine öde Weite, und ratlos fragte sie sich:

„Was wird nun?"

Die Korsunowa kam. Sie gestikulierte, schrie, weinte und geriet in Entzücken, stampfte mit den Füßen, machte Vorschläge und Versprechungen, drohte jemandem. Die Mutter rührte das alles nicht.

„Aha!" hörte sie Marjas kreischende Stimme. „Jetzt hat es das Volk gepackt! Die Fabrik hat sich erhoben, die ganze Fabrik!"

„Ja, ja!" sagte die Mutter leise und nickte; aber ihre Augen sahen unbeweglich auf das, was nun schon der Vergangenheit angehört, was ihr mit

Andrej und Pawel genommen war. Weinen konnte sie nicht — ihr Herz preßte sich zusammen, Lippen und Mund waren wie ausgetrocknet. Die Hände bebten, über den Rücken lief ein leichtes Zittern.

Abends kamen die Gendarmen. Sie ging ihnen ohne Erstaunen und furchtlos entgegen. Die Leute traten geräuschvoll ein, sie hatten etwas Lustiges und Zufriedenes. Der Offizier mit dem gelben Gesicht bleckte die Zähne:

„Nun, wie geht's? Wir begegnen uns jetzt das drittemal, scheint's?"

Sie schwieg und fuhr mit der trockenen Zunge über die Lippen. Der Offizier sprach viel in belehrendem Ton, und sie fühlte, daß ihm das Reden Vergnügen machte. Aber seine Worte erreichten sie nicht, störten sie nicht. Nur als er sagte:

„Du bist selbst schuld, wenn du es nicht verstanden hast, deinem Sohn Respekt vor Gott und dem Zaren einzuflößen...", antwortete sie ihm leise, ohne ihn anzusehen:

„Ja... die Kinder sind unsere Richter — sie verurteilen uns mit Recht deswegen, daß wir sie auf diesem Weg im Stich lassen."

„Was?" rief der Offizier. „Lauter!"

„Ich sage — unsere Richter sind die Kinder", wiederholte sie schwer atmend.

Da begann er wieder schnell und böse zu reden, aber seine Worte verhallten und berührten die Mutter nicht.

Unter den Polizeizeugen war Marja Korsunowa. Sie stand neben der Mutter, und, wenn sich der Offizier mit irgendeiner Frage an sie wandte, antwortete sie mit einer hastigen, tiefen Verbeugung:

„Ich weiß nicht, Euer Wohlgeboren! Ich bin eine ungebildete Frau, treibe Handel und weiß von solchen Dingen nichts."

„Sei still!" befahl der Offizier und bewegte den Schnurrbart. Sie verneigte sich abermals, machte ihm heimlich eine lange Nase und flüsterte der Mutter zu:

„Ätsch, bäh!"

Man befahl ihr, die Wlassowa zu durchsuchen. Sie blickte den Offizier mit großen Augen starr an und sagte erschreckt:

„Euer Wohlgeboren, das versteh' ich nicht!"

Er stampfte mit dem Fuß auf und schrie sie an. Marja schlug die Augen nieder und bat die Mutter leise:

„Nun, also... Knöpf mal auf, Pelageja Nilowna..."

Dann betastete und befühlte sie ihr Kleid und flüsterte mit rotem Kopf:

„Nein, diese Hunde..."

„Was sagst du da?" rief der Offizier finster und blickte in die Ecke, wo sie die Wlassowa durchsuchte.

„Weibergetratsch, Euer Wohlgeboren!" murmelte Marja verwirrt.

Als er der Mutter befahl, das Protokoll zu unterschreiben, zeichnete sie mit ungelenker Hand in fettigglänzenden Druckbuchstaben:

„Arbeiterwitwe Pelageja Wlassowa."

„Was hast du da geschrieben? Was soll das?" rief der Offizier mit verächtlichem Gesichtsausdruck und fügte lachend hinzu:

„Barbaren!"

Sie gingen fort. Die Mutter trat ans Fenster, legte die Hände auf die Brust, blickte lange vor sich hin und biß die Kiefer so fest zusammen, daß sie bald Zahnschmerzen fühlte. Das Petroleum in der Lampe war ausgebrannt, die Flamme knisterte leise und wollte erlöschen. Sie blies sie aus und blieb im Dunkeln. Qualvolle Gedankenlosigkeit zog als dunkle, kalte Wolke in ihr Inneres und machte ihr Herz stocken. Sie stand lange da — Füße und Augen wurden ihr müde. Sie hörte, wie Marja vor dem Fenster stehenblieb und mit trunkener Stimme lallte:

„Pelageja, schläfst du? Du Unglückliche... na, schlaf nur!"

Die Mutter legte sich angekleidet auf das Bett und versank rasch in einen bleiernen Schlaf, als fiele sie in einen tiefen Abgrund.

Sie träumte von dem gelben Sandhügel hinter dem Sumpf auf dem Wege zur Stadt. An seinem Rand, über dem Abhang, der zu den Sandgruben führte, stand Pawel und sang mit Andrejs Stimme leise und klangvoll:

„Steh auf, erhebe dich, Arbeitervolk!"

Sie ging auf dem Weg an dem Sandhaufen vorüber, legte die flache Hand gegen die Stirn und blickte auf ihren Sohn. Seine Gestalt zeichnete sich deutlich und scharf vom blauen Himmel ab. Sie konnte sich nicht entschließen, zu ihm zu gehen, weil sie schwanger war. Und auf dem Arm hatte sie ein Kind. Sie ging weiter. Auf dem Felde spielten viele Kinder Ball, und der Ball war rot. Das Kind auf ihrem Arm strampelte ihnen entgegen und weinte laut. Sie gab ihm die Brust und kehrte zurück, aber auf dem Sandhaufen standen schon Soldaten, die die Bajonette gegen sie richteten. Sie lief schnell zur Kirche, die mitten auf dem Felde stand, eine weiße, schöne Kirche, die wie aus Wolken gebaut und unermeßlich hoch war. Ein Totenamt wurde abgehalten. Der Sarg war groß, schwarz und schon fest geschlossen. Der Priester und der Diakon gingen in weißen Meßgewändern in der Kirche umher und sangen:

„Christ ist erstanden..."

Der Diakon schwenkte das Weihrauchbecken, verbeugte sich vor ihr und lächelte: sein Haar war hellrötlich und das Gesicht vergnügt wie das Samoilows. Aus der Kuppel fielen breite, leuchtende Sonnenstrahlen herab. Auf beiden Chören sangen Knaben leise:

„Christ ist erstanden..."

„Nehmt sie fest!" schrie plötzlich der Priester und blieb mitten in der Kirche stehen. Das Meßgewand glitt von ihm ab, in seinem Gesicht erschien ein

grauer, strenger Schnurrbart. Alle stürzten fort, auch der Diakon schleuderte das Weihrauchbecken beiseite, lief davon und faßte sich mit den Händen an den Kopf wie der Kleinrusse. Die Mutter warf das Kind den Leuten unter die Füße, sie liefen aber an ihm vorbei und blickten furchtsam auf den kleinen, nackten Körper, während sie selbst in die Knie sank und ihnen zuschrie:

„Verlaßt das Kind nicht! Nehmt es mit..."

„Christ ist erstanden...",

sang der Kleinrusse, hielt die Hände auf dem Rükken und lächelte...

Sie beugte sich nieder, hob das Kind auf und setzte es auf eine Fuhre Bretter, neben der Nikolai langsam dahinschritt. Er lachte und sagte:

„Jetzt habe ich eine schwere Arbeit bekommen..."

Auf der Straße war es schmutzig, aus den Fenstern guckten Leute, pfiffen, schrien und gestikulierten. Der Tag war heiter, die Sonne brannte grell, warf aber keine Schatten.

„Singen Sie doch, Mütterchen!" sagte der Kleinrusse. „Das Leben ist nun einmal so!"

Und er sang mit seiner alles übertönenden Stimme. Die Mutter schritt hinter ihm her; plötzlich stolperte sie und flog in einen bodenlosen Abgrund, aus dem ihr schreckliches Geheul entgegentönte.

Zitternd erwachte sie. Es war, als wenn eine zottige, schwere Hand ihr Herz ergriffen hätte und es voller Bosheit preßte. Gebieterisch ertönte der Ruf zur Arbeit: sie erriet, daß es schon das zweitemal war. Im Zimmer lagen Bücher und Kleidungsstücke kunterbunt durcheinander, alles war von der Stelle gerückt, umgestürzt, der Boden von Fußspuren beschmutzt.

Sie stand auf und räumte das Zimmer auf, ohne sich zu waschen und ohne zu beten. In der Küche fiel ihr die Stange mit dem roten Tuchstreifen in die Augen. Sie ergriff sie feindselig und wollte sie unter den Herd schieben, löste aber dann seufzend den roten Fahnenfetzen los, faltete ihn sorgfältig zusammen und steckte ihn in die Tasche. Die Stange zerbrach sie über dem Knie und warf sie auf den Herd. Dann wusch sie die Fenster und den Fußboden, stellte den Samowar auf und kleidete sich an. Sie setzte sich an das Fenster in der Küche, und wieder tauchte die Frage vor ihr auf:

„Was soll jetzt werden?"

Ihr fiel ein, daß sie noch nicht gebetet hatte, sie trat vor das Heiligenbild, blieb einige Sekunden davor stehen und setzte sich wieder — in ihrem Herzen war es leer.

Es war eigentümlich still — als wenn sich alle Leute, die auf der Straße soviel geschrien hatten, heute in den Häusern versteckt hätten und schweigend über den ungewöhnlichen Tag nachdächten.

Plötzlich fiel ihr ein Bild ein, das sie einst in ihrer Jugend gesehen hatte. In dem alten Gutspark der Saussailows war ein großer, dicht mit Wasserrosen bewachsener Teich. Als sie an einem grauen Herbsttag an dem Teich vorüberging, erblickte sie mitten auf ihm einen Kahn. Der Teich war dunkel, unbeweglich, und der Kahn klebte gleichsam auf dem schwarzen, mit gelben Blättern traurig geschmückten Wasser. Tiefe Traurigkeit, unfaßbarer Kummer wehte von diesem einsamen, regungslosen Kahn ohne Steuer und Ruder, auf dem glanzlosen Wasser, inmitten toter Blätter. Die Mutter hatte damals lange nachdenklich am Ufer des Teiches gestanden. Wer mochte den Kahn vom Ufer abgestoßen haben und warum?... Am selben Abend erfuhr man, daß sich die Frau des Verwalters der Saussailows, eine kleine, flinke Frau mit schwarzem, stets aufgelöstem Haar, im Teich ertränkt hatte.

Die Mutter fuhr mit der Hand über das Gesicht, und ihre Gedanken verweilten unruhig bei den Eindrücken des gestrigen Tages... So saß sie lange unbeweglich da, die Augen auf ihren abgestandenen Tee gerichtet; in ihrem Herzen aber brannte der Wunsch, einen verständigen, schlichten Menschen zu sehen und ihn nach vielem zu fragen. Nach dem Mittagessen kam, gleichsam in Erfüllung ihres Wunsches, Nikolai Iwanowitsch. Als sie ihn sah, wurde sie unruhig und sagte, ohne seinen Gruß zu erwidern:

„Ach, mein Freund, Sie sollten lieber nicht kommen, das ist unvorsichtig von Ihnen! Sie werden verhaftet, wenn man Sie sieht..."

Nikolai Iwanowitsch drückte der Mutter fest die Hand, rückte seine Brille zurecht, neigte sich vor und erklärte rasch:

„Sehen Sie, ich hatte mit Pawel und Andrej verabredet, ich würde Sie, falls man sie verhaften sollte, am nächsten Tag in die Stadt bringen...", sagte er freundlich und besorgt. „War bei Ihnen Haussuchung?"

„Ja, sie haben alles durchstöbert. Die Leute haben keine Scham und kein Gewissen!" rief sie aus.

„Was sollen die mit der Scham?" sagte Nikolai achselzuckend und erzählte ihr, warum sie in der Stadt wohnen müsse.

Sie hörte seine freundschaftlich besorgte Stimme, blickte ihn mit schwachem Lächeln an und wunderte sich, ohne seine Beweisgründe zu verstehen, über ihr freundliches Zutrauen zu diesem Mann.

„Wenn Pascha es will", sagte sie, „und ich Ihnen nicht zur Last falle..."

Er unterbrach sie:

„Darüber machen Sie sich keine Sorgen! Ich lebe allein, nur selten kommt meine Schwester..."

„Umsonst will ich mein Brot nicht essen", dachte sie laut.

„Wenn Sie arbeiten wollen, findet sich schon etwas!" sagte Nikolai.

Für sie war mit dem Begriff der Arbeit bereits die Tätigkeit ihres Sohnes und seiner Genossen unlöslich

verknüpft. Sie näherte sich Nikolai, blickte ihm in die Augen und fragte:

„Wird sich etwas finden?"

„Meine Wirtschaft ist klein, wie das bei einem Junggesellen eben ist."

„Davon spreche ich nicht, an häusliche Arbeit denke ich nicht!" sagte sie leise.

Sie seufzte traurig und fühlte sich dadurch gekränkt, daß er sie nicht verstand. Er stand auf, seine kurzsichtigen Augen lächelten, und er sagte nachdenklich:

„Wenn Sie bei einem Besuch im Gefängnis von Pawel die Adressen der Bauern erfahren könnten, die um die Zeitung gebeten haben..."

„Ich kenne sie!" rief sie freudig. „Ich werde sie schon finden und alles tun, wie Sie sagen! Wer wird denken, daß ich Verbotenes bei mir habe? In die Fabrik habe ich ja auch, Gott sei Dank, so manches gebracht."

Sie spürte plötzlich den Wunsch, auf der Landstraße, an Wäldern und Dörfern vorbei, mit einem Ranzen auf dem Rücken und einem Stock in der Hand zu pilgern.

„Mein Lieber, spannen Sie mich doch in diese Arbeit ein, ich bitte Sie darum!" sagte sie. „Ich gehe überallhin. In alle Gouvernements. Ich finde alle Wege! Ich gehe Winter und Sommer... bis zum Grabe, als Pilgerin — ist das etwa ein schlechtes Los?"

Ihr wurde schwer ums Herz, da sie sich als heimatlose Pilgerin sah, die an den Fenstern der Dorfhütten um Almosen bettelt.

Nikolai ergriff vorsichtig ihre Hand und streichelte sie mit seinen warmen Fingern. Dann blickte er auf die Uhr und sagte:

„Darüber wollen wir später reden."

„Mein Lieber!" rief sie. „Die Kinder, das Teuerste unseres Herzens, geben ihre Freiheit und ihr Leben hin und gehen freudig zugrunde... Wie darf ich als Mutter da zaudern?"

Nikolais Gesicht wurde blaß; er blickte sie mit liebevoller Aufmerksamkeit an und sagte leise:

„Wissen Sie, ich höre zum ersten Male solche Worte."

„Was kann ich Ihnen sagen?" meinte sie, traurig den Kopf wiegend, mit einer matten Gebärde. „Wenn ich Worte hätte, um von meinem Mutterherzen zu erzählen..."

Sie erhob sich, von einer inneren Macht getrieben, die in ihr wuchs und sie berauschte, und Worte der Empörung quollen heiß in ihr empor.

„Dann würden viele weinen, selbst böse, gewissenlose Menschen."

Nikolai stand ebenfalls auf und sah wieder nach der Uhr.

„Also, abgemacht. Sie siedeln in die Stadt über, zu mir."

Sie nickte schweigend.

„Und wann? Sie sollten bald kommen!" bat er und fügte weich hinzu: „Ich mache mir wirklich Sorge um Sie!"

Sie blickte ihn erstaunt an. Was konnte sie für ihn bedeuten? Mit gesenktem Kopf, verwirrt lächelnd, stand er, kurzsichtig, gebückt, in einer einfachen schwarzen Jacke vor ihr.

„Haben Sie Geld?" fragte er, die Augen niederschlagend.

„Nein."

Er zog schnell einen Beutel aus der Tasche, öffnete ihn und hielt ihn ihr hin.

„Da, bitte, nehmen Sie..."

Die Mutter lächelte unwillkürlich und bemerkte kopfschüttelnd:

„Alles geht bei euch auf neue Art zu, sogar das Geld hat für euch keinen Wert. Um Geld geben die Leute sogar ihre Seele hin, für euch aber ist es nichts als Papier und Kupfer. Als trüget ihr es nur aus Mitleid mit den Menschen bei euch!"

Nikolai lachte leise:

„Eine ungemütliche und unangenehme Sache, das Geld! Es ist immer peinlich, es zu nehmen, wie es zu geben..."

Er ergriff ihre Hand, drückte sie fest und bat noch einmal:

„Also, Sie kommen recht bald?"

Und ging dann, wie immer, leise fort.

Sie geleitete ihn und dachte:

„Ein guter Mensch — aber bedauert hat er mich nicht."

Sie konnte sich nicht darüber klarwerden, ob ihr das unangenehm oder nur verwunderlich war.

2

Vier Tage nach Nikolais Besuch machte sie sich zu ihm auf den Weg. Als die Fuhre mit ihren zwei Koffern schon außerhalb der Vorstadt war und sie sich umwandte, fühlte sie plötzlich, daß sie für immer den Ort verließ, wo sich ein dunkler, schwerer Abschnitt ihres Lebens abgespielt und ein anderer, voll neuen Kummers und neuer Freude begonnen hatte, der rasch die Tage verschlang.

Einer riesigen, dunkelroten Spinne gleich streckte die Fabrik auf der rußgeschwärzten Erde ihre Glieder aus, die Schornsteine hoch gen Himmel gerichtet. Die einstöckigen Arbeiterhäuser schmiegten sich dicht an sie. Grau und plattgedrückt drängten sie sich am Rande des Sumpfes eng zusammen und blickten einander mit den kleinen, trüben Fenstern traurig an. Über ihnen erhob sich die gleichfalls dunkelrote Kirche, und ihr Glockenturm erschien niedriger als die Fabrikschornsteine.

Die Mutter seufzte und zog den Kragen ihrer Jacke, der ihr den Hals zuschnürte, zurecht.

„Hü, hü!" brummte der Kutscher und schlug das Pferd mit den Zügeln. Er war ein krummbeiniger

Mensch von unbestimmtem Alter, mit schütterem, verblichenem Haar im Gesicht und auf dem Kopf und mit farblosen Augen. Beim Gehen von einer Seite auf die andere watschelnd, schritt er neben der Fuhre her, und es war ihm offenbar ganz einerlei, wohin es ging — rechts oder links.

„Hü! hü!" rief er mit klangloser Stimme, seine krummen Beine in den schweren beschmutzten Stiefeln sonderbar hin und her werfend. Die Mutter blickte sich um. Auf dem Feld war es öde wie in ihrem Herzen...

Das Pferd schüttelte traurig den Kopf und stemmte die Beine fest in den tiefen, von der Sonne erwärmten Sand, der leise knirschte. Die schlechtgeschmierte, wacklige Fuhre kreischte, und alle diese Klänge samt dem Staub verloren sich am Wege...

Nikolai Iwanowitsch wohnte am Stadtrand in einer öden Straße, in einem kleinen grünen Gebäude, das an ein zweistöckiges, altes, dunkles Haus angebaut war. Vor diesem Gebäude war ein schattiger Garten, und in die drei Fenster blickten freundlich Flieder- und Akazienzweige und silberne, junge Pappelblätter. In den Zimmern war es still und sauber, auf dem Fußboden zitterten lautlos vielgestaltige Schatten, an den Wänden hingen mit Büchern gefüllte Regale und streng dreinblickende Porträts.

„Wird es Ihnen hier behaglich sein?" fragte Nikolai, als er die Mutter in ein kleines Zimmer führte, das ein Fenster nach dem Garten und ein anderes nach dem mit Gras bewachsenen Hof hatte. Auch in diesem Zimmer waren alle Wände von Schränken und Bücherregalen eingenommen.

„Ich ginge lieber in die Küche!" sagte sie. „Die ist hell und sauber..."

Es kam ihr vor, als erschräke er über etwas. Als er ihr aber ungeschickt und verwirrt abredete und sie nachgab, wurde er gleich heiter.

In allen drei Zimmern herrschte eine ganz besondere Luft — es atmete sich leicht und angenehm in ihnen, aber man dämpfte unwillkürlich die Stimme, man mochte nicht laut reden, um die Menschen, die da so unverwandt von den Wänden blickten, in ihrem friedlichen Nachdenken nicht zu stören.

„Die Blumen müssen begossen werden!" meinte die Mutter, als sie die Erde in den Blumentöpfen am Fenster befühlt hatte.

„Ja, ja!" sagte der Hausherr schuldbewußt. „Wissen Sie, ich liebe meine Blumen, aber ich habe keine Zeit, mich damit abzugeben..."

Als sie ihn beobachtete, sah sie, daß Nikolai auch in seiner gemütlichen Wohnung vorsichtig und geräuschlos, seiner Umgebung fremd, umherging. Er brachte sein Gesicht dicht an die Gegenstände, die er anblickte, rückte mit den dünnen Fingern der rechten Hand die Brille zurecht, blinzelte, und es war, als richte er stumme Fragen an den Gegenstand, der ihn interessierte. Bisweilen nahm er irgendein Ding in die Hand, hielt es ganz nah ans Gesicht und betastete es sorgfältig mit den Augen. Es schien, als sei er mit der Mutter zusammen zum erstenmal in das Zimmer getreten, als sei ihm hier alles ebenso ungewohnt wie ihr. Die Mutter fühlte sich bald in diesem Haus am rechten Platz. Sie begleitete Nikolai durch die Räume, merkte sich, wo alles stand, fragte nach seiner Tageseinteilung, und er antwortete ihr in verlegenem Ton, wie jemand, der weiß, daß er alles falsch macht, es aber nicht besser versteht.

Sie begoß die Blumen und legte die auf dem Klavier verstreuten Noten ordentlich zusammen. Dann sah sie den Samowar an und erklärte: „Der muß geputzt werden!"

Er fuhr mit den Fingern über das glanzlose Metall, führte einen Finger bis zur Nasenspitze und besah ihn ernsthaft. Die Mutter lächelte freundlich.

Als sie zu Bett gegangen war und über ihren Tag nachdachte, hob sie erstaunt den Kopf vom Kissen und blickte um sich. Zum erstenmal in ihrem Leben war sie im Hause eines fremden Menschen, und das bedrückte sie gar nicht. Sie dachte besorgt an Nikolai und empfand den Wunsch, alles möglichst gut für ihn zu machen, Freundlichkeit und Wärme in sein Leben hineinzutragen. Die Ungeschicklichkeit und die komische Unsicherheit Nikolais, seine Unkenntnis der gewöhnlichsten Dinge und das kindlich Weise in seinen hellen Augen rührten sie. Dann verweilten ihre Gedanken hartnäckig bei ihrem Sohn, und vor ihr spielte sich wieder, ganz in neue Farben gekleidet, von einem neuen Sinn beseelt, der Erste Mai ab. Und sogar der Kummer dieses Tages war, wie der ganze Tag, ein besonderer: er drückte das Haupt nicht wie ein dumpf betäubender Faustschlag zu Boden nieder, sondern bohrte sich ins Herz und erweckte in ihm stillen Zorn, der den gebeugten Rücken aufrichtete.

„Die Kinder ziehen in die Welt", dachte sie, auf die unbekannten Laute des Nachtlebens der Stadt horchend. Sie drangen durch das offene Fenster, rauschten in den Blättern im Garten, kamen müde und blaß von weither geflogen und erstarben still im Zimmer.

Früh am nächsten Morgen putzte sie den Samowar, stellte ihn auf, setzte leise das Geschirr zurecht und wartete in der Küche auf Nikolais Erwachen. Jetzt hörte sie ihn husten, und dann trat er herein, die Brille in der Hand, die andere Hand vor dem Mund. Sie erwiderte seinen Gruß und brachte den Samowar ins Zimmer, während er sich wusch, wobei er das Wasser auf den Fußboden spritzte, Seife und Zahnbürste fallen ließ und halblaut sich selbst schalt.

Beim Frühstück erzählte er:

„Ich bin in der Semstwoverwaltung[1] mit einer sehr traurigen Arbeit beschäftigt; ich beobachte, wie unsere Bauern verelenden..."

---

[1] Selbstverwaltung der Bezirke im 19. Jh. *(Anm. d. Red.)*

Und mit verlegenem Lächeln, als zeihe er sich selbst einer Schuld, wiederholte er:

„Die vom Hunger erschöpften Menschen sinken vorzeitig ins Grab, die Kinder kommen zu schwach auf die Welt und sterben wie die Fliegen im Herbst... Alles das wissen wir, wir kennen die Ursachen des Unglücks, und wir beziehen unser Gehalt dafür, daß wir das alles feststellen... Weiter tun wir eigentlich nichts!"

„Was sind Sie denn? Student?" fragte sie ihn.

„Nein, ich bin Lehrer... mein Vater ist Fabrikdirektor in Wjatka, ich aber wurde Lehrer. Auf dem Lande gab ich den Bauern Bücher, und dafür kam ich ins Gefängnis. Als ich meine Zeit abgesessen hatte, wurde ich Verkäufer in einer Buchhandlung, war aber nicht vorsichtig genug und kam wieder ins Gefängnis; später wurde ich nach Archangelsk verbannt. Dort hatte ich wieder Unannehmlichkeiten mit dem Gouverneur und wurde in ein kleines Dorf an der Küste des Weißen Meeres verbannt, wo ich fünf Jahre zubrachte."

Seine Erzählung klang in dem hellen, von Sonnenlicht erfüllten Zimmer ruhig und gleichmäßig. Die Mutter hatte schon viele solche Geschichten gehört und niemals begriffen, wie man sie so ruhig erzählen und das alles wie etwas Unvermeidliches hinnehmen konnte.

„Heute kommt meine Schwester", teilte er ihr mit.

„Ist sie verheiratet?"

„Sie ist Witwe. Ihr Mann war nach Sibirien verbannt, floh aber von dort und starb vor zwei Jahren im Ausland an der Schwindsucht."

„Ist sie jünger als Sie?"

„Nein, sechs Jahre älter. Ich bin ihr viel Dank schuldig. Sie sollten einmal hören, wie sie spielt! Da ist ihr Klavier. Es sind überhaupt viele von ihren Sachen hier. Die Bücher gehören mir."

„Wo wohnt sie denn?"

„Überall!" antwortete er lächelnd. „Wo ein mutiger Mensch nötig ist, da ist sie."

„Auch in unserer Sache?" fragte die Mutter.

„Natürlich!" sagte er.

Er ging bald in sein Büro; die Mutter aber dachte über die Sache nach, an der diese Menschen Tag für Tag trotzig und ruhig arbeiten. Und sie hatte ihnen gegenüber die Empfindung, als stände sie nachts vor einem Berge.

Gegen Mittag erschien eine hohe, stattliche, schwarzgekleidete Dame. Als die Mutter ihr die Tür öffnete, warf sie einen kleinen, gelben Koffer auf den Fußboden, griff schnell nach der Hand der Wlassowa und fragte:

„Sie sind Pawel Michailowitschs Mutter, nicht wahr?"

„Ja!" erwiderte die Mutter, durch die elegante Kleidung der Dame befangen gemacht.

„So hatte ich Sie mir auch vorgestellt! Mein Bruder schrieb, Sie würden bei ihm wohnen", sagte die Dame und nahm vor dem Spiegel den Hut ab. „Pawel Michailowitsch und ich sind schon lange befreundet. Er hat mir von Ihnen erzählt."

Ihre Stimme war etwas dumpf, sie sprach langsam, aber ihre Bewegungen waren kraftvoll und schnell. Die großen, grauen Augen lächelten jugendlich heiter, an den Schläfen aber glänzten schon feine strahlenförmige Runzeln, und über den kleinen Ohrmuscheln schimmerten silbern graue Haare.

„Ich bin hungrig!" erklärte sie. „Eine Tasse Kaffee möchte ich trinken."

„Ich koche gleich Kaffee!" erwiderte die Mutter, holte das Geschirr aus dem Schrank und fragte leise:

„Spricht Pawel denn von mir?"

„Sehr viel."

Sie zog ein kleines Lederetui heraus, zündete sich eine Zigarette an und fragte, im Zimmer umhergehend:

„Sorgen Sie sich sehr um ihn?"

Die Mutter beobachtete, wie die blauen Flammenzungen der Spritlampe unter der Kaffeekanne zitterten, und lächelte. Ihre Befangenheit vor der Dame verwandelte sich in tiefe Freude.

„Also er spricht von mir... der gute Junge!" dachte sie und sagte langsam: „Natürlich, es ist nicht leicht... Aber früher wäre es schlimmer gewesen, jetzt weiß ich — er ist nicht allein!"

Sie sah der Dame ins Gesicht und fragte sie: „Und wie heißen Sie?"

„Sophie", antwortete sie.

Die Mutter blickte sie scharf an. In ihrem Wesen lag etwas Schwungvolles, allzu Sicheres und Hastiges...

Sophie sagte zuversichtlich:

„Die Hauptsache ist, daß sie alle nicht lange im Gefängnis sitzen, daß sie bald abgeurteilt werden. Sobald man sie in die Verbannung schickt, verhelfen wir Pawel Michailowitsch sofort zur Flucht... Er ist hier dringend nötig."

Die Mutter sah Sophie zweifelnd an; die aber suchte mit den Augen einen Platz für ihren Zigarettenstummel und steckte ihn in einen Blumentopf in die Erde.

„Das schadet den Blumen!" bemerkte die Mutter unwillkürlich.

„Entschuldigen Sie!" sagte Sophie. „Nikolai sagt mir das auch immer..." Und sie nahm den Stummel aus dem Blumentopf und warf ihn zum Fenster hinaus.

Die Mutter blickte ihr verlegen ins Gesicht und sagte befangen:

„Sie müssen schon entschuldigen! Ich habe das ohne Überlegung gesagt. Es steht mir nicht zu, Sie zu belehren!"

„Warum nicht, wenn ich liederlich bin?" erwiderte Sophie achselzuckend. „Ist der Kaffee fertig? Danke! Aber warum nur eine Tasse? Trinken Sie keinen?"

Und plötzlich faßte sie die Mutter an der Schulter, zog sie zu sich heran und fragte sie erstaunt:

„Genieren Sie sich etwa?"

„Eben erst habe ich Sie wegen Ihrer Zigarette gescholten, und Sie fragen noch, ob ich mich geniere!"

Und ohne ihre Verwunderung zu verbergen, sagte die Mutter in fragendem Ton:

„Erst gestern bin ich zu Ihnen gekommen und benehme mich wie zu Hause, fürchte nichts, rede, was ich will..."

„So muß es auch sein!" rief Sophie.

„Ganz schwindlig ist mir zumute, und ich kenne mich selbst nicht mehr", fuhr die Mutter fort. „Manchmal ist man lange mit jemand zusammen, ohne etwas vom Herzen herunter zu sagen — und hier geht mir das Herz auf, und ich rede, wie ich es früher nicht für möglich gehalten hätte."

Sophie zündete sich noch eine Zigarette an und betrachtete die Mutter freundlich und schweigend mit ihren grauen Augen.

„Sie wollen ihm zur Flucht verhelfen?... Aber wie wird er als Flüchtling leben?" fragte die Mutter besorgt.

„Das ist eine Kleinigkeit!" antwortete Sophie und goß sich noch Kaffee ein. „Wie Dutzende von anderen Flüchtlingen... Ich habe eben einen empfangen und weitergebracht, das war auch so ein wertvoller Mensch, der auf fünf Jahre verbannt war und dreieinhalb Monate in der Verbannung gelebt hat."

Die Mutter schüttelte den Kopf und sagte leise:

„Nein, dieser Erste Mai hat mich doch ganz und gar aus der Fassung gebracht! Mir ist so zumute, als ginge ich jetzt auf zwei Wegen. Einmal glaube ich alles zu verstehen, dann ist mir wieder, als wäre ich in Nebel geraten. Jetzt Sie, zum Beispiel. Eine feine Dame. Sie beschäftigen sich mit unserer Sache, Sie kennen Pascha und schätzen ihn... dafür danke ich Ihnen."

„Nun, eigentlich sollten wir Ihnen danken", lachte Sophie.

„Was ist denn an mir? Ich habe ihn das nicht gelehrt!" sagte die Mutter seufzend.

Sophie legte den Zigarettenstummel auf ihre Untertasse, schüttelte den Kopf, ihr goldenes Haar fiel in dichten Strähnen über den Rücken, und sie ging fort mit den Worten:

„Nun muß ich aber endlich diese ganze Herrlichkeit ablegen."

3

Am Abend erschien Nikolai. Man aß zusammen, und bei Tisch erzählte Sophie lachend, wie sie den aus der Verbannung geflohenen Menschen abgeholt und versteckt hatte, wie sie sich vor Spitzeln gefürchtet und in jedem Menschen einen vermutet und wie komisch sich der Flüchtling benommen... In ihrem Ton lag etwas, was die Mutter an das Selbstlob eines Arbeiters erinnerte, der eine schwere Arbeit gut verrichtet hat und mit sich zufrieden ist.

Sie trug jetzt ein leichtes, weites, stahlgraues Kleid. Sie wirkte in diesem Kleid größer, ihre Augen erschienen dunkler, und ihre Bewegungen waren ruhiger.

„Sophie!" begann Nikolai nach Tisch, „du mußt dich jetzt noch an eine Arbeit machen... du weißt, wir planten eine Zeitung für das Land... haben aber infolge der letzten Verhaftungen die Fühlung mit den Leuten verloren. Nur Pelageja Nilowna kann uns zeigen, wie wir den Mann finden, der die Zeitung verbreiten wird. Fahre mit ihr dahin, aber bald..."

„Schön!" sagte Sophie und tat einen Zug aus ihrer Zigarette. „Wollen wir uns aufmachen, Pelageja Nilowna?"

„Ich bin bereit!"

„Ist es weit?"

„Achtzig Werst..."

„Gut!... Aber jetzt will ich ein wenig spielen. Wie ist's, Pelageja Nilowna, wird Sie das nicht stören?"

„Fragen Sie mich nicht, tun Sie, als ob ich nicht hier wäre!" sagte die Mutter und setzte sich in die Sofaecke.

„Höre zu, Nikolai, das ist Grieg. Ich habe ihn heute mitgebracht. Schließ das Fenster!"

Sie öffnete das Notenheft und schlug leicht mit der linken Hand die Tasten an. Voll und hell ertönten die Saiten. Als seufzten sie tief auf, flossen andere klangreiche Töne ein. Unter den Fingern der rechten Hand flog ein hellklingender, unruhiger Schwarm durchsichtiger Töne auf, die hin und her wogten und sich wie erschreckte Vögel auf dem dunkeln Untergrund der tiefen Laute bargen...

Anfangs berührten diese Klänge die Mutter nicht, sie hörte aus ihnen nur ein tönendes Chaos heraus. Ihr Gehör konnte in dem zitternden Durcheinander der Tonmassen eine Melodie nicht erfassen. Träumend blickte sie bald auf Nikolai, der mit untergeschlagenen Beinen am anderen Ende des Sofas saß, bald auf Sophies strenges, von schweren, goldenen Haaren umrahmtes Profil. Ein Sonnenstrahl beleuchtete erst Sophies Kopf und Schultern, rückte dann auf die Tasten und zitterte unter den Fingern der Frau, die er umspielte. Die Musik erfüllte das Zimmer immer mehr und erregte unmerklich das Herz der Mutter.

Und aus der dunkeln Grube der Vergangenheit tauchte längst vergessene, jetzt aber mit bitterer Deutlichkeit wiedererscheinende erlittene Unbill vor ihr auf.

Ihr verstorbener Mann war einmal spätabends stark betrunken nach Hause gekommen, hatte sie am Arm gepackt und aus dem Bett auf die Erde geworfen, hatte sie mit Füßen getreten und geschrien:

„Scher dich fort, Sauluder, ich habe dich satt!"

Um sich vor seinen Schlägen zu schützen, hatte sie schnell den zweijährigen Sohn auf den Arm genommen

und sich kniend mit seinem Leib wie mit einem Schild gedeckt. Der kleine, erschrockene, nackte, warme Knabe weinte und strampelte auf ihrem Arm.

„Scher dich fort!" hatte Michail gebrüllt.

Sie war aufgesprungen, in die Küche gestürzt, hatte eine Jacke über die Schultern geworfen, das Kind in einen Schal gewickelt und war schweigend, ohne Schreien und Jammern, barfuß, im bloßen Hemd und der Jacke darüber, auf die Straße gegangen. Es war Mai, und die Nacht war kühl, der Straßenstaub klebte kalt an ihren Füßen und setzte sich zwischen den Zehen fest. Das Kind weinte und strampelte. Sie legte ihre Brust bloß, preßte den Sohn gegen den Leib und schritt, von Furcht getrieben, leise singend dahin.

Am Sumpf setzte sie sich unter einer Espe nieder und nickte ein.

Ein schwarzer, stummer Vogel war über ihrem Haupt vorbei in die Weite geflogen. Er weckte sie. Sie war aufgestanden und, vor Kälte zitternd, nach Hause gegangen, den gewohnten, grausamen Schlägen und neuen Kränkungen entgegen...

Zum letztenmal seufzte ein lauter Akkord, gleichgültig, kalt, seufzte und erstarb.

Sophie wandte sich um und fragte ihren Bruder:

„Hat es dir gefallen?"

„Sehr!" sagte er und fuhr zusammen, wie aus dem Schlaf geweckt. „Sehr..."

In der Brust der Mutter sang und zitterte ein Widerhall ihrer Erinnerungen; sie hätte gern noch mehr Musik gehört. Und irgendwo, nebenbei, abseitig, tauchte der Gedanke in ihr auf:

„Da leben diese Leute so freundlich und ruhig, sie schelten sich nicht, trinken keinen Branntwein, zanken sich nicht wegen eines Happens, wie die Menschen des gemeinen Lebens."

Sophie rauchte eine Zigarette. Sie rauchte viel, fast ununterbrochen.

„Dies ist das Lieblingsstück meines verstorbenen Kostja!" sagte sie und griff wieder einen leisen, traurigen Akkord. „Wie gern spielte ich ihm etwas vor! Wie war er feinfühlig und empfänglich für alles!"

„Sie spricht wahrscheinlich von ihrem Mann", dachte die Mutter. „Und da lächelt sie!..."

„Wieviel Glück hat er mir geschenkt", sagte Sophie leise und begleitete ihre Gedanken mit den sanften Tönen. „Wie verstand er das Leben zu nehmen."

„Ja", sagte Nikolai und strich sich den Bart. „Eine Seele voller Gesang."

Sophie warf die angerauchte Zigarette fort, wandte sich zur Mutter und fragte sie:

„Mein Lärmen stört Sie nicht?"

Die Mutter erwiderte mit Ärger, den sie nicht zurückhalten konnte:

„Fragen Sie mich nicht... ich verstehe gar nichts, ich sitze da, höre zu und denke über mich nach."

„Nein, Sie müssen das verstehen!" sagte Sophie. „Eine Frau muß Musik verstehen, besonders, wenn sie traurig ist..."

Sie schlug stark auf die Tasten, und es war, als ertöne ein lauter Schrei, als wenn jemand eine schreckliche Kunde gehört hätte, die ihn ins Herz getroffen und ihm diesen Klang abgepreßt hat. Junge Stimmen zitterten erschreckt und stürzten geschwind und verwirrt fort; wieder schrie die laute, zornige Stimme, alles übertönend... Ein Unglück mußte geschehen sein, das aber keine Klage gegen das Leben, sondern Zorn erweckte... Dann erschien jemand, freundlich und stark, sang ein einfaches, hübsches Lied, das überzeugte und einen mit sich zog.

Das Herz der Mutter war übervoll von dem Wunsch, diesen Menschen etwas Gutes zu sagen. Sie lächelte, von der Musik berauscht und den Drang in sich fühlend, etwas für die Geschwister zu tun.

Sie suchte mit den Augen, was sie wohl tun könne, stand leise auf und ging in die Küche, um den Samowar aufzusetzen.

Aber jener Wunsch schwand nicht in ihr, und als sie den Tee eingoß, sagte sie, verlegen lächelnd und ihr Herz mit Worten treuer Zuneigung erwärmend:

„Wir Menschen des gemeinen Lebens fühlen alles, aber es fällt uns schwer, uns auszudrücken; wir schämen uns, daß wir etwas verstehen, es aber nicht aussprechen können. Und oft sind wir so recht auf unsere Gedanken böse. Das Leben schlägt und stößt uns von allen Seiten, man möchte gern ausruhen, aber die Gedanken lassen es nicht dazu kommen."

Nikolai hörte zu und putzte seine Brille, Sophie betrachtete sie mit großen Augen und vergaß, ihre ausgegangene Zigarette zu rauchen. Sie saß, dem Klavier halb zugewandt, und berührte ab und zu mit den zarten Fingern der rechten Hand leise die Tasten. Der Akkord durchtönte leise die Rede der Mutter, die ihre Gefühle schnell in einfache, herzliche Worte kleidete.

„Jetzt kann ich etwas über mich, über die Menschen sagen, weil ich angefangen habe zu begreifen, weil ich vergleichen kann. Früher lebte ich so dahin und konnte keine Vergleiche ziehen. Wir leben ja alle gleich. Jetzt sehe ich aber, wie andere leben, erinnere mich, wie ich selbst gelebt habe, und das ist bitter und schwer!"

Sie dämpfte ihre Stimme und fuhr fort:

„Vielleicht sage ich etwas nicht so, und es hat überhaupt keinen Zweck, es zu sagen, weil Sie das alles selbst wissen..."

Tränen klangen in ihrer Stimme, sie blickte die beiden mit lächelnden Augen an und sagte:

„Ich möchte mein Herz vor Ihnen öffnen, damit Sie sehen, wie ich Ihnen Gutes und Schönes wünsche."

„Das sehen wir!" sagte Nikolai leise.

Sie konnte ihren Wunsch nicht bezwingen und sagte ihnen wieder, was für sie selbst neu war und ihr ungeheuer wichtig vorkam. Sie erzählte von ihrem Leben voller Kränkungen und duldenden

Leidens, erzählte ohne Zorn; mit einem Lächeln des Bedauerns auf den Lippen entrollte sie eine Reihe grauer, trauriger Tage, zählte die Schläge des Mannes auf und wunderte sich über die nichtigen Anlässe zu diesen Schlägen, über ihre Unfähigkeit, sie abzuwehren…

Beide hörten ihr schweigend zu und waren von dem tiefen Sinn der einfachen Geschichte eines Menschenkindes betroffen, das man für ein Stück Vieh gehalten und das sich selbst lange und ohne Murren als das gefühlt hatte, wofür man es hielt. Es war, als wenn Tausende von Leben aus ihrem Mund sprächen — alles, was sie durchgemacht, war alltäglich und einfach; aber so einfach und gewöhnlich lebte eine unzählige Menge von Menschen auf Erden, und ihre Geschichte nahm die Bedeutung eines Symbols an. Nikolai stemmte die Ellenbogen auf den Tisch, legte den Kopf in die Hände, blickte sie durch seine Brille gespannt an und rührte sich nicht. Sophie hatte sich im Stuhl zurückgelehnt, sie zitterte hin und wieder und schüttelte abwehrend den Kopf. Ihr Gesicht war noch hagerer und blasser geworden, sie rauchte nicht.

„Einst hielt ich mich auch für unglücklich; mir schien mein Leben ein Fieber“, sagte sie leise, den Kopf senkend. „Es war in der Verbannung in einem kleinen Kreisstädtchen; ich hatte nichts zu tun und an nichts zu denken. Ich häufte all mein Unglück aufeinander und erwog es zum Zeitvertreib: da hatte ich mich mit meinem Vater entzweit, den ich liebte, man hatte mich aus dem Gymnasium gejagt und beleidigt; dann Gefängnis, Verrat eines Freundes, der mir nahestand, Verhaftung meines Gatten, wieder Gefängnis und Verbannung, Tod des Gatten. Ich hielt mich damals für das allerunglücklichste Wesen. Aber all mein Unglück und noch zehnmal mehr wiegen keinen Monat Ihres Lebens auf, Pelageja Nilowna! Diese ständige Folter, Jahre hindurch! Wo nehmen die Menschen nur die Kraft zum Leiden her?“

„Sie gewöhnen sich daran!“ erwiderte die Wlassowa seufzend.

„Ich glaubte, ich kenne das Leben“, sagte Nikolai nachdenklich. „Wenn aber nicht ein Buch und nicht meine unzusammenhängenden Eindrücke davon erzählen, sondern, so wie hier, das Leben selbst, dann ist es schrecklich! Schrecklich sind die Kleinigkeiten, schrecklich das Nichtige, die Minuten, aus denen sich Jahre zusammensetzen.“

Die Unterhaltung floß dahin, sie besprachen das dunkle Leben von allen Seiten; die Mutter vertiefte sich in ihre Erinnerungen, zog aus dem Düster der Vergangenheit ihre täglichen Leiden hervor und entwarf ein Bild des stummen Entsetzens, in dem ihre Jugend gestorben war. Endlich sagte sie:

„Ach, was habe ich Ihnen da alles erzählt. Es ist Zeit, daß Sie sich ausruhen! Man kann ja doch nicht alles sagen. Bruder und Schwester verabschiedeten sich von ihr schweigend. Der Mutter kam es vor, als wenn Nikolai sich tiefer als sonst vor ihr neigte und ihr die Hand fester drückte. Sophie aber geleitete sie zu ihrem Zimmer und sagte in der Tür leise:

„Nun ruhen Sie sich aus… Gute Nacht!“

Aus ihrer Stimme wehte es der Mutter warm entgegen, und ihre grauen Augen liebkosten weich ihr Gesicht.

Sie nahm Sophiens Hand, drückte sie in ihren Händen und antwortete:

„Ich danke Ihnen!“

4

Einige Tage später erschienen die Mutter und Sophie vor Nikolai als zwei ärmlich gekleidete Kleinbürgerinnen, in abgetragenen Kattunkleidern und Jacken, mit Ranzen auf dem Rücken und Wanderstäben in den Händen. Die Kleidung ließ Sophie kleiner erscheinen und machte ihr blasses Gesicht noch strenger.

Als sich Nikolai von seiner Schwester verabschiedete, drückte er ihr kräftig die Hand, und der Mutter fiel wieder die Einfachheit und Ruhe im Verkehr beider auf. Weder Küsse noch liebevolle Worte, und doch, welche Aufrichtigkeit und Fürsorglichkeit füreinander! Dort, wo sie gelebt hatte, küßten sich die Leute viel, sagten sich viele freundliche Worte, bissen sich aber trotzdem immer wie hungrige Hunde miteinander herum.

Die beiden Frauen schritten schweigend durch die Straßen der Stadt, kamen aufs Feld und gingen nebeneinander auf dem breiten, ausgetretenen Weg, der sich zwischen zwei Reihen alter Birken hinzog.

„Werden Sie auch nicht müde?“ fragte die Mutter Sophie.

„Sie denken wohl, ich bin wenig gegangen? Das bin ich gewohnt.“

Und fröhlich, wie wenn sie von einem Kinderstreich erzählte, berichtete Sophie von ihrer revolutionären Arbeit. Sie hatte unter fremden Namen gelebt, falsche Pässe benutzt, sich verkleidet, vor Spitzeln versteckt, verbotene Schriften pudweise nach verschiedenen Städten gebracht, verbannten Freunden zur Flucht verholfen und sie ins Ausland gebracht. In ihrer Wohnung war einmal eine Geheimdruckerei, und, als die Gendarmen das erfahren hatten und zur Haussuchung erschienen waren, hatte sie sich noch im letzten Augenblick als Dienstmädchen verkleiden können. Sie traf die Gäste am Haustor und ging ohne Mantel, nur mit einem leichten Tuch auf dem Kopf und mit einer Petroleumkanne in der Hand, im Winter, bei starkem Frost durch die ganze Stadt. Ein andermal war sie in eine fremde Stadt zu ihren Bekannten gekommen, und, als sie schon die Treppe hinaufstieg, hatte sie bemerkt, daß bei ihnen gerade eine Haussuchung im Gange war. Zur Umkehr war es zu spät gewesen, also hatte

sie entschlossen eine Treppe tiefer geklingelt, war mit ihrem Koffer bei den fremden Leuten eingetreten und hatte ihnen offen über ihre Lage Aufschluß gegeben.

„Sie können mich verraten, wenn Sie wollen, aber ich denke, Sie werden das nicht tun", hatte sie zuversichtlich gesagt.

Die Leute waren heftig erschrocken und hatten die ganze Nacht schlaflos verbracht, hatten jeden Augenblick erwartet, daß man bei ihnen anklopfen werde, hatten sich aber nicht entschließen können, sie den Gendarmen auszuliefern, und am Morgen hatten sie mit ihr über die Polizei gelacht. Ein andermal war sie als Nonne verkleidet in demselben Wagen und auf derselben Bank mit einem Spitzel gefahren, der hinter ihr her war, sich seiner Geschicklichkeit rühmte und ihr erzählte, wie er das anstelle. Er hatte geglaubt, daß sie mit diesem Zuge in einem Wagen zweiter Klasse fahre, war auf jeder Station ausgestiegen und hatte dann, als er zurückgekehrt, jedesmal gemeint:

„Sie ist nicht zu sehen. Sie schläft wohl. Die Leute werden schließlich auch müde, sie führen ein schweres Leben, gerade wie wir."

Die Mutter hörte ihren Erzählungen zu, lachte und betrachtete sie mit freundlichen Blicken. Hoch und hager schritt Sophie, leicht und fest auftretend, auf der Chaussee dahin. In ihrem Gang, ihren Worten, in dem, wenn auch etwas dumpfen, so doch mutigen Klang ihrer Stimme und in der ganzen aufrechten Gestalt lagen viel seelische Gesundheit und fröhliche Unternehmungslust. Ihre Augen betrachteten alles mit Jugendfrische und sahen überall etwas, was ihr geradezu kindliche Freude machte.

„Sehen Sie, die prächtige Fichte!" rief sie, auf eine Fichte hindeutend. Die Mutter blieb stehen und blickte hin. Die Fichte war nicht höher und nicht dichter als die anderen.

„Ja, ein hübscher Baum!" sagte sie lächelnd und sah, wie der Wind mit den grauen Haaren über den Ohren der Frau spielte.

„Eine Lerche!" Sophiens graue Augen erglänzten, und ihr Körper schien sich von der Erde zu erheben, den Tönen entgegen, die aus der Höhe herabklangen. Manchmal pflückte sie mit einer raschen Bewegung eine Feldblume und streichelte mit leichter Berührung ihrer zarten, flinken Finger liebevoll die zitternden Blättchen. Und sie summte leise und melodisch vor sich hin.

Das alles machte die Frau mit den hellen Augen anziehend, und die Mutter rückte ihr unwillkürlich näher und bemühte sich, gleichen Schritt mit ihr zu halten. Manchmal klang aber in Sophiens Worten etwas Hartes, das der Mutter unnötig schien und in ihr den bangen Gedanken erweckte:

„Sie wird Michailo nicht gefallen!"

Gleich darauf sprach Sophie aber wieder einfach, herzlich, und die Mutter lächelte und blickte ihr in die Augen.

„Wie jung Sie doch noch sind!" sagte sie seufzend.

„Oh, ich bin schon zweiunddreißig!" rief Sophie.

Die Wlassowa lächelte.

„Davon spreche ich nicht... Ihrem Gesicht nach kann man Sie für älter halten. Sieht man aber in Ihre Augen, hört man Ihnen zu, so wundert man sich. Es ist geradeso, als wären Sie noch ein junges Mädchen. Das Leben, das Sie führen, ist unruhig, schwer und gefährlich, Ihr Herz aber lacht."

„Ich fühle nicht, daß es mir schwer wird, und kann mir kein besseres, interessanteres Leben vorstellen... Ich werde Sie Nilowna nennen; Pelageja — das steht Ihnen nicht."

„Nennen Sie mich, wie Sie wollen!" sagte die Mutter nachdenklich. „Ganz, wie Sie wollen... Ich sehe Sie immer an, höre Ihnen zu und denke nach. Es freut mich so, zu sehen, daß Sie die Wege zum menschlichen Herzen kennen. Alles im Menschen öffnet sich vor Ihnen ohne Scheu, ohne Furcht, ganz von selbst entfaltet sich die Seele für Sie! Und ich denke nach über euch alle — ihr werdet das Böse im Leben sicherlich überwinden."

„Wir werden siegen, weil wir mit dem arbeitenden Volk gehen", sagte Sophie überzeugt und mit Nachdruck. „In ihm liegen alle Möglichkeiten, und mit ihm ist alles erreichbar! Man muß nur sein Selbstbewußtsein erwecken, das in seiner Entfaltung gehemmt wird..."

Ihre Worte erregten im Herzen der Mutter mannigfache Gefühle; ihr war es freundschaftlich leid um Sophie, sie hätte von ihr andere, einfachere Worte hören wollen.

„Wer belohnt Sie für Ihre Arbeit, für Ihr Mühen?" fragte sie leise und bekümmert.

Sophie antwortete, wie der Mutter schien, mit Stolz:

„Wir sind schon belohnt!... Wir haben ein Leben gefunden, das uns befriedigt, das alle Seelenkräfte zur Entfaltung bringt. Was kann man sich mehr wünschen?"

Die Mutter sah sie an, senkte den Kopf und dachte wieder: „Michailo wird sie nicht gefallen!"

In vollen Zügen die würzige Luft einatmend, gingen sie nicht überschnell, aber doch mit flinken Schritten, und der Mutter war es, als ob sie wirklich wallfahrteten. Ihr fielen die Kindheit ein und die freudige Gesinnung, in der sie einst zu dem wundertätigen Gottesbild nach einem fernen Kloster gepilgert war.

Bisweilen sang Sophie halblaut, mit angenehmer Stimme neue Lieder vom Himmel, von der Liebe oder sagte Gedichte her über Felder, Wälder und über die Wolga. Die Mutter hörte lächelnd zu und nickte unwillkürlich zum Rhythmus der Verse.

In ihrer Brust war es warm, still und nachdenklich wie in einem kleinen, alten Garten an einem Sommerabend.

5

Am dritten Tage kamen sie in ein Dorf. Die Mutter fragte einen auf dem Felde arbeitenden Bauern nach der Teerfabrik, und bald stiegen sie einen steilen Waldpfad, auf dem Baumwurzeln als Stufen lagen, zu einem kleinen, runden, mit Kohlen und Holzspänen bedeckten und mit Teer übergossenen Platz hinab.

„Da wären wir nun also!" sagte die Mutter, sich unruhig umblickend.

Neben einer Hütte aus Stecken und Zweigen saßen an einem Tisch aus drei ungehobelten Brettern, die auf eingerammten Böcken lagen, Rybin, ganz schwarz, in einem auf der Brust aufgeknöpften Hemd, Jefim und noch zwei junge Burschen beim Mittagessen. Rybin bemerkte sie zuerst, legte die Hände über die Augen und wartete schweigend.

„Guten Tag, Bruder Michailo!" rief die Mutter schon von weitem.

Er stand auf, trat ihnen gemächlich entgegen, blieb, als er sie erkannt hatte, stehen und strich sich den Bart mit seiner dunkeln Hand.

„Wir sind auf der Wallfahrt!" sagte die Mutter näher tretend. „Da dachte ich, wir wollen den Bruder hier besuchen. Das ist meine Freundin Anna."

Stolz über ihren Einfall, schielte sie in Sophiens ernstes, strenges Gesicht.

„Guten Tag!" sagte Rybin finster, schüttelte ihr die Hand, verbeugte sich vor Sophie und fuhr fort: „Hier sind keine Lügen nötig, du bist nicht in der Stadt. Das sind lauter gute Freunde..."

Jefim betrachtete vom Tisch aus die Pilgerinnen und sagte etwas zu den andern mit leiser, summender Stimme. Als die Frauen herantraten, stand er auf und verbeugte sich schweigend vor ihnen. Seine Gefährten blieben unbeweglich sitzen, als bemerkten sie die Gäste nicht.

„Wir leben hier wie die Mönche", sagte Rybin, der Wlassowa leicht auf die Schulter klopfend. „Niemand kommt zu uns, der Alte ist nicht im Dorf, seine Frau ist im Krankenhaus, und ich bin hier soviel wie ein Verwalter... Setzt euch... Wollt ihr etwas essen? Jefim, hole Milch!"

Jefim ging langsam in die Hütte, die Pilgerinnen nahmen ihre Rucksäcke ab. Einer von den Burschen, ein großer, hagerer Mensch, stand auf und half ihnen. Der andere, ein zottiger, stämmiger Bursche, hatte nachdenklich die Ellenbogen auf den Tisch gestützt, blickte die Frauen an, kraute sich den Kopf und summte leise ein Lied.

Der durchdringende Geruch des Birkenteers vereinigte sich mit dem beklemmenden Duft verfaulter Blätter und erregte Schwindel.

„Das ist Jakow", sagte Rybin, auf den großen Burschen deutend. „Und das ist Ignat... Nun, was macht dein Sohn?"

„Der ist im Gefängnis!" sagte die Mutter seufzend.

„Schon wieder!" rief Rybin. „Das hat ihm wohl gefallen..."

Ignat hörte mit seinem Gesang auf. Jakow nahm der Mutter den Stock aus der Hand und sagte:

„Setz dich!"

„Na und Sie? Setzen Sie sich doch!" lud Rybin Sophie ein. Sie setzte sich schweigend auf einen Baumstumpf und betrachtete Rybin aufmerksam.

„Wann wurde er verhaftet?" fragte Rybin und rief kopfschüttelnd: „Du hast kein Glück, Nilowna!"

„Das macht nichts!" sagte sie.

„So? Du gewöhnst dich wohl daran?"

„Nein, aber ich sehe — es geht nicht anders."

„So!" sagte Rybin. „Also erzähle!"

Jefim brachte einen Topf Milch, nahm einen Napf vom Tisch, spülte ihn mit Wasser aus, goß Milch hinein und schob ihn Sophie hin, indes er der Erzählung der Mutter aufmerksam lauschte. Er bewegte sich lautlos, vorsichtig. Als die Mutter ihre kurze Erzählung beendet hatte, schwiegen alle einen Augenblick, ohne sich anzusehen. Ignat saß am Tisch und zeichnete mit dem Finger ein Muster auf die Bretter. Jefim stand hinter Rybin und stützte sich auf dessen Schulter. Jakow lehnte sich gegen einen Baumstamm, die Hände auf der Brust, den Kopf gesenkt haltend. Sophie musterte heimlich die Bauern.

„Ja—a!" sagte Rybin langsam und finster. „Also, so weit ist es schon... ganz offen!"

„Hier würden uns die Bauern, wenn wir solche Geschichten machen wollten, zu Tode prügeln!" sagte Jefim und lächelte finster.

„Unbedingt!" bestätigte Ignat kopfnickend. „Nein, ich gehe in die Fabrik, da ist es besser."

„Pawel wird verurteilt, sagst du?" fragte Rybin.

„Ganz bestimmt", erwiderte die Mutter.

„Und — welche Strafe bekommt er?... Hast du nichts gehört?"

„Zwangsarbeit oder lebenslängliche Verbannung nach Sibirien", antwortete sie leise.

Die drei Burschen blickten sie alle auf einmal an, Rybin aber senkte den Kopf und fragte:

„Nun, als er die Sache anstiftete, hat er da gewußt, was ihm drohte?"

„Er hat's gewußt!" sagte Sophie laut.

Alle schwiegen unbeweglich, als wären sie in dem gleichen kalten Gedanken erstarrt.

„Ja!" fuhr Rybin streng und gewichtig fort. „Ich glaube auch, daß er es gewußt hat. Ohne zu wägen, handelt der nicht, er ist ein ernster Mann. Habt ihr das gehört? Da weiß einer, daß man ihn mit Bajonetten totstechen oder ins Zuchthaus schicken wird, geht aber doch! Und stellt sich ihm seine Mutter in den Weg, so geht er über sie hinweg. Wäre er über dich hinweggegangen, Nilowna?"

„Das wäre er", erwiderte die Mutter zitternd und blickte mit einem schweren Seufzer um sich. Sophie streichelte ihre Hand, zog die Augenbrauen zusammen und sah Rybin unverwandt an.

„Das ist ein Mann!“ sagte er halblaut und maß alle mit seinen dunkeln Augen. Und wieder schwiegen die sechs Menschen.

Zarte Sonnenstrahlen hingen wie goldene Bänder in der Luft. Selbstbewußt krächzte eine Krähe. Die Mutter bedrückten Erinnerungen an den Ersten Mai, Gram um ihren Sohn und Andrej; sie sah sich um. Auf der kleinen, engen Lichtung lagen Teertonnen, spreizten sich ausgerodete Baumstümpfe. Eichen und Birken drängten sich dicht um den Platz, rückten unmerklich von allen Seiten heran, und wie gefesselt von der Stille warfen sie unbewegliche, dunkle, warme Schatten auf die Erde.

Plötzlich rückte Jakow von dem Baum fort, trat abseits, blieb stehen, warf den Kopf hoch und fragte trocken und laut:

„Und gegen solche Leute werden Jefim und ich losgehen müssen?“

„Was glaubst du denn, gegen wen sonst?“ antwortete Rybin mürrisch. „Sie erwürgen uns mit unseren eigenen Händen... Das ist der Witz!“

„Ich werde doch Soldat!“ erklärte Jefim leise und trotzig.

„Wer rät dir denn ab?“ rief Ignat. „Geh doch!“ Und Jefim scharf anblickend, sagte er lächelnd: „Aber wenn du auf mich schießt, dann ziele auf den Kopf, mach mich nicht zum Krüppel, sondern töte mich gleich!“

„Das habe ich schon gehört!“ rief Jefim barsch.

„Wartet, Kinder!“ begann Rybin und erhob langsam die Hand. „Da — seht einmal diese Frau an! Ihr Sohn ist jetzt sicher verloren...“

„Warum sagst du das?“ fragte die Mutter bekümmert und leise.

„Das muß ich!“ antwortete er mürrisch. „Dein Haar darf nicht umsonst grau geworden sein... Nun — und ist sie etwa daran gestorben? Nilowna, hast du Bücher mitgebracht?“

Die Mutter sah ihn an und erwiderte nach kurzem Schweigen:

„Ja...“

„So!“ sagte Rybin und schlug mit der flachen Hand auf den Tisch. „Ich habe das sofort gewußt, als ich dich sah... Weshalb solltest du auch hierherkommen, wenn nicht deswegen? Habt ihr's wohl gemerkt? Den Sohn haben sie unschädlich gemacht — da ist die Mutter an seine Stelle getreten!“

Er schimpfte unflätig und drohte wütend mit der Faust.

Sein Geschrei erschreckte die Mutter; sie betrachtete ihn und sah, daß sich Michailos Gesicht gänzlich verändert hatte — es war mager geworden, sein Bart war zerzaust, unter ihm traten die Backenknochen hervor. In dem bläulichen Weiß der Augen schimmerten feine, rote Äderchen, als hätte er lange nicht geschlafen, seine Nase war knorpeliger geworden, raubtierähnlich gekrümmt. Der offene Kragen des teergetränkten, einst roten Hemdes ließ das hagere Schlüsselbein, das dichte schwarze Haar auf der Brust sehen, und die ganze Gestalt war noch finsterer und trostloser geworden. Der trockene, fieberhafte Glanz seiner Augen erleuchtete das düstere Gesicht mit Zornesflammen. Sophie war bleich geworden und wandte kein Auge von den Männern. Ignat schüttelte den Kopf und blinzelte mit den Augen, und Jakow, der wieder bei der Hütte stand, riß zornig mit seinen dunkeln Fingern die Rinde von einem Stecken ab. Hinter der Mutter ging Jefim langsam am Tisch auf und ab.

„Neulich“, fuhr Rybin fort, „rief mich der Kreishauptmann zu sich und sagte zu mir: ‚Was hast du, frecher Kerl, dem Priester gesagt?‘ — ‚Warum bin ich ein frecher Kerl? Ich verdiene mir mein Brot mit schwerer Arbeit, habe niemandem etwas zuleide getan, sage ich... Ja.‘ Er brüllte mich an, haute mir eine 'runter... Und drei Tage saß ich im Loch. So geht ihr mit dem Volk um! Das werden wir euch eintränken, ihr Teufel. Kriege ich euch nicht zu fassen, so tut es ein anderer, und lauft ihr uns davon, so halten wir uns an eure Kinder... das vergeßt nicht! Ihr habt mit eisernen Krallen dem Volk die Brust aufgerissen und Böses hineingesät — das werden wir euch eintränken, ihr Teufel! So ist's!“

Er war ganz voll glühender Wut, und in seiner Stimme zitterten Töne, die der Mutter Angst einflößten.

„Und was habe ich dem Popen gesagt?“ fuhr er ruhiger fort. „Nach der Gemeindeversammlung sitzt er mit den Bauern auf der Straße und erzählt ihnen, die Menschen seien eine Herde, die immer einen Hirten braucht... ja. Da machte ich einen Scherz: ‚Wenn man im Wald den Fuchs zum Anführer wählt, dann gibt es viele Federn, aber keine Vögel!‘ Er schielte nach mir hin und sagte, das Volk müsse Geduld haben und mehr zu Gott beten, damit er ihm Kraft zum Ausharren gebe. Ich aber sagte, das Volk bete ja viel, aber Gott hätte wohl keine Zeit, denn er höre es nicht. Ja. Da fuhr er auf mich los: welches Gebet ich denn bete. Ich sage — mein ganzes Leben immer nur das eine, wie das ganze Volk: ‚Herrgott, lehre mich für die Herren Ziegel schleppen, Steine fressen und Balken spucken!‘ Da ließ er mich nicht ausreden... Sind Sie eine Gnädige?“ brach Rybin plötzlich seine Erzählung ab und wandte sich an Sophie.

„Warum soll ich eine Gnädige sein?“ fragte sie ihn schnell und fuhr erschrocken zusammen.

„Warum!“ lachte Rybin. „Das ist das Schicksal, mit dem Sie geboren sind. Ja. Glauben Sie, man kann unter einem Kattuntuch seine feine Herkunft verbergen? Wir erkennen den Popen, auch wenn er im Sack kommt. Sie hatten vorhin den Ellbogen ins Nasse auf den Tisch gelegt — da haben Sie gezuckt und haben ein Gesicht gezogen... Ihr Rücken ist auch viel zu gerade für einen Menschen, der arbeitet.“

Die Mutter fürchtete, er werde Sophie in seiner groben Art beleidigen, so sagte sie denn schnell und streng:

„Sie ist meine Freundin, Michailo Iwanytsch, ist ein guter Mensch, hat sich bei der Arbeit für unsere Sache ihr graues Haar geholt... Mach es nicht zu schlimm!"

Rybin seufzte schwer.

„Sage ich denn etwas, was sie kränkt?"

Sophie blickte ihn an und fragte trocken:

„Wollten Sie mir etwas sagen?"

„Ich? Ja! Vor kurzem ist einer hergekommen. Jakows Vetter, der ist krank, hat die Schwindsucht. Sollen wir den herholen?"

„Warum nicht, tun Sie es nur!" erwiderte Sophie.

Rybin sah sie mit zusammengekniffenen Augen an und sagte gedämpft:

„Jefim, du solltest zu ihm gehen... sag, er soll heute abend kommen."

Jefim setzte seine Mütze auf und verschwand schweigend, ohne jemand anzublicken, im Wald. Rybin nickte ihm nach und erzählte dumpf:

„Der quält sich! Er muß zum Militär, er und Jakow auch. Jakow sagt einfach, ich kann nicht, aber der andere kann auch nicht und will doch gehen. Er glaubt, man kann die Soldaten aufwiegeln. Ich meine, man kommt nicht mit dem Kopf durch die Wand. Ehe man sich's versieht, hat man das Bajonett in der Hand, und es geht los. Ja—a... der Junge quält sich! Dabei macht ihm noch Ignat das Herz unnütz schwer."

„Ganz und gar nicht unnütz!" sagte Ignat finster, ohne Rybin anzublicken. „Die werden ihn dort schon hochnehmen, und er wird gerade so gut wie die anderen feuern."

„Das wohl kaum!" erwiderte Rybin nachdenklich. „Aber besser ist es natürlich, man macht sich beizeiten aus dem Staube... Rußland ist groß — wo soll man da jemand finden? Man verschafft sich einen Paß und geht in die weite Welt."

„Will ich auch!" rief Ignat, sich mit einem Span ans Bein schlagend. „Wenn schon einmal beschlossen ist loszugehen — dann sage ich: immer geradeaus."

Die Unterhaltung stockte. Bienen und Wespen kreisten geschäftig umher und vertieften die Stille noch durch ihr Summen. Die Vögel zwitscherten, und irgendwo in der Ferne klang ein Lied über die Felder. Nach kurzem Schweigen sagte Rybin:

„Nun, wir müssen arbeiten... Ihr ruht euch vielleicht aus? Da in der Hütte steht eine Pritsche. Schütte trockenes Laub hin, Jakow... Und du, Mutter, gib die Bücher her!" Die Mutter und Sophie schnürten ihre Rucksäcke auf. Rybin beugte sich über sie und sagte zufrieden:

„Ihr habt uns gut versorgt!... Sind Sie schon lange dabei? — Wie heißen Sie denn?" wandte er sich an Sophie.

„Anna Iwanowna!" antwortete sie. „Zwölf Jahre bin ich dabei... aber was soll das?"

„Nichts. Waren Sie schon im Gefängnis?"

„Ja."

„Siehst du?" sagte die Mutter halblaut und vorwurfsvoll. „Und du hast so grob mit ihr gesprochen..."

Er schwieg einen Augenblick, nahm einen Haufen Bücher in die Hand und meinte dann grinsend:

„Seien Sie mir nicht böse! Herr und Bauer, das verträgt sich wie Pech und Wasser, kommt nicht zusammen... das hält nicht!"

„Ich bin keine vornehme Dame, sondern einfach ein Mensch!" antwortete Sophie, milde lächelnd.

„Das kann sein!" antwortete Rybin. „Die Hunde sollen früher auch Wölfe gewesen sein... Aber jetzt will ich das erst verstecken..."

Ignat und Jakow traten zu ihm und streckten die Hände aus.

„Gib uns auch etwas!" bat Ignat.

„Sind alle Schriften gleich?" fragte Rybin Sophie.

„Nein, sie sind verschieden. Es ist auch eine Zeitung dabei."

„Oho!"

Die drei Männer traten schnell in die Hütte.

„Der Bauer ist Feuer und Flamme!" sagte die Mutter leise, nachdenklich in die Ferne schauend.

„Ja", erwiderte Sophie leise. „So ein Gesicht habe ich noch nie gesehen. Wie ein Märtyrer! Wir wollen auch hineingehen, ich möchte zusehen..."

„Seien Sie ihm nicht böse, daß er gar so streng ist...", bat die Mutter leise.

Sophie lachte.

„Was sind Sie für eine prächtige Frau, Nilowna..."

Als sie in die Tür traten, sah Ignat rasch auf, blickte flüchtig nach ihnen hin, vergrub seine Finger in sein lockiges Haar und beugte sich über die auf seinen Knien liegende Zeitung; Rybin stand da, fing aufs Papier einen Sonnenstrahl, der durch eine Dachritze in die Hütte drang, und, während er die Zeitung unter dem Sonnenstrahl hin und her bewegte, las er, die Lippen bewegend. Jakow lag auf den Knien, lehnte mit der Brust gegen den Rand der Pritsche und las auch.

Die Mutter ging in eine Ecke der Hütte und setzte sich. Sophie schlang den Arm um ihre Schultern und beobachtete.

„Onkel Michailo, man schimpft da auf uns Bauern!" sagte Jakow halblaut. Rybin drehte sich um und antwortete lachend:

„Aus Liebe!"

Ignat zog die Luft ein, hob den Kopf und sagte mit geschlossenen Augen:

„Hier steht: Die Bauern haben aufgehört, Menschen zu sein... Allerdings, das haben sie!"

Über sein einfaches, offenes Gesicht glitt ein Schatten von Unzufriedenheit.

„Steck du mal eine Zeitlang in meiner Haut, dann wollen wir sehen, wie es dir geht... Schlaukopf!"

„Ich lege mich jetzt hin!" sagte die Mutter leise zu Sophie. „Ich bin doch etwas müde, und mir wird schwindlig von dem starken Geruch. Und Sie?"

„Ich nicht!"

Die Mutter streckte sich auf der Pritsche aus und versuchte zu schlafen. Sophie saß neben ihr, beobachtete die Lesenden, und, wenn eine Wespe oder eine Hummel über dem Gesicht der Mutter kreiste, jagte sie sie fort. Die Mutter sah das mit halbgeschlossenen Augen, und Sophiens Besorgtheit freute sie.

Rybin trat herzu und flüsterte:

„Schläft sie?"

„Ja."

Er schwieg, blickte gespannt in das Gesicht der Mutter, seufzte und sagte leise:

„Sie ist vielleicht die erste, die ihrem Sohn auf seinem Weg gefolgt ist... die erste!"

„Wir wollen sie nicht stören, kommen Sie!" schlug Sophie vor.

„Ja, wir müssen arbeiten... ich wollte noch mit Ihnen reden, aber das hat Zeit bis zum Abend! Kommt, Kinder!" Sie gingen alle drei fort und ließen Sophie bei der Hütte zurück. Die Mutter aber dachte:

„Nun, Gott sei Dank... haben sich angefreundet!"

Und sie versank, den scharfen Holz- und Teergeruch einatmend, in ruhigen Schlaf.

6

Abends kamen die Teerbrenner, zufrieden, daß die Arbeit zu Ende war.

Ihre Stimmen weckten die Mutter. Sie trat gähnend aus der Hütte und lächelte.

„Ihr habt gearbeitet, und ich habe geschlafen wie eine Gnädige!" sagte sie freundlich.

„Das darfst du!" erwiderte Rybin. Er war jetzt ruhiger, die Müdigkeit hatte seine übermäßige Erregung gedämpft.

„Ignat", sagte er, „sorge für Tee!... Wir führen hier reihum die Wirtschaft... heute sorgt Ignat für Speise und Trank."

„Ich möchte meinen Posten für heute abtreten!" seufzte Ignat und begann Späne und Reisig zu sammeln.

„Gäste sind für alle interessant!" sagte Jefim und setzte sich neben Sophie.

„Ich helf' dir, Ignat!" rief Jakow leise und ging in die Hütte. Er brachte einen Laib Brot, begann ihn zu zerschneiden und die Stücke auf dem Tisch zu verteilen.

„Still!" rief Jefim leise. „Ich höre ihn husten..."

Rybin horchte und nickte:

„Ja, er kommt..."

Er wandte sich an Sophie und erklärte:

„Gleich kommt ein guter Zeuge... Ich möchte ihn in die Städte führen und auf den Märkten zeigen, damit die Leute ihn hören... Er sagt immer dasselbe, aber alle sollten es hören..."

Stille und Finsternis wurden dichter, die Stimmen klangen weicher. Sophie und die Mutter beobachteten die Bauern — sie bewegten sich langsam, schwerfällig, eigentümlich behutsam und beobachteten ihrerseits die Frauen.

Aus dem Wald trat ein großer, gebeugter Mensch auf den freien Platz. Er ging langsam, fest auf einen Stock gestützt, und man hörte seinen heiseren Atem.

„Das ist Saweli!" rief Jakow.

„Ja, da bin ich!" sagte er.

Er trug einen langen, schäbigen Mantel, der bis an die Fersen reichte, unter dem runden, verbeulten Hut hing gelbliches, schlichtes Haar in dünnen Strähnen schlaff herab. Er hatte ein helles Bärtchen in dem gelben, knochigen Gesicht, der Mund war halb geöffnet, die Augen tief unter die Stirn eingesunken und fieberhaft in dunkeln Höhlen glänzend.

Als Rybin ihn mit Sophie bekannt machte, fragte er sie:

„Ich habe gehört, Sie haben Bücher mitgebracht?"

„Ja."

„Ich danke Ihnen im Namen des Volkes. Selbst kann es die Wahrheit noch nicht verstehen... so will denn ich, der ich verstanden habe, Ihnen danken."

Er atmete schnell, die Luft in kurzen, gierigen Zügen einziehend. Seine Stimme versagte oft, die knochigen Finger an den kraftlosen Händen glitten auf der Brust hin und her und versuchten den Mantel aufzuknöpfen.

„Sie dürften sich nicht so spät im Walde aufhalten! Hier ist's feucht und schwül!" bemerkte Sophie.

„Mir hilft nichts mehr!" keuchte er. „Mir hilft nur noch der Tod."

Es war nicht leicht, ihn anzuhören, und seine ganze Gestalt rief jenes überflüssige Mitleid hervor, das seine eigene Ohnmacht kennt und finsteren Ärger erregt. Er setzte sich auf ein Faß, beugte die Knie vorsichtig, als fürchte er, seine Füße könnten brechen, und wischte die verschwitzte Stirn. Sein Haar war trocken, wie tot.

Das Feuer flammte auf, ringsum zitterte und schwankte alles, die Schatten flohen furchtsam in den Wald, als hätten sie sich verbrannt, und über dem Feuer schimmerte mit aufgeblasenen Backen das runde Gesicht Ignats. Das Feuer erlosch. Es roch nach Rauch; wieder ballten sich Stille und Nebel lauernd in der Lichtung zusammen und lauschten auf die heiseren Worte des Kranken:

„Aber dem Volk... kann ich als Zeuge von Verbrechen noch Nutzen bringen... Da, sehen Sie mich

an ... ich bin achtundzwanzig, aber ein toter Mann! Und vor zehn Jahren habe ich ohne Mühe zwölf Pud auf den Schultern getragen ... Bei solcher Gesundheit, dachte ich, machst du es siebzig Jahre, ohne zu straucheln. Aber es vergingen zehn — und jetzt kann ich nicht mehr. Die Herren haben mich bestohlen, mir vierzig Jahre meines Lebens geraubt, vierzig Jahre!"

„Das ist sein Lied!" sagte Rybin dumpf.

Das Feuer flammte wieder auf, aber jetzt kräftiger, heller. Wieder wichen die Schatten in den Wald, wieder schlichen sie ans Feuer heran und zitterten um die Glut in stummem, feindseligem Reigen. Im Feuer knisterte und ächzte nasses Reisig. Die Blätter an den Bäumen flüsterten und rauschten, von der warmen Luftwelle aufgestört. Lustige, lebendige, gelbe und rote Flammenzungen spielten miteinander, umfingen einander, stiegen in die Höhe, streuten Funken, brennende Blätter flogen auf, und die Sterne am Himmel funkelten lächelnd und lockten ...

„Das ist nicht mein Lied ... Tausende von Menschen singen es, ohne die heilsame Lehre zu verstehen, die das Volk daraus ziehen kann. Wie viele Wesen werden durch die Arbeit zu Tode gemartert, wie viele Krüppel gehen schweigend an Hunger zugrunde!" Er hustete, krümmte sich und zitterte am ganzen Leibe.

Jakow stellte einen Eimer Kwaß auf den Tisch, warf ein Bund grünen Lauchs hin und sagte zu dem Kranken:

„Komm, Saweli, ich habe dir Milch gebracht."

Saweli schüttelte den Kopf, aber Jakow faßte ihn unter, stützte ihn und führte ihn zum Tisch.

„Hören Sie", sagte Sophie leise und vorwurfsvoll zu Rybin, „warum haben Sie ihn hierher gerufen? Er kann jeden Augenblick sterben ..."

„Vielleicht!" stimmte Rybin ihr bei. „Einstweilen soll er nur reden. Sein Leben ist für nichts und wieder nichts zuschanden geworden — da mag er nun der Menschen wegen noch etwas ausharren, das tut nichts!"

„Sie scheinen Ihr Vergnügen daran zu haben!" rief Sophie.

Rybin blickte sie an und erwiderte finster:

„Das waren die Herren, die ihr Vergnügen daran hatten, als Christus am Kreuz stöhnte; wir aber lernen von diesem Menschen und wollen, daß Sie auch was lernen."

Die Mutter hob erschrocken die Brauen und sagte:

„Hör doch auf!"

Am Tisch begann der Kranke wieder:

„Sie richten die Menschen durch die Arbeit zugrunde, und warum? Sie stehlen den Leuten das Leben — warum? frage ich. Unser Herr — ich habe mein Leben in der Nefedowschen Fabrik zugrunde gerichtet — hat einer Sängerin goldenes Waschgeschirr geschenkt, und sogar ein goldener Nachttopf war dabei. In diesem Topf steckt meine Kraft, mein Leben ... dafür ist es hingeopfert. Dafür ist es hingegangen, der Mensch hat mich durch die Arbeit getötet, um seiner Geliebten mit meinem Blut eine Freude zu machen ... einen goldenen Nachttopf hat er ihr für mein Blut gekauft."

„Der Mensch ist nach Gottes Ebenbild und ihm gleich geschaffen", sagte Jefim lachend. „Aber nun haben wir gehört, wozu man gebraucht wird ..."

„Dazu schweigen wir nicht!" rief Rybin und schlug mit der Hand auf den Tisch.

„Das dulden wir nicht!" fügte Jakow leise hinzu.

Ignat verzog das Gesicht.

Die Mutter bemerkte, daß alle drei Burschen mit der unersättlichen Aufmerksamkeit hungriger Seelen zuhörten, und jedesmal, wenn Rybin sprach, blickten sie ihm lauernd ins Gesicht. Sawelis Worte riefen auf ihren Gesichtern nur ein sonderbares verkniffenes Lächeln hervor. Mitleid mit dem Kranken war bei ihnen nicht zu spüren.

Die Mutter beugte sich zu Sophie hin und fragte leise:

„Sagt er wirklich die Wahrheit?"

Sophie antwortete laut:

„Ja, das ist wahr! Von einem solchen Geschenk hat etwas in den Zeitungen gestanden. Das war in Moskau."

„Und dafür hat er keine Strafe bekommen", sagte Rybin dumpf. „Die müßte er doch haben, er müßte zum Volk hinausgeführt und in Stücke gehauen werden, und sein Fleisch, das verfluchte, sollte man den Hunden vorwerfen. Große Strafgerichte wird das Volk halten, wenn es aufsteht. Viel Blut wird es vergießen, um das erlittene Unrecht abzuwaschen. Dieses Blut ist sein Blut, aus seinen Adern gesogen. Das gehört ihm."

„Es ist kalt!" sagte der Kranke.

Jakow half ihm aufstehen und führte ihn zum Feuer.

Das Feuer brannte gleichmäßig hell, die gesichtslosen Schatten zitterten ringsum und beobachteten erstaunt sein lustiges Spiel. Saweli setzte sich auf einen Baumstumpf und streckte seine durchsichtigen, trockenen Hände dem Feuer entgegen. Rybin nickte zu ihm hinüber und sagte zu Sophie:

„Das wirkt besser als Bücher! Wenn eine Maschine einem Arbeiter den Arm abreißt oder ihn tötet, so heißt es, er hat selbst schuld daran gehabt. Wenn aber einem Menschen das Blut ausgesogen und er weggeworfen wird wie Aas, so läßt sich das nicht erklären. Ich begreife jeden Mord, aber foltern zum Vergnügen — das begreife ich nicht! Wozu foltert man die Leute, wozu quält man uns alle? Zum Vergnügen, zum Spaß, damit man lustig auf Erden leben, sich für Blut alles kaufen kann — eine Sängerin, Pferde, silberne Messer, goldenes Geschirr, teures Spielzeug für die Kinder. Du mußt arbeiten, immer mehr arbeiten, ich aber scharre mir

durch deine Arbeit Geld zusammen und schenke meiner Geliebten einen goldenen Scheißpott!"

Die Mutter hörte und schaute. Wieder blitzte als heller Streifen in der Finsternis der Weg Pawels und seiner Genossen vor ihr auf.

Nach dem Essen lagerten sich alle um das Feuer, das vor ihnen geschwind das Holz verzehrte; hinter ihnen hing Finsternis, die Wald und Himmel verhüllte. Der Kranke blickte mit weitgeöffneten Augen auf das Feuer, hustete ununterbrochen und zitterte am ganzen Leib. Es schien, als brächen die Reste seines Lebens unaufhaltsam aus der Brust hervor, dem trockenen, von Krankheit aufgezehrten Körper entfliehend. Der Abglanz der Flamme zitterte in seinem Gesicht, ohne die tote Haut zu beleben. Nur die Augen des Kranken brannten in erlöschendem Feuer.

„Vielleicht möchtest du in die Hütte gehen, Saweli?" fragte Jakow, sich über ihn beugend.

„Wozu?" erwiderte er mühsam. „Ich bleibe hier sitzen, ich werde nicht mehr lange unter Menschen sein!"

Er betrachtete alle, schwieg einen Augenblick und fuhr dann mit schwachem Lächeln fort:

„Bei euch fühle ich mich wohl. Ich sehe euch an und denke — vielleicht nehmen die da Rache für uns, die man ausgeplündert hat, für das Volk, das man aus Habgier gemordet hat."

Er bekam keine Antwort und schlief bald ein, den Kopf kraftlos auf die Brust gesenkt. Rybin blickte ihn an und sagte leise:

„Da kommt er nun zu uns, sitzt hier und erzählt immer ein und dasselbe, von diesem Hohn auf die Menschen. Darin liegt jetzt seine ganze Seele, als ob man ihm die Augen ausgestochen hätte und er nichts mehr sähe."

„Was ist denn noch nötig?" sagte die Mutter nachdenklich. „Wenn die Menschen sich zu Tausenden Tag für Tag mit Arbeit abschinden, damit die Herren das Geld zum Spaß verplempern ... ist das nicht genug? ..."

„'s ist langweilig, ihm zuzuhören!" sagte Ignat leise. „Wer das auch nur einmal gehört hat, vergißt es nicht wieder; er redet aber immer ein und dasselbe!"

„In dieser einen Geschichte steckt sein ganzes Leben!" bemerkte Rybin finster. „Ich habe seine Geschichte zehnmal gehört, aber trotzdem so manches liebe Mal gezweifelt. Man hat so seine Stunden, da man an die Gemeinheit der Menschen, ihren Wahnwitz nicht glauben will, wo einem alle leid tun, Reiche wie Arme, und es einem scheint, auch der Reiche sei bloß irregegangen! Der eine ist blind vor Hunger, der andere — vor Gold! Ihr Menschen, denkt man da, ihr Freunde! Besinnt euch, denkt ehrlich nach, denkt unermüdlich nach!"

Der Kranke schwankte, öffnete die Augen und legte sich auf den Boden. Jakow stand geräuschlos auf, ging in die Hütte, holte einen Pelz, bedeckte seinen Vetter damit und setzte sich wieder neben Sophie.

Das rote Feuergesicht beleuchtete listig lächelnd die dunkeln Gestalten ringsum, und die Menschenstimmen flossen nachdenklich mit dem leisen Knistern und Rauschen der Flamme zusammen.

Sophie erzählte von dem Kampf des Volkes um sein Recht in der ganzen Welt, von den deutschen Bauernkriegen, von den Leiden der Iren, von den Heldentaten der französischen Arbeiter in den häufigen Kämpfen um die Freiheit.

In dem von samtener Nacht verhüllten Wald, auf der kleinen, von Bäumen umgebenen, vom dunkeln Himmel bedeckten Lichtung, im Antlitz des Feuers, im Kreise feindselig erstaunter Schatten lebten Geschehnisse auf, die die Welt der Satten und Habgierigen erschüttert hatten; eines nach dem andern zogen die Völker der Erde vorbei, verblutend, erschöpft vom Kampf, ertönten die Namen der Streiter für Freiheit und Wahrheit.

Leise klang die dumpfe Stimme der Frau. Gleichsam aus ferner Vergangenheit kommend, erweckte sie Hoffnungen und flößte Zuversicht ein, und die Menschen hörten schweigend die Kunde von ihren Brüdern im Geiste. Sie blickten in das abgezehrte, blasse Gesicht des Weibes, und vor ihnen leuchtete immer heller die heilige Sache der Völker der Welt, der nie endende Kampf um die Freiheit.

Der Mensch sah hinter dem dunkeln, blutigen Vorhang der fernen Vergangenheit, unter unbekannten Fremden seine Wünsche und seine Gedanken und näherte sich innerlich, mit Geist und Herz, der ganzen Welt, fand in ihr Freunde, die sich schon längst einmütig und fest vorgenommen hatten, die Wahrheit auf Erden zu erkämpfen, die ihren Entschluß durch unzählige Leiden geheiligt, Ströme von Blut vergossen hatten für den Triumph eines neuen, hellen, frohen Lebens; es entstand und wuchs das Gefühl geistiger Nähe mit allen, ein neues Herz der Erde, erfüllt von dem heißen Bestreben, alles zu verstehen, alles in sich zu vereinen.

„Der Tag wird kommen, da die Arbeiter aller Länder das Haupt erheben und entschlossen sprechen werden: Genug! Wir wollen dieses Leben nicht länger!" klang überzeugt Sophiens Stimme. „Und dann wird die Scheinmacht der durch ihre Habgier Starken zusammenbrechen, der Boden wird unter ihren Füßen weichen, und keine Stütze werden sie mehr haben."

„So wird es sein!" sagte Rybin, sein Haupt neigend. „Wer sich selbst nicht schont, überwindet alles."

Die Mutter hörte lächelnd zu, und ihr Gesicht zeigte freudiges Erstaunen. Sie sah, daß alles Scharfe, Laute, Ungebundene, alles Schwungvolle jetzt von Sophie abgefallen, in dem heißen, gleichmäßigen Strom ihrer Erzählung ertrunken war. Ihr

gefielen die stille Nacht, das Spiel des Feuers, Sophiens Gesicht, vor allem aber die gespannte Aufmerksamkeit der Bauern. Sie saßen unbeweglich, besorgt, den ruhigen Fluß der Erzählung nicht zu unterbrechen, den hellen Faden, der sie mit der Welt verband, nicht zu zerreißen. Nur bisweilen legte jemand behutsam Holz ins Feuer, und, wenn Funken und Rauch aufstiegen, wehrte sie ein Bursche mit der Hand von den Frauen ab.

Einmal stand Jakow auf und bat leise:

„Wartet einen Augenblick!"

Er ging in die Hütte, brachte von dort Kleidungsstücke, und schweigend hüllten er und Ignat Füße und Schultern der Frauen ein. Wieder sprach Sophie, malte den Tag des Sieges, flößte den Menschen Vertrauen zu ihrer eigenen Kraft ein, weckte in ihnen das Gefühl der Zusammengehörigkeit mit allen, die ihr Leben in fruchtloser Arbeit für den törichten Zeitvertreib der Übersättigten dahinopfern. Ihre Worte erregten die Mutter nicht, aber das durch Sophiens Erzählung erweckte, alle umfassende Gefühl erfüllte auch ihre Brust mit dankbar andächtigen Gedanken an die Menschen, die durch Gefahren hindurch zu denen gehen, die in den Ketten der Arbeit schmachten und ihnen die Gabe des ehrlichen Verstandes, der Liebe zur Wahrheit bringen.

„Das walte Gott!" dachte sie, die Augen schließend.

Als es dämmerte, schwieg Sophie müde und blickte lächelnd in die nachdenklichen, hellen Gesichter ringsum.

„Es ist Zeit, daß wir gehen!" sagte die Mutter.

„Ja, es ist Zeit!" antwortete Sophie müde.

Einer von den Burschen seufzte laut.

„Schade, daß Sie gehen!" sagte Rybin ungewöhnlich weich. „Sie sprechen gut... und es ist etwas Großes darum, die Menschen miteinander verwandt zu machen! Wenn wir wissen, daß Millionen dasselbe wollen wie wir, werden die Herzen besser. Und in der Güte liegt eine große Kraft!"

„Du kommst mit Liebe und holst dir Hiebe!" sagte Jefim mit leisem Lächeln und sprang schnell auf. „Es ist Zeit, daß sie gehen, Onkel Michailo, ehe sie jemand sieht. Wenn wir die Bücher verteilen, wird die Obrigkeit suchen, woher sie gekommen sind. Dann fällt jemandem ein: es waren Pilgerinnen da!"

„Nun, ich danke dir für deine Mühe, Mutter", sagte Rybin, Jefim unterbrechend. „Ich denke immer an Pawel, wenn ich dich sehe; du hast's gut gemacht!"

Ein mildes Lächeln glitt über sein breites Gesicht. Es war kühl, aber er stand ohne Rock, mit offenem Kragen und entblößter Brust da. Die Mutter betrachtete seine große Gestalt und riet ihm freundlich:

„Du solltest was anziehen, es ist kalt!"

„Ich bin von innen warm!" antwortete er.

Die drei Burschen standen am Fenster und unterhielten sich leise, zu ihren Füßen aber lag der mit Pelzen bedeckte Kranke. Der Himmel wurde blaß, die Schatten schwanden dahin, und die Blätter zitterten in Erwartung der Sonne.

„Also, leben Sie wohl!" sagte Rybin, Sophie die Hand drückend. „Wie kann man Sie in der Stadt finden?"

„Such mich nur auf!" sagte die Mutter.

Die Burschen gingen langsam, alle zugleich, zu Sophie und drückten ihr plump-freundlich und schweigend die Hand. In jedem war Dankbarkeit und Zufriedenheit zu erkennen, und dieses Gefühl verwirrte sie, weil es ihnen wohl neu war. Aus übernächtigen, trockenen Augen blickten sie schweigend in Sophiens Gesicht und traten verlegen von einem Fuß auf den andern.

„Wollen Sie nicht noch etwas Milch auf den Weg?" fragte Jakow.

„Ist denn noch was da?" meinte Jefim.

„Etwas ist noch da."

Aber Ignat strich verlegen sein Haar zurecht und erklärte:

„Ich habe sie verschüttet..."

Und alle drei lachten.

Sie sprachen von der Milch, aber die Mutter fühlte, daß sie an etwas anderes dachten und Sophie und ihr selbst wortlos Gutes wünschten. Das rührte Sophie offenbar und machte auch sie verlegen, so daß sie nichts anderes sagen konnte als ein leises:

„Ich danke euch, Genossen!"

Sie blickten sich an, als wenn dieses Wort sie tief getroffen hätte.

Der Kranke hustete dumpf. Die letzte Glut des Feuers erlosch.

„Lebt wohl!" sagten die Bauern leise, und der schwermütige Abschiedsgruß klang den Frauen lange im Ohr.

Sie schritten ohne Hast in der Morgendämmerung auf dem Waldweg vorwärts, und die Mutter, die hinter Sophie dahinschritt, sagte:

„Wie schön ist das alles, wie im Traum, so schön! Die Menschen wollen die Wahrheit wissen, Liebste, sie wollen es wirklich! Es ist wie in der Kirche, vor der Frühmesse an einem hohen Feiertag... der Priester ist noch nicht da, es ist noch dunkel, still und beängstigend in der Kirche — aber die Leute kommen schon, hier und da werden Kerzen vor den Heiligenbildern angezündet, sie brennen dort, und allmählich wird die Finsternis verjagt und Gottes Haus hell gemacht."

„Ja, wirklich!" antwortete Sophie fröhlich. „Nur ist hier die ganze Erde Gottes Haus."

„Die ganze Erde!" nickte die Mutter nachdenklich. „Wie schön ist das, man kann es kaum glauben! So schön haben Sie gesprochen. Liebste, sehr schön!

Und ich war bange, Sie würden denen da nicht gefallen!“

Sophie schwieg einen Augenblick und antwortete leise und unfroh:

„Mit ihnen wird man einfacher.“ Sie gingen weiter und unterhielten sich über Rybin, über den Kranken und über die Burschen, die so aufmerksam zugehört und so ungeschickt, aber beredt ihre Freundschaft durch kleine Liebesdienste den Frauen gegenüber ausgedrückt hatten. Sie gelangten aufs freie Feld. Vor ihnen ging die Sonne auf. Dem Auge noch unsichtbar, breitete sie einen durchsichtigen Fächer von rosigen Strahlen am Himmel aus; Tautropfen erglänzten im Grase, in ihrem bunten Funkeln muntere Frühlingsfreude widerspiegelnd. Die Vögel erwachten und belebten den Morgen mit lustigem Gesang. Geschäftig krächzend und schwerfällig mit den Flügeln schlagend, flogen dicke Krähen dahin, irgendwo pfiff ängstlich eine Goldamsel. Die fernen Weiten öffneten sich und streiften vor der Sonne die nächtlichen Schatten von ihren Hügeln.

„Manchmal redet und redet ein Mensch, und man versteht ihn nicht, bis er ein ganz einfaches Wort findet, das plötzlich alles erleuchtet!“ erzählte nachdenklich die Mutter. „So ist es auch mit dem Kranken. Ich weiß selbst ganz genau, wie die Arbeiter in den Fabriken und überall ausgesogen werden. Aber von Kindheit an ist man das gewohnt, und es rührt einen nicht mehr sonderlich ... Und der erzählt plötzlich so etwas Häßliches, Abscheuliches ... Mein Gott! opfern dazu die Menschen ihr ganzes Leben der Arbeit, damit die Herren ihren Spott mit ihnen treiben? Dafür gibt es keine Rechtfertigung!“

Die Mutter hatte sich mit ihren Gedanken in den Einzelfall vertieft, und dieser beleuchtete ihr mit seinem stumpfen, aufdringlichen Glanz eine Reihe von Fällen, die sie früher erlebt und dann vergessen hatte.

„Sie haben sich wohl schon an allem übersättigt, und alles ist ihnen zuwider! Ich weiß von einem Kreishauptmann, der die Bauern zwang, sich vor seinem Gaul zu verbeugen, wenn der durchs Dorf geführt wurde, wer das nicht tat, kam ins Loch. Was hatte er denn nur davon? Es ist nicht zu verstehen!“

Sophie sang halblaut ein morgenfrisches Lied.

7

Nilownas Leben floß eigentümlich ruhig dahin. Bisweilen wunderte sie sich selbst über diese Ruhe. Ihr Sohn saß im Gefängnis, sie wußte, daß schwere Strafe seiner wartete, aber jedesmal, wenn sie daran dachte, rief ihr Gedächtnis ihr wider Willen Andrej, Fedja und alle die übrigen vor Augen. Die Gestalt ihres Sohnes sog alle seine Schicksalsgenossen in sich auf und wuchs in ihren Augen, sie verlieh ihr ein besonderes Anschauungsvermögen, indem sie alle Gedanken an Pawel unwillkürlich und unmerklich erweiterte und sie nach allen Seiten ablenkte. Sie zerflossen überallhin wie feine, ungleiche Strahlen, berührten alles, versuchten alles zu beleuchten, in ein Bild zu sammeln, und ließen die Mutter nicht bei irgendeiner Einzelheit verweilen, verhinderten, daß die Sehnsucht nach dem Sohn, die Angst um ihn feste Formen annahm.

Sophie verreiste bald, kehrte nach fünf Tagen munter und lebhaft zurück, verschwand nach einigen Stunden abermals, um zwei Wochen später zurückzukehren. Es schien, als ob sie in weitgezogenen Kreisen durch das Leben schweifte und bisweilen nach ihrem Bruder sah, um seine Wohnung mit ihrem munteren Wesen und ihrer Musik zu erfüllen.

Die Musik machte der Mutter Freude. Sie fühlte warme Wellen in ihre Brust dringen, in ihr Herz strömen. Es schlug gleichmäßiger, und wie reichbefeuchtete Samenkörner in tiefgepflügtem Boden wuchsen in ihm mutige Gedanken, blühten durch die Kraft der Töne geweckte Worte leicht und schön auf.

Es wurde der Mutter schwer, sich mit Sophiens Unordentlichkeit auszusöhnen, die ihre Sachen, Zigarettenstummel und Asche überallhin streute, und noch schwerer, sich mit ihren ungebundenen Reden abzufinden. Das alles stach allzusehr gegen die ruhige Sicherheit Nikolais und den unveränderlichen, weichen Ernst seiner Worte ab. Sophie erschien ihr wie ein halbwüchsiges Ding, das sich für erwachsen auszugeben beeilt, die Menschen aber als kurioses Spielzeug ansieht. Sie sprach viel von der Heiligkeit der Arbeit und vermehrte durch ihre Unordnung die Arbeit der Mutter, sprach über die Freiheit und bedrückte alle durch ihre Unduldsamkeit und ihr beständiges Streiten. In ihr waren viele Gegensätze, und die Mutter verhielt sich ihr gegenüber zurückhaltend, vorsichtig, ohne die gleichbleibende Herzenswärme, die Nikolai in ihr auslöste.

Nikolai führte tagaus, tagein ein gleichmäßiges, genau eingeteiltes Leben. Um acht Uhr morgens trank er Tee, las die Zeitung und berichtete der Mutter die Neuigkeiten. Die Mutter erkannte dann mit erstaunlicher Deutlichkeit, wie die schwere Maschine des Lebens die Menschen unerbittlich zu Geld zermahlt. Sie fühlte in ihm ähnliche Züge wie in Andrej. Ebenso wie der Kleinrusse sprach er ohne Erbitterung über die Menschen, hielt alle für mitschuldig an dem schlimmen Leben; seine Zuversicht auf ein neues Leben war aber nicht so warm und klar wie bei Andrej. Er sprach stets ruhig, im Ton eines rechtschaffenen, strengen Richters, und selbst wenn er über furchtbare Dinge redete, lag auf seinem Gesicht ein sanftes, mitleidiges Lächeln, während seine Augen kalt und fest glänzten. Die Mutter begriff, daß dieser Mann niemandem und nichts verzeihe, nichts verzeihen könnte. Sie fühlte, daß für Nikolai selbst diese Festigkeit schwer zu ertragen war, und bedauerte ihn. Und er gefiel ihr immer besser.

Um neun ging er auf sein Büro, sie räumte die Zimmer auf, bereitete das Mittagessen, wusch sich, zog ein reines Kleid an und sah sich in ihrem Zimmer illustrierte Bücher an. Sie hatte schon lesen gelernt, aber es kostete sie stets große Anstrengung, und sie ermüdete beim Lesen schnell. Das Ansehen von Bildern aber machte ihr Vergnügen wie einem Kind. Die Bilder eröffneten ihr eine verständliche, fast greifbare, neue und wunderbare Welt. Da erstanden riesige Städte, schöne Gebäude, Maschinen, Schiffe, Denkmäler, unzählige Reichtümer, die die Menschen hervorgebracht hatten, und eine in ihrer Mannigfaltigkeit sinnverwirrende Schaffenskraft der Natur. Das Leben erweiterte sich ständig, jeden Tag eröffnete sich dem Blick etwas Riesenhaftes, Unbekanntes, Wunderbares, und es regte die neuerwachte, hungrige Seele der Frau immer stärker an durch den Überfluß seiner Reichtümer, die Unzahl seiner Schönheiten. Besonders gern sah sie sich den großen zoologischen Atlas an, der, obwohl er in fremder Sprache gedruckt war, ihr doch die klarste Vorstellung von der Schönheit, dem Reichtum und der Unendlichkeit der Welt übermittelte.

„Wie ist die Welt doch so groß!“ sagte sie einmal zu Nikolai.

Am meisten interessierten sie die Insekten und besonders die Schmetterlinge; sie betrachtete verwundert die Abbildungen und sagte:

„Diese Schönheit, Nikolai Iwanowitsch! Wieviel solche Schönheit gibt es doch überall, und das alles ist uns verborgen, und alles fliegt vorbei, ohne daß wir es sehen. Die Menschen jagen hin und her und wissen nichts, können sich an nichts freuen, weil sie keine Zeit und keine Lust dazu haben. Wie viele Freuden könnten sie doch haben, wenn sie wüßten, wie reich die Welt ist, wie viele wunderbare Geschöpfe in ihr leben. Und alles — für alle, jedes Wesen — für das Ganze, nicht wahr?“

„So ist es!“ sagte Nikolai lächelnd. Und er brachte ihr neue Bücher mit Abbildungen.

Abends kamen oft Gäste. Es kam Alexej Wassiljewitsch, ein hübscher Mensch mit blassem Gesicht und schwarzem Bart, ernst und schweigsam; Roman Petrowitsch, rundköpfig, mit Pickeln im Gesicht, der stets bedauernd mit den Lippen schmatzte; Iwan Danilowitsch, hager und klein, mit Spitzbart und dünner Stimme, zänkisch, laut und spitz; Jegor, der sich immer über sich selbst, die Genossen und sein ständig schlimmer werdendes Leiden lustig machte. Es kamen auch Leute aus entfernten Städten. Nikolai führte lange, ruhige Unterhaltungen mit ihnen, immer über das gleiche Thema, über die Arbeiter der ganzen Welt. Man diskutierte, ereiferte sich, gestikulierte, trank viel Tee, und bisweilen verfaßte Nikolai mitten in der lärmenden Unterhaltung schweigend Proklamationen. Er las sie dann den Genossen vor, sie wurden an Ort und Stelle mit Drucklettern niedergeschrieben, die Mutter sammelte die übriggebliebenen Manuskriptfetzen sorgfältig und verbrannte sie.

Sie schenkte Tee ein und wunderte sich über den Eifer, mit dem sie über das Leben und das Los der Arbeiter sprachen und darüber berieten, wie man am schnellsten und besten Gedanken über die Wahrheit unter sie säen, ihren Mut heben könne. Oft gab es Streit und Zorn, gegenseitige Anschuldigungen und Kränkungen, und dann wurde wieder weiterdiskutiert.

Die Mutter fühlte, daß sie das Leben der Arbeiter besser kannte als diese Leute, daß sie deutlicher den Riesenumfang der Aufgabe erfaßte, die die Freunde auf sich genommen, und dieser Umstand ließ sie ihnen allen gegenüber eine gewisse nachsichtige Freundlichkeit an den Tag legen und das etwas wehmütige Gefühl eines Erwachsenen Kindern gegenüber, die Mann und Frau spielen, ohne das Drama zu ahnen, das diese Beziehungen bergen. Sie verglich unwillkürlich ihre Reden mit denen ihres Sohnes und Andrejs und fühlte einen Unterschied, den sie anfangs nicht begreifen konnte. Bisweilen hatte sie das Gefühl, daß man hier lauter schrie als draußen in der Vorstadt, und sie erklärte sich das folgendermaßen:

„Sie wissen mehr, da reden sie lauter ...“

Nur zu oft aber sah sie, daß alle diese Menschen einander anscheinend absichtlich aufreizten und sich erhitzten, als wolle jeder seinen Genossen zeigen, daß ihm die Wahrheit vertrauter und teurer sei als ihnen; die andern nahmen das übel, wollten ihrerseits beweisen, wie nahe sie der Wahrheit stünden, und begannen heftig und grob zu streiten. Jeder wollte es anscheinend den übrigen zuvortun, und das rief in ihr Unruhe und Kummer wach. Sie zog die Brauen hoch, betrachtete alle mit flehenden Blicken und dachte:

„Pascha und seine Genossen habt ihr vergessen ...“

Sie folgte mit gespannter Aufmerksamkeit dem Streit, natürlich ohne ihn zu verstehen, sie suchte das Gefühl, das hinter den Worten steckte, zu ergründen und sah: wenn man in der Vorstadt über das Gute sprach, hatte man es heil und ganz genommen, hier aber zerschlug man es in kleine Stücke; dort hatte man tiefer und stärker gefühlt, hier war das Reich der scharfsinnigen, alles zerschneidenden Gedanken. Hier sprach man mehr von der Zerstörung des Alten, dort träumte man mehr von dem Neuen, daher waren ihr die Reden ihres Sohnes und Andrejs näher, verständlicher ...

Sie bemerkte, daß Nikolais Auftreten auffallend zwanglos wurde, wenn Arbeiter zu ihm kamen, ein süßlicher Zug erschien in seinem Gesicht, und er sprach anders als sonst, irgendwie gröber und nachlässiger.

„Er gibt sich Mühe, daß man ihn versteht!“ dachte sie. Aber das tröstete sie nicht, und sie sah, daß der besuchende Arbeiter sich ebenfalls wie innerlich

gebunden hin und her wand und nicht so leicht und frei reden konnte wie mit ihr, der einfachen Frau. Eines Tages, als Nikolai aus dem Zimmer ging, sagte sie zu einem Burschen:

„Was bist du so verlegen? Bist doch kein Junge im Examen..."

Der Bursche grinste.

„Vor Verlegenheit werden selbst die Krebse rot... Er ist ja doch nicht unseresgleichen..."

Manchmal kam Saschenjka. Sie blieb niemals lange, sprach stets sachlich, lachte nie und fragte beim Fortgehen jedesmal die Mutter:

„Was macht Pawel Michailowitsch — geht es ihm gut?"

„Gott sei Dank!" sagte die Mutter. „Er ist ganz munter."

„Grüßen Sie ihn!" bat das junge Mädchen und verschwand.

Wenn die Mutter klagte, daß man Pawel so lange im Gefängnis festhielt, ihn nicht aburteilte, machte Saschenjka ein finsteres Gesicht und schwieg; ihre Finger aber bewegten sich rastlos hin und her.

Nilowna empfand den Wunsch, ihr zu sagen:

„Mein gutes Kind, ich weiß ja, du liebst ihn... ich weiß es!"

Sie konnte sich aber nicht dazu entschließen. Das strenge Gesicht des jungen Mädchens, ihre fest zusammengepreßten Lippen und die trockene Sachlichkeit ihrer Redeweise schlossen von vornherein jede Zärtlichkeit aus. Seufzend und wortlos drückte die Mutter die hingestreckte Hand und dachte:

„Du armes Ding..."

Eines Tages kam Natascha. Sie freute sich sehr, die Mutter zu sehen, küßte sie und teilte ihr unter anderem leise mit:

„Meine Mutter ist gestorben... die Ärmste..."

Sie schüttelte den Kopf, wischte sich mit einer raschen Handbewegung die Augen und fügte hinzu:

„Sie tut mir leid, sie war noch keine fünfzig Jahre alt und hätte noch lange leben können. Aber andererseits denkt man unwillkürlich, der Tod ist wohl leichter als dieses Leben! Immer allein, allen fremd, für niemanden nötig, eingeschüchtert durch das Geschrei meines Vaters — war das etwa ein Leben? Man lebt, wenn man etwas Gutes erwartet, sie aber hatte nichts zu erwarten als Kränkungen..."

„Sie haben recht, Natascha!" sagte die Mutter nach kurzem Nachdenken. „Man lebt nur, wenn man auf etwas Gutes wartet, wenn aber nichts zu erwarten ist — was ist das für ein Leben?" Sie streichelte freundlich die Hand des Mädchens und fragte nach kurzem Schweigen: „Sind Sie jetzt allein?"

„Ja", antwortete Natascha leichthin.

Die Mutter schwieg und sagte dann plötzlich lächelnd:

„Das macht nichts! Ein braver Mensch bleibt nicht allein, immer gesellen sich andere zu ihm..."

8

Natascha wurde Lehrerin in einem Fabrikdorf, und die Nilowna brachte ihr verbotene Bücher, Aufrufe und Zeitungen.

Das war jetzt ihre Beschäftigung. Einigemal im Monat fuhr oder ging sie mit einem Sack auf dem Rücken oder einem Handkoffer als Spitzenhändlerin oder Nonne, als wohlhabende Bäuerin oder Pilgerin verkleidet aufs Land. In der Eisenbahn und auf Dampfbooten, in Hotels und Gasthöfen benahm sie sich stets einfach und ruhig, fing unbefangen Gespräche mit Unbekannten an und lenkte furchtlos durch ihre freundliche Redeweise und das sichere Auftreten einer erfahrenen Frau, die viel gesehen hat, die Aufmerksamkeit auf sich.

Es machte ihr Vergnügen, mit den Leuten zu reden, ihre Erzählungen vom Leben, ihre Klagen, ihre Zweifel anzuhören. Ihr Herz strömte jedesmal vor Freude über, wenn sie bei jemandem starke Unzufriedenheit bemerkte, jene Unzufriedenheit, die sich gegen die Schicksalsschläge auflehnt und eifrig Antworten auf Fragen sucht, die sich im Verstand schon gebildet haben. Vor ihr entfaltete sich immer breiter und bunter ein Bild des menschlichen Lebens, des geschäftigen, unruhigen Lebens im Kampf um den Bissen Brot. Überall herrschte das rohe, nackte, ganz offene Bestreben, den Nächsten zu betrügen, ihn auszuplündern, aus ihm möglichst viel Nutzen für sich selbst zu ziehen, ihm sein Blut auszupressen. Und sie sah, daß auf Erden alles in Fülle vorhanden war, daß aber das Volk Not litt und unmittelbar neben unermeßlichen Reichtümern darbte. In den Städten standen Kirchen, die von Gold und Silber strotzten, dessen Gott nicht bedurfte; auf den Kirchenstufen zitterten Bettler, die darauf lauerten, daß man ihnen eine kleine Kupfermünze in die Hand drückte. Sie hatte das schon früher gesehen — die reichen Kirchen und die goldgestickten Meßgewänder der Popen, die elenden Hütten des armen Volkes und seine schändlichen Lumpen; aber früher war ihr das natürlich erschienen, jetzt dagegen sah sie darin eine tödliche, unsühnbare Kränkung der Armen, denen — das wußte sie — die Kirche näher und notwendiger war als den Reichen.

Nach Bildern, die Christus darstellten, und aus Erzählungen von ihm wußte sie, daß er, der Freund der Armen, sich einfach gekleidet hatte; in den Kirchen aber, wohin die Armen kamen, um Trost zu suchen, sah sie ihn mit lauterem Gold und mit Seidenstoffen aufgeputzt, die beim Anblick der Armut voller Verachtung rauschten. Und unwillkürlich fielen ihr Rybins Worte ein:

„Sogar mit Gott haben sie uns betrogen!"

Ohne es selbst zu merken, begann sie weniger zu beten, dachte aber immer mehr über Christus und über jene Menschen nach, die zwar seinen Namen

nicht erwähnten, ja anscheinend nichts von ihm wußten, jedoch nach seinen Geboten lebten, gleich ihm die Erde für das Reich der Armen hielten und alle Reichtümer der Welt gleichmäßig unter die Menschen verteilen wollten. Darüber dachte sie viel nach, und dieser Gedanke wuchs in ihr, vertiefte sich und umfing alles, was sie sah, was sie hörte; er wuchs und nahm das helle Antlitz eines Gebetes an, das mit gleichmäßigem Licht die dunkle Welt, das ganze Leben und alle Menschen überströmte. Und ihr schien, daß Christus selbst, den sie stets unklar geliebt hatte, mit einem Gefühl, in dem Furcht eng mit Hoffnung, und Rührung mit Kummer verknüpft war, ihr jetzt vertrauter geworden war und schon als ein anderer, höher und sichtbarer, freudiger und mit hellerem Antlitz dastand, als sei er tatsächlich zum Leben auferstanden, entsühnt und neu belebt durch das heiße Blut, das in seinem Namen vergossen worden.

Von ihren Reisen kehrte sie erregt durch das, was sie unterwegs gesehen und gehört, mutig und zufrieden mit der erledigten Arbeit zu Nikolai zurück.

„Es ist schön, überall hinzufahren und viel zu sehen!“ sagte sie zu ihm. „Da versteht man, wie das Leben eingerichtet ist. Das Volk wird bis ans äußerste Ende gedrängt und gestoßen, und da krabbelt es nun herum und denkt, warum ist alles so? Warum drängt man mich fort? Warum muß ich hungern, obschon von allem viel da ist? Und wie dumm und unwissend bin ich, wo doch überall so viel Verstand ist? Und wo ist er, der barmherzige Gott, vor dem es weder Reiche noch Arme gibt, dem alle Menschen liebe Kinder sind? Das Volk empört sich allmählich gegen sein Leben, es fühlt, daß man es vollends knechten wird, wenn es nicht selbst für sich sorgt!“

Immer häufiger empfand sie den dringenden Wunsch, mit eigenen Worten zu den Menschen über die Ungerechtigkeit des Lebens zu sprechen, und es fiel ihr manchmal schwer, diesen Wunsch zu unterdrücken...

Nikolai, der sie oft über Bildern antraf, erzählte ihr immer irgend etwas Wunderbares. Die Kühnheit der Aufgaben, die sich die Menschen gestellt, überraschte sie, und zweifelnd fragte sie:

„Aber wie ist das möglich?“

Und er erzählte ihr mit unerschütterlichem Glauben an die Wahrheit seiner Prophezeiungen Märchen von der Zukunft.

„Die Wünsche des Menschen kennen kein Maß, seine Kraft ist unerschöpflich! Aber die Welt wird trotzdem sehr langsam reicher an Geist, weil jetzt jeder, um sich unabhängig zu machen, nicht Wissen, sondern Geld anhäufen muß. Wenn die Menschen erst einmal die Habsucht getötet, sich aus der Gefangenschaft der Zwangsarbeit befreit haben...“

Selten verstand sie den Sinn seiner Worte, aber das Gefühl ruhigen Glaubens, das jene Worte beseelte, wurde ihr immer vertrauter.

„Es gibt zu wenige freie Menschen auf der Welt, das ist ihr Unglück!“ sagte er.

Das war ihr verständlich; sie kannte Menschen, die sich von Habgier und Bosheit frei gemacht hatten, sie begriff, daß das dunkle, schreckliche Antlitz des Lebens freundlicher und einfacher, gütiger und heller werden würde, wenn ihrer mehr wären.

„Der Mensch muß unwillkürlich grausam werden!“ sagte Nikolai traurig.

Sie nickte; ihr fielen die Worte des Kleinrussen ein.

9

Einmal kam der immer pünktliche Nikolai viel später als sonst aus dem Büro, und, sich erregt die Hände reibend, erzählte er hastig, ohne den Mantel abzulegen:

„Denken Sie sich, Nilowna, heute ist einer von unseren Genossen aus dem Gefängnis entwichen. Wer es ist, konnte ich nicht erfahren.“

Die Mutter schwankte vor Erregung, ließ sich auf einen Stuhl fallen und fragte leise: „Vielleicht Pawel?“

„Möglich!“ antwortete Nikolai achselzuckend. „Aber wie kann man ihm zu Hilfe kommen, wo soll man ihn finden? Ich bin eben durch die Straßen gegangen, dachte ihm zu begegnen. Das ist natürlich dumm, aber man muß doch irgend etwas tun! Ich gehe wieder fort.“

„Ich auch!“ rief die Mutter.

„Gehen Sie zu Jegor, vielleicht weiß der etwas!“ schlug Nikolai vor und verschwand.

Sie warf ein Tuch über den Kopf und trat voller Hoffnung hinter ihm auf die Straße. Es flimmerte ihr vor den Augen, ihr Herz klopfte und zwang sie fast zu laufen. Sie schritt, auf alles mögliche gefaßt, mit gesenktem Kopf, fast gedankenlos dahin.

„Vielleicht ist er schon bei Jegor...“, blitzte ein Hoffnungsstrahl in ihr auf und trieb sie vorwärts.

Es war heiß, sie keuchte vor Müdigkeit, und, als sie an der Treppe von Jegors Wohnung anlangte, blieb sie stehen; ihre Kraft war verbraucht. Sie wandte sich um und schrie erstaunt auf, denn es war ihr, als stünde Nikolai Wessowtschikow, die Hände in den Taschen vergraben, im Torweg. Als sie aber wieder hinblickte, war niemand da.

„Ich habe mich vielleicht doch geirrt!“ sagte sie zu sich in Gedanken, schritt die Stufen hinauf und horchte. Unten auf dem Hof hörte man langsame Schritte. Sie blieb am Treppenabsatz stehen, beugte sich über das Geländer, blickte hinunter und sah wieder das pockennarbige Gesicht, das ihr zulächelte.

„Nikolai... Nikolai...“, rief die Mutter und stieg die Treppe hinunter, ihr Herz aber schmerzte vor Enttäuschung.

„Geh doch! Geh...“, antwortete er, heftig abwinkend.

Sie lief schnell die Treppe hinauf, trat in Jegors Zimmer, und als sie ihn auf dem Sofa liegen sah, flüsterte sie schwer atmend:

„Nikolai ist aus dem Gefängnis entflohen...“

„Welcher denn?“ fragte Jegor heiser und hob den Kopf vom Kissen. „Da sind zwei!“

„Wessowtschikow! Er geht hierher...“

„Großartig!“

Da trat Nikolai schon ins Zimmer, verriegelte die Tür, nahm die Mütze ab, lachte leise und strich sich das Haar glatt. Jegor stützte die Ellenbogen auf das Sofa, richtete sich auf und hustete kopfnickend:

„Willkommen!“

Wessowtschikow trat mit breitem Lächeln zu der Mutter und ergriff ihre Hand.

„Wenn ich dich nicht gesehen hätte, hätte ich wieder ins Loch zurück müssen! Ich kenne niemanden in der Stadt, und, wenn ich in die Vorstadt ginge, würden sie mich sofort fassen. Ich ging so meines Weges und dachte: ‚Bist du ein Schafskopf! Warum bist du fortgelaufen?‘ Plötzlich sehe ich, da kommt die Nilowna. Ich hinterher...“

„Wie bist du entkommen?“ fragte die Mutter.

Er setzte sich ungeschickt auf den Sofarand und sagte, verlegen die Achseln zuckend:

„Der Zufall hat mitgespielt. Ich war auf dem Hofe... da fingen die Kriminellen an, einen Aufseher zu verprügeln. Da ist ein ehemaliger Gendarm, der wegen Diebstahls aus dem Dienst gejagt ist — der spioniert, treibt Angeberei und läßt keinen in Ruhe! Sie verhauen ihn, die Aufseher erschrecken, laufen herum, pfeifen... alles kam durcheinander, ich sehe, das Tor steht weit offen, sehe den Platz, die Stadt... Und ich ging ganz gemächlich, wie im Schlaf... Aber bald besann ich mich — ja, wohin? Dann sehe ich mich um, das Gefängnistor war schon geschlossen...“

„Hm!“ sagte Jegor. „Ja, mein Herr, Sie hätten umkehren sollen, höflich an die Tür klopfen und um Einlaß bitten. Sie sollten sagen: Entschuldigen Sie gütigst, ich habe mich hinreißen lassen...“

„Ja“, fuhr Nikolai lächelnd fort, „das wäre auch eine Dummheit gewesen. Trotzdem — den Genossen gegenüber ist es nicht recht. Ich hatte niemandem Bescheid gesagt. Ich gehe also weiter. Dann sehe ich, wie ein Leichenzug vorüberkommt, ein Kind. Ich gehe hinter dem Sarg her, senke den Kopf und blicke niemanden an, ich saß dann eine Weile auf dem Kirchhof, der Wind umwehte mich, und mir kam ein Gedanke...“

„Einer?“ sagte Jegor und setzte seufzend hinzu: „Na, der wird ja wohl Platz gehabt haben!...“

Wessowtschikow lachte ohne jede Empfindlichkeit und schüttelte den Kopf.

„Mein Kopf ist jetzt nicht mehr so leer wie früher; aber du, Jegor Iwanowitsch, bist immer noch krank?“

„Jeder tut, was er kann!“ erwiderte Jegor, feucht hustend. „Fahr fort!“

„Dann ging ich ins Museum, lief dort umher, sah mir die Sachen an und dachte immer: ‚Was fängst du nun an?‘ War sogar böse auf mich... und hatte großen Hunger! Ich gehe auf die Straße, gehe, ärgere mich... sehe schon, wie die Polizisten alle Leute begucken... nun, denke ich, mit dieser Fresse bist du bald geliefert! Da kommt mir die Nilowna in den Weg — ich gehe ihr nach... das ist alles!“

„Und ich hatte dich gar nicht bemerkt!“ meinte die Mutter schuldbewußt. Sie betrachtete Wessowtschikow, und es war ihr, als sei er leichter geworden.

„Sicher sind die Genossen in Sorge“, sagte er, sich den Kopf krauend.

„Und die Obrigkeit tut dir nicht leid? Sie ist doch auch in Unruhe!“ bemerkte Jegor. Er öffnete den Mund und begann die Lippen zu bewegen, als kaue er Luft. „Aber, Scherz beiseite, wir müssen dich verstecken, was zwar sehr angenehm, aber nicht bequem ist. Wenn ich nur aufstehen könnte!“ Er röchelte, warf die Hände auf die Brust und begann, sie mit schwachen Bewegungen zu reiben.

„Du bist recht krank, Jegor Iwanowitsch!“ sagte Wessowtschikow und senkte den Kopf. Die Mutter seufzte und ließ ihre Augen unruhig über das kleine, enge Zimmer schweifen.

„Das ist meine Privatangelegenheit!“ antwortete Jegor.

„Erkundigen Sie sich nur ruhig nach Pawel. Mama, was soll die Verstellung!“

Wessowtschikow lachte breit.

„Pawel geht's gut! Er ist ganz gesund. Er ist soviel wie unser Obmann; spricht mit den Vorgesetzten und führt überhaupt das Kommando. Alle achten ihn — und haben auch Grund dazu!“

Die Wlassowa schüttelte den Kopf und blickte seitwärts auf Jegors geschwollenes, bläuliches Gesicht. In seiner Unbeweglichkeit und Ausdruckslosigkeit erschien es sonderbar platt, und nur die Augen in ihm blitzten lebhaft und vergnügt.

„Wenn ihr mir nur etwas zu essen geben wolltet, weiß Gott, ich habe großen Hunger!“ rief Nikolai plötzlich.

„Mama, auf dem Wandbrett liegt Brot; dann gehen Sie auf den Korridor und klopfen Sie links an die zweite Tür. Öffnet eine Frau, dann sagen Sie ihr, sie möchte hierherkommen und alles, was sie an Eßbarem hat, mitbringen.“

„Was soll das — alles?“ protestierte Wessowtschikow.

„Reg dich nicht auf, es ist nicht viel.“

Die Mutter ging hinaus, klopfte an die Tür, wartete und dachte bekümmert an Jegor.

„Der stirbt ja...“

„Wer ist da?“ fragte drinnen jemand.

„Ich komme von Jegor Iwanowitsch!“ antwortete die Mutter halblaut. „Er bittet Sie zu sich.“

„Ich komme sofort!“ antwortete jemand, ohne zu öffnen. Sie wartete einen Augenblick und klopfte wieder. Da wurde schnell geöffnet, und in den Korridor trat eine große Frau mit einer Brille. Sie zog hastig den zerknitterten Blusenärmel zurecht und fragte die Mutter verdrießlich:

„Was wünschen Sie?“

„Ich komme von Jegor Iwanowitsch...“

„Ach! Kommen Sie!... Ah, ich kenne Sie ja schon!“ rief die Frau leise. „Wie geht es Ihnen? Hier ist es dunkel!“

Die Wlassowa blickte sie an, und ihr fiel ein, daß diese Frau bisweilen bei Sophie gewesen war.

„Alles unsere Leute!“ ging es ihr durch den Kopf.

Die Frau ließ die Nilowna vorausgehen und fragte: „Geht es ihm schlecht?“

„Ja, er liegt. Er läßt Sie bitten, etwas zu essen mitzubringen...“

„Das ist überflüssig...“

Als sie bei Jegor eintraten, begrüßte er sie mit heiserem Krächzen:

„Ich mache mich ins Jenseits auf! Ludmilla Wassiljewna, dieser Herr hat sich ohne Erlaubnis der Obrigkeit aus dem Gefängnis entfernt! Frech, nicht? Geben Sie ihm vor allen Dingen zu essen, dann verstecken Sie ihn auf zwei Tage irgendwo.“

Die Frau nickte, blickte aufmerksam in das Gesicht des Kranken und sagte streng:

„Jegor, Sie hätten sofort zu mir schicken sollen, als Sie Besuch bekamen! Sie haben auch, wie ich sehe, zweimal die Medizin nicht genommen, was ist das für eine Nachlässigkeit? Genosse, kommen Sie mit! Gleich kommen Leute aus dem Krankenhaus, Jegor abzuholen.“

„Soll ich doch ins Krankenhaus?“ fragte dieser.

„Ja. Ich werde bei Ihnen bleiben...“

„Auch dort? O Gott!“

„Machen Sie keinen Unsinn!“

Während der Unterhaltung zog die Frau die Bettdecke auf Jegors Brust zurecht, blickte Wessowtschikow forschend an und maß die Arznei in der Flasche. Sie sprach gleichmäßig, nicht laut, ihre Bewegungen waren leicht, ihr Gesicht blaß, und die dunkeln Brauen liefen an der Nasenwurzel dicht zusammen. Ihr Gesicht gefiel der Mutter nicht: sie schien hochmütig, und ihre Augen blickten unfreundlich und glanzlos. Auch sprach sie, wie wenn sie kommandierte.

„Also, wir gehen jetzt!“ fuhr sie fort. „Ich komme bald zurück. Geben Sie Jegor einen Eßlöffel von dem da und lassen Sie ihn nicht reden.“

„Eine herrliche Frau!“ seufzte Jegor. „Ein Prachtweib. Man sollte sie für eine Weile hier einstellen, Mama, sie ist sehr müde.“

„Rede nicht. Nimm lieber die Medizin!...“, bat die Mutter weich.

Er schluckte die Arznei herunter und fuhr, mit einem Auge blinzelnd, fort:

„Ich sterbe ja doch, auch wenn ich schweige!“

Mit dem andern Auge blickte er der Mutter ins Gesicht, und seine Lippen bewegten sich lächelnd. Die Mutter senkte den Kopf, sie empfand heftiges Mitleid, und ihr kamen Tränen in die Augen.

„Macht nichts, das ist ganz naturgemäß... Das Vergnügen zu leben zieht stets die Verpflichtung zu sterben nach sich...“

Die Mutter legte die Hand auf seinen Kopf und bat leise:

„Schweig doch!...“

Er schloß die Augen, als horche er auf das Röcheln in seiner Brust, und fuhr eigensinnig fort:

„Es hat keinen Sinn zu schweigen... Was gewinne ich dadurch! Ein paar Sekunden Todeskampf, dagegen verliere ich das große Vergnügen, mit einem guten Menschen noch etwas zu plaudern. Ich denke, in jener Welt gibt es keine so guten Menschen wie in dieser.“

Die Mutter unterbrach ihn unruhig:

„Da kommt die Dame, sie wird mich schelten, weil du sprichst.“

„Sie ist keine Dame, sondern eine Revolutionärin, eine Genossin, eine Seele von einem Menschen. Schimpfen wird sie sicher, das stimmt. Sie schimpft stets und ständig.“

Er bewegte mühsam die Lippen und begann die Lebensgeschichte seiner Hausgenossin zu erzählen. Seine Augen lächelten. Die Mutter sah, daß er sie absichtlich ärgerte, sie blickte in sein von einem feuchten, blauen Schimmer überzogenes Gesicht und dachte unruhig: „Er stirbt...“

Ludmilla trat ein, schloß die Tür sorgfältig und wandte sich an die Wlassowa:

„Ihr Bekannter muß sich unbedingt umziehen und möglichst schnell von mir fortgehen. Also, gehen Sie sofort, besorgen Sie ihm Kleider und bringen Sie alles hierher! Schade, daß Sophie nicht hier ist. Es ist ihre Spezialität, Leute zu verstecken!“

„Sie kommt morgen!“ bemerkte die Wlassowa, einen Schal über die Schultern werfend.

Jedesmal, wenn sie einen Auftrag erhielt, spürte sie den heftigen Drang, ihn schnell und gut auszuführen, und sie konnte an nichts anderes mehr denken. Auch jetzt fragte sie geschäftig und besorgt:

„Wie wollen wir ihn denn umkleiden, was denken Sie?“

„Ganz gleich! Er geht nachts.“

„Nachts ist es gefährlicher, es sind weniger Leute auf den Straßen, da wird mehr aufgepaßt, und er ist nicht sehr geschickt...“

Jegor lachte heiser.

„Darf ich zu dir ins Krankenhaus kommen?“ fragte die Mutter.

Er hustete und nickte. Ludmilla blickte mit ihren dunkeln Augen der Mutter ins Gesicht und schlug ihr vor:

„Wollen Sie abwechselnd mit mir bei ihm wachen, ja? Gut! Aber jetzt gehen Sie schnell!“

Sie nahm die Mutter freundlich, aber fest beim Arm, führte sie hinaus und sagte leise:

„Nehmen Sie es mir nicht übel, daß ich Sie so hinauswerfe!... Aber das Sprechen schadet ihm, und ich habe noch Hoffnung.“

Sie preßte die Hände zusammen, ihre Finger knackten, und die Lider sanken müde über die Augen.

Diese Erklärung verwirrte die Mutter, und sie murmelte:

„Aber, ich bitte Sie!“

„Geben Sie acht, daß keine Spitzel da sind!“ sagte die Frau leise. Sie rieb sich die Schläfen, ihre Lippen zitterten, und ihr Gesicht wurde milder...

„Ich weiß Bescheid!“ antwortete die Mutter stolz.

Als sie aus dem Torweg trat, blieb sie einen Augenblick stehen, zog ihren Schal fester und hielt unmerklich, aber scharf nach allen Seiten Umschau. Sie verstand schon fast unfehlbar, die Spitzel auf der Straße zu erkennen. Die absichtliche Sorglosigkeit im Gang, die krampfhafte Ungezwungenheit im Benehmen, der Ausdruck der Müdigkeit und der Langenweile im Gesicht und das hinter all diesen Merkmalen schlecht versteckte, zaghafte, befangene Blinzeln der unruhigen, unangenehm scharfen Augen waren ihr wohlbekannt.

Diesmal bemerkte sie kein bekanntes Gesicht und ging gemächlich die Straße entlang, nahm dann eine Droschke und ließ sich zum Markt fahren. Beim Einkaufen der Kleider feilschte sie erbittert mit den Verkäufern und klagte über ihren Mann, einen Säufer, den sie fast jeden Monat ganz neu einkleiden müsse. Dieser Einfall fand bei den Verkäufern wenig Beachtung, ihr selbst aber gefiel er ausgezeichnet. Unterwegs schon hatte sie überlegt, daß die Polizei in der Annahme, Wessowtschikow müsse seine Kleider wechseln, Geheimpolizisten auf den Markt schikken werde. Unter Beobachtung solcher naiven Vorsichtsmaßregeln kehrte sie in Jegors Wohnung zurück, und ihr fiel die Aufgabe zu, den Flüchtling ans Ende der Stadt zu begleiten. Sie gingen beide auf verschiedenen Seiten der Straße, und es kam der Mutter komisch und spaßhaft vor, wie Wessowtschikow schwerfällig, mit gesenktem Kopf dahinschritt, wie sich seine Beine in den langen Schößen des abgetragenen Paletots verfingen und wie er den Hut zurückschob, der ihm bis auf die Nase rutschte. In einer öden Straße trafen sie mit Saschenjka zusammen, die Mutter verabschiedete sich mit einem Kopfnicken von Wessowtschikow und ging nach Hause.

„Aber mein Pascha sitzt nach wie vor im Gefängnis... und Andrej auch...“, dachte sie traurig.

10

Nikolai Iwanowitsch kam ihr mit dem erregten Ausruf entgegen:

„Wissen Sie schon, Jegor geht es sehr schlecht! Er ist im Krankenhaus. Ludmilla war hier; sie läßt Sie bitten, dorthin zu kommen...“

„Ins Krankenhaus?“

Nikolai rückte mit einer nervösen Bewegung seine Brille zurecht, half ihr in die Jacke, drückte mit seiner trockenen, warmen Hand die ihre und sagte mit zitternder Stimme:

„Ja! Und nehmen Sie das Paket da mit! Alles in Ordnung mit Wessowtschikow?“

„Jawohl!“

„Ich komme auch zu Jegor.“

Der Mutter drehte sich vor Müdigkeit alles im Kopf, und Nikolais Unruhe erweckte in ihr die traurige Vorahnung eines Dramas.

„Er stirbt!...“ hämmerte ein düsterer Gedanke in ihrem Kopf.

Als sie aber in das kleine, saubere, helle Zimmer trat und sah, wie Jegor im Bett saß und in seinem weißen Kissenberg heiser lachte, wurde sie sofort ruhiger. Als sie noch lächelnd in der Tür stand, hörte sie, wie der Kranke zum Arzt sagte:

„Jede Kur ist eine Reform...“

„Treib keine Possen, Jegor!“ rief der Doktor mit dünner Stimme.

„Ich bin aber ein Revolutionär und hasse alle Reformen.“

Der Doktor legte behutsam Jegors Hand auf seine Knie, stand auf, zupfte sich nachdenklich den Bart und begann mit dem Finger die Schwellungen im Gesicht des Kranken zu befühlen.

Die Mutter kannte den Doktor gut, er war einer der nächsten Freunde Nikolais und hieß Iwan Danilowitsch. Sie trat zu Jegor. Der streckte ihr die Zunge heraus. Der Doktor wandte sich um:

„Ach, die Nilowna! Guten Tag! Setzen Sie sich! Was haben Sie in der Hand?“

„Bücher werden's wohl sein.“

„Er darf nicht lesen!“ sagte der kleine Doktor.

„Er will mich zum Idioten machen!“ klagte Jegor.

Kurze, schwere Seufzer rangen sich mit feuchtem Krächzen aus Jegors Brust; sein Gesicht war mit feinen Schweißperlen bedeckt; er hob langsam die schweren, ungehorsamen Hände und wischte mit der Handfläche die Stirn. Die seltsam unbeweglichen, geschwollenen Backen entstellten sein breites, gutes Gesicht; alle Züge verschwanden unter der Totenmaske, und nur die tief in den Höhlen liegenden Augen blickten hell und lächelten drein.

„Du, Wissenschaftler! Ich bin müde... darf ich mich hinlegen?“ fragte er.

„Nein!“ sagte der Arzt kurz.

„Na, ich lege mich hin, wenn du fortgehst.“

„Nilowna, Sie erlauben ihm das nicht! Legen Sie das Kissen zurecht und sprechen Sie, bitte, nicht mit ihm, das schadet ihm."

Die Mutter nickte. Der Arzt ging mit schnellen, kleinen Schritten fort. Jegor warf den Kopf zurück, schloß die Augen und blieb unbeweglich; nur seine Finger rührten sich leise. Von den weißen Wänden des kleinen Zimmers schwebten trockene Kälte und trüber Kummer herab ... In das große Fenster blickten krause Lindenwipfel; an den dunkeln, staubigen Blättern glänzten helle, gelbe Flecken, Berührungen der kalten Hand des nahenden Herbstes.

„Der Tod kommt langsam zu mir, er hat keine rechte Lust", sagte Jegor, ohne sich zu bewegen und ohne die Augen zu öffnen. „Ich tue ihm wohl ein wenig leid, ich war so ein prächtiger, verträglicher Bursche ..."

„Du sollst doch schweigen, Jegor Iwanowitsch!" bat die Mutter und streichelte leise seine Hand.

„Warte, ich schweige bald."

Er keuchte, brachte die Worte mit Anstrengung heraus und fuhr in seiner von langen Schwächepausen unterbrochenen Rede fort:

„Das ist ausgezeichnet, daß Sie mit uns zusammen gehen. Ich sehe Ihr Gesicht gern ... Wie werden Sie einmal enden? — frage ich mich. — Traurig zu denken, daß Ihnen, wie allen andern, Gefängnis, Verbannung und all diese Schweinerei bevorstehen. — Ihnen ist doch nicht bange vor dem Gefängnis?"

„Nein!" antwortete sie einfach.

„Nun ja, natürlich ... aber trotzdem ist das Gefängnis eine Gemeinheit, es hat mich zum Krüppel gemacht. Offen gesagt, ich will gar nicht sterben ..."

„Vielleicht stirbst du noch nicht!" wollte sie erwidern, schwieg aber, als sie in sein Gesicht blickte.

„Wenn ich noch arbeiten könnte! Kann man aber nicht mehr arbeiten, so hat das Leben keinen Zweck und ist zu dumm."

„Zwar richtig, aber nicht tröstlich!" fielen der Mutter unwillkürlich Andrejs Worte ein, und sie seufzte schwer. Sie war von dem Tag sehr ermüdet und auch hungrig. Das eintönige, feuchte Geflüster des Kranken erfüllte das Zimmer und glitt hilflos an den glatten Wänden hin. Die Lindenwipfel vor dem Fenster glichen tief herabhängenden Wolken, und ihre traurige, tiefschwarze Farbe wirkte wunderlich. In der düsteren Unbeweglichkeit und wehen Erwartung der Nacht erstarb alles seltsam ...

„Mir ist so schlecht!" sagte Jegor, schloß die Augen und verstummte.

„Schlaf doch!" rief die Mutter. „Vielleicht wird's dann besser."

Dann horchte sie auf seinen Atem, blickte um sich, saß einige Minuten, von eisigem Kummer ergriffen, regungslos da und nickte ein.

Vorsichtiges Geräusch an der Tür weckte sie, sie fuhr zusammen und sah Jegors offene Augen.

„Ich bin eingeschlafen, verzeih!" sagte sie leise.

„Verzeih du mir auch", gab er ebenso leise zurück.

Zum Fenster blickte die Abenddämmerung herein, trübe Kälte bedrückte die Augen, alles wurde unheimlich düster, das Gesicht des Kranken wurde dunkel.

Jetzt ertönten Geräusch und Ludmillas Stimme.

„Da sitzen sie im Dunkeln und flüstern. Wo ist denn hier der Schalter?"

Das Zimmer wurde plötzlich von weißem, unfreundlichem Licht erfüllt. Mitten in ihm stand Ludmilla, ganz schwarz, groß, gerade.

Jegor fuhr zusammen und hob die Hand an die Brust.

„Was ist?" rief Ludmilla und lief zu ihm.

Er blickte die Mutter starr an, seine Augen erschienen groß und seltsam hell.

Den Mund weit öffnend, hob er den Kopf in die Höhe und streckte die Hand vor. Die Mutter nahm vorsichtig seine Hand, hielt den Atem an und blickte ihm ins Gesicht. Mit einem krampfhaften Ruck warf er den Kopf zurück und sagte laut: „Ich kann nicht, es ist aus!"

Sein Körper zitterte weich, der Kopf sank kraftlos auf die Schulter, und in den weitgeöffneten Augen spiegelte sich das kalte Licht der über dem Bett brennenden Lampe.

„Du Lieber!" flüsterte die Mutter.

Ludmilla ging langsam vom Bett fort, blieb am Fenster stehen, blickte vor sich hin und sagte mit einer der Mutter fremden, sonderbar lauten Stimme:

„Er ist tot ..."

Sie beugte sich nieder, stützte die Ellbogen auf die Fensterbank, und plötzlich sank sie, als hätte man sie auf den Kopf geschlagen, kraftlos in die Knie, bedeckte das Gesicht mit den Händen und stöhnte gepreßt und dumpf auf.

Die Mutter faltete Jegors schwere Hände auf seiner Brust, legte den auffallend schweren Kopf auf dem Kissen zurecht, wischte sich die Tränen ab, trat zu Ludmilla, beugte sich über sie und streichelte leise ihr dichtes Haar. Die Frau wandte sich langsam zu ihr um; ihre matten Augen waren krankhaft erweitert, sie erhob sich und flüsterte:

„Wir haben zusammen in der Verbannung gelebt, sind zusammen hingekommen, haben zusammen im Gefängnis gesessen. Bisweilen war es unerträglich, abscheulich, viele verloren den Mut ..."

Trockenes, lautes Schluchzen schnürte ihr die Kehle zu, sie unterdrückte es mit Mühe und näherte ihre durch ein Gefühl zärtlicher Trauer gemilderten und verjüngten Züge dem Gesicht der Mutter.

„Er war aber immer unermüdlich, lustig, scherzte, lachte, verbarg mannhaft sein Leiden, bemühte sich stets, die Schwachen zu ermutigen. Dort in Sibirien richtet Untätigkeit die Menschen zugrunde, ruft oft böse Gefühle gegen das Leben wach — wie verstand er, dagegen zu kämpfen! Sein eigenes Leben war

schwer und qualvoll, aber niemand hat ihn klagen hören, niemand, niemals! Ich war sein bester Freund, ich bin in vielem seinem Herzen tief verpflichtet, sein Geist gab mir alles, was er nur geben konnte; er hat aber, einsam und müde wie er war, nie Zärtlichkeit und Aufmerksamkeit verlangt!"

Sie trat zu Jegor hin, beugte sich nieder, küßte seine Hand und sagte klagend und halblaut:

„Mein teurer, lieber Kamerad, ich danke dir, danke dir von ganzem Herzen! Leb wohl! Ich werde arbeiten wie du, unermüdlich, ohne Schwanken, mein ganzes Leben. Leb wohl!"

Schluchzen erschütterte ihren Körper, und schwer atmend legte sie den Kopf zu Jegors Füßen auf das Bett. Die Mutter weinte schweigend heiße Tränen. Sie bemühte sich, sie zurückzuhalten; sie wollte Ludmilla ganz besonders innig liebkosen, wollte mit warmen, lieben, traurigen Worten von Jegor sprechen... Durch ihre Tränen sah sie sein eingefallenes Gesicht, seine von den gesenkten Lidern traumhaft bedeckten Augen und die dunkeln Lippen, auf denen ein leises Lächeln erstarrt war. Es war still und bedrückend hell...

Hastig und wie immer mit kleinen Schritten kam Iwan Danilowitsch herein, blieb plötzlich mitten im Zimmer stehen, schob mit einer schnellen Bewegung die Hände in die Taschen und fragte nervös und laut:

„Wann ist's geschehen?"

Er erhielt keine Antwort. Er wiegte sich leise auf den Füßen, rieb sich die Stirn, trat zu Jegor hin und drückte seine Hand.

„Kein Wunder, mit seinem Herzen. Dies hätte eigentlich schon vor einem halben Jahre eintreten müssen..."

Seine hohe, unnatürlich laute, gezwungen ruhige Stimme brach plötzlich. Den Rücken gegen die Wand gelehnt, fingerte er hastig an seinem Bart und blickte unsicher auf die Gruppe am Bett.

„Noch einer...", sagte er leise.

Ludmilla stand auf, ging ans Fenster, öffnete es. Einen Augenblick danach standen alle drei dicht beieinander am Fenster und blickten in die finstere Herbstnacht. Über den schwarzen Baumwipfeln glänzten die Sterne und ließen die Himmelsweite unendlich tief erscheinen...

Ludmilla faßte die Mutter bei der Hand und lehnte schweigend den Kopf gegen ihre Schulter. Der Doktor beugte den Kopf tief hinab und wischte mit dem Taschentuch seinen Kneifer. Durch die Stille vor dem Fenster zog müde der Abendlärm der Stadt; die Kälte wehte ihnen ins Gesicht und bewegte das Haar auf dem Kopf. Ludmilla schrak zusammen, über ihre Wange rollte eine Träne. Im Korridor des Krankenhauses schwirrten unterdrückte, erschreckte Laute, hastiges Scharren von Füßen, Stöhnen, trauriges Flüstern. Die drei standen regungslos am Fenster, blickten in die Dunkelheit und schwiegen.

Die Mutter fühlte sich überflüssig, machte behutsam ihre Hand frei, verbeugte sich zum Abschiedsgruß vor Jegor und ging zur Tür.

„Gehen Sie fort?" fragte der Doktor leise, ohne sie anzublicken.

„Ja."

Auf der Straße dachte sie an Ludmilla, an ihre spärlichen Tränen: „Nicht einmal weinen kann sie!"

Jegors letzte Worte ließen sie noch einmal aufseufzen. Als sie langsam auf der Straße dahinschritt, dachte sie an seine lebhaften Augen, seine Späße, seine Erzählungen aus dem Leben.

„Einem guten Menschen wird das Leben schwer, der Tod leicht. Wie werde ich wohl sterben?"

Dann stellte sie sich Ludmilla und den Doktor am Fenster des weißen, überhellen Zimmers und die toten Augen Jegors hinter ihnen vor: wehes Mitleid mit den Menschen ergriff sie, sie seufzte tief auf und ging schneller; ein unklares Gefühl trieb sie vorwärts.

„Ich muß schneller gehen!" dachte sie, dem traurigen, aber lebhaften Drang nachgebend, der sie im Innern sanft antrieb.

11

Den ganzen folgenden Tag verbrachte die Mutter in reger Geschäftigkeit, sie traf Vorkehrungen für das Begräbnis; abends aber, als sie, Nikolai und Sophie Tee tranken, erschien Saschenjka, seltsam und lebhaft. Ihre Backen waren gerötet, ihre Augen glänzten fröhlich, und ihr ganzes Wesen war, wie der Mutter schien, von freudiger Hoffnung erfüllt. Diese Stimmung drängte sich scharf und stürmisch in die traurigen Erinnerungen an den Toten und verwirrte, blendete alle wie ein Feuer, das plötzlich in der Finsternis auflodert. Nikolai klopfte nachdenklich mit dem Finger auf den Tisch und sagte:

„Sie sind heute anders als sonst, Sascha..."

„Ja, vielleicht", antwortete sie und lachte glücklich.

Die Mutter sah sie mit stillem Vorwurf an, Sophie aber meinte mahnend:

„Wir sprachen von Jegor Iwanowitsch..."

„Ein prächtiger Mensch, nicht wahr?" rief Sascha. „Ich habe ihn nie anders gesehen als mit lächelndem Gesicht und mit einem Scherz in Bereitschaft. Und wie hat er gearbeitet! Er war ein Künstler der Revolution, er beherrschte den revolutionären Gedanken wie ein großer Meister. Wie einfach und kraftvoll entwarf er Bilder der Lüge, der Gewalt, der Unwahrheit!"

Sie sprach halblaut, mit einem nachdenklichen Lächeln, das aber die deutlich sichtbare, triumphierende Freude in ihrem Blick nicht zum Erlöschen brachte.

Doch wollten auch Nikolai und Sophie die Trauer um den Freund nicht Saschas Gefühl der Freude opfern; sie verteidigten unbewußt ihr trauriges

Recht auf Kummer und bemühten sich unwillkürlich, das Mädchen in ihre Stimmung hineinzuziehen.

„Und nun ist er tot!“ sagte Sophie mit Nachdruck und blickte sie aufmerksam an.

Sascha maß alle mit einem schnellen, fragenden Blick, und ihr Gesicht verfinsterte sich. Sie senkte den Kopf, schwieg und ordnete mit einer langsamen Handbewegung ihr Haar.

„Er ist tot“, sagte sie laut nach einer Pause und blickte alle wieder herausfordernd an. „Was heißt das, er ist tot? Was ist tot? Ist etwa meine Verehrung für Jegor, meine Liebe zu ihm, dem Genossen, meine Erinnerung an seine Gedankenarbeit tot, ist etwa diese Arbeit tot, sind etwa die Gefühle nicht mehr, die er in meinem Herzen wachgerufen hat, ist meine Vorstellung von ihm als einem mannhaften, rechtschaffenen Menschen zertrümmert? Ist das alles etwa tot? Mir scheint, wir haben es allzu eilig, von jemandem zu sagen, er sei tot. Seine Lippen sind tot, aber sein Wort soll ewig in lebendigen Herzen weiterleben.“

Sie setzte sich erregt wieder an den Tisch, stützte die Ellbogen auf und fuhr leiser fort:

„Vielleicht ist das, was ich sage, dumm — aber ich glaube an die Unsterblichkeit aller guten Menschen, an die Unsterblichkeit derer, denen ich das Glück verdanke, das schöne Leben zu leben, das ich lebe, das mich freudig mit seiner wunderbaren Vielseitigkeit berauscht, mit der Mannigfaltigkeit der Erscheinungen und dem Wachsen der Ideen, die mir teuer sind wie mein Herz. Wir gehen vielleicht mit unseren Gefühlen zu sparsam um, leben zu sehr von Gedanken, und das verdirbt uns — wir werten nur und fühlen nicht!“

„Sie haben etwas Schönes erlebt?“ fragte Sophie.

„Ja!“ nickte Sascha. „Etwas sehr Schönes, glaube ich! Ich habe mich die ganze Nacht mit Wessowtschikow unterhalten ... ich hatte ihn früher nicht gerne, er erschien mir roh und finster. Ja, er war es zweifellos. Starrer, düsterer Groll gegen alle lebte in ihm; er stellte sich stets mit einer Art tödlicher Schwere in den Mittelpunkt aller Dinge und redete roh und böse immer nur von seinem Ich. Darin lag etwas Spießiges, das einen gegen ihn aufbrachte.“

Sie überflog wieder alle mit einem strahlenden Blick:

„Jetzt sagt er: Genossen! Und man muß hören, wie er das sagt, mit einer verschämten, weichen Liebe, es ist nicht mit Worten wiederzugeben. Er ist erstaunlich einfach und aufrichtig geworden und ganz erfüllt vom Wunsch nach Arbeit. Er hat sich selbst gefunden und weiß jetzt, was ihm nicht gegeben ist. In ihm ist ein wahrhaft kameradschaftliches Gefühl aufgekommen!“

Die Wlassowa hörte Saschas Worte, und sie freute sich, das strenge Mädchen so milde und freundlich zu sehen. Aber gleichzeitig regte sich tief in ihrer Seele ein eifersüchtiger Gedanke:

„Und Pascha?“

„Er ist ganz von dem Gedanken an die Häftlinge in Anspruch genommen“, fuhr Sascha fort. „Und wissen Sie, wovon er mich überzeugt hat? Von der Notwendigkeit, ihnen zur Flucht zu verhelfen ... ja! Es sei sehr einfach und leicht ...“

Sophie hob den Kopf und sagte lebhaft:

„Wie denken Sie, Sascha? Das wäre was!“

Die Teetasse in der Hand der Mutter zitterte. Sascha runzelte die Stirn, unterdrückte ihre Erregung, hielt einen Augenblick inne und gab dann mit ernster Stimme, jedoch freudig lächelnd, die Antwort:

„Wenn alles so ist, wie er sagt, müssen wir es versuchen. Das ist unsere Pflicht.“

Sie wurde rot, ließ sich auf einen Stuhl fallen und schwieg.

„Du liebes Kind“, dachte die Mutter lächelnd. Sophie lächelte auch, während Nikolai Sascha milde ins Gesicht blickte und still vor sich hin lachte. Da blickte das junge Mädchen auf, sah alle scharf an und sagte bleich, mit funkelnden Augen, kalt und in gekränktem Ton:

„Ihr lacht ... ich verstehe euch ... Ihr meint, ich sei persönlich an der Flucht interessiert?“

„Warum, Sascha?“ fragte Sophie verschmitzt und trat zu ihr. Diese Frage erschien der Mutter überflüssig und kränkend für das Mädchen, sie seufzte und blickte Sophie vorwurfsvoll an.

„Aber ich verzichte!“ rief Sascha. „Ich will die Frage nicht mit entscheiden, wenn ihr sie prüft ...“

„Hören Sie auf, Sascha!“ sagte Nikolai ruhig.

Die Mutter trat ebenfalls zu ihr, beugte sich nieder und streichelte ihr behutsam den Kopf. Sascha ergriff ihre Hand, und, ihr errötendes Gesicht hochreckend, blickte sie die Mutter verlegen an. Die lächelte ihr zu, und, weil ihr nichts einfiel, was sie Sascha sagen konnte, seufzte sie bekümmert.

Sophie aber setzte sich neben das Mädchen, legte den Arm um ihre Schultern, sah ihr mit einem neugierigen Lächeln in die Augen und sagte:

„Sie sind ein wunderliches Mädchen! ...“

„Ja, ich habe wohl eine Dummheit gemacht!“

„Wie konnten Sie denken ...“, fuhr Sophie fort.

Nikolai unterbrach sie ganz sachlich und ernst:

„Ist die Flucht möglich, so können wir alle hierin nur einer Meinung sein. Vor allem müssen wir wissen, ob die gefangenen Genossen damit einverstanden sind.“

Sascha senkte den Kopf.

Sophie rauchte eine Zigarette an, streifte ihren Bruder mit einem Blick und warf das Streichholz mit einer raschen Bewegung in die Ecke.

„Wie sollten sie damit nicht einverstanden sein?“ fragte die Mutter seufzend. „Aber ich glaube nicht, daß es geht ...“

Alle schwiegen, und sie hätte doch so gern noch mehr über die Möglichkeit der Flucht gehört.

„Ich muß Wessowtschikow sehen!“ sagte Sophie.

„Morgen sage ich Ihnen, wann und wo", erwiderte Sascha leise.

„Was wird er jetzt anfangen?" fragte Sophie, im Zimmer auf und ab schreitend.

„Er soll Setzer in der neuen Druckerei werden. Bis dahin wohnt er beim Förster."

Saschas Stirn verfinsterte sich, ihr Gesicht nahm den gewohnten ernsten Ausdruck an, und ihre Stimme klang kalt.

Nikolai aber sagte zur Mutter, die die Tassen abwusch:

„Sie gehen ja übermorgen Pawel besuchen, dann müssen Sie ihm einen Brief übergeben, verstehen Sie? Um Bescheid zu bekommen."

„Ich verstehe schon!" entgegnete sie hastig. „Ich werde es schon besorgen!"

„Ich gehe!" erklärte Sascha, schüttelte allen schweigend die Hand und entfernte sich mit besonders festem Schritt, gerade und herb.

Sophie legte die Hände auf die Schulter der Mutter, wiegte sie auf dem Stuhl hin und her und fragte lächelnd:

„Nilowna, würden Sie eine solche Tochter lieben? ..."

„O Gott! Wenn ich die beiden nur einen Tag zusammen sähe!" rief die Wlassowa, beinahe in Tränen ausbrechend.

„Ja, etwas Glück ist gut für jeden!" bemerkte Nikolai halblaut. „Aber es gibt keine Menschen, die sich nur etwas Glück wünschen, und wenn es viel wird, ist es wohlfeil."

Sophie setzte sich ans Klavier und spielte ein wehmütiges Stück.

12

Am nächsten Tage standen ein paar Dutzend Männer und Frauen am Eingang des Krankenhauses und warteten auf den Sarg ihres Genossen. Um sie herum schlichen behutsam Spitzel, die mit gespitzten Ohren einzelne Ausrufe auffingen und sich die Gesichter, Manieren und Worte der Leute einprägten; von der andern Straßenseite aber blickte eine Abteilung Polizisten mit Revolvern am Gurt herüber. Die Frechheit der Spitzel, das spöttische Lächeln der Polizisten und ihre Bereitschaft, ihre Macht zu zeigen, erregten die Menge. Die einen verbargen ihre Unruhe und scherzten, die andern blickten finster zu Boden und bemühten sich, das kränkende Benehmen nicht zu bemerken; wieder andere, die ihren Zorn nicht zu unterdrücken vermochten, lachten ironisch über eine Obrigkeit, die sich vor Feinden fürchtete, deren einzige Waffe in Worten bestand. Ein blaßblauer Herbsthimmel blickte hell auf die mit runden, grauen Steinen gepflasterte und mit gelben Blättern besäte Straße hernieder; der Wind wirbelte die Blätter in die Höhe und warf sie den Menschen vor die Füße.

Die Mutter stand in der Menge, beobachtete die bekannten Gesichter und dachte voll Kummer:

„Ihr seid wenige, nur wenige. Und die Arbeiter fehlen fast ganz!"

Das Tor öffnete sich, der Sargdeckel mit den Kränzen, an denen rote Schleifen befestigt waren, wurde auf die Straße getragen. Die Menschen nahmen alle einmütig die Hüte ab: es war, als fliege ein schwarzer Vogelschwarm über ihren Köpfen dahin. Ein großer Polizeioffizier mit dichtem, schwarzem Schnurrbart in dem roten Gesicht schritt schnell in die Menge hinein, hinter ihm stießen die Soldaten ohne viel Federlesens die Menge beiseite. Der Offizier sagte in schrillem Kommandoton:

„Bitte die Schleifen zu entfernen!"

Männer und Frauen umringten ihn, sagten etwas zu ihm, fuchtelten mit den Händen und stießen sich erregt hin und her. Vor den Augen der Mutter schimmerten blasse, erregte Gesichter mit bebenden Lippen; über das Gesicht einer Frau rollten Tränen der Kränkung.

„Nieder mit der Gewalt!" schrie eine junge Stimme, die sich dann einsam in dem lärmenden Gezänk verlor.

Die Mutter empfand auch Bitterkeit und wandte sich empört zu ihrem Nachbar, einem ärmlich gekleideten jungen Menschen:

„Nicht einmal begraben lassen sie die Leute, wie ihre Genossen es wünschen!"

Die feindselige Stimmung wuchs. Über den Köpfen schwankte der Sargdeckel, der Wind spielte mit den Schleifen, und man hörte das trockene, knisternde Rauschen der Seide.

Furcht vor einem möglichen Zusammenstoß ergriff die Mutter, sie sprach schnell und hastig halblaut nach rechts und links:

„Laßt sie doch nur lieber die Schleifen abnehmen, gebt schon nach ..."

Eine laute, scharfe Stimme übertönte den Lärm:

„Wir verlangen, daß man uns nicht hindert, dem von Ihnen zu Tode Gequälten das letzte Geleit zu geben ..."

Jemand sang mit hoher, zarter Stimme:

„Ihr seid im Kampf als Opfer gefallen!"

„Ich ersuche Sie, die Schleifen fortzunehmen! Jakowlew, schneide sie ab!"

Man hörte einen gezogenen Säbel klirren. Die Mutter erwartete einen Schrei und schloß die Augen, aber es wurde still, die Menschen murrten und knurrten wie gehetzte Wölfe. Dann setzten sie sich schweigend, mit tief gesenkten Köpfen in Bewegung und erfüllten die Straße mit dem Geräusch ihrer Schritte.

Vorauf schwankte durch die Luft der geplünderte Sargdeckel mit den zerknüllten Kränzen; Polizisten ritten, im Sattel hin und her schwankend, nebenher. Die Mutter ging auf dem Fußsteig. In der dichten, sie eng umringenden Menge, die unmerklich an-

wuchs und bald die ganze Straßenbreite einnahm, konnte sie den Sarg nicht sehen. Hinter der Menge erhoben sich ebenfalls die grauen Gestalten Berittener. An den Seiten schritten, die Hand am Säbel, Polizisten zu Fuß, und überall blitzten der Mutter bekannte scharfe Spitzelaugen entgegen, die sich aufmerksam auf die Gesichter der Leute hefteten.

„Leb wohl, du Genosse, leb wohl..."

sangen schwermütig zwei schöne Stimmen.

„Aufhören!" ertönte ein Ruf. „Wir wollen schweigen, meine Herrschaften!"

In diesem Ruf lag etwas Strenges, Gebieterisches. Das traurige Lied brach ab, die Unterhaltung wurde leiser, und nur die festen Schritte auf den Steinen erfüllten die Straße mit dumpfem, gleichmäßigem Klang. Er erhob sich über die Köpfe der Menschen, schwebte in den durchsichtigen Himmel und erschütterte die Luft wie der Widerhall des ersten Donners bei einem noch entfernten Gewitter. Ein kalter, immer heftiger werdender Wind wehte den Menschen den Staub und Schutt der Straßen feindselig entgegen, blies Kleider und Haare auf, blendete die Augen, fuhr gegen Brust und Füße.

Dieses schweigende Begräbnis ohne Popen und ohne Gesang, die finsteren Gesichter riefen bei der Mutter ein unheimliches Gefühl hervor; ihre Gedanken aber kreisten langsam umher und kleideten die Eindrücke in traurige Worte:

„Ihr seid nur wenige, die ihr euch für die Wahrheit einsetzt."

Sie schritt mit gesenktem Kopf dahin, und es war ihr, als würde nicht Jegor beerdigt, sondern etwas anderes, ihr Vertrautes, Nahes und Notwendiges. Ihr war traurig und beklommen zumute. Ihr Herz wurde allmählich erfüllt von einem unruhigen, ängstlichen Gefühl des Zwiespalts mit den Menschen, die Jegor das Geleit gaben.

„Natürlich", dachte sie, „Jegor hat nicht an Gott geglaubt, und sie alle ebensowenig."

Aber sie wollte ihren Gedanken nicht zu Ende spinnen, sie seufzte und suchte die Last von ihrer Seele zu wälzen.

„O Gott, Herr Jesu ... soll ich wirklich auch so ..."

Man erreichte den Kirchhof und irrte lange auf den schmalen Pfaden zwischen den Gräbern umher, bis man auf einen freien Platz gelangte, der mit niedrigen, weißen Kreuzen besät war. Die Leute drängten sich um das Grab zusammen und verstummten. Das finstere Schweigen der Lebenden zwischen den Gräbern verhieß etwas Schreckliches, wovor das Herz der Mutter erzitterte und in banger Erwartung erstarrte. Zwischen den Kreuzen pfiff und heulte der Wind. Auf dem Sargdeckel zitterten traurig die zerknüllten Blumen...

Die Polizisten gaben scharf acht und stellten sich auf, den Blick auf den Vorgesetzten gerichtet: am Grab stand ein großer, junger Mann ohne Mütze mit langem, schwarzem Haar, schwarzen Augenbrauen und blassem Gesicht. Und im selben Augenblick ertönte die schrille Stimme des Polizeikommandanten:

„Meine Herrschaften..."

„Genossen!" begann der mit den schwarzen Brauen laut und klangvoll.

„Erlauben Sie!" rief der Polizeioffizier. „Ich erkläre Ihnen, daß ich Reden nicht gestatten kann..."

„Ich werde nur einige Worte sagen!" erwiderte der junge Mann ruhig. „Genossen, laßt uns am Grabe unseres Lehrers und Freundes schwören, niemals sein Vermächtnis zu vergessen — unermüdlich der finsteren Gewalt, die unser Vaterland bedrückt, dem Selbstherrschertum, ein Grab zu graben!"

„Nehmt ihn fest!" rief der Polizeioffizier, aber seine Stimme wurde von lautem Geschrei übertönt:

„Nieder mit dem Selbstherrschertum!"

Die Polizisten jagten die Menge auseinander, sie stürzten auf den Redner los; der aber schrie, von allen Seiten dicht umringt:

„Es lebe die Freiheit!"

Die Mutter wurde beiseite geschoben; sie lehnte sich angstvoll an ein Kreuz und schloß in Erwartung von Schlägen die Augen. Stürmisch durcheinanderwirbelnde mißtönende Klänge betäubten sie, der Boden schwankte ihr unter den Füßen, der Wind und die Angst nahmen ihr den Atem. Unruhig drang das Pfeifen der Polizisten durch die Luft, eine rohe Kommandostimme erscholl, Frauen schrien hysterisch, die hölzerne Einfriedung krachte, und dumpf klang das schwere Stampfen der Füße auf dem trockenen Boden. Das dauerte lange, und das Stehen mit geschlossenen Augen wurde der Mutter schließlich unerträglich.

Sie blickte geradeaus und stürzte mit ausgestreckten Händen schreiend vorwärts. Nicht weit von ihr, auf einem schmalen Weg zwischen den Gräbern, hatten Polizisten den langhaarigen Menschen umringt und trieben die von allen Seiten auf sie eindringende Menge zurück. In der Luft blitzten weiß und kalt die Säbel; sie flogen über die Köpfe hin und fielen schnell nieder. Spazierstöcke und Zaunlatten fuhren durch die Luft, in wildem Tanz tobten die Schreie der zusammengeballten Menschen; das blasse Gesicht des jungen Mannes tauchte auf, seine feste Stimme übertönte den Sturm wütender Erregung:

„Genossen! Wozu vergeudet ihr eure Kraft?..."

Er trug den Sieg davon. Die Menschen warfen die Stöcke hin, sprangen einer nach dem anderen fort; die Mutter aber drang vorwärts, von einer unwiderstehlichen Gewalt getrieben, und sah, wie Nikolai, den Hut in den Nacken geschoben, die vor Wut sinnlosen Menschen zurückdrängte. Sie hörte seine tadelnde Stimme:

„Ihr habt den Verstand verloren... so seid doch ruhig!"

Es schien ihr, als wäre seine eine Hand rot...

„Nikolai Iwanowitsch, gehen Sie weg!" schrie sie, auf ihn zustürzend.

„Wohin wollen Sie? Man wird Sie schlagen..."

Jemand packte die Mutter an der Schulter. Neben ihr stand Sophie ohne Hut, mit aufgelöstem Haar; sie stützte einen jungen Burschen, fast noch einen Knaben. Er wischte sich mit der Hand das Blut aus dem zerschlagenen Gesicht und murmelte mit zitternden Lippen:

„Lassen Sie, es ist nichts!"

„Nehmen Sie sich seiner an, bringen Sie ihn nach Hause zu uns. Da ist ein Tuch, verbinden Sie ihm das Gesicht!" sagte Sophie schnell, legte die Hand des Burschen in die der Mutter und lief weiter, ihr noch zurufend:

„Machen Sie rasch, Sie werden sonst verhaftet!..."

Nach allen Richtungen stoben die Menschen auf dem Kirchhof auseinander, hinter ihnen gingen mit schweren Schritten zwischen den Gräbern die Polizisten, die sich ungeschickt in ihren Mantelschößen verfingen, schimpften und die Säbel schwangen. Der Bursche sah ihnen mit haßerfülltem Blick nach.

„Kommen Sie schnell!" rief die Mutter leise und wischte dabei mit dem Tuch sein Gesicht ab.

Er spie Blut und murmelte:

„Machen Sie sich keine Sorge, es tut nicht weh. Er hat mich mit dem Säbelgriff... Nun, ich habe ihn auch mit dem Stock verhauen — und wie! Gebrüllt hat er sogar!"

Und die blutige Faust schüttelnd, schloß er mit versagender Stimme:

„Wartet nur! Es kommt noch ganz anders! Wir zertreten euch ganz, ohne Rauferei, wenn wir uns erst einmal erheben, wir, das ganze arbeitende Volk."

„Schnell!" drängte die Mutter und schritt geschwind auf die kleine Pforte in der Kirchhofseinfriedung zu. Es war ihr, als wenn dort vor dem Zaun im Feld die Polizei sich versteckt halte und sie erwarte, um sich, sobald sie hinauskämen, auf sie zu stürzen und sie zu schlagen. Als sie aber vorsichtig die Pforte öffnete und aufs Feld hinausblickte, das in das graue Gewebe der Herbstdämmerung gekleidet war, beruhigten die Stille und die Menschenleere sie sofort.

„Kommen Sie her, ich will Ihnen das Gesicht verbinden!" sagte sie.

„Ist nicht nötig, ich schäme mich gar nicht!"

Die Mutter verband schnell die Wunde. Der Anblick des Blutes erfüllte ihre Brust mit Mitleid, und als ihre Finger die feuchte Wärme fühlten, packte sie ein Schauer des Entsetzens. Sie führte den Verwundeten schweigend querfeldein, ihn an der Hand haltend. Er machte seinen Mund frei und sagte lächelnd:

„Aber wohin schleppen Sie mich denn, Genossin? Ich kann allein gehen!"

Sie sah aber, daß er schwankte und unsicher auftrat, daß seine Hand zitterte. Mit schwächer werdender Stimme fuhr er fort:

„Ich bin der Klempner Iwan, und wer sind Sie? Wir waren unser drei in Jegor Iwanowitschs Zirkel, drei Klempner, im ganzen elf Mann. Wir haben ihn sehr geliebt. Gott hab ihn selig! Wenn ich auch nicht an Gott glaube!"

In einer Straße nahm die Mutter einen Wagen, setzte Iwan hinein und flüsterte ihm zu:

„Jetzt schweigen Sie!" Sie verhüllte seinen Mund vorsichtig mit dem Tuch.

Er führte die Hand ans Gesicht, konnte aber den Mund schon nicht mehr frei machen, die Hand fiel kraftlos auf die Knie. Trotzdem murmelte er durch das Tuch hindurch weiter:

„Diese Schläge vergesse ich euch nicht, meine Lieben. Vor ihm hat der Student Titowitsch mit uns gearbeitet, Nationalökonomie. Dann wurde er verhaftet."

Die Mutter umarmte Iwan, legte seinen Kopf an ihre Brust, und der Bursche wurde plötzlich schwer und schwieg. Vor Angst vergehend, blickte sie finster zur Seite, es war ihr, als kämen wieder Polizisten um die Ecke.

„Hat wohl eins zuviel getrunken?" fragte der Kutscher, sich auf dem Bock umwendend, mit gutmütigem Lächeln.

„Ist ganz voll!" erwiderte die Mutter seufzend.

„Dein Sohn, nicht?"

„Ja, er ist Schuster... und ich bin Köchin..."

„Plagst dich ab, was?"

Die Peitsche schwingend, wandte er sich wieder um und fuhr leiser fort:

„Weißt du, da auf dem Kirchhof war eben eine Schlägerei. Man hat nämlich einen Politischen begraben, von denen, die gegen die Obrigkeit sind. Dem seine Freunde haben ihn auch zu Grabe getragen und ein Geschrei erhoben: ‚Nieder mit der Obrigkeit, sie macht das Volk unglücklich!' Die Polizei schlug drein, sie soll einige totgeschlagen haben. Na, die Polizei hat aber auch was abgekriegt!"

Er schwieg, und, bekümmert den Kopf schüttelnd, sagte er in sonderbarem Tonfall:

„Sie lassen nicht einmal den Toten ihre Ruhe!"

Die Droschke rasselte lärmend über die Steine hin, Iwans Kopf stieß weich gegen die Brust der Mutter. Der Kutscher murmelte, halb zu ihr gewandt, nachdenklich:

„Es geht eine Erregung durchs Volk, Unordnung kommt auf, ja! Gestern nacht sind zu unserm Nachbarn Gendarmen gekommen, haben bis zum Morgen herumgekramt und dann einen Schmied mitgenommen. Es heißt, sie werden ihn nachts an den

Fluß führen und ihn heimlich ertränken. Der Schmied war ein ordentlicher Mann!"

„Wie hieß er?" fragte die Mutter.

„Der Schmied? Saweli, mit Zunamen heißt er Jewtschenko. Er ist noch jung, hat aber schon vieles begriffen. Das scheint jetzt aber verboten zu sein! Er kam manchmal zu uns und sagte: ‚Was führt ihr für ein Leben, ihr Kutscher?' ‚Gewiß', sagten wir, ‚unser Leben ist schlimmer als ein Hundeleben ... ja.' "

„Halt!" rief die Mutter.

Iwan erwachte von dem Stoß und stöhnte leise.

„Es hat den Burschen untergekriegt!" bemerkte der Kutscher. „Ja, ja, der Schnaps, das liebe Schnäpslein ..."

Mühsam setzte Iwan die Füße, schritt, mit dem ganzen Körper schwankend, über den Hof und sagte:

„Laßt nur ... ich kann schon ..."

13

Sophie war schon zu Hause, sie kam der Mutter hastig und erregt entgegen, die Zigarette im Mund. Nachdem sie den Verwundeten aufs Sofa gepackt, löste sie geschickt den Verband von seinem Kopf und traf ihre Anordnungen.

„Iwan Danilowitsch, da hat man einen gebracht. Sind Sie müde, Nilowna? Haben Sie sich erschreckt, ja? Nun, ruhen Sie aus! Nikolai, gib Nilowna schnell ein Glas Portwein!"

Die Mutter war von dem Erlebten ganz betäubt. Sie holte schwer Atem und fühlte schmerzhafte Stiche in der Brust.

„Machen Sie sich meinetwegen keine Mühe ...", murmelte sie.

Und doch lechzte ihr ganzes Wesen nach Aufmerksamkeiten und ruhiger Zärtlichkeit.

Aus dem Nebenzimmer kamen Nikolai mit verbundener Hand und der Doktor Iwan Danilowitsch, ganz zerzaust und borstig wie ein Igel. Er trat schnell zu dem Burschen, beugte sich über ihn und sagte:

„Wasser, viel Wasser ... reine Leinenlappen, Watte ..."

Die Mutter wollte in die Küche laufen, aber Nikolai faßte sie mit der linken Hand am Arm, führte sie ins Eßzimmer und sagte freundlich:

„Das gilt nicht Ihnen, sondern Sophie. Sie sind sehr erregt, was?"

Die Mutter begegnete seinem festen, teilnehmenden Blick, und mit einem Schluchzen, das sie nicht unterdrücken konnte, rief sie aus:

„Was war das bloß! Dreingehauen haben sie, mitten in die Menschen dreingehauen!"

„Ich hab's gesehen", nickte ihr Nikolai zu und reichte ihr Wein. „Auf beiden Seiten ist man etwas zu hitzig gewesen. Aber regen Sie sich nicht so auf, sie haben mit der flachen Klinge geschlagen, und es hat anscheinend nur einen ernstlich Verwundeten gegeben. Er wurde vor meinen Augen verletzt, und ich habe ihn aus dem Getümmel gezogen."

Nikolais Gesicht und seine Stimme wie auch die Wärme und das Licht im Zimmer beruhigten die Wlassowa. Mit einem dankbaren Blick fragte sie:

„Hat man Sie auch geschlagen?"

„Das habe ich wohl selbst getan, ich bin unvorsichtig mit der Hand gegen etwas gestoßen und habe mir die Haut aufgerissen. Trinken Sie Tee, es ist kalt, und Sie sind leicht gekleidet."

Sie streckte die Hand nach der Tasse aus und sah, daß ihre Finger mit geronnenem Blut bedeckt waren; unwillkürlich ließ sie die Hand auf die Knie sinken, ihr Rock war feucht. Mit weitgeöffneten Augen schaute sie auf ihre Finger; in ihrem Kopf drehte sich alles, und in ihrem Herzen hämmerte es:

„So können Sie auch Pascha behandeln ..."

Iwan Danilowitsch trat in bloßer Weste, mit aufgekrempelten Hemdsärmeln ein und antwortete auf Nikolais stumme Frage mit seiner dünnen Stimme:

„Im Gesicht eine unbedeutende Wunde, dazu ein Schädelbruch, wenn auch nicht schlimm. Der Bursche ist kräftig, hat aber viel Blut verloren. Wollen wir ihn ins Krankenhaus bringen?"

„Warum? Er kann hierbleiben!" rief Nikolai.

„Heute geht es, meinetwegen auch morgen, aber dann ist es für mich bequemer, wenn er im Krankenhaus liegt. Zu Krankenbesuchen habe ich keine Zeit! Du schreibst ein Flugblatt über die Vorfälle auf dem Kirchhof?"

„Natürlich!" antwortete Nikolai.

Die Mutter stand leise auf und ging in die Küche.

„Wohin wollen Sie, Nilowna?" hielt Nikolai sie unruhig zurück. „Sophie wird allein fertig!"

Sie blickte ihn an und erwiderte mit einem seltsamen Lächeln:

„Ich bin voll Blut ..."

Während sie sich in ihrem Zimmer umkleidete, dachte sie noch einmal an die Ruhe dieser Menschen, an ihre Fähigkeit, schnell mit furchtbaren Erlebnissen fertig zu werden. Das ernüchterte sie und verscheuchte die Furcht aus ihrem Herzen. Als sie in das Zimmer trat, in dem der Verwundete lag, beugte sich gerade Sophie über ihn und sagte zu ihm:

„Das sind ja Dummheiten, Genosse!"

„Aber ich falle Ihnen zur Last!" erwiderte er schwach.

„Schweigen Sie, das ist Ihnen nützlicher!"

Die Mutter trat hinter Sophie, legte die Hände auf ihre Schultern, blickte lächelnd in das blasse Gesicht des Verwundeten und erzählte, wie er im Wagen phantasiert und sie durch seine unvorsichtigen Worte erschreckt hatte. Iwan hörte zu, seine Augen brannten fieberhaft, er schmatzte mit den Lippen und rief leise und verlegen:

„Ach, was bin ich für ein Schafskopf!..."

„Nun, wir lassen Sie allein!" erklärte Sophie, nachdem sie die Bettdecke zurechtgezogen hatte. „Ruhen Sie sich aus!"

Beide gingen ins Eßzimmer und plauderten dort lange über die Tagesereignisse. Dieses Drama erschien ihnen schon wie etwas Fernliegendes, sie blickten zuversichtlich in die Zukunft und berieten über die Arbeit des nächsten Tages. Ihre Gesichter waren müde, aber ihre Gedanken frisch, und, als sie über ihre Aufgabe sprachen, machten sie aus ihrer Unzufriedenheit mit sich selber kein Hehl. Der Doktor rückte nervös auf seinem Stuhl hin und her, dämpfte mühsam seine hohe, scharfe Stimme und sagte:

„Propaganda, nichts als Propaganda! Das genügt nicht. Die jungen Arbeiter haben recht! Wir müssen die Agitation auf eine breitere Basis stellen. Die Arbeiter haben recht, sage ich nochmals."

Nikolai erwiderte finster im gleichen Ton:

„Von allen Seiten kommen Klagen über den Mangel an Druckschriften, und wir können noch immer keine ordentliche Druckerei einrichten. Ludmilla ist am Ende ihrer Kraft, sie wird krank, wenn wir ihr nicht Hilfe besorgen..."

„Wie ist es mit Wessowtschikow?" fragte Sophie.

„Der kann nicht in der Stadt wohnen, er fängt erst an, in der neuen Druckerei zu arbeiten, und für die fehlt noch ein zweiter Mann."

„Kann ich da nicht helfen?" fragte die Mutter leise.

Alle drei blickten sie an und schwiegen einige Sekunden.

„Ein guter Gedanke!" rief Sophie.

„Nein, das ist zu schwer für Sie!" meinte Nikolai trocken.

„Sie müßten außerhalb der Stadt leben, die Besuche bei Pawel einstellen und überhaupt..."

Die Nilowna erwiderte mit einem Seufzer:

„Für Pascha ist das kein großer Verlust, und mir zerreißen diese Besuche das Herz! Sprechen darf man dort über nichts, man steht wie dumm seinem Sohn gegenüber, die Beamten starren einem in den Mund und lauern darauf, daß man etwas Unbedachtes sagt."

Die Erlebnisse der letzten Tage hatten sie ermüdet, und, als sie jetzt von der Möglichkeit hörte, außerhalb der Stadt, fern von diesen Ereignissen, zu wohnen, ergriff sie begierig die Gelegenheit.

Nikolai brach aber das Gespräch ab.

„Woran denkst du, Iwan?" wandte er sich an den Doktor.

Dieser hob den tief über den Tisch gebeugten Kopf empor und antwortete verdrießlich:

„Wir sind zu wenige, das ist die Sache! Wir müssen unbedingt energischer arbeiten und Pawel und Andrej dazu bringen, daß sie fliehen; sie sind beide zu wertvoll, um untätig herumzusitzen."

Nikolai runzelte die Stirn, schüttelte den Kopf und blickte flüchtig auf die Mutter. Sie merkte, daß es ihm schwer wurde, in ihrer Gegenwart über ihren Sohn zu sprechen, verabschiedete sich und ging in ihr Zimmer, leicht gekränkt darüber, daß die Freunde ihren Wunsch so wenig beachteten. Als sie mit offenen Augen im Bett lag, kam während des leisen Geflüsters heftige Unruhe über sie.

Der verflossene Tag war düster, unverständlich und voll böser Vorzeichen gewesen. Sie mochte nicht an ihn zurückdenken; sie wehrte die finstern Eindrücke von sich ab und richtete ihre Gedanken auf Pawel. Sie wünschte ihn frei zu sehen und erschrak gleichzeitig davor; sie fühlte, daß sich ringsum alles zuspitzte und daß scharfe Zusammenstöße drohten. Die stumme Geduld der Menschen war verschwunden, an ihre Stelle war gespannte Erwartung getreten, die Aufregung wuchs merklich, harte Worte fielen, von überallher drang Neues, Beunruhigendes auf sie ein ... Jeder Aufruf wurde auf dem Markt, in den Läden, unter Angestellten und Handwerkern lebhaft erörtert; jede Verhaftung in der Stadt erzeugte ein scheues, unklares Echo, bisweilen aber auch unbewußte Sympathie mit den Festgenommenen und regen Streit über die Ursachen der Verhaftung. Immer häufiger hörte die Mutter unter einfachen Leuten die Worte, die sie einst erschreckt hatten: Aufruhr, Sozialisten, Politik. Sie wurden spöttisch ausgesprochen, aber hinter dem Spott barg sich forschender Zweifel; — mit Erbitterung, in die Furcht hineinklang; — oder nachdenklich, und das bedeutete Hoffnung und Drohung! Langsam, aber in weiten Kreiswellen breitete sich Erregung im Stillstand des düsteren Lebens aus; Gedanken, die geschlummert hatten, wurden wach, die gewohnte Ruhe den Tagesereignissen gegenüber geriet ins Schwanken.

Die Mutter sah alles klarer als die andern, denn sie kannte besser als jene das stets gleiche Antlitz des Alltagslebens, und, als sie jetzt in ihm Falten des Nachdenkens und der Erbitterung wahrnahm, freute sie sich und erschrak gleichzeitig. Sie freute sich, weil sie das für das Werk ihres Sohnes hielt, und ängstigte sich, weil sie wußte, daß er, sobald er aus dem Gefängnis käme, an die gefährlichste Stelle treten und zugrunde gehen würde.

Bisweilen wuchs das Bild des Sohnes vor ihren Augen bis zur Größe eines Märchenhelden empor; er vereinigte in sich alle redlichen, kühnen Worte, die sie je gehört, alle Menschen, die ihr gefielen, alles Heldenhafte und Strahlende, das sie kannte. Dann empfand sie Rührung und Stolz, liebkoste in stillem Entzücken dieses Bild und dachte zuversichtlich:

„Alles wird gut, alles!"

Ihre Liebe, ihre Mutterliebe entbrannte, ihr Herz fast schmerzhaft bedrückend; dann drängte aber das Mütterliche in ihr das Wachsen des Mensch-

lichen zurück, brannte es aus, und an Stelle des erhabenen Gefühls regte sich in der grauen Asche der Unruhe der schüchterne, traurige Gedanke:

„Er geht zugrunde... er kommt um..."

14

Gegen Mittag saß sie im Gefängnisbüro vor Pawel, betrachtete durch den Nebel vor ihren Augen sein bärtiges Gesicht und wartete auf eine Gelegenheit, ihm den Brief zu übergeben, den sie fest zwischen den Fingern hielt.

„Ich bin wohl und alle die anderen auch!" sagte er leise.

„Nun, und wie geht's dir?"

„Ganz gut! Jegor Iwanowitsch ist gestorben!" sagte sie mechanisch.

„Ja?" rief Pawel und ließ den Kopf sinken.

„Beim Begräbnis hat die Polizei dreingehauen und einen verhaftet!" fuhr sie treuherzig fort. Der Gehilfe des Gefängnisdirektors schmatzte empört mit den dünnen Lippen, sprang von seinem Stuhl auf und brummte:

„Das ist verboten, verstehen Sie doch! Es ist verboten, über Politik zu sprechen!"

Die Mutter stand ebenfalls auf und meinte in entschuldigendem Ton, als hätte sie ihn nicht verstanden:

„Ich spreche nicht von Politik, sondern von einer Schlägerei! Geschlagen haben sie, das ist wahr, sie haben sogar einem den Kopf kaputt geschlagen!"

„Ganz gleich, ich bitte Sie zu schweigen! Das heißt, über alles zu schweigen, was Sie persönlich, Ihre Familie und überhaupt Ihr Haus nicht angeht."

Er fühlte, daß er mit seiner Rede nicht durchkäme, setzte sich an den Tisch, kramte in den Akten und fügte griesgrämig und müde hinzu:

„Ich trage ja die Verantwortung..."

Die Mutter blickte um sich, schob schnell den Brief in Pawels Hand und seufzte erleichtert.

„Man weiß gar nicht, worüber man reden soll."

Pawel lächelte.

„Ich weiß auch nicht."

„Dann sind die Besuche ja überflüssig!" bemerkte der Beamte erregt. „Zu reden haben Sie nichts und kommen doch her und stören uns."

„Findet die Verhandlung bald statt?" fragte die Mutter nach kurzem Schweigen.

„Neulich war der Staatsanwalt da, der sagte, es wäre bald so weit..."

Sie wechselten unbedeutende, für beide unnötige Worte, die Mutter sah aber, wie Pawels Augen ihr milde und liebevoll ins Gesicht blickten. Er war gleichmütig und ruhig wie immer, hatte sich nicht verändert, nur die Hände waren weißer geworden. Sie wollte ihm eine Freude machen und von Nikolai sprechen und fuhr nun im selben Ton, in dem sie die unnötigen, belanglosen Bemerkungen gemacht hatte, fort:

„Ich habe dein Patenkind gesehen."

Pawel blickte ihr unverwandt, stumm fragend in die Augen. Um ihn an das pockennarbige Gesicht Wessowtschikows zu erinnern, tippte sie sich mit dem Finger an die Backe...

„Es geht ihm gut, der Junge ist munter und gesund, bekommt bald eine Stelle."

Der Sohn verstand sie, nickte und antwortete mit einem schelmischen Lächeln in den Augen:

„Das ist ja schön!"

„Nun, siehst du!" meinte sie befriedigt und durch seine Freude gerührt.

Beim Abschied drückte er ihr fest die Hand.

„Ich danke dir, Mutter!"

Die freudige Empfindung, daß ihre Herzen einander so nahe waren, berauschte sie fast, sie fand nicht die Kraft, ihm laut zu antworten, und erwiderte mit einem schweigenden Händedruck.

Zu Hause traf sie Sascha. Das junge Mädchen kam gewöhnlich an den Tagen, an denen die Mutter bei Pawel gewesen war. Sie fragte niemals nach ihm, und, wenn die Mutter selbst nicht von ihm sprach, begnügte sie sich damit, ihr gespannt ins Gesicht zu blicken. Aber jetzt trat sie ihr mit der unruhigen Frage entgegen:

„Nun, wie geht es ihm?"

„Ganz gut, er fühlt sich wohl."

„Haben Sie den Brief abgegeben?"

„Natürlich. Ich habe ihn ihm sehr geschickt zugesteckt."

„Hat er ihn gelesen?"

„Wo denn? Wie wäre das möglich!"

„Ach ja, ich habe nicht daran gedacht!" sagte das junge Mädchen langsam. „Wir müssen noch eine Woche warten... Aber was glauben Sie: wird er einverstanden sein?"

Sie zog die Brauen hoch und blickte unverwandt der Mutter ins Gesicht.

„Ja... Ich weiß nicht...", erwiderte die Mutter nachdenklich. „Warum sollte er nicht fliehen, wenn er es ohne Gefahr kann?"

Sascha schüttelte den Kopf und fragte dann trocken:

„Wissen Sie nicht, was der Kranke essen darf? Er will essen."

„Alles darf er essen, alles! Sofort gebe ich ihm etwas."

Sie ging in die Küche; Sascha folgte ihr langsam.

„Darf ich Ihnen helfen?"

„Danke — wozu denn?"

Die Mutter beugte sich über den Herd nach einem Topf.

Das junge Mädchen sagte leise zu ihr:

„Warten Sie!"

Ihr Gesicht war blaß, die Augen sehnsüchtig weit geöffnet, und ihre zitternden Lippen flüsterten mit Anstrengung, leidenschaftlich und schnell:

„Ich möchte Sie um etwas bitten. Ich weiß, er wird nein sagen! Reden Sie ihm zu! Er ist notwendig! Sagen Sie ihm, daß er für die Sache notwendig ist, daß ich fürchte, er werde sonst krank. Sie sehen ja, die Gerichtsverhandlung ist noch immer nicht anberaumt."

Es fiel ihr augenscheinlich schwer zu reden; sie hielt sich krampfhaft gerade, blickte zur Seite, und ihre Stimme überschlug sich. Sie senkte müde die Lider, biß sich auf die Lippen, und die Finger ihrer zusammengepreßten Hände knackten.

Die Mutter war durch diesen Ausbruch heftig betroffen, verstand ihn aber, umarmte Sascha erregt und antwortete traurig:

„Mein liebes Mädchen! Er gehorcht niemandem als sich allein, niemandem!"

Beide schwiegen einen Augenblick, eng aneinandergeschmiegt. Dann machte Sascha behutsam ihre Schultern aus der Umarmung der Mutter frei und sagte zitternd:

„Ja, Sie haben recht! Das ist lauter Unsinn, Nerven."

Und sie schloß plötzlich ernst und einfach:

„Kommen Sie, wir wollen dem Verwundeten zu essen geben."

Als sie neben Iwans Bett saß, fragte sie besorgt und freundlich:

„Tut der Kopf weh?"

„Nicht sehr, nur ist alles so trübe! Und die Schwäche", antwortete Iwan, zog die Bettdecke verlegen bis zum Kinn herauf und blinzelte mit den Augen wie vor hellem Licht. Als Sascha bemerkte, daß er sich nicht entschließen konnte, in ihrer Gegenwart zu essen, stand sie auf und ging fort.

Iwan richtete sich im Bett auf, blickte ihr nach und sagte zwinkernd:

„Ist die aber hübsch!"

Seine Augen waren hell und lustig, die Zähne klein und fest, die Stimme wechselte noch.

„Wie alt sind Sie?" fragte die Mutter nachdenklich.

„Siebzehn."

„Wo leben Ihre Eltern?"

„Auf dem Dorfe; ich bin seit meinem zehnten Jahre hier. Als ich mit der Schule fertig war, bin ich hergekommen! Wie heißen Sie, Genossin?"

Die Mutter fühlte sich stets erheitert und gerührt, wenn dieses Wort ihr gegenüber gebraucht wurde. Und jetzt fragte sie lächelnd:

„Wozu wollen Sie das wissen?"

Der junge Mann schwieg einen Augenblick befangen und erklärte:

„Sehen Sie, der Student aus unserm Zirkel, das heißt, der mit uns gelesen hat, hat uns von der Mutter des Arbeiters Pawel Wlassow erzählt. Wissen Sie von der Demonstration am Ersten Mai?"

Sie nickte und spitzte die Ohren.

„Er hat als erster offen die Fahne unserer Partei erhoben!" erklärte der Jüngling stolz, und sein Stolz weckte ein Echo im Herzen der Mutter.

„Ich war nicht dabei, wir wollten damals hier unsere eigene Demonstration veranstalten — das ist nicht geglückt! Wir waren zu wenig. Aber dieses Jahr — geben Sie acht! Sie werden sehen!"

Er verschluckte sich vor Erregung, im Vorgefühl der kommenden Ereignisse, schwang den Löffel in der Luft und fuhr fort:

„Also — von Wlassows Mutter sprach ich. Die ist dann auch der Partei beigetreten. Das soll eine Frau sein, einfach wunderbar!"

Die Mutter schmunzelte, es freute sie, das begeisterte Lob des Jungen zu hören. Es freute sie und war ihr doch auch peinlich. Sie wollte ihm sogar sagen: „Ich bin die Wlassowa" — hielt aber an sich und dachte mit leichtem Spott und Kummer:

„Ach, du alte Närrin!..."

„Aber Sie müssen mehr essen, dann kommen Sie eher wieder zu Kräften für die gute Sache!" rief sie plötzlich erregt und beugte sich zu ihm nieder.

Die Tür öffnete sich, es duftete nach feuchter Herbstkälte. Sophie trat ein, gerötet und lustig.

„Die Spitzel sind hinter mir her wie die Freier hinter einer reichen Braut, auf Ehre! Ich muß fort. Nun, wie geht's, Wanja? Gut? Was macht Pawel, Nilowna? Ist Sascha hier?"

Sie rauchte ihre Zigarette, fragte, ohne die Antworten abzuwarten, und warf der Mutter und dem jungen Mann freundliche Blicke aus ihren grauen Augen zu. Die Mutter sah sie an und dachte, innerlich lächelnd:

„So bin ich jetzt auch unter gute Menschen gekommen."

Dann beugte sie sich wieder zu Iwan herab.

„Werden Sie bald gesund, Söhnchen!"

Und ging ins Eßzimmer. Dort erzählte Sophie Sascha:

„Sie hat schon dreihundert Exemplare fertig. Sie bringt sich um mit der Arbeit! Das ist wirklich Heroismus! Wissen Sie, Sascha, es ist wirklich ein großes Glück, unter solchen Menschen zu leben, ihr Genosse zu sein, mit ihnen zu arbeiten."

„Ja", antwortete das junge Mädchen leise.

Abends beim Tee sagte Sophie zur Mutter:

„Nilowna, Sie müssen noch einmal das Dorf besuchen."

„Aber gerne! Wann denn?"

„In drei Tagen. Können Sie's?"

„Gut..."

„Tun Sie es!" riet Nikolai ihr leise. „Nehmen Sie Postpferde und fahren Sie einen anderen Weg, über den Bezirk Nikolskoje."

Er schwieg und runzelte die Stirn. Das paßte nicht zu seinem Gesicht, dessen stets ruhiger Ausdruck jetzt unschön und eigenartig erschien.

„Über Nikolskoje ist es weit!“ bemerkte die Mutter. „Und die Pferde kommen zu teuer.“

„Wissen Sie was?“ fuhr Nikolai fort, „ich bin überhaupt gegen die Reise. Es ist unruhig in der Gegend, es sind schon Verhaftungen vorgekommen, ein Lehrer ist festgenommen; da muß man vorsichtig sein. Wir sollten noch etwas warten.“

Sophie klopfte mit den Fingern auf den Tisch und bemerkte:

„Es ist wichtig für uns, daß in der Verbreitung der Schriften keine Unterbrechung eintritt. Sie haben doch keine Angst vor der Reise, Nilowna?“ fragte sie plötzlich.

Die Mutter fühlte sich gekränkt.

„Wann habe ich jemals Angst gehabt? Ich habe das auch das erstemal ohne Angst getan, und nun sollte ich plötzlich...“ Sie brachte ihre Bemerkung nicht zu Ende und senkte den Kopf. Jedesmal, wenn man sie fragte, ob sie keine Angst hätte, ob es ihr recht wäre, dieses oder jenes zu tun, hörte sie aus solchen Fragen eine Bitte heraus; es kam ihr vor, als benähmen sich diese Menschen ihr gegenüber anders als untereinander.

„Sie müssen mich nicht fragen, ob ich Angst habe...“, sagte sie seufzend. „Untereinander fragen Sie auch nicht, ob einer Angst hat.“

Nikolai nahm schnell seine Brille ab, setzte sie wieder auf und blickte unverwandt der Schwester ins Gesicht. Das unbehagliche Schweigen beunruhigte die Wlassowa; sie erhob sich befangen, wollte etwas sagen; Sophie aber berührte ihre Hand und bat leise:

„Verzeihen Sie mir, ich werde es nie wieder tun!“

Das brachte die Mutter zum Lachen, und einige Minuten darauf besprachen alle drei eifrig und einmütig die Fahrt über Land.

15

In der Dämmerung schaukelte die Mutter in einem Postfuhrwerk auf dem vom Herbstregen aufgeweichten Weg dahin. Ein feuchter Wind wehte, der Schmutz spritzte auf, und der Kutscher, der, halb zu ihr gewandt, auf dem Wagenrand saß, klagte nachdenklich mit näselnder Stimme:

„Ich sage also zu meinem Bruder: ‚Wir wollen das Land teilen!‘ Und wir gingen ans Teilen!“

Er schlug plötzlich das linke Pferd mit der Peitsche und rief wütend:

„N—na! Vorwärts, verdammtes Aas!...“

Fette Herbstkrähen stelzten besorgt über die kahlen Äcker; mit kaltem Pfeifen strich der Wind über sie hin. Die Krähen boten den Windstößen die Seite, der Wind blies ihr Gefieder auf, warf sie um, dann gaben sie nach und flogen mit trägen Flügelschlägen an eine andere Stelle.

„Na, bei der Teilung hat er mich gehörig ’reingelegt. Ich sehe, da ist für mich nichts mehr zu holen“, sagte der Fuhrmann.

Die Mutter hörte seine Worte wie im Traum. Ihre Erinnerung stellte eine lange Reihe von Ereignissen vor sie hin, die sie in den letzten Jahren durchlebt hatte, und, wenn sie darauf zurückblickte, sah sie überall sich selbst. Früher verlief das Leben in der Ferne, sie wußte nicht für wen und für was, und jetzt geschieht so vieles vor ihren Augen und mit ihrer Hilfe. Und das rief in ihr ein unklares Gefühl von Mißtrauen gegen sich selbst und von Selbstzufriedenheit hervor, von Zweifel und stiller Schwermut.

Alles ringsum schwankte und bewegte sich langsam; am Himmel zogen graue Wolken, einander überholend, dahin; zu beiden Seiten des Weges tauchten nasse Bäume auf, die ihre kahlen Wipfel wiegten, ringsum weiteten sich Felder und traten Hügel hervor, die wieder zerflossen.

Die näselnde Stimme des Fuhrmanns, das Schellengeläute, das feuchte Pfeifen und Lärmen des Windes, alles floß in einen Strom zusammen, der sich unruhig, mit gleichbleibender Kraft durch das Feld dahinschlängelte.

„Den Reichen ist selbst das Paradies zu klein... Das ist nun mal nicht anders. Der Bruder fing an, mich zu zwacken. Mit der Obrigkeit stand er gut“, fuhr der Kutscher fort.

Als man auf der Station ankam, spannte er die Pferde aus und sagte ganz verzweifelt zu der Mutter:

„Du solltest mir doch einen Fünfer geben, daß ich wenigstens eins trinken kann.“

Sie gab ihm ein Geldstück, er schüttelte es in der Hand und meinte zur Mutter im selben Ton:

„Für drei Kopeken trinke ich Schnaps, für zwei esse ich Brot.“

Nachmittags kam die Mutter zerschlagen und durchfroren im Kirchdorf Nikolskoje an, ging ins Posthaus, bestellte sich Tee und setzte sich ans Fenster, nachdem sie ihren schweren Koffer unter die Bank gestellt hatte. Vom Fenster aus konnte man einen kleinen, mit einem zertretenen, gelben Grasteppich bedeckten Platz übersehen und das Bezirksamt — ein dunkelgraues Haus mit schrägem Dach. Auf der Treppe des Bezirksamtes saß ein langbärtiger, kahlköpfiger Bauer im bloßen Hemd und rauchte seine Pfeife. Auf dem Rasen erging sich ein Schwein. Es wackelte unzufrieden mit den Ohren, steckte den Rüssel in die Erde und schüttelte den Kopf.

Die Wolken eilten in dunkeln Massen dahin und türmten sich aufeinander. Es war still, finster und langweilig, als ob das Leben sich versteckt hätte und auf etwas lauerte.

Plötzlich sprengte ein Wachtmeister der Landpolizei im Galopp auf den Platz, hielt seinen Fuchs an der Treppe des Bezirksamtes an und schrie, mit der

Knute in der Luft umherfuchtelnd, den Bauern an. Das Geschrei fuhr gegen die Fensterscheiben, aber die Worte waren nicht zu hören. Der Bauer stand auf, deutete mit dem ausgestreckten Arm in die Ferne, der Wachtmeister sprang ab, schwankte auf den Füßen, warf dem Bauern die Zügel zu, griff mit den Händen nach dem Treppengeländer, stieg schwerfällig die Stufen hinauf und verschwand in der Tür des Bezirksamtes.

Wieder war es still. Das Pferd schlug zweimal mit dem Huf auf die weiche Erde. Ins Zimmer trat ein halbwüchsiges Mädchen mit kurzem, gelbem Zopf im Nacken und freundlichen Augen im runden Gesicht. Mit zusammengebissenen Lippen brachte sie auf den ausgestreckten Armen ein großes Tablett mit verbeulten Rändern, auf dem Geschirr stand, verbeugte sich und nickte mehrmals.

„Guten Tag, mein kluges Kind!“ sagte die Mutter freundlich.

„Guten Tag!“

Während sie die Teller und das Teegeschirr auf den Tisch stellte, erklärte das Mädchen plötzlich lebhaft:

„Eben haben sie einen Räuber gefangen, den bringen sie jetzt!“

„Was ist das für ein Räuber?“

„Ich weiß nicht.“

„Was hat er denn getan?“

„Ich weiß nicht!“ wiederholte das Mädchen. „Ich habe nur gehört, daß sie ihn gefangen haben. Der Wächter ist nach dem Polizeikommissar gelaufen.“

Die Mutter blickte zum Fenster hinaus. Auf dem freien Platz tauchten Bauern auf. Die einen gingen langsam und bedächtig, andere knöpften im Gehen eilig ihre Pelze zu. An der Vortreppe des Bezirksamtes blieben alle stehen und blickten nach links.

Das kleine Mädchen sah ebenfalls auf die Straße, lief aus dem Zimmer und schlug die Tür laut zu. Die Mutter fuhr zusammen, schob ihren Koffer tiefer unter die Bank, warf ihren Schal über den Kopf und ging hastig zur Tür: ein ganz unverständlicher Wunsch, schneller zu gehen, zu laufen, überkam sie plötzlich, nur mühsam konnte sie ihn unterdrücken.

Als sie auf die Vortreppe hinaustrat, schlug scharfe Kälte ihr gegen Augen und Brust, sie kam außer Atem, und ihre Beine wurden bleischwer: quer über den Platz schritt Rybin, die Hände auf den Rücken gebunden, neben ihm zwei Landjäger, die im Takt mit ihren Stöcken gegen den Boden schlugen. Am Bezirksamt stand ein Menschenhaufen und wartete schweigend.

Wie erstarrt blickte die Mutter unverwandt hin — Rybin sagte etwas, sie hörte seine Stimme, aber seine Worte verschwanden ohne Widerhall in der dunkeln, zitternden Leere ihres Herzens.

Sie blickte um sich, holte Atem. An der Treppe stand ein Bauer mit breitem, hellem Bart und sah ihr mit seinen blauen Augen gerade ins Gesicht. Hüstelnd und ihren Hals mit den vor Furcht kraftlosen Händen reibend, fragte sie ihn mühsam:

„Was ist los?“

„Sie sehen ja“, antwortete der Bauer und wandte sich ab. Noch einer trat herzu und stellte sich daneben.

Die Landjäger machten vor der Menge halt, die schnell anwuchs, aber schwieg, und jetzt erhob sich über ihr plötzlich die tiefe Stimme Rybins:

„Christenmenschen! Habt ihr von den Schriften gehört, in denen die Wahrheit über unser Bauernleben geschrieben steht? Also, für diese Schriften muß ich leiden. Ich habe sie unter das Volk verteilt!“

Die Leute umringten Rybin dichter. Seine Stimme klang ruhig, gemessen. Das ernüchterte die Mutter.

„Hörst du?“ fragte leise der eine Bauer, den Blauäugigen in die Rippen stoßend. Der antwortete nicht, hob den Kopf und blickte der Mutter ins Gesicht. Dann gingen beide von der Treppe zur Seite.

„Sie haben Angst!“ bemerkte die Mutter unwillkürlich.

Ihre Aufmerksamkeit spannte sich. Von der Vortreppe aus sah sie deutlich das blutig geschlagene schwarze Gesicht Rybins, unterschied den heißen Glanz seiner Augen. Sie wollte, daß er sie auch sehe, reckte sich hoch und streckte den Hals nach ihm aus.

Die Leute blickten ihn finster, mißtrauisch an und schwiegen. Nur in den hinteren Reihen der Menge hörte man halblautes Reden.

„Bauern!“ sagte Rybin mit seiner vollen, straffen Stimme. „Glaubt diesen Schriften! Ich werde jetzt wohl für sie in den Tod gehen müssen. Man hat mich geschlagen, gefoltert, man wollte herauskriegen, wo ich sie her hatte, und man wird mich noch mehr schlagen. Ich halte alles aus! Weil in diesen Schriften die Wahrheit steht; diese Wahrheit muß uns teurer sein als das liebe Brot, jawohl!“

„Warum sagt er das?“ rief einer von den Bauern an der Treppe leise. Der Blauäugige antwortete langsam:

„Jetzt ist alles gleich — der Mensch kann nur einmal sterben, und das bleibt ihm nicht erspart.“

Die Leute standen schweigend da, blickten zweifelnd und finster drein, als laste auf allen etwas Unsichtbares, aber Drückendes.

Auf der Vortreppe erschien der Wachtmeister und brüllte, hin und her torkelnd, mit trunkener Stimme:

„Wer redet da?“

Er lief plötzlich die Treppe hinunter, packte Rybin am Haar, zog seinen Kopf nach vorne, stieß ihn zurück und schrie:

„Das sagst du, du Schweinehund?“

Die Menge kam in Bewegung und fing an zu murren. Die Mutter senkte in ohnmächtigem Schmerz den Kopf. Und wieder ertönte Rybins Stimme:

„Da seht, ihr lieben Leute ...“

„Halt's Maul!" Der Wachtmeister schlug ihm ins Gesicht. Rybin schwankte und bewegte die Schultern.

„Sie haben euch gebunden und quälen euch, wie sie wollen."

„Landjäger! Führt ihn hinauf! Geht auseinander, Leute!"

Der Wachtmeister sprang wie ein Kettenhund vor einem Stück Fleisch vor Rybin hin und her, schlug ihn mit den Fäusten ins Gesicht, gegen Brust und Bauch.

„Schlagt ihn nicht!" rief jemand aus der Menge.

„Warum schlägst du ihn?" fiel eine andere Stimme ein.

„Komm!" sagte der blauäugige Bauer zu seinem Gefährten und nickte ihm zu. Beide gingen langsam zum Amt, die Mutter aber sah ihnen mit einem freundlichen Blick nach. Sie atmete erleichtert auf. Der Wachtmeister lief wieder schwerfällig die Treppe hinauf und brüllte von da, die Faust schüttelnd, wie rasend:

„Bringt ihn her, sage ich!"

„Tut das nicht!" ertönte eine laute Stimme in der Menge. Die Mutter erriet, daß der Bauer mit den blauen Augen das sagte. „Laßt es nicht zu, Kinder! Bringen sie ihn dorthin, so prügeln sie ihn zu Tode und sagen dann, wir hätten ihn totgeschlagen... Laßt das nicht zu..."

„Bauern!" ertönte Rybins Stimme. „Seht ihr denn nicht, wie euer Leben ist, begreift ihr nicht, wie sie euch ausplündern, euch betrügen, euer Blut trinken? Nur durch euch hat alles Halt, ihr seid die erste Macht auf Erden, ihre ganze Kraft. Und welche Rechte habt ihr? Hungers zu verrecken — das ist euer einziges Recht!"

Unter den Bauern brach ein Geschrei aus.

„Er hat recht!"

„Ruft den Kommissar! Wo ist der Kommissar?"

„Der Wachtmeister ist hingeritten..."

„Der ist ja betrunken!"

„Es ist nicht unsere Sache, die Obrigkeit zu holen."

Der Lärm wuchs, stieg immer höher.

„Rede weiter, wir lassen es nicht zu, daß man dich schlägt!"

„Bindet ihm die Hände los..."

„Gebt acht... Daß wir nichts Verbotenes tun!"

„Die Hände tun mir weh!" sagte Rybin, alle Stimmen übertönend. „Ich laufe nicht davon, Bauern! Ich verstecke mich nicht vor meiner Wahrheit! Sie lebt in mir..."

Einige Leute traten bedächtig nach verschiedenen Richtungen von der Menge fort, unterhielten sich halblaut und schüttelten die Köpfe. Aber es kamen immer mehr schlecht und notdürftig gekleidete, aufgeregte Menschen zusammengelaufen. Sie wogten wie dunkler Schaum um Rybin auf, der mitten unter ihnen wie eine Kapelle im Walde stand, die über dem Kopf emporgereckten Arme schüttelte und in die Menge hineinschrie:

„Ich danke euch, ihr braven Leute, ich danke euch! Wir müssen selber einander die Hände frei machen... Ja! Wer hilft uns denn sonst?"

Er wischte sich den Bart und hob die blutbesudelte Hand wieder empor.

„Hier ist mein Blut... das fließt für die Wahrheit!..."

Die Mutter stieg die Treppe hinab, aber von der ebenen Erde aus konnte sie Michailo, der von der Menge eingezwängt wurde, nicht sehen, und so stieg sie wieder die Stufen hinauf. In ihrer Brust wogte es heiß, und eine unklare Freude zitterte in ihr.

„Bauern! Sucht die Schriften zu bekommen, lest sie, glaubt der Obrigkeit und den Popen nicht, wenn sie euch sagen, daß die Menschen, die uns die Wahrheit bringen, gottlose Aufwiegler sind. Die Wahrheit geht heimlich über die Erde, sie sucht sich Nester im Volk. Der Obrigkeit ist sie genau wie Messer und Feuer, die kann sie nicht annehmen, denn die Wahrheit sticht sie, brennt sie. Euch ist sie ein guter Freund, aber der Obrigkeit ein Todfeind! Deshalb verbirgt sie sich!"

Wieder ertönten in der Menge Ausrufe.

„Hört, Christenmenschen!"

„Ach, Bruder, du gehst zugrunde..."

„Wer hat dich angezeigt?"

„Der Pope!" sagte einer von den Landjägern.

Zwei Bauern schimpften derb.

„Aufgepaßt, Kinder!" ertönte ein warnender Ruf.

16

Auf die Menge zu schritt der Polizeikommissar, ein großer, stämmiger Mann mit rundem Gesicht. Seine Mütze war auf die Seite geschoben, die eine Schnurrbarthälfte war aufwärtsgezwirbelt, die andere hing herab, und dadurch erschien sein Gesicht schief und wie durch ein stumpfes, totes Lächeln entstellt. In der linken Hand trug er den Säbel, mit der rechten fuchtelte er in der Luft herum. Man hörte seine schweren, festen Tritte. Die Menge wich vor ihm auseinander. Ein finsterer, bedrückter Zug erschien auf den Gesichtern. Der Lärm ließ nach, legte sich, als verkröche er sich in die Erde. Die Mutter fühlte, daß ihre Stirnhaut zitterte und ihre Augen heiß wurden. Sie wollte wieder unter die Menge gehen, beugte sich vor und verharrte unbeweglich in dieser gespannten Stellung.

„Was ist das?" fragte der Kommissar, blieb vor Rybin stehen und maß ihn mit den Augen. „Warum hat man ihm nicht die Hände gebunden? So redet doch!"

Seine Stimme war hoch und hell, aber farblos.

„Sie waren gebunden... das Volk hat sie losgebunden!" antwortete ein Landjäger.

„Was? Das Volk? Welches Volk?"

Er blickte auf die im Halbkreis vor ihm stehenden Menschen. Und mit der gleichen eintönigen Stimme, nicht höher und nicht tiefer, fuhr er fort:

„Wer ist das — das Volk?"

Er stieß den blauäugigen Bauern mit dem Degengriff vor die Brust.

„Bist du das Volk, Tschumakow? Nun, wer noch? Du etwa, Mischin?"

Und schon hatte er einen mit der rechten Hand am Bart gepackt.

„Schert euch fort, ihr Pack!... Sonst werde ich euch... werde ich's euch schon besorgen!"

In seiner Stimme, in seinem Gesicht lag weder Erregung noch Drohung. Er sprach ruhig und schlug mit gewohnten gleichmäßigen Bewegungen seiner festen, langen Hände auf die Leute ein. Die Menschen wichen vor ihm zurück, senkten die Köpfe, wandten die Gesichter zur Seite.

„Nun? Wird's bald?" wandte er sich an die Landjäger. „Bindet ihn!"

Er schimpfte unflätig, blickte Rybin wieder an und sagte laut zu ihm:

„Die Hände auf den Rücken... du!"

„Ich will nicht gebunden werden!" sagte Rybin. „Ich denke nicht daran wegzulaufen und wehre mich nicht. Warum wollt ihr mich binden?"

„Was?" fragte der Kommissar und trat dicht an ihn heran.

„Ihr habt das Volk genug gequält, ihr wilden Tiere!" fuhr Rybin mit erhobener Stimme fort. „Bald kommt die Reihe an euch!"

Der Kommissar stand vor ihm und blickte ihm ins Gesicht, wobei er den Schnurrbart bewegte. Dann trat er einen Schritt zurück und sagte erstaunt mit pfeifender Stimme:

„A—a—ch, du Schweinehund! Was sagst du da?" und schlug Rybin plötzlich schnell und hart ins Gesicht.

„Mit der Faust schlägst du die Wahrheit nicht tot!" rief Rybin, auf ihn zutretend. „Und mich zu schlagen, hast du kein Recht, du räudiger Hund!"

„Was? Ich?" heulte der Kommissar langgezogen und holte wieder aus, nach Rybins Kopf zielend. Rybin duckte sich, der Schlag traf ihn nicht. Der Kommissar schwankte und blieb mit Mühe auf den Beinen. In der Menge prustete jemand laut los, und wieder ertönte Michailos zorniger Ruf:

„Wage es nicht, mich zu schlagen, du Teufel, sage ich!"

Der Kommissar blickte sich um — die Leute schlossen sich finster und schweigend zu einem engen, dunkeln Ring zusammen.

„Nikita!" rief er laut, indem er sich umsah. „Nikita!"

Aus der Menge trat ein stämmiger, mittelgroßer Bauer in einer Pelzjoppe. Er hielt den großen Kopf gesenkt und blickte zu Boden.

„Nikita!" sagte der Kommissar, den Schnurrbart zwirbelnd. „Hau ihm eine 'runter... aber ordentlich!"

Der Bauer trat vor, blieb vor Rybin stehen und hob den Kopf. Rybin schleuderte ihm die wuchtigen, treffenden Worte ins Gesicht:

„Da seht, Leute, wie die wilden Tiere euch mit euren eigenen Händen erwürgen!... Seht es und denkt nach!"

Der Bauer hob langsam die Hand und versetzte ihm träge einen Schlag gegen den Kopf.

„So machst du es, du Hundsfott?" heulte der Kommissar.

„Du, Nikita!...", rief jemand halblaut aus der Menge. „Denk an Gott!"

„Schlag zu, sage ich!" schrie der Offizier und stieß den Bauern in den Nacken.

Der trat beiseite und sagte mürrisch:

„Ich mag nicht mehr..."

„Was?"

Das Gesicht des Kommissars verzerrte sich, er stampfte mit den Füßen auf und stürzte schimpfend auf Rybin zu. Dumpf klatschte der Schlag. Michailo strauchelte, holte mit der Hand aus, aber mit einem zweiten Schlag warf ihn der Kommissar zu Boden, sprang brüllend um ihn herum und versetzte ihm Fußtritte gegen die Brust, gegen die Rippen, gegen den Kopf.

Die Menge murrte feindselig, schwankte, bewegte sich auf den Kommissar zu; der bemerkte das, sprang zurück und riß den Säbel aus der Scheide.

„So seid ihr! Ihr wollt rebellieren? Ach so!..."

Seine Stimme zitterte, kreischte und erstickte in einem Röcheln. Mit der Stimme zugleich verlor er plötzlich seine Kraft, zog den Kopf ein, krümmte sich, blickte aus leeren Augen nach allen Seiten und wich zurück, vorsichtig mit den Füßen den Boden hinter sich abtastend. Im Zurückweichen schrie er heiser und ängstlich:

„Gut! Nehmt ihn. Ich gehe. Aber wißt ihr denn, verfluchtes Pack, daß er ein politischer Verbrecher ist, gegen unseren Zaren angeht, Aufruhr stiftet, wißt ihr das? Und ihr wollt ihn verteidigen, was? Ihr wollt auch rebellieren?... Aha—a..."

Unbeweglich, ohne mit den Augen zu blinzeln, kraft- und gedankenlos stand die Mutter, von Angst und Mitleid zerschmettert, wie in einem schweren Traum da. In ihrem Kopf summten wie Hummeln die finstern, bösen Stimmen der Bauern, zitterte die Stimme des Kommissars, raunte Geflüster...

„Wenn er was verbrochen hat, so soll man ihn vors Gericht bringen!"

„Begnadigen Sie ihn, Euer Wohlgeboren!"

„Sie handeln ja gegen das Gesetz. Das ist nicht erlaubt!"

„Was soll das? Wenn jeder so dreinhaut, was soll dann werden?"

Die Leute teilten sich in zwei Gruppen — die eine, die den Kommissar umringte, schrie und redete auf ihn ein, die andere, an Zahl geringer, blieb um den Mißhandelten herum stehen und murrte dumpf und finster. Ein paar Leute hoben ihn vom Boden auf. Die Landjäger wollten ihm die Hände binden.

„Wartet doch, ihr Teufel!" schrie man ihnen zu.

Michailo wischte sich den Schmutz und das Blut vom Gesicht und sah sich schweigend um. Sein Blick glitt über das Gesicht der Mutter — sie zitterte, wollte zu ihm treten, winkte unwillkürlich —, er wandte sich ab. Nach einigen Minuten blieben seine Augen wieder auf ihrem Gesicht haften. Es war ihr, als wenn er sich aufrichtete, den Kopf emporhob, als wenn die blutbefleckten Wangen zitterten.

„Hat er mich erkannt... wirklich erkannt?..."

Sie nickte ihm zu und bebte in qualvoller Freude. Aber im nächsten Moment sah sie, daß der blauäugige Bauer neben ihm stand und sie ebenfalls anstarrte. Sein Blick erweckte in ihr für einen Augenblick das Bewußsein einer Gefahr.

„Was tu' ich da? So wird man mich auch noch festnehmen!"

Der Bauer sagte etwas zu Rybin, dieser schüttelte den Kopf und sprach mit zitternder Stimme, aber klar und mutig:

„Das macht nichts! Ich bin nicht allein auf Erden... Alle Wahrheit fangen sie doch nicht ein! Wo ich war, gedenkt man meiner... jawohl! Wenn sie auch das Nest zerstört haben und keine Freunde und Genossen mehr dort sind..."

„Das sagt er meinetwegen!" folgerte die Mutter schnell.

„Aber einst kommt der Tag, da die Adler ausfliegen, dann wird das Volk frei!"

Ein Weib brachte einen Eimer Wasser und begann stöhnend und klagend Rybins Gesicht zu waschen. Ihre schwache, jammernde Stimme verflocht sich mit Michailos Worten, und diese blieben der Mutter unverständlich. Der Bauernhaufe mit dem Kommissar trat vor, jemand schrie laut:

„Holt eine Fuhre für den Häftling! Wer ist an der Reihe?"

Dann ertönte von neuem die Stimme des Kommissars, er sagte in gekränktem Ton:

„Ich darf dich schlagen, aber du mich nicht, das darfst du nicht, du Rindvieh."

„So! Wer bist du denn? Bist du Gott?" rief Rybin.

Ein Durcheinander von halblauten Ausrufen übertönte seine Stimme.

„Streite nicht, Alter! Er ist nun einmal die Obrigkeit."

„Seien Sie nicht böse, Euer Wohlgeboren! Der Mensch ist nicht bei Sinnen..."

„Schweig doch, du Querkopf!"

„Sie bringen dich gleich in die Stadt."

„Da geht es mehr nach dem Gesetz."

Die Rufe der Menge klangen begütigend, bittend, sie flossen zu einem undeutlichen Lärm zusammen, in dem alles hoffnungslos und kläglich war. Die Landjäger geleiteten Rybin die Treppe zum Amt hinauf und verschwanden in der Tür. Die Bauern auf dem Platz gingen langsam auseinander. Die Mutter sah, daß der Blauäugige sich ihr zuwandte und sie verstohlen anblickte. Ihr zitterten die Füße, ein elendes Gefühl drückte ihr das Herz ab, und Übelkeit überkam sie.

„Ich darf nicht weggehen!" dachte sie. „Ich darf nicht!"

Sie klammerte sich fest an das Treppengeländer und wartete.

Der Polizeikommissar stand auf der Amtstreppe und redete gestikulierend mit vorwurfsvoller, schon wieder farbloser, seelenloser Stimme:

„Ihr seid Schafsköpfe, Hundsfötter! Ihr versteht nichts davon, und dabei mischt ihr euch in solche Sachen, in Staatsangelegenheiten! Mistviecher seid ihr! Ihr müßt mir kniefällig danken für meine Gutmütigkeit! Wenn ich will, marschiert ihr allesamt ins Zuchthaus."

Etwa zwei Dutzend Bauern standen mit den Mützen in der Hand da und hörten zu. Es wurde dunkel, die Wolken senkten sich tiefer herab.

Der Blauäugige kam näher und sagte seufzend:

„So geht es bei uns zu..."

„Ja—a", antwortete die Mutter leise.

Er blickte sie scharf an und fragte:

„Was ist Ihre Beschäftigung?"

„Ich kaufe Spitzen auf bei den Bauersfrauen und Leinen."

Der Bauer strich sich langsam den Bart. Dann meinte er, mit einem Blick nach dem Bezirksamt, träge und halblaut:

„Das findest du bei uns nicht."

Die Mutter sah ihn verstohlen an und wartete auf den Augenblick, wo sie schicklich ins Posthaus gehen könnte. Das Gesicht des Bauern war nachdenklich, hübsch, die Augen traurig. Der breitschultrige, große Mann trug einen überall geflickten Kaftan, ein sauberes Kattunhemd, Hosen aus selbstgewebtem Tuch und zerrissene Stiefel.

Die Mutter seufzte erleichtert. Plötzlich fragte sie ihn mehr instinktiv als überlegend:

„Kann ich bei dir übernachten?"

Sie fragte ihn, und alles in ihr straffte sich, Muskeln und Knochen. Stechende Gedanken fuhren ihr durch den Kopf.

„Nikolai Iwanowitsch stürze ich ins Verderben. Pascha bekomme ich lange nicht zu sehen. Mich wird man mißhandeln!"

Der Bauer blickte zu Boden, knöpfte seinen Kaftan zu und antwortete langsam:

„Übernachten? Das geht schon! Warum nicht? Aber meine Hütte ist elend."

„Ich bin nicht verwöhnt!“ antwortete die Mutter ohne Überlegung.

„Das geht schon!“ wiederholte der Bauer und maß sie mit einem forschenden Blick.

Es war schon dunkel, und in der Dämmerung glänzten seine Augen kalt, das Gesicht schien sehr blaß. Die Mutter sagte schnell, als liefe sie einen Berg hinunter, halblaut:

„Also, ich komme sofort, und du... du nimmst meinen Koffer.“

„Gut.“

Er schob die Schultern vor, schlug den Kaftan auf der Brust zusammen und sagte leise:

„Da kommt die Fuhre.“

Auf der Amtstreppe erschien Rybin, seine Hände waren wieder gebunden, sein Kopf und sein Gesicht grau verhüllt.

„Lebt wohl, liebe Leute!“ klang seine Stimme in der kalten Abenddämmerung. „Sucht die Wahrheit, hütet sie, glaubt dem Menschen, der euch das reine Wort bringt, schont euch nicht, wenn es der Wahrheit gilt!“

„Halt's Maul, du Hund!“ schrie von irgendwoher die Stimme des Kommissars. „Und du, treib die Pferde an, Schafskopf!“

„Was gebt ihr denn auf? Was für ein Leben führt ihr?“

Die Fuhre setzte sich in Bewegung. Rybin, zu dessen beiden Seiten Polizisten saßen, rief dumpf:

„Weshalb geht ihr an Hunger zugrunde? Bemüht euch um die Freiheit — sie gibt euch Brot und Wahrheit. Lebt wohl, ihr lieben Leute!“

Das hastige Rattern der Räder, das Stampfen der Pferde, die Stimme des Kommissars verschlangen seine Worte, übertönten und erdrückten sie.

„Jetzt ist's aus!“ sagte der Bauer kopfschüttelnd, wandte sich der Mutter zu und fuhr halblaut fort:

„Bleib noch eine Weile im Postamt, ich komme gleich.“

Die Mutter ging ins Zimmer, setzte sich an den Tisch vor den Samowar, nahm ein Stück Brot in die Hand, blickte es an und legte es langsam wieder auf den Teller. Sie mochte nicht essen, wieder verspürte sie Übelkeit. Ein widerwärtiges Wärmegefühl schwächte sie, trieb ihr das Blut aus dem Herzen und verursachte ihr Schwindel. Sie sah das Gesicht des blauäugigen Bauern vor sich; geheimnisvoll, gleichsam unfertig, flößte es kein Vertrauen ein. Aus irgendeinem Grund vermochte sie nicht zu denken, daß er sie verraten würde; doch war ihr dieser Gedanke schon gekommen und bedrückte dumpf und starr ihr Herz.

„Ich bin ihm aufgefallen“, dachte sie träge und kraftlos. „Er hat's erraten...“

Weiter kam ihr Gedanke nicht, er ertrank in qualvoller Niedergeschlagenheit, in dem klebrigen Übelkeitsgefühl.

Schüchterne Stille, die sich vor dem Fenster verbarg, löste den Lärm ab. Sie ließ im Dorf etwas Unterdrücktes, Erschrecktes ahnen, verschärfte in der Brust das Gefühl der Einsamkeit und füllte die Seele mit Finsternis, grau und weich wie Asche.

Das Mädchen trat ein, blieb an der Tür stehen und fragte:

„Soll ich das Rührei bringen?“

„Nicht nötig, mein Kind! Ich will nicht mehr, das Geschrei hat mich so erschreckt.“

Das Mädchen trat an den Tisch und erzählte erregt:

„Wie hat der Kommissar ihn geschlagen! Ich stand dicht dabei, ich habe es gesehen. Alle Zähne hat er ihm ausgeschlagen. Er spuckte Blut, ganz dickes, dunkles Blut! Seine Augen waren gar nicht mehr zu sehen, ja—a. Teerbrenner ist er ... Der Wachtmeister liegt da bei uns, ganz voll ist er und will immer noch mehr Branntwein haben. Er sagt, es war eine ganze Bande, und der mit dem Bart war der älteste, also der Anführer. Drei haben sie gefaßt, aber einer ist entkommen. Dann haben sie noch einen Lehrer abgefaßt, ja—a! Der ist auch mit dabei. Sie glauben nicht an Gott und reden den andern zu, daß sie die Kirchen plündern sollen. Solche Leute sind das! Manchen Bauern hat der Mann leid getan, aber andere sagen, man muß ihn erschlagen! Wir haben so böse Bauern — o weh!“

Die Mutter hörte der wirren, hastigen Erzählung aufmerksam zu und bemühte sich, ihre Unruhe zu unterdrücken und ihre trüben Ahnungen zu zerstreuen. Das kleine Mädchen aber freute sich wahrscheinlich darüber, daß sie zuhörte, und schwatzte mit immer größerer Lebhaftigkeit weiter:

„Vater sagt, das kommt alles von der Mißernte! Unser Land trägt seit zwei Jahren nichts, alle Leute sind ganz erschöpft. Davon sind die Bauern so böse — o weh! Sie schreien in der Gemeindeversammlung und raufen sich ... Neulich, als bei Wassjukow wegen Steuerschulden Sachen verkauft wurden, hat er den Dorfältesten ins Gesicht gehauen! — ‚Da hast du meine Steuern‘, sagte er ...“

Vor der Tür klangen schwere Schritte. Die Mutter stemmte die Hände auf den Tisch und stand auf.

Der blauäugige Bauer trat ein und fragte, ohne die Mütze abzunehmen:

„Wo ist das Gepäck?“

Er hob den Koffer leicht auf, schüttelte ihn und sagte:

„Der ist ja leer! Marjka, bring die Fremde nach meiner Hütte.“

Und ging fort, ohne sich umzublicken.

„Bleiben Sie über Nacht hier?“ fragte das kleine Mädchen.

„Ja! Ich komme wegen Spitzen. Ich kaufe Spitzen.“

„Bei uns wird nicht geklöppelt! In Tinkowo, in Darjino, bei uns aber nicht!“ erklärte das Mädchen.

„Dahin will ich morgen.“

Als sie den Tee bezahlte, gab sie der Kleinen drei Kopeken und erfreute sie damit sehr. Mit den bloßen Füßen flink über die feuchte Erde patschend, sagte sie draußen:

„Soll ich nach Darjino laufen und den Frauen sagen, daß sie ihre Spitzen hierher bringen? Dann kommen sie, und Sie brauchen nicht hinzufahren. Es sind immerhin zwölf Werst..."

„Nicht nötig, liebes Kind!" antwortete die Mutter, neben ihr herschreitend. Die kalte Luft erfrischte sie, und in ihrer Seele formte sich langsam ein unklarer Entschluß. Undeutlich, aber doch etwas verheißend, entwickelte er sich nur schwerfällig weiter; die Mutter wollte ihn rascher zur Reife bringen und legte sich die ernste Frage vor:

„Was nun? Soll ich ganz offen und aufrichtig..."

Es war dunkel und kalt. Die Fenster der Hütten glänzten trübe in rötlichem, unbeweglichem Licht. In der Stille brüllte das Vieh schläfrig, und kurze Rufe ertönten. Düstere, gedrückte, nachdenkliche Stille hüllte das Dorf ein...

„Hier ist es!" sagte das Mädchen. „Sie haben sich ein schlechtes Nachtquartier ausgesucht. Der Bauer ist sehr arm!"

Sie tastete nach der Tür, öffnete sie und rief munter in die Hütte hinein:

„Tante Tatjana!"

Und lief fort. Aus der Dunkelheit her erklang ihre Stimme:

„Leben Sie wohl!..."

17

Die Mutter blieb an der Schwelle stehen, legte die flache Hand an die Augen und hielt Ausschau. Es war eine enge, kleine, aber saubere Hütte — das sprang sofort in die Augen. Hinter dem Ofen sah ein junges Weib hervor, das sich schweigend verbeugte und dann verschwand. In der Vorderecke brannte auf dem Tisch eine Lampe.

Der Hausherr, der soeben nach Hause gekommen war, saß am Tisch, klopfte mit den Fingern auf den Rand und blickte unverwandt der Mutter ins Gesicht.

„Treten Sie näher!" sagte er. Und nach einiger Zeit: „Tatjana, geh, hole jetzt Pjotr, aber schnell!"

Die Frau ging fort, ohne den Gast anzublicken. Die Mutter setzte sich dem Hausherrn gegenüber auf die Bank und blickte um sich. Ihr Koffer war nicht zu sehen. Drückende Stille erfüllte die Hütte, nur die Flamme in der Lampe knisterte kaum hörbar. Das besorgte, finstere Gesicht des Bauern schwankte vor den Augen der Mutter unbestimmt hin und her und rief ein ärgerliches Gefühl in ihr wach.

„Wo ist mein Koffer?" fragte sie zu ihrer eigenen Verwunderung laut.

Der Bauer zuckte die Achseln und erwiderte nachdenklich:

„Der geht nicht verloren..."

Er dämpfte dann die Stimme und fuhr finster fort:

„Ich habe vorhin, als die Kleine dabei war, absichtlich gesagt, er sei leer. Nein, er ist nicht leer! Es ist was Schweres drin."

„Nun — und?" fragte die Mutter.

Er stand auf, trat auf sie zu und fragte leise, sich zu ihr niederbeugend:

„Kennen Sie jenen Menschen?"

Die Mutter fuhr zusammen, antwortete aber fest:

„Ja!"

Dieses kurze Wort erleuchtete sie gleichsam von innen heraus und machte außen alles klar. Sie stieß einen Seufzer der Erleichterung aus, rückte auf der Bank hin und her und setzte sich zurecht.

Der Bauer schmunzelte.

„Ich habe gesehen, wie Sie ihm ein Zeichen gaben und er Ihnen. Ich habe ihn leise gefragt: Du siehst wohl eine Bekannte auf der Treppe?"

„Und er?" fragte die Mutter schnell.

„Er? ‚Es sind unser viele', so sagte er."

Er blickte fragend in die Augen der Besucherin und fuhr wieder lächelnd fort:

„Der Mann hat viel Kraft! Ist verwegen, sagt alles ganz offen. Sie schlagen ihn und tun ihm alles mögliche, aber er läßt sich nicht irremachen."

Die unsichere, nicht sehr kräftige Stimme des Bauern, sein unfertiges Gesicht und die hellen, offenen Augen beruhigten die Mutter immer mehr. Statt der quälenden Sorge fühlte sie jetzt brennendes Mitleid für Rybin. Sie konnte nicht mehr an sich halten; erbitterte Wut überkam sie plötzlich, und sie rief mit erstickter Stimme: „Räuber, Untiere!"

Der Bauer ging beiseite und schüttelte den Kopf.

„Die Obrigkeit hat sich beliebt gemacht — ja!"

Plötzlich trat er wieder zur Mutter hin und sagte leise zu ihr:

„Ich habe also erraten, daß im Koffer Zeitungen sind ... Stimmt das?"

„Ja!" antwortete die Mutter einfach. „Für ihn habe ich sie hergebracht."

Er runzelte die Stirn, nahm den Bart in die Faust, blickte seitwärts und schwieg einen Augenblick.

„Die Zeitung ist auch zu uns gelangt ... Und allerhand Bücher ... Den Mann kannten wir schon..."

Der Bauer hielt inne, dachte nach und fragte dann:

„Was wollen Sie also jetzt damit machen, mit dem Koffer?"

Die Mutter sah ihn an und sagte herausfordernd:

„Den lasse ich Ihnen."

Er wunderte sich nicht, sagte nichts dazu, sondern wiederholte nur:

„Uns wollen Sie ihn lassen..."

Er nickte, ließ den Bart aus der Faust, fuhr mit den Fingern durch ihn und setzte sich.

Mit unerbittlicher, eigensinniger Hartnäckigkeit malte die Erinnerung der Mutter die Szene von Rybins Mißhandlung vor die Augen; sein Bild löschte in ihrem Kopf alle Gedanken aus. Schmerz und Zorn

über die Unbill, die er erlitten hatte, waren stärker als alle Gefühle — sie konnte nicht mehr an ihren Koffer oder sonst etwas denken. Aus ihren Augen floß ein Tränenstrom, aber ihr Gesicht war finster und die Stimme fest, als sie zu ihrem Wirt sagte:

„Sie rauben, würgen, trampeln den Menschen in den Schmutz — die Verfluchten!"

„Sie haben die Macht!" antwortete der Bauer leise. „Gewaltig ist ihre Macht."

„Aber wo nehmen sie die her?" rief sie unwillig aus. „Von uns nehmen sie sie, aus dem Volk, alles kommt von uns her!"

Dieser Bauer mit seinem hellen, aber unergründlichen Gesicht reizte sie.

„Ja!" sagte er nachdenklich. „Ein Rad ..."

Dann horchte er gespannt, wandte den Kopf zur Tür hin, lauschte und sagte leise:

„Es kommt jemand."

„Wer?"

„Wohl unsere Leute ..."

Seine Frau trat ein, hinter ihr schritt ein Bauer. Er warf seine Mütze in die Ecke, trat schnell an den Hausherrn heran und fragte ihn:

„Nun, wie ist's?"

Der nickte bejahend.

„Stepan!" sagte seine Frau, die jetzt am Ofen stand, „vielleicht will die Fremde etwas essen?"

„Nein, ich will nicht, danke, liebe Frau!" erwiderte die Mutter.

Der andere Bauer trat an die Mutter heran und sagte schnell und abgerissen:

„Erlauben Sie also, daß ich Ihre Bekanntschaft mache. Ich heiße Pjotr Jegorow Rjabinin, mit Spitznamen ‚der Pfriem'. Von Ihren Angelegenheiten verstehe ich einiges ... Kann lesen und schreiben und bin kein Schafskopf, sozusagen."

Er nahm die Hand, die die Mutter ihm bot, schüttelte sie und wandte sich an den Hausherrn:

„Da, Stepan, sieh! Warwara Nikolajewna ist sicher eine gutherzige Gutsfrau und sagt doch von diesen Dingen, das sei Unsinn und Faselei. Junge Burschen wären es und allerhand Studenten, die das Volk aus Dummheit aufwiegeln! Aber wir beide, wir haben ja gesehen, wie man eben einen Bauern verhaftet hat, einen ernsthaften, gesetzten Mann, und jetzt haben wir hier die Frau, die doch schon älter ist und nicht von Herrenblut abstammt, scheint's. Nichts für ungut — von welcher Abstammung sind Sie?"

Er sprach schnell, eindringlich, ohne Atem zu holen. Sein Bart zitterte nervös, seine blinzelnden Augen prüften hastig Gesicht und Gestalt der Mutter. Zerlumpt, zerzaust, mit wirrem Haar, schien er soeben gerauft, den Gegner niedergerungen zu haben und nun von freudiger Siegeserregung ergriffen zu sein. Er gefiel der Mutter mit seiner Munterkeit, und weil er gleich so offen und einfach sprach. Sie blickte ihm freundlich ins Gesicht und antwortete auf seine Frage. Er schüttelte ihr noch einmal die Hand und sagte leise, mit einem trockenen, spröden Lachen:

„Siehst du, Stepan, die Sache da stimmt! Da ist kein Haken dran! Ich habe dir gesagt: das Volk fängt eigenhändig an. Unsere Gnädige sagt nicht die Wahrheit, die bringt ihr Schaden. Ich habe Achtung vor ihr, sie ist ein guter Mensch und will uns wohl. Das heißt, nicht allzuviel und ohne Nachteil für sich selbst! Das Volk will aber geradeaus gehen und fürchtet weder Nachteil noch Schaden. Für das Volk ist das ganze Leben ein Schaden; es kann nirgends hin; ringsum hört es nichts als — halt!"

„Das stimmt", sagte Stepan kopfnickend und fügte sofort hinzu: „Sie macht sich Sorge wegen ihres Gepäcks ..."

Pjotr zwinkerte der Mutter verschmitzt zu und fuhr mit einer beruhigenden Handbewegung fort:

„Machen Sie sich keine Sorge! Kommt alles ins Lot, Mütterchen! Ihr Koffer ist bei mir. Vorhin, als er mir von Ihnen erzählte, daß Sie wohl auch Mitwisserin sind und jenen Menschen kennen, sagte ich ihm: ‚Paß auf, Stepan! In so einem schweren Fall heißt es aufpassen.' Na, und Sie haben uns auch offenbar gewittert, als wir neben Ihnen standen. Rechtschaffene Leute kann man gleich am Gesicht erkennen, weil nur so wenige auf der Straße gehen. Ihr Köfferchen ist bei mir."

Er setzte sich neben sie, blickte ihr bittend in die Augen und fuhr fort:

„Wenn Sie ihn etwas erleichtern wollen, helfen wir Ihnen mit Vergnügen dabei! Bücher können wir brauchen."

„Sie will uns alles geben!" bemerkte Stepan.

„Das ist ausgezeichnet! Wir wollen schon einen Platz finden!"

Er sprang behend auf, schritt hastig in der Hütte auf und ab und meinte zufrieden:

„Das ist sozusagen ein wunderbarer Zufall! ... An der einen Stelle ist der Faden gerissen, an der andern wird er wieder geknüpft. Nicht übel! Die Zeitung ist aber gut, Mamachen, die putzt die Augen rein. Den Herren ist das unangenehm. Ich arbeite sieben Werst von hier bei einer Gutsbesitzerin als Tischler. Eine gute Frau, das muß man ihr lassen, sie gibt uns manchmal was zu lesen. Man liest, und es ist wie eine Offenbarung! Überhaupt sind wir ihr dankbar. Aber einmal zeigte ich ihr eine Nummer der Zeitung; das hat sie sogar übelgenommen. Laß das, Pjotr, hat sie gesagt! Davon wird euer Leid nur größer, Gefängnis und Sibirien stehen darauf."

Er schwieg plötzlich wieder, dachte nach und fragte:

„Sagen Sie mir doch, Mamachen, ist dieser Mensch Ihr Verwandter?"

„Nein, er ist mir fremd", antwortete die Mutter.

Pjotr lachte klanglos, wie befriedigt, und nickte mit dem Kopf; im nächsten Augenblick schien es

der Mutter aber, daß das Wort „fremd" in bezug auf Rybin nicht angebracht sei und diesen kränken müsse.

„Ich bin nicht mit ihm verwandt", sagte sie, „kenne ihn aber schon lange und achte ihn wie einen leiblichen Bruder ... der älter ist als ich!"

Das richtige Wort fand sich nicht, und das war ihr unangenehm, und sie konnte wieder ein leichtes Schluchzen nicht unterdrücken. Finstere, erwartungsvolle Stille herrschte in der Hütte. Pjotr neigte den Kopf auf die Schulter und stand da, als horche er. Stepan hatte die Ellbogen auf den Tisch gestützt und klopfte die ganze Zeit über mit dem Finger nachdenklich auf die Platte. Seine Frau hatte sich im Dunkeln an den Ofen gelehnt. Die Mutter fühlte ihren unverwandten Blick und sah ihr bisweilen selbst ins Gesicht — ein ovales, braunes Gesicht mit gerader Nase und kurz und energisch geformtem Kinn. Ihre grünlichen Augen glänzten eindringlich und scharf.

„Also ein Freund", meinte Pjotr leise, „einer, der Charakter hat, ja! Der schätzt sich hoch ein, ganz, wie sich's gehört. Das ist ein Mensch, Tatjana, was? Du sagst ..."

„Ist er verheiratet?" unterbrach ihn Tatjana, die dünnen Lippen ihres kleinen Mundes fest zusammenpressend.

„Er ist Witwer!" antwortete die Mutter traurig.

„Daher ist er auch so verwegen!" sagte Tatjana mit tiefer Bruststimme. „Ein verheirateter Mann wird diesen Weg nicht gehen, der fürchtet sich."

„Und ich? Ich bin doch auch verheiratet", rief Pjotr.

„Du, hör auf, Gevatter!" sagte die Frau, ohne ihn anzusehen, und verzog den Mund. „Was bist du denn? Du redest viel und liest mal ein Buch. Die Leute haben wenig Nutzen davon, daß du mit Stepan in den Winkeln herumtuschelst."

„Auf mich hören viele", versetzte der Bauer gekränkt und leise. „Ich bin hier wie so ein Sauerteig. Du redest da nur so ..."

Stepan blickte schweigend seine Frau an und senkte wieder den Kopf.

„Warum heiraten die Bauern nur?" fragte Tatjana. „Sie brauchen die Frau für die Arbeit, sagen sie. Wozu soll man bloß arbeiten?"

„Hast du nicht Arbeit genug?" warf Stepan dumpf ein.

„Die Arbeit, von der du sprichst, hat gar keinen Zweck. Hunger leidest du trotzdem Tag für Tag. Wenn Kinder kommen, hat man keine Zeit, nach ihnen zu sehen — immer wegen dieser Arbeit, die doch kein Brot gibt."

Sie trat zur Mutter, setzte sich neben sie und sprach hart, ohne Mitleid und Kummer:

„Ich hatte zwei Kleine. Einer, ein Zweijähriger, hat sich mit heißem Wasser verbrüht, den anderen habe ich nicht austragen können, er wurde tot geboren, alles wegen dieser verfluchten Arbeit! Macht einem das Freude? Ich sage, die Bauern heiraten ganz unnütz, sie binden sich nur die Hände. Wenn sie ledig blieben, könnten sie eine vernünftige Ordnung erreichen, könnten für die Wahrheit eintreten wie jener Mann. Habe ich recht, Mütterchen?"

„Richtig!" sagte die Mutter. „Richtig, Liebe. Anders kann man das Leben nicht bezwingen."

„Haben Sie denn einen Mann?"

„Der ist tot. Ich habe einen Sohn."

„Und wo ist der, leben Sie zusammen?"

„„Er sitzt im Gefängnis!" antwortete die Mutter und fühlte dabei, daß diese Worte, neben dem gewohnten Kummer, den sie stets bei ihr wachriefen, ihre Brust mit ruhigem Stolz erfüllten.

„Sie haben ihn schon zum zweitenmal eingesperrt! ... Und immer deswegen, weil er Gottes Wahrheit verstanden und sie offen ausgesät hat. Er ist jung und ein hübscher, kluger Bursche. Die Zeitung hat er sich ausgedacht und Michailo Iwanowitsch den rechten Weg gewiesen, obschon Michailo doppelt so alt ist wie er. Jetzt werden sie über meinen Sohn deswegen Gericht halten und ihn verurteilen. Er wird aber aus Sibirien entkommen und wieder seine Arbeit verrichten ..."

Sie sprach, und das stolze Gefühl in ihrer Brust schwoll immer höher, rang nach Worten, preßte ihr die Kehle zusammen. Sie brauchte unbedingt ein helles, sinnvolles Gegengewicht für all das Düstere, das sie an diesem Tage gesehen hatte und das ihren Kopf beschwerte mit sinnlosem Entsetzen, mit schamloser Grausamkeit. Ganz unbewußt gab sie diesem Bedürfnis ihrer gesunden Seele nach und trug alles Helle und Reine, das sie gesehen, zu einem Feuer zusammen, das sie durch seine klare Glut blendete.

„Es sind schon viele solche Leute geboren, und immer mehr kommen hinzu; und alle werden bis an ihr Ende für die Freiheit der Menschen und für die Wahrheit eintreten."

Sie vergaß jede Vorsicht, und, wenn sie auch keine Namen nannte, so erzählte sie doch alles, was sie von der Geheimarbeit zur Befreiung des Volkes aus den Ketten der Habgier wußte. Als sie die Menschen schilderte, die ihrem Herzen teuer waren, legte sie in ihre Worte all die Kraft, all den Überschwang an Liebe, die so spät durch die unruhigen Stöße des Lebens in ihrer Brust erweckt worden war, und mit warmer Freude sah sie die Gefährten vor sich, die, durch ihr Gefühl beleuchtet und verschönt, in ihrer Erinnerung erstanden.

„Auf der ganzen Erde wird gemeinsam gearbeitet, in allen Städten; die Kraft des Guten kennt kein Maß, keine Zahl, sie wächst und wird wachsen bis zu der Stunde unseres Sieges."

Ihre Stimme floß gleichmäßig dahin, sie fand leicht die Worte und reihte sie wie vielfarbige Perlen auf den starken Faden ihres Verlangens, das Herz vom Blut und Schmutz dieses Tages zu

reinigen. Sie sah, daß die Bauern wie angewachsen ihrer Rede zuhörten, sich nicht rührten, ihr ernst ins Gesicht blickten, sie hörte den schweren Atem der Frau, die neben ihr saß, und fühlte sich bestärkt in ihrem Glauben an das, was sie sagte und den Menschen versprach.

„Alle, die es schwer haben im Leben, die unter dem Druck von Not und Gesetzlosigkeit seufzen, unter dem Joch der Reichen und ihrer Helfer — alle, das ganze Volk muß denen entgegenkommen, die für sein Wohl in den Kerkern schmachten und Todesqualen ertragen. Selbstlos weisen sie den Weg zum Glück aller Menschen, ohne Trug sagen sie, es ist ein schwerer Weg, und niemanden nehmen sie gewaltsam mit; aber wer einmal neben sie getreten ist, der kommt nie von ihnen los, der sieht: alles ist wahr, diesen Weg und keinen andern muß man gehen."

Sie freute sich, ihren alten Wunsch jetzt verwirklichen zu können — sie selbst sprach zu den Menschen über die Wahrheit!

„Mit solchen Menschen kann das Volk gehen; sie werden sich mit Geringem nicht zufrieden geben, sie werden nicht haltmachen, bevor nicht jeder Trug überwunden ist, jede Bosheit und Habgier, sie werden die Hände nicht eher in den Schoß legen, als bis das ganze Volk einstimmig sagt: — ‚Ich bin der Herrscher, ich selbst gebe für alle gleiche Gesetze.'"

Sie schwieg müde. In ihrer Brust fühlte sie die ruhige Sicherheit, daß ihre Worte hier nicht spurlos verhallen würden. Die Bauern blickten sie an, sie erwarteten noch etwas. Pjotr hatte die Hände auf der Brust gefaltet, in seinem bunten Gesicht zitterte ein Lächeln. Stepan hatte einen Arm auf den Tisch gestützt und sich ganz vorgebeugt mit vorgestrecktem Hals, als höre er noch immer zu. Auf seinem Gesicht lag ein Schatten, deshalb erschien es jetzt weniger unfertig. Sein Weib saß gebückt neben der Mutter, hatte die Ellbogen auf die Knie gelegt und blickte zu Boden.

„Also, so ist es", flüsterte Pjotr, nickte und setzte sich auf die Bank.

Stepan richtete sich langsam auf, blickte seine Frau an und breitete die Arme in der Luft aus, als wollte er etwas umarmen.

„Wenn man die Sache anpackt", sagte er nachdenklich und halblaut, „muß man schon mit Leib und Seele dabei sein!"

Pjotr flocht schüchtern ein:

„Ja—a. Man darf nicht zurückblicken!"

„Die Sache ist groß gedacht!" fuhr Stepan fort.

„Für die ganze Welt!" fügte Pjotr hinzu.

18

Die Mutter hatte sich mit dem Rücken gegen die Wand gelehnt, den Kopf zurückgeworfen und hörte auf die halblauten, abwägenden Worte der Bauern. Tatjana stand auf, blickte um sich und setzte sich wieder. Ihre grünen Augen glänzten trocken, als sie die Bauern unzufrieden und mit Geringschätzung ansah.

„Sie haben, scheint's, viel Kummer erlitten?" wandte sie sich plötzlich an die Mutter.

„Und ob!" erwiderte diese.

„Sie sprechen gut. Ihre Rede geht einem zu Herzen. Man denkt — Herrgott, wenn man wenigstens durch eine Ritze solche Leute und solches Leben sehen könnte! Wie lebt man denn? Wie ein Schaf! Ich kann ja lesen und schreiben, ich lese Bücher, denke viel nach, manchmal lassen mich die Gedanken sogar nachts nicht schlafen. Aber was hat das für einen Sinn? Denkt man nicht nach — so geht man zugrunde, und das Nachdenken nützt einem auch nichts."

Sie sprach mit spöttischem Blick und stockte bisweilen, als hätte sie plötzlich ihre Rede wie einen Faden durchgebissen. Die Bauern schwiegen. Der Wind strich über die Fensterscheiben, raschelte im Stroh auf dem Dach und summte leise im Schornstein. Ein Hund heulte. Unwillig schlugen ab und zu Regentropfen gegen das Fenster. Die Flamme in der Lampe zitterte, wurde trübe, brannte aber einen Augenblick später wieder gleichmäßig und hell.

„Da habe ich Ihre Reden angehört ... Dafür leben also die Menschen! Und es ist wunderbar — ich höre Ihnen zu und merke, das weiß ich ja alles schon! Aber früher habe ich nie dergleichen gehört und nie solche Gedanken gehabt."

„Wir müssen etwas essen, Tatjana, und das Licht ausmachen!" sagte Stepan finster und langsam. „Sonst sehen die Leute — bei Tschumakows hat lange Licht gebrannt. Uns macht das nichts aus — aber für den Gast kann es böse Folgen haben."

Tatjana stand auf und ging zum Herd.

„Ja—a!" meinte Pjotr leise und lächelte. „Jetzt, Freund, heißt es, die Augen offenhalten! Wenn die Zeitung unter die Leute kommt ..."

„Ich spreche nicht von mir. Mich mögen sie einsperren, was ist da groß dabei?"

Seine Frau trat an den Tisch heran und sagte:

„Mach Platz!"

Er rückte weiter, sah zu, wie sie den Tisch deckte, und sagte spöttisch:

„Der Preis für unsereins ist ein Fünfer das ganze Bund, selbst wenn es ein Schock ist."

Die Mutter empfand plötzlich Mitleid mit ihm, er gefiel ihr immer besser. Sie fühlte sich nach ihrer Rede wie erfrischt von der schlammigen Schwere des Tages, sie war mit sich zufrieden und wünschte allen Gutes und Schönes.

„Das ist nicht richtig!" meinte sie. „Der Mensch braucht nicht damit einverstanden zu sein, wie ihn die Leute einschätzen, die nur sein Blut brauchen. Man muß sich selbst von innen schätzen, nicht für die Feinde, sondern für die Freunde."

„Was haben wir für Freunde?" rief der Bauer leise. „Höchstens, bis es ans Essen und Trinken geht."

„Doch, das Volk hat Freunde."

„Ja, aber nicht hier. Das ist die Sache!" erwiderte Stepan nachdenklich.

„Ihr solltet sie euch hier werben..."

Stepan dachte nach und sagte leise:

„Ja, das müßte man."

„Setzt euch zu Tisch!" forderte Tatjana auf.

Beim Abendessen begann Pjotr, der von den Worten der Mutter ganz überwältigt war, ja ganz verstört schien, wieder lebhaft und schnell zu reden.

„Mütterchen, Sie müssen morgen früh von hier fort, damit man Sie nicht bemerkt. Und zwar mit Postpferden zur nächsten Station, nur nicht gleich in die Stadt."

„Warum? Ich bringe sie fort", sagte Stepan.

„Nur das nicht. Im Falle, daß etwas passiert, wird man dich fragen: Hat sie bei dir übernachtet? Wo ist sie geblieben? — Ich habe sie fortgebracht, sagst du. Aha, du hast sie fortgebracht? Dann marschier nur ins Loch! Verstanden? Wozu denn die Eile, ins Loch zu kommen? Alles hat seine Zeit: ‚Eile mit Weile', wie das Sprichwort lautet. Hat sie aber einfach hier übernachtet, Pferde gedungen und ist weitergefahren, dann ist das ein ander Ding! Wer übernachtet hier nicht alles? Ein vielbesuchtes Dorf!"

„Wo hast du das Gruseln gelernt, Pjotr?" fragte Tatjana spöttisch.

„Man muß alles kennenlernen, Gevatterin!" rief Pjotr und schlug sich aufs Knie. „Angst ebenso wie Verwegenheit! Weißt du noch, wie die Obrigkeit den Waganow wegen der Zeitung verdroschen hat? Jetzt kriegst du Waganow für viel Geld nicht dazu, daß er ein Buch in die Hand nimmt. Glauben Sie, Mütterchen, ich verstehe mich auf diese Dinge, das weiß jeder. Schriften und Flugblätter verbreite ich Ihnen, soviel Sie wollen! Die Leute hier bei uns sind natürlich nicht gebildet und recht ängstlich, das schon, aber die Zeit setzt einem ebenso zu, daß man unwillkürlich die Augen aufreißt: was tut eigentlich not? Und die Bücher antworten ganz klar und einfach: nachdenken mußt du, überlegen! das tut not. Es gibt Beispiele, daß ein Ungebildeter mehr als ein Gebildeter begreift — besonders, wenn der Gebildete zu satt ist! Ich komme hier viel herum und sehe viel. Es geht schon, es läßt sich leben, nur ein wenig Verstand braucht man und ein wenig Gewandtheit, damit man nicht gleich in die Patsche kommt! Die Obrigkeit merkt auch, daß mit dem Bauern etwas los ist: er lacht wenig und ist unfreundlich, er will sich überhaupt die Obrigkeit abgewöhnen. Neulich kamen sie nach Smoljakowo — einem kleinen Dorf hier in der Nähe —, um Abgaben einzutreiben, die Bauern aber muckten auf und griffen flugs nach den Zaunpfählen. Der Kommissar sagt: ‚Ihr Hundsfötter! Das geht ja gegen den Zaren!' Ein Bauer, Spiwakin, meint darauf: ‚Laßt mich doch mit eurem Zaren ungeschoren! Was ist das schon für ein Zar, der einem das letzte Hemd vom Leibe reißt!' So weit ist es gekommen, Mütterchen! Natürlich flog Spiwakin ins Loch... Aber sein Wort, das blieb, und selbst die kleinen Jungen kennen es jetzt. Es schreit und lebt."

Er aß nicht, sondern sprach fortwährend in schnellem Flüsterton. Seine dunkeln, schelmischen Augen glänzten munter, und dabei schüttelte er, wie Kupfermünzen aus einem Beutel, zahllose Begebenheiten des Landlebens vor der Mutter aus.

Zweimal sagte Stepan zu ihm:

„Du solltest doch essen..."

Pjotr nahm ein Stück Brot, ergriff einen Löffel und schwelgte in Erzählungen wie ein Stieglitz in Liedern.

Nach dem Abendessen sprang er auf und erklärte:

„Ich muß jetzt nach Hause!..."

Er trat vor die Mutter hin, nickte, schüttelte ihr die Hand und sagte:

„Leben Sie wohl, Mütterchen! Vielleicht sehen wir uns nicht wieder. Ich muß Ihnen sagen, daß das alles sehr schön ist, daß ich Sie getroffen habe, und Ihre Reden auch. Das war sehr schön! Haben Sie in dem Köfferchen noch was außer den gedruckten Sachen? Ein wollenes Tuch vielleicht? Gut! Ein wollenes Tuch, Stepan, vergiß das nicht! Er bringt Ihnen das Köfferchen gleich. Komm, Stepan!"

Als sie fort waren, hörte man die Schaben rascheln, den Wind auf dem Dach poltern und im Schornstein klappern und den Regen einförmig gegen das Fenster schlagen. Tatjana bereitete das Lager für die Mutter: sie schleppte Kleider vom Ofen und von der Schlafpritsche und legte sie auf die Bank.

„Ist der aber lebhaft!" meinte die Mutter.

Ihre Wirtin blickte sie finster an und antwortete:

„Es bimmelt und bammelt, aber man hört es nicht weit."

„Und Ihr Mann, was ist das für ein Mensch?" fragte die Mutter.

„Ein guter Bauer, er trinkt nicht, und wir leben gut zusammen. Nur hat er einen schwachen Charakter."

Sie gab sich einen Ruck und sagte nach kurzem Schweigen:

„Um was handelt es sich jetzt? Das Volk aufzuwiegeln? Natürlich! Alle denken daran, doch jeder für sich. Es ist aber nötig, daß alle laut davon reden, irgendwer muß sich eben dazu entschließen."

Sie setzte sich auf die Bank und fragte plötzlich:

„Sie sagen: auch junge Fräuleins beschäftigen sich mit Ihrer Sache, gehen zu den Arbeitern, lesen. Sind sie denn nicht zu stolz dazu, haben sie keine Angst?"

Und als sie die Antwort der Mutter aufmerksam angehört, seufzte sie tief. Dann senkte sie die Augenlider, neigte den Kopf und begann wieder:

„In einem Buch habe ich die Worte gelesen: ‚Ein gedankenloses Leben.' Das habe ich begriffen, sofort! Ich kenne dieses Leben. Gedanken sind da, aber sie haben keinen Zusammenhang und irren wie Schafe ohne Hirten umher, niemand sammelt sie. Das ist ein gedankenloses Leben! Ich würde gern davonlaufen, ohne mich umzusehen. Es ist doch ein Jammer, wenn man etwas begreift!"

Die Mutter sah diesen Jammer in dem trockenen Glanz ihrer grünen Augen, in ihrem abgezehrten Gesicht, hörte ihn in ihrer Stimme. Sie wollte sie trösten, ihr ein gutes Wort sagen.

„Sie wissen doch aber, Liebe, was wir tun müssen."

Tatjana unterbrach sie leise:

„Man muß es begreifen. Ihr Lager ist fertig, legen Sie sich hin!"

Sie ging an den Ofen und blieb dort schweigend stehen. Die Mutter legte sich angekleidet hin; die Müdigkeit lag ihr qualvoll in den Gliedern, und sie stöhnte leise.

Tatjana löschte die Lampe aus, und, als die Hütte von dichter Finsternis erfüllt war, ertönte ihre tiefe, gleichmäßige Stimme. Sie klang so, als wenn sie von dem platten Gesicht der drückenden Finsternis etwas fortwischte.

„Sie beten nicht ... Ich glaube auch nicht an Gott."

Die Mutter drehte sich unruhig auf der Bank herum. Undurchdringliche Finsternis blickte ihr aus dem Fenster entgegen, und in die Stille hinein zog unablässig ein kaum hörbares Rauschen und Rascheln. Sie sagte fast flüsternd und ängstlich:

„Was Gott betrifft — ich weiß es nicht... Aber an Christus glaube ich und an seine Worte. ‚Du sollst deinen Nächsten lieben wie dich selbst...' ja, daran glaube ich!..."

Tatjana schwieg. In der Dunkelheit traten die verschwommenen Umrisse ihrer geraden Gestalt hervor, die sich grau vom dunkeln Hintergrund des Ofens abhob. Die Mutter schloß bekümmert die Augen.

Plötzlich ertönte eine kalte Stimme:

„Den Tod meiner Kinder kann ich weder Gott noch den Menschen verzeihen... niemals!"

Die Nilowna setzte sich unruhig auf, ihr Herz hatte die Heftigkeit des Schmerzes gefühlt, der diese Worte hervorgerufen.

„Sie sind jung, Sie werden noch Kinder haben", sagte sie freundlich.

Die Frau antwortete nach einer Weile im Flüsterton:

„Nein, mit mir ist etwas nicht in Ordnung, der Arzt sagt, ich werde nie mehr gebären."

Eine Maus lief über den Fußboden. Etwas knackte trocken und laut und zerriß die unbewegliche Stille mit einem unsichtbaren Klangblitz. Und wieder hörte man das Rauschen und Rascheln des Herbstregens auf dem Strohdach. Es wühlte auf dem Dach wie erschreckte, zarte Finger. Trostlos fielen die Wassertropfen auf die Erde, den langsamen Verlauf der Herbstnacht messend.

In schwerem Halbschlaf hörte die Mutter dumpfe Schritte auf der Straße, im Flur. Die Tür wurde behutsam geöffnet, ein leiser Ruf ertönte:

„Tatjana... Schläfst du schon?"

„Nein."

„Aber sie schläft doch?"

„Es scheint so..."

Ein Licht flammte auf, zitterte und ertrank in der Finsternis. Der Bauer trat ans Lager der Mutter, legte den Schafpelz zurecht und hüllte ihre Füße ein. Diese Fürsorge rührte die Mutter durch ihre Einfachheit, und sie schloß lächelnd wieder die Augen. Stepan entkleidete sich schweigend und kletterte auf die Pritsche. Es wurde still.

Die Mutter lag unbeweglich da, auf die trägen Schwingungen der schläfrigen Stille lauschend; in der Finsternis vor ihr schwankte das blutüberströmte Gesicht Rybins hin und her. Von der Pritsche her kam trockenes Geflüster.

„Siehst du, was für Leute sich damit abgeben? Schon Bejahrte, die den Kummer gründlich kennengelernt haben und für die es an der Zeit wäre auszuruhen! Du bist doch noch jung und vernünftig. Ach, Stepan."

Der Bauer antwortete mit seiner tiefen, feuchten Stimme:

„Ohne Überlegung kann man so eine Sache nicht anpacken."

„Das habe ich schon gehört."

Die Laute brachen ab und erklangen wieder — Stepans Stimme summte:

„So muß man es machen. Man muß erst mit den Bauern einzeln reden. Da ist der Aljoscha Makow, der ist mutig, kann lesen und schreiben und ist gegen die Obrigkeit erbittert... Sergej Schorin ist auch ein vernünftiger Bauer... Knjasew ist ein rechtschaffener, verwegener Mann. Das genügt einstweilen! Zuerst müssen wir uns die Leute ansehen, von denen sie sprach. Ich nehme eine Axt und gehe in die Stadt, gebe vor, daß ich mich dort nach einem Verdienst umsehen will als Holzspalter. Hier muß man vorsichtig sein. Sie hat recht: der Mensch ist so viel wert wie seine Arbeit. Denk einmal an jenen Bauern. Den kannst du vor Gott hinstellen — er gibt nicht nach. Was sagst du zu Nikita? Der hat sich geschämt. Einfach wunderbar!"

„Man schlägt in eurer Gegenwart einen Menschen, und ihr sperrt das Maul auf..."

„Wart doch einmal! Sag — Gott sei Dank, daß wir selbst den Mann nicht geschlagen haben... jawohl!"

Er flüsterte noch lange und dämpfte seine Stimme bald so, daß die Mutter seine Worte kaum hörte,

dann wurde sie wieder laut und voll. Sein Weib hielt ihn zurück.

„Still, du weckst sie auf ..."

Die Mutter fiel in tiefen Schlaf, der plötzlich wie eine dichte Wolke auf sie niedergeglitten war, sie umfangen und fortgetragen hatte.

Tatjana weckte sie, als die graue Morgendämmerung noch blind in die Fenster blickte und der eherne Klang der Kirchenglocke in der kalten Stille schläfrig über das Dorf dahinzog.

Stepan glättete seinen zerzausten Bart und fragte die Mutter eifrig, wo er sie in der Stadt finden könne. Ihr kam das Gesicht des Bauern heute besser und weniger unfertig vor als gestern. Beim Tee meinte er lächelnd:

„Wie ist das wunderbar zugegangen!"

„Was?" fragte Tatjana.

„Nun, diese Bekanntschaft! So einfach."

Die Mutter erwiderte nachdenklich, aber überzeugt:

„In dieser Sache ist alles von einer wunderbaren Einfachheit."

Die beiden verabschiedeten sich zurückhaltend von ihr, sie machten nicht viele Worte, zeigten sich aber in jeder Kleinigkeit um ihre Bequemlichkeit besorgt.

Als die Mutter im Wagen saß, dachte sie, dieser Bauer würde vorsichtig und lautlos wie ein Maulwurf und ebenso unermüdlich arbeiten. Und stets würde die unzufriedene Stimme seiner Frau in seinen Ohren klingen, und ihre brennenden grünen Augen würden glänzen, und, solange sie lebte, würde niemals der rachedurstige Schmerz der Wölfin um ihre verlorenen Kinder in ihr sterben.

Sie dachte an Rybin, sein Blut, sein Gesicht, seine heißen Augen und seine Worte, und ihr Herz krampfte sich in bitterem Gefühl der Ohnmacht gegenüber den wilden Tieren zusammen. Auf dem ganzen Weg bis zur Stadt stand vor ihr auf dem trüben Hintergrund des grauen Tages die stämmige, von Zorn und Glauben an seine Wahrheit erfüllte Gestalt des schwarzbärtigen Michailo, im zerrissenen Hemd, mit den auf dem Rücken gebundenen Händen, dem zerzausten Haar.

Sie dachte an die unzähligen Dörfer, die sich schüchtern an den Boden schmiegten, an die Menschen, die heimlich das Kommen der Wahrheit erwarteten, und an die Tausende, die ohne Nachdenken und ohne Hoffnung schweigend ihr ganzes Leben lang arbeiteten.

Das Leben kam ihr vor wie ein ungepflügtes, hügeliges Feld, das stumm und gespannt auf die Arbeiter wartet und freien, rechtschaffenen Händen schweigend verheißt:

„Streut den Samen von Vernunft und Wahrheit über mich aus, ich trage hundertfältige Frucht!"

Als sie an ihren Erfolg dachte, fühlte sie tief in der Brust eine leise Freude zittern, die sie scheu zu unterdrücken suchte.

19

Zu Hause öffnete ihr Nikolai die Tür, zerzaust, ein Buch in der Hand.

„Schon zurück?" rief er fröhlich. „So bald!"

Seine Augen blinzelten freundlich und lebhaft hinter der Brille hervor, er half ihr beim Ablegen, blickte mit freundlichem Lächeln in ihr Gesicht und sagte:

„Bei mir war heute nacht Haussuchung; und ich dachte immerzu: ‚Weshalb denn eigentlich? Ob Ihnen was zugestoßen sei?' Aber sie haben mich nicht verhaftet. Wenn man Sie gekriegt hätte, säße auch ich im Loch."

Er führte sie ins Zimmer und fuhr lebhaft fort:

„Aber man wird mir meine Stellung kündigen. Nun, das macht mir weiter keinen Kummer. Ich habe es satt, die landlosen Bauern zu zählen."

Das Zimmer sah aus, als hätte jemand, bloß um dummen Unfug zu machen, von der Straße aus gegen die Wand gestoßen, bis drinnen alles wild durcheinander kam. Die Bilder lagen auf dem Fußboden, die Tapeten waren abgerissen und hingen in Fetzen herab, an einer Stelle war ein Dielenbrett aufgehoben, das Fensterbrett war herausgerissen, auf dem Fußboden beim Ofen lag Asche. Die Mutter schüttelte bei dem bekannten Anblick den Kopf und sah aufmerksam auf Nikolai, an dem ihr etwas neu vorkam.

Auf dem Tisch stand der erkaltete Samowar, gebrauchtes Geschirr, Wurst und Käse auf Papier anstatt auf Tellern. Brotstücke und Krumen, Bücher und Asche lagen umher. Die Mutter lächelte, und auch Nikolai lachte verlegen.

„Ich habe das Bild der Zerstörung noch vollendet. Aber das macht nichts, Nilowna, das macht nichts. Ich denke, sie kommen wieder, deswegen habe ich gar nicht erst aufgeräumt. Nun, wie war die Reise?"

Die Frage traf ihre Brust wie ein schwerer Stoß. Rybin erstand vor ihr, und sie machte sich Vorwürfe, daß sie nicht sofort von ihm gesprochen. Sie beugte sich auf dem Stuhl vornüber, rückte nahe an Nikolai heran und begann zu erzählen, wobei sie sich bemühte, ihre Ruhe zu bewahren, und gleichzeitig fürchtete, etwas zu vergessen.

„Er ist verhaftet!"

In Nikolais Gesicht zuckte es.

„Ja?"

Die Mutter hinderte ihn durch eine Handbewegung am Fragen und fuhr in der Erzählung fort, wie wenn sie vor dem Antlitz der Gerechtigkeit selbst säße und Klage über die Mißhandlung eines Menschen führte. Nikolai lehnte sich im Stuhl zurück, wurde blaß, biß sich auf die Lippen und hörte zu. Er nahm langsam die Brille ab, legte sie auf den Tisch, fuhr mit der Hand über das Gesicht, als wische er unsichtbare Spinngewebe fort. Seine Züge wurden

scharf, die Backenknochen traten seltsam hervor, die Nasenflügel zitterten. Die Mutter sah ihn zum erstenmal so und erschrak bei diesem Anblick.

Als sie geendet hatte, stand er auf, ging, die Fäuste in den Taschen vergraben, eine Minute lang schweigend im Zimmer auf und ab. Dann murmelte er durch die Zähne:

„Das muß ein großer Mensch sein. Es wird ihm schwer werden im Gefängnis, Leute von diesem Schlag fühlen sich da schlecht!“

Er barg seine Hände immer tiefer und suchte seine Erregung zu meistern, trotzdem fühlte die Mutter sie, und sie teilte sich ihr mit. Seine Augen waren ganz schmal geworden wie Messerspitzen. Er schritt wieder im Zimmer auf und ab und sagte kalt und zornig:

„Sehen Sie nur, wie entsetzlich das ist! Eine Handvoll dummer Menschen, die ihre verderbliche Macht über das Volk verteidigt, schlägt, würgt, zertritt alle. Die Verwilderung wächst, die Grausamkeit wird Lebensgesetz — bedenken Sie nur! Die einen schlagen und vertieren, weil sie straflos ausgehen; sie kranken an der wollüstigen Gier, andere zu foltern, der abscheulichen Krankheit von Sklaven, denen gestattet wird, ihre Sklaveninstinkte und viehischen Gewohnheiten frei auszutoben. Andere werden durch Rachedurst vergiftet, noch andere bis zum Stumpfsinn eingeschüchtert, sie werden stumm und blind. So wird das ganze Volk demoralisiert!“

Er hielt inne und schwieg, die Zähne fest zusammenbeißend.

„In diesem tierischen Leben wird man unwillkürlich selbst zum Tier“, sagte er leise.

Dann wurde er aber seiner Erregung Herr und blickte fast ruhig in das von stummen Tränen überströmte Gesicht der Mutter.

„Aber wir dürfen keine Zeit verlieren, Nilowna! Wir wollen uns zusammennehmen, liebe Genossin.“

Er lächelte trübe, trat zu ihr hin, neigte sich und fragte, ihr die Hand drückend:

„Wo ist Ihr Koffer?“

„In der Küche!“ antwortete sie.

„Vor der Haustür stehen Spitzel — so viele Schriften können wir nicht aus dem Hause schaffen. Verstecken können wir sie nirgends, ich denke, sie kommen heute nacht wieder. Wir müssen alles verbrennen, so leid es mir auch darum ist.“

„Was?“ fragte die Mutter.

„Alles, was im Koffer ist.“

Sie verstand ihn, und so traurig ihr auch zumute war, jetzt ließ ein Gefühl des Stolzes über ihren Erfolg ein Lächeln auf ihrem Gesicht erscheinen.

„Da ist nichts, kein einziges Blatt!“ sagte sie und begann, allmählich lebhafter werdend, von ihrem Zusammentreffen mit Tschumakow zu erzählen. Nikolai hörte ihr anfangs mit unruhigem Stirnrunzeln, dann mit Staunen zu und rief schließlich, ihre Erzählung unterbrechend:

„Hören Sie — das ist doch famos! Sie haben ja fabelhaftes Glück.“

Er drückte ihr die Hand und rief leise:

„Sie sind rührend in Ihrem Glauben an die Menschen. Ich liebe Sie wirklich wie meine leibliche Mutter.“

Sie beobachtete ihn lächelnd, mit stiller Neugier, sie wollte dahinterkommen, warum er so strahlend und lebhaft war.

„Überhaupt — das ist wundervoll!“ sagte er, die Hände reibend, und lachte dabei leise und freundlich. „Wissen Sie, ich habe die letzten Tage ein furchtbar schönes Leben geführt: die ganze Zeit mit Arbeitern gelesen, gesprochen, ihnen zugeschaut. In meinem Herzen haben sich so wunderbar gesunde, reine Gefühle angesammelt. Was sind das für prächtige Menschen, Nilowna! Ich spreche von den jungen Arbeitern — die sind so stark und feinfühlig, voller Begier, alles zu verstehen. Sieht man die an, so weiß man — Rußland wird die erleuchtendste Demokratie auf Erden!“

Er hob zur Bekräftigung die Hand hoch, als leiste er einen Schwur, und fuhr nach kurzem Schweigen fort:

„Ich habe hier gesessen und geschrieben und bin etwas versauert, über den Büchern und den Ziffern verschimmelt. Fast ein Jahr eines solchen Lebens — das ist Blödsinn. Ich bin es gewohnt, unter Arbeitern zu sein, und, wenn ich mich von ihnen entferne, ist mir unbehaglich zumute. Ich gräme mich und sehne mich nach diesem Leben. Aber jetzt kann ich wieder frei leben, kann wieder mit ihnen zusammenkommen, mit ihnen arbeiten. Sie verstehen — da stehe ich denn an der Wiege neugeborener Gedanken, im Antlitz junger, schöpferischer Energie. Das ist erstaunlich einfach und schön und regt schrecklich auf. Man wird jung und stark und führt ein reiches Leben!“

Er lachte verwirrt und glücklich, und seine Freude ergriff auch das Herz der Mutter, die sie wohl verstand.

„Und dann Sie — Sie sind eine prächtige Frau!“ rief Nikolai. „Wie treffend zeichnen Sie die Menschen. Wie gut sehen Sie sie!“

Nikolai setzte sich neben sie, wandte sein frohes Gesicht verlegen ab, strich sein Haar glatt, wandte sich aber bald wieder um, blickte der Mutter ins Gesicht und hörte ihrer fließenden, einfachen und klaren Erzählung begierig zu.

„Ein erstaunlicher Erfolg!“ rief er. „Sie waren sehr nahe daran, ins Gefängnis zu kommen — und da plötzlich diese Überraschung! Augenscheinlich rührt sich der Bauer. Das ist übrigens ganz natürlich. Diese Frau — ich sehe sie so deutlich! Wir müssen für die Arbeit auf dem Lande eigens Leute ausbilden. Leute! Es fehlt uns an Leuten! Das Leben verlangt Hunderte von Händen ...“

„Wenn doch Pawel freikäme ... und Andrjuscha“, sagte sie leise.

Er blickte sie an und senkte den Kopf.

„Sehen Sie, Nilowna, es wird Ihnen schwer werden, das zu hören, aber ich will's Ihnen doch sagen: Ich kenne Pawel gut — aus dem Gefängnis geht er nicht fort! Er will ein Gericht, er will in ganzer Größe dastehen. Darauf wird er nicht verzichten. Das soll er auch nicht. Er wird aus Sibirien entkommen."

Die Mutter seufzte und erwiderte leise:

„Nun, er muß es am besten wissen."

„Hm!" meinte Nikolai im nächsten Augenblick und sah sie über die Brille hinweg an. „Wenn doch Ihr Bauer nur rasch käme! Sehen Sie, über Rybin müssen wir unbedingt ein Flugblatt für das Land schreiben, das schadet ihm nicht, wo er sich schon so tapfer hält. Ich will es heute noch schreiben, Ludmilla druckt es geschwind. Aber wie kommt das Flugblatt dorthin?"

„Ich bringe es hin."

„Das geht nicht!" rief Nikolai schnell. „Ob sich Wessowtschikow nicht dafür eignet, wie?"

„Soll ich mit ihm sprechen?"

„Ja, versuchen Sie es! Und geben Sie ihm Weisungen!"

„Aber was soll ich dann tun?"

„Darüber machen Sie sich keine Sorgen!"

Er setzte sich zum Schreiben hin. Sie räumte den Tisch ab, blickte ihn an und sah, wie die Feder in seiner Hand zitterte, während er das Papier mit schwarzen Wortreihen bedeckte. Bisweilen zuckte die Haut an seinem Hals, er warf den Kopf zurück, schloß die Augen, und sein Kinn bebte. Das versetzte sie in Erregung.

„Ich bin fertig", sagte er und stand auf. „Jetzt verstecken Sie das Blatt irgendwo am Leib; aber bedenken Sie, wenn die Gendarmen kommen, werden Sie ebenfalls durchsucht."

„Hol sie der Henker!" antwortete sie ruhig.

Abends kam der Doktor Iwan Danilowitsch.

„Warum ist denn die Obrigkeit plötzlich so aufgeregt?" sagte er, im Zimmer hin und her rennend. „Sieben Haussuchungen haben heute nacht stattgefunden. Wo ist unser Kranker?"

„Er ist schon gestern fortgegangen!" erwiderte Nikolai.

„Siehst du, heute ist Sonnabend, da hat er seinen Zirkel, den darf er nicht versäumen."

„Nun, das ist aber dumm, mit zerhauenem Kopf im Zirkel zu sitzen."

„Ich habe ihm das auch gesagt, aber es hat nicht geholfen."

„Er möchte sich gewiß vor seinen Genossen zeigen", bemerkte die Mutter. „Da, bitte, seht — ich habe schon mein Blut vergossen!"

Der Doktor sah sie an, machte ein grimmiges Gesicht und sagte, die Zähne zusammenpressend:

„Oh! Sie sind aber blutdürstig ..."

„Nun, Iwan, du hast hier nichts zu tun, und wir erwarten Gäste. Geh fort. Nilowna, geben Sie ihm das Flugblatt."

„Wieder ein Flugblatt?" rief der Doktor.

„Da! Nimm das und bringe es in die Druckerei."

„Gut. Ich werde es besorgen. Ist das alles?"

„Ja. Am Tor steht ein Spitzel."

„Ich habe ihn gesehen. Vor meiner Tür steht auch einer. Nun, auf Wiedersehen! Auf Wiedersehen, grausames Weib. Aber wißt ihr, Freunde, die Schlägerei auf dem Kirchhof war schließlich eine feine Sache! Die ganze Stadt spricht davon. Deine Flugschrift darüber ist sehr gut und zur rechten Zeit erschienen. Ich habe immer gesagt: ‚Besser ein Ei im Krieg als ein Ochs im Frieden.'"

„Schon gut, geh!"

„Nicht sehr liebenswürdig! Ihre Hand, Nilowna! Der Bursche hat aber doch dumm gehandelt. Weißt du, wo er wohnt?"

Nikolai gab die Adresse.

„Ich will morgen zu ihm. Ein prächtiger Junge, was?"

„Ja, wirklich."

„Wir müssen ihn schonen. Er hat einen guten Kopf!" sagte der Doktor beim Fortgehen. „Das ist einer von denen, aus denen die echte Proletarierintelligenz hervorgehen muß, die uns ablöst, wenn wir dorthin pilgern, wo es wahrscheinlich keine Klassengegensätze mehr gibt."

„Du bist sehr redselig geworden, Iwan."

„Ich bin vergnügt, das ist der Grund. Also, das Gefängnis wartet auf dich? Dann wünsche ich dir dort gute Erholung."

„Danke, ich bin nicht müde!"

Die Mutter hatte ihre Unterhaltung angehört, und die Sorge um den Arbeiter freute sie.

Als der Doktor fortgegangen war, setzte man sich, in Erwartung der nächtlichen Gäste, zu Tisch und plauderte leise bei Tee und Imbiß. Nikolai erzählte ihr lange von seinen Genossen, die in der Verbannung lebten oder schon entkommen waren und ihre Arbeit unter fremden Namen fortsetzten. Die kahlen Zimmerwände warfen den leisen Klang seiner Stimme zurück, wie erstaunt, als ob sie diese Geschichten von bescheidenen Helden, die ihre Kräfte uneigennützig dem großen Werk der Welterneuerung gewidmet hatten, nicht glaubten. Warmer Schatten hüllte die Frau freundlich ein, erwärmte ihr Herz mit dem Gefühl der Liebe zu unbekannten Menschen, und diese flossen in ihrer Phantasie sämtlich zu einem einzigen gewaltigen Menschen von unerschöpflicher, heldenmütiger Kraft zusammen. Er schreitet langsam, aber unermüdlich über die Erde, reinigt sie mit arbeitsfrohen Händen vom tausendjährigen Schimmel der Lüge und zeigt den Augen der Menschen die einfache, klare Lebenswahrheit. Und die große Wahrheit, die da aufersteht, ruft alle gleich freundlich zu sich, verheißt allen gleiche Befreiung von Habgier, Bosheit und Lüge, den drei Ungeheuern, die durch ihre schamlose Kraft die ganze Welt geknechtet und eingeschüchtert haben. Dieses Bild rief in ihrer Seele ein

Gefühl hervor, dem ähnlich, womit sie einst vor dem Heiligenbild niederkniete, wenn sie einen Tag, der ihr leichter als andere Tage ihres Lebens vorkam, mit einem freudigen, dankbaren Gebet abschloß. Jetzt hatte sie diese Tage vergessen, aber das von ihnen hervorgerufene Gefühl wurde weiter, wurde heller und freudiger, drang tiefer in ihre Seele und loderte lebendig in immer helleren Flammen.

„Die Gendarmen kommen ja nicht!“ unterbrach Nikolai plötzlich seine Erzählung.

Die Mutter sah ihn an und erwiderte nach kurzem Schweigen ärgerlich:

„Ach, mögen sie sich zum Teufel scheren!“

„Gewiß! Aber es ist Zeit, daß Sie schlafen gehen, Nilowna. Sie müssen schrecklich müde sein. Sie sind erstaunlich zähe! Wieviel Erregung und Unruhe hat es gegeben, und Sie machen alles so leicht ab! Nur daß Ihr Haar schnell grau wird. Nun, gehen Sie, ruhen Sie sich aus.“

20

Die Mutter wurde durch lautes Klopfen an der Küchentür geweckt. Man klopfte ununterbrochen, mit geduldiger Ausdauer. Es war noch dunkel und still, und in der Stille wirkte das anhaltende, hartnäckige Klopfen beängstigend. Die Mutter kleidete sich schnell an, ging in die Küche und fragte:

„Wer ist da?“

„Ich!“ antwortete eine unbekannte Stimme.

„Wer?“

„Machen Sie auf!“ klang es flehend und leise von der Tür her.

Die Mutter schob den Riegel fort und stieß die Tür mit dem Fuß auf. Herein trat Ignat und sagte fröhlich:

„Nun, da wäre ich denn richtig!“

Er war bis zu den Hüften mit Kot bespritzt, das Gesicht grau, die Augen eingefallen; sein Lockenhaar hing wirr nach allen Seiten und quoll unter der Mütze hervor.

„Uns ist es schlecht ergangen!“ brachte er flüsternd hervor, als die Tür geschlossen war.

„Ich weiß.“

Das wunderte den Burschen. Mit den Augen blinzelnd, fragte er:

„Wie? Woher?“

Sie erzählte kurz und hastig.

„Und deine beiden Genossen, sind die verhaftet?“

„Die waren nicht da. Sie waren zur Musterung. Fünf haben sie festgenommen, mit Onkel Michailo.“

Er zog die Luft durch die Nase ein und sagte schmunzelnd:

„Mich haben sie nicht gekriegt... Wahrscheinlich suchen sie mich jetzt.“

„Wie bist du denn heil davongekommen?“ fragte die Mutter. Die Zimmertür wurde leise geöffnet.

„Ich?“ rief Ignat, der auf der Bank saß und sich umblickte. „Eine Minute vor ihnen kam der Waldhüter gelaufen und klopfte ans Fenster: ‚Paßt auf, Kinder, sie kommen.‘“

Er lachte leise auf, wischte das Gesicht mit dem Rockschoß ab und fuhr fort:

„Na, Onkel Michailo bringt man so leicht nicht aus der Fassung! Er sagte mir gleich: ‚Ignat, geh geschwind in die Stadt! Erinnerst du dich der alten Frau?‘ — und schrieb schnell einen Zettel. — ‚Jetzt lauf!‘ — Ich krieche ins Buschwerk und höre gerade noch, wie sie kommen! Es müssen viele gewesen sein, von allen Seiten regte sich die Bande. Wie eine Schlinge umzogen sie die Lichtung. Ich lag im Busch, sie gingen vorüber. Da stand ich auf und ging los, aber munter! Zwei Nächte und einen Tag, ohne auszuruhen.“

Man konnte sehen, daß er mit sich selbst zufrieden war, in seinen braunen Augen glänzte ein Lächeln, die vollen roten Lippen zitterten.

„Ich gebe dir gleich Tee!“ sagte die Mutter hastig und nahm den Samowar.

„Erst kriegen Sie noch den Zettel.“

Er hob mühsam den einen Fuß hoch und stellte ihn ächzend auf die Bank, wobei er das Gesicht verzog.

In der Tür erschien Nikolai.

„Guten Tag, Genosse!...“, sagte er blinzelnd. „Erlauben Sie, ich helfe Ihnen.“

Er bückte sich und wickelte schnell den schmutzigen Fußlappen auf.

„Na so was!“ rief der Bursche leise, mit dem Fuß zuckend, und blickte die Mutter erstaunt an.

Sie sagte, ohne auf seinen Blick zu achten:

„Wir müssen ihm die Füße mit Branntwein einreiben!“

„Gewiß!“ meinte Nikolai.

Ignat schnaubte verwirrt.

Nikolai fand den Zettel, strich ihn glatt, führte das graue zerknüllte Papier ans Gesicht und las vor:

„Gib wohl acht auf unser Werk, Mutter, sag der hohen Dame, sie soll nicht vergessen, daß mehr über unsere Sache geschrieben wird, darum bitte ich Dich. Leb wohl! Rybin.“

Nikolai ließ langsam die Hand mit dem Zettel sinken und meinte halblaut:

„Das ist wundervoll!“

Ignat blickte sie an und bewegte die schmutzigen Zehen des bloßen Fußes. Die Mutter wandte ihr tränenfeuchtes Gesicht ab und trat mit einem Becken voll Wasser zu ihm, setzte sich auf den Boden und streckte die Hand nach seinem Fuß aus, er aber schob ihn schnell unter die Bank und rief erschrocken:

„Was soll das?...“

„Gib schnell den Fuß her...“

„Ich bringe gleich Spiritus!“ sagte Nikolai.

Der Bursche schob den Fuß immer weiter unter die Bank und murmelte:

„Was wollt ihr tun? Wir sind doch hier nicht in einem Krankenhaus?“

Sie begann den andern Fuß loszuwickeln.

Ignat schnaufte wieder laut durch die Nase, bewegte plump den Hals hin und her, blickte sie von oben herab an und öffnete komisch die Lippen.

„Weißt du auch", begann sie mit zitternder Stimme, „daß sie Michailo Iwanowitsch ganz zuschanden geschlagen haben?"

„Was?" rief der Bursche leise und ängstlich.

„Ja. Er war schon ganz zerschlagen, und in Nikolskoje hat der Wachtmeister ihn noch gehauen, und der Kommissar, der Schurke, hat ihm Fußtritte versetzt und ihm das Gesicht blutig geschlagen."

„Darauf verstehen die sich!" erwiderte der Bursche stirnrunzelnd. Seine Schultern zitterten. „Das heißt — ich fürchte sie — wie den Teufel!... Aber die Bauern, die haben ihn doch nicht geschlagen?"

„Einer hat's getan, der Kommissar hat's ihm befohlen. Aber alle anderen haben sich gut benommen, sind sogar für ihn eingetreten und haben gesagt, man dürfe ihn nicht schlagen."

„Ja, die Bauern fangen auch an zu begreifen, was die Glocke geschlagen hat und warum es so ist."

„Unter ihnen gibt es auch vernünftige Leute."

„Wo gibt es die nicht? Not macht klug! Überall gibt es solche! Sie sind bloß schwer zu finden."

Nikolai brachte eine Flasche Spiritus, legte Kohlen in den Samowar und ging schweigend fort. Ignat verfolgte ihn mit neugierigen Blicken und fragte die Mutter leise:

„Ist das ein Herr oder ein Doktor?"

„In dieser Sache gibt es keine Herren, alle sind Genossen."

„Wunderlich ist's", sagte Ignat mißtrauisch, unsicher und zerstreut lächelnd.

„Was ist wunderlich?"

„Na, so... Dort haut man mich in die Fresse, hier wäscht man mir die Füße! Und was gibt's dazwischen?"

Die Zimmertür öffnete sich, und Nikolai sagte auf der Schwelle:

„Dazwischen stehen Leute, die den Bütteln die Hand küssen und ihren Opfern das Blut aussaugen. Das ist die Mitte!"

Ignat blickte ihn ehrfürchtig an und meinte nach kurzem Schweigen:

„Ja, das ist richtig!"

Der Bursche stand auf, trat von einem Fuß auf den anderen, setzte beide fest auf den Fußboden und bemerkte:

„Die sind jetzt wie neu! Ich danke Ihnen!"

Dann saßen sie im Eßzimmer und tranken Tee; Ignat aber erzählte gesetzten Tones:

„Ich habe die Zeitung ausgetragen, aufs Gehen verstehe ich mich."

„Lesen viele unsere Zeitung?" fragte Nikolai.

„Alle, die lesen können. Sogar die Reichen. Die kriegen die Schriften natürlich nicht von uns... Die verstehen ja schon: die Bauern werden das Land mit ihrem Blut von Herren und Reichen reinwaschen und werden es auch selbst teilen, nämlich so, daß es weder Herren noch Knechte gibt, jawohl! Weshalb soll man denn sonst überhaupt eine Schlägerei anfangen, wenn nicht deswegen!"

Er schien geradezu beleidigt und blickte Nikolai mißtrauisch und fragend an. Der lächelte schweigend.

„Wenn heute die Schlägerei losgeht und wir siegen, morgen aber schon wieder der eine reich, der andere arm ist — dann danke ich ergebenst! Wir wissen wohl: der Reichtum ist wie Streusand, er liegt nie ruhig, er fliegt gleich wieder in alle Winde! Nein, was soll das alles schon!"

„Werde nur nicht böse!" sagte die Mutter scherzend.

Nikolai rief nachdenklich:

„Wenn wir nur schnell die Flugschriften über Rybins Verhaftung auf dem Lande verbreiten könnten!"

Ignat spitzte die Ohren.

„Habt ihr sie hier?" fragte er.

„Ja!"

„Gebt nur her, ich bringe sie hin!" schlug der Bursche vor, sich die Hände reibend.

Die Mutter lachte leise, ohne ihn anzusehen.

„Aber du bist doch müde, und bange ist dir auch, hast du gesagt!"

Ignat glättete mit der breiten Hand sein Lockenhaar und sagte ruhig:

„Das Bangesein hat mit der Arbeit nichts zu tun! Was lachen Sie?... Ach, wissen Sie..."

„Ach, du... Kindskopf!" rief die Mutter unwillkürlich, im Gefühl der Freude, die der Junge in ihr erweckt hatte.

Er lächelte verlegen.

„Nun bin ich gar ein Kindskopf!"

Nikolai, der mit seinen gutmütig blitzenden Augen den Burschen betrachtet hatte, begann jetzt:

„Sie werden nicht hingehen!"

„Aber was soll ich denn tun? Wohin soll ich denn?" fragte Ignat unruhig.

„Statt Ihrer geht ein anderer, und Sie erzählen ihm ausführlich, was er tun muß und wie er es anfangen soll. Ist's recht?"

„Meinetwegen!" sagte Ignat nach einer Weile mißvergnügt.

„Ihnen verschaffen wir einen guten Paß und einen Posten als Waldhüter..."

Der Bursche warf schnell den Kopf hoch und fragte unruhig:

„Wenn aber die Bauern Holz holen wollen, oder so? Was soll ich dann machen? Sie festnehmen? Das paßt mir nicht."

Die Mutter lachte und Nikolai ebenfalls, das machte den Burschen wieder verlegen und traurig.

„Machen Sie sich keine Sorge!" tröstete ihn Nikolai. „Sie werden die Bauern nicht festzunehmen brauchen, glauben Sie mir!"

„Nun, dann ist's was anderes!“ sagte Ignat beruhigt und lächelte fröhlich. „Ich ginge ja lieber in die Fabrik, dort sollen ganz vernünftige Leute sein.“

Die Mutter stand auf, blickte nachdenklich zum Fenster hinaus und meinte:

„Ja, ja, das Leben! Fünfmal am Tage lacht man, fünfmal weint man. Schön! Nun, bist du fertig, Ignat? Geh schlafen.“

„Ich hab' keine Lust!“

„Geh, geh!“

„Seid ihr aber streng! Nun, ich geh' schon. Schönen Dank für die Bewirtung, für die Freundlichkeit!“

Als er sich auf dem Bett ausstreckte, murmelte er, den Kopf krauend:

„Jetzt wird bei Ihnen alles nach Teer riechen. Das hat alles gar keinen Zweck. Ich will gar nicht schlafen... Gut hat er's getroffen, von wegen der ‚Mitte‘!... Diese Teufel!...“

Und dann schlief er plötzlich laut schnarchend ein mit hochgeschobenen Brauen und halb offenem Mund.

21

Am Abend saß er im kleinen Zimmer des Kellergeschosses auf einem Stuhl Wessowtschikow gegenüber und sagte mit gedämpfter Stimme:

„Sie klopfen also ans Mittelfenster, viermal...“

„Viermal?“ wiederholte Nikolai besorgt.

„Erst dreimal, so...“, er klopfte mit dem gekrümmten Finger auf den Tisch und zählte:

„Eins, zwei, drei. Dann, nach einer Pause, noch einmal.“

„Ich verstehe.“

„Dann öffnet ein rothaariger Bauer und fragt: ‚Wegen der Hebamme?‘ Sie sagen: ‚Ja, vom Teerbrenner!‘ Weiter nichts, er wird's schon verstehen.“

Sie saßen, die Köpfe zusammengesteckt, da, beide stämmig und fest, und unterhielten sich leise: die Mutter hatte die Arme auf der Brust verschränkt, stand am Tisch und betrachtete sie. All dies geheimnisvolle Klopfen, die verabredeten Fragen und Antworten machten sie innerlich lächeln, und sie dachte:

„Die reinen Kinder sind's noch...“

An der Wand brannte eine Lampe, auf dem Fußboden lagen schadhafte Eimer und Blechreste. Ein Geruch von Rost, Ölfarbe und Feuchtigkeit erfüllte das Zimmer.

Ignat trug einen dicken Herbstmantel aus rauhem Stoff; der gefiel ihm; die Mutter sah, wie er wohlgefällig mit der Hand über den Ärmel strich, wie er sich musterte, wobei er den starken Hals schwerfällig hin und her drehte. Und in ihrer Brust regte sich ein weiches Gefühl.

„Die Kinder... die lieben...“

„So!“ sagte Ignat aufstehend. „Also, vergessen Sie nicht: zuerst zu Muratow, fragen Sie nach dem Alten...“

„Ich werd's mir schon merken“, antwortete Wessowtschikow.

Aber Ignat glaubte ihm augenscheinlich nicht, wiederholte nochmals das Klopfen, die Worte und Zeichen und reichte ihm schließlich die Hand:

„Grüßen Sie sie von mir! Brave Leute sind's — Sie werden ja sehen.“

Er maß sich mit einem zufriedenen Blick, strich über seinen Mantel und fragte die Mutter:

„Soll ich gehen?“

„Findest du auch den Weg?“

„Gewiß, also auf Wiedersehen, Genossen!“

Er ging mit hochgezogenen Schultern und vorgeschobener Brust, die neue Mütze im Genick, die Hände tief in den Taschen vergraben. An den Schläfen aber zitterten lustig seine hellen, jungen Locken.

„Nun bin ich auch wieder am Werk!“ sagte Wessowtschikow leise, auf die Mutter zutretend. „Ich langweilte mich schon. Wozu war ich aus dem Gefängnis entflohen — wozu? Nur um mich zu verstecken? Da hatte ich doch inzwischen etwas gelernt. Pawel hat mir eingetrichtert, soviel hineinging! Eine Freude war's! Aber sag, Nilowna, was ist wegen der Flucht beschlossen?“

„Ich weiß nicht!“ antwortete sie und seufzte unwillkürlich. Nikolai legte seine schwere Hand auf ihre Schulter, näherte sein Gesicht dem ihren und sagte:

„Sag ihnen, denn sie hören auf dich, daß es sehr leicht ist! Sieh einmal her! Da ist die Gefängnismauer... daneben eine Laterne. Gegenüber ein freier Platz, links der Kirchhof, rechts Straßen und die Stadt. Zu der Laterne kommt der Anzünder — am Tage, um die Lampen zu reinigen —, stellt seine Leiter an die Mauer, steigt hinauf, hakt an den Mauerrand die Krampen einer Strickleiter, läßt sie in den Gefängnishof hinab und geht fort. Die hinter der Mauer wissen schon, um welche Zeit das gemacht wird, bitten die Kriminalgefangenen, Tumult zu machen, oder machen selbst Lärm, und, wen es angeht, der steigt unterdes auf der Strickleiter über die Mauer: eins, zwei, fertig!“

Er gestikulierte vor dem Gesicht der Mutter herum, als zeichne er einen Plan, alles machte sich einfach, deutlich und geschickt. Sie kannte ihn als schwerfällig und plump. Früher hatte er alles mit finsterer Erbitterung und Mißtrauen angesehen, jetzt schienen seine Augen wie neu, sie leuchteten in gleichmäßigem, warmem Licht und überzeugten und erregten die Mutter.

„Bedenke doch, es geschieht bei Tage! Unbedingt bei Tage. Wer wird darauf kommen, daß ein Häftling bei Tage, vor den Augen des ganzen Gefängnisses, flüchtet?“

„Aber wenn sie ihn nun totschießen?" meinte die Frau zitternd.

„Wer denn! Soldaten sind nicht da, und die Aufseher schlagen mit ihren Revolvern Nägel ein."

„Das kommt mir alles ein bißchen zu einfach vor!"

„Du wirst sehen, es stimmt! Nein, sprich du mit ihnen. Ich habe schon alles fertig, die Strickleiter und die Krampen. Der Meister macht den Laternenanzünder."

Vor der Tür bewegte sich jemand, hustete und rasselte mit Eisen.

„Das ist er!" sagte Nikolai.

Durch die offene Tür wurde eine Blechwanne geschoben, und eine heisere Stimme brummte:

„Nur 'rein mit dir; du Luder!"...

Dann erschien ein runder, grauer, schnurrbärtiger, gutmütiger Kopf mit vorquellenden Augen, ohne Mütze.

Nikolai half die Wanne hereinschieben, und in die Tür trat ein hochgewachsener, gebückter Mann. Er hustete, blies die rasierten Backen auf, spuckte aus und begrüßte heiser die Anwesenden:

„Guten Abend!"

„Da, frag ihn!" rief Nikolai.

„Mich, wonach?"

„Nach der Flucht..."

„Aha!" sagte der Meister, mit den schwarzen Fingern den Schnurrbart wischend.

„Jakow Wassiljewitsch, sie glaubt nicht, daß es einfach ist."

„Hm, sie glaubt es nicht? Also will sie nicht! Wir beide, wir wollen aber, daher glauben wir's", sagte der Meister ruhig, knickte plötzlich ein und hustete dumpf. Als der Husten nachließ, rieb er sich lange die Brust, blieb stehen und betrachtete die Mutter mit weit aufgerissenen Augen.

Nilowna sagte:

„Das muß Pascha mit seinen Genossen entscheiden..."

Nikolai senkte nachdenklich den Kopf.

„Wer ist das — Pascha?" fragte der Meister, sich setzend.

„Mein Sohn."

„Wie ist der Name?"

„Wlassow."

Er nickte, holte seinen Tabaksbeutel heraus, zog die Pfeife hervor, stopfte sie und sagte abgerissen:

„Von dem habe ich gehört. Mein Neffe kennt ihn. Der ist auch im Gefängnis — Jewtschenko heißt er. Mein Name ist Gobun. Alle jungen Leute sitzen nächstens im Gefängnis, dann gibt es für uns Alte mehr Raum. Der Gendarm verheißt mir sogar, er wird meinen Neffen nach Sibirien schicken. Und er wird's auch tun, der Hund!"

Er tat einige Züge aus der Pfeife und wandte sich, ständig auf den Fußboden spuckend, an Nikolai.

„Also, sie will nicht? Das ist ihre Sache. Der Mensch ist frei; hat er das Sitzen satt — kann er gehen, ist er müde — kann er sitzen. Wird er ausgeplündert, so heißt es stillschweigen, gibt es Prügel — aushalten, wird er totgeschlagen — liegenbleiben. Das wissen wir. Meinen Neffen bringe ich aber doch heraus. Das tue ich!"

Seine kurzen, gleichsam gebellten Bemerkungen versetzten die Mutter in Erstaunen, die letzten Worte aber riefen ihren Neid hervor.

Als sie auf der Straße gegen Wind und Regen kämpfte, dachte sie an Nikolai.

„Nun sieh einer bloß, wie der sich herausgemacht hat!..."

Und als sie sich Gobuns erinnerte, kamen ihr fast wie ein Gebet die Worte:

„Ich bin also nicht die einzige, die jetzt ein neues Leben führt." Dann aber regte sich wieder in ihrem Herzen der Gedanke an ihren Sohn.

„Wenn er doch einwilligte!"

22

Als sie sich am Sonntag im Gefängnisbüro von Pawel verabschiedete, fühlte sie eine kleine Papierkugel in ihrer Hand. Sie zitterte, als hätte sie ihr die Hand verbrannt, sah ihrem Sohn ins Gesicht, bat und fragte mit den Augen, fand aber keine Antwort. Pawels blaue Augen lächelten ihr gewohntes, der Mutter bekanntes, ruhiges und festes Lächeln.

„Leb wohl!" sagte sie seufzend.

Der Sohn streckte ihr wieder die Hand hin, und ein freundlicher Ausdruck glitt über sein Gesicht.

„Leb wohl, Mutter!"

Sie wartete noch und ließ die Hand nicht los.

„Mach dir keine Sorge, sei nicht böse!" sagte er.

Diese Worte und die energische Falte auf seiner Stirn gaben ihr die Antwort.

„Nun, was hast du denn?" murmelte sie, den Kopf senkend. „Was ist denn?..."

Sie ging schnell hinaus, ohne ihn anzublicken, um nicht durch ihre Tränen und bebenden Lippen ihr Gefühl zu verraten. Unterwegs war es ihr, als schmerzten die Knochen der Hand, in der sie die Antwort des Sohnes zusammenpreßte, und als wäre der Arm schwer wie von einem Schlag gegen die Schulter. Zu Hause schob sie Nikolai den Zettel hin und blieb vor ihm stehen, und, während sie wartete, bis er das fest zusammengerollte Papier auseinandergefaltet hatte, fühlte sie wieder unruhige Hoffnung. Nikolai aber sagte:

„Dacht' ich mir's doch! Er schreibt: ‚Wir werden nicht fliehen, Genossen, wir können es nicht. Niemand von uns. Wir würden die Achtung vor uns selbst verlieren. Denkt an den Bauern, der vor kurzem verhaftet wurde. Er hat eure Mühe verdient, ist eine Anstrengung wert. Er hat es hier zu schwer, hat täglich Zusammenstöße mit der Obrigkeit, hat schon vierundzwanzig Stunden Karzer bekommen. Sie werden ihn zu Tode quälen. Wir alle bitten für

ihn. Tröstet meine Mutter und seid freundlich zu ihr. Erzählt ihr alles, sie wird es begreifen.'"

Die Mutter hob den Kopf und sagte mit leiser, zitternder Stimme:

„Nun, was sollen Sie mir noch erzählen? Ich verstehe schon alles!"

Nikolai wandte sich hastig ab, zog sein Taschentuch hervor, schneuzte sich laut und murmelte:

„Ich habe mir einen Schnupfen geholt!"

Dann bedeckte er die Augen mit den Händen, um seine Brille zurechtzusetzen, ging im Zimmer auf und ab und sagte:

„Wir hätten doch keine Zeit mehr gehabt, es ist schon ganz gleich!"

„Macht nichts! Sie sollen sie nur verurteilen!" sagte die Mutter, aber wie ein feuchter Nebel zog Gram in ihre Brust.

„Da habe ich einen Brief von einem Freund aus Petersburg erhalten."

„Er kann doch aus Sibirien fliehen, nicht wahr?"

„Natürlich! Mein Freund schreibt, der Prozeß wird bald stattfinden, das Urteil ist schon bekannt — alle werden verbannt. Sehen Sie, diese Halunken verwandeln ihr Gericht in eine niederträchtige Komödie. Verstehen Sie? Das Urteil wurde in Petersburg vor der Gerichtsverhandlung gefällt!"

„Lassen Sie das, Nikolai Iwanowitsch!" sagte die Mutter fest. „Sie brauchen mich nicht zu trösten, mir nichts zu erklären. Pascha tut nichts Böses und wird weder sich selbst noch andere unnütz quälen. Und mich hat er lieb — ja! Sie sehen doch — er denkt an mich. ‚Erklärt es ihr', so schreibt er, ‚tröstet sie!'"

Ihr Herz schlug rasch, ihr wurde schwindlig vor Erregung.

„Ihr Sohn ist ein prächtiger Mensch!" rief Nikolai unnatürlich laut. „Ich achte ihn sehr!"

„Also schön, laßt uns über Rybin nachdenken!" schlug sie vor.

Sie wollte sofort irgend etwas unternehmen, irgendwohin gehen, sich müde laufen.

„Gut!" antwortete Nikolai, der ununterbrochen im Zimmer auf und ab lief. „Wir wollten Saschenjka holen."

„Sie kommt. Sie kommt ja immer an dem Tag, an dem ich Pascha besuche."

Nikolai senkte nachdenklich den Kopf, biß sich auf die Lippen, zupfte an seinem Bärtchen und setzte sich neben die Mutter auf das Sofa.

„Schade, daß meine Schwester nicht hier ist."

„Es wäre schön, wenn wir das gleich in Ordnung bringen könnten, solange Pascha noch da ist; es würde ihn freuen!" sagte die Mutter.

Sie schwiegen einen Augenblick. Plötzlich sagte sie langsam und leise:

„Ich verstehe nicht, warum er nicht will?"

Nikolai sprang auf, aber da klingelte es. Sie blickten einander rasch an.

„Das ist Sascha, hm!" brachte Nikolai leise heraus.

„Wie soll man es ihr beibringen?" fragte die Mutter ebenso leise.

„Ja, wissen Sie..."

„Sie tut mir sehr leid..."

Das Klingeln wiederholte sich leiser, so, als zögerte der vor der Tür Stehende. Nikolai und die Mutter standen auf und gingen zusammen hinaus. An der Küchentür trat Nikolai beiseite und sagte:

„Besser ist, Sie sagen es ihr..."

„Er will nicht?" fragte das junge Mädchen mit fester Stimme, als die Mutter ihr die Tür öffnete.

„Nein."

„Ich habe es gewußt!" sagte Sascha einfach. Sie fingerte an ihrem Mantel herum, knöpfte ihn erst auf, dann wieder zu und versuchte, ihn auszuziehen. Das gelang ihr nicht. Dann sagte sie:

„Scheußlich, dieser Regen und Wind! Ist er gesund?"

„Ja."

„Wohl und vergnügt!" sagte Sascha halblaut und betrachtete dabei ihre Hand.

„Er schreibt, wir sollen Rybin befreien!" teilte die Mutter dem jungen Mädchen mit, ohne es anzusehen.

„Ja? Mir scheint auch, wir dürfen den Plan nicht fallen lassen", sagte Sascha langsam.

„Ich denke ebenso!" erwiderte Nikolai, der jetzt in der Tür erschien. „Guten Tag, Sascha!"

Das junge Mädchen streckte ihm die Hand hin und fragte:

„Um was handelt es sich eigentlich? Sie sind sich ja alle darin einig, daß der Plan glücklich gewählt ist."

„Aber wer soll ihn ausführen? Alle sind beschäftigt."

„Lassen Sie mich machen!" sagte Sascha schnell und stand auf. „Ich habe Zeit."

„Tun Sie es! Aber wir müssen die andern fragen."

„Gut, ich frage sie! Ich gehe sofort hin."

Und sie begann mit sicheren Bewegungen ihrer zarten Finger den Mantel wieder zuzuknöpfen.

„Sie sollten sich ausruhen", riet ihr die Mutter.

Sascha lächelte leise und antwortete weich:

„Machen Sie sich keine Sorgen, ich bin nicht müde..." Sie drückte ihnen schweigend die Hand und ging, wieder kalt und streng wie vordem.

Die Mutter und Nikolai traten ans Fenster und sahen, wie sie über den Hof ging und im Torweg verschwand. Nikolai pfiff leise, setzte sich an den Tisch und begann langsam zu schreiben.

„Sie wird sich damit beschäftigen, dann wird ihr leichter ums Herz", meinte die Mutter nachdenklich und leise.

„Natürlich", erwiderte Nikolai. Er wandte sich zur Mutter und fragte mit einem Lächeln auf seinem guten Gesicht:

„An Ihnen, Nilowna, ist der Kelch wohl vorübergegangen. Sie haben die Sehnsucht nach einem geliebten Wesen wohl nie gekannt?"

„Ach!" rief sie mit einer abwehrenden Handbewegung. „Wie kann da von Sehnsucht die Rede sein? Angst hatte ich — daß ich diesen oder jenen heiraten müßte."

„Hatten Sie denn niemanden gern?"

Sie dachte nach und antwortete:

„Ich weiß nicht, mein Lieber! Wohl doch! Gewiß habe ich jemanden gern gehabt, aber ich weiß es nicht mehr!"

Sie blickte ihn an und schloß einfach, mit leiser Schwermut:

„Mein Mann hat mich viel geschlagen, und alles, was vor meiner Ehe war, ist aus meinem Innern wie ausgelöscht!"

Nikolai wandte sich ab, die Mutter ging leise aus dem Zimmer. Als sie zurückkehrte, sah Nikolai sie freundlich an und sagte, gleichsam seine Erinnerungen zart und liebevoll mit Worten streichelnd:

„Sehen Sie, ich habe ebenso wie Sascha mein Erlebnis gehabt. Ich liebte ein Mädchen — ein prächtiger, herrlicher Mensch war's. Als ich zwanzig Jahre alt war, lernte ich sie kennen, und seitdem liebe ich sie, wahrhaftig, ich liebe sie heute noch, wenn ich die Wahrheit gestehen soll! Ich liebe sie noch ebenso von ganzem Herzen, voller Dank und für immer!"

Die Mutter, die neben ihm stand, sah, wie seine Augen in einem warmen, hellen Glanz aufleuchteten. Die Hände auf die Stuhllehne gelegt, den Kopf in die Hände gestützt, blickte er in die Ferne, und sein hagerer, zarter, aber kräftiger Körper schien vorwärtszustreben wie ein Grashalm ans Sonnenlicht.

„Nun! Sie hätten sie doch heiraten sollen!" sagte die Mutter.

„Oh, sie ist schon seit fünf Jahren verheiratet."

„Aber warum ging es früher nicht? Hat sie Sie nicht geliebt?"

Nach kurzem Nachdenken erwiderte er:

„Sehen Sie, es traf sich bei uns immer so: wenn sie im Gefängnis saß, war ich frei, war sie aber frei, so saß ich im Gefängnis oder war verbannt. Das hat viel Ähnlichkeit mit Saschas Lage, nicht? Schließlich wurde sie auf zehn Jahre nach Sibirien verbannt, schrecklich weit! Ich wollte ihr nachreisen, aber wir hatten beide unsere Bedenken, und ich blieb hier. Sie aber lernte dort einen andern Mann kennen, meinen Freund, einen sehr netten Menschen! Dann sind sie zusammen geflohen und leben jetzt im Ausland. Ja ..."

Er nahm die Brille ab, wischte sie, hielt die Gläser gegen das Licht und wischte sie nochmals rein.

„Ach, Sie lieber Mensch!" rief die Mutter kopfschüttelnd, liebevoll. Er tat ihr leid, zugleich aber lächelte sie nach Mutterart zärtlich und warm. Er aber änderte seine Stellung, nahm wieder die Feder zur Hand und begann von neuem zu reden, den Rhythmus seiner Worte mit lebhaften Handbewegungen begleitend.

„Das Familienleben, die Kinder, die unsichere Lage, die Notwendigkeit, viel fürs tägliche Brot zu arbeiten, alles das mindert stets die Energie eines Revolutionärs. Der Revolutionär soll aber seine Energie unermüdlich immer intensiver und umfassender entwickeln. Unsere Zeit erfordert es. Wir müssen immer allen vorangehen, weil wir, die Arbeiter, durch die Macht der Geschichte berufen sind, die alte Welt zu zerstören und ein neues Leben zu schaffen. Wenn wir nachlassen, der Müdigkeit nachgeben oder uns durch die nahe Möglichkeit kleiner Erfolge ablenken lassen, so ist das schlecht, kommt beinahe einem Verrat an der Sache gleich. Es gibt niemanden, mit dem wir Hand in Hand gehen könnten, ohne unsern Glauben zu ändern, und wir dürfen nie vergessen, daß nicht kleine Erfolge unsere Aufgabe sind, sondern einzig und allein der vollständige Sieg."

Seine Stimme wurde fest, sein Gesicht blaß, und in den Augen brannte die gewohnte, verhaltene, gleichmäßige Kraft. Wieder klingelte es laut. Nikolai wurde mitten in der Rede unterbrochen. Ludmilla kam in einem leichten, der Jahreszeit nicht entsprechenden Mantel, die Backen von der Kälte gerötet. Sie zog die zerrissenen Überschuhe aus und sagte heftig:

„Die Gerichtsverhandlung beginnt in acht Tagen!"

„Stimmt das?" rief Nikolai aus dem Zimmer.

Die Mutter ging rasch zu ihm, sie war sich nicht klar darüber, ob Furcht oder Freude sie erregte; Ludmilla trat auf sie zu und meinte ironisch mit ihrer tiefen Stimme:

„Es stimmt. Im Gericht sagt man ganz offen, daß das Urteil schon fertig ist. Aber was heißt das? Hat die Regierung Angst, daß ihre Beamten die Feinde der Regierung zu glimpflich behandeln? Obwohl sie ihre Diener schon so lange und so energisch demoralisiert, ist sie also immer noch nicht sicher, ob alle bereit sind, Schurken zu sein?"

Ludmilla setzte sich auf das Sofa und rieb ihre mageren Backen mit den Händen; in ihren müden Augen funkelte Verachtung, ihre Stimme wurde immer zorniger.

„Sie verschießen Ihr Pulver umsonst, Ludmilla!" sagte Nikolai beruhigend. „Die da hören Sie ja nicht ..."

Die Mutter horchte gespannt, verstand aber nichts und wiederholte unwillkürlich immer dasselbe:

„In acht Tagen kommen sie vors Gericht!"

Sie konnte sich nicht vorstellen, wie das sein würde, fühlte aber plötzlich das Herannahen von etwas Unerbittlichem, unmenschlich Strengem.

23

In dieser Wolke von Zweifel und Niedergeschlagenheit, unter dem schweren Druck banger Erwartung verlebte sie schweigend einen Tag und noch einen. Am dritten kam Sascha und sagte zu Nikolai:

„Alles ist fertig. Heute um ein Uhr..."

„Schon fertig", meinte er verwundert.

„Ja, was ist denn da groß? Ich brauchte nur ein Versteck und die Kleidung für Rybin zu beschaffen, alles übrige hat Gobun auf sich genommen. Rybin hat nur ein Stadtviertel zu passieren. Auf der Straße trifft Wessowtschikow mit ihm zusammen, natürlich verkleidet. Er wirft ihm einen Mantel über, gibt ihm eine Mütze und zeigt ihm den Weg. Ich werde ihn erwarten, umkleiden und fortbringen."

„Nicht schlecht! Aber wer ist dieser Gobun?" fragte Nikolai.

„Sie haben ihn schon gesehen, Sie haben in seiner Wohnung die Klempner unterrichtet."

„Ach, ich weiß schon, ein sonderbarer alter Kauz."

„Er ist ein ausgedienter Soldat, Dachdecker, ein ziemlich ungebildeter Mann mit unersättlichem Haß gegen jede Vergewaltigung. Ein wenig Philosoph", sagte Sascha nachdenklich, zum Fenster hinausblickend. Die Mutter hörte ihr schweigend zu, und ein unklares Gefühl reifte langsam in ihr heran.

„Gobun will seinen Neffen Jewtschenko befreien. Erinnern Sie sich seiner noch? Ein adretter, sauberer Junge, der Ihnen damals sehr gefiel."

Nikolai nickte.

„Gobun hat alles fein ausgetüftelt", fuhr Sascha fort. „Aber ich fange an, an dem Erfolg zu zweifeln. Wenn die Häftlinge bei dem gemeinsamen Spaziergang die Leiter sehen, werden viele fliehen wollen..."

Sie schloß die Augen und schwieg einen Augenblick, die Mutter rückte näher zu ihr heran.

„Und werden einander behindern..."

Sie standen alle drei vor dem Fenster, die Mutter hinter Nikolai und Sascha, deren rasche Reden in ihrem Innern einen unklaren Drang erregten.

„Ich werde hingehen!" sagte sie plötzlich.

„Wozu?" fragte Sascha.

Nikolai fiel ein:

„Gehen Sie nicht, liebe Nilowna! Sie werden ja geschnappt!"

Die Mutter sah ihn an und wiederholte leiser, aber bestimmter:

„Nein, ich gehe."

Sie wechselten einen raschen Blick, und Sascha sagte achselzuckend:

„Das ist begreiflich."

Sie wandte sich der Mutter zu, schmiegte sich an sie und sagte schlicht mit einer Stimme, die zu Herzen ging:

„Ich muß Ihnen doch sagen, daß Sie umsonst warten."

„Laßt mich doch hingehen!" rief die Mutter und drückte sie mit zitternder Hand an sich. „Ich werde euch keine Schwierigkeiten machen! Ich muß hin. Ich glaube nicht, daß eine Flucht möglich ist!"

„Sie geht mit!" sagte Sascha zu Nikolai.

„Das ist ihre Sache!" erwiderte er, den Kopf senkend.

„Wir können nicht zusammen sein, Nilowna. Sie gehen ins Feld, zu den Gärten. Von da kann man die Gefängnismauer sehen. Wenn Sie aber gefragt werden, was Sie dort treiben?"

Die Mutter erwiderte froh und zuversichtlich:

„Ich werde schon eine Antwort finden!"

„Vergessen Sie nicht, daß die Gefängnisaufseher Sie kennen!" sagte Sascha. „Und wenn die Sie dort sehen..."

„Sie werden mich nicht sehen!" gab die Mutter zurück.

In ihrer Brust flammte schmerzhaft hell eine Hoffnung auf, die die ganze Zeit über unmerklich geglimmt hatte, und belebte sie.

„Vielleicht wird er doch...", dachte sie und kleidete sich schnell an.

Eine Stunde darauf befand sich die Mutter auf dem Feld hinter dem Gefängnis. Ein scharfer Wind ging, blähte ihr Kleid auf, fuhr gegen den gefrorenen Boden, rüttelte den alten, baufälligen Zaun, an dem sie vorbeiging, und warf sich mit aller Kraft gegen die niedrige Gefängnismauer. An der Mauer brach er sich, wirbelte Geschrei vom Hof her in die Höhe, zerstreute es in der Luft und trug es himmelan. Dort jagten hastig die Wolken, kleine Durchblicke in die blaue Höhe öffnend.

Hinter der Mauer lag ein Garten, vor ihr der Friedhof und rechts, etwa zwanzig Meter entfernt, das Gefängnis. Beim Friedhof ließ ein Soldat ein Pferd am Leitseil laufen, ein anderer, der neben ihm stand, stampfte mit den Füßen laut auf den Boden, schrie, pfiff und lachte. Sonst war niemand in der Nähe.

Langsam ging sie, nach rechts und rückwärts schielend, zur Friedhofsmauer weiter. Plötzlich fühlte sie, daß ihre Füße wankten und schwer wurden, als wären sie am Boden angefroren. Um die Ecke der Gefängnismauer bog rasch, wie die Laternenanzünder zu gehen pflegen, ein Mann in gebückter Haltung, mit einer Leiter auf der Schulter. Die Mutter warf einen ängstlichen Blick auf die Soldaten, die noch immer auf derselben Stelle umhertrampelten und das Pferd rundum laufen ließen. Dann blickte sie nach dem Menschen mit der Leiter. Er hatte sie schon an die Wand gelehnt und stieg langsam hinauf. Von oben winkte er nach dem Hof zu, stieg schnell wieder herunter und verschwand um die Ecke. Das Herz der Mutter schlug rasch, die Sekunden verstrichen langsam. Inmitten der Schmutzflecken und des abbröckelnden Verputzes, der die Ziegelsteine bloßlegte, hob die Leiter sich kaum von der dunklen Gefängnismauer ab.

Plötzlich wurde über der Mauer ein schwarzer Kopf sichtbar, ein Körper schnellte in die Höhe, glitt über die Mauer und an ihr herab. Ein anderer Kopf mit zottiger Mütze folgte ihm, etwas Großes, Schwarzes rollte zu Boden und verschwand schnell um die Ecke. Michailo richtete sich auf, blickte um sich und schüttelte den Kopf.

„Lauf, lauf!" flüsterte die Mutter, mit dem Fuß aufstampfend. In ihren Ohren sauste es, lautes Geschrei drang herüber.

Da erschien über der Mauer ein dritter Kopf. Die Mutter griff sich mit den Händen an die Brust, blickte wie erstarrt hinüber, wartete. Der blonde, bartlose Kopf fuhr in die Höhe, als wollte er sich losreißen und verschwand mit einemmal hinter der Mauer.

Das Geschrei wurde immer lauter und wilder, der Wind trug Pfeifentriller durch die Luft. Michailo ging die Mauer entlang. Jetzt hatte er sie schon hinter sich und ging über den freien Platz zwischen dem Gefängnis und den Häusern der Stadt. Die Mutter hatte das Gefühl, daß er viel zu langsam ging und unnötigerweise den Kopf so hoch trug; jedem, der ihn sah, würde sich sein Gesicht auf ewig einprägen. Sie flüsterte:

„Schnell... schnell!..."

Hinter der Gefängnismauer erscholl trockenes Klatschen. Man hörte das dünne Klirren einer zerschlagenen Scheibe. Der eine Soldat stemmte die Füße gegen den Boden und zog das Pferd zu sich heran, der andere legte die hohle Hand an den Mund und rief etwas zu dem Gefängnis hinüber, wandte dann den Kopf seitwärts und horchte.

Die Mutter drehte gespannt den Kopf nach allen Seiten, ihre Augen, die alles sahen, glaubten nicht an das Geschehene. Das, was sie sich als furchtbar und schwer vorgestellt, war zu einfach und rasch vor sich gegangen, so daß sie von dieser Schnelligkeit ganz betäubt war. Auf der Straße war Rybin schon nicht mehr zu sehen, da ging ein großer Mann in langem Mantel und lief ein Mädchen.

Hinter der Gefängnisecke sprangen drei Aufseher hervor, sie liefen dicht nebeneinander und hatten alle die rechte Hand vorgestreckt. Ein Soldat stürzte ihnen entgegen, der andere lief um das Pferd herum und wollte aufsitzen; es gab nicht nach, tänzelte, und alles ringsum tanzte mit dem Pferd zusammen. Ununterbrochen durchschnitten laute, schrille Pfiffe die Luft. Ihre unruhigen, verzweifelten Töne weckten in der Frau das Bewußtsein der Gefahr; sie fuhr zusammen, ging die Mauer entlang und sah den Aufsehern nach; die liefen aber mit den Soldaten um die andere Ecke und verschwanden. Hinter ihnen lief in aufgeknöpfter Uniform der Gehilfe des Gefängnisdirektors, den sie von ihren Besuchen her kannte. Bald kam die Polizei, Menschen liefen zusammen.

Der Wind wirbelte, sauste, als freue er sich über etwas, und trug abgerissene, wirre Schreie und Pfiffe an das Ohr der Frau. Dieser Tumult machte ihr Freude. Sie schritt rascher aus und dachte:

„Es geht also. Wenn er wollte, könnte er's auch!"

Von der Mauer her liefen zwei Polizisten auf sie zu.

„Halt!" schrie der eine, schwer atmend. „Hast du einen Mann... mit einem Bart... gesehen?"

Sie deutete auf die Gärten und erwiderte ruhig:

„Er ist dorthin gelaufen! Was ist denn?"

„Jegorow, pfeif!"

Sie ging nach Hause. Ihr war leid um etwas, ein bitteres, ärgerliches Gefühl bedrückte ihr Herz. Als sie vom Feld her in die Straße einbog, kreuzte eine Droschke ihren Weg. Sie blickte auf und sah in der Droschke einen jungen Mann mit hellem Schnurrbart und blassem, müdem Gesicht, der sie auch ansah. Er saß schief, daher kam es wohl, daß seine linke Schulter herabhing.

Nikolai kam ihr fröhlich entgegen.

„Nun, wie war es?"

„Es scheint geklappt zu haben..."

Sie bemühte sich, alle Einzelheiten in ihr Gedächtnis zurückzurufen, sie erzählte von der Flucht und sprach so, als gäbe sie die Erzählung eines andern wieder, an deren Richtigkeit sie zweifelte.

„Wir haben Glück!" sagte Nikolai und rieb sich die Hände.

„Aber welche Angst habe ich um Sie ausgestanden! Zum Henker noch mal! Wissen Sie was, Nilowna? Hören Sie auf meinen freundschaftlichen Rat — fürchten Sie sich nicht vor der Gerichtsverhandlung! Je eher sie stattfindet, um so näher rückt die Stunde, wo Pawel frei wird, glauben Sie mir! Vielleicht flieht er unterwegs. Der Prozeß, das ist ungefähr so..."

Er entwarf ihr das Bild einer Gerichtssitzung, sie hörte zu und begriff, daß er etwas befürchtete und sie ermutigen wollte.

„Vielleicht glauben Sie, ich werde den Richtern etwas sagen?" fragte sie plötzlich. „Oder sie gar um etwas bitten?"

Er sprang auf, winkte heftig ab und rief gekränkt:

„Was sagen Sie!"

„Ich habe Angst, das ist richtig! Wovor, weiß ich selber nicht." Sie schwieg, und ihre Augen irrten im Zimmer umher.

„Manchmal stelle ich mir vor, sie werden Pascha beleidigen, ihn verhöhnen, ihm etwa sagen: ‚Du Bauerntölpel! Was hast du angestiftet?' Pascha aber ist stolz, er wird ihnen heftig antworten, oder Andrej lacht sie aus. Sie sind alle so hitzig. Da denkt man — er wird nicht an sich halten können. Und dann werden sie zu einer Strafe verurteilt, daß man sie nie wiedersieht."

Nikolai schwieg finster und zupfte seinen Bart.

„Diese Gedanken wird man nicht los!" sagte die Mutter leise. „Es ist schrecklich — das Gericht! Wenn

die Richter alles zu untersuchen und abzuwägen beginnen... es ist furchtbar! Nicht die Strafe, sondern das Gericht. Ich verstehe das nicht so auszudrücken..."

Sie fühlte, daß Nikolai ihre Angst nicht verstand, und das machte es ihr noch schwerer, von dieser Angst so zu erzählen, wie sie es gern getan hätte.

24

Diese Angst wuchs in ihrer Brust wie Schimmel, der mit schwerer Feuchte den Atem bedrückte, und, als der Tag der Gerichtsverhandlung anbrach, nahm sie in den Sitzungssaal eine schwere, dunkle Last mit, die ihr Rücken und Nacken niederdrückte.

Auf der Straße begrüßten sie Bekannte aus der Vorstadt; sie dankte schweigend und drängte eilig durch die finstere Menge. In den Korridoren des Gerichts und im Sitzungssaal traf sie die Verwandten der Angeklagten, die mit gedämpfter Stimme zu ihr sprachen. Die Worte kamen ihr überflüssig vor, sie verstand sie nicht. Das Gefühl der Niedergeschlagenheit, von dem alle diese Menschen ergriffen waren, teilte sich der Mutter mit und bedrückte sie noch mehr.

„Setz dich zu mir!" sagte Sisow und machte auf der Bank Platz.

Sie gehorchte, strich ihr Kleid glatt und blickte um sich. Vor ihren Augen flossen grüne und rote Streifen und Flecke ineinander, feine gelbe Fäden flimmerten.

„Dein Sohn hat unsern Grischa ins Unglück gebracht!" sagte leise eine Frau, die neben ihr saß.

„Schweig, Natalja!" erwiderte Sisow streng.

Die Mutter wandte sich der Frau zu: es war die Samoilowa. Etwas weiter saß ihr Mann, kahlköpfig, stattlich, mit breitem, rotem Bart. Sein Gesicht war knochig, mit zusammengekniffenen Augen blickte er geradeaus, und sein Bart zitterte.

Durch die hohen Fenster floß trübes Licht in den Saal, draußen an den Scheiben wirbelte Schnee. Zwischen den Fenstern hing ein großes Bild des Zaren in dickem, speckig glänzendem Goldrahmen, schwere rote Vorhänge fielen von beiden Seiten in geraden Falten über den Rahmen. Vor dem Bild, beinahe die ganze Breite des Saales ausfüllend, stand ein mit grünem Tuch bedeckter Tisch, rechts an der Wand standen hinter einem Gitter zwei Holzbänke, links zwei Reihen roter Sessel. Durch den Saal liefen lautlos Gerichtsdiener mit grünen Kragen und goldenen Knöpfen an Brust und Bauch. In der trüben Luft irrte schüchtern leises Flüstern, schwebte ein schwacher Apothekengeruch. Alles das — die Farben, der Glanz, die Töne und Gerüche — legte sich schwer auf die Augen, drang mit dem Atem in die Brust und erfüllte das leere Herz mit der reglosen, trüben Masse grämlicher Furcht.

Plötzlich sagte jemand laut etwas, die Mutter fuhr zusammen. Alle standen auf, auch sie erhob sich, an Sisows Arm geklammert.

In der linken Saalecke öffnete sich eine hohe Tür, schwankend trat ein bebrillter alter Herr ein. In seinem kleinen grauen Gesicht zitterte ein dünner weißer Backenbart, die rasierte Oberlippe schob sich in den Mund, die spitzen Backenknochen und das Kinn stützten sich auf den hohen Uniformkragen, so daß unter dem Kragen kein Hals zu sein schien. Von hinten stützte ihn mit dem Arm ein langer junger Mensch mit rotem, rundem Porzellangesicht, dem langsam noch drei Leute in goldgestickten Uniformen und drei Zivilisten folgten.

Sie machten sich lange am Tisch zu schaffen, nahmen in den Sesseln Platz, und, als sie alle saßen, begann einer von ihnen, in aufgeknöpfter Uniform und mit trägem, rasiertem Gesicht, mit tonlosen, schwerfälligen Lippenbewegungen dem Alten etwas zuzuflüstern. Dieser hörte zu und saß dabei auffällig gerade und unbeweglich da. Hinter seinen Brillengläsern sah die Muter zwei winzige farblose Flecke.

Am Ende des Tisches stand ein großer, kahlköpfiger Mann vor einem Pult, räusperte sich und blätterte in den Akten.

Der Alte gab sich einen Ruck und sagte etwas. Das erste Wort sprach er deutlich aus, die folgenden aber rutschten ihm mühsam von den dünnen, grauen Lippen.

„Ich eröffne... Man führe..."

„Gib acht!" flüsterte Sisow, die Mutter leise anstoßend, und stand auf.

In der Wand hinter dem Gitter öffnete sich eine Tür. Ein Soldat mit gezogenem Säbel über der Schulter trat ein, hinter ihm Pawel, Andrej, Fedja Masin, die beiden Gussews, Samoilow, Bukin, Somow und noch fünf junge Leute, deren Namen die Mutter nicht kannte. Pawel lächelte freundlich, Andrej nickte ihr gleichfalls vergnügt zu. Ihr Lächeln, ihre lebhaften Gesichter und die Bewegung, die sie in das gespannte, peinliche Schweigen brachten, ließen den Saal heller, schlichter als vordem erscheinen. Der speckige Goldglanz der Uniformen verblaßte, wurde weicher, ein Hauch mutiger Zuversicht und lebendiger Kraft berührte und weckte das Herz der Mutter. Auf den Bänken hinter ihr, wo bis dahin die Menschen in gedrückter Erwartung gesessen hatten, ertönte ein halblautes Murmeln.

„Die sind nicht bange!" hörte sie Sisow flüstern, rechts von ihr schluchzte Samoilows Mutter leise auf.

„Ruhe!" ertönte ein strenger Ruf.

„Ich mache darauf aufmerksam...", sagte der Alte.

Pawel und Andrej saßen nebeneinander, mit ihnen saßen auf der ersten Bank noch Masin, Samoilow und die Gussews. Andrej hatte keinen Vollbart mehr, sein Schnurrbart war gewachsen, hing herab und machte seinen runden Kopf dem einer

Katze ähnlich. Ein neuer Ausdruck lag in seinem Gesicht: etwas Scharfes und Bissiges in den Falten um den Mund und etwas Dunkles in den Augen. Auf Masins Oberlippe schimmerten zwei schwärzliche Streifen, sein Gesicht war voller geworden; Samoilows Kopf war ebenso lockig wie früher, und Iwan Gussew schmunzelte noch ebenso breit.

„Ach, Fedja, Fedja!" flüsterte Sisow und senkte den Kopf.

Die Mutter hörte die undeutlichen Fragen des Vorsitzenden — er stellte sie, ohne die Angeklagten anzublicken, und sein Kopf lag unbeweglich auf dem Uniformkragen, sie hörte die ruhigen, kurzen Antworten ihres Sohnes. Ihr schien, der Vorsitzende und die Beisitzer könnten keine bösen, grausamen Menschen sein. Sie beobachtete aufmerksam die Mienen der Richter, versuchte aus ihnen etwas herauszulesen und fühlte, wie neue Hoffnung in ihrer Brust wuchs.

Der Porzellanmensch verlas gleichgültig ein Papier, seine ruhige Stimme erfüllte den Saal mit Langeweile, und die Anwesenden, die sie über sich ergehen ließen, saßen unbeweglich und wie erstarrt. Die vier Verteidiger unterhielten sich lebhaft mit den Angeklagten, mit ihren raschen, kraftvollen Bewegungen glichen sie großen, schwarzen Vögeln.

An der einen Seite des Vorsitzenden füllte ein dicker, feister Richter mit kleinen, verschwommenen Augen den Sessel mit seinem Körper aus, an der anderen saß gebückt einer mit blassem Gesicht und rötlichem Schnurrbart. Er hatte den Kopf müde auf die Sessellehne gestützt und dachte mit halb geschlossenen Augen nach. Auch das Gesicht des Staatsanwalts war müde und gelangweilt. Hinter den Richtern saß der Bürgermeister, ein beleibter, gesetzter Mann, der sich nachdenklich die Backe streichelte; der Adelsmarschall[1], ein Graukopf mit langem Bart, rotem Gesicht und großen, gutmütigen Augen; der Bezirksvorsteher in einem altväterischen Rock und mit einem Riesenbauch, der ihn augenscheinlich genierte, denn er bemühte sich fortwährend, ihn mit dem immer wieder hinabrutschenden Rockschoß zu verdecken.

„Hier gibt es keine Verbrecher und keine Richter!" ertönte Pawels feste Stimme. „Hier gibt es nur Sieger und Besiegte..."

Es wurde still, ein paar Sekunden hörte die Mutter nur das scharfe, schnelle Rascheln der Federn auf dem Papier und das Schlagen ihres Herzens.

Der Vorsitzende schien aufzuhorchen und zu warten. In seine Kollegen kam Bewegung. Da sagte er:

„Ja—a. Andrej Nachodka ... Bekennen Sie sich..."

Andrej erhob sich langsam, richtete sich auf, zupfte an seinem Schnurrbart und blickte finster auf den Alten.

„Wessen kann ich mich schuldig bekennen?" erwiderte der Kleinrusse achselzuckend, in singendem Tonfall und gemächlich wie immer. „Ich habe nicht gemordet und nicht gestohlen, ich bin einfach mit dieser Lebensordnung, bei der die Menschen gezwungen sind, zu rauben und einander zu töten, nicht einverstanden."

„Fassen Sie sich kurz!" sagte der Alte mühsam, aber deutlich.

Die Mutter fühlte auf den Bänken hinter sich Unruhe, die Leute flüsterten leise und bewegten sich, als wollten sie sich aus dem Spinngewebe der grauen Worte des Porzellanmenschen befreien.

„Hörst du, wie sie reden?" flüsterte Sisow.

„Fjodor Masin, antworten Sie..."

„Ich will nicht!" sagte Fedja laut; er war aufgesprungen, sein Gesicht war vom Rot der Erregung überströmt, seine Augen blitzten, die Hände hielt er auf dem Rücken.

Sisow ächzte leise, die Mutter riß erstaunt die Augen auf.

„Ich habe auf eine Verteidigung verzichtet, ich werde nichts sagen, Ihr Gericht halte ich für ungesetzlich! Wer sind Sie? Hat das Volk Ihnen das Recht gegeben, über uns Gericht zu halten? Nein, das hat es nicht getan! Also erkenne ich Sie nicht an!"

Er setzte sich und verbarg sein flammendes Gesicht hinter Andrejs Schulter.

Der feiste Richter neigte seinen Kopf gegen den Alten hin und flüsterte ihm etwas zu. Der Richter mit dem blassen Gesicht sah auf, schielte nach dem Angeklagten hin, streckte die Hand aus und kritzelte etwas mit Bleistift auf ein Blatt, das vor ihm lag. Der Bezirksvorsteher schüttelte den Kopf und setzte die Füße vorsichtig um, legte seinen Bauch auf die Knie und bedeckte ihn mit den Händen. Ohne den Kopf zu bewegen, wandte der Alte den Oberkörper nach dem rothaarigen Richter hin und sprach leise mit ihm; der hörte zu und nickte. Der Adelsmarschall tuschelte mit dem Staatsanwalt, der Bürgermeister hörte zu und rieb sich die Backe.

Wieder erklang die trübe Rede des Vorsitzenden.

Die vier Verteidiger hörten aufmerksam zu, die Angeklagten sprachen leise miteinander. Fedja, der verlegen lächelte, suchte sich zu verstecken.

„Er hat's ihnen gegeben!... wie kein anderer!" flüsterte Sisow der Mutter zu.

Die Mutter lächelte verwundert. Alles, was um sie herum vorging, schien ihr zuerst wie eine überflüssige, schwere Einleitung zu dem Furchtbaren, das plötzlich alle mit kaltem Schrecken erfüllen würde. Aber Pawels und Andrejs ruhige Worte klangen so furchtlos und fest, als wären sie in dem kleinen Haus der Vorstadt und nicht vor Gericht gesprochen. Fedjas leidenschaftlicher Ausfall wirkte belebend. Im Saal kam eine mutige Stimmung auf; aus der Bewegung

[1] Führer des Adelsstandes im Gouvernement bzw. Kreis. *(Anm. d. Red.)*

der Menschen hinter sich erriet die Mutter, daß auch sie diese Stimmung teilten.

„Ihre Ansicht?“ sagte der kleine Vorsitzende.

Der kahlköpfige Staatsanwalt stand auf, stützte sich mit einer Hand auf das Pult und begann rasch zu reden, wobei er Ziffern anführte. Aus seiner Stimme klang nichts Schreckliches.

Zugleich aber berührte etwas Trockenes, Stechendes die dunkle Empfindung von etwas Feindseligem das Herz der Mutter und versetzte es in Unruhe. Es drohte nicht laut, sondern entwickelte sich unsichtbar, unfaßbar. Träge und stumpf schwebte es um die Richter, hüllte sie wie eine undurchdringliche Wolke ein, durch die nichts von außen zu ihnen gelangen konnte.

Die Mutter blickte auf die Richter und konnte sie alle nicht begreifen. Sie waren nicht böse auf Pawel und Fedja, wie sie erwartet hatte, sie kränkten sie nicht mit Worten, aber alles, wonach die Richter fragten, schien sie selbst gar nicht zu interessieren. Sie fragten nur, weil sie mußten, hörten widerwillig die Antworten an, als wüßten sie alles im voraus, als wäre ihnen alles gleichgültig.

Jetzt steht ein Gendarm vor ihnen und sagt mit tiefer Baßstimme:

„Den Pawel Wlassow haben alle als Anstifter bezeichnet.“

„Und Nachodka?“ fragte der feiste Richter träge und halblaut.

„Den auch...“

Einer der Verteidiger stand auf und sagte:

„Darf ich?“

Der Alte fragte jemanden:

„Haben Sie nichts dagegen?“

Alle Richter kamen der Mutter wie kranke Menschen vor. Krankhafte Müdigkeit sprach aus ihrer Haltung und ihren Stimmen und lag auf ihren Gesichtern, krankhafte Müdigkeit und fade, graue Langeweile. Augenscheinlich war ihnen das alles lästig und zuwider — die Uniformen, der Saal, die Gendarmen, die Verteidiger, ihre Pflicht, in den Sesseln zu sitzen, zu fragen und zuzuhören.

Jetzt steht vor ihnen der ihr wohlbekannte Offizier mit dem gelben Gesicht; er zieht seine Worte in die Länge und erzählt laut von Pawel und Andrej. Als die Mutter ihm zuhörte, dachte sie unwillkürlich:

„Viel weißt du ja nicht...“ Sie blickte auf die Menschen hinter dem Gitter, jetzt schon ohne Sorge um sie und ohne Mitleid mit ihnen. Kein Mitleid überkam sie mehr, alle riefen in ihr nur Bewunderung wach und Liebe, die das Herz warm umfing. Und diese Bewunderung war ruhig, die Liebe freudig und klar. Jung und stark saßen sie an der Wand, fast ohne Anteil zu nehmen an dem einförmigen Gespräch der Zeugen und der Richter, an dem Gezänk der Verteidiger und des Staatsanwalts. Zuweilen lachte jemand von ihnen verächtlich, sagte etwas zu den Freunden, über deren Gesichter auch ein höhnisches Lächeln flog. Andrej und Pawel plauderten fast die ganze Zeit leise mit einem der Verteidiger — die Mutter hatte ihn tags zuvor bei Nikolai gesehen. Masin, lebendiger und beweglicher als die andern, hörte ihrer Unterhaltung zu. Samoilow sagte hin und wieder etwas zu Iwan Gussew, und die Mutter sah, daß Iwan jedesmal den Freund mit dem Ellbogen zurückstieß und kaum das Lachen verbeißen konnte; er bekam ein rotes Gesicht, blies die Backen auf und neigte den Kopf. Ein- oder zweimal prustete er los, saß dann wie aufgeblasen da und bemühte sich, ernster zu sein. In ihnen allen pochte die Jugend und meisterte mit Leichtigkeit alle Anstrengungen, ihr frisches Leben zu unterdrücken.

Sisow berührte sie leicht am Ellbogen. Sie wandte sich um, sein Gesicht schien zufrieden, aber etwas besorgt. Er flüsterte:

„Sieh doch, wie sich unsere Kinder herausgemacht haben! Die reinen Barone, nicht?“

Im Saal sprachen die Zeugen — schnell, mit farblosen Stimmen, die Richter — widerwillig und teilnahmslos. Der dicke Richter gähnte und bedeckte den Mund mit der fleischigen Hand. Der Rotbärtige war noch blasser geworden: er hob hin und wieder die Hand, drückte einen Finger fest gegen das Schläfenbein und blickte mit kläglich aufgerissenen Augen wie blind zur Decke empor. Der Staatsanwalt kritzelte ab und zu mit dem Bleistift auf seinem Papier herum und setzte seine klanglose Unterhaltung mit dem Adelsmarschall fort, der sich über den grauen Bart strich, seine großen, hübschen Augen rollte, wichtigtuerisch den Nacken beugte und lächelte. Der Bürgermeister saß mit übereinandergeschlagenen Beinen da, trommelte leise auf dem Knie und beobachtete gespannt die Bewegungen seiner Finger. Nur der Bezirksvorsteher, der den Bauch fest auf die Knie gelegt hatte und ihn sorgsam mit den Händen stützte, saß mit gesenktem Kopf da, er schien als einziger auf das einförmige Stimmengemurmel zu horchen. Der Alte hing in seinem Sessel unbeweglich wie eine Wetterfahne an einem windstillen Tag. Das dauerte geraume Zeit, und wieder machte der Starrkrampf der Langeweile die Menschen blind.

„Ich gebe hiermit bekannt...“, sagte der Alte, aus seinen dünnen Lippen die folgenden Worte herausquetschend, und erhob sich.

Lärm, Räuspern, leise Ausrufe, Husten und Scharren mit den Füßen erfüllte den Saal. Die Angeklagten wurden abgeführt. Beim Fortgehen lächelten sie, nickten ihren Verwandten und Bekannten zu, Iwan Gussew rief sogar jemandem halblaut zu:

„Hab keine Angst, Jegor!“

Die Mutter und Sisow gingen auf den Korridor.

„Gehst du ins Wirtshaus Tee trinken?" fragte Sisow sie bekümmert und nachdenklich. „Wir haben anderthalb Stunden Zeit."

„Ich mag nicht!"

„Dann gehe ich auch nicht hin. Nein, wie die Burschen sich tapfer halten! Sitzen da, als wenn sie allein rechte Menschen wären und die übrigen gar nichts! Und der Fedja, was?"

Samoilows Vater trat mit der Mütze in der Hand auf sie zu. Er lächelte finster und sagte:

„Nun, und mein Grigori? Der hat auf den Verteidiger verzichtet und will überhaupt nicht reden. Das hat er sich als erster ausgedacht. Deiner, Nilowna, war für Verteidiger, meiner aber sagt: ‚Ich will keinen!' Und da haben alle vier darauf verzichtet."

Neben ihm stand seine Frau. Sie blinzelte und wischte sich die Nase mit einem Zipfel ihres Tuches. Samoilow nahm seinen Bart in die Hand und fuhr, auf den Fußboden blickend, fort:

„Verstehst du die Manier? Sieht man die Burschen an, so denkt man, sie hätten alles ohne Überlegung angestellt und richteten sich ganz unnütz zugrunde. Dann überlegt man aber und meint, vielleicht haben sie doch recht? Es fällt einem ein, daß ihrer in der Fabrik immer mehr werden, immerfort werden sie eingefangen und werden doch nicht alle, wie die Fische im Fluß. Und wieder überlegt man: Vielleicht ist doch eine Macht auf ihrer Seite?"

„Für uns ist das alles nicht leicht zu verstehen, Stepan Petrowitsch!" sagte Sisow.

„Richtig!" stimmte Samoilow ihm bei.

Seine Frau, die laut die Luft durch die Nase einzog, meinte:

„Kräftig sind die verflixten Kerle alle!"

Sie konnte auf dem breiten, welken Gesicht ein Lächeln nicht unterdrücken und fuhr fort:

„Du, Nilowna, sei nicht böse, ich habe dich vorhin angefahren, deiner hätte die Schuld; aber die Wahrheit zu sagen, der Henker mag wissen, wer die meiste Schuld hat. Hast du gehört, was die Gendarmen und die Spitzel über unseren Grigori gesagt haben? Der hat sich auch redlich Mühe gegeben, der rothaarige Hund!"

Sie war augenscheinlich stolz auf ihren Sohn, ohne dieses Gefühl vielleicht selbst zu verstehen. Die Nilowna aber kannte es wohl, und sie antwortete auf ihre Worte mit einem gutmütigen Lächeln und den leisen Worten:

„Ein junges Herz ist der Wahrheit immer nahe ..."

Auf dem Korridor schlenderten Leute hin und her, standen in Gruppen beieinander und unterhielten sich erregt und nachdenklich mit dumpfer Stimme. Fast niemand stand allein, in allen Gesichtern las man den deutlichen Wunsch zu reden, zu fragen und zu hören. In dem schmalen, weißen Schacht zwischen den beiden Wänden wogten die Menschen, wie von starken Windstößen getrieben, hin und her, und es war, als suchten alle einen festen, sicheren Stützpunkt.

Bukins älterer Bruder, ein großer und wie jener farbloser Mensch, gestikulierte lebhaft, drehte sich geschwind nach allen Seiten und legte dar:

„Der Bezirksvorsteher Klepanow ist in diesem Prozeß nicht an der rechten Stelle!"

„Schweig, Konstantin!" tadelte ihn sein Vater, ein kleiner Alter, und sah sich furchtsam um.

„Nein, ich bleibe dabei! Es geht das Gerücht, er habe im vorigen Jahr seinen Kommis kaltgemacht wegen dessen Frau und habe jetzt ein Verhältnis mit ihr. Was soll man dazu sagen? Außerdem weiß alle Welt, daß er ein Dieb ist."

„Ach du lieber Gott, Konstantin!"

„Das stimmt!" sagte Samoilow, „stimmt schon! Das Gericht ist nicht besonders gut zusammengesetzt."

Als Bukin seine Stimme hörte, trat er schnell auf ihn zu, zog alle hinter sich her und rief, rot vor Erregung:

„Bei Diebstahl und Mord urteilen Geschworene, einfache Leute, Bauern und Bürger, wohlgemerkt! Wer sich aber gegen die Obrigkeit auflehnt, der wird von ihr selbst abgeurteilt. Was soll das? Wenn ich dich für eine Beleidigung in die Fresse haue und du mich dann selbst aburteilst, so bin ich natürlich der schuldige Teil. Aber wer hat denn zuerst beleidigt? Du! Jawohl!"

Der Gerichtsdiener, ein grauer Mann mit Höckernase und Denkmünzen auf der Brust, trieb die Menge auseinander und sagte zu Bukin, mit dem Finger drohend:

„Schrei nicht so! Hier ist keine Kneipe!"

„Erlauben Sie, Verehrtester, ich verstehe schon! Hören Sie — wenn ich Sie schlag' und ich selber Sie aburteile, was meinen Sie, was ..."

„Ich lasse dich gleich hinausschmeißen!" sagte der Gerichtsdiener streng.

„Wohin denn? Warum?"

„Auf die Straße, damit du nicht so brüllst."

Bukin sah alle an und sagte:

„Für die da ist die Hauptsache, daß die Leute den Mund halten."

„Ja, was glaubst du denn?" rief der Alte streng und barsch.

Bukin wandte sich ab und begann leiser zu reden.

„Und noch mal, warum wird das Volk nicht zur Verhandlung zugelassen, sondern nur die Verwandten? Wenn man gerecht richtet, soll man es vor aller Welt tun. Was hat man da zu fürchten?"

Samoilow wiederholte schon lauter:

„Das ist kein gerechtes Gericht, soviel ist sicher ..."

Die Mutter wollte sagen, was sie von Nikolai über die Ungesetzlichkeit des Gerichts gehört hatte, sie hatte es aber schlecht verstanden und die Worte zum Teil vergessen. Sie trat beiseite, um sie sich wieder ins Gedächtnis zurückzurufen, und bemerkte,

daß ein junger Mann mit hellem Schnurrbart sie anstarrte. Die rechte Hand hielt er in der Hosentasche, daher erschien seine linke Schulter niedriger, und diese Eigentümlichkeit kam der Mutter bekannt vor. Er wandte ihr aber den Rücken zu, und sie war mit ihren Erinnerungen beschäftigt und vergaß ihn sofort wieder.

Einen Augenblick später traf ihr Ohr die halblaute Frage:

„Die da?"

Und jemand antwortete freudig und laut:

„Ja!"

Sie blickte sich um. Der Mensch mit den schiefen Schultern stand halb von ihr abgewandt und sagte etwas zu seinem Nachbar, einem schwarzbärtigen Burschen in kurzem Mantel und bis an die Knie reichenden Stiefeln, der neben ihm stand.

Wieder zuckte ihr Gedächtnis unruhig auf, aber ohne eine deutliche Erinnerung zu wecken. In ihrer Brust brannte der gebieterische Wunsch, zu den Menschen von der Wahrheit ihres Sohnes zu sprechen, zu hören, was die Menschen dagegen sagen würden und aus ihren Worten den Gerichtsbeschluß zu erraten.

„Wie kann man so richten wollen?" wandte sie sich vorsichtig und leise an Sisow. „Da fragen die Richter danach, was einer getan hat, aber warum er es getan hat, danach fragen sie nicht. Und dann sind sie alle zu alt. Über junge Leute müßten doch junge urteilen."

„Ja", sagte Sisow, „für uns ist es schwer, all diese Dinge zu verstehen!" Und er schüttelte nachdenklich den Kopf.

Der Gerichtsdiener öffnete die Saaltür und rief: „Die Verwandten! Die Einlaßkarten vorzeigen."

Eine mürrische Stimme brachte langsam heraus: „Die Einlaßkarten, gerade wie im Zirkus!"

Bei allen spürte man jetzt eine dumpfe Erregung, einen unklaren Trotz. Die Menschen nahmen eine freiere Haltung an, lärmten und stritten mit den Gerichtsdienern.

25

Als sich Sisow auf die Bank setzte, brummte er vor sich hin.

„Was hast du", fragte die Mutter.

„Nichts! Das Volk ist dumm."

Eine Glocke ertönte. Jemand verkündete gleichgültig:

„Der Gerichtshof kommt!..."

Wieder standen alle auf, und wieder, in der gleichen Folge, traten die Richter ein und setzten sich. Die Angeklagten wurden hereingeführt.

„Paß auf!" flüsterte Sisow. „Der Staatsanwalt spricht."

Die Mutter reckte den Hals, beugte sich mit dem ganzen Körper vor und erstarrte wieder in Erwartung des Entsetzlichen.

Seitlich von den Richtern stehend und den Kopf der Menge zugewandt, den Ellenbogen auf das Pult gestützt, holte der Staatsanwalt tief Atem und begann, mit der rechten Hand ab und zu durch die Luft fahrend, seine Anklagerede. Seine ersten Worte verstand die Mutter nicht. Die Stimme des Staatsanwalts war glatt, tief und floß ungleichmäßig, bald langsam, bald schneller, dahin. Die Worte waren eintönig aneinandergereiht wie Stiche einer Naht, flogen dann plötzlich hastig auf und kreisten wie ein schwarzer Fliegenschwarm über einem Stück Zucker. Aber sie fand in ihnen nichts Schreckliches und nichts Drohendes. Kalt wie Schnee und grau wie Asche fielen sie nieder und erfüllten den Saal mit etwas, was unangenehm belästigte wie feiner, trockner Staub. Diese Rede, die mit Gefühlen geizte und von Worten überfloß, konnte Pawel und seine Freunde nicht erreichen, berührte sie augenscheinlich gar nicht. Alle saßen sie ruhig da, unterhielten sich wie vorher leise, lächelten ab und zu und machten dann wieder finstere Gesichter, um ihr Lächeln zu verbergen.

„Er lügt!" flüsterte Sisow.

Sie hätte das nicht sagen können. Sie hörte die Worte des Staatsanwalts, verstand, daß er alle für schuldig erklärte und niemanden ausnahm; nachdem er von Pawel gesprochen, ließ er sich über Fedja aus, und als er ihn neben Pawel gestellt, reihte er auch Bukin an. Es war, als wenn er alle in einen Sack packte, sie dicht aneinanderpreßte und einnähte. Aber der äußere Sinn seiner Worte befriedigte, rührte und erschreckte sie nicht; sie wartete auf das Entsetzliche und suchte es hartnäckig hinter den Worten, im Gesicht, in den Augen, der Stimme des Staatsanwalts, in seiner weißen Hand, die gemächlich in der Luft herumfuhr. Etwas Entsetzliches war da, das fühlte sie, aber es ließ sich nicht fassen, nicht bestimmen, und wieder hatte sie ein trocknes, ätzendes Gefühl im Herzen.

Sie blickte auf die Richter — augenscheinlich langweilte sie diese Rede. Ihre leblosen, gelben und grauen Gesichter waren ausdruckslos. Die Worte des Staatsanwalts verbreiteten in der Luft einen unsichtbaren Nebel, der stetig zunahm und sich um die Richter verdichtete, sie in eine Wolke von Gleichgültigkeit und müder Erwartung hüllte. Der Vorsitzende bewegte sich nicht, er war in seiner steifen Haltung erstarrt; die grauen Fleckchen hinter seinen Brillengläsern verschwanden ab und zu ganz und zerrannen in seinem Gesicht.

Angesichts dieser toten Teilnahmslosigkeit und harmlosen Gleichgültigkeit fragte sich die Mutter verständnislos:

„Heißt das richten?"

Die Frage schnürte ihr das Herz zusammen, preßte allmählich die Erwartung des Entsetzlichen aus ihm heraus und reizte die Kehle mit einem stechenden Gefühl der Kränkung.

Die Rede des Staatsanwalts brach unerwartet ab — er machte noch ein paar schnelle, kleine Stiche, verbeugte sich vor den Richtern und setzte sich auf seinen Platz. Der Adelsmarschall nickte ihm, die Augen rollend, zu, der Bürgermeister reichte ihm die Hand, der Bezirksvorsteher blickte auf seinen Bauch hinab und lächelte.

Die Richter schienen von seiner Rede nicht erfreut. Sie bewegten sich nicht.

„Das Wort hat...", rief der Vorsitzende, einen Zettel ans Gesicht führend, „der Verteidiger Fedossejews, Markows und Sagarows."

Der Advokat, den die Mutter bei Nikolai gesehen hatte, stand auf. Er hatte ein gutmütiges, breites Gesicht, seine Augen lächelten strahlend, wie wenn sich unter den rötlichen Brauen zwei Schneiden hervorschöben und, einer Schere gleich, etwas in der Luft zerschnitten. Er sprach langsam, klangvoll und deutlich, aber die Mutter konnte seiner Rede nicht aufmerksam folgen — Sisow flüsterte ihr ins Ohr:

„Hast du verstanden, was der Staatsanwalt gesagt hat? Hast du verstanden? Er sagt, die Jungen sind verkommen, verrückt. Fjodor — verrückt und verkommen?!"

Sie antwortete nicht; schwere Enttäuschung drückte sie nieder. Das Gefühl der Kränkung steigerte sich und lastete auf ihrer Seele. Jetzt wurde ihr klar, weshalb sie auf Gerechtigkeit gewartet, einen strengen, ehrlichen Kampf der Wahrheit ihres Sohnes gegen die Wahrheit seiner Richter zu sehen gehofft hatte. Sie hatte sich vorgestellt, die Richter würden Pawel lange aufmerksam und ausführlich über sein ganzes Innenleben befragen, alle Gedanken und Handlungen ihres Sohnes, all sein Tun mit scharfen Augen prüfen. Und dann würden sie seine Rechtlichkeit einsehen und gerecht und vernehmlich sagen:

„Dieser Mann hat recht!"

Doch nichts dergleichen geschah. Die Angeklagten schienen unendlich weit von den Richtern entfernt, die Richter aber überflüssig zu sein. Ermüdet, verlor die Mutter das Interesse an der Verhandlung, hörte die Worte nicht mehr und dachte gekränkt:

„Heißt das etwa richten?"

„So ist's recht!" stimmte Sisow leise jemandem bei.

Schon sprach ein anderer Verteidiger, ein kleiner Mann mit spitzem, blassem, spöttischem Gesicht, dem die Richter wiederholt ins Wort fielen.

Der Staatsanwalt sprang auf, sagte schnell und böse etwas über ein Protokoll, der Alte sprach ermahnend, der Verteidiger hörte sie mit ehrerbietig gesenktem Kopf an und fuhr in seiner Rede wieder fort.

„Kratz nur immerzu!" bemerkte Sisow, „kratz du nur!"

Im Saal wurde es lebhaft. Kampfeifer blitzte auf, der Verteidiger gerbte den Richtern mit seinen scharfen Worten gehörig das alte Fell. Die Richter schienen enger zusammenzurücken, sich aufzublähen und anzuschwellen, um die beißenden, scharfen Worthiebe abzuwehren.

Jetzt erhob sich Pawel, und es wurde plötzlich still. Die Mutter beugte sich mit dem ganzen Körper vor. Pawel begann ruhig:

„Als Parteimann erkenne ich nur das Gericht meiner Partei an und werde nicht zu meiner Verteidigung sprechen, sondern dem Wunsche meiner Genossen, die ebenfalls auf eine Verteidigung verzichtet haben, entsprechen und versuchen, Ihnen das zu erklären, was Sie nicht verstanden haben. Der Staatsanwalt hat unsere Kundgebung unter dem Banner der Sozialdemokratie eine Auflehnung gegen die Staatsgewalt genannt und uns die ganze Zeit als Rebellen gegen den Zaren betrachtet. Ich muß erklären, daß die Autokratie in unseren Augen nicht die einzige Kette ist, die dieses Land fesselt, sie ist nur die erste und nächste Kette, von der wir das Volk befreien müssen..."

Die Stille wurde immer tiefer, während seine feste Stimme erklang, die den Raum zu weiten schien; Pawel rückte gleichsam weit von den Menschen fort und wurde dabei doch deutlicher sichtbar.

In die Richter kam eine schwerfällige Unruhe. Der Adelsmarschall flüsterte dem Richter mit dem trägen Gesicht etwas zu, der nickte, und wandte sich an den Alten, dem gleichzeitig von der anderen Seite der kranke Richter etwas ins Ohr tuschelte. Der Alte schwankte in seinem Sessel hin und her und sagte etwas zu Pawel, aber seine Stimme ging in dem gleichmäßigen, breiten Redestrom Wlassows unter.

„Wir sind Sozialisten. Das besagt, daß wir Feinde des Privateigentums sind, das die Menschen entzweit, sie gegeneinander bewaffnet und unversöhnliche Interessengegensätze schafft, das im Bemühen, diese Feindschaft zu verbergen oder zu rechtfertigen, lügt und alle durch Lüge, Heuchelei und Haß demoralisiert. Wir sagen: Eine Gesellschaft, die den Menschen nur als Mittel zu ihrer Bereicherung ansieht, ist gegen die Menschen gerichtet, wir können uns mit ihrer heuchlerischen, lügenhaften Moral nicht abfinden. Ihr Zynismus und die Grausamkeit ihres Verhaltens der einzelnen Persönlichkeit gegenüber sind uns verhaßt, wir wollen und werden gegen alle Formen physischer und moralischer Knechtung der Menschen durch eine solche Gesellschaft kämpfen, gegen alle Methoden, die den Menschen der Habgier zuliebe zerstückeln. Wir, die Arbeiter, sind diejenigen, durch deren Arbeit alles geschaffen wird, von Riesenmaschinen bis zum Kinderspielzeug, wir sind diejenigen, die man des Rechtes beraubt hat, für ihre Menschenwürde zu kämpfen, uns will und kann jeder in ein bloßes Werkzeug verwandeln, um seine Zwecke zu erreichen. Wir wollen jetzt so viel Freiheit haben, daß wir durch sie die Möglichkeit

erhalten, mit der Zeit alle Macht zu erobern. Unsere Losung ist einfach! Nieder mit dem Privateigentum, alle Produktionsmittel — dem Volk, alle Macht — dem Volk, die Arbeit — eine Pflicht für alle! Sie sehen — wir sind keine Rebellen!“

Pawel lächelte, fuhr sich langsam mit der Hand durch das Haar, und das Feuer in seinen blauen Augen flammte heller auf.

„Ich bitte Sie, nur zur Sache zu sprechen!“ sagte der Vorsitzende vernehmlich und laut. Er hatte sich Pawel zugewandt und blickte ihn an, und der Mutter war es, als brenne in seinem linken, trüben Auge ein böses, gieriges Feuer. Und alle Richter betrachteten ihren Sohn so, als wenn ihre Augen an seinem Gesicht klebten, sich an seinem Körper festsogen, nach seinem Blut dürsteten, um damit ihre verbrauchten Leiber neu zu beleben. Er aber stand aufrecht, fest und stark in seiner ganzen Größe da, streckte die Hand nach ihnen aus und sagte nicht laut, aber deutlich:

„Wir sind Revolutionäre und werden es so lange bleiben, wie die einen nur befehlen, die andern nur arbeiten. Wir sind gegen die Gesellschaft, deren Interessen zu verteidigen man Ihnen anbefohlen hat, wir sind unversöhnliche Feinde dieser Gesellschaft und Ihre auch, und eine Aussöhnung zwischen uns ist so lange unmöglich, bis wir gesiegt haben. Wir, die Arbeiter, werden siegen. Ihre Auftraggeber sind durchaus nicht so stark, wie sie glauben. Dasselbe Eigentum, für dessen Anhäufung und Erhaltung sie Millionen geknechteter Menschen hinopfern, dieselbe Kraft, die ihnen Macht über uns gibt, erregt unter ihnen feindselige Reibungen, zermürbt sie physisch und moralisch. Das Eigentum erfordert zu seinem Schutz allzu große Anstrengungen, und, im Grunde genommen, sind Sie alle, unsere Gebieter, mehr Sklaven als wir. Sie sind geistig versklavt, wir nur körperlich. Sie können dem Druck der Vorurteile und der Gewohnheiten nicht entrinnen, einem Druck, der Sie seelisch getötet hat; uns hindert nichts, innerlich frei zu sein. Das Gift, mit dem Sie uns vergiften, ist schwächer als das Gegengift, das Sie, ohne es zu wollen, in unser Bewußtsein träufeln... Das wächst, entwickelt sich unaufhaltsam, entzündet sich immer schneller und reißt alles Beste, alles geistig Gesunde selbst aus Ihren Reihen mit sich fort. Blicken Sie nur um sich — Sie haben schon keine Leute mehr, die mit Ideen für Ihre Macht kämpfen könnten, Sie haben alle Argumente restlos verausgabt, die Sie vor dem Ansturm der historischen Gerechtigkeit schützen können, Sie vermögen im Reich der Ideen nichts Neues zu schaffen, Sie sind geistig unfruchtbar. Unsere Ideen wachsen, flammen immer heller auf, sie ergreifen die Volksmassen und organisieren sie zum Freiheitskampf. Das Bewußtsein der großen Rolle des Arbeiters vereinigt sämtliche Arbeiter der ganzen Welt zu einer Seele — Sie können diesen Prozeß der Erneuerung des Lebens durch nichts aufhalten, außer durch Grausamkeit und Zynismus. Aber dieser Zynismus springt in die Augen, diese Grausamkeit erbittert. Und die Hände, die uns heute würgen, werden bald brüderlich die unseren drücken. Ihre Energie ist die mechanische Energie des zinstragenden Goldes: sie vereinigt Sie in Gruppen, die berufen sind, einander zu vernichten; unsere Energie ist die lebendige Kraft der stetig zunehmenden Erkenntnis der Solidarität der Arbeiter. Alles, was Sie tun, ist ein Verbrechen, denn es ist darauf gerichtet, die Menschen zu Sklaven zu machen. Unsere Arbeit dagegen befreit die Welt von den Gespenstern und Ungeheuern, die von Ihrer Lüge, Ihrer Bosheit, Ihrer Habgier gezeugt wurden und das Volk in Schrecken hielten. Sie haben den Menschen vom Leben losgerissen und ihn zugrunde gerichtet. Der Sozialismus vereint die von Ihnen zerstörte Welt zu einem großen, einigen Ganzen, und das wird kommen!“

Pawel hielt eine Sekunde inne und wiederholte leise, aber kraftvoller:

„Das wird kommen!“

Die Richter flüsterten miteinander, schnitten sonderbare Grimassen und schauten mit ihren gierigen Augen Pawel unverwandt an; die Mutter aber fühlte, daß sie seinen biegsamen, starken Körper mit ihren Blicken beschmutzten, daß sie ihn um seine Gesundheit, Kraft und Frische beneideten. Die Angeklagten hörten der Rede ihres Genossen aufmerksam zu; ihre Gesichter waren blaß, die Augen blitzten freudig. Die Mutter verschlang die Worte ihres Sohnes, und sie prägten sich wohlgeordnet ihrem Gedächtnis ein. Der Alte unterbrach Pawel ein paarmal, erklärte ihm etwas, einmal lächelte er sogar traurig. Pawel hörte ihn schweigend an, sprach dann wieder hart, aber ruhig weiter und erzwang sich Gehör, bezwang den Willen der Richter durch seinen Willen. Endlich aber schrie der Alte laut und streckte die Hand gegen Pawel aus. Als Antwort ertönte wieder Pawels Stimme, diesmal mit einem Anflug von Spott:

„Ich schließe. Ich wollte Sie persönlich nicht kränken, im Gegenteil — da ich nun einmal unfreiwillig bei der Komödie, die Sie Gericht nennen, zugegen bin, fühle ich fast Mitleid mit Ihnen. Sie sind doch immerhin Menschen, und es tut uns stets leid, Menschen zu sehen, die ja zwar Feinde unserer Ziele sind, aber in so schimpflicher Weise gezwungen werden, der Gewalt Dienste zu leisten und dermaßen das Bewußtsein ihrer Menschenwürde verloren haben.“

Er setzte sich, ohne die Richter anzusehen, die Mutter hielt den Atem an, blickte unverwandt auf die Richter.

Andrej, der über das ganze Gesicht strahlte, drückte Pawel fest die Hand; Samoilow, Masin und alle anderen beugten sich lebhaft zu ihm hin. Er lächelte, durch die Beifallsbezeugungen der Freunde etwas

verlegen gemacht, blickte dahin, wo seine Mutter saß und nickte ihr zu, als frage er:

„Ist es so recht?"

Sie antwortete, von einer Welle heißer Liebe durchströmt, mit einem tiefen, freudigen Seufzer.

„Jetzt hat die Verhandlung eigentlich erst angefangen!" flüsterte Sisow. „Gut hat er's ihnen gegeben ... was?"

Sie nickte schweigend und freute sich, daß ihr Sohn so kühn gesprochen hatte — freute sich vielleicht noch mehr, daß er fertig war. In ihrem Kopf hämmerte die ängstliche Frage:

„Nun? Was kommt jetzt?"

26

Das, was ihr Sohn gesagt hatte, war ihr nicht neu, sie kannte diese Gedanken, aber sie fühlte zum erstenmal hier angesichts des Gerichts die seltsame, hinreißende Kraft seines Glaubens. Pawels Ruhe setzte sie in Staunen, und seine Rede gestaltete sich in ihrer Brust zu einem strahlenden Stern fester Überzeugung von der Wahrheit und dem Sieg dieses Glaubens.

Die Mutter erwartete, die Richter würden mit Pawel erbittert streiten, ihm heftig erwidern, ihre eigene Wahrheit ins Treffen führen. Aber da stand Andrej auf, wiegte sich hin und her, blickte die Richter von der Seite an und begann:

„Meine Herren Verteidiger..."

„Sie haben den Gerichtshof und nicht die Verteidigung vor sich!" bemerkte der Richter mit dem kranken Gesicht böse und laut.

An Andrejs Gesichtsausdruck erkannte die Mutter, daß er die Richter ärgern wollte; sein Schnurrbart zitterte, in seinen Augen glänzte die listige Katzenfreundlichkeit, die sie wohl kannte. Er rieb sich mit der langen Hand energisch den Kopf und seufzte.

„Wieso denn?" erwiderte er kopfschüttelnd, „ich denke, Sie sind keine Richter, sondern nur Verteidiger."

„Ich bitte Sie, zur Sache zu sprechen!" bemerkte der Alte trocken.

„Zur Sache? Gut! Ich bin schon so weit, zu denken, daß Sie wirklich Richter, unabhängige rechtschaffene Leute sind ..."

„Der Gerichtshof bedarf Ihrer Charakteristik nicht."

„Er bedarf ihrer nicht? Hm! Nun, ich werde trotzdem fortfahren. Sie sind Leute, für die es weder Bekannte noch Freunde gibt. Sie sind freie Männer. Da stehen vor Ihnen zwei Parteien, und die eine klagt: man hat mich ausgeplündert und bis aufs Blut gepeinigt. Die andere aber antwortet: ich habe das Recht zu plündern und zu peinigen, weil ich ein Gewehr habe."

„Haben Sie etwas zur Sache zu bemerken?" fragte der Alte mit erhobener Stimme. Seine Hände zitterten, und die Mutter freute sich, ihn böse zu sehen. Aber Andrejs Auftreten gefiel ihr nicht: es paßte nicht zu der Rede ihres Sohnes. Sie hätte einen ernsten, harten Streit gewollt.

Der Kleinrusse blickte den Alten schweigend an, rieb sich dann den Kopf und sagte ernsthaft:

„Zur Sache, wozu soll ich denn mit Ihnen zur Sache reden? Was Sie wissen mußten, hat der Genosse gesagt. Das übrige werden Ihnen andere klarmachen, wenn die Zeit dazu kommt."

Der Alte stand langsam auf und erklärte:

„Ich entziehe Ihnen das Wort! Grigori Samoilow ..."

Der Kleinrusse preßte die Lippen aufeinander und ließ sich träge auf die Bank nieder. Neben ihm erhob sich Samoilow.

„Der Staatsanwalt hat die Genossen Barbaren, Kulturfeinde genannt ..."

„Sie sollen nur über das sprechen, was Ihre Angelegenheit betrifft ..."

„Das betrifft sie auch. Es gibt nichts, was rechtschaffene Leute nicht anginge, und ich bitte, mich nicht zu unterbrechen. Ich frage Sie: ‚Was ist eigentlich Ihre Kultur?'"

„Wir sind nicht hier, um mit Ihnen zu diskutieren! Zur Sache!" sagte der Alte.

Andrejs Auftreten hatte die Richter geradezu verwandelt; es war, als hätten seine Worte von ihnen etwas fortgewischt: ihre grauen Gesichter wurden fleckig, in den Augen brannten kalte, grüne Funken. Pawels Rede hatte sie erregt, jedoch durch ihre Kraft diese Erregung eingedämmt und ihnen unwillkürlich Achtung eingeflößt; der Kleinrusse dagegen machte dieser Zurückhaltung ein Ende, und das, was sich darunter verbarg, trat zutage. Sie tuschelten mit absonderlichen Grimassen und überhasteten Bewegungen.

„Sie züchten Spitzel, Sie verführen Frauen und Mädchen, Sie machen die Leute zu Dieben und Mördern. Sie vergiften sie mit Branntwein. Internationales Blutvergießen, nationale Lüge, Sittenverderbnis und Verwilderung — das ist Ihre Kultur! Ja, wir sind Feinde dieser Kultur!"

„Ich bitte Sie ...", schrie der Alte, und sein Kinn zitterte heftig. Doch Samoilow, über und über rot und mit blitzenden Augen, schrie gleichfalls:

„Aber wir verehren und schätzen jene andere Kultur, deren Schöpfer Sie in Gefängnissen verschmachten ließen und um den Verstand brachten ..."

„Ich entziehe Ihnen das Wort! ... Fjodor Masin."

Der kleine Mann erhob sich, wie wenn ein Pfriem plötzlich in die Höhe schnellte, und sagte mit lauter Stimme:

„Ich ... ich schwöre! ... Ich weiß, Sie haben mich schon verurteilt ..."

Sein Atem stockte, er wurde blaß, in seinem Gesicht waren nur noch die Augen zu sehen, er streckte die Hand aus und rief:

„Ich ... ich gebe mein Ehrenwort! Wohin Sie mich auch verbannen — ich werde fliehen, heimkehren und werde immer arbeiten ... mein ganzes Leben. Mein Wort darauf!"

Sisow räusperte sich laut und rückte unruhig hin und her. Alle Anwesenden wurden von der immer höher gehenden Woge der Erregung ergriffen. Ein seltsames, dumpfes Geschwirr ging durch die Menge. Eine Frau weinte, jemand hustete qualvoll. Die Gendarmen blickten voll stumpfsinnigen Staunens auf die Angeklagten, voller Wut auf das Publikum.

Die Richter schwankten hin und her, der Alte rief mit seiner dünnen Stimme:

„Iwan Gussew!"

„Ich will nicht reden!"

„Wassili Gussew!"

„Ich auch nicht!"

„Fjodor Bukin!"

Der weißblonde, farblose Bursche erhob sich schwerfällig, schüttelte den Kopf und sagte langsam:

„Sie sollten sich schämen! Ich bin nicht sehr helle und weiß doch, was Gerechtigkeit ist!" Dann hielt er die Hand über dem Kopf empor und schwieg mit halbgeschlossenen Augen, als schaue er weit in die Ferne.

„Was?" schrie der Alte erregt und erstaunt und sank in seinen Sessel zurück.

„Schon gut ..."

Bukin ließ sich finster auf die Bank nieder. In seinen dunkeln Worten lag etwas Rießengroßes und Bedeutsames, etwas traurig Vorwurfsvolles und Naives. Das fühlten alle, und selbst die Richter horchten, ob nicht ein Echo ertönen würde, deutlicher als diese Worte. Auf den Bänken des Zuschauerraums erstarb alles, nur leises Weinen zitterte in der Luft. Dann lächelte der Staatsanwalt achselzuckend, der Adelsmarschall hustete laut, und bald ging wieder ein erregtes Flüstern durch den Saal.

Die Mutter beugte sich zu Sisow und fragte:

„Werden die Richter sprechen?"

„Jetzt ist Schluß, man wird nur noch das Urteil verkünden."

„Weiter nichts?"

„Nein ..."

Sie glaubte ihm nicht.

Die Samoilowa rutschte unruhig auf der Bank herum, stieß die Mutter mit Schulter und Ellbogen an und sagte leise zu ihrem Mann:

„Was ist das? So darf es doch nicht gemacht werden!"

„Du siehst ja, wie es gemacht wird!"

„Was wird denn aber mit Grischa geschehen?"

„Laß mich in Ruhe!"

Alle hatten die Empfindung, in ihrem Innern sei etwas zerstört, zerschlagen. Die Menschen blinzelten ratlos, wie geblendet, als ob etwas Helles, von undeutlichen Umrissen und unbekannter Bedeutung, aber voll hinreißender Kraft vor ihnen aufgeflammt wäre. Und da sie das Gewaltige, das plötzlich vor ihnen auftauchte, nicht verstanden, tauschten sie eiligst das neue Gefühl gegen ein kleines, greifbares, leichtverständliches ein. Der alte Bukin flüsterte ziemlich laut:

„Aber ich bitte, warum läßt man sie nicht reden? Der Staatsanwalt kann reden, soviel er will ..."

Neben der Bank stand ein Beamter, der den Leuten zuwinkte und sie halblaut beschwichtigte.

„Ruhe! Ruhe!"

Samoilow lehnte sich zurück und stieß hinter dem Rücken seiner Frau laute, abgerissene Worte hervor:

„Nun, nehmen wir mal an, sie sind schuldig! So laßt sie doch die Sache erklären! Wogegen haben sie sich eigentlich vergangen? Ich möchte das verstehen, ich bin auch daran interessiert!"

„Ruhe!" rief der Beamte und drohte mit dem Finger.

Sisow nickte verdrießlich.

Die Mutter aber beobachtete unverwandt die Richter und sah, wie sie in immer stärkere Erregung gerieten, während sie leise miteinander sprachen. Den kalten, glatten Klang ihrer Stimme fühlte sie im Gesicht, er machte ihre Wangen zittern und ein wehes, widerwärtiges Gefühl in der Kehle aufsteigen. Es war ihr, als redeten sie alle vom Körper ihres Sohnes und seiner Freunde, von den Muskeln und den Gliedern der Jünglinge, die voll heißen Blutes und lebendiger Kraft waren. Diese Körper entfachten in ihnen den boshaften Neid von Bettlern, die klebrige Gier entkräfteter, kranker Menschen. Sie schmatzten mit den Lippen, und es war ihnen leid um diese Leiber, die arbeiten und bereichern, das Leben genießen und schaffen konnten. Jetzt entziehen sie sich dem tätigen Leben; die Möglichkeit, sie zu besitzen, ihre Kraft auszunutzen und zu verzehren, schwindet. Und daher riefen die Jünglinge bei den alten Richtern die rachsüchtige, schmerzliche Wut des geschwächten Tieres wach, das frischen Fraß vor sich sieht, jedoch nicht mehr die Kraft hat, zuzupacken, das die Macht eingebüßt hat, sich an fremder Kraft zu sättigen, und nun schmerzlich stöhnt und dumpf heult, weil es sieht, daß ihm das unerreichbar bleibt, woran es sich sättigen könnte.

Dieser rohe und seltsame Gedanke nahm eine um so bestimmtere Form an, je aufmerksamer die Mutter die Richter betrachtete. Sie konnten anscheinend die aufgeregte Gier und die ohnmächtige Wut hungriger Wesen, die einst viel hatten fressen können, nicht mehr unterdrücken. Für sie, die Frau und Mutter, der doch der Körper ihres Sohnes stets teurer gewesen war als das, was man Seele nennt, für sie war es entsetzlich, sehen zu müssen, wie die

erloschenen Augen über sein Gesicht glitten, seine Brust, seine Schultern und seine Hände gleichsam betastend sich an seiner heißen Haut rieben, als suchten sie sich neu zu entflammen und das Blut in ihren verkalkten Adern, in ihren verbrauchten Muskeln halbtoter Menschen zu erhitzen. Ihr war, als fühle ihr Sohn den widerwärtigen Kitzel dieser feuchten Blicke, als fahre er zusammen und suche mit den Augen nach ihr.

Pawel aber blickte etwas müden Auges, ruhig und freundlich in das Gesicht der Mutter. Bisweilen nickte er ihr zu und lächelte.

„Bald kommt die Freiheit!" sagt ihr dieses Lächeln, als streichelte es das Mutterherz mit weichen Händen.

Plötzlich standen alle Richter auf einmal auf, auch die Mutter erhob sich unwillkürlich.

„Sie sind fort!" sagte Sisow.

„Um das Urteil zu fällen?" fragte die Mutter.

„Ja."

Ihre Spannung ließ plötzlich nach, dumpfe Mattigkeit umfing ihren Körper, ein Zittern lief um ihre Augen, auf ihrer Stirn brach Schweiß aus. Ein wehes Gefühl der Enttäuschung und der Kränkung erfüllte ihr Herz und verwandelte sich schnell in niederdrückende Verachtung gegen die Richter und das Gericht. Sie fühlte Schmerzen über den Augen, fuhr sich mit der Hand über die Stirn und schaute um sich: die Verwandten der Angeklagten gingen ans Gitter, durch den Saal hallten laute Gespräche. Sie trat auf Pawel zu, schüttelte ihm kräftig die Hand und weinte vor Schmerz und Freude: sie fand sich in den Widersprüchen ihrer Gefühle nicht mehr zurecht. Pawel sagte ihr freundliche Worte, der Kleinrusse scherzte und lachte.

Die Frauen weinten alle, aber mehr aus Gewohnheit als aus Kummer. Es war kein Kummer, der wie ein plötzlicher dumpfer Schlag betäubt, unerwartet und unsichtbar herniedersaust, es war vielmehr das traurige Gefühl der Notwendigkeit, sich von den Kindern trennen zu müssen. Doch selbst dieses Gefühl verging und löste sich auf in den Eindrücken des durchlebten Tages. Väter und Mütter betrachteten ihre Kinder mit einem unklaren Gefühl, darin das Mißtrauen gegen die Jugend und das gewohnte Bewußtsein der Überlegenheit sich seltsam mit einer Art von Achtung ihnen gegenüber verflochten, und der trübe, nicht abzuweisende Gedanke daran, wie sie jetzt leben würden, wurde überwunden durch das neugierige Staunen über die Jugend, die kühn und furchtlos von der Möglichkeit eines anderen, besseren Lebens sprach. Die Gefühle wurden zurückgehalten, weil man sie nicht auszudrücken wußte; Worte wurden reichlich gebraucht, aber man sprach von einfachen Dingen, von Wäsche und Kleidung und von der Notwendigkeit, sich gesund zu erhalten.

Der ältere Bukin redete mit lebhaften Gebärden auf seinen Bruder ein:

„Das ist es ja gerade — Gerechtigkeit! Weiter nichts!"

Der jüngere Bukin antwortete:

„Pflege meinen Star nur gut!"

„Dem soll nichts fehlen."

Sisow hielt seinen Neffen an der Hand und sagte langsam:

„Ja, Fjodor, also du gehst nun fort!"

Fedja beugte sich nieder und flüsterte ihm etwas ins Ohr, wobei er schelmisch lachte. Der Posten lächelte auch, machte aber sofort wieder ein finsteres Gesicht und räusperte sich.

Die Mutter sprach mit Pawel über dieselben Dinge wie die anderen — über seine Kleidung und seine Gesundheit; in ihrer Brust aber drängten sich Dutzende von Fragen, über Sascha, über sich selbst und über ihn. Aber unter all dem wuchs langsam das Gefühl überquellender Liebe zu ihrem Sohn, der heiße Wunsch, ihm zu gefallen, seinem Herzen näherzukommen. Die Erwartung des Furchtbaren war von ihr gewichen, nur ein unbehagliches schwaches Zittern hinterlassend, das sie bei dem düsteren Gedanken an die Richter überkam. Sie fühlte eine helle Freude in sich wachsen, verstand sie aber nicht und war verwirrt. Als sie sah, wie der Kleinrusse mit allen sprach, wurde ihr klar, daß er freundliche Worte nötiger brauche als Pawel. Sie sagte zu ihm:

„Das Gericht hat mir nicht gefallen!"

„Aber warum denn, Mütterchen?" rief der Kleinrusse mit dankbarem Lächeln. „Ein altes Plappermaul, aber doch nicht faul."

„Niemand hat Angst, und niemand kann verstehen, auf welcher Seite denn nun die Wahrheit liegt", sagte sie zaghaft.

„Oho, sieh einer, was die alles verlangt!" rief Andrej. „Wird hier etwa um die Wahrheit prozessiert?"

Sie seufzte und sagte lächelnd:

„Ich glaubte früher, ich würde bange sein..."

„Der Gerichtshof kommt!"

Alle stürzten an ihre Plätze.

Eine Hand auf den Tisch gestützt, begann der Vorsitzende wie eine Hummel summend ein Aktenstück zu verlesen, das sein Gesicht verbarg.

„Er spricht sie schuldig!" sagte Sisow aufhorchend.

Es wurde still. Alle standen auf und blickten nach dem alten Mann hin. Er war klein, dürr, steif und sah aus wie ein Stock, den eine unsichtbare Hand hält. Auch die Richter waren aufgestanden; der Bezirksvorsteher hielt den Kopf seitwärts geneigt und blickte zur Decke empor, der Bürgermeister hatte die Arme auf der Brust verschränkt, der Adelsmarschall strich sich den Bart glatt. Der Richter mit dem kranken Gesicht, sein aufgedunsener Kollege und der Staatsanwalt betrachteten aufmerksam die Angeklagten. Hinter den Richtern, über ihre Köpfe hinweg, blickte aus dem Bild der Zar in roter Uniform mit gleichgültigem, weißem Gesicht, und über sein Gesicht kroch ein Insekt.

„Das Urteil lautet auf Verbannung!" sagte Sisow mit einem Seufzer der Erleichterung. „Nun ist die Sache aus, Gott sei Dank! Es hieß, sie wollten ihnen Zwangsarbeit aufbrummen! Sei ruhig, Mutter! Es ist nicht schlimm!"

„Ich habe es ja gewußt", antwortete sie müde.

„Aber doch! Jetzt ist es wirklich entschieden!" Er wandte sich zu den Verurteilten um, die schon fortgeführt wurden, und sagte laut:

„Auf Wiedersehen, Fjodor! Und ihr alle: Gott mit euch!"

Die Mutter nickte schweigend ihrem Sohn und allen andern zu. Sie hätte weinen mögen, aber sie schämte sich.

27

Sie trat aus dem Gerichtsgebäude und wunderte sich, daß über der Stadt schon Nacht lag, daß die Laternen brannten und die Sterne am Himmel standen. Beim Gerichtsgebäude drängten sich die Menschen, in der frostigen Luft knirschte der Schnee, junge Stimmen klangen durcheinander. Ein Mensch in grauem Baschlik blickte Sisow ins Gesicht und fragte rasch:

„Wie ist das Urteil?"

„Verbannung!"

„Für alle?"

„Ja."

„Danke."

Er ging weiter.

„Siehst du?" sagte Sisow. „Sie erkundigen sich..."

Plötzlich umringte sie ein Dutzend junger Leute und Mädchen, von überall ertönten rasche Ausrufe, die immer mehr Menschen herbeizogen. Die Mutter und Sisow blieben stehen. Man fragte nach dem Urteil, fragte, wie die Verurteilten sich verhalten hätten, wer gesprochen hätte, worüber — und aus allen Fragen klang die gleiche lebhafte, aufrichtige und warme Neugier, die den Wunsch weckte, sie zu befriedigen.

„Das ist Pawel Wlassows Mutter!" rief jemand halblaut, und bald wurde es still ringsum.

„Erlauben Sie, daß ich Ihnen die Hand drücke!"

Eine feste Hand preßte die Finger der Mutter, und jemand begann erregt zu reden.

„Ihr Sohn wird uns allen ein Vorbild von Heldenmut sein!"

„Hoch die russischen Arbeiter!" ertönte ein heller Ruf.

Das Geschrei wurde stärker, vervielfältigte sich, erklang hier und da. Von allen Seiten kamen Menschen und drängten sich um Sisow und die Mutter. Dann schrillten Polizeipfiffe durch die Luft, aber ihre Triller konnten das Geschrei nicht übertönen. Der Alte lachte, der Mutter aber kam das alles wie ein freundlicher Traum vor. Sie lächelte, drückte den Leuten die Hände, verbeugte sich tief, und gute, helle Tränen schnürten ihr die Kehle zu. Ihre Füße zitterten vor Müdigkeit, aber ihr freudegesättigtes Herz nahm alles in sich auf und warf wie der helle Spiegel eines Sees die Eindrücke zurück. Ganz in ihrer Nähe rief eine helle Stimme aufgeregt:

„Genossen! Das Ungeheuer, das das russische Volk zerfleischt, hat heute wieder seinen unersättlichen, gierigen Rachen aufgerissen..."

„Wir wollen lieber gehen, Mutter!" sagte Sisow.

Und im gleichen Augenblick erschien plötzlich Sascha, faßte die Mutter unter, zog sie schnell auf die andere Straßenseite hinüber und sagte:

„Kommen Sie, bitte; die Polizei wird wohl dreinschlagen oder Verhaftungen vornehmen. Also Verbannung? Nach Sibirien?"

„Ja, ja."

„Wie hat er gesprochen? Ich weiß es übrigens. Er war stärker und schlichter als alle anderen, härter als alle, ja, natürlich. Er ist feinfühlig und zart, schämt sich aber, das offen zu zeigen."

Ihr leidenschaftliches Flüstern, die heißen Worte ihrer Liebe besänftigten die Erregung der Mutter, hoben ihre geschwächten Kräfte wieder.

„Wann werden Sie zu ihm reisen?" fragte sie Sascha leise und freundlich, ihren Arm an sich drükkend. Das junge Mädchen blickte zuversichtlich geradeaus und antwortete:

„Sobald ich jemanden finde, der meine Arbeit übernimmt. Ich erwarte ja auch mein Urteil. Wahrscheinlich schicken sie mich auch nach Sibirien. Ich werde dann erklären, daß ich mich in der Gegend ansiedeln möchte, wo er lebt."

Da erklang Sisows Stimme:

„Dann grüßen Sie ihn von mir! Von Sisow, er weiß schon. Fjodor Masins Onkel."

Sascha blieb stehen, wandte sich um und streckte die Hand aus.

„Ich kenne Fedja. Ich heiße Alexandra."

„Und mit Vatersnamen?"

Sie sah ihn an und erwiderte:

„Ich habe keinen Vater."

„Er ist tot?"

„Nein, er lebt!" erwiderte sie, und etwas Trotziges, Eigensinniges klang in ihrer Stimme, trat in ihrem Gesicht hervor. „Er ist Gutsbesitzer, jetzt Kreishauptmann; er bestiehlt die Bauern."

„So, so!" erwiderte Sisow betreten. Er schwieg einen Augenblick und sagte, indes er neben dem Mädchen herging und sie von der Seite anblickte:

„Nun, Mutter, leb wohl! Ich muß nach links gehen. Auf Wiedersehen, Fräulein, Sie sind streng gegen Ihren Vater! Aber das ist ja Ihre Sache."

„Wenn Ihr Sohn ein Lump wäre, ein Taugenichts, würden Sie das aussprechen?" rief Sascha leidenschaftlich.

„Hm, ja, ich würde es sagen!" antwortete der Alte zögernd.

„Das heißt also, Ihnen geht die Gerechtigkeit über Ihren Sohn, und mir geht sie über meinen Vater."

Sisow schüttelte lächelnd den Kopf und sagte dann seufzend:

„Gott! Sind Sie aber geschickt! Wenn Sie so aushalten, kriegen Sie uns, die Alten, unter, es steckt viel Kraft in Ihnen! Leben Sie wohl, ich wünsche Ihnen alles Gute, und seien Sie etwas milder gegen die Menschen, ja? Leb wohl, Nilowna! Wenn du Pawel siehst, sag ihm, daß ich seine Rede gehört habe. Es war mir nicht alles verständlich, manches hat mich sogar bange gemacht, aber sag ihm nur, es stimmt!"

Er nahm die Mütze ab und bog gemessen um die Straßenecke.

„Das muß ein guter Mann sein!" meinte Sascha und sah ihm mit einem lächelnden Blick ihrer großen Augen nach.

Der Mutter kam ihr Gesicht heute weicher und milder vor als sonst.

Zu Hause setzten sie sich auf das Sofa und rückten eng aneinander. Die Mutter ruhte in der Stille aus und sprach wieder von Saschas Reise zu Pawel. Das junge Mädchen hob nachdenklich die dichten Brauen und blickte mit den großen, träumerischen Augen in die Ferne, auf ihrem blassen Gesicht lag ein Ausdruck ruhigen Sinnens.

„Dann, wenn Kinder kommen, ziehe ich zu euch und werde sie warten. Und wir werden es dort jedenfalls nicht schlechter haben als hier. Arbeit wird Pascha schon finden, seine Hände sind Gold wert."

Sascha warf einen forschenden Blick auf die Mutter und fragte:

„Aber wollen Sie ihm nicht gleich nachreisen?"

Die Mutter seufzte:

„Was kann ich ihm nützen? Bei einem Fluchtversuch würde ich ihm nur hinderlich sein, und er würde es auch nicht wollen!"

Sascha nickte.

„Nein, er würde es nicht wollen."

„Außerdem habe ich ja hier zu tun", fügte die Mutter mit leisem Stolz hinzu.

„Ja!" erwiderte Sascha nachdenklich. „Das ist gut."

Und plötzlich fuhr sie zusammen, als würfe sie eine Last von sich ab, und sagte einfach und leise:

„Er wird dort nicht bleiben. Er wird natürlich fliehen."

„Aber was wird aus Ihnen und aus dem Kind, wenn eins kommt?"

„Das wird sich schon finden. Er darf auf mich nicht Rücksicht nehmen, ich will ihm nicht zur Last fallen. Es wird mir schwerfallen, mich von ihm zu trennen, aber natürlich finde ich mich darein. Ich will ihm nicht im Wege stehen, nein."

Die Mutter fühlte, daß Sascha fähig war, so zu handeln, wie sie sprach, und sie tat ihr leid. Sie umarmte sie und sagte:

„Mein liebes Mädchen, es wird Ihnen schwerfallen!"

Sascha lächelte und schmiegte sich eng an sie.

Nikolai kam müde und abgehetzt und sagte eilig:

„Nun, Saschenjka, machen Sie sich aus dem Staube, solange es noch Zeit ist! Hinter mir sind seit heute früh zwei Spitzel her, und zwar so dreist, daß es verdammt nach einer Verhaftung aussieht. Ich habe so eine Ahnung. Irgendwo muß etwas passiert sein. Ja, hier ist Pawels Rede, die soll gedruckt werden. Bringen Sie sie zu Ludmilla und flehen Sie sie an, schnell zu arbeiten. Pawel hat prächtig gesprochen, Nilowna! Nehmen Sie sich vor den Spitzeln in acht, Sascha!"

Während er so sprach, rieb er kräftig seine durchfrorenen Hände, ging an den Tisch, zog schnell die Fächer heraus und kramte allerhand Papiere hervor. Die einen zerriß er, andere legte er, besorgt und zerzaust, beiseite.

„Ich habe doch erst unlängst alles aufgeräumt, und nun ist schon wieder so viel Kram beisammen, weiß der Kuckuck, woher! Wissen Sie, Nilowna, für Sie ist es vielleicht auch besser, Sie übernachten auswärts. Bei der Komödie dabeizusein, ist eine langweilige Sache, und man würde Sie wohl auch einsperren. Sie müssen aber unbedingt Pawels Rede nach mehreren Orten bringen."

„Was können die Gendarmen mit mir anfangen?" sagte die Mutter.

Nikolai fuchtelte mit der Hand vor seinen Augen hin und her und erwiderte zuversichtlich:

„Ich habe eine feine Witterung! Außerdem könnten Sie ja auch Ludmilla zur Hand gehen! Hier wird's brenzlig!"

Sie freute sich, beim Druck der Rede ihres Sohnes helfen zu können, und antwortete:

„Wenn dem so ist, gehe ich."

Und zu ihrer eignen Überraschung sagte sie zuversichtlich, aber leise:

„Jetzt fürchte ich nichts mehr, Gott sei Dank!"

„Wundervoll!" rief Nikolai, ohne sie anzusehen. „Also — sagen Sie mir nur, wo mein Koffer und meine Wäsche ist; Sie haben ja alles an sich gerissen, und ich kann nicht einmal über mein persönliches Eigentum verfügen!"

Sascha verbrannte schweigend Papierfetzen im Ofen, und, als sie das erledigt hatte, vermischte sie das verbrannte Papier sorgfältig mit der glimmenden Ofenasche.

„Sie müssen fort, Sascha!" sagte Nikolai, ihr die Hand hinstreckend. „Auf Wiedersehen! Vergessen Sie mich nicht, wenn etwas Interessantes an Büchern erscheint. Und seien Sie vorsichtig!"

„Meinen Sie, daß Sie lange sitzen müssen?" fragte Sascha.

„Weiß der Henker! Wahrscheinlich, es liegt allerhand gegen mich vor. Nilowna, Sie gehen zusammen, ja? Zwei sind schwerer zu beobachten, nicht wahr?"

„Ich gehe!" antwortete die Mutter. „Ich ziehe mich sofort an." Sie beobachtete Nikolai aufmerksam, konnte aber an ihm nichts bemerken außer einer gewissen Besorgnis, die an Stelle seines

gewohnten, guten und müden Gesichtsausdrucks getreten war. An dem Manne, der ihr vor allen andern teuer war, ließen sich weder hastige Bewegungen noch Anzeichen von Erregung wahrnehmen. Gegen alle gleich aufmerksam, gleich freundlich, immer ruhig, blieb er immer der gleiche, der sein geheimnisvolles Innenleben lebte und die übrige Welt weit hinter sich ließ. Die Mutter wußte aber, daß er ihr am allernächsten stand und liebte ihn mit einer behutsamen, wenn auch etwas unsicheren Zärtlichkeit. Er tat ihr unsäglich leid, doch drängte sie dieses Gefühl zurück, weil sie wußte, daß Nikolai, falls sie es zeigte, den Kopf verlieren, aus der Fassung geraten und dann, wie immer, eine etwas komische Figur abgeben würde. So wollte sie ihn aber nicht sehen.

Sie ging wieder ins Zimmer; Nikolai drückte Sascha die Hand und sagte:

„Wundervoll! Das ist sicher sehr schön für ihn und für Sie. Ein wenig persönliches Glück kann nicht schaden. Sind Sie fertig, Nilowna?“

Er trat lächelnd auf sie zu und rückte seine Brille zurecht.

„Nun, auf Wiedersehen, ich denke, in drei, vier Monaten, spätestens in einem halben Jahr! Ein halbes Jahr ist ein großes Stück Leben. Schonen Sie sich, bitte, ja? Kommen Sie, wir wollen uns umarmen!“

Der schmächtige, zarte Mann legte ihr die Hände um den Hals, blickte ihr in die Augen und sagte lachend:

„Ich habe mich in Sie verliebt, scheint es, ich umarme Sie in einem fort!“

Sie schwieg und küßte ihn auf Stirn und Wangen. Ihre Hände zitterten. Sie machte sich los, damit er es nicht merke.

„Geben Sie acht, seien Sie morgen recht vorsichtig! Wissen Sie was, die Ludmilla hat da einen Jungen, schicken Sie den erst herum, der kann mal nachschauen. Nun, auf Wiedersehen, Genossen! Alles wird klappen!“

Auf der Straße sagte Sascha leise zur Mutter:

„Ebenso einfach wird er in den Tod gehen, wenn es nötig ist, und wahrscheinlich ebenso hastig. Und wenn der Tod ihm ins Antlitz blickt, wird er seine Brille zurechtschieben, wird ‚Wundervoll!‘ sagen und sterben.“

„Ich habe ihn sehr lieb!“ flüsterte die Mutter.

„Ich bewundere ihn, aber lieben ... nein! Ich verehre ihn sehr! Er ist trocken, wenn auch gut und manchmal sogar zärtlich, aber das alles ist nicht menschlich genug ... Es scheint, wir werden beobachtet. Wir wollen uns lieber trennen. Gehen Sie nicht zu Ludmilla, wenn Sie glauben, daß dort ein Spitzel steht.“

„Ich weiß!“ sagte die Mutter, Sascha aber fügte mit Nachdruck hinzu:

„Gehen Sie nicht hinein, kommen Sie dann zu mir. Auf Wiedersehen!“

Sie machte schnell kehrt und ging zurück.

28

Einige Minuten darauf saß die Mutter in Ludmillas kleinem Zimmer am Ofen und wärmte sich. Ludmilla ging im schwarzen Kleid mit einem Riemen gegürtet langsam im Zimmer auf und ab und füllte es mit dem rauschenden Klang ihrer Kommandostimme.

Im Ofen knisterte und heulte das Feuer und zog die Luft aus dem Zimmer an; gleichmäßig klang die Stimme der Frau:

„Die Menschen sind eher dumm als böse. Sie vermögen nur das zu sehen, was ihnen naheliegt, was man sofort greifen kann. Alles Naheliegende aber ist billig, das Fernliegende dagegen teuer. Im Grunde genommen wäre es ja für alle vorteilhaft und angenehm, wenn das Leben anders, leichter würde und die Menschen vernünftiger. Um das zu erreichen, muß man aber jetzt einige Beschwerden auf sich nehmen!“

Plötzlich blieb sie vor der Mutter stehen und sagte leise, sich gewissermaßen entschuldigend:

„Ich sehe selten Menschen, und, wenn jemand zu mir kommt, fange ich an zu reden. Lächerlich, nicht wahr?“

„Warum denn?“ erwiderte die Mutter.

Sie zerbrach sich den Kopf, wo die Frau druckte, bemerkte aber nichts Ungewöhnliches. In dem dreifenstrigen, nach der Straße zu gelegenen Zimmer standen ein Sofa, ein Bücherschrank, ein Tisch, Stühle, an der Wand ein Bett, in der Ecke daneben ein Waschtisch, in der andern der Ofen, an den Wänden hingen Photographien von Gemälden. Alles war neu, dauerhaft, sauber, und auf alles warf Ludmillas strenge, nonnenhafte Gestalt einen kalten Schatten. Man fühlte etwas Heimliches, Verborgenes, wußte aber nicht, wo es steckte. Die Mutter betrachtete die Türen — durch die eine war sie aus dem kleinen Vorzimmer eingetreten, eine zweite Tür, schmal und hoch, war am Ofen.

„Ich komme mit einem bestimmten Anliegen zu Ihnen!“ sagte sie verlegen, da sie bemerkte, daß Ludmilla sie beobachtete.

„Ich weiß. Anders sucht man mich nicht auf.“

Etwas Besonderes klang in Ludmillas Stimme, und die Mutter blickte ihr ins Gesicht. Um ihre scharfen Mundwinkel spielte ein Lächeln, hinter den Brillengläsern glänzten die matten Augen. Die Mutter blickte zur Seite und gab ihr Pawels Rede.

„Da, Sie möchten das schnell drucken!“

Und sie erzählte ihr von Nikolais Vorbereitungen für seine Verhaftung.

Ludmilla steckte schweigend das Blatt in den Gürtel und setzte sich auf einen Stuhl. In ihren Brillengläsern spiegelte sich der rote Schein des Feuers, sein züngelndes Lächeln tanzte auf ihrem unbeweglichen Gesicht.

„Wenn sie zu mir kommen, schieße ich!“ sagte sie leise und entschlossen, als sie die Erzählung der Mutter angehört hatte. „Ich habe das Recht, mich gegen die Gewalt zu verteidigen, und bin verpflichtet, sie zu bekämpfen, wenn ich andere dazu auffordere.“

Der Widerschein des Feuers glitt von ihrem Gesicht, und es wurde wieder streng, etwas hochmütig.

„Du hast kein leichtes Leben!“ dachte mitfühlend die Mutter.

Ludmilla begann, anscheinend ohne Interesse, Pawels Rede zu lesen, dann aber beugte sie sich immer tiefer über das Papier, die gelesenen Blätter rasch beiseitelegend; als sie zu Ende gelesen, stand sie auf und ging auf die Mutter zu.

„Das ist schön!“

Sie überlegte einen Augenblick mit gesenktem Kopf.

„Ich wollte nicht mit Ihnen über Ihren Sohn sprechen, ich bin ihm nie begegnet und mag keine traurigen Gespräche. Ich weiß, was es heißt, wenn jemand, an dem man hängt, in die Verbannung geht! Aber ich möchte Sie fragen: ‚Es ist wohl was Schönes, einen solchen Sohn zu haben?‘“

„Ja, gewiß!“ sagte die Mutter.

„Aber Sorgen macht es auch?“

Die Mutter erwiderte mit ruhigem Lächeln:

„Jetzt sorge ich mich nicht mehr.“

Ludmilla ordnete mit ihrer bräunlichen Hand ihr glattgekämmtes Haar und wandte sich zum Fenster. Ein leichter Schatten zitterte auf ihren Wangen, vielleicht der Schatten eines unterdrückten Lächelns.

„Ich will's schnell setzen. Legen Sie sich hin, Sie haben einen schweren Tag hinter sich, Sie sind müde. Legen Sie sich hier aufs Bett, ich schlafe nicht und wecke Sie vielleicht in der Nacht, damit Sie mir helfen. Löschen Sie die Lampe aus, wenn Sie zu Bett gehen.“

Dann warf sie zwei Holzscheite in den Ofen, straffte sich und ging durch die schmale Tür beim Ofen, die sie fest hinter sich schloß. Die Mutter blickte ihr nach und begann sich auszukleiden. Sie grübelte über Ludmilla nach.

„Sie hat irgendeinen Kummer.“

Die Müdigkeit machte sie schwindlig, in ihrem Herzen aber war es eigentümlich ruhig, und alles vor ihr lag in einem milden, freundlichen Licht, das still und gleichmäßig die Brust erfüllte. Sie kannte diese Ruhe schon, sie kam immer nach großen Erregungen und hatte sie früher ein wenig geängstigt, jetzt aber weitete sie ihr die Seele und stärkte sie mit einem großen, starken Gefühl. Sie löschte die Lampe aus, legte sich in das kalte Bett, rollte sich unter der Bettdecke zusammen und schlief schnell und fest ein.

Als sie die Augen aufschlug, war das Zimmer vom kalten, weißen Glanz des hellen Wintertags erfüllt. Ludmilla lag mit einem Buch in der Hand auf dem Sofa und blickte ihr mit einem Lächeln, das gar nicht zu ihr paßte, ins Gesicht.

„Ach Gott!“ rief die Mutter verlegen. „Ich habe wohl recht lange geschlafen?“

„Guten Morgen!“ erwiderte Ludmilla. „Es ist bald zehn; stehen Sie auf, wir wollen Tee trinken.“

„Warum haben Sie mich denn nicht geweckt?“

„Ich wollte es. Ich ging zu Ihnen — da lächelten Sie so lieb im Traum.“

Mit einer geschmeidigen Bewegung erhob sie sich vom Sofa, trat ans Bett und beugte sich zum Gesicht der Mutter nieder, die in ihren matten Augen etwas Verwandtes, Nahes und ihr wohl Verständliches wahrnahm.

„Es war mir leid, Sie zu stören, vielleicht hatten Sie einen glücklichen Traum.“

„Ich habe gar nichts geträumt!“

„Nun einerlei! Aber mir gefiel Ihr Lächeln. Es war so ruhig und gut, so vielsagend!“

Ludmilla lachte, ihr Lachen klang leise, sammetweich.

„Da habe ich über Sie nachgedacht. Sie haben wohl ein schweres Leben!“

Die Mutter bewegte die Augenbrauen, schwieg und dachte nach.

„Gewiß ist es schwer!“ rief Ludmilla.

„Das weiß ich eigentlich nicht!“ meinte die Mutter vorsichtig. „Manchmal scheint es mir schwer. Aber es hat so viel in sich, alles ist so ernst, so wunderbar, alles folgt so schnell aufeinander, so schnell.“

Die ihr wohlbekannte Woge mutiger Erregung quoll in ihrem Innern auf, ihr Herz mit Bildern und Gedanken erfüllend. Sie richtete sich im Bett auf und verlieh den Gedanken schnell Worte.

„Alles zieht dahin, dem einen Ziel entgegen. Viel Schweres gibt es, Sie wissen ja! Die Menschen leiden, werden grausam geschlagen, viele Freuden sind ihnen verboten. Das alles ist recht schwer!“

Ludmilla warf den Kopf schnell zurück, schien sie mit ihrem Blick zu umarmen und sagte:

„Sie sprechen ja gar nicht von sich selbst!“

Die Mutter stand vom Bett auf und sprach beim Ankleiden weiter.

„Wie kann man sich denn abseits stellen, wenn man alle liebt, um alle sich bangt, wenn einem um alle leid ist, alles das Herz trifft. Wie soll man da abseits stehen?“

Sie stand halb angekleidet mitten im Zimmer und überlegte einen Augenblick. Es kam ihr plötzlich vor, als wäre das Weib in ihr, das voller Unruhe und Furcht um ihren Sohn, in dem Gedanken an die Erhaltung seines Leibes gelebt, nicht mehr da; es hatte sich von ihr losgelöst, war weit hinweggegangen, war vielleicht im Feuer der Aufregung ganz verbrannt, und das hatte ihre Seele erleichtert und geläutert und ihr Herz mit frischer Kraft erneuert. Sie horchte auf sich, wollte sich selbst ins Herz

blicken und fürchtete doch, in ihm etwas von der alten Angst zu wecken.

„Worüber haben Sie nachgedacht?" fragte Ludmilla freundlich.

„Ich weiß nicht!" erwiderte die Mutter.

Sie schwiegen, blickten einander an und lächelten beide. Dann verließ Ludmilla mit den Worten: „Was wohl mein Samowar macht?" das Zimmer.

Die Mutter blickte zum Fenster hinaus, auf der Straße schimmerte ein herber Frosttag, in ihrer Brust war es auch hell, aber warm. Sie hätte gern über alles lange und fröhlich gesprochen, mit dem unklaren Gefühl der Dankbarkeit gegen einen Unbekannten für das, was in ihrer Seele eingezogen war und dort drinnen im Abendschein glühte. Ein lange nicht verspürter Wunsch zu beten versetzte sie in Unruhe. Ihr fiel ein junges Gesicht ein, eine helle Stimme rief in ihrer Erinnerung? „Das ist Pawel Wlassows Mutter!" Saschas Augen glänzten freudig und zärtlich, Rybins dunkle Gestalt tauchte auf, das bronzene, feste Gesicht ihres Sohnes lächelte, Nikolai blinzelte verlegen, und plötzlich wallte alles in einem tiefen, leichten Seufzer auf, floß ineinander zu einer durchsichtigen bunten Wolke, die alle Gedanken mit dem Gefühl der Ruhe umschlang.

„Nikolai hatte recht!" sagte Ludmilla, ins Zimmer tretend. „Er ist verhaftet. Ich habe den Jungen hingeschickt, wie Sie sagten. Er erzählt, im Hause sei die Polizei, im Torweg hat er einen Polizisten gesehen. Auch schlichen Spitzel umher. Der Junge kennt sie."

„So!" sagte die Mutter kopfnickend. „Der Ärmste!..."

Und sie seufzte, aber ohne Kummer, und wunderte sich im stillen darüber.

„Er hatte die letzte Zeit viele Vorlesungen für die städtischen Arbeiter gehalten, und es wäre höchste Zeit für ihn gewesen, zu verschwinden", meinte Ludmilla finster und ruhig. „Die Freunde haben ihm zugeredet, er soll fort, aber er hörte nicht auf sie. Meiner Ansicht nach muß man die Leute in solchen Fällen zwingen und nicht bitten."

In die Tür trat ein schwarzhaariger, rotbäckiger Junge mit hübschen, blauen Augen und stark gebogener Nase.

„Soll ich den Samowar bringen?" fragte er mit heller Stimme.

„Bitte, Sergej! Mein Pflegesohn."

Der Mutter erschien Ludmilla heute anders als sonst, einfacher, ihr vertrauter. In den geschmeidig wiegenden Bewegungen ihres schlanken Körpers lag viel Kraft und Schönheit, die das strenge, blasse Gesicht etwas milderten. Die Ringe unter ihren Augen waren in der Nacht größer geworden. Und fühlbar war in ihr eine ständige Anstrengung, eine straff gespannte Saite in ihrer Seele.

Der Knabe brachte den Samowar herein.

„Komm her, Sergej! Das ist Pelageja Nilowna, die Mutter des Arbeiters, der gestern verurteilt wurde."

Der Knabe grüßte schweigend, drückte der Mutter die Hand, ging hinaus, brachte Semmeln und setzte sich an den Tisch. Ludmilla schenkte Tee ein und redete der Mutter zu, nicht nach Hause zu gehen, bevor es feststand, auf wen die Polizei dort wartete.

„Vielleicht auf Sie! Sicher wird man Sie verhören."

„Meinethalben", erwiderte die Mutter. „Und wenn sie mich auch verhaften, was ist da schon groß... Wenn ich nur erst Paschas Rede verbreiten könnte."

„Die ist schon gesetzt. Morgen ist sie für Stadt und Vorstadt zu haben. Kennen Sie Natascha?"

„Natürlich!"

„Dann bringen Sie sie zu Natascha."

Der Knabe las die Zeitung und schien nichts zu hören, bisweilen schaute er unter dem Blatt hervor, der Mutter ins Gesicht. Und wenn sie seinem lebhaften Blick begegnete, freute sie das, und sie lächelte. Ludmilla sprach wieder über Nikolai, ohne über seine Verhaftung zu klagen, und der Mutter schien ihr Ton ganz natürlich. Die Zeit verstrich schneller als sonst, und, als man mit Teetrinken fertig war, ging die Uhr schon auf zwölf.

„Das ist aber...!" rief Ludmilla.

In diesem Augenblick wurde hastig geklopft. Der Knabe stand auf und blickte mit zusammengekniffenen Augen fragend auf Ludmilla.

„Mach auf, Sergej. Wer mag das sein?"

Sie schob mit einer ruhigen Bewegung die Hand in die Kleidertasche und sagte zur Mutter:

„Wenn es die Gendarmen sind, stellen Sie sich hierher, in diese Ecke, und du, Sergej..."

„Ich weiß", erwiderte der Knabe und verschwand.

Die Mutter lächelte. Diese Vorbereitungen regten sie nicht auf — sie ahnte nichts Schlimmes.

Der kleine Doktor trat ein. Er sagte hastig:

„Erstens, Nikolai ist verhaftet. Ah, Sie sind hier, Nilowna? Sie waren während der Verhaftung nicht dort?"

„Er hat mich hierhergeschickt!"

„Hm, ich glaube nicht, daß das gut für Sie ist! Zweitens haben heute nacht junge Leute etwa fünfhundert Exemplare von Pawels Rede hektographisch vervielfältigt. Ich habe sie gesehen — nicht übel, sauber und klar. Sie wollen sie abends in der Stadt verteilen. Ich bin dagegen — für die Stadt sind gedruckte Blätter besser. Jene aber müssen wir woanders hinschaffen."

„Ich bringe sie zu Natascha!" rief die Mutter lebhaft. „Lassen Sie mich das besorgen!"

Sie wollte gar zu gern Pawels Rede möglichst schnell verbreiten, die ganze Welt mit den Worten ihres Sohnes überschütten und blickte erwartungsvoll, flehenden Auges dem Doktor ins Gesicht.

„Weiß der Kuckuck, ob es richtig ist, daß Sie sich jetzt damit abgeben!" sagte der Doktor unent-

schlossen und zog die Uhr. „Es ist jetzt elf Uhr dreiundvierzig, der Zug geht um zwei Uhr fünf, die Fahrt dauert fünf Stunden fünfzehn Minuten, Sie kommen abends an, aber doch nicht spät genug, und darum handelt es sich ja auch nicht."

„Darum handelt es sich nicht!" wiederholte Ludmilla, die Stirn runzelnd.

„Um was denn sonst?" fragte die Mutter und trat zu ihr.

„Wenn es nur darauf ankommt, daß die Sache gut erledigt wird..."

Ludmilla sah sie unverwandt an, rieb sich die Stirn und meinte:

„Es ist gefährlich für Sie..."

„Warum?" rief die Mutter hitzig und heftig.

„Darum!" begann der Doktor schnell und unsicher. „Sie sind eine Stunde vor Nikolais Verhaftung aus dem Hause verschwunden und sind dann in die Fabrik gefahren, wo man Sie als Tante der Lehrerin kennt. Nach Ihrer Ankunft in der Fabrik sind die gefährlichen Flugblätter erschienen. Das alles zieht sich zu einer Schlinge um Ihren Hals zusammen."

„Man wird mich dort nicht bemerken!" suchte die Mutter sie eifrig zu überzeugen. „Und wenn sie mich dann hier verhaften und fragen, wo ich gewesen bin..."

Sie stockte einen Augenblick und rief dann:

„So weiß ich schon, was ich zu sagen habe. Ich fahre von der Fabrik direkt in die Vorstadt, da habe ich einen Bekannten, Sisow. Ich sage also aus, ich wäre direkt vom Gericht zu ihm gekommen, mein Leid hätte mich hingeführt. Er hat ja auch seinen Kummer — sein Neffe ist verurteilt. Er wird dann dasselbe aussagen. Sehen Sie wohl?"

Sie fühlte, daß man ihrem zähen Verlangen nachgeben werde, und, um das schneller zu erreichen, wurde sie immer dringlicher. Und die anderen gaben nach.

„Meinetwegen, fahren Sie hin!" willigte der Doktor ungern ein.

Ludmilla schwieg und ging nachdenklich im Zimmer auf und ab. Ihr Gesicht wurde matt, schien eingefallen, und den Kopf hielt sie hoch, indem sie die Halsmuskeln merklich spannte, als sei er plötzlich schwer geworden und senke sich wider Willen auf die Brust herab. Die Mutter bemerkte es.

„Immer wollt ihr mich schonen!" sagte sie lächelnd. „Euch selber schont ihr nicht!"

„Das ist nicht wahr", antwortete der Doktor. „Wir schonen uns, müssen uns ja schonen! Und schelten den tüchtig, der seine Kraft unnütz vergeudet. Also, jetzt passen Sie auf! Die Rede bekommen Sie auf dem Bahnhof."

Er erklärte ihr, wie es gemacht werden solle, sah ihr dann ins Gesicht und sagte:

„Nun wünsche ich Ihnen Erfolg!"

Und ging trotz alledem mißmutig fort. Als sich die Tür hinter ihm schloß, ging Ludmilla auf die Mutter zu und lachte klanglos:

„Ich verstehe Sie."

Sie schmiegte sich an die Mutter und ging mit ihr langsam im Zimmer auf und ab.

„Ich habe auch einen Sohn. Er ist schon dreizehn Jahre alt, lebt aber beim Vater, mein Mann ist Stellvertretender Staatsanwalt. Und der Junge ist bei ihm. Was wohl aus ihm wird! Ich denke oft daran."

Ihre Stimme zitterte; dann floß ihre Rede wieder leise und nachdenklich dahin.

„Er wird von einem bewußten Feinde derjenigen erzogen, die mir nahestehen, die ich für die besten Menschen der Welt halte. Der Junge kann als mein Feind heranwachsen. Bei mir darf er nicht leben, ich lebe unter fremdem Namen. Ich habe ihn acht Jahre nicht gesehen... das ist viel — acht Jahre!"

Sie blieb am Fenster stehen, blickte auf den blassen, öden Himmel und fuhr fort:

„Wenn er bei mir wäre, wäre ich stärker, die Wunde im Herzen, die immer schmerzt, wäre nicht. Selbst, wenn er stürbe, wär's mir wohl leichter ums Herz..."

„Ach, meine Liebe!" sagte die Mutter leise und fühlte Mitleid im Herzen glühen.

„Sie sind glücklich!" meinte Ludmilla mit bitterem Lächeln. „Prächtig ist es — Mutter und Sohn nebeneinander, das findet man selten!"

Die Wlassowa rief, für sie selbst unerwartet:

„Ja, es ist schön!" Und als teile sie ihr ein Geheimnis mit, fuhr sie mit gedämpfter Stimme fort: „Alle — Sie, Nikolai Iwanowitsch, alle, die der Wahrheit dienen — stehen auch nebeneinander! Die Menschen sind plötzlich einander verwandt geworden, ich verstehe sie alle. Die Worte kann ich nicht immer verstehen, aber alles andere — ist mir klar... alles!"

„Ach so!" murmelte Ludmilla. „So..."

Die Mutter legte die Hand auf Ludmillas Brust, streichelte sie leise und sprach fast flüsternd, als schaute sie, wovon sie sprach, mit eigenen Augen.

„Die Kinder gehen in die Welt! Das ist es, was ich verstehe — die Kinder gehen in die Welt, über die ganze Erde, alle, von überall her — einem Ziel entgegen! Die besten Herzen, Leute mit rechtschaffenem Verstand ziehen unaufhaltsam gegen alles Böse zu Felde; sie schreiten dahin, zertreten die Lüge mit festen Tritten. Sie sind jung und gesund und geben alle ihre unüberwindliche Kraft für das eine hin, für die Gerechtigkeit! Sie ziehen aus, um alles menschliche Elend zu besiegen, sie haben sich gerüstet, um alles Unglück in der Welt zu vernichten, sie wollen alles Häßliche bezwingen und werden es auch bezwingen! Wir wollen eine neue Sonne anzünden, hat mir einer gesagt — und sie werden es tun! Alle zerschlagenen Herzen wollen sie zu einem einzigen vereinen. Und sie werden es tun!"

Ihr fielen die Worte vergessener Gebete ein, die sie, von neuem Glauben erfüllt, aus ihrem Herzen wie Funken sprühen ließ.

„Allen bringen sie Liebe, die Kinder, da sie doch die Wege der Wahrheit und der Vernunft gehen, und über alles wölben sie neue Himmel, alles erleuchten sie aus ihrer Seele heraus mit unvergänglichem Feuer. In der Glut ihrer Liebe zur ganzen Welt wird neues Leben geschaffen. Und wer würde diese Liebe wohl auslöschen können? Welche Kraft ist größer als sie, wer kann sie bezwingen? Die Erde hat sie geboren, und das ganze Leben will ihren Sieg, das ganze Leben!"

Sie rückte, vor Erregung müde, von Ludmilla fort und ließ sich schweratmend nieder. Auch Ludmilla trat beiseite, behutsam, geräuschlos, als fürchte sie, etwas zu zerstören. Sie bewegte sich geschmeidig im Zimmer hin und her, blickte aus ihren tiefen, matten Augen vor sich hin und schien noch größer, gerader und schlanker. Ihr schmales, strenges Gesicht hatte einen gespannten Ausdruck, die Lippen waren nervös aufeinandergepreßt.

Die Stille im Zimmer beruhigte die Mutter bald. Als sie Ludmillas Stimmung wahrnahm, fragte sie verlegen und leise:

„Ich habe vielleicht etwas nicht richtig gesagt?"

Ludmilla wandte sich schnell um, sah sie wie erschreckt an und sagte hastig, der Mutter die Hände entgegenstreckend, als wollte sie etwas aufhalten:

„Alles ist richtig ... alles! Aber wir wollen nicht weiter darüber reden, es soll so bleiben, wie Sie gesagt haben." Und fuhr ruhiger fort: „Sie müssen bald fort, Sie haben ja weit zu gehen!"

„Ja, bald! Ach, wie ich mich freue, wenn Sie bloß wüßten! Ich bringe das Wort meines Sohnes, das Wort meines Blutes! Das ist ja wie meine eigene Seele!"

Sie lächelte, aber ihr Lächeln spiegelte sich nur undeutlich in Ludmillas Gesicht wider. Die Mutter fühlte, wie Ludmilla durch ihre Zurückhaltung ihre Freude abkühlte, und in ihr regte sich plötzlich der trotzige Wunsch, in diese herbe Seele ihr Feuer strömen zu lassen, es zu entfachen, damit auch sie in den Klang ihres freudvollen Herzens einstimme. Sie nahm Ludmillas Hand, drückte sie fest und sagte:

„Meine Liebe! Wie schön ist es, wenn man weiß, daß es im Leben schon ein Licht für alle Menschen gibt und daß die Zeit nicht fern ist, wo alle es sehen, alle es in ihre Seele aufnehmen werden."

Ihr gutes, großes Gesicht zitterte, die Augen lächelten strahlend, und die Brauen zitterten über ihnen, ihrem Glanz gleichsam Flügel verleihend. Große Gedanken berauschten sie, sie legte alles in sie hinein, was in ihrem Herzen brannte, alles, was sie durchlebt hatte, und sie preßte diese Gedanken in feste, große, helle Wortkristalle. Immer zahlreicher entstanden sie in ihrem herbstlichen, von der schöpferischen Kraft der Frühlingssonne beleuchteten Herzen, blühten und erglühten immer heller in ihm.

„Das ist ja, als würde den Menschen ein neuer Gott geboren! Alles — für alle, alle — für alles. So verstehe ich euch alle. Ihr seid wahrhaft alle Genossen, alle Verwandte, denn alle seid ihr Kinder einer Mutter — der Wahrheit."

Wieder von ihrer Erregung überwältigt, hielt sie inne, holte tief Atem, breitete die Arme weit aus wie zu einer Umarmung und sagte:

„Und wenn ich für mich dieses Wort ausspreche — Genossen! —, so höre ich mit dem Herzen — sie kommen!"

Sie hatte erreicht, was sie wollte. Ludmillas Gesicht flammte erstaunt auf, ihre Lippen zitterten, aus ihren Augen rollten große, durchsichtige Tränen.

Die Mutter schloß sie fest in die Arme und lächelte still, in mildem Stolz über den Sieg ihres Herzens.

Als sie sich verabschiedeten, blickte Ludmilla ihr ins Gesicht und fragte leise:

„Wissen Sie auch, daß es schön ist, mit Ihnen zusammen zu sein?"

29

Auf der Straße umfing trockener, fester Frost ihren Körper, drang in den Hals, kitzelte die Nase und preßte sekundenlang den Atem in der Brust zusammen. Die Mutter blieb stehen und blickte um sich: in ihrer Nähe hielt an einer Straßenecke ein Kutscher in zottiger Pelzmütze, etwas weiter davon ging jemand gebückt, mit eingezogenem Kopf, vor ihm lief in hüpfendem Schritt ein Soldat, der sich die Ohren rieb.

„Der Soldat muß wohl zum Kaufmann!" dachte sie, ging weiter und hörte mit Vergnügen den Schnee munter und laut unter ihren Füßen knirschen. Zum Bahnhof kam sie zu früh, der Zug stand noch nicht bereit, aber in dem schmutzigen, rauchgeschwärzten Wartesaal dritter Klasse drängte sich schon eine Menge Menschen. Die Kälte hatte Bahnarbeiter, Droschkenkutscher und dürftig gekleidete Obdachlose hineingetrieben, die sich wärmen wollten. Auch Reisende waren da, ein paar Bauern, ein dicker Kaufmann in einem Waschbärpelz, ein Pope mit seiner pockennarbigen Tochter, etwa fünf Soldaten, geschäftige Bürgersleute. Die Leute rauchten, unterhielten sich, tranken Tee und Branntwein. Am Schanktisch lachte jemand dröhnend, über den Köpfen schwebten Rauchwolken. Die Tür kreischte beim Aufmachen, die Scheiben zitterten und klirrten, wenn sie geräuschvoll zugeschlagen wurde. Der Geruch von Tabak und Salzfisch stieg in die Nase.

Die Mutter setzte sich an den Eingang, so daß man sie gleich sehen konnte, und wartete. Wenn die Tür geöffnet wurde, flog eine Wolke kalter Luft

über sie hin, das war ihr angenehm, und sie atmete sie in vollen Zügen. Leute in schweren Kleidern blieben ungeschickt in der Tür hängen, kamen mit ihren Bündeln herein, schimpften, warfen ihr Gepäck auf den Fußboden oder auf eine Bank, schüttelten den trocknen Reif von Rockkragen und Ärmeln, wischten ihn aus dem Bart, räusperten sich.

Ein junger Mann mit einem gelben Handkoffer trat ein, blickte um sich und ging geradewegs auf die Mutter zu.

„Nach Moskau?“ fragte er halblaut.

„Ja! Zu Tatjana.“

„Da!“

Er stellte den Koffer neben sie auf die Bank, nahm schnell eine Zigarette heraus, rauchte sie an, lüftete seine Mütze und ging schweigend durch die andere Tür davon. Die Mutter strich mit der Hand über das kalte Leder des Koffers, stützte den Ellenbogen darauf und begann vergnügt die Leute ringsum zu mustern. Dann stand sie auf und setzte sich auf eine andere Bank, dem Bahnsteig näher. Den Koffer hielt sie leicht in der Hand, er war nicht groß. So ging sie erhobenen Kopfes und betrachtete die Menschen, die vor ihr auftauchten.

Ein junger Mensch in kurzem Paletot mit hochgeschlagenem Kragen rannte sie an und prallte schweigend zurück, wobei er sich mit der Hand an den Kopf fuhr. Etwas an ihm kam ihr bekannt vor, sie blickte sich um und sah, daß er mit einem Auge hinter seinem Kragen hervor nach ihr schielte. Dieser aufmerksame Blick gab ihr einen Stich, die Hand, in der sie den Koffer hielt, zitterte, und die Last wurde plötzlich schwer.

„Ich habe ihn irgendwo gesehen!“ dachte sie, mit diesem Gedanken das unangenehme und unklare Gefühl zurückdrängend, das ihr Herz leise, aber gebieterisch zusammenschnürte. Es wuchs aber und stieg ihr in die Kehle, den Mund mit trockener Bitternis erfüllend, sie fühlte den unbezwingbaren Wunsch, sich umzuwenden und noch einmal hinzusehen. Sie tat es — der Mensch stand an der gleichen Stelle und trat behutsam von einem Fuß auf den andern, es war, als hätte er etwas vor und könne sich nicht dazu entschließen. Die rechte Hand hatte er zwischen die Mantelknöpfe geschoben, die andere hielt er in der Tasche, daher schien die linke Schulter herabzuhängen.

Sie ging ohne Hast auf eine Bank zu und setzte sich vorsichtig, langsam, als fürchtete sie, etwas in ihrem Innern zu zerreißen. Ihr Gedächtnis, das durch die drohende Ahnung nahenden Unheils aufgerüttelt wurde, erinnerte sie an zwei Begegnungen mit diesem Menschen — einmal auf dem Feld vor der Stadt, nach Rybins Flucht, das andere Mal im Gerichtsgebäude. Da hatte neben ihm der Revieraufseher gestanden, dem sie Rybins Weg falsch angegeben hatte. Man kannte sie, man beobachtete sie, das war klar.

„Werden sie mich jetzt fassen?“ fragte sie sich, und sie antwortete einen Augenblick darauf zitternd:

„Vielleicht doch nicht.“

Dann bezwang sie sich aber und sagte streng:

„Sie haben mich ja schon!“

Sie blickte um sich, ohne etwas zu sehen, aber die Gedanken blitzten in rascher Folge, Funken gleich, in ihrem Gehirn auf und erloschen.

„Den Koffer hierlassen und fortgehen?“

Heller aber blitzte ein anderer Funke auf:

„Soll ich die Rede meines Sohnes preisgeben? Sie diesen Händen ausliefern...“

Sie drückte den Koffer an sich.

„Vielleicht ihn mitnehmen und fliehen?...“

Diese Gedanken kamen ihr fremd vor, als hätte jemand von außen her sie ihr gewaltsam eingeflößt. Sie brannten sie, die Wundstellen zerstachen heftig das Hirn, peitschten wie feurige Fäden ihr Herz. Und sie kränkten die Frau durch den Schmerz, den sie erregten, sie entfremdeten sie ihr selbst, Pawel und allem, was mit ihrem Herzen bereits fest verwachsen war. Sie fühlte, daß eine feindselige Macht sie niederdrückte, ihr Schultern und Brust preßte, sie demütigte, in tödlichen Schrecken versetzte. In ihren Schläfen hämmerten die Adern, die Haarwurzeln wurden heiß.

Mit einer großen, heftigen Anstrengung des Herzens, die sie völlig aufrüttelte, löschte sie all diese listigen, kleinen, schwachen Fünkchen und sprach gebieterisch zu sich selbst:

„Schäm dich!“

Ihr wurde sofort leichter ums Herz, und sie gewann all ihre Kraft wieder, als sie hinzufügte:

„Mach deinem Sohn keine Schande, niemand von ihnen hat Angst!“

Ihre Augen begegneten dem traurigen, schüchternen Blick eines Unbekannten. Dann tauchte Rybins Gesicht in ihrem Gedächtnis auf. Die wenigen Sekunden des Zauderns hatten gleichsam alles in ihr gefestigt. Ihr Herz schlug ruhiger.

„Was wird jetzt?“ dachte sie gespannt.

Der Spitzel rief einen Wächter und flüsterte ihm etwas zu, mit den Augen auf sie hindeutend. Der Wächter sah ihn an und wich zurück. Ein anderer Wächter kam hinzu, hörte hin und runzelte die Stirn. Es war ein stämmiger, grauer, unrasierter Alter. Er nickte dem Spitzel zu und trat an die Bank, wo die Mutter saß. Der Spitzel aber verschwand.

Der Alte schritt gemächlich vorwärts, aufmerksam, zornigen Auges ihr Gesicht abtastend. Sie rückte tief in die Bank.

„Wenn sie mich nur nicht schlagen...“

Er blieb neben ihr stehen und fragte nach kurzem Schweigen halblaut und streng:

„Was gaffst du?“

„Ich?"

„Jawohl, ich weiß schon. Du Diebin! So alt und dabei..."

Ihr war, als schlügen seine Worte ihr wieder und wieder ins Gesicht. Die bösen, heiseren Worte taten weh, sie zerfleischten ihr die Wangen, peitschten ihr die Augen aus.

„Ich? Ich bin keine Diebin, du lügst!" rief sie aus voller Brust, und alles vor ihr begann im Wirbel ihrer Empörung zu kreisen, die das Herz mit bitterer Kränkung berauschte. Sie riß den Koffer an sich, und er öffnete sich.

„Da sieh! Seht alle her!" schrie sie, stand auf und schwenkte ein Paket Flugblätter über dem Kopf. Durch das Sausen in ihren Ohren hörte sie die Ausrufe der herbeieilenden Menschen und sah, wie sie schnell von allen Seiten kamen.

„Was ist los?"

„Da, ein Geheimpolizist..."

„Was?"

„Er sagt, sie hat gestohlen..."

„Und die Frau sieht so ehrbar aus!"

„Ich bin keine Diebin!" sagte die Mutter mit lauter Stimme und wurde beim Anblick der Leute, die sie von allen Seiten eng umringten, etwas ruhiger.

„Gestern haben sie Politische verurteilt, da war mein Sohn dabei — Wlassow. Er hat eine Rede gehalten — da ist sie! Ich bringe sie den Menschen, damit sie sie lesen und über die Wahrheit nachdenken."

Jemand zerrte vorsichtig an den Blättern in ihrer Hand, sie schwenkte sie in der Luft und warf sie in die Menge.

„Das wird dir teuer zu stehen kommen!" rief jemand mit banger Stimme.

Die Mutter sah, daß man nach den Blättern griff, sie im Busen und in den Taschen barg; das gab ihr Kraft. Ruhiger und fester geworden, nahm sie sich aufs äußerste zusammen; sie fühlte, wie der erwachte Stolz in ihr wuchs, die unterdrückte Freude wieder entbrannte, und sie riß die zusammengepackten Blätter aus dem Koffer, verteilte sie nach rechts und links an geschwinde, gierige Hände und sagte:

„Wofür hat man meinen Sohn und alle, die mit ihm waren, verurteilt, wißt ihr das? Ich will es euch sagen, und ihr müßt dem Herzen einer Mutter und ihren grauen Haaren glauben. Gestern wurden Menschen dafür verurteilt, daß sie euch, daß sie allen die Wahrheit bringen! Gestern habe ich erfahren, daß diese Wahrheit unbesiegbar ist... niemand kann gegen sie aufkommen."

Der Menschenhaufe schwieg, schwoll an, wurde immer dichter und umgab die Frau mit einem engen Ring von lebendigen Leibern.

„Armut, Hunger und Krankheit, das ist es, was die Menschen von ihrer Arbeit haben. Alles ist gegen uns — wir bringen unser ganzes Leben, Tag für Tag bei der Arbeit zu und stecken immer in Schmutz und Lug und Trug. Die Frucht unserer Arbeit aber genießen andere und überfressen sich daran. Man hält uns wie die Kettenhunde in Unwissenheit — wir wissen ja nichts! — und in Furcht — wir haben vor allem Angst! Nacht ist unser Leben, dunkle Nacht!"

„So ist es!" erscholl es dumpf als Antwort.

„Stopft ihr das Maul!"

Hinten in der Menge bemerkte die Mutter den Spitzel und zwei Gendarmen, und sie beeilte sich, die letzten Packen wegzugeben, aber, als sie in den Koffer griff, fühlte sie dort eine fremde Hand.

„Nehmt nur, nehmt!...", sagte sie, sich niederbeugend.

„Geht auseinander!" schrien die Gendarmen und drängten die Leute beiseite. Sie wichen unwillig vor den Stößen zurück, hielten die Gendarmen in ihrer Masse eingeschlossen und behinderten sie, vielleicht ohne es zu wollen. Die grauhaarige Frau mit den großen, ehrlichen Augen in dem guten Gesicht zog sie mächtig an. Im Leben getrennt und zersplittert, vereinigten sie sich jetzt zu einem Ganzen, erwärmt vom Feuer des Wortes, das vielleicht viele durch die Ungerechtigkeit des Lebens erbitterte Herzen längst gesucht und erstrebt hatten. Die Nächststehenden schwiegen, die Mutter sah ihre gierig aufmerksamen Augen und fühlte im Gesicht ihren warmen Atem.

„Geh fort, Alte!"

„Gleich nehmen sie dich mit!"

„Ist die frech!"

„Sprich schnell, sie kommen!"

„Fort! Geht auseinander!" ertönten die Schreie der Gendarmen immer näher. Die der Mutter zunächst Stehenden schwankten und hielten sich aneinander fest.

Es kam ihr vor, als wären alle bereit, sie zu verstehen, ihr zu glauben, und sie wollte geschwind den Leuten alles sagen, was sie wußte, alle Gedanken, deren Kraft sie fühlte. Diese Gedanken tauchten leicht aus der Tiefe ihres Herzens empor und fügten sich zu einem Lied zusammen, aber sie fühlte beschämt, daß ihre Stimme nicht ausreichte, heiser wurde, zitterte, sich überschlug.

„Das Wort meines Sohnes ist das reine Wort eines Arbeiters, eines unbestechlichen Herzens! Lernt das Unbestechliche erkennen an seiner Unerschrockenheit."

Ein paar junge Augen blickten ihr mit Entzücken und Furcht ins Gesicht.

Jemand stieß sie vor die Brust, sie schwankte und setzte sich auf die Bank. Über den Köpfen der Leute flitzten die Hände der Gendarmen, sie griffen nach Kragen und Schultern, warfen Menschen zur Seite, rissen Mützen herunter und schleuderten sie weit fort. Alles wurde schwarz, alles schwankte in den

Augen der Mutter, aber sie bezwang ihre Müdigkeit und schrie mit dem Rest ihrer Kraft weiter:

„Vereinige deine Kräfte zu einer Kraft, Volk!"

Ein großer Gendarm packte sie mit seiner roten Hand am Kragen und schüttelte sie.

„Halt's Maul!"

Sie schlug mit dem Hinterkopf gegen die Wand, ihr Herz wurde einen Augenblick vom beißenden Rauch der Furcht umfangen, dann flammte es wieder, den Rauch zerteilend, hell auf.

„Marsch!" sagte der Gendarm.

„Fürchtet nichts! Es gibt keine Qual, die bitterer wäre als die, die ihr euer ganzes Leben lang ertragt..."

„Maul halten, sage ich!" Der Gendarm packte sie am Arm und schüttelte sie heftig; ein zweiter ergriff den andern Arm, und sie führten sie, breit ausschreitend, fort.

„Die Tag für Tag am Herzen nagt, die Brust zerfrißt..."

Der Spitzel trat vor, hielt ihr die Faust vors Gesicht und kreischte:

„Halt's Maul, du Aas!"

Ihre Augen wurden größer, blitzten, ihr Mund zuckte. Sie stemmte die Füße auf die glatten Steinfliesen und schrie:

„Eine Seele, die auferstanden ist, kann man nicht töten."

„Alte Zicke!"

Der Spitzel versetzte ihr einen raschen Schlag ins Gesicht.

„So, da hat das alte Luder eins!" ertönte ein schadenfroher Ruf.

Etwas Schwarzes und Rotes blendete sekundenlang ihre Augen, salziger Blutgeschmack erfüllte ihren Mund.

Vereinzelte laute Zurufe belebten sie.

„Untersteht euch, sie zu schlagen!"

„Was ist das nur!"

„Ach, du frecher Lump!"

„Haut ihn!"

„Man kann die Vernunft nicht im Blut ersticken!"

Man stieß sie gegen den Hals, den Rücken, man schlug sie auf Schultern und Kopf. Alles um sie her drehte sich im Kreise, wirbelte im Geschrei, Geheul und Gepfeife durcheinander; etwas Dichtes und Betäubendes drang ihr ins Ohr, in die Kehle und würgte sie. Der Boden gab unter ihren Füßen nach und schwankte, ihre Beine trugen sie nicht mehr, der Körper zitterte in brennenden Schmerzen, wurde schwer und taumelte hin und her. Aber ihre Augen erloschen nicht und sahen viele andere Augen, in denen das ihr wohlbekannte, kühne Feuer brannte, das in ihrem eignen Herzen glühte.

Man stieß sie zur Tür hinaus.

Sie riß ihre Hand los und klammerte sich an den Türpfosten.

„Selbst in einem Meer von Blut könnt ihr die Wahrheit nicht auslöschen."

Man schlug sie auf die Hand.

„Ihr speichert nur Haß auf, ihr Wahnsinnigen! Auf euch fällt er zurück!"

Der Gendarm packte sie am Hals und würgte sie.

Sie röchelte.

„Ihr Unglücklichen..."

Jemand antwortete mit lautem Schluchzen.

MEINE KINDHEIT

1

In dem halbdunkeln, engen Zimmer liegt auf dem Fußboden, dicht am Fenster, mein Vater, in ein weißes Gewand gehüllt und ungewöhnlich lang; die Zehen an den nackten Füßen spreizen sich seltsam, auch die Finger an den gütigen, friedlich auf der Brust ruhenden Händen sind gekrümmt, seine sonst so fröhlichen Augen sind von den schwarzen, runden Scheiben großer Kupfermünzen verdeckt, das freundliche Gesicht ist dunkel und ängstigt mich durch die drohend gebleckten Zähne.

Die Mutter, notdürftig bekleidet, in einem roten Unterrock, kniet auf der Erde und kämmt das lange, weiche Haar des Vaters mit einem schwarzen Kamm, der mir sonst zum Zersägen der Melonenscheiben diente, von der Stirn nach dem Nacken zurück; die Mutter spricht ununterbrochen mit tiefer, heiserer Stimme vor sich hin, ihre grauen Augen sind verschwollen, und, wie die Tränen so in großen Tropfen niederrinnen, scheint es fast, als ob die Augen schmölzen.

Mich hält die Großmutter an der Hand, eine rundliche Frau mit einem mächtigen Kopf, in dem die großen Augen und die komisch geformte, schwammige Nase auffallen; sie ist ganz schwarz und hat so etwas Weiches, und sie interessiert mich ungemein. Auch die Großmutter weint, auf ganz eigene, gutherzige Art, wie um der Mutter Gesellschaft zu leisten; sie zittert dabei am ganzen Leibe und zieht und schiebt mich zum Vater hin; ich wehre mich und verstecke mich hinter ihr, denn mir ist so bange, so unheimlich zumute.

Ich hatte noch niemals erwachsene Leute weinen sehen und verstand die Worte nicht, die die Großmutter mehrmals wiederholte:

„Nimm Abschied von deinem Vater, du wirst ihn nie wiedersehen! Er ist gestorben, mein Junge, ganz plötzlich und viel zu früh."

Ich war schwerkrank gewesen und eben erst wieder auf die Beine gekommen. Während meiner Krankheit hatte sich mein Vater, wie ich mich wohl erinnere, viel mit mir abgegeben, er war dabei stets heiter gewesen — dann war er plötzlich verschwunden, und statt seiner war die Großmutter, diese merkwürdige Frau, gekommen.

„Woher bist du denn gekommen?" fragte ich sie.

„Von oben herunter, von Nishni."

„Bist du gegangen?"

„Auf dem Wasser kann man doch nicht gehen! Gefahren bin ich natürlich. Sei jetzt still!"

Ich wußte nicht, wie ich ihre Rede verstehen sollte. In unserem Haus wohnte oben ein langbärtiger Perser und unten, im Keller, ein alter, gelber Kalmücke, der mit Schaffellen handelte — da konnte man wohl, um vom einen zum andern zu kommen, „von oben" auf dem Geländer herunterfahren oder auch, wenn man abstürzte, herunterkugeln — aber was hatte das Wasser damit zu tun? Nein, etwas stimmte nicht an dem, was die Großmutter sagte.

„Warum soll ich still sein?" fragte ich sie.

„Weil man hier nicht herumlärmen darf", antwortete sie gutmütig.

Es war etwas Freundliches, Heiteres, Herzgewinnendes in ihrem Wesen. Gleich vom ersten Tage an hatte ich mich mit ihr befreundet, und nun möchte ich, daß sie mit mir so rasch wie möglich dieses Zimmer verlasse. Das Verhalten der Mutter bedrückt mich: ihr Weinen und Wehklagen hat in mir ein neues, beunruhigendes Gefühl ausgelöst. Ich sehe sie so zum erstenmal — sie war sonst immer so streng, sprach wenig und war so groß, so sauber und glatt wie ein Pferd, sie hatte einen festen Körper und schrecklich starke Arme. Und jetzt bot sie einen so unangenehmen Anblick: ganz geschwollen und zerzaust war sie, und alles an ihr war in Unordnung. Das Haar, das sonst glatt gekämmt war und wie ein großer, schimmernder Kranz ihren Kopf umgab, fiel ihr teils ins Gesicht, teils auf die bloßen Schultern, und die eine, noch zu einem Zopf geflochtene Hälfte baumelte gar auf das schlummernde Gesicht des Vaters hinunter. Ich stehe schon eine ganze Weile im Zimmer, sie hat mich jedoch nicht ein einziges Mal angesehen — sie kämmt dem Vater das Haar und weint und schluchzt dabei in einem fort.

Schwarze Männer, von einem Polizisten geführt, blicken zur Tür herein.

„Macht ihn rasch fertig!" ruft der Polizist barsch ins Zimmer.

Das Fenster ist mit einem dunkeln Tuch verhängt, das sich wie ein Segel bläht. Ich war einmal mit dem Vater in einem Boot mit solch einem Segel gefahren.

Plötzlich erdröhnte ein Donnerschlag; der Vater lachte, klemmte mich fest zwischen seine Knie und rief:

„Hab keine Angst, es passiert dir nichts!"

Plötzlich warf die Mutter sich schwerfällig hoch, sank jedoch sogleich wieder zusammen und fiel, mit dem Haar den Fußboden fegend, hintenüber; ihre Augen schlossen sich, das bleiche Gesicht wurde blau, die Zähne traten gebleckt hervor wie beim Vater, und mit schrecklicher Stimme rief sie:

„Schließt die Tür!... Alexej soll hinaus!"

Die Großmutter schob mich zur Seite, stürzte nach der Tür und schrie den Männern zu:

„Fürchtet euch nicht, meine Lieben! Rührt sie nicht an, um Gottes willen, geht fort! Es ist nicht die Cholera — die Wehen sind's, erbarmt euch, ihr guten Leute!"

Ich versteckte mich in dem dunkeln Winkel hinter dem Kasten und sah von da aus, wie die Mutter sich ächzend und zähneknirschend am Boden wand, während die Großmutter, geschäftig um sie herumtrippelnd, voll Güte und Freude sprach:

„Im Namen des Vaters und des Sohnes... Trag's in Geduld, Warjuscha!... Heilige Mutter Gottes, unsere Fürbitterin..."

Ich war in heller Angst: sie trieben da auf dem Fußboden ihr Wesen, ganz dicht neben dem Vater; sie stießen gegen ihn an, sie stöhnten und schrien, und er lag unbeweglich da und schien zu lachen. Es dauerte eine ganze Weile, dieses Hin und Her auf dem Fußboden; immer wieder versuchte die Mutter sich aufzurichten, und immer wieder sank sie zurück; die Großmutter schnellte aus dem Zimmer wie ein großer, weicher, schwarzer Ball, und dann ertönte plötzlich im Dunkeln der Schrei eines kleinen Kindes.

„Ehre sei dir, o Herr!" sprach die Großmutter. „Ein Junge ist's!"

Und sie zündete eine Kerze an.

Ich muß wohl in meinem Winkel eingeschlafen sein — denn ich weiß nichts weiter von den Ereignissen jenes Tages.

Ein zweites Bild, das sich meinem Gedächtnis deutlich eingeprägt hat: Ein regnerischer Tag und ein öder Winkel auf dem Friedhof; ich stehe auf einem glitschigen Erdhügel und blicke in die Gruft, in die man den Sarg mit dem Vater gesenkt hat; auf dem Boden der Gruft ist viel Wasser.

Am Grab stehen außer mir noch die Großmutter, ein Polizist, der ganz durchnäßt ist, und zwei brummige Männer mit Schaufeln. Ein warmer Regen, fein wie kleine Glasperlen, sickert auf uns nieder.

„Schaufelt das Grab zu!" sagt der Polizist und entfernt sich.

Die Großmutter weinte und barg das Gesicht in einem Zipfel ihres Kopftuches. Die beiden Männer beugten sich vor und begannen, hastig Erdklumpen in die Gruft zu werfen. Das Wasser gluckste auf.

„Geh da fort!" sagte die Großmutter und faßte mich an der Schulter; ich entschlüpfte ihrer Hand — ich wollte noch bleiben.

„Was bist du bloß für ein Junge, ach, du lieber Gott!" klagte die Großmutter in einem Ton, der es unentschieden ließ, ob sie sich über mich oder über den lieben Gott beklagte. Lange stand sie da, schweigend, mit gesenktem Kopf: das Grab war bereits bis an den Rand zugeschüttet, und sie stand immer noch da.

Die beiden Männer klatschten mit den flachen Schaufeln laut auf die Erde; ein Wind erhob sich und vertrieb den Regen. Die Großmutter nahm mich bei der Hand und führte mich zu der ein ganzes Stück abliegenden Kirche, zwischen den dicht stehenden, dunkeln Grabkreuzen durch.

„Warum weinst du denn gar nicht?" fragte sie mich, als wir bereits den Friedhof verlassen hatten. „Du solltest doch ein bißchen weinen!"

„Ich hab' keine Lust", sagte ich.

„Nun, wenn du keine Lust hast, dann laß es", sagte sie leise.

Ich weinte als Kind nur selten, und zwar immer nur, wenn ich mich gekränkt fühlte, nicht, wenn ich Schmerz empfand; der Vater lachte immer über meine Tränen, die Mutter aber schrie mich an:

„Du, daß du mir nicht heulst!"

Dann fuhren wir in einer Droschke zwischen den dunkelroten Häusern durch die breite, sehr schmutzige Straße.

Einige Tage darauf fuhren wir — ich, die Großmutter und die Mutter — in der kleinen Kajüte eines Dampfers auf einem großen Wasser dahin; mein neugeborener Bruder Maxim war gestorben und lag, in weißes Leinenzeug gewickelt und mit einem roten Band umwunden, auf einem Tisch in der Ecke.

Ich war auf die Bündel und Koffer geklettert und sah durch das vorspringende, runde Fenster, das ganz einem riesigen Pferdeauge glich.

Hinter dem nassen Glas flutete ohne Aufhören das trübe, schäumende Wasser. Ab und zu schlug es, das Glas beleckend, gegen das Fenster.

Ich springe unwillkürlich auf den Fußboden.

„Hab keine Angst!" sagt die Großmutter, hebt mich mit ihren weichen Händen leicht empor und stellt mich wieder auf die Bündel.

Über dem Wasser liegt ein grauer, feuchter Nebel; irgendwo in der Ferne erscheint das dunkle Ufer und verschwindet wieder in Nebel und Wasser. Alles ringsum zittert und bebt — nur die Mutter steht fest und unbeweglich, die Hände im Nacken verschränkt, an die Kajütenwand gelehnt. Ihr Gesicht ist dunkel, wie von Eisen, die Augen sind fest geschlossen; sie schweigt beharrlich und ist überhaupt eine andere, eine neue — selbst das Kleid, das sie trägt, ist mir unbekannt.

Immer wieder sagt die Großmutter zu ihr:

„So iß doch etwas, Warja, wenn's auch nur 'ne Kleinigkeit ist!"

Sie schweigt und rührt sich nicht.

Mit mir spricht die Großmutter nur im Flüsterton; mit der Mutter spricht sie lauter, doch mit einer gewissen Vorsicht und Ängstlichkeit und auch nur sehr wenig. Es scheint mir, als fürchte sie sich vor der Mutter. Das kann ich wohl begreifen, und es bringt mich der Großmutter noch näher.

„Saratow!" rief die Mutter plötzlich laut und wie im Zorn. „Wo ist der Matrose?" Was für seltsame, fremde Worte sie im Munde führt: Saratow, Matrose...

Ein breitschultriger, grauhaariger Mann in einem dunkelblauen Anzug betrat die Kajüte. Er brachte einen kleinen Kasten, den die Großmutter ihm abnahm: sie legte den toten kleinen Bruder hinein, schloß den Kasten und trug ihn auf den ausgestreckten Armen zur Tür hinaus. Sie war so dick, daß sie nur seitwärts gehen, unter allerhand komischen Drehungen die schmale Kajütentür durchschreiten konnte.

„Ach, Mama!" schrie die Mutter sie an und nahm ihr den kleinen Sarg aus den Händen. Beide verschwanden dann, ich aber blieb allein in der Kajüte zurück und betrachtete den Mann im blauen Anzug.

„Na, Kleiner, dein Brüderchen ist nun fort!" sagte dieser, während er sich über mich beugte.

„Wer bist du?"

„Ein Matrose."

„Und wer ist Saratow?"

„Saratow ist eine Stadt. Guck mal durchs Fenster — da ist sie!"

Ich sah hinaus und erblickte festes Land: schwarz, zerrissen, vom Nebel dampfend — wie eine große Schnitte, die eben von einem frischen Brotlaib abgeschnitten worden ist.

„Wohin ist denn die Großmutter gegangen?"

„Ihren Enkel will sie begraben."

„Er wird in die Erde vergraben, nicht?"

„Gewiß, gewiß! In die Erde."

Ein lautes Fauchen und Heulen ertönte über uns. Ich wußte schon, daß das der Dampfer war, und erschrak nicht. Der Matrose ließ mich hastig auf den Boden hinabgleiten und eilte rasch davon.

„Ich muß fort!" rief er mir noch zu.

Auch ich wollte fort aus der Kajüte und trat vor die Tür. Der halbdunkle, schmale Gang davor war ganz leer. Nicht weit von der Tür blinkte der Messingbeschlag an den Stufen der zum Verdeck emporführenden Treppe. Ich sah hinauf und erblickte Leute mit Bündeln und Felleisen in der Hand. Sie verließen offenbar den Dampfer — also mußte auch ich ihn verlassen.

Als ich aber mit den andern zugleich auf das Verdeck kam, vor den Steg, der vom Dampfer zum Ufer führte, schrien alle auf mich ein: „Wer ist denn der Junge? Zu wem gehörst du?"

„Das weiß ich nicht."

Ich wurde lange hin und her gestoßen, geschüttelt und geknufft. Endlich erschien der grauhaarige Matrose, faßte mich bei der Hand und erklärte:

„Das ist ja der Astrachaner aus der Kajüte."

Rasch trug er mich in die Kajüte hinunter, stellte mich auf die Bündel und sagte, mir mit dem Finger drohend:

„Da bleibst du — wenn du wieder davonläufst, setzt es was!"

Der Lärm über meinem Kopf verhallte, der Dampfer zitterte und stampfte nicht mehr im Wasser. Vor das Kajütenfenster schob sich irgendeine nasse Wand. Drinnen war es dunkel und stickig, die Bündel sahen wie geschwollen aus und bedrückten mich, überhaupt war es recht unbehaglich in dem engen Raum. Vielleicht wollte man mich gar für immer da lassen, ganz allein in dem leeren Dampfer?

Ich lief nach der Tür hin. Sie ging nicht auf, die Messingklinke ließ sich nicht herunterdrücken. Ich nahm eine mit Milch gefüllte Flasche und schlug mit aller Kraft auf die Klinke. Die Flasche ging in Scherben, die Milch floß an meinen Beinen hinunter und lief mir in die Stiefel.

Erbittert über meine Mißerfolge, legte ich mich auf die Bündel, begann leise zu weinen und schlief mitten in meinem Kummer ein.

Als ich erwachte, stampfte und zitterte der Dampfer wieder, und das Kajütenfenster glühte wie die Sonne. Die Großmutter saß neben mir, kämmte ihr Haar, runzelte dabei die Stirn und flüsterte vor sich hin. Sie hatte sehr langes und dichtes Haar, schwarz mit bläulichem Schimmer; es fiel ihr auf Schultern, Brust und Knie und reichte bis auf den Boden hinab. Sie nahm es mit der einen Hand vom Boden auf, hielt es gleichsam wägend und kämmte mit einem hölzernen Kamm mühsam die dichten Strähnen durch, ihre Lippen verzogen sich, die dunkeln Augen blitzten zornig, und ihr Gesicht sah in dieser dunkeln Haarflut klein und komisch aus.

Heute schien sie mir recht böse; als ich sie jedoch fragte, wie es komme, daß sie so langes Haar habe, sagte sie in demselben warmen, weichen Ton wie gestern:

„Das hat mir der liebe Gott wohl zur Strafe so lang wachsen lassen — sollst deine Qual damit haben beim Kämmen, du Sünderin! Als ich jung war, prahlte ich mit meiner langen Mähne, und jetzt verfluche ich sie. Schlaf noch, mein Junge, es ist noch früh — die Sonne ist eben erst aufgegangen ..."

„Ich mag nicht mehr schlafen!"

„Nun, wie du willst", sagte sie gutmütig zustimmend, während sie ihr Haar zu einem Zopf flocht und nach der Koje sah, wo die Mutter mit dem Gesicht zur Decke lang hingestreckt lag. „Sag mal — wie kam's denn, daß du die Milchflasche zerschlagen hast? Sprich aber leise!"

Sie brachte die Worte in einem eigentümlichen, singenden Tonfall heraus, und sie prägten sich leicht meinem Gedächtnis ein. Wie Blumen waren sie, so lieb, so hell und saftig. Wenn sie lächelte, weiteten sich die Pupillen ihrer Augen, die so dunkel waren wie Kirschen, und ein unbeschreiblich angenehmes Licht erstrahlte darin; die weißen, festen Zähne traten schimmernd hervor, und trotz den vielen Runzeln in der dunkeln Haut der Wangen erschien das ganze Gesicht jugendlich und heiter. Es wurde nur durch die schwammige Nase mit den aufgetriebenen Nasenlöchern und der rötlichen Spitze entstellt — die Großmutter schnupfte nämlich aus einer schwarzen, mit Silber verzierten Tabakdose. Ihre ganze Erscheinung hatte etwas Dunkles, aus ihrem Innern jedoch strahlte durch die Augen eine unauslöschliche, warme, fröhliche Helligkeit. Sie war gebückt, fast bucklig, und dabei sehr dick; sie bewegte sich jedoch leicht und behend wie eine große Katze, und auch so weich war sie wie dieses freundliche Tier.

Bevor sie kam, hatte ich gleichsam im Dunkeln verborgen geschlafen, ihr Erscheinen jedoch weckte mich, führte mich ans Licht, verknüpfte alles rings um mich her mit einem unzerreißbaren Faden, verflocht es zu einem bunten Spitzengewebe; sie wurde mir vom ersten Augenblick an fürs ganze Leben teuer, stand meinem Herzen so nahe wie niemand sonst in der Welt, war mir so vertraut, so verständlich wie kein zweiter Mensch. Ihre selbstlose Liebe zur Welt hat mich reich gemacht, hat mir Kraft und Festigkeit für die Kämpfe des Lebens verliehen.

Vor vierzig Jahren fuhren die Dampfer noch recht langsam; unsere Fahrt nach Nishni-Nowgorod dauerte sehr lange, und ich erinnere mich noch recht gut dieser Tage, wo ich in Schönheit schwelgte.

Das Wetter hatte sich aufgeklärt; vom Morgen bis zum Abend war ich mit der Großmutter auf dem Verdeck, unter dem klaren Himmel, zwischen den vom Herbst vergoldeten, wie mit Seidenstickereien geschmückten Ufern der Wolga. Ohne Hast, mit den Radschaufeln träg und geräuschvoll die graublaue Flut schlagend, fährt der grellrote Dampfer mit dem Lastkahn an dem langen Schlepptau stromaufwärts. Der graue Lastkahn sieht ganz wie eine riesige Kellerassel aus. Unmerklich schwebt die Sonne über die Wolga hin; von Stunde zu Stunde ist alles ringsum verändert, alles neu; die grünen Berge sind gleichsam bauschige Falten im prunkvollen Gewand der Erde; an den Ufern liegen Städte und Dörfer, die von weitem wie aus Pfefferkuchen geformt zu sein scheinen; goldiges Herbstlaub schwimmt auf dem Wasser.

„Sieh doch, wie schön!" sagt die Großmutter jeden Augenblick; sie schreitet von Bord zu Bord und strahlt übers ganze Gesicht, während ihre weitgeöffneten Augen die herrlichen Landschaftsbilder in sich aufnehmen.

Nicht selten vergißt sie mich ganz über dem wundervollen Anblick, den die Ufer gewähren: die Arme auf der Brust verschränkt, steht sie lächelnd und schweigend an Bord des Schiffes, und in ihren Augen glänzen Tränen. Ich zupfe sie an dem dunkeln, mit Blumen bedruckten Rock.

„Was gibt's?" fragt sie zusammenfahrend. „Ich bin ganz wie im Schlaf, als ob ich träumte!"

„Und warum weinst du?"

„Das macht die Freude, mein Junge, und das Alter", sagt sie lächelnd. „Ich bin doch schon alt, siehst du — sechzig Jährchen hab' ich schon hinter mir, ja!"

Und, nachdem sie ein Prischen genommen, begann sie mir allerhand abenteuerliche Geschichten von edlen Räubern, frommen Einsiedlern, von allerhand Getier und bösen Höllenmächten zu erzählen. Geheimnisvoll, mit leiser Stimme erzählt sie, wobei sie sich zu mir vorneigt und mir mit den großen Pupillen in die Augen sieht, als wolle sie meinem Herzen eine belebende Kraft einflößen. Sie spricht, als ob sie sänge, und je weiter sie kommt, desto melodischer klingen ihre Worte. Es bereitet mir ein unbeschreibliches Vergnügen, ihr zuzuhören. Ich lausche ihrer Rede und bitte:

„Erzähl noch weiter!"

„Noch weiter? Also, paß auf! Es saß einmal ein Kobold im Ofenloch, der hatte sich eine Nadel in die Pfote eingetreten, und nun wackelte er hin und her und wimmerte: ‚Ach, meine lieben Mäuschen, das tut so weh! Ach, ihr guten Mäuslein, das halt' ich nicht aus!'"

Sie hob dabei ihren Fuß hoch, faßte ihn mit beiden Händen, wiegte ihn hin und her und verzog das Gesicht, als ob sie selbst den Schmerz spürte.

Ringsum stehen die Matrosen, bärtige Männer mit freundlichen Gesichtern, hören zu, lachen, spenden Beifall und bitten:

„Nun, Großmutter, erzähl noch was!"

Und dann laden sie uns ein:

„Kommt, eßt mit uns zu Abend!"

Beim Abendessen bewirten sie die Großmutter mit Branntwein und mich mit Melonen; das letztere geschieht ganz insgeheim, denn auf dem Schiff befindet sich ein Mann, der das Essen von Obst verbietet, es den Leuten wegnimmt und ins Wasser wirft. Er trägt eine Uniform und ist ewig betrunken, alle verstecken sich vor ihm.

Die Mutter kommt nur selten an Deck und hält sich abseits von uns. Sie schweigt fast immer. Wie durch einen Nebel oder eine durchsichtige Wolke sehe ich ihre große, schlanke Gestalt, das dunkle, eisenharte Gesicht, den schweren Kranz des zu Zöpfen geflochtenen blonden Haares. Alles an ihr ist kräftig und hart; auch die geradeaus schauenden

grauen Augen, die ebenso groß sind wie die Augen der Großmutter, blicken hart und unfreundlich, wie aus der Ferne.

„Die Leute lachen Sie doch nur aus, Mama", sagte sie einmal zur Großmutter.

„Nun, was ist dabei", versetzte die Großmutter ganz vergnügt, „mögen sie nur lachen, wohl bekomm's ihnen!"

Ich erinnere mich noch der kindlichen Freude, die sie zeigte, als wir uns Nishni-Nowgorod näherten. Sie zog und schob mich an die Reling des Schiffes und rief laut:

„Sieh doch, sieh, wie schön! Da ist es, ihr lieben Leute, mein gutes Nishni! Wie herrlich ist sie doch, die schöne Gottesstadt; sieh nur die Kirchen, als ob sie in der Luft schwebten!"

Und fast unter Tränen bat sie die Mutter:

„Warjuscha, guck doch mal hin! Komm, sieh doch! Hast du sie denn ganz vergessen, deine Vaterstadt? Freu dich doch mit mir!"

Ein flüchtiges Lächeln huschte über das finstere Gesicht der Mutter.

Der Dampfer hielt gegenüber der schönen Stadt, mitten im Strom, der dicht mit Fahrzeugen bedeckt war. Hunderte von spitzen Masten ragten wie die Borsten eines ungeheuren Igels darauf empor. Ein großes Boot mit zahlreichen Insassen kam dicht an den Dampfer heran; es wurde mit dem Bootshaken an die Schiffstreppe gezogen, und alle, die darin saßen, stiegen nacheinander an Bord. Voran schritt rasch ein kleiner, hagerer Alter in einem langen, schwarzen Rock, mit einem roten, wie Gold schimmernden kleinen Vollbart, grünen Augen und einer Habichtsnase.

„Papa!" rief die Mutter laut mit ihrer tiefen Stimme und eilte auf ihn zu, und er umfaßte ihren Kopf, streichelte ihr mit den kleinen, roten Händen die Wangen und rief mit kreischender Stimme:

„Aha—a, mein dummes Gänschen! Da bist du ja! ... Nun, siehst du ... Ach, ihr seid mir schon ..."

Die Großmutter, die sich wie eine Schraube drehte, küßte und umarmte alle zugleich, sie schob mich zwischen all die Leute und sagte hastig:

„Nun komm rasch! Das da ist Onkel Michailo, das — Onkel Jakow. Hier ist Tante Natalja, und dies da sind deine Vettern, beide heißen Sascha, und deine Kusine Katharina. Das ist unsere ganze Familie, siehst du!"

Der Großvater wandte sich jetzt zu ihr:

„Wie geht's, Mutter — bist du gesund?"

Sie küßten sich dreimal.

Dann zog mich der Großvater aus dem Menschenhaufen hervor, der mich umringte, legte mir die Hand auf den Kopf und fragte mich:

„Und du — wer bist du denn?"

„Ich bin der Astrachaner aus der Kajüte."

„Was redet er da?" wandte sich der Großvater an meine Mutter, und, ohne ihre Antwort abzuwarten, schob er mich von sich weg und sagte:

„Die starken Backenknochen hat er vom Vater ... Nun, steigt ins Boot!"

Wir fuhren ans Ufer und stiegen alle miteinander die mit großen Kieselsteinen gepflasterte breite Auffahrt zwischen den beiden hohen, mit dürrem Gras bewachsenen Böschungen hinan.

Die Alten schritten den andern voraus. Der Großvater war weit kleiner als die Großmutter und ging mit raschen, trippelnden Schritten neben ihr, während sie, gleichsam in der Luft dahinschwebend, auf ihn von oben herabsah. Hinter ihnen schritten schweigend die beiden Onkel einher — der dunkle, glatthaarige Michailow, der so mager war wie der Großvater, und der hellhaarige Krauskopf Jakow; ein paar dicke Frauen in grellfarbigen Kleidern und ein halbes Dutzend Kinder, die alle älter waren als ich und sich sehr still verhielten, folgten den Männern. Ich ging mit der Großmutter und Tante Natalja. Sie war von kleinem Wuchs, blaß und blauäugig, hatte einen sehr starken Leib und mußte häufig stehenbleiben. Mit Mühe Atem schöpfend, flüsterte sie:

„Ach, ich kann nicht weiter!"

„Warum haben sie dich denn mitgeschleppt?" brummte die Großmutter ärgerlich. „Ein unvernünftiges Geschlecht!"

Weder die Erwachsenen noch die Kinder gefielen mir; ich fühlte mich fremd unter ihnen, und auch die Großmutter schien mir auf einmal ferngerückt.

Ganz besonders mißfiel mir der Großvater; ich ahnte sogleich den Feind in ihm und wandte ihm meine ganz besondere, mit furchtsamer Neugier gepaarte Aufmerksamkeit zu. Wir gelangten bis ans Ende der Auffahrt. Dort stand ganz oben, an die rechte Seite der Böschung gelehnt, als erstes Gebäude der Straße ein einstöckiges Haus mit schmutzig-rosafarbenem Anstrich, niedrigem Dach und glotzend vorspringenden Fenstern. Von der Straße aus kam es mir groß vor, im Innern jedoch, in den kleinen, halbdunkeln Zimmern, war es eng; überall liefen, wie auf einem Dampfer, der eben anlegen will, aufgeregte Menschen umher, Kinder schwirrten gleich einer Schar diebischer Spatzen durch Haus und Hof, und ein ätzender, mir unbekannter Geruch erfüllte alle Räume.

Ich geriet auf den Hof hinaus. Auch hier wollte es mir nicht gefallen: überall waren große, nasse Lappen aufgehängt, standen Bottiche mit dicker, verschieden gefärbter Flüssigkeit, in die große Stücke Stoff eingeweicht waren. In einer Ecke stand ein niedriger, halb verfallener Anbau mit einem Ofen, in dem Holzscheite lichterloh brannten, während in einem riesigen Kessel irgend etwas kochte und brodelte und ein Mensch, den man nicht sah, mit lauter Stimme seltsame Worte rief:

„Sandelholz ... Fuchsin ... Vitriol ..."

2

Nun brach für mich ein höchst seltsames, überquellendes, buntbewegtes Leben an, das mit erschreckender Schnelligkeit dahinfloß. Es haftet in meiner Erinnerung als ein düsteres Märchen, von einem guten, doch zugleich qualvoll aufrichtigen Genius erzählt. Jetzt, da ich die Vergangenheit wieder heraufbeschwöre, möchte ich zuweilen selbst daran zweifeln, daß alles sich so zugetragen hat, wie es sich zutrug; ich möchte vieles bestreiten oder ableugnen, denn allzu reich an Grausamkeit erscheint mir das finstere Dasein dieses „unvernünftigen Geschlechts", von dem ich zu reden habe.

Doch die Wahrheit steht höher als alle Empfindsamkeit, und schließlich ist es ja nicht meine Person, von der ich erzähle, sondern vielmehr jener enge, dumpfe, von beängstigenden Eindrücken mannigfachster Art erfüllte Bannkreis, in dem ich dereinst gelebt hatte und in dem das einfache russische Volk dahinvegetierte.

Das Haus des Großvaters war von dem heißen Brodem der gegenseitigen Feindschaft aller gegen alle erfüllt. Die Großen waren davon verseucht, und selbst die Kinder nahmen lebhaften Anteil am Streit. Aus den Erzählungen der Großmutter erfuhr ich später, daß die Rückkehr der Mutter ins Elternhaus gerade zu der Zeit erfolgt war, da ihre Brüder mit äußerster Hartnäckigkeit vom Vater eine Vermögensteilung verlangten. Die unerwartete Rückkehr der Mutter hatte ihren Wunsch, das väterliche Besitztum aufzuteilen, nur noch verstärkt. Sie fürchteten, daß meine Mutter die Auszahlung der ihr ausgesetzten Mitgift verlangen würde, die der Großvater ihr vorenthielt, weil sie gegen seinen Willen geheiratet hatte. Die beiden Onkel waren der Meinung, daß die Mitgift der Mutter von Rechts wegen zwischen ihnen geteilt werden müsse. Außerdem stritten sie schon seit langem heftig darüber, wer von ihnen die Färberei in der Stadt übernehmen und wer sich in der Vorstadt Kunawino, jenseits der Oka, eine neue Färberei einrichten solle.

Gleich nach unserer Ankunft, als wir in der Küche beim Mittagessen saßen, ging der Streit los: die Onkel sprangen plötzlich beide auf, beugten sich über den Tisch vor, brüllten auf den Großvater los, fletschten wütend die Zähne und schüttelten sich wie die Hunde, der Großvater aber schlug, hochrot im Gesicht, mit dem Löffel auf den Tisch und schrie mit seiner schrillen Stimme wie ein Hahn: „Aus dem Hause werf' ich euch! Betteln sollt ihr gehen!"

Die Großmutter verzog schmerzlich das Gesicht und sagte: „Gib ihnen alles, Vater — du wirst ruhiger leben! Gib's ihnen in Gottes Namen!"

„Halt den Mund, Alte! Du hältst ihnen die Stange", kreischte der Großvater, während seine Augen nur so blitzten; es wirkte höchst verblüffend, daß ein so kleines Männchen so laut schreien konnte.

Meine Mutter stand vom Tisch auf, ging mit gemessenem Schritt ans Fenster und kehrte allen den Rücken.

Plötzlich schlug Onkel Michailo seinem Bruder Jakow mit dem Rücken der rechten Hand mit aller Kraft ins Gesicht. Jakow heulte laut auf, packte den Angreifer, und beide wälzten sich ächzend, röchelnd und schimpfend am Boden.

Die Kinder brachen in lautes Weinen aus, und die schwangere Tante Natalja begann ganz verzweifelt zu schreien. Meine Mutter umfaßte sie mit beiden Armen und führte sie hinaus. Die pockennarbige, lustige Kinderfrau Jewgenija jagte die Kinder aus der Küche. Stühle fielen um. Einer der Färbergesellen, ein breitschultriger, junger Bursche, der auf den Spitznamen „Zigeunerchen" hörte, saß rittlings auf Onkel Michailos Rücken, während der Werkführer Grigori Iwanowitsch, ein kahlköpfiger Mann mit langem Vollbart und dunkler Brille, in aller Seelenruhe die Hände des Onkels mit einem Handtuch fesselte.

Michailo streckte den Hals vor, fegte mit dem schütteren, schwarzen Vollbart auf dem Fußboden hin und her und röchelte unheimlich, der Großvater aber lief immer wieder rund um den Tisch und schrie mit klagender Stimme:

„Das wollen Brüder sein? Von gleichem Fleisch und Blut? Ach, i—ihr!..."

Ich war gleich bei Beginn des Streites erschrocken auf den Ofen geklettert und sah von dort ganz bestürzt und ängstlich zu, wie die Großmutter über einer kupfernen Waschschüssel das Blut von Onkel Jakows zerschundenem Gesicht abwusch; er weinte dabei und stampfte mit den Füßen auf, sie aber sagte mit dumpfer Stimme:

„Ihr gottverdammten, wilden Kerle, so nehmt doch endlich Vernunft an!"

Der Großvater zog das zerrissene Hemd, das ihm von der Schulter herabrutschte, höher hinauf und schrie sie an: „Ja, solche Bestien hast du zur Welt gebracht, du Hexe!"

Als Onkel Jakow fort war, schleppte die Großmutter sich in eine Ecke und brach dort in herzbrechende Klagen aus:

„Heilige Mutter Gottes, bring doch meine Kinder zur Vernunft!"

Der Großvater stand ein wenig abseits von ihr, blickte nach dem Tisch, auf dem alles umgeworfen und vergossen war, und sagte leise:

„Hab nur gut acht, Mutter, daß sie der Warwara nichts antun — sie sind imstande, sie umzubringen!"

„Um Gottes willen, was redest du da? Zieh doch das Hemd aus, ich will es dir flicken."

Sie nahm den Kopf des Alten in ihre beiden Hände und küßte ihn auf die Stirn. Er schmiegte sein Gesicht an ihre Schulter, an die seine kleine Gestalt gerade heranreichte, und sagte:

„Es bleibt mir nichts anderes übrig, als die Teilung vorzunehmen."

„Tu's nur, Vater, es bleibt nichts weiter übrig."

Sie sprachen lange miteinander, zuerst in aller Freundschaft, dann aber begann der Großvater mit dem Fuß auf dem Boden zu scharren wie ein Hahn vor dem Kampf, drohte der Großmutter mit dem Finger und sagte in lautem, bösem Flüsterton:

„Ich kenne dich schon — du hältst es mit den beiden Burschen! Dein Mischka ist ein richtiger Jesuit und dein Jaschka ein Freimaurer! Vertrinken und verprassen werden sie mein Hab und Gut."

Ich machte auf meinem Ofen eine ungeschickte Wendung und warf das Plätteisen hinunter — es schlug am Vorsprung auf und plumpste von dort in den Spüleimer. Der Großvater sprang auf den Tritt, zog mich vom Ofen herunter und starrte mir ins Gesicht, als ob er mich zum erstenmal sähe.

„Wer hat dich auf den Ofen gesetzt? Deine Mutter?"

„Ich bin selber hinaufgeklettert."

„Lüge nicht!"

„Nein, wirklich ... ich hatte solche Angst."

Er gab mir einen leichten Klaps gegen die Stirn und schob mich von sich fort.

„Ganz der Vater! Marsch, fort mit dir!"

Ich war froh, daß ich aus der Küche hinauskam.

Es entging mir nicht, daß der Großvater mich mit seinen klugen, scharfblickenden, grünen Augen sehr aufmerksam beobachtete, und ich fürchtete mich vor ihm. Ich erinnere mich, daß ich mich vor diesen versengenden Augen immer zu verbergen suchte. Ich hielt den Großvater für einen bösen Mann, er sprach mit allen in einem höhnischen, kränkenden Ton und stichelte und reizte jeden einzelnen.

„Ach, i—ihr!" pflegte er häufig verächtlich auszurufen, und die Art, wie er diese Worte aussprach, machte mich jedesmal frösteln.

Gegen Abend pflegte er mit den beiden Onkeln und den Gesellen aus der Werkstatt nach der Küche zu kommen, um Tee zu trinken. Wie sie so dasaßen, ermüdet von der Arbeit, die Hände vom Sandelholz blau gefärbt und von Vitriol verbrannt, das Haar mit schmalen Bändern aufgebunden, glichen sie ganz den dunkeln Heiligenbildern in der Ecke der Küche. In dieser gefährlichen Stunde pflegte der Großvater sich mir gegenüberzusetzen und sich mit mir zu unterhalten, und zwar öfter als mit den übrigen Enkeln, was sichtlich ihren Neid hervorrief. Er war von zierlicher Gestalt, alles an ihm war scharf geprägt, wie gedrechselt. Seine blumenbestickte, mattschimmernde, hochgeschlossene Atlasweste war alt und verschabt, sein Kattunhemd ganz zerknüllt und das Beinkleid an den Knien mit großen Flicken besetzt, und dennoch sah er sauberer und adretter aus als seine beiden Söhne, die Jacketts, Vorhemden und seidene Halstücher trugen.

Einige Tage nach unserer Ankunft ordnete der Großvater an, daß ich beten lernen sollte. Alle übrigen Enkelkinder waren älter als ich und lernten bereits lesen — der Küster der Himmelfahrtskirche, deren goldene Kuppeln man aus den Fenstern des Hauses sehen konnte, war ihr Lehrer. Mich unterrichtete die stille, scheue Tante Natalja, eine Frau mit einem Kindergesicht und so durchsichtigen Augen, daß ich meinte, man könne durch sie hindurchblicken.

Ich liebte es, ihr lange in die Augen zu sehen, ohne den Blick abzuwenden oder auch nur zu blinzeln; sie kniff die Augen ein, drehte den Kopf hin und her und bat mich leise, fast flüsternd:

„Nun sag jetzt, bitte: ‚Vater unser, der du bist ...'"

Und wenn ich sie dann fragte: „Was ist das — ‚der du bist'!" sah sie sich ängstlich im Zimmer um und riet mir: „Frag nicht lange, sprich's einfach nach: ‚Vater unser, der du bist ...' Nun?"

Ich konnte nicht begreifen, warum ich nicht fragen sollte. Das Wort „der du bist" bekam für mich einen geheimnisvollen Sinn, und ich verdrehte es absichtlich auf alle mögliche Weise: „derbudist", „berdudist" ...

Die gute Tante mit dem wachsbleichen, gleichsam schmelzenden Gesicht wurde nicht müde, mich immer wieder mit ihrer leisen Stimme, die einen Sprung zu haben schien, zu verbessern:

„Nicht doch, sag einfach: ‚der du bist ...'"

Dabei war das, was ich lernen sollte, gar nicht so „einfach", es erschien mir sogar recht verzwickt. Das ärgerte mich, und dieser Ärger hinderte mich wiederum, das Gebet zu behalten.

Eines Tages fragte mich der Großvater:

„Nun, Aljoscha, was hast du heute getrieben? Gespielt hast du, nicht wahr? Ich seh's an der Beule da auf deiner Stirn. Sich 'ne Beule holen — das ist nicht schwer! Kannst du schon das Vaterunser?"

„Er hat ein schlechtes Gedächtnis", sagte die Tante leise.

Der Großvater lachte vergnügt und zog dabei die roten Augenbrauen in die Höhe.

„Ei, da wird er wohl mal eine Tracht Prügel bekommen müssen!" sagte er und fragte mich dann weiter: „Hat dich dein Vater oft geprügelt?"

Ich verstand seine Frage nicht und schwieg.

„Maxim hat ihn nie geschlagen", sagte meine Mutter, „und auch mir hat er's verboten."

„Warum denn?"

„Er meinte, mit Schlägen könne man niemand etwas beibringen."

„Er war in allen Dingen ein Dummkopf, dieser Maxim — verzeih mir, o Herr, daß ich von einem Toten so rede!" versetzte der Großvater scharf und böse.

Seine Worte verletzten mich, was er sehr wohl merkte.

„Was wirfst du die Lippen so auf? Warte mal, du!" sagte er zu mir. Dann fuhr er mit der Hand über sein silbrigrötliches Haar und fuhr fort: „Am Sonnabend werde ich den Saschka durchwalken." „Was heißt das — durchwalken?" fragte ich. Alle lachten, und der Großvater sagte: „Warte nur, wirst schon sehen!"

Ich ging in meinen Winkel und dachte über seine Worte nach. In der Werkstatt hatte ich das Wort „walken" schon gehört, der Großvater aber schien es in einem andern Sinn gebraucht zu haben: sicher bedeutete es in seinem Mund nichts Gutes, und wahrscheinlich hieß es soviel wie prügeln oder schlagen. Ich hatte schon gesehen, daß man Pferde, Hunde und Katzen schlägt, und in Astrachan schlugen die Polizisten auch die Perser. Noch niemals jedoch hatte ich kleine Kinder auf solche Weise schlagen sehen, und wenn die beiden Onkel ihren Söhnen auch öfters eine Maulschelle oder eine Kopfnuß gaben, so verhielten sich diese dabei ganz gleichgültig und rieben höchstens mit der Hand die geschlagene Stelle. Ich fragte sie öfters: „Tut's weh?" — und sie antworteten jedesmal tapfer: „Nein, nicht ein bißchen!"

Wenn Saschka Prügel bekommen sollte, so war es wahrscheinlich wegen der Geschichte mit dem Fingerhut, die sich kurz vorher zugetragen hatte. Des Abends, in der Zeit zwischen Tee und Abendbrot, pflegten die Onkel und der Werkführer die gefärbten Sachen, die vor dem Färben aufgetrennt worden waren, wieder zusammenzunähen und mit Etiketten zu versehen. Eines Tages nun befahl Onkel Michail, um dem halbblinden Werkführer Grigori einen Possen zu spielen, seinem neunjährigen Neffen Sascha, Grigoris Fingerhut an der Kerzenflamme zu erhitzen. Saschka nahm den Fingerhut mit der Lichtputzschere auf, hielt ihn in die Flamme, bis er gehörig durchgeglüht war, legte ihn an Grigoris Platz und versteckte sich hinter dem Ofen. Zufällig kam der Großvater selbst hinzu, um beim Nähen zu helfen, und steckte den Finger rasch in den glühend gemachten Fingerhut. Ein gewaltiger Lärm entstand, der auch mich in die Küche lockte, und hier sah ich nun, wie der Großvater, mit den verbrannten Fingern an seinem Ohr zerrend, höchst possierliche Sprünge machte und dabei immer wieder schrie:

„Wer hat das wieder angerichtet, ihr Heidenpack?"

Onkel Michail saß über den Tisch gebückt da, trieb den Fingerhut wie einen Kreisel mit dem Finger an und blies darauf, um ihn abzukühlen. Der Werkführer nähte so eifrig, wie er nur konnte, während auf seiner mächtigen Glatze die Schatten tanzten. Onkel Jakow, der auf den Lärm gleichfalls herbeigeeilt war, lachte, hinter der Ofenecke versteckt, leise in sich hinein, und die Großmutter zerrieb auf dem Reibeisen rohe Kartoffeln.

„Das hat Jakows Sascha gemacht!" sagte plötzlich Onkel Michail.

„Lüge doch nicht!" schrie Jakow, hinter dem Ofen hervorkommend, dem Bruder ins Gesicht.

Irgendwo in der Ecke ließ sich die weinerliche Stimme seines Sohnes vernehmen:

„Er hat mich dazu angestiftet, Papa!"

Die beiden Onkel begannen aufeinander loszuschimpfen. Der Großvater war plötzlich ruhig geworden, er legte die geriebene Kartoffel auf den verbrannten Finger, nahm mich bei der Hand und entfernte sich schweigend.

Es wurde von dem Vorfall an diesem Abend des langen und breiten gesprochen, und alle bezeichneten Onkel Michail als den schuldigen Teil. Ich fragte den Großvater, ob er auch den Onkel Michail „durchwalken" würde.

„Ja, das müßte ich eigentlich tun", brummte der Großvater und sah mich dabei prüfend von der Seite an.

Onkel Michail, der meine Worte gehört hatte, knallte die Faust wütend auf den Tisch und schrie meine Mutter an:

„Stopf deinem Köter das Maul, Warwara, sonst schlage ich ihm den Schädel ein!"

„Versuch's mal, den Jungen anzurühren!" sagte die Mutter in einem Ton, der ihn zum Schweigen brachte.

Sie verstand es vortrefflich, durch kurz hingeworfene schlagfertige Bemerkungen den Leuten das Wort abzuschneiden, sie zu demütigen. Ich hatte das Gefühl, daß sich alle vor ihr fürchteten, selbst der Großvater sprach mit ihr nicht wie mit den andern, sondern viel leiser. Das war mir angenehm, und ich prahlte damit stolz vor den Vettern:

„Meine Mutter ist doch die Stärkste!"

Sie wagten nicht zu widersprechen. Das aber, was am nächstfolgenden Sonnabend geschah, bewirkte einen starken Umschwung in meinen Beziehungen zur Mutter.

Noch vor Sonnabend hatte auch ich eine Schuld auf mich geladen.

Mit großem Interesse hatte ich immer beobachtet, wie geschickt die Leute in der Färberei es verstanden, die Farbe der Stoffe zu ändern: sie nahmen ein gelbes Stück Stoff, tauchten es in eine schwarze Flüssigkeit und zogen es ganz dunkelblau — „indigoblau", wie sie sagten — heraus; oder sie spülten ein graues Stück in fuchsigrotem Wasser, und es wurde dunkelrot — „bordeaux" nannten sie es. Die Sache erschien so einfach, und doch konnte ich sie nicht begreifen.

Ich brannte vor Verlangen, selbst einmal irgend etwas umzufärben, und ich teilte diesen Wunsch meinem Vetter Sascha, Jakows Sohn, mit. Sascha

war ein ernst veranlagter Junge, der sich eifrig um die Gunst der Erwachsenen bewarb und gegen alle Welt freundlich, höflich und zuvorkommend war. Die Erwachsenen lobten ihn wegen seiner Folgsamkeit, der Großvater aber hatte nicht viel für ihn übrig und nannte ihn einen „Schleicher". Er war mager, brünett, hatte vorstehende Augen wie ein Krebs, sprach leise und dabei so hastig, daß er die Worte halb verschluckte, und blickte immer geheimnisvoll suchend um sich, als wollte er irgendwohin ausreißen und sich verstecken. Seine braunen Pupillen waren unbeweglich, war er jedoch erregt, so zitterten ihm die Augen.

Ich mochte diesen Sascha nicht und hatte den andern Sascha, den Sohn Michails, einen schüchternen, stillen Jungen, weit lieber. Seine Augen blickten schwermütig drein, er konnte recht freundlich lächeln und war seiner sanften Mutter, der Tante Natalja, sehr ähnlich. Er hatte häßliche Zähne, die aus dem Mund hervorstanden und im Oberkiefer in zwei Reihen wuchsen. Das machte ihm sehr viel zu schaffen, er hatte ewig die Finger im Mund, zog und rüttelte an seinen Zähnen herum, versuchte, die Zähne der hinteren Reihe herauszuziehen, und gestattete in aller Geduld jedem, der Lust dazu hatte, seinen Kiefer zu betasten. Sonst fiel mir weiter nichts Interessantes an ihm auf. Im Haus des Großvaters, das von oben bis unten von Menschen wimmelte, führte er ein einsames Leben, saß gern in halbdunkeln Ecken herum oder abends am Fenster. Ich hatte es gerne, schweigend neben ihm zu sitzen, eine ganze Stunde lang, dicht an ihn geschmiegt, und zuzusehen, wie am roten Abendhimmel die schwarzen Dohlenschwärme die goldenen Zwiebelkuppeln der Himmelfahrtskirche umkreisten, wie sie bald hoch emporflogen, bald sich tief herabsenkten und plötzlich, den erlöschenden Himmel mit einem schwarzen Netz bedeckend, irgendwohin davonflogen, nichts als den leeren Raum hinter sich zurücklassend. Es war ein Anblick, der eine stille Wunschlosigkeit, ein angenehmes Gefühl träger Ruhe im Gemüt auslöste.

Der andere Sascha, Jakows Sohn, konnte über alles sehr viel und sehr gesetzt reden, ganz wie ein Erwachsener. Als er hörte, daß ich mich gern als Färber versuchen wollte, riet er mir, das weiße Feiertagstischtuch aus dem Schrank zu nehmen und es blau zu färben.

„Weiße Sachen lassen sich viel leichter färben, glaub mir's!" sagte er sehr ernsthaft.

Ich nahm das schwere Tischtuch heraus und lief damit auf den Hof; kaum hatte ich jedoch den einen Zipfel in den Indigobottich getaucht, als auch schon „Zigeunerchen" auf mich zugestürzt kam, das Tischtuch meinen Händen entriß, mit seinen breiten Tatzen es auszuwringen begann und dem Vetter, der mich vom Hausflur bei der Arbeit beobachtete, zurief:

„Ruf mal schnell die Großmutter her!"

Zu mir aber sagte er, während er auf unheilverkündende Art seinen schwarzen Zottelkopf schüttelte: „Na, wart mal, Freundchen, das wird dir teuer zu stehen kommen!"

Die Großmutter stürzte herbei, schrie ach und weh, brach sogar in Tränen aus und schalt mich:

„Ach, du nichtsnutzige Borste, du Hosenmatz! Daß dich der Kuckuck hole, du Rotznase!"

Den Gesellen aber bat sie:

„Sag nur dem Großvater nichts, Wanja! Ich will schon zusehen, wie ich's verheimliche, vielleicht läuft's noch mal gut ab..."

Wanja, der „Zigeuner", der sich eben die Hände an seinem buntgefleckten Schurz abtrocknete, meinte besorgt:

„Ich werde nichts sagen, aber der Junge dort, der Sascha — daß der nur nicht klatscht!"

„Ich will ihm ein Zweikopekenstück schenken", sagte die Großmutter, während sie mich ins Haus führte.

Am Sonnabend, vor der Abendmesse, führte mich irgend jemand in die Küche, wo es dunkel und still war. Die Türen nach dem Flur und den Wohnräumen waren, wie ich mich erinnere, geschlossen, und draußen, im herbstlichen Dunkel, ging ein Regen nieder. Auf der breiten Bank vor dem schwarzen Ofenloch saß „Zigeunerchen" — er schien aufgeregt und schlechter Laune. Der Großvater stand in der Ecke neben einem mit Wasser gefüllten Eimer, zog daraus eine Gerte nach der andern hervor, maß sie aneinander und schwang sie durch die Luft, daß sie nur so pfiffen. Die Großmutter stand irgendwo im Dunkeln, nahm laut vernehmlich eine Prise und brummte:

„Wie er sich freut... der Quälgeist!"

Sascha, Jakows Sohn, saß mitten in der Küche auf einem Stuhl, rieb sich mit den Fäusten die Augen und flehte mit ganz veränderter Stimme wie ein alter Bettler:

„Verzeihen Sie mir, um Christi willen!"

Wie aus Holz geschnitzt standen die beiden Kinder Onkel Michails, Bruder und Schwester, Schulter an Schulter hinter dem Stuhl.

„Wenn ich dich durchgeprügelt habe, werde ich dir verzeihen", sagte der Großvater und zog dabei die lange, feuchte Gerte durch die Faust. „Nun, zieh die Hosen herunter!"

Er sagte das ganz ruhig, und weder der Klang seiner Stimme noch das Knarren des Stuhles, auf dem der Knabe hin und her rückte, noch das Scharren und Räuspern der Großmutter vermochte den Eindruck der unheimlichen Grabesstille zu mildern, die in der halbdunkeln Küche mit der niedrigen, verräucherten Decke herrschte.

Sascha stand auf, knöpfte seine Beinkleider ab, ließ sie bis zu den Knien herunter und ging, das herabgleitende Kleidungsstück mit den Händen festhaltend, gesenkten Kopfes, stolpernd nach der

Bank hin. Es war mir recht unheimlich zumute, als ich ihn so daherstolpern sah, und auch mir ging ein Zittern durch die Beine.

Es wurde noch schlimmer, als er sich mit dem Gesicht nach unten demütig auf die Bank legte und Wanja ihn mit einem breiten Handtuch, das er ihm um Achseln und Hals schlang, an der Bank festband, um dann mit den schwarzen Händen seine Beine über den Knöcheln festzuhalten.

„Komm nur näher, Lexej", rief der Großvater mir zu. „Na, hörst du nicht?... Guck mal her, wie so 'ne Tracht Prügel aussieht... Eins!"

Nicht allzu kräftig ausholend, hatte er mit der Gerte einen Hieb gegen den nackten Körper geführt. Sascha schrie auf.

„Verstell dich doch nicht", sagte der Großvater, „das hat ja gar nicht weh getan! Aber der da wird sitzen!"

Und er schlug so stark zu, daß auf der Haut sogleich ein brennend roter Striemen aufschwoll und der Knabe ganz entsetzlich zu winseln begann.

„Das schmeckt nicht, wie?" fragte der Großvater, indem er die Gerte im Takt hochschwang und niedersausen ließ. „Das ist nicht nach deinem Geschmack? Das ist für den Fingerhut, siehst du!"

Wenn er die Gerte emporhob, war's mir, als ob in meiner Brust alles mit ihr zugleich in die Höhe ginge; wenn er sie senkte, sank auch ich ganz in mich selbst zusammen.

Sascha winselte und schrie mit seiner hohen, unangenehm kreischenden Stimme:

„Ich tu's ja nicht wi—ieder! Ich hab' doch das von dem Tischtuch gesa—agt!... Ich hab's doch gesa—agt!"

„Wer petzt, wird damit nicht straffrei", sagte der Großvater ruhig, als ob er im Psalter läse. „Wer petzt, verdient zuallererst die Knute! Da — das ist für das Tischtuch!"

Die Großmutter stürzte auf mich zu, faßte mich bei der Hand und schrie: „Den Lexej laß ich nicht schlagen! Nie erlaub' ich das, du Unmensch!"

Sie schlug mit dem Fuß gegen die Tür und rief laut: „Warja! Warwara!"

Der Großvater stürzte sich auf sie, warf sie zu Boden, entriß mich ihr und trug mich zu der Bank hin. Ich wehrte mich mit aller Kraft, zauste seinen roten Bart, biß ihn in den Finger. Ich höre noch seinen grimmigen Ruf:

„Bind ihn fest! Ich schlag' ihn tot!"

Ich sehe das weiße Gesicht der Mutter und ihre weit aufgerissenen Augen. Sie lief an der Bank auf und ab und schrie mit heiserer Stimme: „Papa, tun Sie ihm nichts!... Lassen Sie ihn los!"

Aber ihr Schreien und Bitten war vergeblich.

Der Großvater schlug mich so lange, bis ich bewußtlos wurde. Einige Tage war ich dann krank; ich lag mit dem Rücken nach oben in einem breiten, warmen Bett in einer einfenstrigen Kammer mit einem Heiligenschrein, vor dem eine Ewige Lampe aus rotem Glas brannte.

Die Tage, die ich da zubrachte, sollten für mein Leben höchst bedeutungsvoll werden. Ich muß in diesen Tagen innerlich stark gereift sein und etwas ganz Eigenartiges empfunden haben. Aus jenen Tagen stammen eine gewisse unruhige Aufmerksamkeit, mit der ich fortan die Menschen betrachtete, und eine ungeheure Empfindlichkeit gegen jede Art von Kränkung und Schmerz, die mir oder andern zugefügt wurde; es war, als hätte man damals meinem Herzen die Haut abgezogen.

Einen tiefen Eindruck machte auf mich namentlich ein Streit zwischen der Großmutter und meiner Mutter. Ich erinnere mich noch, wie die Großmutter mit ihrer dunkeln breiten Gestalt meine Mutter in die Ecke, nach den Heiligenbildern hindrängte und wie sie zischend auf sie losfuhr:

„Warum hast du ihn nicht weggerissen, he?"

„Ich war viel zu erschrocken."

„So eine starke Frau! Schäm dich, Warwara! Ich bin alt und fürchte mich doch nicht!"

„Lassen Sie mich in Ruhe, Mama, mir ist ganz schrecklich zumute."

„Du liebst den Jungen nicht, du hast kein Herz für die arme Waise!"

„Ich bin selbst für mein ganzes Leben eine Waise", sagte die Mutter laut und gequält.

Dann saßen sie beide eine lange Zeit weinend auf der Truhe in der Ecke, und die Mutter sagte:

„Wenn Alexej nicht wäre, ginge ich fort — weit, weit weg von hier! Ich kann nicht leben in dieser Hölle, ich kann nicht, Mama! Ich bin nicht stark genug, das zu ertragen."

„Du mein armes Herzchen, mein Fleisch und Blut!" flüsterte die Großmutter.

Ich merkte mir wohl, daß die Mutter gesagt hatte, sie sei nicht stark: sie fürchtete sich also vor dem Großvater genau so wie die andern auch. Ich war die Ursache, daß sie in dem Hause blieb, wo sie nicht leben konnte. Das war sehr traurig. Bald verschwand sie aber doch aus dem Haus, sie war irgendwohin zu Besuch gefahren.

Ganz plötzlich, als wäre er von der Decke herabgestürzt, erschien der Großvater in meiner Kammer; er setzte sich aufs Bett, betastete meinen Kopf mit seiner eiskalten Hand und sagte:

„Guten Tag, mein Herr! Na, so antworte doch, sei nicht dickköpfig!... Na, wird's oder wird's nicht?"

Ich hatte nicht übel Lust, ihm einen Fußtritt zu versetzen, doch verspürte ich bei der geringsten Bewegung noch heftige Schmerzen. Sein Haar kam mir noch röter vor als sonst; sein Kopf ging unruhig hin und her, und die grellgrünen Augen suchten irgend etwas an der Wand. Er nahm einen Ziegenbock aus Pfefferkuchen, zwei Zuckerhörnchen, einen Apfel und eine Traube blauer Rosinen aus der Tasche

und legte alles auf das Kopfkissen, neben meine Nase.

„Sieh mal, was ich dir da mitgebracht habe!"

Er beugte sich über mich und küßte mich auf die Stirn. Dann begann er zu sprechen, wobei er meinen Kopf mit seiner kleinen, harten Hand streichelte, die ganz gelb gefärbt war, was man namentlich an den wie Vogelkrallen gekrümmten Nägeln sehen konnte.

„Ich hab' dich damals zu scharf hergenommen, mein Junge. Du hast mich gebissen und gekratzt — na, das hat mich eben in Wut gebracht. Tut übrigens nichts, daß du zuviel bekommen hast, wir werden's ein andermal verrechnen. Merk dir's, mein Sohn: ist's jemand von den Deinen, der dich schlägt, so ist das keine Beleidigung, sondern eine Belehrung! Von einem Fremden dulde es nicht, in der Verwandtschaft aber hat das nichts zu sagen. Glaubst du vielleicht, man hätte mich nicht geschlagen? Ich sage dir, mein Junge, man hat mich so geschlagen, wie du dir's im schrecklichsten Traum nicht vorstellen kannst! So gekränkt hat man mich, daß der liebe Gott wohl selber weinte, wie er es sah! Und sieh mal, wie weit ich's gebracht habe. Ich war eine arme Waise, der Sohn eines Bettelweibs, und hab' doch meinen Weg gemacht, bin Zunftvorsteher geworden und habe so und so viele Leute unter mir!"

Er schmiegte sich mit seinem hageren, wohlgeformten Körper dicht an mich und begann von den Tagen seiner Kindheit zu erzählen. Seine Worte hatten etwas Schweres, Kerniges, doch fügte er sie leicht und geschickt aneinander.

Seine grünen Augen flammten grell, das goldige Haar sträubte sich possierlich auf seinem Kopf, und die sonst hohe und schrille Stimme klang, absichtlich tiefer gehalten, dicht an meinem Gesicht:

„Du bist mit dem Dampfer hergekommen, der Dampf hat dich gefahren, zu meiner Zeit aber mußte man die Wolgaschiffe noch stromaufwärts ziehen, und ich hab' selbst tüchtig mitziehen müssen. Das Schiff schwamm auf dem Wasser, und ich ging am Ufer hin, barfüßig, über Stock und Stein, vom frühen Morgen bis in die Nacht hinein. Die Sonne brennt dir im Nacken, in deinem Schädel brodelt es wie in einem Kochtopf, und du gehst und gehst mit gekrümmtem Rücken, und die Knochen im Leibe krachen dir, die Augen sind von Schweiß überströmt, daß du den Weg nicht siehst, die Seele weint, die Tränen fließen nieder — ach, Aljoscha, nicht zu sagen ist's! Du gehst, gehst, bis du aus dem Ziehgurt fällst, mit dem Gesicht zur Erde — und schließlich freust du dich noch darüber, denn wenn auch deine Kraft ganz ausgeschöpft ist, so hast du doch wenigstens Ruhe, vielleicht gar für immer! So haben wir gelebt, mein Junge, und unser Herr und Heiland Jesus Christus, der Gnadenreiche, hat's mit angesehen! Dreimal hab' ich so unser Mütterchen Wolga durchmessen, von Simbirsk bis Rybinsk, von Saratow bis hierher und von Astrachan bis Makarjew zum Jahrmarkt — viele tausend Werst sind das, ja! Und im vierten Jahr bin ich dann schon als Aufseher mitgegangen — hab' dem Schiffsherrn gezeigt, daß ich Grütze im Kopf habe!"

Wie er so sprach, wuchs er sichtbar vor meinen Augen gleich einer Wolke, und aus dem kleinen, verhutzelten Männchen wurde ein wahrer Märchenriese — der Mann, der allein das große, graue Lastschiff stromaufwärts zog!...

Zuweilen sprang er vom Bett auf und zeigte mir, mit den Armen fuchtelnd, wie die Treidler, die Barkenknechte, den Ziehgurt anlegten oder wie sie das Wasser auspumpten; er sang mit seinem kleinen Baß irgendwelche Lieder, hüpfte dann wieder jugendlich munter aufs Bett hinauf und fuhr mit erstaunlicher Kraft und Lebendigkeit fort:

„Dafür hättest du uns aber auch sehen sollen, mein Junge, wenn wir so im Sommer unsre Abendrast hielten, irgendwo an einem grünen Berghang, bei Shiguli oder sonstwo — rund um das Lagerfeuer lagen wir da lang hingestreckt und kochten unsern Brei, bis da so ein armer Treidler so recht aus Herzensgrund sein Lieblingslied anstimmte und die ganze Kolonne mit einfiel; kalte Schauer liefen einem über die Haut, und die Wolga selbst schien mit einemmal rascher zu strömen, als wollte sie sich wie ein Roß hoch aufbäumen gegen die Wolken! Jeglicher Kummer war in alle Winde verweht, und so hingerissen waren alle von dem Gesang, daß sie zuweilen sogar die Grütze im Kessel überlaufen ließen. Da hat der Koch so manches liebe Mal eins mit dem Schöpflöffel übern Schädel gekriegt: ‚Sing, soviel du willst, aber vergiß nicht, was deines Amtes ist!'"

Immer wieder guckte jemand zur Tür herein und rief ihn hinaus, ich bat ihn jedoch: „Bleib noch!" — und er lächelte nur, rief den Leuten zu: „Wartet!" und erzählte weiter.

Er erzählte in einem Zug fort bis zum Abend, und als er sich dann herzlich von mir verabschiedete und sich entfernte, da wußte ich, daß der Großvater gar nicht so böse und schrecklich war. Ich konnte es mir nicht so recht zusammenreimen, daß er es war, der mich so grausam geschlagen hatte, vermochte jedoch anderseits das, was nun einmal Tatsache war, nicht aus meinem Gedächtnis auszumerzen.

Der Besuch des Großvaters öffnete die Tür meiner Kammer auch für alle andern, und von morgens bis abends saß immer irgend jemand an meinem Bett und suchte mich zu unterhalten, was, wie ich mich erinnere, nicht immer unterhaltsam und lustig war. Am häufigsten kam die Großmutter zu mir, sie schlief auch in einem Bett mit mir. Den stärksten Eindruck jedoch machte in jenen Tagen auf mich der Besuch „Zigeunerchens", des Gesellen. Der vierschrötige, breitschultrige Bursche mit dem riesigen Lockenkopf trat gegen Abend festlich gekleidet in die Kammer in einem goldig schimmernden Seiden-

hemd, Pluderhosen aus Plüsch und knarrenden, gefältelten Schaftstiefeln. Sein Haar glänzte, die munteren Schlitzaugen unter den dichten Brauen und die weißen Zähne unter dem schwarzen Schnurrbärtchen blitzten nur so, und auf dem schimmernden Seidenhemd spielte in leichten Reflexen das rote Licht der Ewigen Lampe.

„Da, guck mal her!" sagte er, seinen Ärmel aufstreifend, und zeigte mir den bis an den Ellbogen mit roten Striemen bedeckten bloßen Arm. „Sieh, wie das angeschwollen ist! Und es war noch schlimmer, es ist schon abgefallen! Wie ich sah, daß der Großvater in Zorn geriet, da dacht' ich, er schlägt dich tot, und hielt immer meinen Arm dazwischen, damit die Rute zerbricht und er eine andere holen muß. Dann hätte dich nämlich deine Großmutter oder die Mutter schnell hinausbringen können. Aber die Rute blieb ganz, sie war gut gewässert und darum geschmeidig. Ein gut Teil Hiebe hab' ich dir aber doch erspart — sieh her, wieviel! Ja, Kleiner, ich hab's hinter den Ohren!"

Er lachte recht herzlich, betrachtete noch einmal seinen angeschwollenen Arm und sagte:

„So leid tatst du mir, daß es mir förmlich die Kehle zuschnürte! Ein Jammer war's, wie er zuschlug."

Er schnaubte wie ein Pferd, schüttelte den Kopf und brummte irgendeine respektlose Bemerkung über den Großvater vor sich hin; er hatte mit seiner kindlich schlichten Art sofort mein Herz gewonnen.

Ich sagte ihm, daß ich ihn sehr lieb hätte, und er antwortete mit einer Einfachheit und Selbstverständlichkeit, die mir unvergeßlich geblieben ist:

„Auch ich habe dich ja lieb, mein Junge — darum hab' ich eben diesen Schmerz auf mich genommen! Oder meinst du, ich hätte das für irgendwen sonst getan? Ich denke nicht daran!"

Dann begann er, häufig nach der Tür blickend, mich mit leiser Stimme zu unterweisen:

„Wenn du wieder mal Prügel kriegst, dann mußt du dich nicht sträuben, nicht den Körper spannen — verstehst du? Es schmerzt noch mal so stark, wenn du den Körper spannst, ganz schlapp und lose mußt du daliegen, wie Mehlbrei! Mußt dich auch nicht aufblähen, sondern immer aus voller Brust Atem holen und ganz entsetzlich schreien. Merk dir das alles, das ist sehr gut!"

„Wird man mich denn noch schlagen?" fragte ich.

„Gewiß!" sagte „Zigeunerchen" in aller Gemütsruhe. „Natürlich wird man dich noch schlagen! Dich wird man sogar sehr oft schlagen."

„Warum denn?"

„Der Großvater wird schon einen Grund finden."

Und immer wieder besorgt nach der Tür schauend, fuhr er in seiner Belehrung fort:

„Wenn er von oben herunter haut, daß die Rute glatt auffällt, dann brauchst du nur ruhig und schlapp dazuliegen, wie ich's eben sagte; schlägt er aber von der Seite, zieht er die Rute an sich, um die Haut zum Aufplatzen zu bringen, dann schieb auch du dich mit dem Körper nach ihm hin, immer der Rute nach, verstehst du? Das wird dir die Sache erleichtern."

Und pfiffig mit den schielenden, schwarzen Augen blinzelnd, sagte er:

„Ich versteh' von diesen Dingen mehr als selbst der Polizeichef. Aus meiner Haut, mein Junge, könnte man Fausthandschuhe nähen!"

Ich blickte in sein munteres Gesicht und dachte an die Helden der Märchen, die mir die Großmutter erzählt hatte: an den Zarensohn Iwan und an Iwanuschka, den Dummkopf.

3

Als ich wieder auf den Beinen war, kam ich bald dahinter, daß „Zigeunerchen" im Haus eine ganz besondere Stelle einnahm: der Großvater schrie ihn nicht so oft und auch nicht so grimmig an wie seine Söhne, und wenn Iwan nicht dabei war, sagte er schmunzelnd und kopfschüttelnd von ihm:

„Goldene Hände hat doch dieser Wanja, weiß der Kuckuck! Merkt euch, was ich sage; der wird noch mal ein ganz großer Mann!"

Die beiden Onkel benahmen sich „Zigeunerchen" gegenüber gleichfalls zuvorkommend und freundschaftlich, nie wagten sie ihm gegenüber solche „Scherze", wie sie ihnen bei dem Werkführer Grigori angebracht erschienen. Fast jeden Abend spielten sie diesem irgendeinen bösartigen Streich: sie machten ihm die Scherengriffe heiß oder steckten ihm einen Nagel mit der Spitze nach oben in den Stuhlsitz oder schoben ihm, dem Halbblinden, ein paar Stoffstücke von verschiedener Farbe unter und freuten sich, wenn er sie ahnungslos zusammennähte und der Großvater ihn dann dafür ausschalt.

Eines Tages färbten sie dem Alten, als er nach dem Mittagessen in der Küche auf der Ofenpritsche sein Schläfchen hielt, das Gesicht mit Fuchsin, und lange ging er so umher, schrecklich zugleich und lächerlich anzusehen: aus dem grauen Vollbart schauten die dunkeln Brillengläser wie zwei runde Flecke hervor, und die lange, rotgefärbte Nase hing gleich einer Zunge darunter heraus. Sie waren unerschöpflich in solchen Einfällen, der Werkführer aber ertrug ihre Späße schweigend oder knurrte höchstens leise vor sich hin und befeuchtete vorsichtshalber, wenn er das Plätteisen, die Lichtputzschere, den Fingerhut oder sonst einen metallenen Gegenstand anfaßte, seine Finger jedesmal mit Speichel. Das wurde dann seine ständige Gewohnheit, selbst bei Tisch hielt er es so mit Messer und Gabel, ohne sich dabei im geringsten an das Lachen der Kinder zu kehren. Wenn es seinen Widersachern doch einmal gelang, ihm einen Schmerz zu verursachen, erschien auf seinem breiten Gesicht eine Flut von Runzeln,

die auf seltsame Art über seine Stirn hinglitt, die Augenbrauen mit emporzog und dann irgendwo auf dem kahlen Schädel verlief.

Ich erinnere mich nicht mehr, wie der Großvater diese eigenartigen Belustigungen seiner Söhne aufnahm; die Großmutter drohte ihnen jedesmal mit der Faust und schrie:

„Schämt ihr euch nicht, ihr alten Taugenichtse?"

Von „Zigeunerchen" sprachen die beiden Oheime, wenn er nicht dabei war, keineswegs freundlich: sie tadelten seine Arbeit und nannten ihn einen Dieb und Faulpelz. Ich fragte die Großmutter, warum sie das taten, und sie gab mir wie immer gern Bescheid.

„Siehst du, mein Junge — sie möchten beide den Wanja mitnehmen, wenn sie sich einmal selbständig machen, und darum sucht jeder von ihnen ihn vor dem andern schlecht zu machen. Das ist so ein Schwindel, eine List von ihnen. Sie fürchten aber auch noch, daß Wanja am Ende zu keinem von ihnen geht, sondern beim Großvater bleibt, und daß der mit seiner Hilfe ein drittes Geschäft aufmacht, was für sie sehr nachteilig wäre. Hast du verstanden?"

Sie lachte leise in sich hinein und fuhr dann fort:

„So sucht der eine den andern übers Ohr zu hauen, dem lieben Gott zum Possen. Und der Großvater hört's, wie sie einander allerhand vormachen, und hetzt sie noch absichtlich auf: ‚Ich kauf' den Iwan vom Militär los', sagt er, ‚ich werde ihn selber noch brauchen.' Darüber werden sie dann wütend, weil's ihnen nämlich ums Geld leid tut, denn einen Mann vom Militär loszukaufen, ist keine billige Sache!"

Ich lebte jetzt wieder mit der Großmutter sehr gemütlich, wie seinerzeit auf dem Dampfer, und jeden Abend vor dem Schlafengehen erzählte sie mir Märchen oder irgend etwas Selbsterlebtes, das gleichfalls wie ein Märchen klang. Sprach sie einmal von den Vorgängen im Haus, von der Vermögensteilung oder von der Absicht des Großvaters, ein neues Haus für sich zu kaufen, so klang es immer, als ob sie von etwas redete, das sie nichts anging, von den Angelegenheiten irgendwelcher Nachbarn, die sie lächelnd nur so nebenbei, von ungefähr streifte.

Ich erfuhr von ihr, daß „Zigeunerchen" ein Findelkind war — man hatte ihn in einer regnerischen Nacht zu Beginn des Frühlings auf der Bank vor der Haustür gefunden.

„Da lag er, in eine Schürze gewickelt", erzählte sie nachdenklich und geheimnisvoll, „ganz kalt und steif war er schon geworden und piepste kaum noch."

„Warum setzt man denn die kleinen Kinder aus?"

„Was soll die Mutter machen, wenn sie keine Milch hat, um ihr Kind zu nähren? Da hört sie nun zufällig, daß irgendwo ein kleines Kind gestorben ist und trägt eben das ihrige hin."

Sie schwieg ein Weilchen und fuhr dann seufzend, den Blick zur Decke gerichtet, fort:

„Das macht eben die Armut, Aljoscha — es gibt so viel Armut, daß es gar nicht zu sagen ist! Und dann sind die Leute auch der Meinung, daß unverheiratete Mädchen kein Kind haben dürfen, daß es 'ne Schande ist. Der Großvater wollte das Kind zuerst auf die Polizei bringen, ich redete ihm jedoch zu, wir sollten es behalten, Gott habe es uns statt derer gesandt, die er zu sich genommen. Ich habe ihrer nämlich achtzehn Stück zur Welt gebracht, wenn sie alle lebten, würden sie eine ganze Gasse von achtzehn Häusern bevölkern. Als man mich verheiratete, war ich vierzehn Jahre alt, und mit fünfzehn gebar ich mein erstes Kind. Der Herrgott muß aber wohl meine Kinderchen sehr liebgehabt haben, denn er nahm mir immer eins nach dem andern weg und machte Engelchen daraus. Schrecklich war's mir ums Herz, und doch auch wieder freudig!"

Wie sie so auf dem Bettrand saß, im bloßen Hemd, ganz eingehüllt in das aufgelöste schwarze Haar, groß und zottig, glich sie vollkommen der Bärin, die kurz vorher ein Waldbauer aus Sergatsch auf unserm Hof vorgeführt hatte. Ihre schneeweiße, reine Brust bekreuzigend, lachte sie leise vor sich hin und fuhr, sich hin und her wiegend, fort:

„Die besseren nahm der liebe Gott zu sich in den Himmel, und die schlechteren ließ er mir zurück. Groß war meine Freude über den Wanjka, hatte ich euch kleines Volk doch gar zu gern! Wir behielten ihn also und ließen ihn taufen, und er wuchs auf und wurde ein braver Junge. Ich nannte ihn erst das Käferchen, denn er brummte manchmal so absonderlich, ganz wie ein Käfer — kroch durch alle Zimmer und brummte, brummte. Hab ihn nur recht gern, Aljoscha, er ist eine gute, schlichte Seele!"

Ich hatte ihn auch wirklich gern, den Iwan, und bewunderte ihn zuweilen so sehr, daß ich ganz starr war vor Staunen.

Am Sonnabend, wenn der Großvater, nach Abstrafung der Kinder, die sich im Laufe der Woche etwas hatten zuschulden kommen lassen, zur Abendmesse gegangen war, begann in der Küche ein unbeschreiblich lustiges Leben: „Zigeunerchen" fing hinter dem Ofen eine Anzahl großer schwarzer Schaben, machte rasch aus Zwirn das nötige Geschirr für sie zurecht, fertigte aus Papier einen Schlitten an, und alsbald fuhr über den gelben, sauber gescheuerten Tisch ein Viergespann von Rappen dahin, das Wanja mit einem dünnen Span lenkte, wobei er lustig schrie:

„Holla! Jetzt holen sie den Bischof ab!"

Dann klebte er auf den Rücken eines fünften Tierchens ein Stückchen Papier, ließ es hinter dem Schlitten herlaufen und erklärte:

„Sie haben den Futtersack vergessen. Der Mönch muß ihn ihnen nachtragen. Heda, du!"

Dann nahm er ein sechstes Insekt, band ihm die Beine zusammen und ließ es los; das Tier kroch, immer wieder mit dem Kopf gegen den Tisch stoßend, langsam vorwärts, Wanjka aber klatschte in

die Hände und rief: „Der Küster kommt aus der Schenke, zur Abendmesse will er!"

Er führte uns Mäuse vor, die nach seinem Kommando auf den Hinterbeinen standen und gingen, die langen Schwänze possierlich hinter sich herschleppend und mit den kleinen, wie schwarze Glasperlen schimmernden Äuglein pfiffig blinzelnd. Mit seinen Mäusen ging Wanja sehr sorgfältig um, er trug sie unter seiner Jacke, ließ sie aus seinem Mund Zucker naschen, küßte sie und sagte überzeugt:

„Die Maus ist ein kluges, freundliches Tier, und der Hausgeist hat sie gerne. Wer die Mäuse füttert, dem sieht er gar manches nach."

Er machte allerhand Taschenspielerstücke mit Karten und Münzen, schrie lauter als alle Kinder zusammen und benahm sich überhaupt ganz wie ein Kind. Einmal hatten die Kinder mit ihm Karten gespielt, und er hatte ein paarmal hintereinander verloren. Darüber war er sehr traurig, verzog beleidigt den Mund, gab das Spiel auf und beklagte sich dann schnaufend bei mir:

„Ich weiß, sie haben sich gegen mich verabredet! Sie haben sich Zeichen gegeben und sich gegenseitig Karten unterm Tisch zugesteckt. Ist das ein Spiel? Betrügen kann ich besser als sie!"

Er zählte damals neunzehn Jahre. Ich erinnere mich seiner ganz besonders lebhaft von den Sonntagabenden her: da ging's überhaupt im Hause sehr lustig zu. Wenn der Großvater und Onkel Michailo auf Besuch gegangen waren, erschien in der Küche der kraushaarige, zerzauste Onkel Jakow mit der Gitarre, und die Großmutter tischte einen reichlichen Imbiß und Tee auf. Auch Branntwein kam auf den Tisch, in einer großen grünen Karaffe, deren Boden kunstvoll mit eingeschmolzenen roten Glasblumen verziert war. Wie ein Kreisel drehte sich „Zigeunerchen" in Festtagskleidern rund um den Tisch, der Werkführer schob sich leise, mit der Schulter voran, die große dunkle Brille auf der Nase, durch den Raum, und die kleine, gedrungene Kinderfrau Jewgenija mit dem pockennarbigen Gesicht, den pfiffigen Augen und der trompetenartigen Stimme fand sich gleichfalls ein. Zuweilen erschien auch der zottige Küster von der Himmelfahrtskirche nebst etlichen gefährlich aussehenden Unbekannten, die Hechten und Kaulquappen ähnelten.

Alle aßen und tranken viel und seufzten dabei schwer. Die Kinder bekamen Näschereien und erhielten auch jedes ein Gläschen süßen Likörs. Eine seltsam fröhliche, warme Stimmung griff allmählich um sich.

Onkel Jakow war ganz bei seiner Gitarre, deren Saiten er sorgfältig abstimmte. Wenn er damit fertig war, sagte er jedesmal: „Na, jetzt fang' ich an!"

Er warf das gelockte Haar zurück, beugte sich über die Gitarre und streckte den Hals vor wie eine Gans; sein rundes, sorgloses Gesicht nahm einen träumerischen Ausdruck an, die lebhaft hin und her flitzenden Augen erloschen gleichsam in einem verschwindenden Nebel, und die leise an den Saiten zupfende Hand entlockte diesen eine berauschende, zu unwillkürlichem Aufspringen anreizende Weise.

Sein Spiel heischte spannungsvolle Ruhe; wie ein rasch hineilender Bach kam es irgendwoher aus der Ferne, drang durch Decke und Mauern, brachte das Herz in Erregung und rief in ihm ein rätselhaftes Gefühl der Unrast und der Schwermut hervor. Ein Gefühl tiefen Mitleids mit allen und mit sich selbst überkam bei diesen Klängen die Anwesenden; die Großen schienen wieder klein zu werden, und alle saßen regungslos, in nachdenkliches Schweigen gehüllt da.

Ganz besonders aufmerksam hörte Onkel Michails Sohn Sascha zu; er streckte sich ganz nach Onkel Jakow hin, sah offenen Mundes auf die Gitarre, und der Speichel floß ihm über die Lippe. Zuweilen ging seine Verzückung so weit, daß er vom Stuhl auf den Boden glitt und dort, sich auf die Hände stützend, mit starr aus den Höhlen tretenden Augen sitzenblieb.

Alle saßen wie von einem Zauber gebannt da, nur der Samowar summte leise, ohne indes das Klagelied der Gitarre zu stören. Die beiden Quadrate der kleinen Fenster blicken in das Dunkel der Herbstnacht hinaus, von Zeit zu Zeit klopft jemand leise an die Scheiben. Auf dem Tisch flackern die gelben, scharfen Lanzenspitzen gleichenden Flammen der beiden Talgkerzen hin und her.

Onkel Jakows Benommenheit wird immer dumpfer; die Zähne zusammenbeißend, scheint er fest zu schlafen, nur seine Hände führen ihr eigenes Dasein: die gebogenen Finger der Rechten zittern, ein bewegtes Ganzes bildend, über den dunkeln Hohlkörper der Gitarre hin, daß es aussieht, als ob ein Vogel mit den Fittichen schlüge; die greifenden Finger der Linken gleiten mit unglaublicher Schnelligkeit über den Hals des Instruments.

Wenn Onkel Jakow angetrunken war, so sang er fast immer mit unangenehm pfeifender Stimme ein endloses Lied durch die Zähne:

„Wär der Jakow eine Hundetöle,
Bellt' er sich den Kummer von der Seele.
Oh, wie ist mir's schwer
Um das Herz so sehr!

Eine Nonne durch die Gasse flitzt,
Eine Krähe auf dem Zaune sitzt.
Oh, wie ist mir's schwer
Um das Herz so sehr!

Eine Grille zirpt im Ofenloch;
Schabe denkt sich: schwieg die Törin doch!
Oh, wie ist mir's schwer
Um das Herz so sehr!

Bettler hängt sein altes Hemd heraus,
Und ein zweiter stiehlt's und reißt schnell aus.
Oh, wie ist mir's schwer
Um das Herz so sehr!"

Ich konnte dieses Lied nicht ausstehen — wenn der Onkel von den beiden Bettlern sang, wurde mir so seltsam traurig zumute, daß mir die Tränen nur so über die Backen liefen.

„Zigeunerchen“ lauschte dem Spiel mit derselben Aufmerksamkeit wie alle andern: seine Finger waren tief in das schwarze Haargelock vergraben, er hielt den Blick in die Ecke gerichtet und zog schnaufend die Luft durch die Nase. Zuweilen begann er plötzlich im Ton tiefen Bedauerns:

„Ach, wenn ich so eine Stimme hätte — wie würde ich da singen, o Gott!“

„Mach uns doch das Herz nicht schwer, Jascha“, sagte die Großmutter aufseufzend zu Onkel Jakow. „Spiel lieber was Lustiges, mag Wanja uns was vortanzen.“

Nicht immer wurde die Bitte der Großmutter so ohne weiteres erfüllt; zuweilen aber unterbrach der Onkel, die flache Hand auf die Saiten legend, plötzlich für einen Augenblick sein Spiel, ballte die Hand zur Faust, machte eine Bewegung, als ob er mit aller Kraft etwas Unsichtbares zu Boden schleuderte, und schrie übermütig:

„Ach was — fort mit allem Gram und Kummer! Wanjka, leg los!“

„Zigeunerchen“ fuhr sich mit der Hand durchs Haar, zupfte sein gelbes Seidenhemd zurecht und kam dann behutsam, als ginge er über spitze Nägel, in die Mitte der Küche; seine braunen Wangen röteten sich, und mit verlegenem Lächeln bat er:

„Aber nur recht flott, Jakow Wassilitsch!“

Die Gitarre ging in ein rasendes Tempo über, Wanjas Absätze schlugen kurz und scharf gegeneinander, auf dem Tisch und im Spind klirrte das Geschirr, und mitten in der Küche wirbelte „Zigeunerchen“ wie ein lebendiger Feuerbrand, stieß dann, die Arme gleich Flügeln bewegend, wie ein Geier vor, schrie wild auf, hockte sich nieder und fegte wie eine goldene Schwalbe dahin, alles ringsumher mit dem rieselnden Glanz der Seide erhellend, die wie schmelzendes Metall zu glühen und zu strahlen schien.

„Zigeunerchen“ tanzte unermüdlich, völlig selbstvergessen; hätte man die Tür ins Freie geöffnet — er hätte draußen weitergetanzt, die Straße entlang, durch die ganze Stadt, Gott weiß wohin...

„Immer querdurch!“ schrie Onkel Jakow, im Takt mit dem Fuß aufstampfend.

Und er pfiff, daß es nur so schrillte, und sang mit seiner aufreizenden Stimme scherzhafte Reime:

„Ach, tät mir's um meine Schuh nicht leid,
Lief ich fort von Weib und Kind noch heut'!“

In den Zuschauern am Tisch zuckte es nur so, auch sie schrien auf und kreischten, als wenn sie versengt würden. Der bärtige Werkführer schlug sich mit der flachen Hand auf die Glatze und knurrte dazu vor sich hin. Einmal neigte er sich zu mir vor, daß sein weicher Bart meine Schulter ganz bedeckte, und flüsterte mir wie einem Erwachsenen ins Ohr:

„Dein Vater müßte dabeisein, Lexej Maximytsch — der würde ein anderes Feuer anzünden! Das war ein Mann, der Lust und Fröhlichkeit liebte! Erinnerst du dich seiner?“

„Nein.“

„Wirklich nicht? Wenn er so mit der Großmutter... wart mal, einen Augenblick!“

Er erhob sich und stand da, groß und ausgemergelt, den Heiligen auf den Kirchengemälden ähnlich; langsam ging er auf die Großmutter zu, verbeugte sich vor ihr und bat sie mit tiefer, feierlicher Stimme: „Akulina Iwanowna, erweis uns die Ehre, tanz mal eine Runde! So, wie du es früher zu Maxim Sawwatjews Zeiten getan hast. Mach uns die Freude!“

„Nicht doch, Grigori Iwanytsch, mein Lieber — was fällt dir ein?“ versetzte die Großmutter lächelnd und sich sträubend. „Wie kann ich denn ans Tanzen denken? Man würde mich nur auslachen!“

Doch von allen Seiten begann man sie zu bitten, und so erhob sie sich denn jugendlich munter, zupfte ihren Rock zurecht, gab sich einen Ruck, warf den schweren Kopf zurück, durchmaß die Küche und rief: „Ja, lacht nur — wohl bekomm's euch! Nun, Jascha, schüttle mal deine Musik um!“

Der Onkel reckte und straffte sich, schloß die Augen und spielte eine langsamere Weise. „Zigeunerchen“ hielt einen Augenblick inne, sprang dann hinzu und hüpfte im Hocktanz, die Beine von sich schnellend, rund um die Großmutter herum, während sie geräuschlos über den Boden hinglitt, als schwebte sie durch die Luft, und, die Arme ausbreitend, ihre dunkeln Augen unter den hochgezogenen Brauen irgendwohin in die Ferne richtete. Mir kam das alles lächerlich vor, und ich platzte laut heraus; der Werkführer drohte mir streng mit dem Finger, und alle Erwachsenen sahen mißbilligend zu mir herüber.

„Stampf nicht so laut auf, Iwan!“ rief der Werkführer lächelnd dem Gesellen zu. „Zigeunerchen“ sprang gehorsam zur Seite und setzte sich auf die Türschwelle. Die Kinderfrau Jewgenija sang nun, den Hals vorpressend, mit angenehmer, tiefer Stimme:

„Tag für Tag, die ganze Woche
Hat Marie gestickt, genäht,
Ist dabei ganz matt geworden,
Kaum, daß noch ihr Atem geht!“

Die Großmutter tanzte nicht, sondern erzählte gleichsam etwas durch ihre Bewegungen. Jetzt geht sie leise, nachdenklich, schwankend, lugt unter dem emporgehobenen Arm hervor rings um sich, ihr ganzer großer Körper wiegt sich unentschlossen, und die Füße tasten behutsam vorwärts. Dann bleibt sie stehen, als sei sie plötzlich über irgend etwas erschrocken, ihr Gesicht erzittert, wird finster und

strahlt dann im nächsten Augenblick in gütigem, hellem Lächeln. Nun weicht sie zur Seite, als gebe sie jemand den Weg frei oder führe ihn an der Hand; mit gesenktem Kopf hält sie still und lauscht, ihr Lächeln wird immer fröhlicher, immer heller — und plötzlich reißt sie sich dann von ihrem Platz los und wirbelt umher, ihre Gestalt wird schlanker und höher, und nun vermag man die Augen nicht mehr von ihr zu wenden, so wunderbar schön und lieb erscheint sie in diesen Augenblicken köstlicher Rückkehr zur Jugend!

Jewgenija aber, die Kinderfrau, sang mit ihrer Trompetenstimme weiter:

„Doch am Sonntag nach der Messe
Tanzt sie bis zur Mitternacht —
Schade, daß die Feiertage
Gott der Herr so kurz gemacht!"

Nach beendetem Tanz nahm die Großmutter wieder ihren Platz vor dem Samowar ein; alle lobten sie, sie aber strich sich das Haar glatt und sagte:

„Hört schon auf! Als ob ihr nie im Leben richtige Tänzerinnen gesehen hättet! Da war bei uns in Balachna ein Mädchen — ich hab's schon vergessen, wem sie gehörte und wie sie hieß —, wenn man die tanzen sah, weinte man ordentlich vor Freude. Ein Fest war's, sie anzuschauen, man begehrte gar nichts weiter. Und ich Sünderin — ich hab' sie beneidet!"

„Sänger und Tänzer sind die ersten Leute auf der Welt!" sprach die Kinderfrau Jewgenija ernst und begann ein Lied vom König David zu singen. Onkel Jakow schloß „Zigeunerchen" in die Arme und sagte zu ihm:

„In den Schenken solltest du tanzen, Wanjka — ganz verrückt würdest du die Leute machen!"

„Ach, wenn ich doch eine gute Stimme hätte!" klagte „Zigeunerchen". „Hätte mir Gott die gegeben, würde ich so zehn Jahre lang singen und dann meinetwegen ins Kloster gehen!"

Alle tranken Branntwein, namentlich Grigori hielt sich tüchtig dran. Die Großmutter goß ihm ein Glas nach dem andern voll, warnte ihn jedoch: „Sieh nur zu, Grischa, daß du nicht vollends blind wirst!"

„Laß doch", entgegnete er gelassen, „ich brauche meine Augen nicht mehr, hab' schon alles gesehen."

Er trank, ohne berauscht zu werden — nur immer gesprächiger wurde er und erzählte mir fast jedesmal von meinem Vater:

„Er war ein Mann von großem Herzen, mein lieber Freund Maxim Sawwatjeitsch."

„Ja, wirklich, ein Kind Gottes", bestätigte die Großmutter mit einem Seufzer.

Alles das war sehr interessant, alles hielt mich in steter Spannung und durchdrang mein Herz mit einer sanften, wohligen Schwermut. Trauer und Freude lebten schier unzertrennlich nebeneinander in der Brust der Menschen und lösten einander mit unfaßbarer Schnelligkeit ab.

Eines Abends führte Onkel Jakow, ohne stark betrunken zu sein, eine Szene auf, die mich sehr erschreckte: er zerriß sein Hemd, zerrte wie ein Wahnsinniger an seinem Haar, an dem dünnen, hellen Schnurrbart und der hängenden Lippe.

„Ach, was ist das nur, was ist das?" heulte er, während reichliche Tränen ihm über die Backen liefen. „Warum ist das nur geschehen?"

Er schlug sich an Wange, Stirn und Brust und schluchzte laut: „Ach, ich Schuft, ich Bösewicht! Ich verlorene Seele!"

„Aha—a—a! Siehst du!" brüllte Grigori ihm ins Gesicht.

Die Großmutter aber, die gleichfalls nicht ganz nüchtern war, faßte die Hand ihres Sohnes und suchte ihn zu beschwichtigen:

„Nun, laß nur gut sein, Jascha, der liebe Gott weiß schon, was er einem bescheren soll!"

Wenn sie einen Rausch hatte, war sie noch vergnüglicher anzuschauen als sonst: ihre dunkeln Augen lachten dann, strömten über alle ein Licht aus, das die Seele erwärmte, und, ihr erhitztes Gesicht mit dem Taschentuch fächelnd, sprach sie in singendem Tonfall:

„O Gott, o Gott, wie schön ist doch alles! Nein, seht doch bloß: wie schön!"

Es war der Ruf ihres Herzens, die Losung ihres Lebens.

Das Geschrei und die Tränen des Onkels, der sonst so sorglos und lustig war, hatten auf mich einen tiefen Eindruck gemacht. Ich fragte die Großmutter, warum er geweint und sich selbst so beschimpft und geschlagen hätte.

„Alles möchtest du wissen!" sagte sie verdrossen, was ganz gegen ihre Gewohnheit war. „Wart noch, es ist zu früh für dich, die Nase in diese Geschichten zu stecken!"

Diese Worte steigerten nur meine Neugier. Ich ging in die Werkstatt und suchte Wanja auszufragen. Doch auch er wollte mir nicht antworten, sondern lachte nur leise, blickte den Werkführer von der Seite an, schob mich der Werkstattür zu und rief dabei:

„Geh, laß mich in Ruhe, sonst steck' ich dich in den Kessel und färbe dich blau!"

Der Werkführer stand vor dem breiten, niedrigen Ofen, in den die drei Kessel eingemauert waren, rührte mit dem langen, schwarzen Mischholz darin herum, nahm es heraus und sah zu, wie die farbigen Tropfen von ihm niederrieselten. Hell flammte die Glut und spiegelte sich in dem Latz seines Lederschurzes, der so bunt war wie das Meßgewand eines Popen. In den Kesseln brodelte und zischte das gefärbte Wasser, und der beißende Dampf zog sich in dichten Wolken nach der Tür hin.

Der Werkführer sah mich unter der Brille hervor mit seinen trüben roten Augen an und sagte barsch

zu Wanja: „Hol Holz! Siehst du nicht, daß keins da ist?"

Und als dann „Zigeunerchen" auf den Hof hinausgelaufen war, setzte Grigori sich auf einen mit Sandelholz gefüllten Sack und rief mich zu sich heran: „Komm her, mein Junge!"

Er hieß mich auf seinem Schoß niedersitzen, schmiegte seinen weichen, warmen Bart an meine Backe und begann, ernst und geheimnisvoll zugleich, zu erzählen:

„Dein Onkel hat seine Frau getötet — zu Tode gepeinigt hat er sie, und jetzt quält ihn das böse Gewissen, verstehst du? Du mußt alles begreifen lernen, Junge, sonst bist du verloren!"

Mit Grigori stand ich mich gut wie mit der Großmutter, nur daß mir in seiner Gegenwart etwas unheimlich zumute war: es war mir, als ob er unter seiner Brille hervor alles durchschaute.

„Wie er sie gepeinigt hat, möchtest du wissen?" fuhr er fort, ohne sich zu beeilen. „So hör denn: wenn er sich mit ihr schlafen legte, deckte er ihr den Kopf mit der Bettdecke zu und drückte und schlug drauflos. Warum er das tat? Ja, das weiß er selber nicht zu sagen."

Und ohne sich weiter um Wanja zu kümmern, der, mit einem Arm voll Brennholz zurückgekehrt, sich vor dem Ofenfeuer niedergekauert hatte und sich die Hände wärmte, fuhr Grigori in eindringlichem Ton fort:

„Vielleicht schlug er sie darum, weil sie besser war als er, und das machte ihn neidisch. Die Kaschirins, mein Junge, lieben das Gute nicht und suchen es zu vernichten. Frag einmal die Großmutter, wie sie's mit deinem Vater getrieben haben! Sie wird's dir erzählen, sie liebt das Unrecht nicht, begreift es nicht. Wie eine Heilige ist sie, wenn sie auch Branntwein trinkt und schnupft. Sie ist eine gottgefällige Frau, halt dich nur an sie!"

Er schob mich von sich fort, und ich ging, bedrückt und eingeschüchtert, auf den Hof hinaus. Im Hausflur holte mich Wanja ein, faßte mich beim Kopf und flüsterte mir zu:

„Hab keine Angst vor ihm, er ist gut; sieh ihm immer gerade in die Augen, das hat er gerne!"

Alles war so sonderbar und aufregend. Ich kannte kein anderes Leben, hatte jedoch eine unklare Erinnerung, daß meine Eltern anders gelebt hatten: ihre Sprache, ihre Art, sich zu freuen — alles war anders gewesen. Sie saßen stets ganz dicht nebeneinander. Oft saßen sie des Abends eine lange Zeit am Fenster, unterhielten sich lachend oder sangen laut — auf der Straße blieben die Leute stehen und blickten nach ihnen hin. Hier dagegen, im Hause des Großvaters, wurde nur wenig gelacht, und wenn es doch jemand tat, so wußte man nicht gleich, worüber er lachte. Oft schrien sie einander an, stießen Drohungen gegeneinander aus, tuschelten geheimnisvoll in den Winkeln. Die Kinder waren still und duckten sich vor den Erwachsenen. Ich fühlte mich fremd im Hause, und dieses ganze Leben und Treiben, in dem es jeden Augenblick gleichsam Nadelstiche für mich gab, machte mich mißtrauisch und ließ mich alles mit gespannter Aufmerksamkeit beobachten.

Meine Freundschaft mit Wanja steigerte sich von Tag zu Tag. Die Großmutter hatte vom frühen Morgen bis spät in die Nacht hinein im Hause zu tun, und so war ich denn den ganzen Tag um „Zigeunerchen" herum. Immer wieder fing er, wenn mich der Großvater schlug, die Rutenhiebe mit der Hand auf, zeigte mir dann tags darauf die geschwollenen Finger und klagte:

„Nein, das hat alles keinen Zweck! Dir wird's davon nicht leichter und mir — sieh her! Ich tu's nicht wieder, hol's der Henker!"

Das nächste Mal unterzog er sich von neuem dieser überflüssigen Pein.

„Du wolltest es doch nicht mehr tun?" sagte ich zu ihm.

„Ich wollte nicht — und hab's schließlich doch getan. So ganz von selber kam das..."

Bald erfuhr ich etwas über „Zigeunerchen", das mein Interesse für ihn noch erhöhte.

Jeden Freitag spannte Wanja den braunen Wallach Scharap, den Liebling der Großmutter, ein mutwilliges, pfiffiges Leckermaul, vor den breiten Schlitten; er zog den kurzen, bis an die Knie reichenden Pelz an, setzte die schwere Pelzmütze auf, schnallte einen grünen Gürtel um und fuhr auf den Markt, Lebensmittel einzukaufen. Zuweilen blieb er recht lange aus, dann bemächtigte sich des ganzen Hauses eine lebhafte Unruhe, alle liefen an die Fenster, behauchten das Eis an den Scheiben und blickten auf die Straße hinaus.

„Kommt er noch nicht?"

„Nein!"

Am meisten regte sich die Großmutter auf.

„Ihr seid mir schon!" sagte sie zu ihren Söhnen und zum Großvater — „ihr werdet noch den Jungen samt dem Pferd ins Unglück stürzen! Daß ihr euch nicht schämt, ihr gewissenlosen Menschen! Habt ihr an eurem eigenen Gut nicht genug? Ihr verstocktes Volk, ihr Räuber — euch wird der liebe Gott schon strafen!"

Der Großvater brummte mürrisch: „Nun, schon gut, es soll das letztemal gewesen sein..."

Zuweilen kam „Zigeunerchen" erst gegen Mittag zurück. Die beiden Onkel und der Großvater gingen eilig auf den Hof hinaus, und hinter ihnen her tappte wie eine Bärin, immer wieder voll Ingrimm eine Prise nehmend, die Großmutter, die bei dieser Gelegenheit einen ganz besonders plumpen Eindruck machte. Auch die Kinder kamen herausgelaufen, und nun begann das lustige Ausladen des Schlittens, der mit Spanferkeln, geschlachtetem Geflügel, Fischen und Fleischstücken jeder Art beladen war.

„Hast du auch alles richtig eingekauft, wie es dir aufgetragen war?“ fragte der Großvater und musterte mit scharfem Seitenblick den Inhalt des Schlittens.

„Alles, wie sich's gehört“, entgegnete Wanja munter, während er im Hof herumsprang und die in Fausthandschuhen steckenden Hände laut schallend zusammenschlug, um sich zu erwärmen.

„Schlag die Handschuhe nicht so zusammen“, fuhr der Großvater ihn streng an, „sie haben Geld gekostet. Hast du noch Geld übrigbehalten?“

„Nein.“

Der Großvater ging langsam um den Schlitten herum und sagte leise:

„Hast wieder mal recht viel mitgebracht. Daß du mir nicht etwa kaufst, ohne zu bezahlen! Laß dir das ja nicht einfallen!“

Und er entfernte sich rasch, mit gerunzelter Stirn.

Die Onkel machten sich vergnügt über den Schlitten her, wogen das Geflügel, die Fische, das Gänseklein, die Kalbsfüße, die mächtigen Fleischstücke in der Hand und gaben ihren Beifall durch Pfeifen und Lärmen zu erkennen.

„Recht geschickt hast du eingekauft“, meinten sie zufrieden.

Onkel Michail war ganz besonders entzückt: wie auf Sprungfedern hüpfte er um den Schlitten herum, beroch jedes Stück mit seiner langen Spechtnase, schmatzte mit den Lippen und kniff begehrlich die unruhigen Augen zusammen. Seine Ähnlichkeit mit dem Großvater fiel dabei besonders auf: er war ebenso hager wie dieser, doch höher von Wuchs und schwarz wie ein Feuerbrand. Die erstarrten Hände in den Ärmeln vergrabend, fragte er „Zigeunerchen“ aus: „Wieviel hat dir der Vater mitgegeben?“

„Fünf Rubel.“

„Und hier ist mindestens für fünfzehn Rubel Ware. Wieviel hast du ausgegeben?“

„Vier Rubel und 'nen Zehner.“

„Macht neunzig Kopeken für deine Tasche. Siehst du wohl, Jakow, wie sein Kapitälchen wächst?“

Onkel Jakow, der im bloßen Hemd, ohne Rock, in dem starken Frost dastand, lachte leise in sich hinein und sah blinzelnd zum kalten blauen Himmel empor.

„Eine Flasche Schnaps mußt du schon jedem von uns spendieren“, sagte er träg zu Wanja.

Die Großmutter spannte das Pferd aus dem Schlitten.

„Nun, mein Liebling?“ sprach sie zärtlich zu dem Wallach. „Was macht denn mein Katerchen? Möcht' noch ein bißchen mutwillig sein? Ja doch, immer spring noch ein bißchen, mein Springinsfeld!“

Der riesige Scharap schüttelte seine dichte Mähne, schnappte mit den weißen Zähnen nach der Schulter der Großmutter, riß ihr den seidenen Kopfputz aus dem Haar, sah ihr munteren Auges ins Gesicht, schüttelte sich den Reif von den Wimpern und wieherte leise.

„Um Brot bittet mein Pferdchen? Ei, sieh!“

Und sie schob ihm ein großes Stück stark gesalzenen Brotes zwischen die Zähne, hielt ihm die Schürze wie einen Futtersack vors Maul und sah nachdenklich zu, wie er fraß.

„Zigeunerchen“ sprang gleichfalls, wie ein junges Pferd spielend, an sie heran.

„Ein prächtiges Tier ist er doch, unser Wallach“, sagte er, „so klug!“

„Mach, daß du fortkommst, du Schweifwedler!“ schrie die Großmutter ihn an, mit dem Fuß aufstampfend, „du weißt, daß ich dich an solchen Tagen nicht mag!“

Sie erklärte mir, daß Wanja, weniger um zu kaufen, als um zu stehlen, auf den Markt fahre.

„Der Großvater gibt ihm fünf Rubel mit“, sagte sie mürrisch, „und er kauft für drei, stiehlt aber für zehn dazu. Es macht ihm Spaß, das Stehlen. Einmal hat er's versucht — es gelang, und zu Hause lachte man und lobte seine Kühnheit. Da wurde ihm denn das Stehlen zur Gewohnheit. Der Großvater, der von klein auf Not und Elend kennengelernt hat, ist auf seine alten Tage ein Geizhals geworden, Geld ist ihm teurer als die eigenen Kinder, und so freut er sich, wenn er mal etwas umsonst hat. Na, und Michailo und Jakow...“

Sie machte eine Handbewegung, die wohl besagen sollte, daß von ihren Söhnen nicht viel Gutes zu erwarten sei, schwieg ein Weilchen und fuhr dann, in die offene Tabakdose blickend, brummig fort: „Das sind verzwickte Geschichten, mein Junge, in denen wir beide uns nicht auskennen. Wenn die Leute den Wanja einmal beim Stehlen ertappen, schlagen sie ihn tot...“

Am Tage darauf bat ich „Zigeunerchen“, er möchte doch nicht mehr stehlen. „Sie schlagen dich sonst tot“, fügte ich hinzu.

„A—ch was, sie erwischen mich nicht — ich bin gewandt und flink, und der Wallach ist noch flinker!“ sagte er lächelnd, verfiel jedoch sogleich in einen ernsten Ton: „Ich weiß ja, das Stehlen ist sündhaft und auch gefährlich. Ich treib's eben nur so aus Langerweile. Ich komme auch nicht zum Sparen, deine Onkel nehmen mir im Laufe der Woche alles wieder ab. Immer nehmt's, ich weine nicht darum! Wenn ich nur satt bin...“

Er nahm mich plötzlich auf den Arm und schüttelte mich leicht.

„Du bist leicht und zart, hast aber starke Knochen... wirst mal ein kräftiger Mann werden! Weißt du was? Lerne doch Gitarre spielen, bitte den Onkel Jakow, daß er dir's beibringt! Bist zwar noch sehr klein, da wird's wohl noch nicht gehen... Klein, aber trotzig — was? Den Großvater liebst du wohl nicht?“

„Ich weiß nicht...“

„Und ich kann sie alle miteinander nicht leiden, die Kaschirins, der Teufel mag sie holen! Nur die Großmutter hab' ich gern."

„Und mich?"

„Du bist kein Kaschirin, sondern ein Peschkow — von anderm Blut, von anderm Stamm..."

Und plötzlich drückte er mich fest an sich und sagte fast stöhnend:

„Ach, wenn ich so eine schöne Singstimme hätte, o Gott! Ich würde die Menschen zum Rasen bringen! Geh nun, mein Lieber, ich muß an die Arbeit!"

Er ließ mich auf den Boden gleiten, schüttete sich eine Handvoll kleiner Nägel in den Mund und begann, ein feuchtes Stück schwarzen Stoffes über ein großes, rechteckiges Brett zu spannen und darauf festzunageln.

Ich will hier gleich von seinem frühen Ende erzählen, das sich so zutrug.

Auf dem Hof, am Tor, lag gegen den Zaun gelehnt ein großes Kreuz aus Eichenholz mit einem dicken, ästigen Stammende. Schon seit längerer Zeit lag es dort. Ich hatte es gleich in der ersten Zeit, nachdem ich ins Haus gekommen war, bemerkt — damals war es frischer, gelblicher in der Farbe, während des Herbstes jedoch hatten die Regengüsse es stark nachgedunkelt. Ein herber Duft von Gerbsäure ging von ihm aus, und auf dem engen, schmutzigen Hof erschien es eigentlich recht überflüssig.

Onkel Jakow hatte dieses Kreuz gekauft, um es auf dem Grab seiner Frau aufzustellen; er hatte das Gelübde getan, am Jahrestag ihres Todes das schwere Kreuz auf seinen Schultern nach dem Friedhof zu tragen. Dieser Jahrestag fiel auf einen Sonnabend im Anfang des Winters; es war frostig und windig, von den Dächern wehte Schnee herab. Alle traten aus dem Haus auf den Hof. Die Großeltern mit den drei Enkelkindern waren schon vorher auf den Friedhof gefahren, um der Seelenmesse beizuwohnen; mich hätte man zur Strafe für irgendwelche Vergehen zu Hause gelassen.

Die Onkel, beide gleich in kurze, schwarze Pelzjoppen gekleidet, nahmen das Kreuz vom Boden auf und traten jeder unter eins der Querholzenden; Grigori und noch irgend jemand hoben mit Mühe das schwere Langholz mit dem dicken Endstumpf auf, der dann ganz auf „Zigeunerchens" breiten Rücken geladen wurde. Wanja geriet ins Schwanken und spreizte die Beine.

„Wirst du's auch schaffen?" fragte ihn Grigori.

„Ich weiß nicht; ein bißchen schwer ist's ja..."

Onkel Michail schrie den Werkführer grimmig an: „Mach das Tor auf, blinder Satan!"

Und Onkel Jakow sagte:

„Schäm dich, Wanja, wir sind doch beide schwächer als du!"

Grigori machte das Tor weit auf und rief Iwan noch eine ernste Mahnung nach:

„Gib acht, daß du dich nicht übernimmst! Geht mit Gott!"

„Dummer, alter Glatzkopf!" schrie Onkel Michail ihm von der Straße zu.

Alle, die auf dem Hof zurückblieben, lachten und begannen laut zu sprechen — es schien ihnen allen eine Erleichterung, daß das Kreuz endlich fort war.

Grigori nahm mich bei der Hand und führte mich nach der Werkstatt.

„Vielleicht bekommst du heute mal keine Prügel", sagte er, „der Großvater blickte so freundlich drein."

In der Werkstatt hieß er mich auf einem zum Färben bereitliegenden Haufen Wolle Platz nehmen, wickelte mich bis zum Hals darin ein, schnupperte nach dem aus dem Kessel aufsteigenden Dampf und begann nachdenklich:

„Ich kenne deinen Großvater nun schon siebenunddreißig Jahre, mein Sohn, ich habe seine Anfänge hier im Geschäft gesehen und sehe nun sein Ende. Wir waren früher sehr befreundet und haben die Sache hier gemeinsam ausgedacht und in Schuß gebracht. Er ist ein kluger Mensch, dein Großvater! Er ist hochgekommen, ist ein selbständiger Meister geworden, ich hab's nicht so gut verstanden. Aber unser Herrgott ist doch noch klüger als wir alle; er braucht nur zu lächeln, und der klügste Mensch ist mit seiner Weisheit zu Ende. Du kannst noch nicht begreifen, weshalb etwas gesagt oder getan wird, mußt aber alles begreifen lernen. Waisen haben es schwer im Leben. Dein Vater, Maxim Sawwatjeitsch, war ein prächtiger Mensch — der begriff alles; darum liebte ihn auch der Großvater nicht, wollte ihn nicht aufkommen lassen."

Es hatte einen eigenen Reiz, den Worten des gutmütigen Grigori zu lauschen und dabei zuzuschauen, wie in dem Ofen die goldroten Flammen spielten, wie die milchigen Dampfwolken über den Kesseln brodelten und sich als bläulichgrauer Reif an den Balken des schräg abfallenden Daches niederschlugen, durch dessen Lücken der Himmel in blauen Streifen sichtbar wurde. Der Wind war abgefallen, irgendwo strahlte die Sonne, der ganze Hof war wie mit Glasstaub bestreut, auf der Straße knirschten die Schlittenkufen, blauer Rauch stieg aus den Schornsteinen empor, und über den Schnee glitten leichte Schatten, die gleichfalls irgend etwas zu erzählen schienen.

Wie ein guter Zauberer stand der lange, hagere, bärtige Grigori vor den Kesseln mit der brodelnden Farbbrühe, rührte darin herum und gab mir gute Lehren:

„Sieh den Leuten nur immer gerade ins Auge... und auch den Hunden, wenn sie auf dich losstürzen; dann lassen sie von dir ab."

Sein kahler Schädel mit den großen Ohren ist unbedeckt; die schwere Brille schneidet tief ins Nasen-

bein, und die Nasenspitze ist blau angelaufen wie bei der Großmutter.

„Horch mal!“ sagte er plötzlich, lauschte einen Augenblick gespannt, warf mit dem Fuß die Ofentür zu und eilte in kurzen Sprüngen über den Hof. Ich lief hinter ihm her.

Mitten in der Küche lag „Zigeunerchen“ auf dem Fußboden, das Gesicht nach oben gewandt; durch das Fenster fielen ihm breite Lichtstreifen auf Kopf und Brust und auf die Füße. Seine Stirn glänzte so seltsam, die Brauen waren hoch emporgezogen; die schielenden Augen blickten unverwandt zur Decke empor; die dunkeln Lippen zuckten, rötliche Blasen traten zwischen ihnen hervor; aus den Mundwinkeln lief Blut über Kinn und Hals auf den Fußboden herab, und unter dem Rücken strömte es gar in dichten Bächen hervor. Iwans Beine waren plump ausgestreckt, man sah, daß die weiten, dunkeln Pluderhosen feucht waren. Auf dem sauber gescheuerten, frisch mit Sand bestreuten Fußboden zogen sich grell schimmernde Bäche von Blut nach der Schwelle hin.

„Zigeunerchen“ lag da und rührte sich nicht, nur die Finger an den längs des Körpers ausgestreckten Armen machten zuckende Bewegungen. Die Kinderfrau Jewgenija kauerte neben ihm und suchte ihm eine brennende Kerze in die Hand zu drücken. Er vermochte sie nicht festzuhalten, die Kerze fiel immer wieder zu Boden, und die Flamme verlöschte im Blut. Die Kinderfrau hob sie auf, wischte sie mit dem Schürzenzipfel ab und suchte sie von neuem dem Daliegenden in die Hand zu stecken. In der Küche ging ein hastiges, unruhiges Geflüster, vor dem ich unwillkürlich zurückscheute, doch hielt ich mich krampfhaft am Türgriff fest und blieb.

„Gestolpert ist er“, erzählte Onkel Jakow, der ganz verstört war und den Kopf seltsam hin und her bewegte, während die farblosen Augen in dem fahlen Gesicht blinzelten.

„Er ist hingefallen, und das Kreuz fiel auf ihn — mitten in den Rücken hat's ihn getroffen. Auch wir hätten was abbekommen, wenn wir's nicht rechtzeitig abgeworfen hätten.“

„Und ihm habt ihr den Rest gegeben!“ sagte Grigori dumpf.

„Wieso denn?...“

„Ihr habt ihn auf dem Gewissen!“

Das Blut rann und rann, an der Schwelle bildete es schon eine dunkle Lache. Durch den rosigen Schaum, der „Zigeunerchens“ Lippen bedeckte, klang ein gurgelnder Laut, und es war, als ob sein Körper hinschmölze und schlaffer und flacher würde, als ob er sich immer enger an den Boden schmiegte und in ihm zu verschwinden suchte.

„Michailo ist rasch nach der Kirche geritten, den Vater holen“, flüsterte Onkel Jakow, „und ich habe Wanja auf eine Droschke geladen und bin rasch nach Hause gefahren... Gut, daß ich nicht mir selbst das Stammende aufgeladen habe, es hätte sonst mich getroffen.“

Die Kinderfrau bemühte sich immer noch, „Zigeunerchen“ die Kerze in die Hand zu drücken, wobei sie auf diese abwechselnd Wachstropfen und Tränen fallen ließ.

„So kleb doch das Licht zu seinen Häupten fest, auf dem Fußboden!“ sagte Grigori laut und barsch zu ihr.

„Ach ja, das wird gehen!“

„Nimm ihm aber vorher die Mütze ab!“

Die Kinderfrau nahm Wanja die Pelzmütze vom Kopf; er schlug dumpf mit dem Nacken auf den Fußboden auf. Sein Kopf fiel dann auf die Seite, mit der Schläfe nach der Diele, und das Blut floß reichlicher, wenn auch nur aus dem einen Mundwinkel. Das dauerte eine lange Zeit. Anfangs dachte ich, „Zigeunerchen“ würde erwachen und sich aufrichten, würde, auf dem Boden sitzend, ausspucken und sagen: „Pfui, Spinne!“

Das sagte er immer, wenn er des Sonntags, aus seinem Nachmittagsschlaf erwachend, ausspuckte. Diesmal jedoch wartete ich vergebens: er richtete sich nicht auf, sondern wurde schlaffer und schlaffer. Das Sonnenlicht war bereits verschwunden, nur auf dem Fensterbrett lag noch ein schmaler Lichtstreifen. Wanjas Gesicht war ganz dunkel geworden, seine Finger bewegten sich nicht mehr, der Schaum war von den Lippen fort. An seinem Scheitel und neben seinen Ohren brannten drei Kerzen; ihre gelben Flämmchen flackerten hin und her, beleuchteten das üppige, blauschwarze Haar, warfen spielende Lichtscheine auf die dunkeln Wangen und ließen die Nasenspitze und die rosigen Zähne hell schimmern.

Die Kinderfrau kniete neben ihm, weinte und flüsterte vor sich hin:

„Mein armer, guter Junge, mein fröhlicher Falke!“

Es war schaurig und kalt. Ich kroch unter den Tisch und versteckte mich dort. Nach einem Weilchen kam der Großvater in seinem Waschbärenpelz zur Küchentür hereingestürzt, ihm folgte die Großmutter in ihrer Saloppe[1], eine Boa über dem Kragen, dann kamen Onkel Michail, die Kinder und viele fremde Menschen.

Den Pelz auf den Fußboden werfend, schrie der Großvater:

„Ihr Schurken! Was habt ihr da angerichtet! Mir solch einen Jungen umzubringen! In fünf Jahren wäre er nicht mit Gold aufzuwiegen gewesen!“

Die Kleidungsstücke auf dem Fußboden hinderten mich, Wanja zu sehen, und so kroch ich aus meinem Versteck hervor und geriet dem Großvater gerade zwischen die Beine. Er schleuderte mich zur Seite und drohte seinen Söhnen mit der kleinen, roten Faust: „Ihr Wölfe!“

---

[1] Weiter Mantel. *(Anm. d. Red.)*

Dann setzte er sich auf die Bank, stemmte die Arme auf, stieß ein trockenes Schluchzen aus und sprach mit knarrender Stimme:

„Ich weiß schon: er hat euch im Wege gestanden!... Ach, mein lieber Wanja... wie konntest du mir das antun! Was soll ich nun anfangen, hä — was soll ich anfangen? Fremde Leute ins Haus nehmen? Das hieße die Zügel aus der Hand geben... Der Herrgott hat's mit uns nicht gut gemeint in den letzten Jahren — was, Mutter?"

Die Großmutter hatte sich breit am Boden hingekauert und betastete Iwans Gesicht, seinen Kopf, seine Brust, hauchte ihm in die Augen, faßte seine Hände, rieb sie und warf dabei alle Kerzen um. Dann richtete sie sich schwerfällig auf, stand da, ganz dunkel, in dem schimmernden, schwarzen Kleid, riß die Augen beängstigend weit auf, daß sie fast aus den Höhlen traten, und sagte leise:

„Hinaus, ihr Verruchten!"

Alle, außer dem Großvater, verließen die Küche.

... Ohne Sang und Klang wurde „Zigeunerchen" begraben.

4

Ich liege auf dem breiten Bett, vierfach eingewickelt in die schwere Bettdecke, und höre zu, wie die Großmutter betet; die eine Hand auf der Brust, kniet sie da und schlägt mit der andern von Zeit zu Zeit langsam ein Kreuz.

Draußen knistert der Frost; der grünliche Mondschein fällt durch die mit Eisblumen bedeckten Fensterscheiben, beleuchtet das gutmütige Gesicht mit der unförmigen Nase und läßt die dunkeln Augen in phosphoreszierendem Licht erstrahlen. Der seidene Kopfputz, der das Haar der Großmutter bedeckt, glänzt wie Schmiedeeisen, das schwere, dunkle Kleid bewegt sich, fließt von den Schultern nieder, breitet sich am Boden hin.

Nachdem sie ihr Gebet beendet hat, zieht sie sich schweigend aus, legt ihre Kleider glatt und wohlgeordnet auf den Kasten in der Ecke und kommt ans Bett heran. Ich stelle mich, als sei ich fest eingeschlafen.

„So verstell dich doch nicht, du Schlingel, du schläfst ja gar nicht!" spricht sie leise. „Nicht wahr, mein Taubenseelchen, du schläfst nicht? Gib rasch die Decke her!"

Im Vorgenuß der kommenden Dinge vermag ich ein Lächeln nicht zu unterdrücken.

„Aha, du Nichtsnutz! Du machst dich also über deine alte Großmutter noch lustig!" schreit sie auf mich los. Dann faßt sie die Bettdecke mit beiden Händen an der Kante und zieht sie so geschickt und kräftig zu sich hin, daß ich in die Luft emporschnelle, mich ein paarmal um mich selbst drehe und in die weichen Federn hinabsause, worüber sie hell auflacht:

„Na, kleiner Kobold, wie gefällt dir das? Hast du dabei nicht 'ne Mücke verschluckt?"

Zuweilen jedoch betet sie sehr lange, ich schlafe wirklich ein und merke es gar nicht, wenn sie zu Bett geht.

Lange Gebete der Großmutter schließen jedesmal die Tage ab, an denen es recht viel Ärger, Streit und Kampf gegeben hat. Mit großem Interesse höre ich dann ihren Ergüssen zu; sie erzählt dem lieben Gott ganz ausführlich alles, was im Hause vorgefallen ist. Schwer wie ein großer Hügel liegt sie da auf den Knien, flüstert zuerst rasch und unverständlich und murmelt dann halblaut mit tiefer Stimme:

„Du weißt es ja selbst, o Herr, daß jeder immer nur sein Bestes sucht. Michailo, mein Ältester, möchte gern in der Stadt bleiben, es kränkt ihn, daß er über den Fluß gehen soll, wo er die Leute nicht kennt; ich weiß wirklich nicht, was noch werden soll. Der Vater scheint den Jakow mehr zu lieben. Ist das wohl recht, seine Liebe so ungleich auf die Kinder zu verteilen? Er ist trotzig, der Alte — möchtest du doch, o Herr, seinen Geist erleuchten!"

Die großen, glänzenden Augen auf die dunkeln Heiligenbilder richtend, gibt sie ihrem Gott einen Rat:

„Schick ihm doch einen guten Traum, o Herr, damit ihm klar wird, wie er die Teilung zwischen seinen Söhnen vornehmen soll!"

Sie bekreuzigt sich, verneigt sich bis zur Erde, schlägt mit der großen Stirn gegen die Diele, richtet sich dann wieder auf und fährt in eindringlichem Ton fort:

„Wenn du doch auch mal meiner Warwara irgendeine Freude machen wolltest! Womit hat sie dich denn so arg erzürnt? Womit hat sie schwerer gefehlt als andere? Was ist das nur: eine junge, gesunde Frau, und lebt ewig in Trauer! Gedenk auch des armen Grigori, o Herr — seine Augen werden immer schwächer! Wenn er blind wird, muß er betteln gehen, das wäre doch schlimm für ihn! Seine ganze Kraft hat er dem Großvater geopfert, der wird ihn aber kaum erhalten wollen... o Gott, o Gott!"

Sie ließ demütig Kopf und Arme sinken und verharrte so eine lange Zeit, als sei sie fest eingeschlafen oder vor Frost erstarrt.

„Was noch?" suchte sie dann stirnrunzelnd in ihrem Gedächtnis. „Nun denn — erbarme dich aller Rechtgläubigen und gib ihnen die ewige Seligkeit! Auch mich sündige Närrin schließ in deine Gnade ein, du weißt ja, daß ich nicht aus Bosheit sündige, sondern aus Torheit!"

Und dann seufzte sie tief auf und sagte so recht herzlich und ergeben: „Alles weißt du, alles ist dir bekannt, du gütiger Vater!"

Er gefiel mir ganz ausnehmend, dieser Gott meiner Großmutter — sie stand mit ihm auf vertrautem Fuß, ich bat sie oft: „Erzähl mir vom lieben Gott!" Sie sprach von ihm auf ganz besondere Art:

sehr leise, mit geschlossenen Augen, die Worte auf seltsame Weise dehnend, und immer saß sie dabei. Sie erhebt sich für einen Augenblick, setzt sich wieder, nimmt ein Kopftuch um und beginnt, weit ausholend, zu reden, bis der Schlaf uns beide übermannt:

„Da sitzt nun der liebe Gott oben auf einem Hügel, mitten auf der Paradieswiese, auf einem Thron aus blauem Saphir, unter den silbernen Linden, die das ganze Jahr blühen. Weder Winter noch Herbst gibt's dort im Paradies, und die Blumen welken nie, sondern blühen immer und ewig, Gottes Heiligen zur Lust. Und um den lieben Gott herum fliegen Engel in großer Zahl, wie Schneeflocken oder wie Bienen, die im Schwärmen sind, oder wie weiße Tauben — fliegen vom Himmel zur Erde nieder und wieder zum Himmel zurück, wo sie dem lieben Gott alles von uns Menschen erzählen. Dein Engel ist dort und mein Engel und Großvaters Engel — jedem ist ein Engel zugeteilt, der liebe Gott ist zu allen gleich gut. Da meldet nun ein Engel dem lieben Gott: ‚Alexej hat dem Großvater die Zunge herausgestreckt!' Und der liebe Gott ordnet an: ‚Ei, dafür mag ihn der Alte ordentlich durchprügeln!' Und so ordnet er überall alles an und teilt einem jeden Schmerz oder Freude zu, wie er es verdient. Und so schön und gut ist dort alles bei ihm, daß die Engel vor Vergnügen mit den Flügeln schlagen und ihm lobsingen: ‚Ehre sei dir, o Gott, Ehre sei dir!' Er aber, der Gütige, lächelt ihnen zu. ‚Schon gut', sagt er, ‚laßt es genug sein!'"

Und sie lächelt selbst und nickt mit dem Kopf.

„Hast du es selbst gesehen?" frage ich.

„Das nicht, aber ich weiß es!" antwortet sie nachdenklich.

Wenn sie so von Gott, vom Paradies und von den Engeln sprach, wurde sie klein und bescheiden, ihr Gesicht verjüngte sich, und die feuchten Augen strahlten ein warmes Licht aus. Ich nahm ihre schweren, atlasweichen Flechten in die Hand, legte sie um meinen Hals und lauschte regungslos, mit gespannter Aufmerksamkeit auf ihre schier endlosen Erzählungen, deren ich nie genug hören konnte.

„Gott zu sehen, ist dem Menschen nicht gegeben — er würde davon blind werden; nur seine Heiligen vermögen ihn von Angesicht zu Angesicht zu schauen. Engel dagegen habe ich gesehen — sie zeigen sich jenen, die reinen Herzens sind. Ich war einmal in der Frühmesse, und da sah ich ihrer zwei im Altarraum umhergehen. Wie Nebel waren sie anzuschauen, und man konnte durch sie hindurchblicken, so hell und strahlend waren sie, und ihre Flügel waren wie von Spitzen und Musselin und reichten bis zur Erde. Rund um den Altar schwebten sie und waren dem greisen Vater Ilja, dem Priester, beim Gottesdienst behilflich: er hob die schwachen Arme im Gebet zu Gott empor, und sie stützten seine Ellbogen. Er war schon sehr alt und fast blind, stieß an alles an und ist auch bald darauf eines plötzlichen Todes gestorben. Wie ich sie damals erblickte, war ich ganz weg vor Freude, mir wurde so wundersam ums Herz, und die Tränen rannen mir nur so aus den Augen — zu schön war das! Alles, mein Junge, ist schön und gut beim lieben Gott, im Himmel wie auf Erden!"

„Ist denn bei uns alles gut?" fragte ich.

Die Großmutter schlug ein Kreuz und antwortete dann: „Ja, alles ist gut — dank der allerseligsten Mutter Gottes!"

Ihre Worte machten mich stutzig: es wollte mir nicht einleuchten, daß wirklich alles im Hause gut war, ich hatte im Gegenteil das Gefühl, daß es bei uns immer ärger und ärger zuging. Eines Tages, als ich an der Tür zu Onkel Michailos Zimmer vorüberging, sah ich, wie Tante Natalja dort im Nachtgewand, die Hände gegen die Brust pressend, hin und her lief und mit leiser Stimme, aus der man das Entsetzen heraushörte, ausrief: „O Gott, führ mich doch fort von hier, nimm mich zu dir!"

Ich konnte ihr Gebet verstehen, und auch Grigori verstand ich, wenn er vor sich hin brummte.

„Bin ich erst mal blind, dann geh' ich betteln... immer noch besser als hier leben!"

Ich wünschte, daß er recht bald blind werden möchte — ich hätte dann gebeten, daß man mich ihm als Führer gäbe, und wir wären beide zusammen bettelnd durch die Stadt gezogen. Ich hatte mit ihm schon darüber gesprochen.

„Gut, gehen wir zusammen!" hatte der Werkführer mir, in seinen Bart hineinlächelnd, zur Antwort gegeben. „Ich werde dann in der Stadt erzählen: Seht, das ist der Enkel vom Zunftvorsteher Wassili Kaschirin, der Sohn seiner Tochter! Das wird den Leuten Spaß machen!"

Nicht selten sah ich Tante Nataljas fahles Gesicht durch aufgesprungene Lippen und blaue Flecke unter den ausdruckslosen Augen entstellt.

„Schlägt sie der Onkel?" fragte ich die Großmutter, und sie entgegnete mir seufzend:

„Ja, er schlägt sie, der Schuft — in aller Heimlichkeit! Der Großvater hat es ihm verboten, sie zu schlagen, darum wagt er's nur in der Nacht. Ein böser Mensch ist er, und sie ist wie Mehlbrei." Und sie kommt wieder ins Erzählen:

„Heutzutage wird doch nicht mehr so geschlagen wie in früherer Zeit. Es setzt wohl mal eins ins Gesicht oder eine Ohrfeige, oder es packt auch gelegentlich einer sein Weib am Schopf und schüttelt es ein Weilchen. Früher aber haben sie stundenlang ihre Wut ausgelassen. Mich hat der Großvater einmal am Ostersonntag vom Hochamt bis zum späten Abend geprügelt. Hatte ich meine Tracht weg, so hörte er auf, und hatte er sich eine Weile ausgeruht, so fing er wieder von vorn an. Mit 'ner Leine schlug er zu oder mit 'nem Knüttel — was ihm gerade in die Hand kam."

„Wofür?"

„Das weiß ich nicht mehr. Ein andermal schlug er mich halbtot und gab mir fünf Tage lang nichts zu essen — kaum daß ich damals mit dem Leben davonkam. Und ein drittes Mal, da..."

Ich war aufs höchste erstaunt: die Großmutter war mindestens doppelt so stark wie der Großvater, und es wollte mir nicht in den Kopf, daß er sie unterkriegen könnte.

„Ist er denn stärker als du?" fragte ich.

„Nicht stärker, aber doch älter! Und dann ist er ja mein Mann! Er hat vor Gott zu verantworten, was er mir antut, ich aber habe es zu dulden."

Recht unterhaltsam war es für mich, ihr zuzuschauen, wenn sie die Heiligenbilder abstaubte und ihre Metalleinfassung säuberte. Die Bilder waren mit reichem Schmuck versehen, die Strahlenkrone war von Silber, mit Perlen und bunten Edelsteinen besetzt. Sie nahm das Bild vorsichtig von der Wand, betrachtete es lächelnd und sagte gerührt:

„Was für ein liebes Gesichtchen!"

Dann bekreuzigte sie sich und küßte das Bild.

„Ganz verstaubt und verräuchert ist es — ach, du hilfreiche Mutter, du Trösterin der Betrübten. Sieh doch, mein Junge, wie fein die Malerei ist, wie klein die Figürchen sind, und jedes steht ganz für sich! Das hier nennt sich ‚die zwölf Feiertage', in der Mitte ist die allgütige Mutter Gottes von Feodorowsk. Und das hier heißt: ‚Beweine mich nicht, o Mutter, wenn du mich im Grabe siehst!'"

Sie sah nicht selten Teufel, teils mehrere zugleich, teils vereinzelt.

„Ging ich da einmal zur Zeit der großen Fasten in der Nacht an dem Rudolfschen Haus vorüber; der Mond schien hell, und mit einemmal sehe ich, wie der Schwarze rittlings auf dem Dach neben dem Schornstein sitzt, den gehörnten Kopf über den Schornstein beugt und schnüffelt und schnaubt. Groß und zottig sah er aus und schlug immerzu mit dem Schwanz aufs Dach und scharrte und wackelte in einem fort. Ich schlug ein Kreuz nach ihm hin und sagte: ‚Siehe, der Herr wird auferstehen, und seine Feinde werden wie die Spreu zerstieben.' Da stieß er ein leises Winseln aus, glitt mit einem Purzelbaum vom Dach in den Hof hinunter — und zerstob auch richtig. Wahrscheinlich hat man bei den Rudolfs an jenem Tag, obgleich es ein Fasttag war, Fleischspeisen bereitet, und das hatte er gerochen und freute sich darüber."

Ich lachte, als ich mir vorstellte, wie der Teufel vom Dach herunter einen Purzelbaum schoß, und auch die Großmutter lachte und sagte:

„Gar zu frech sind sie manchmal, ganz wie die kleinen Kinder. Einmal hatte ich große Wäsche in der Badestube, und das dauerte wohl bis Mitternacht. Auf einmal sprang das Türchen des Badeofens auf, und eine ganze Schar von Teufelchen stürzte heraus, einer immer kleiner als der andere, rote, grüne und auch schwarze, wie die Schaben. Ich will nach der Tür, kann sie aber nicht mehr erreichen, ich versinke förmlich in der Menge der kleinen Bürschchen. Die Badestube war knüppelvoll von ihnen, nicht umdrehen konnte ich mich; zwischen die Füße krochen sie mir und setzten mir so zu, daß ich mich nicht mal bekreuzigen konnte. So haarig waren sie und so weich und warm, ganz wie junge Katzen, nur daß sie alle auf den Hinterbeinen umherhüpften; sie schwirrten dahin und dorthin und waren so frech und hatten Mäusezähnchen und grüne Augen und Schwänzchen wie die Ferkel, und die Hörner waren noch nicht ganz durchgebrochen, sondern saßen ihnen erst noch wie Zäpfchen am Kopf. Schließlich wurde ich ohnmächtig, und als ich wieder zur Besinnung kam, brannte das Licht kaum, und das Wasser im Waschtrog war kalt geworden, die sauber gewaschene Wäsche aber war über den Boden verstreut. ‚Ach', dacht' ich, ‚platzen sollt ihr!'"

Ich hatte die Augen geschlossen und sah, wie aus dem gähnenden Schlund des Ofenlochs, zwischen den grauen Steinen hindurch, das zottige, buntfarbige Volk der kleinen Geisterchen hervorströmte, wie sie die kleine Badestube anfüllten, auf die Kerze bliesen und die rosigen, kleinen Zungen keck herausstreckten. Auch das reizt wohl zum Lachen, hat aber zugleich doch etwas Gruseliges. Die Großmutter schüttelt den Kopf, schweigt ein Weilchen und ist dann plötzlich wieder ganz munter.

„Und noch ein drittes Mal hab' ich die Höllengeister zu Gesicht bekommen — es war gleichfalls in der Nacht; zur Winterszeit, bei starkem Schneegestöber. Ich ging durch die Djukow-Schlucht — dort, weißt du, wo Jakow und Michailo, wie ich dir erzählte, deinen Vater in dem Eisloch im Teich ertränken wollten. Ich gehe also und war eben auf dem Fußweg unten am Grund der Schlucht angelangt, als mit einemmal ein schreckliches Pfeifen und Heulen in der Schlucht anhebt. Ich blicke auf und sehe, wie ein Dreigespann von schwarzen Rappen auf mich zujagt, und ein dicker Teufel in einer roten Mütze steht drin und lenkt sie, die Arme weit vorgestreckt und die geschmiedeten Ketten, mit denen sie angeschirrt sind, als Zügel in der Faust. Nun war aber unten in der Schlucht gar kein Fahrweg, und so jagte das Dreigespann, von einer Schneewolke umhüllt, geradewegs in den Teich. Im Schlitten saßen auch lauter Teufel, die pfiffen und schrien und schwenkten ihre Mützen — und so rasten sieben solcher Schlitten an mir vorüber wie die Feuerwehr, und alle Pferde waren schwarz wie die Raben; in Wirklichkeit aber waren es lauter böse Menschen, die von ihren Eltern verflucht waren. Solche Menschen dienen den Teufeln zu Lust und Freude; sie spannen sie vor ihre Wagen und hetzen sie an ihren Feiertagen durch die finstere Nacht. Jedenfalls war's eine Teufelshochzeit, was ich damals zu sehen bekam."

Der Großmutter nicht zu glauben, ging nicht gut an, denn sie sprach gar zu schlicht und überzeugt.

Ganz besonders spannend aber war es, wenn sie das Gedicht von der Mutter Gottes hersagte, die das irdische Jammertal durchwanderte und der Räuberfürstin Jengalytschewa ins Gewissen redete, sie möchte doch nicht so mit Raub und Mord gegen das Russenvolk wüten, oder das Gedicht von Alexej, dem Knecht Gottes, oder von Iwan, dem Kriegsmann. Schön waren auch die Sagen von der weisen Wassilissa, vom Bock als Popen und vom Patenkind Gottes, und die schaurigen Geschichten von der tapferen Bürgermeisterin Marfa Possadniza, von Frau Usta als Räuberhauptmann, von Maria, der ägyptischen Sünderin, von den Leiden und Qualen der Räubermutter. Schier unerschöpflich war der Vorrat an Sagen, Märchen und Gedichten, die sie kannte.

Während sie nun weder Menschen noch Teufel noch sonst etwas in der Welt, ja nicht einmal den Großvater fürchtete, hatte sie eine Höllenangst vor den schwarzen Schaben, deren Vorhandensein sie selbst auf eine große Entfernung hin witterte. Zuweilen weckte sie mich mitten in der Nacht und flüsterte:

„Aljoscha, mein Lieber, eine Schabe läuft in der Stube herum — tritt sie doch tot, um Christi willen!“

Halb im Schlaf zündete ich das Licht an, kroch auf dem Fußboden herum und suchte den Feind. Es gelang mir oft nicht sogleich, ihn zu finden, und manchmal entdeckte ich ihn überhaupt nicht.

„Sie ist nirgends zu finden“, sagte ich, die Großmutter aber lag unbeweglich da, die Bettdecke über den Kopf gezogen, und bat kaum vernehmlich:

„Doch, doch ist sie da! Such nur, bitte, bitte! Ich weiß es ganz bestimmt, daß sie da ist!“

Sie irrte sich auch nie — ich fand schließlich die Schabe irgendwo, ganz weit ab vom Bett.

„Hast du sie totgetreten? Nun, Gott sei gelobt! Ich dank' dir auch schön, mein Junge!“

Und die Bettdecke vom Kopf ziehend, atmete sie erleichtert auf und lächelte.

Hatte ich das Insekt nicht gefunden, so konnte sie nicht einschlafen. Ich fühlte, wie ihr Körper bei dem geringsten Geräusch in der nächtlichen Totenstille zusammenzuckte, und hörte, wie sie mit verhaltenem Atem flüsterte:

„Bei der Türschwelle ist sie ... unter die Truhe kriecht sie.“

„Warum fürchtest du dich denn so vor den Schaben?“ fragte ich.

„Weil ich's nicht begreifen kann, wozu sie eigentlich auf der Welt sind“, war die recht einleuchtende Antwort. „Sie wimmeln und kriechen nur so herum, die schwarzen Biester. Sonst hat doch der Herrgott all dem kleinen Getier seine Aufgabe zugeteilt: die Assel zeigt an, daß Feuchtigkeit im Haus ist; die Wanze besagt, daß die Wände schmutzig sind; an wen die Laus herangeht, der wird bald krank werden. Alles das ist klar — welche Kraft aber in den Schaben steckt und wozu sie da sind, das weiß kein Mensch!“

Eines Nachts, als die Großmutter eben auf den Knien lag und sich so recht von Herzen mit dem lieben Gott aussprach, riß der Großvater die Tür zu unserer Schlafkammer auf und rief mit heiserer Stimme:

„Nun, Mutter, der Herrgott hat uns heimgesucht — es brennt bei uns!“

„Was sagst du?“ rief die Großmutter und erhob sich hastig, worauf sie beide mit schwerem Schritt nach der im Dunkel liegenden guten Stube stürzten.

„Jewgenija, nimm die Bilder ab! Natalja, zieh die Kinder an!“ kommandierte die Großmutter streng, mit fester Stimme, während der Großvater leise wehklagte: „I—i—i...“

Ich lief in die Küche hinaus. Das Fenster nach dem Hof leuchtete in hellem Gold; über den Boden huschten und glitten gelbe Lichtflecke hin. Onkel Jakow, der eben dabei war, sich anzuziehen, sprang auf ihnen herum, als ob sie ihm die Sohlen versengten, und schrie dabei: „Kein anderer als Michailo hat das angelegt! Und dann ist er weggelaufen, aha!“

„Schweig still, du Hund!“ schrie die Großmutter ihn an und versetzte ihm einen Stoß, daß er beinahe umfiel.

Durch das Eis an den Fenstern sah man, wie das Dach der offenstehenden Werkstatt brannte und im Innern das Feuer wild hin und her flatterte. In der windstillen Nacht stieg fast kein Rauch auf, nur hoch oben wogte eine leichte, dunkle Wolke, durch die man die Milchstraße silbern schimmern sah. Purpurn leuchtete der Schnee, und die Wände der Gebäude zitterten und wankten, als ob sie nach dem lodernden Winkel im Hof hinstrebten, wo das Feuer lustig brannte, die breiten Ritzen der Werkstattwände, aus denen es, krummen Nägeln gleich, hervorzüngelte, in einen rötlichen Schimmer tauchend. Über die dunkeln, trockenen Sparren des Daches, auf dem der hohe, schmale Schornstein steil emporragte, wanden sich, sie immer enger umschlingend, rotgoldene Bänder; leises Knistern, seidiges Rascheln schlug an die Fensterscheiben; das Feuer griff weiter und weiter um sich. Die Werkstatt strahlte in goldenem Glanz wie ein Heiligenschrein, ich fühlte mich unwiderstehlich zu ihr hingezogen.

Ich hatte einen schweren Pelz über den Kopf geworfen, die Füße in die ersten besten Stiefel gesteckt und war so in den Flur und auf die Vortreppe hinausgestolpert. Geblendet von dem grellen Feuerschein, stand ich wie erstarrt da, und das Geschrei des Großvaters, Grigoris und des Onkels betäubte mich vollends. Am meisten aber erschreckte mich das Verhalten der Großmutter: sie hatte einen leeren Sack über den Kopf gestülpt, eine Pferdedecke um die Schultern geworfen, lief so mitten ins Feuer hinein und schrie dabei laut:

„Das Vitriol, ihr Dummköpfe! Wenn das explodiert!“

„Grigori, halt sie zurück!“ schrie der Großvater. „O Gott, sie ist verloren!“

Aber die Großmutter tauchte bereits wieder aus dem Flammenmeer auf, ganz von Rauch umgeben, den Kopf hin und her schüttelnd und eine große, wohl einen Eimer fassende Flasche mit Vitriolöl in den vorgestreckten Händen tragend.

„Führ das Pferd aus dem Stall, Vater!“ schrie sie hustend. „So nehmt mir doch die Decke von den Schultern — seht ihr denn nicht, daß ich brenne?“

Grigori riß ihr die glimmende Decke herunter und begann, mit einer Schaufel große Schneeklumpen durch die offene Werkstattür in das Feuer zu werfen. Der Onkel sprang mit dem Beil in der Hand um ihn herum, während der Großvater die brennende Großmutter mit Schnee bewarf. Sie aber steckte die Flasche mit der gefährlichen Flüssigkeit in einen Schneehaufen, stürzte nach dem Tor hin, öffnete es, begrüßte die herbeieilenden Nachbarn und sagte zu ihnen:

„Schützt uns nur die Scheune, meine Lieben! Wenn die oder der Heuboden Feuer fängt, brennt uns alles nieder, und auch eure Häuser bleiben nicht verschont! Hebt das Dach ab und bringt das Heu in den Garten! Was machst du denn, Grigori? Höher hinauf mußt du den Schnee werfen, was soll er denn da unten am Boden? Mach rasch, Jakow, gib den Leuten Beile und Spaten! Nun, meine Lieben, macht euch schon ans Werk — Gott wird uns helfen!“

Ihr Anblick war für mich ebenso anziehend wie der des Brandes. Ihre schwarze, vom Feuer grell beleuchtete Gestalt bewegte sich unermüdlich im Hof hin und her, sie war überall anwesend und traf alle Anordnungen.

Jetzt kam Scharap auf den Hof getrabt, er bäumte sich hoch auf und zerrte den Großvater mit empor. Das Feuer spiegelte sich in seinen großen Augen, die grellrot zu funkeln begannen. Das mächtige Tier stieß ein röchelndes Wiehern aus und begann, mit den Vorderhufen auszuschlagen; der Großvater ließ die Zügel los, sprang zur Seite und schrie: „Mutter, halt ihn fest!“

Die Großmutter warf sich vor das Pferd, das sich immer höher bäumte, und stellte sich dann mit ausgestreckten Armen davor. Das Tier wieherte kläglich und rückte näher an sie heran, immer von der Seite ängstlich nach dem Feuer äugend.

„Hab doch keine Angst!“ sagte die Großmutter beschwichtigend mit ihrer tiefen Stimme, klopfte den Hals des Wallachs und ergriff die Zügel. „Ich werde dich doch in einer so schrecklichen Stunde nicht verlassen, mein Mäuschen!“

Das „Mäuschen“, das dreimal so groß war wie sie selbst, ging folgsam hinter ihr her nach dem Tor, schnaubte ab und zu und sah in ihr gerötetes Gesicht.

Die Kinderfrau Jewgenija führte die dickvermummten, dumpf wimmernden Kinder aus dem Haus und schrie dem Großvater zu:

„Wassili Wassilitsch, Alexej ist nicht da!“

„Geh nur, geh!“ versetzte der Großvater und winkte ihr mit der Hand, während ich mich unter der Haustreppe versteckte, damit die Kinderfrau mich nicht wegführte.

Das Dach der Werkstatt war bereits eingestürzt, die brennenden Sparren ragten rauchend zum Himmel empor, die glühenden Kohlen schimmerten golden. Aus dem Innern des Gebäudes schossen unter Zischen und Knistern grüne, blaue und rote Wirbel hoch, feurige Garben flogen auf den Hof, zwischen die Menschen, die sich vor dem ungeheuren Scheiterhaufen angesammelt hatten und voll Eifer Schnee in ihn hineinschaufelten. Da drinnen aber, wo der Herd des Feuers war, brodelten wie rasend die Kessel, Dampf und Rauch stieg in dichter Wolke auf, seltsame Gerüche erfüllten den Hof und machten die Augen tränen.

Ich kroch unter der Treppe hervor und lief der Großmutter in den Weg.

„Mach, daß du hier fortkommst!“ schrie sie. „Sie werden dich tottreten — geh fort!“

Ein Reiter mit einem Messinghelm kam in den Hof galoppiert. Sein Fuchs war ganz von Schaum bedeckt, er selbst aber hob die Hand mit der Reitpeitsche hoch empor und schrie drohend:

„Platz gemacht, ihr da!“

Munter läuteten die Schellen der Feuerwehrschlitten, alles war feiertäglich schön. Die Großmutter schob mich die Treppe hinauf: „So geh doch endlich! Wie oft soll ich dir's noch sagen?“

Nun mußte ich ihr doch wohl gehorchen. Ich ging in die Küche und spähte, das Gesicht gegen die Fensterscheibe pressend, hinaus, konnte jedoch das Feuer hinter dem dunkeln Menschenhaufen nicht mehr sehen — nur die Messinghelme sah ich zwischen den schwarzen Mützen funkeln.

Das Feuer wurde schnell gelöscht und ausgetreten. Die Polizei trieb die Leute auseinander, und die Großmutter kam in die Küche.

„Wer ist da? Du—u? Du schläfst wohl vor lauter Angst nicht? Hab keine Angst, alles ist vorüber.“

Sie setzte sich neben mich und wiegte sich schweigend hin und her. Ich freute mich, daß die stille, dunkle Nacht wieder da war, doch tat es mir leid, daß das Feuer so kurze Zeit gedauert hatte.

Der Großvater kam herein, blieb an der Schwelle stehen und fragte: „Du, Mutter?“

„Was?“

„Hast du dich verbrannt?“

„Es ist nicht so schlimm.“

Er brannte ein Schwefelholz an, dessen blaues Flämmchen sein mit Ruß beschmutztes Iltisgesicht beleuchtete, faßte nach dem Licht auf dem Tisch.

zündete es an und setzte sich bedächtig neben die Großmutter.

„Wasch dich doch!“ sagte sie, obgleich auch sie ganz schwarz war von Ruß und nach dem beißenden Rauch roch.

„Der Herrgott ist doch recht gnädig zu dir“, sagte der Großvater mit einem Seufzer. „Viel Verstand hat er dir gegeben!“

Er strich ihr über die Schulter und fügte dann spöttisch hinzu:

„Nur für kurze Zeit freilich, für ein Stündchen — aber das ist doch schon etwas!“

Die Großmutter lächelte und wollte ihm antworten, er fuhr jedoch stirnrunzelnd fort:

„Den Grigori müssen wir ablohnen — er hat da wieder nicht aufgepaßt. ’s ist zu Ende mit seiner Kraft. Draußen auf der Treppe sitzt der Jakow und weint, der Narr ... Geh, sprich ihm Trost zu, Mutter!“

Sie erhob sich und ging hinaus, die Hand vors Gesicht haltend und die Finger behauchend.

„Na, hast du das Feuer gesehen?“ fragte der Großvater leise, ohne mich eines Blickes zu würdigen. „Gleich von Anfang an? Und hast du auch die Großmutter gesehen, wie? Das ist ’ne Frau, die Alte! Und was hat sie nicht alles durchgemacht ... die Schläge! Ja, ja! Ach, i—ihr!“

Er sank in sich zusammen und schwieg lange. Dann stand er auf, putzte den verkohlten Docht des Talglichts mit den Fingern und fragte mich wieder:

„Hast du Angst gehabt?“

„Nein.“

„Es war auch kein Grund dazu.“

Mit einer heftigen Bewegung zog er das Hemd von den Schultern, ging nach der Ecke, in der das Waschbecken stand, und sagte dort im Finstern, mit dem Fuß aufstampfend: „Abbrennen ist eine Dummheit! Wer abbrennt, der müßte öffentlich auf dem Marktplatz ausgepeitscht werden, weil er ein Dummkopf ist — oder ein Spitzbube! So müßte man es halten, dann würde es keine Brände mehr geben. Nun geh, leg dich hin. Was sitzt du hier noch herum?“

Ich ging, doch kam ich in dieser Nacht nicht zum Schlafen: Kaum hatte ich mich ins Bett gelegt, da trieb mich auch schon ein unmenschlicher Schrei wieder hinaus. Ich stürzte in die Küche zurück — dort stand, gerade in der Mitte, der Großvater mit einem Licht in der Hand; das Licht zitterte, er scharrte mit dem Fuß auf der Diele und krächzte, ohne sich von der Stelle zu rühren: „Mutter! Jakow! Was ist das?“

Ich kletterte rasch auf den Ofen und verkroch mich in die äußerste Ecke, während im Haus wieder, ganz so wie während des Brandes, ein tolles Hin- und Herlaufen begann. Gegen Decke und Wände hallte ein langgezogener, immer lauter werdender, dumpfer Klageton. Wie von Sinnen rannten der Großvater und Onkel Jakow hin und her, und die Großmutter schrie und jagte sie hinaus. Grigori schleppte schwere Holzkloben herbei, die er in den Ofen packte, goß alle Töpfe voll Wasser, spazierte in der Küche auf und ab und wackelte dabei mit dem Kopf wie ein Astrachaner Kamel.

„So zünd doch das Holz im Ofen an!“ kommandierte die Großmutter.

Er suchte auf dem Ofen nach einem Kienspan, bekam dabei meinen Fuß zu fassen und rief erschreckt: „Wer ist denn da? Puh, hab’ ich ’nen Schreck bekommen! Überall bist du, wo man dich nicht braucht.“

„Was ist geschehen?“ fragte ich.

„Tante Natalja bekommt ein Kind“, sagte er gleichgültig und sprang auf den Fußboden herab.

Ich erinnerte mich, daß meine Mutter bei der Geburt meines Bruders nicht so geschrien hatte.

Grigori rückte die Töpfe ins Feuer und kroch dann zu mir auf den Ofen. Hier zog er seine Tonpfeife aus der Tasche und zeigte sie mir.

„Ich fange jetzt an zu rauchen“, sagte er, „wegen meiner Augen. Die Großmutter rät mir zwar zu schnupfen, ich meine aber, daß Rauchen besser ist.“

Er saß auf dem Ofenrand, ließ die Beine herabbaumeln und blickte nach dem trüb leuchtenden Talglicht hinüber. Sein Ohr und seine Backe waren von Ruß geschwärzt, und das Hemd war an der Seite zerrissen, so daß ich die wie Reifen gebogenen Rippen sehen konnte. Das eine Glas seiner Brille war zerschlagen, fast die Hälfte des Glases war aus der Einfassung herausgefallen, und durch die Lücke blickte das rote, feuchte, wunde Auge. Während er den Blättertabak in seine Pfeife stopfte, horchte er auf das Stöhnen der Gebärenden und murmelte zusammenhanglos wie ein Betrunkener vor sich hin:

„Die Großmutter hat sich doch verbrannt ... wie will sie sie jetzt entbinden? Da, wie sie stöhnt, die Arme. Ganz vergessen hat man sie über dem Brand ... vor Schreck ist sie in die Wehen gekommen, als das Feuer ausbrach, und hat so dagelegen ... Ja, leicht ist es nicht, einen Menschen zur Welt zu bringen! Man achtet die Weiber viel zuwenig. Merk dir das, du: man soll die Weiber achten, die Mütter heißt das.“

Ich schlief ein und erwachte wieder von dem Hin- und Herlaufen, dem Zuschlagen der Türen und dem Lärm, den der heimgekehrte Onkel Michail machte. An die Ohren drangen mir die seltsamen Worte: „Die Tür zum Allerheiligsten muß geöffnet werden.“ „Gebt ihr Öl aus der Heiligen Lampe, mit Rum und Kienruß: ein halbes Glas Öl, ein halbes Glas Rum und einen Eßlöffel voll Kienruß.“

Onkel Michail war nach Hause gekommen.

„Laßt mich doch zu ihr!“ bat er beharrlich.

Er saß auf dem Fußboden, die Beine breit auseinandergespreizt, spuckte vor sich aus und schlug mit den flachen Händen auf den Fußboden. Auf dem Ofen wurde es unerträglich heiß, ich kletterte hinunter; als ich an Onkel Michail vorüberging,

packte er mich am Bein und zerrte so heftig daran, daß ich hinfiel und mit dem Nacken auf den Boden aufschlug.

„Dummkopf!" rief ich ihm zu.

Er sprang auf, packte mich von neuem, schwenkte mich herum und brüllte:

„Den Schädel schlag' ich dir ein... am Ofen!"

In der guten Stube kam ich wieder zu mir — in der Ecke unter den Heiligenbildern, auf dem Schoß des Großvaters; er blickte zur Decke auf, wiegte mich hin und her und sagte leise:

„Niemand von uns soll sich für gerechtfertigt halten... niemand."

Über seinem Kopf strahlte die Heilige Lampe, auf dem Tisch, mitten im Zimmer, brannte eine Kerze, und zum Fenster schaute bereits der trübe Wintermorgen herein.

Der Großvater beugte sich zu mir vor und fragte:

„Wo tut es dir weh?"

Es tat mir überall weh; mein Kopf war ganz feucht, und die Glieder waren mir bleischwer, doch hatte ich keine Lust, davon zu sprechen. Alles ringsum kam mir so sonderbar vor; fast auf allen Stühlen des Zimmers saßen fremde Menschen: der Priester in einem lila Meßgewand, dann ein grauhaariger Alter in Militäruniform mit einer Brille und noch verschiedene andere. Sie saßen alle unbeweglich, wie aus Holz geschnitzt, voller Erwartung. An den Türpfosten gelehnt stand Onkel Jakow da, hochgereckt, die Hände auf dem Rücken.

„Da, führ ihn fort, er soll schlafen", sagte der Großvater zu ihm.

Der Onkel winkte mir mit dem Finger und ging auf den Zehenspitzen zur Tür von Großmutters Zimmer; als ich ins Bett geklettert war, flüsterte er: „Tante Natalja ist gestorben."

Ich wunderte mich nicht weiter darüber — sie hatte sich schon lange nicht mehr sehen lassen, war nicht mehr in die Küche, nicht mehr zu Tisch gekommen.

„Wo ist die Großmutter?" fragte ich.

„Dort", versetzte der Onkel, nach den andern Zimmern zeigend, und ging, wie er gekommen war, auf den nackten Zehenspitzen hinaus.

Ich lag im Bett und sah mich im Zimmer um. Zum Fenster herein starrten, dicht an die Scheiben gepreßt, graue, behaarte, blinde Gesichter; in der Ecke, über der Truhe, hing das Kleid der Großmutter. Ich wußte wohl, daß es nur das Kleid war, jetzt aber schien es mir, als ob sich dort irgendein lebendes Wesen verborgen halte und auf mich lauerte. Ich steckte den Kopf unter die Bettdecke und blickte mit einem Auge nach der Tür; am liebsten wäre ich aus dem Bett gesprungen und hinausgelaufen. Es war heiß, und ein schwerer, starker Geruch benahm mir den Atem: ich dachte an den sterbenden Wanjka zurück und an das Blut, das damals über den Boden geflossen war. In meinem Kopf oder im Herzen drin schien etwas wie eine Geschwulst zu wachsen; alles, was ich in diesem Hause gesehen hatte, zog durch meine Seele, schwer wie ein Zug von Schlitten im Winter, alles zermalmend, vernichtend.

Die Tür wurde ganz langsam geöffnet, und die Großmutter schlüpfte ins Zimmer. Sie drückte die Tür mit der Schulter zu, lehnte sich mit dem Rücken dagegen, streckte die Hände nach dem blauen Flämmchen der Ewigen Lampe aus und sprach leise, mit klagender Stimme:

„Meine Händchen — sie tun so weh, meine Händchen!"

5

Im Frühjahr machten sich die beiden Onkel selbständig.

Jakow blieb in der Stadt, und Michail richtete jenseits des Flusses in der Vorstadt eine neue Färberei ein. Der Großvater kaufte sich ein großes Mietshaus in der Feldstraße, mit einer Schenke in dem massiven Erdgeschoß, einem behaglichen Giebelstübchen und einem Garten, der sich nach einer mit dichtem Weidengebüsch bestandenen Schlucht hinabsenkte.

„Ei, was für prächtige Gerten!" sagte der Großvater mit einem lustigen Blinzeln, als er bei der Besichtigung des Grundstücks mit mir auf dem weichen, frisch aufgetauten Gartenweg einherging. „Nun geht es bald ans Lesen, da werden wir sie brauchen können!"

Das neue Haus war vermietet, nur im Oberstock hatte der Großvater ein Zimmer für sich behalten, das zugleich als Wohnzimmer diente, während die Großmutter mit mir ins Dachstübchen zog, dessen Fenster auf die Straße hinausging; wenn ich mich über das Fensterbrett lehnte, konnte ich sehen, wie des Abends oder an Festtagen die Betrunkenen aus der Schenke traten, grölend die Straße entlang torkelten und dann hinfielen. Zuweilen wurden sie wie Säcke zur Tür hinausgeworfen. Sie suchten dann wieder in die Schenke einzudringen, es gab ein Gepolter und Gejohle, der Türblock rollte und kreischte, und eine Rauferei begann, der von oben zuzuschauen ganz unterhaltsam war. Der Großvater fuhr schon am frühen Morgen nach den Werkstätten der Söhne, um ihnen bei der Einrichtung behilflich zu sein, und kehrte erst am Abend müde, bedrückt und verärgert heim.

Die Großmutter kochte, wusch oder nähte, arbeitete im Obst- oder im Gemüsegarten, drehte sich den ganzen Tag wie ein von einer unsichtbaren Peitsche angetriebener riesiger Kreisel, schnupfte und nieste und sagte dabei, während sie sich die Schweißperlen vom Gesicht trocknete: „Zum Wohlsein aller ehrlichen Leute, in alle Ewigkeit! Nun, Aljoscha, mein Taubenseelchen, jetzt führen wir doch ein schönes, ruhiges Leben! Preis und Dank dir, o Himmelskönigin, daß alles sich so glücklich gewendet hat!"

Mir aber erschien unser Leben gar nicht so sehr ruhig. Vom frühen Morgen bis zum späten Abend liefen die Frauen der Mieter immerfort in Haus und Hof herum; dazu kamen auch noch verschiedene Nachbarinnen. Alle rannten durcheinander, alle hatten es eilig und kamen doch zu spät, alle hatten ihre besonderen Anliegen, stöhnten Oh und Ach und riefen nach der Großmutter: „Akulina Iwanowna!"

Und für alle hatte Akulina Iwanowna dasselbe freundliche Lächeln und dieselbe sanfte Rücksicht, und, nachdem sie mit dem Daumen ihre Prise in die Nase befördert und Nase und Daumen sorgfältig mit dem gewürfelten roten Taschentuch gesäubert hatte, rückte sie mit ihren Ratschlägen heraus:

„Gegen Läuse, meine Liebe, ist nichts besser, als recht oft ein Bad zu nehmen und sich mit Pfefferminzdampf zu bähen; sitzen sie unter der Haut, dann nimmt man einen Eßlöffel reines Gänseschmalz, einen Teelöffel Sublimat, dazu drei schwere Tropfen Quecksilber — alles das verreibt man siebenmal mit einer Tonscherbe, und die Salbe ist fertig. Nimmt man einen hölzernen oder beinernen Löffel zum Verreiben, dann geht das Quecksilber verloren, und Silber oder Kupfer darf überhaupt nicht daran kommen, das ist geradezu schädlich!"

Zuweilen machte sie ein bedenkliches Gesicht und sagte: „Da möchte ich Ihnen doch keinen Rat geben, Mütterchen, gehen Sie lieber ins Höhlenkloster zu dem frommen Einsiedler Assaf."

Sie leistete Hebammendienste, schlichtete Familienstreitigkeiten, kurierte die Kinder, ließ die Frauen im Haus den „Traum der Mutter Gottes" auswendig lernen, dessen Hersagen Glück bringen sollte, und gab allerhand hauswirtschaftliche Winke:

„Die Gurke zeigt es schon selbst an, wenn es Zeit ist, sie einzusalzen — sobald sie aufhört, nach Erde und sonstigen fremden Gerüchen zu duften, muß sie abgenommen werden. Der Kwaß muß herb behandelt werden, damit er scharf wird und in die Nase steigt; er liebt das Süße nicht, darum tut man nur wenig Zucker hinein, höchstens ein Drittel Lot auf einen Eimer. Früchte kann man auf verschiedene Art einmachen: es gibt einen donauländischen, einen spanischen und einen kaukasischen Geschmack."

Den ganzen Tag war ich in Garten und Hof um sie herum, ging mit ihr zu den Nachbarinnen, bei denen sie stundenlang Tee trank und unermüdlich alle möglichen Geschichten erzählte; ich war an sie wie festgewachsen und habe aus diesem Abschnitt meines Lebens kein anderes Bild so lebendig in Erinnerung wie das dieser rührigen, unendlich guten Alten.

Zuweilen tauchte für kurze Zeit meine Mutter im Haus auf; stolz und streng gleich der Wintersonne blickte sie auf alles mit ihren kalten, grauen Augen und verschwand rasch wieder, ohne eine tiefere Spur ihres Erscheinens in der Erinnerung zu hinterlassen.

Einmal fragte ich die Großmutter:

„Bist du eine Zauberin?"

„Was für Einfälle du hast, Junge!" sagte sie lächelnd und fügte nachdenklich hinzu: „Nein, nein — das Zaubern ist eine schwere Wissenschaft! Ich kann ja nicht einmal lesen! Der Großvater — der ist wohlbewandert in den Büchern, mir aber hat es die Mutter Gottes versagt!"

Und sie lüftete vor mir noch einen Zipfel des Schleiers, der über ihrem Leben lag:

„Auch ich bin wie du als Waise aufgewachsen, meine Mutter war eine arme Leibeigene und dazu verkrüppelt. Als sie noch ein junges Mädchen war, hatte ihr Herr ihr einmal einen großen Schreck eingejagt, sie war aus Angst in der Nacht aus dem Fenster gesprungen und hatte sich dabei die rechte Schulter so schwer verletzt, daß ihr rechter Arm gelähmt blieb. Nun war sie eine sehr geschickte Spitzenklöpplerin gewesen, jetzt aber konnte die Herrschaft sie nicht mehr brauchen, und so bekam sie einen Freibrief ausgestellt. Geh, wohin du willst, und lebe, wie du willst! Was sollte sie aber anfangen, da sie doch den rechten Arm nicht gebrauchen konnte? So blieb ihr denn nichts weiter übrig, als betteln zu gehen. Die Menschen waren damals reicher als heute und auch besser. Die Zimmerleute von Balachna zum Beispiel und auch die Spitzenklöpplerinnen, was waren das für prächtige Menschen! Im Herbst und im Winter gingen wir, die Mutter und ich, in der Stadt betteln, sobald aber der Erzengel Gabriel mit seinem Schwert den Winter verjagte und der Frühling von der Erde Besitz ergriff, zogen wir durchs Land, wohin die Augen uns führten. In Murom waren wir und in Jurjew und an der oberen Wolga und an der stillen Oka. Im Frühling und im Sommer ist's schön, so in der Welt umherzuziehen. Die Erde ist dann so freundlich, das Gras so hübsch samtweich; die Allerseligste Jungfrau hat die Felder mit Blumen überstreut, alles ist eitel Freude, und das Herz frohlockt. Wenn dann Mütterchen die blauen Augen schloß und ein Lied anstimmte, wurde es still ringsum, und alle hörten ihr zu. Nicht stark war ihre Stimme, aber wohlklingend, und alle lauschten ihr gern. Schön war es, so von milden christlichen Gaben zu leben! Wie ich aber neun Jahre alt geworden war, da schien's meinem Mütterchen doch nicht recht, daß ich so in der Welt herumziehen sollte, sie hielt es für beschämend, und so setzte sie sich in Balachna fest. Von Haus zu Haus ging sie hier und bat um Almosen, am Sonntag aber bettelte sie an den Kirchentüren. Ich saß inzwischen zu Hause und lernte Spitzenklöppeln und gab mir alle Mühe, um meinem Mütterchen so bald wie möglich helfen zu können. Da gab's gar manches Mal Tränen, wenn mir etwas nicht gleich gelang. Schließlich aber, wie so zwei Jahre herum waren, hatte ich die Sache weg und wurde gar berühmt in der Stadt. Sowie jemand

eine feinere Arbeit brauchte, kam er zu uns: ‚Nun, Akulina, setz mal deine Klöppel in Bewegung!‘ Ich war ganz glücklich darüber, ein rechter Feiertag war mir's. Natürlich war nicht ich die Meisterin, sondern Mütterchen, die zwar mit ihrem einen Arm nicht arbeiten konnte, aber mir doch alles ganz genau zeigte. Einer, der so richtig zu zeigen versteht, ist oft mehr wert als zehn, die es ausführen. Ich bildete mir natürlich wunder was ein und sagte zu meiner Mutter: ‚Nun brauchst du nicht mehr zu betteln, Mütterchen — nun will ich dich ganz allein ernähren!‘ Und sie sagte darauf: ‚Sei nur still und merke dir's — das, was du verdienst, wird einmal deine Mitgift sein.‘ Bald fand sich nun auch der Großvater ein — er war damals ein stattlicher Bursche, erst zweiundzwanzig Jahre alt und schon Aufseher bei den Treidlern! Seine Mutter hatte ein Auge auf mich geworfen, sie sah, daß ich eine fleißige Arbeiterin war, und weil ich armer Leute Kind war, dachte sie, ich würde ihrem Sohn eine gehorsame Frau sein. Sie hatte eine Pastetenbäckerei und war sehr böse — doch man soll den Menschen ihre Bosheit nicht nachtragen, Gott sieht es ja selber, daß sie böse sind; lieben tut sie freilich nicht der liebe Gott, sondern der Teufel.“

Und sie bricht in ein herzliches Lachen aus, und ihre Nase zittert dabei so spaßig, und die klugen, sinnigen Augen, die mich liebkosend anschauen, sagen mir noch viel, viel mehr als alle ihre Worte.

Ein stiller Abend schwebt mir vor. Wir tranken mit der Großmutter zusammen Tee im Zimmer des Großvaters; er war krank, saß ohne Hemd im Bett, hatte ein langes Handtuch um die Schultern, mit dem er sich alle paar Minuten den reichlich hervorbrechenden Schweiß abtrocknete, und atmete rasch und röchelnd. Seine grünen Augen waren trüb, das Gesicht war geschwollen und rot, namentlich die kleinen, spitzen Ohren waren stark gerötet. Die Hand, die nach dem Teeglas griff, zitterte heftig, und er war so sanft und gefügig, gar nicht rauh wie sonst.

„Warum gibst du mir denn keinen Zucker?“ fragte er launisch wie ein verwöhntes Kind die Großmutter.

„Trink den Tee mit Honig, das ist für dich gesünder“, antwortete sie freundlich, doch bestimmt.

Ächzend und krächzend schluckte er rasch den heißen Tee herunter und sagte:

„Gib nur recht acht, daß ich nicht sterbe!“

„Hab keine Angst, ich werde die Augen schon offenhalten.“

„Ja, tu das nur! Wenn ich jetzt sterben sollte, ist's, als ob ich gar nie gelebt hätte — alles würde zugrunde gehen.“

„Sprich nicht so viel, lieg still!“

Ein Weilchen lag er ruhig mit geschlossenen Augen da, kraute sich den dünnen Bart, schmatzte mit den dunkeln Lippen, fuhr dann plötzlich auf, als hätte ihn etwas gestochen, und begann rasch wie im Selbstgespräch: „Jaschka und Mischka müssen so bald wie möglich wieder heiraten. Vielleicht werden sie wieder vernünftig bei den neuen Frauen und den neuen Kindern. Was meinst du?“

Und er zählte die Mädchen in der Stadt auf, die als Schwiegertöchter in Betracht kommen könnten. Die Großmutter schwieg und trank ein Glas Tee nach dem andern. Ich saß am Fenster und sah zu, wie das Abendrot sich am Himmel ausbreitete und die Fenster der gegenüberliegenden Häuser rot erglühten — ich hatte irgend etwas verbrochen, und der Großvater hatte mir verboten, in den Hof und in den Garten zu gehen.

Im Garten schwirrten summende Käfer um die Birken, ein Böttcher hämmerte laut im Nachbarhof, irgendwo in der Nähe drehte ein Scherenschleifer seinen Stein; hinterm Garten, in der Schlucht, lärmten die Kinder und spielten in dem dichten Gebüsch Verstecken. Es lockte und zog mich mit aller Macht hinaus, und abendliche Sehnsucht senkte sich in mein Herz.

Plötzlich zog der Großvater ein nagelneues Buch hervor, schlug mit der flachen Hand darauf und sagte munter zu mir:

„Na, du Lausebengel, nun komm einmal her! Setz dich dahin, du Kalmückengesicht! Siehst du die Figur da? Die heißt ‚a‘. Sag mal: a, b, c! Was ist das da?“

„Das da? Ein b!“

„Richtig. Und das?“

„Ein c.“

„Falsch! Ein a ist es. Nun weiter: d, e, f. Was ist das?“

„Ein d.“

„Richtig. Und das?“

„Ein f.“

„Auch richtig. Und das?“

„Ein a.“

Die Großmutter, die sich einen Augenblick entfernt hatte, trat ins Zimmer.

„So lieg doch ruhig, Vater, streng dich nicht an!“

„Schweig! Das paßt mir gerade jetzt in den Kram, es kommen mir sonst allerhand Gedanken. Weiter, Alexej!“

Er legte seinen heißen, feuchten Arm um meinen Hals und wies über meine Schulter hinweg mit dem Finger auf die Buchstaben in der Fibel, die er mir mit der andern Hand unter die Nase hielt. Ein heißer Dunst von Essig, Schweiß und gebratenen Zwiebeln ging von ihm aus und benahm mir fast den Atem. Er schrie mir mit seiner heiseren Stimme die Buchstaben ins Ohr: „Gib acht — g, h, i!“

Und so jagte er mich durch das ganze kirchenslawische Abc, fragte mich vorwärts und rückwärts

und außer der Reihe und steckte mich förmlich mit seinem fieberhaften Eifer an, so daß auch ich in Schweiß geriet und aus vollem Halse schrie. Das machte ihm Spaß, und er mußte lachen, was ihn wieder zum Husten reizte.

„Nun hör doch, Mutter, wie er brüllt!“ sagte er, sich an die Brust fassend. „Was schreist du denn so, du Astrachaner Fleckfieber?“

„Sie schreien doch!“ versetzte ich keck.

Es machte mir Vergnügen, auf ihn und die Großmutter zu schauen, die, das Gesicht in die Hände gestützt, am Tisch saß und leise lachend sagte: „So regt euch doch nicht auf, ihr beiden!“

Der Großvater aber erklärte mir in aller Freundschaft: „Ich schreie, weil ich krank bin, du aber hast keinen Grund dazu, mein Junge! Übrigens“, sagte er, den feuchten Kopf schüttelnd, zur Großmutter, „die verstorbene Natalja irrte sich, als sie meinte, er hätte ein schlechtes Gedächtnis — er hat, Gott sei Dank, ein Gedächtnis wie ein Pferd! Na, mach mal weiter, Stupsnase!“

Schließlich stieß er mich übermütig vom Bett herunter. „Genug für heute. Behalt das Buch! Wenn du mir morgen das ganze Abc ohne Fehler vorlesen kannst, schenk' ich dir einen Fünfer.“

Als ich die Hand nach dem Buch ausstreckte, zog er mich nochmals an sich heran und sagte traurig: „Deine Mutter hat dich verlassen, armer Junge.“

„Was redest du da für Dinge, Vater?“ versetzte die Großmutter erschrocken.

„Ich hätt's auch lieber nicht gesagt — aber es ist mir gar zu schmerzlich, daß das Mädel sich so verirrt hat.“

Er schob mich heftig von sich fort.

„Geh, lauf ein bißchen herum — aber nur im Hof und im Garten, geh nicht auf die Straße!“

Es zog mich auch gar nicht auf die Straße hinaus, sondern eben nach dem Garten: sobald ich dort auf der kleinen Anhöhe erschien, begannen die Kinder aus der Schlucht mit Steinen nach mir zu werfen, und es machte mir Vergnügen, ihnen auf gleiche Weise zu dienen.

„Der Struwelkopf ist da!“ schrien sie, als sie mich erblickten, und bewaffneten sich rasch. „Los auf ihn!“

Ich wußte nicht, was ein „Struwelkopf“ war, und fühlte mich durch diesen Spitznamen nicht beleidigt. Es machte mir aber Spaß, mich allein gegen so viele zu verteidigen und zu sehen, wie der gut gezielte Stein den Feind in die Flucht trieb. Im übrigen wurden diese Kämpfe ohne Haß geführt und fanden fast immer einen friedlichen Abschluß.

Das Lernen fiel mir leicht. Der Großvater schenkte mir immer mehr Beachtung und schlug mich immer seltener, obschon ich nach meiner eigenen Meinung viel häufiger Prügel verdient hätte. Je größer und kräftiger ich nämlich wurde, desto häufiger verstieß ich gegen die Grundsätze und Gebote des Großvaters, und statt mich dafür zu prügeln, begnügte er sich damit, mich zu schelten und höchstens einmal nach mir auszuholen.

Ich war der Meinung, daß die Prügel, die er mir früher verabfolgt hatte, unverdient waren, und sagte ihm das einmal ins Gesicht.

Mit einem leichten Stoß gegen das Kinn hob er meinen Kopf in die Höhe und sagte blinzelnd:

„Wa—a—as?“

Und mit leisem Kichern fügte er hinzu:

„Ach, du Ketzer! Wie kannst du es wagen, darüber mitzureden, wieviel Prügel du verdient hast? Wer kann das wissen außer mir? Mach, daß du fortkommst!“

Doch faßte er mich zugleich an der Schulter, sah mir forschend in die Augen und fragte: „Sag mal — ist das Pfiffigkeit von dir oder Treuherzigkeit?“

„Ich weiß nicht.“

„Du weißt nicht? Nun, dann laß dir gesagt sein: Es ist besser, pfiffig zu sein, denn Treuherzigkeit ist nichts anderes als Dummheit, verstanden? Das Schaf ist treuherzig. Merk dir das! So — nun geh spazieren!“

Bald konnte ich im Psalter buchstabieren. Für gewöhnlich befaßten wir uns damit des Abends nach dem Tee, jedesmal mußte ich da durch einen ganzen Psalm hindurchstolpern. Das war nicht gerade unterhaltend für mich, von einem Begreifen des Gelesenen war keine Rede, und so suchte ich auf jegliche Weise von dem Psalter loszukommen und den Großvater auf etwas anderes zu bringen.

„Großväterchen!“ begann ich, wenn er einmal, meine Leseübungen überhörend und seinen Gedanken nachhängend, mit düstrer Miene vor sich hinschaute.

„Was gibt's?“

„Erzählen Sie doch irgendwas!“

„Ei, du Faulpelz, du sollst doch lesen!“ brummte er und rieb sich, als erwachte er aus dem Schlaf, die Augen. „Geschichten hast du gern, aber den Psalter — Gott behüte!“

Ich hatte ihn jedoch im Verdacht, daß auch ihm Geschichten lieber waren als der Psalter, obschon er ihn fast auswendig konnte — er las nämlich, um ein Gelübde zu erfüllen, jeden Abend vor dem Schlafengehen mit lauter Stimme, wie die Vorbeter in den Kirchen, einen der zwanzig Abschnitte des Buches.

Ich bat so eindringlich, daß er schließlich weich wurde und meinem Drängen nachgab.

„Nun, meinetwegen. Der Psalter bleibt schließlich für immer bei dir, und mich wird Gott bald vor sein ewiges Gericht fordern.“

Er lehnte sich in dem alten, mit Wollstickereien verzierten Sessel zurück und begann, den Kopf in den Nacken werfend und zur Decke emporblickend,

leise und nachdenklich von der alten Zeit, da noch sein Vater lebte, zu erzählen — wie einmal Räuber nach Balachna gekommen seien, um den Kaufmann Sajew auszuplündern, und wie sein Vater den Glockenturm bestiegen und Sturm geläutet habe, worauf die Räuber ihn erwischt, mit Säbeln zerhackt und vom Turm heruntergeworfen hätten.

„Ich war damals noch ein kleines Kind", erzählte er, „und habe nichts davon gesehen, weiß mich auch an nichts mehr zu erinnern. Mein Gedächtnis geht gerade noch bis auf das Jahr Zwölf zurück, als die Franzosen ins Land kamen. Ich war damals genau zwölf Jahre alt. Man brachte damals nach unserem Balachna an die dreißig Stück Gefangene, lauter kleines, mageres Volk, in Lumpen gekleidet, schlimmer als Bettler, zitternd vor Kälte und mit erfrorenen Gliedern, so daß sie nicht stehen konnten. Die Bauern wollten sie vollends totschlagen, aber die Begleitmannschaften ließen es nicht zu und jagten die Bauern auf ihre Höfe zurück. Später aber gewöhnten sich die Leute an die Franzosen, die ein anstelliges und geschicktes Volk sind und dabei lustig und liederfroh. Aus Nishni kamen Herrschaften mit dem Dreigespann angefahren — die einen beschimpften die Franzosen, drohten ihnen mit der Faust und schlugen sie sogar, die andern aber unterhielten sich mit ihnen freundlich in der fremden Sprache, schenkten ihnen Geld und warme Sachen. Ein ganz alter Herr aber bedeckte sein Gesicht mit den Händen und weinte: ‚O Gott', sagte er, ‚wie hat doch dieser Bösewicht Bonaparte die armen Franzosen zugerichtet!' Das war nun ein Russe, siehst du, und ein Herr sogar — und hatte Mitleid mit dem fremden Volk!"

Ein Weilchen schwieg er dann, schloß die Augen, glättete sein Haar mit den Händen und fuhr, vorsichtig die Erinnerung wachrufend, fort:

„Es ist Winter, der Schneesturm fegt durch die Straße, der Frost knackt im Gebälk, und sie, die Franzosen, kommen vor unser Fenster gelaufen, klopfen an die Scheiben, springen und schreien und verlangen heiße Pasteten — meine Mutter buk Pasteten, verstehst du, und verkaufte sie. In die Stube ließ sie die Mutter nicht hinein, sondern schob ihnen die heißen Pasteten durchs Fenster. Sie aber griffen gierig danach und steckten sie unter die Kleider, gerade aufs Herz, um sich zu erwärmen — so schrecklich litten sie unter der Kälte! Sie kamen nämlich aus einem warmen Land, waren die Kälte nicht gewohnt, und viele gingen daran zugrunde. Bei uns wurden zwei in der Badestube untergebracht, hinten im Garten — ein Offizier war's mit seinem Burschen Miron. Der Offizier war ein langer, hagerer Mensch, nichts als Haut und Knochen; er ging in einem abgetragenen Mantel, der ihm bis an die Knie reichte. Er war sehr umgänglich und trank gern ein Gläschen; meine Mutter braute heimlich Bier, und er kaufte sich öfters welches, trank sich voll und sang dann lustige Lieder. Er lernte ein paar Worte Russisch und plapperte sie her: ‚Euer Land nicht weiß', sagte er, ‚euer Land schwarz und böse!' Und er hatte recht, denn weiter oben ist unser Land nicht sehr freundlich, erst weiter unten an der Wolga wird es wärmer, und hinterm Kaspischen Meer soll's überhaupt keinen Schnee geben. Möglich ist's schon: auch im Evangelium und in der Apostelgeschichte und im Psalter steht von Schnee und Winter nichts zu lesen, und die Orte, an denen Jesus gelebt hat, liegen in jener Richtung. Und weil ich gerade davon rede: sobald wir mit dem Psalter fertig sind, fangen wir an, die Evangelien zu lesen."

Er schweigt wieder, als sei er eingeschlummert; er grübelt über etwas nach, blickt seitwärts durchs Fenster und kommt mir so klein, gleichsam zugespitzt vor.

„Erzählen Sie, Großväterchen", mahne ich leise, und er fährt aus seinem Sinnen auf.

„Ja, also die Franzosen", beginnt er wieder. „Auch sie sind Menschen, nicht schlimmer als wir armen Sünder. Manchmal riefen sie der Mutter zu: ‚Madame, Madame', was wohl soviel heißen sollte wie ‚meine Gnädige'. Die Gnädige aber trug gerade einen fünf Pud schweren Sack Mehl vom Boden. Kräftig war sie — gar nicht wie ein Weib, bis zu meinem zwanzigsten Jahre schleifte sie mich an den Haaren, und zwar ganz gehörig, mit zwanzig aber war ich selber ein ganz kräftiger Junge geworden. Was den Offiziersburschen Miron betrifft, so liebte der die Pferde ganz besonders, ging von Hof zu Hof und bat durch Zeichen, man möchte ihm doch erlauben, die Pferde zu striegeln. Anfangs hatten die Leute Angst, er könnte den Pferden etwas antun, da er doch ein Feind war; dann aber baten sie ihn schon selbst: ‚Heda, Miron, komm doch mal zu uns!' Er lächelte, nickte mit dem Kopf und ging hin. Rothaarig war er, mit einer langen Nase und dicken Lippen. Mit den Pferden ging er vortrefflich um, auch aufs Kurieren verstand er sich. Er ließ sich später hier in Nishni als Tierarzt nieder, ist aber verrückt geworden, und die Feuerwehrleute schlugen ihn tot. Der Offizier wurde, wie's aufs Frühjahr ging, immer elender und ist am Sankt-Nikolaus-Tage still gestorben: ganz in Gedanken saß er im Badehaus am Fenster, steckte den Kopf heraus und ist denn auch so gestorben. Mir tat er leid, ich weinte sogar heimlich um ihn. Er hatte so etwas Sanftes — oft nahm er mich beim Kopf und redete in seiner Sprache freundlich zu mir, und wenn ich ihn auch nicht recht verstand, so tat es mir doch wohl, ihm zuzuhören. Menschliche Liebe kauft man nun mal nicht auf dem Markt! Er hatte auch angefangen, mir seine Sprache beizubringen, aber die Mutter wollte es nicht leiden und führte mich sogar zum Popen, und der befahl, mich gehörig durchzuprügeln, und beschwerte sich sogar über den Offizier. Ja, man lebte damals in strenger Zucht, mein

Junge! Du hast das nicht mehr kennengelernt, andere haben die Hiebe für dich bekommen — merk dir das! Was ich alles durchgemacht habe!"

Es war dunkel geworden. In der Dämmerung schien mir der Großvater ganz seltsam zu wachsen, und seine Augen leuchteten wie die Augen einer Katze. Über alles sonst sprach er leise, vorsichtig, nachdenklich, von sich selbst dagegen redete er lebhaft, schnell und prahlerisch. Mir gefiel das nicht, am meisten aber mißfielen mir seine Zwischenbemerkungen: „Merk dir das! Nimm dir ein Beispiel daran!" Vieles von dem, was er erzählte, wollte ich mir gar nicht merken, es setzte sich aber auch ohnedies in meinem Gedächtnis fest wie ein Splitter, der mir Schmerz verursachte.

Niemals erzählte er Märchen, sondern immer nur Dinge, die wirklich geschehen waren. Ich hatte auch bemerkt, daß er es gar nicht gern hatte, wenn man ihm Fragen stellte. Gerade darum fragte ich ihn jetzt: „Und wer ist besser — die Franzosen oder die Russen?"

„Ja — wie soll man das wissen? Ich hab's doch nicht gesehen, wie die Franzosen bei sich zu Hause leben", knurrte er ärgerlich und fügte hinzu: „In seiner Höhle ist auch der Iltis gut."

„Und die Russen — sind die gut?"

„Wie man's nimmt. Als sie noch unter den Herren standen, waren sie besser; ein Volk, wie aus Eisen geschmiedet! Seit sie alle in Freiheit leben, haben sie auch nichts mehr im Hals — weder Brot noch Salz. Nicht, als ob die Herren besonders gut zu ihnen gewesen wären, aber an Vernunft fehlte es ihnen nicht. War solch ein Herr von der rechten Art, dann hatte man seine Freude an ihm; freilich gab's auch unter den Herren so manchen schlimmen Narren. Viel Schale ist an uns Russen — sieht man hin, so denkt man: 's ist ein Mensch, sieht man aber näher zu, so ist's nichts als Schale, kein Kern ist drin, alles aufgegessen. Belehren müßte man uns, unsern Verstand schleifen — 's ist aber auch kein rechter Schleifstein da."

„Sind sie stark — die Russen?"

„Wohl gibt's manchen Starken darunter, aber nicht auf die Stärke kommt's an, sondern auf die Geschicklichkeit. So viel Stärke du auch besitzen magst — das Pferd wird immer stärker sein als du."

„Und warum haben die Franzosen gegen uns Krieg geführt?"

„Nun, das Kriegführen — das ist schon Sache der Zaren, da steht unser Verstand still."

Auf meine Frage, wer Bonaparte gewesen sei, gab der Großvater mir eine Antwort, die mir im Gedächtnis geblieben ist:

„Er war ein kühner Mensch, der die ganze Welt erobern wollte; und alle sollten dann auf gleiche Weise leben, keine Herren, keine Beamten sollte es geben, überhaupt keine verschiedenen Stände! Nur die Namen der Menschen sollten verschieden sein, die Rechte aber sollten für alle gleich sein, und ebenso der Glaube. Das war natürlich eine Dummheit; nur die Krebse kann man nicht unterscheiden, die Fische aber sind unter sich verschieden: Wels und Stör sind keine Freunde, Sterlet und Hering keine Kameraden. Auch wir hatten schon solche Bonapartes — Stepan Timofejewitsch Rasin und Jemeljan Iwanowitsch Pugatschow; von diesen beiden werde ich dir später erzählen."

Zuweilen sah er mich lange und schweigend an, wobei seine Augen sich rundeten, als erblickte er mich zum erstenmal. Es war mir nicht angenehm, wenn er mich so forschend ansah. Von meinem Vater oder meiner Mutter sprach der Großvater niemals.

Nicht selten kam die Großmutter zu diesen Unterhaltungen hinzu. Sie setzte sich still in einen Winkel, saß dort lange schweigend und unsichtbar und fragte dann plötzlich mit ihrer weich umfangenden Stimme:

„Und weißt du noch, Vater, wie schön es war, als wir damals beide die Wallfahrt nach Murom machten? In welchem Jahre war das doch?"

Der Großvater dachte eine Weile nach und antwortete dann umständlich:

„Genau kann ich's nicht sagen, es war aber vor der Cholera, in dem Jahre, als man die Leute von Olonez in den Wäldern verfolgte."

„Richtig! Wir hatten noch solche Angst vor ihnen."

„Ganz recht."

Ich fragte, was das für „Leute aus Olonez" gewesen seien und weshalb sie sich in die Wälder geflüchtet hätten.

„Die Leute von Olonez", versetzte der Großvater, „waren einfach Bauern, die von den Krongütern, von den Fabriken, von der Arbeit weggelaufen waren."

„Und wie hat man sie verfolgt?"

„Nun, wie Jungen spielen: die einen laufen weg, und die andern rennen ihnen nach und suchen sie. Wer gefangen wurde, bekam die Peitsche oder die Knute; auch wurden ihnen die Nasenlöcher aufgeschlitzt, und auf die Stirn wurde ihnen ein Mal eingebrannt, damit man gleich erkennt, daß sie bestraft sind."

„Warum machte man das?"

„Warum? Sie waren eben abgeurteilt. Das sind so Dinge, die nicht ganz klar sind. Wer da im Unrecht ist, ob derjenige, der fortläuft, oder der andere, der ihn verfolgt, das können wir nicht herausfinden."

„Und weißt du noch, Vater", beginnt die Großmutter wieder, „wie wir damals nach dem großen Brand..."

Der Großvater liebte in allen Dingen Genauigkeit und fragte daher streng:

„Nach welchem großen Brand?"

Wenn sie sich so in die Vergangenheit vertieften, vergaßen sie mich ganz und gar. Ihre Stimmen und Reden klangen in gleichem Rhythmus, fast als sängen sie ein Lied — ein düsteres, unfrohes Lied von Krankheiten, Feuersbrünsten, Morden, von plötzlichen Todesfällen und pfiffigen Gaunerstreichen, von blödsinnigen Bettlern und schlimmen großen Herren.

„Was hat man nicht alles erlebt und durchgemacht!" brummte der Großvater leise.

„Ist's uns vielleicht schlecht ergangen?" sagte die Großmutter. „Weißt du noch, was für ein schönes Frühjahr wir damals hatten, als Warja zur Welt kam?"

„Das war im Jahr 48, als der Feldzug nach Ungarn war. Gevatter Tichon mußte damals gleich am Tage nach der Taufe mit ins Feld."

„Und ist dort umgekommen!" sagte die Großmutter seufzend.

„Und ist dort umgekommen, ja! Seit jenem Jahr ist der Segen Gottes auf uns niedergeströmt wie der Regen aufs Floß. Ach, die Warwara..."

„Laß schon gut sein, Vater."

Er setzte eine finstere, zornige Miene auf.

„Was soll ich gut sein lassen? Sie sind mißraten, unsere Kinder, von welcher Seite ich sie auch ansehe. Wohin ist unsere Kraft, unser Saft geschwunden? In einen Korb aus Birkenrinde glaubten wir beide zu sammeln, und dabei war's ein schlechtes Sieb, das uns der Herr in die Hand gegeben hatte."

Er schrie es förmlich hinaus, lief im Zimmer umher, als ob er sich verbrüht hätte, schimpfte über die Kinder und drohte der Großmutter mit seiner mageren, kleinen Faust.

„Du hast ihnen immer durch die Finger gesehen und sie verzogen, du Hexe!"

In schmerzlicher Erregung, fast den Tränen nahe, flüchtete er sich in die Ecke, in der die Heiligenbilder hingen, und schlug sich weit ausholend gegen die magere Brust, daß es förmlich dröhnte.

„O Gott, bin ich denn ein größerer Sünder als die andern? Wofür strafst du mich denn so—o?"

Er zitterte am ganzen Körper, und aus den tränenfeuchten Augen blitzten Kränkung und Zorn.

Die Großmutter saß im Dunkeln, bekreuzigte sich schweigend, ging dann behutsam auf ihn zu und suchte ihn zu begütigen:

„Nun, nun — so laß dich doch nicht so gehen! Der liebe Gott weiß schon, was er tut. Haben vielleicht andere mehr Glück mit ihren Kindern? Überall ist's dasselbe, Vater — Zank und Streit und Rauferei. Alle Väter und Mütter müssen nun mal ihre Sünden mit Tränen abwaschen, nicht nur du allein."

Zuweilen beschwichtigten ihn ihre Worte, und er legte sich schweigend und ermattet ins Bett, während die Großmutter leise mit mir nach ihrer Bodenkammer ging. Einmal jedoch, als sie auch wieder mit freundlichen Worten an ihn herantrat, wandte er sich jählings um und schlug sie hart mit der Faust ins Gesicht. Die Großmutter fuhr zurück und wäre fast hingestürzt. Dann fuhr sie sich mit der Hand an die Lippen, und als sie sich wieder gesammelt hatte, sagte sie leise, in aller Ruhe:

„Ach, du Dummkopf."

Und sie spie ihm das Blut vor die Füße, er aber heulte zweimal wild auf und schrie, beide Hände gegen sie erhebend:

„Geh fort, sonst schlag' ich dich tot!"

„Dummkopf!" wiederholte die Großmutter im Fortgehen von der Tür aus. Der Großvater stürzte ihr nach, sie überschritt jedoch, ohne sich weiter zu beeilen, die Schwelle und schlug ihm die Tür vor der Nase zu.

„Alte Vettel!" zischte der Großvater, ganz rot vor Wut, hielt sich am Türpfosten fest und kratzte daran herum.

Ich saß, mehr tot als lebendig, auf der Ofenbank und traute meinen Augen nicht: zum erstenmal hatte er die Großmutter in meiner Gegenwart geschlagen; das machte auf mich einen ungemein tiefen und widerwärtigen Eindruck und zeigte mir ihn von einer neuen Seite, mit der ich mich in keiner Weise abfinden konnte und die auf mich beklemmend wirkte. Da stand er nun an den Pfosten festgekrallt, struppig und grau, wie mit Asche bestreut. Und plötzlich ging er nach der Mitte des Zimmers und kniete nieder, fiel jedoch vornüber, so daß er den Boden mit den Händen berührte. Doch richtete er sich sogleich wieder auf, schlug sich mit den Händen gegen die Brust und rief:

„O Gott, o Gott!"

Ich rutschte von den warmen Kacheln der Ofenbank wie auf glattem Eis herunter und stürzte zur Tür hinaus. Oben ging die Großmutter im Zimmer auf und ab und spülte sich den Mund.

„Tut es dir weh?" fragte ich.

Sie ging in die Ecke, spuckte das Wasser in den Spülichteimer und antwortete ruhig:

„Es ist nicht weiter schlimm, die Zähne sind ganz geblieben: nur die Lippen hat er mir blutig geschlagen."

„Warum hat er's getan?"

Sie blickte zum Fenster hinaus auf die Straße und sagte:

„Er ärgert sich. Es wurmt ihn, daß ihm auf die alten Tage alles mißlingt. Leg dich nur in Gottes Namen hin und denk nicht weiter darüber nach!"

Ich stellte noch irgendeine Frage, sie schrie jedoch ungewohnt streng auf mich ein:

„Hinlegen sollst du dich — hörst du nicht? Du ungehorsamer Junge!"

Sie setzte sich ans Fenster, sog an ihrer Lippe und spuckte öfters in ihr Taschentuch. Ich betrachtete sie, während ich mich auszog. In dem blauen Fensterquadrat blinkten über ihrem schwarzen

Kopf die Sterne. Auf der Straße war es still, im Zimmer dunkel.

„Schlaf ruhig, ich geh' zu ihm 'runter. Bedauere mich nicht zu sehr, mein Taubenseelchen! Auch ich habe mein Teil Schuld. Jetzt schlaf!"

Sie küßte mich und ging. Unendlich tiefe Traurigkeit befiel mich, ich sprang aus dem breiten, weichen, warmen Bett heraus und lief ans Fenster. Starr, in unerträglichem Gram, stand ich da und blickte auf die öde Straße.

6

Ein neuer, drückender Alp hatte sich auf das Haus gelegt. Eines Abends nach dem Tee, als ich mit dem Großvater über dem Psalter saß und die Großmutter das Geschirr abzuwaschen begann, stürzte Onkel Jakow ins Zimmer, zerzaust wie immer und ganz einem abgenutzten Besen ähnlich. Ohne zu grüßen, warf er seine Mütze irgendwohin in die Ecke und begann, mit den Armen umherfuchtelnd und sich schüttelnd, hastig draufloszureden:

„Väterchen, Mischka ist wieder außer Rand und Band! Er hat bei mir zu Mittag gegessen, hat sich betrunken und die tollsten Dinge getrieben: das Geschirr hat er zerschlagen, hat ein Wollkleid, das zum Färben geschickt war, in lauter Fetzen gerissen, hat die Fenster eingeworfen und mich und Grigori schwer beschimpft. Und jetzt kommt er hierher und droht: ‚Den Bart reiß' ich meinem Alten aus', schreit er, ‚totschlagen werd' ich ihn!' Seien Sie auf der Hut!"

Die Hände auf die Tischplatte gestemmt, erhob sich der Großvater langsam. Sein Gesicht legte sich in Falten, spitzte sich nach der Nase hin zu und wurde schmal und scharf, so daß es einem Beil glich.

„Hörst du, Mutter?" kreischte er auf. „Wie gefällt dir das, hm? Den eigenen Vater will er totschlagen — ein schöner Sohn! Ja, ja, es ist Zeit, es ist Zeit, Schluß zu machen mit dem Alten, meine lieben Kinderchen."

Er durchmaß, die Schultern reckend, das Zimmer, schritt auf die Tür zu, legte den schweren Haken rasch in die Krampe und sagte zu Jakow:

„Ihr wollt also immer noch Warwaras Mitgift schlucken? Da — so viel bekommt ihr!" Er hielt ihm höhnisch die geballte Faust unter die Nase.

„Was hab' ich denn mit der Sache zu tun?" versetzte Onkel Jakow gekränkt.

„Du? Oh, dich kenne ich!"

Die Großmutter schwieg und stellte hastig die Tassen in den Schrank.

„Ich bin doch gekommen, um Sie zu verteidigen!"

„Ei, sieh doch!" rief der Großvater spöttisch. „Das ist ja wunderschön! Ich danke dir, mein Sohn! Gib doch diesem Fuchs irgendwas in die Hand, Mutter, einen Feuerhaken wenigstens, oder ein Plätteisen! Und wenn dann dein Bruder kommt, Jakow Wassilitsch — schlägst du mich damit vor den Schädel!"

Der Onkel schob die Hände in die Taschen und ging brummend in die Ecke.

„Wenn Sie mir nicht glauben wollen..."

„Dir glauben?" schrie der Großvater und stampfte mit dem Fuß auf. „Nein! Jedem Tier will ich glauben, dem Hund, dem Igel, aber dir niemals! Ich weiß wohl, du hast ihn betrunken gemacht, hast ihm alles eingeredet! Nun, jetzt kannst du zuschlagen, du hast die Wahl: er oder ich."

Die Großmutter flüsterte mir leise zu:

„Geh auf den Boden, schau durchs Guckfenster, und wenn Onkel Michailo sich auf der Straße zeigt, dann komm rasch herunter und sag's! Mach schnell!"

Ein wenig von Furcht erfüllt vor dem drohenden Angriff des gewalttätigen Onkels, aber doch auch stolz über den Auftrag, stand ich nun am Fenster und sah auf die Straße hinaus. Sie war in ihrer ganzen Breite mit einer dicken Staubschicht bedeckt, aus der die Pflastersteine höckerig herausragten. Nach links zog sie sich ganz weit hin, durchschnitt die Schlucht und mündete auf den Gefängnisplatz, wo auf dem lehmigen Grund fest und breit ein graues Gebäude mit vier Ecktürmen, das alte Gefängnis, sich erhebt; etwas Tiefernstes, Düsteres ruht über dem alten Bau. Zur Rechten, drei Häuser weit von uns, dehnt sich der Heumarkt aus, der von der gelben Kaserne der Strafkompanie und dem bleigrauen Wachtturm der Feuerwehr abgeschlossen wird. Rund um den Auslug des Wachtturms bewegt sich der Feuerwächter wie ein Hund an der Kette. Der große Platz ist zerklüftet; in einer Mulde schimmert tief auf dem Grund eine grünliche Pfütze, und weiter rechts liegt der modrige Djukowteich, in den nach der Erzählung der Großmutter Onkel Mischka und Onkel Jaschka einstmals meinen Vater geworfen hatten. Dem Guckfenster schräg gegenüber liegt ein Seitengäßchen, in dem sich bunte kleine Häuschen aneinanderreihen. Am Ende des Gäßchens liegt die breite, niedrige Kirche „Zu den drei heiligen Bischöfen". Schaut man geradeaus, so erblickt man die Dächer der Häuser, die in dem Meer der Gärten wie kielaufwärts gekehrte Boote aussehen.

Die von den Stürmen der langen Winter und den endlosen herbstlichen Regengüssen arg mitgenommenen, verwitterten und verblichenen Häuser unserer Straße sind jetzt dick mit Staub eingepudert. Sie drängen sich zusammen wie die Bettler an der Kirchentür: ihre Fenster haben etwas mißtrauisch Glotzendes, als ob sie, gleich mir, nach jemandem auslugten. Nur wenige Menschen sieht man auf der Straße; sie bewegen sich ohne Hast, wie nachdenkliche Schaben auf dem warmen Ofen. Eine dumpfe, stickige Wärme steigt zu mir empor, vermischt mit dem fettigen Duft von Zwiebel- und Mohrrübenkuchen, der mir zuwider ist und mir jedesmal die Laune verdirbt.

Langeweile überkommt mich — eine fast unerträgliche Langeweile von ganz besonderer Art. Es ist, als ob flüssiges Blei mir die Brust erfüllte und die Rippen auseinandertriebe, und es wird mir so eng in der kleinen Bodenkammer mit dem sargdeckelartigen Dach.

Dort kommt er endlich, den ich erwarte: Onkel Michail; hinter einem grauen Haus hervor lugt er aus der Seitengasse herüber. Er trägt ein rotbraunes Jackett, gewürfelte Beinkleider und bis an die Knie reichende Schaftstiefel. Die Mütze sitzt ihm schief auf den abstehenden Ohren; die eine Hand steckt in der Hosentasche, mit der andern hält er seinen Kinnbart fest. Sein Gesicht kann ich nicht sehen, seine Haltung aber ist derart, als wolle er mit einem Satz über die Straße hinwegspringen und das Haus des Großvaters mit den schwarzen Tatzen packen. Ich müßte nun eigentlich hinunterlaufen und sein Kommen melden, doch kann ich mich so rasch von dem Fenster nicht losreißen und sehe noch, wie der Onkel vorsichtig, wie wenn er seine ohnedies schon staubigen Stiefel noch mehr zu bestauben fürchtete, die Straße überquert, und höre, wie er die Schenktür unten öffnet, wie die Türangeln kreischen und die Glasscheiben klirren.

Ich eile hinunter und klopfe an die Tür zum Zimmer des Großvaters.

„Wer ist da?" fragt er barsch, ohne zu öffnen. „Du? Nun? Er ist in die Schenke gegangen, nicht? Gut, geh wieder hinauf!"

„Ich fürchte mich dort oben."

„Ach was, Unsinn!"

Ich stehe wieder am Dachfenster und blicke auf die Straße hinunter. Es wird dunkel. Der Staub auf der Straße scheint anzuschwellen, er kommt mir tiefer und schwärzer vor. Gelber Lichtschein schimmert in den Fenstern der Häuser, im Hause gegenüber erschallt Musik, viele Saiten erklingen schwermütig-melodisch. In der Schenke wird gleichfalls Musik gemacht. Sooft die Tür sich öffnet, tönt eine müde, klagende Stimme über die Straße hin: ich weiß, es ist die Stimme des alten, bärtigen, halbblinden Bettlers Nikituschka, dessen rechtes Auge wie eine glühende Kohle flackert, dessen linkes aber ausgequollen ist. Wird die Tür zugeworfen, so ist auch sein Lied wie mit dem Beil abgehackt.

Die Großmutter beneidet diesen Bettler; wenn sie seine Lieder hört, sagt sie seufzend:

„Wie glücklich ist er doch, daß er so viele Verse kann! Welche Gnade Gottes!"

Zuweilen läßt sie ihn zu uns kommen; auf seinen Stock gestützt, sitzt er auf der Treppe und singt und sagt Verse her, die Großmutter aber sitzt neben ihm, hört zu und fragt ihn aus: „Sag doch mal — ist denn die Mutter Gottes auch in Rjasan gewesen?"

Und der Bettler antwortet voller Überzeugung in seinem tiefen Baß: „Sie ist überall gewesen, in allen Gouvernements."

Unsichtbar dringt von der Straße her eine schläfrige Müdigkeit auf mich ein und legt sich bei mir bedrückend auf Herz und Augen. Wie schön wäre es doch, wenn jetzt die Großmutter käme! Oder wenigstens der Großvater! Was für ein Mann mag wohl mein Vater gewesen sein? Warum konnten ihn der Großvater und die beiden Onkel nicht leiden, und warum sprechen die Großmutter, Grigori und die Kinderfrau Jewgenija so gut von ihm? Und wo mag meine Mutter weilen? Immer häufiger denke ich an meine Mutter, sie steht für mich im Mittelpunkt all der Märchen und Geschichten, die die Großmutter mir erzählt. Die Tatsache, daß sie nicht in ihrer Familie leben will, erhebt sie in meinen Träumen immer höher; ich bilde mir ein, daß sie in einer Herberge an der Landstraße haust, mitten unter Räubern, die die reichen Reisenden plündern und den Raub mit den Armen teilen. Vielleicht lebt sie aber auch im Wald, in einer Höhle, natürlich gleichfalls mit edlen Räubern zusammen, führt ihnen dort die Wirtschaft und bewacht das von ihnen geraubte Gold. Es kann aber auch sein, daß sie in der Welt umherzieht und deren Schätze zählt, wie die „Räuberfürstin" Jengalytschewa dereinst mit der Mutter Gottes zusammen umherzog, und daß die Mutter Gottes meiner Mutter ins Gewissen redet, wie sie jener Fürstin ins Gewissen geredet hat:

„Und erraffest du, die Giererfüllte, selbst
Alles Gold und Silber dieser Erdenwelt —
Nimmer könntest deine Nacktheit, o Verruchte,
Du mit all dem Gute doch bedecken."

Und meine Mutter antwortet ihr darauf mit den Worten der Räuberfürstin:

„Ach, vergib mir, du Gebenedeite,
Heilige, verzeih dem sünd'gen Weibe —
Nicht um meinetwillen hab' geplündert ich,
Sondern um des einz'gen Sohnes willen."

Und die Mutter Gottes, die an Herzensgüte der Großmutter nicht nachsteht, verzeiht ihr denn auch und sagt:

„Ach, du, Warja, du Tatarenkind,
Schrecken du der ganzen Christenheit,
Geh denn weiter deinen schlimmen Weg —
Bringt er Tränen dir, bist selbst du schuld!
Nur verschone mir das Russenvolk,
Zieh durch Wald und Steppe kühn, und halt
An Mordwinen und Kalmücken dich!"

Im Banne dieser Sagen lebe ich wie in einem Traum dahin, aus dem mich Lärmen, Grölen und Brüllen unten im Hausflur und auf dem Hof aufrütteln. Ich stecke den Kopf durch die Luke und sehe, wie der Großvater, Onkel Jakow und der Hausknecht des Schankwirts, der spaßige Tscheremisse Meljan, den Onkel Michail durch das Pförtchen auf die Straße hinauswerfen. Er widersetzt sich, und sie schlagen ihn auf die Arme, den Rücken, den Hals, versetzen ihm Fußtritte, und endlich fliegt er kopf-

über in den Staub der Gasse. Das Pförtchen wird zugeschlagen und verriegelt; über das Tor fliegt eine zerknitterte Mütze, und alles ist still.

Onkel Michail bleibt eine Weile lang hingestreckt liegen und steht dann auf. Die Kleider hängen ihm in Fetzen am Leib. Er nimmt einen Stein von der Straße auf und schleudert ihn gegen das Tor — ein dumpfer Ton erschallt, als ob man gegen den Boden eines Fasses schlüge. Aus der Schenke treten dunkle Gestalten, sie brüllen, krächzen, fuchteln mit den Händen; in den Fenstern der Häuser zeigen sich Köpfe — die Straße wird lebendig, lacht und schreit. Das alles ist gleichfalls wie ein Märchen, unterhaltsam zwar, zugleich aber auch abschreckend und peinlich.

Und plötzlich ist alles wie weggewischt, alle schweigen, verschwinden.

Auf der Truhe neben der Türschwelle sitzt die Großmutter, ganz zusammengesunken, unbeweglich, kaum hörbar atmend; ich stehe vor ihr und streichle ihr die warmen, weichen, feuchten Backen, sie aber scheint nichts zu fühlen und murmelt traurig vor sich hin: „O Herr, hast du denn nicht Einsicht genug, um meinen Kindern den Kopf zurechtzusetzen? Herr, erbarme dich unser!"

Der Großvater hat, soweit ich mich erinnere, auf der Feldstraße nicht länger als ein Jahr gewohnt, von einem Frühling bis zum andern, doch diese Zeit genügte, um das Haus in einen wenig schmeichelhaften Ruf zu bringen. Fast jeden Sonntag liefen an unserm Tor die Kinder zusammen und trugen jubelnd die Botschaft auf die Straße:

„Bei Kaschirins prügeln sie sich wieder!"

In der Regel erschien Onkel Michailo am Abend und hielt das Haus die ganze Nacht hindurch belagert, so daß seine Bewohner in ewigen Ängsten lebten. Zuweilen brachte er auch zwei bis drei Kumpane mit, verlotterte Burschen aus der Vorstadt, die von der Schlucht aus in den Garten einbrachen und dort in trunkenem Übermut unter den Himbeer- und Johannisbeersträuchern die tollste Verwüstung anrichteten. Einmal fiel ihrer Zerstörungssucht sogar das Badehäuschen zum Opfer. Sie zerbrachen darin alles, was nur irgend zu zerbrechen war, die Schwitzbank, die Pritsche, die Wasserbehälter, zertrümmerten den Ofen, rissen ein paar Bohlen heraus und schlugen Tür und Fensterrahmen in Stücke.

Finster und stumm stand der Großvater am Fenster und horchte auf das Poltern der wüsten Gesellen, die sein Hab und Gut zerstörten. Die Großmutter lief irgendwo draußen im Hof umher; man sah sie nicht und hörte nur ihre flehende Stimme:

„Mischa, was machst du denn, Mischa!"

Als Antwort erschollen aus dem Garten unflätig-schamlose Schimpfreden „echt russischer" Art, deren Sinn dem Begriffsvermögen wie dem Empfinden der vertierten Burschen, die sie ausstießen, wohl gleich verschlossen war.

Angst befiel mich, wenn ich in solchen Stunden allein, ohne die Großmutter, im Zimmer war. Da ich ihr nicht nachlaufen konnte, flüchtete ich mich in das Zimmer des Großvaters, der mich jedoch mit einem barschen „Marsch, hinaus!" empfing. Ich lief auf den Boden und spähte durch das Guckfenster in das Dunkel des Gartens und des Hofes. Voller Bangen folgt mein Auge der Großmutter — ich fürchte, daß man sie totschlagen könnte, ich schreie und rufe, sie aber hört nicht auf mich. Dagegen hört der betrunkene Onkel Michail meine Stimme, und als Antwort erschallen widerliche Beschimpfungen gegen meine Mutter.

An einem dieser Abende lag der Großvater krank zu Bett, warf den mit einem Handtuch umwundenen Kopf auf dem Kissen hin und her und keifte und jammerte:

„Und darum haben wir nun gelebt, gesündigt und gespart! Wenn ich die Schande nicht fürchtete, wär' ich längst zur Polizei gegangen. Aber man schämt sich doch: was müssen es für Eltern sein, die ihre Kinder von der Polizei verfolgen lassen? Was bleibt einem da übrig, als den Dingen ihren Lauf zu lassen?"

Er ließ plötzlich die Beine auf den Fußboden hinuntergleiten und ging schwankend zum Fenster hin. Die Großmutter packte ihn an den Armen und fragte: „Wohin denn, wohin?"

„Mach Licht!" rief er und zog mühsam und laut hörbar die Luft ein.

Und als die Großmutter die Kerze angezündet hatte, ergriff er den Leuchter mit den Händen, hielt ihn vor sich wie der Soldat das Gewehr und schrie laut und höhnisch zum Fenster hinaus: „He, Mischka, du nächtlicher Dieb, du räudiger, toller Hund!"

Im selben Augenblick ging das Glas des oberen Fensterflügels in Scherben, und auf den Tisch, gerade neben die Großmutter, fiel ein halber Ziegelstein.

„Vorbeigegangen!" rief der Großvater mit heulender Stimme, so daß man nicht wußte, ob er weinte oder lachte.

Die Großmutter nahm ihn in die Arme, wie sie es mit mir zu tun pflegte, trug ihn ins Bett und suchte ihn angstvoll zu beschwichtigen:

„Was fällt dir ein, um Gottes willen! Wenn er dir was antut, ist ihm Sibirien sicher! In der Wut ist er zu allem fähig!"

Der Großvater zappelte mit den Beinen, und ein trockenes heiseres Schluchzen kam aus seiner Kehle:

„Mag er mich totschlagen!"

Draußen gab's ein Stampfen und Brüllen, ein Stoßen und Kratzen an der Wand. Ich nahm den Ziegelstein vom Tisch und lief damit ans Fenster. Die Großmutter packte mich rasch am Schopf, schleuderte mich in die Ecke und rief:

„Ach, du verdammter Bengel!"

Ein andermal suchte Onkel Michail, mit einem dicken Knüttel bewaffnet, vom Hof aus durch den Flur ins Haus einzudringen; er stand auf den Stufen der Hintertreppe und schlug gegen die Tür, daß es krachte. Hinter der Tür aber standen der Großvater, gleichfalls mit einem Knüttel in der Hand, dann zwei Mieter, die jeder eine Art Keule schwangen, und die Frau des Schankwirts, eine große, starke Person, mit einem Mangelholz. Hinter ihnen lief die Großmutter hin und her und bat flehentlich:

„So laßt mich doch zu ihm! Laßt mich doch nur ein Wörtchen mit ihm reden!"

Der Großvater stand da, ein Bein vorgestellt, wie der Mann mit dem Jagdspieß auf dem bekannten Gemälde „Die Bärenjagd". Als die Großmutter zu ihm herantrat, stieß er schweigend mit Ellbogen und Bein nach ihr. Auf das Schlimmste gefaßt, standen die vier Verteidiger da; über ihnen brannte an der Wand die Laterne, deren Licht unheimlich zitternd auf ihre Köpfe fiel. Ich sah mir das Ganze von der Bodentreppe aus an und hätte die Großmutter am liebsten nach oben geführt.

Der Onkel war eifrig dabei, die Tür einzuschlagen, und er mühte sich nicht erfolglos, denn schon schwankte sie ganz bedenklich. Die obere Angel konnte jeden Augenblick nachgeben, und die untere war bereits losgeschlagen. Mit kreischender Stimme feuerte jedoch der Großvater seine Mitkämpfer an:

„Schlagt nur feste drauflos; auf Arme und Beine, nur nicht auf den Schädel!"

Neben der Tür war ein kleines Fensterchen, durch das man gerade den Kopf hindurchstecken konnte. Die Glasscheibe darin hatte der Onkel schon zerschmettert, an den Rändern saßen noch die scharfen Scherben; es gähnte finster wie ein ausgeschlagenes Auge.

Die Großmutter stürzte zu dem Fensterchen hin, streckte die Hand hindurch, winkte und rief laut:

„Mischa, um Christi willen, sie werden dich zum Krüppel machen. Lauf fort!"

Er schlug sie mit aller Wucht über die Hand — man sah den Knüppel am Fensterchen niedersausen, und gleich darauf taumelte die Großmutter zurück und fiel hintenüber.

„Mischa, lauf fort!" konnte sie noch im Fallen rufen.

„Was hast du, Mutter?" stieß der Großvater heulend hervor.

Die Tür splitterte, und Onkel Michail sprang ins Zimmer, wurde jedoch sogleich wie ein Klumpen Schmutz, den man mit dem Spaten fortschleudert, die Treppe hinunterbefördert.

Die Frau des Schankwirts brachte die Großmutter in das Zimmer des Großvaters, der auch bald selber hinkam.

„Ist der Arm gebrochen?" fragte er finster.

„Es scheint so", sagte die Großmutter, ohne die Augen zu öffnen. „Und was ist mit ihm geschehen?"

„Beruhige dich nur!" sagte der Großvater streng. „Ich bin kein wildes Tier. Wir haben ihn gefesselt, im Schuppen liegt er. Ich hab' ihn mit Wasser besprengt. Ein böser Bursche! Wem mag er nur nachgeraten sein?"

Die Großmutter seufzte tief auf.

„Ich hab' nach der Alten geschickt, die die Knochen einrenkt — gedulde dich solange!" fuhr der Großvater fort und setzte sich zu ihr aufs Bett. „Die Burschen bringen dich und mich vor der Zeit ins Grab!"

„Gib ihnen alles her!"

„Und Warwara?"

Sie sprachen lange Zeit miteinander, die Großmutter schmerzlich leise, und er voller Ärger und Ingrimm.

Dann kam eine bucklige, kleine Alte mit einem ungeheuren, bis an die Ohren reichenden Mund; ihr Unterkiefer wackelte hin und her, und in das offenstehende Fischmaul blickte neugierig, über die Oberlippe hinweg, die spitze Nase. Ihre Augen sah man nicht; sie bewegte kaum die Füße, scharrte mit ihrer Krücke auf dem Fußboden herum und klapperte mit einem Bündel, das sie in der Hand trug und das offenbar ihr Handwerkszeug enthielt. Ich hielt sie für den Tod, der gekommen sei, die Großmutter zu holen, stürzte auf sie los und schrie aus Leibeskräften:

„Marsch, hinaus mit dir!"

Der Großvater nahm mich, ohne ein Wort zu sagen, beim Wickel und beförderte mich ziemlich unsanft auf den Boden.

7

Ich hatte schon sehr früh begriffen, daß der Großvater einen anderen Gott hatte als die Großmutter.

Wenn die Großmutter frühmorgens erwachte, kämmte sie, auf dem Bett sitzend, zuerst ihr prächtiges Haar, drehte dabei den Kopf hin und her, riß, die Zähne zusammenbeißend, ganze Strähnen der langen, schwarzen Seidenfäden heraus und schalt im Flüsterton, um mich nicht zu wecken: „Na, was ist denn das? Da soll doch gleich der Teufel in euch fahren!"

Hatte sie das Haar einigermaßen glatt gekämmt, so begann sie, es rasch in dicke Zöpfe zu flechten, wusch sich eilig unter lebhaftem Prusten und kniete, noch die Schlafrunzeln und den Ärger im Gesicht, vor den Heiligenbildern nieder. Nun begann die geistige Morgenwaschung, die ihr ihre ganze Frische wiedergab.

Den gebeugten Rücken straffend und den Kopf zurückwerfend, blickte sie mit andächtig zärtlichem Ausdruck auf das runde Gesicht der Heiligen Mutter Gottes von Kasan, bekreuzigte sich inbrünstig und flüsterte laut und voll Hingabe:

„O gebenedeite Mutter Gottes, laß mich, Mütterchen, an diesem heutigen Tag in deiner Gnade wandeln!"

Sie neigte sich bis zur Erde, richtete sich dann wieder hoch und flüsterte immer inbrünstiger, immer andächtiger: „Du Quell der Freude, du Krone der Keuschheit, du blühender Apfelbaum!"

Fast jeden Morgen fand sie neue Worte zum Preise und Ruhm der Mutter Gottes, und das ließ mich stets aufmerksam auf ihre Gebete lauschen.

„Du mein reines, himmlisches Herzchen! Mein Schutz und mein Schirm, meine goldene Sonne, du Gottesmutter, behüte mich vor der Anfechtung des Bösen, gib, daß ich niemanden kränke und daß auch mich niemand unnütz kränken möge!"

Ein Lächeln in den dunkeln Augen, gleichsam verjüngt, begann sie abermals, mit langsamer Bewegung der schweren Hand, sich zu bekreuzigen.

„O Jesus Christus, Sohn Gottes, sei mir armen Sünderin gnädig, um deiner Mutter willen!"

Stets war ihr Gebet ein Lobgesang auf Maria, eine herzliche, schlichte Hymne.

Das Morgengebet dauerte nicht lange. Der Samowar mußte fertiggemacht werden, denn der Großvater hielt kein Dienstmädchen mehr, und wenn der Tee nicht zu der von ihm festgesetzten Zeit auf dem Tisch stand, schalt er ganz gehörig.

Manchmal wachte er früher auf als die Großmutter, dann kam er auch wohl zu uns auf den Boden und hörte zu, wie sie flüsternd betete. Geringschätzig verzog er die dünnen, dunkeln Lippen und knurrte dann beim Tee: „Wie oft hab' ich's deinem dicken Schädel eingetrichtert, wie man beten soll, und du bleibst doch immer wieder bei deinem Gebrummel, du Ketzerin! Wie kann der Herrgott das nur dulden?"

„Er versteht's schon!" antwortete die Großmutter ihm zuversichtlich. „Was man ihm auch sagt — er findet sich schon zurecht!"

„Verdammte Tschuwaschin! Ach, i—ihr!"

Ihr Gott war den ganzen Tag bei ihr, sie sprach sogar mit den Tieren von ihm. Es war mir klar, daß alles, Menschen, Hunde, Bienen, Vögel und Kräuter, diesem Gott leicht und gern gehorchen mußte. Er stand allem Lebenden auf Erden gleich nahe, war gegen alles und alle gleich gut.

Eines Tages brachte der verwöhnte rauchgraue Kater der Schankwirtin, ein durchtriebener, leckermäuliger Schleicher, der Liebling aller Hausbewohner, einen Star aus dem Garten angeschleppt. Die Großmutter nahm ihm den verängstigten Vogel fort und hielt dem goldäugigen Räuber eine Strafpredigt: „Du Bösewicht, hast du denn gar keine Gottesfurcht im Leibe?"

Die Schankwirtin und der Hausknecht lachten über ihre Worte, die Großmutter aber schrie sie beide höchst aufgebracht an: „Ihr denkt wohl, die Tiere kennen den lieben Gott nicht? Ich sag' euch, jedes Geschöpf kennt ihn, ebensogut wie ihr, ihr Herzlosen!"

Wenn sie den fett und bequem gewordenen Scharap anspannte, plauderte sie mit ihm: „Was bist du so traurig, Knecht Gottes — wie? Wir sind beide alt geworden, nicht wahr?"

Das Pferd bewegte wie zustimmend den Kopf und seufzte.

Dennoch führte sie den Namen Gottes nicht so oft im Mund wie der Großvater. Der Gott der Großmutter war mir verständlich und flößte mir keine Furcht ein; ich empfand es aber als beschämend, vor ihm zu lügen, und habe die Großmutter denn auch niemals belogen. Es war einfach unmöglich, diesem guten Gott etwas zu verbergen, und ich hatte auch gar nicht den Wunsch, es zu tun.

Eines Tages hatte die Schankwirtin gelegentlich eines Streites mit dem Großvater auch die ganz unbeteiligte Großmutter schwer beleidigt und sogar eine Rübe nach ihr geworfen.

„Das ist doch recht albern, meine Liebe", sagte die Großmutter in aller Gemütsruhe zu ihr. Ich aber war aufs höchste empört über die Frau und beschloß, die Großmutter an ihr zu rächen.

Lange dachte ich darüber nach, was ich dieser rothaarigen, dicken Frau mit dem Doppelkinn, deren Augen ganz zwischen den Fettwülsten ihres Gesichts verschwanden, wohl Böses antun könnte.

Ich hatte über die nachbarlichen Fehden der Hausbewohner meine Beobachtungen angestellt und wußte, auf welche Weise sie ihr Mütchen aneinander kühlten. Sie ließen ihren Ärger an den Katzen der feindlichen Partei aus, denen sie die Schwänze abhackten, oder an den Hunden, die sie vergifteten; sie schlachteten sich gegenseitig die Hühner ab, schlichen sich in die feindlichen Keller ein, um Petroleum in die Sauerkraut- und Gurkenfässer zu gießen oder den Kwaß aus der Tonne rinnen zu lassen. Das alles war jedoch nicht nach meinem Geschmack, ich wollte noch Schrecklicheres ersinnen.

Endlich fand ich Gelegenheit, mein Rachewerk zu vollbringen. Ich gab acht, wann die Schankwirtin in den Keller hinabstieg, und kaum war sie unten, als ich auch schon die Falltür über ihrem Kopf zuschlug, abschloß und obendrauf einen Rachetanz aufführte. Den Kellerschlüssel warf ich aufs Dach und lief spornstreichs in die Küche, wo die Großmutter am Herd stand. Meine Triumphstimmung fiel ihr auf, und ich mußte erzählen. Als sie den Sachverhalt erfahren hatte, walkte sie mich ganz gehörig durch, führte mich auf den Hof und gebot mir, den Schlüssel auf dem Dach zu suchen. Höchst erstaunt über ihr Verhalten, holte ich schweigend den Schlüssel herunter und lief darauf in die entlegenste Ecke des Hofs, von wo aus ich beobachten konnte, wie sie die gefangene Schankwirtin befreite und wie sie dann beide gemütlich lachend über den Hof gingen.

„Wart, dir will ich's besorgen!" drohte mir die Schankwirtin mit ihrer runden, fetten Faust, ihre lächelnde Miene verriet mir jedoch, daß sie mir nicht böse war.

Die Großmutter aber nahm mich beim Wickel und brachte mich nach der Küche.

„Warum hast du das getan?" fragte sie.

„Weil sie mit der Rübe nach dir geworfen hat."

„Meinetwegen also hast du es getan? So! Na warte, du Taugenichts, ich zieh' dir die Ohren lang, daß dir Hören und Sehen vergeht! Seht mir doch den Rächer an! Wenn ich's dem Großvater erzähle, setzt es was! Marsch auf den Boden, ans Buch!"

Den ganzen Tag sprach sie kein Wort mit mir; erst am Abend, bevor sie zum Gebet hinkniete, setzte sie sich zu mir auf den Bettrand und sagte eindringlich:

„Merke dir das eine, Aljoscha, mein Taubenseelchen: Misch dich nie in die Angelegenheiten der Erwachsenen! Die Erwachsenen sind verdorbene Menschen, die Gott schon in Versuchung geführt hat, dich aber hat er noch verschont, drum lebe nach deinem kindlichen Verstand! Warte, bis Gott dein Herz berührt, bis er dir deine Aufgabe im Leben zeigt und dich auf deinen Weg führt! Hast du verstanden? Und wenn ein andrer ein Unrecht begangen hat — das geht dich nichts an. Des Herrn Sache ist's, zu richten und zu strafen, ihm kommt es zu und nicht uns!"

Sie schwieg, nahm eine Prise und fügte dann, das rechte Auge zusammenkneifend, hinzu: „Und wer weiß, vielleicht kann's der Herr manchmal selbst nicht entscheiden, wem eine Schuld anzurechnen ist!"

„Ist denn Gott nicht allwissend?" fragte ich verwundert, und sie antwortete leise, in betrübtem Ton: „Wenn er allwissend wäre, würden die Menschen wohl vieles nicht tun. Er blickt wohl vom Himmel auf uns alle herab und gibt auf uns acht, manchmal aber bricht er in Tränen aus und schluchzt laut auf: ‚Ach, ihr Menschenkinder, meine lieben Menschenkinder, wie tut ihr mir so leid!'"

Sie brach selbst in Tränen aus und ging, ohne ihre Backen zu trocknen, in die Ecke, um zu beten.

Seitdem war ihr Gott mir noch näher gerückt, noch verständlicher geworden als bisher.

Auch der Großvater belehrte mich über das Wesen Gottes, den er mir als allgegenwärtig und allwissend darstellte; nach seiner Erklärung sah Gott alles und war den Menschen ein gütiger Helfer in allen Dingen, doch betete er anders zu ihm als die Großmutter.

Bevor er des Morgens in die Ecke mit den Heiligenbildern trat, wusch er sich erst lange, kleidete sich umständlich an und kämmte sein rotes Haar und sein Bärtchen glatt. Dann beguckte er sich sorgfältig im Spiegel, zupfte sein Hemd zurecht, knüpfte sich das schwarze Halstuch unter die Weste und ging vorsichtig, gleichsam schleichend, zu den Bildern hin. Er stellte sich jedesmal auf denselben Knorren in der Diele, der ganz wie ein Pferdeauge aussah, und stand hager und aufrecht, den Kopf gesenkt, die Arme nach Soldatenart am Körper langgestreckt, eine ganze Weile schweigend da. Dann sprach er voll Andacht:

„Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes!"

Ich hatte das Gefühl, als trete nach diesen Worten im Zimmer eine ganz besondere Stille ein — selbst die Fliegen schienen leiser zu summen.

Den Kopf in die Höhe gerichtet, steht er da. Die Augenbrauen ziehen sich empor und sträuben sich, der goldrote Bart steht fast waagerecht ab; bestimmt und fest, als ob er eine Lektion hersage, spricht er seine Gebete; seine Stimme klingt klar, fast herausfordernd:

„Und siehe, der Richter wird kommen, und eines jeglichen Tun wird offenbar werden."

Ohne Hast schlägt er sich mit der Faust vor die Brust und bittet nachdrücklich:

„Gesündigt habe ich vor dir, o Herr — wende dein Antlitz von meinen Missetaten!"

Nun sagt er das Glaubensbekenntnis her, die Worte skandierend. Sein rechtes Bein zuckt, als gebe es unhörbar den Takt des Gebetes an. Er strafft und reckt sich nach den Heiligenbildern hin, er wächst, wird gleichsam immer dünner, immer hagerer und erscheint dabei so sauber, adrett und anspruchsvoll:

„Du treffliche Ärztin, heile die eingewurzelten Leidenschaften meiner Seele! Die Seufzer meines Herzens bringe ich dir unaufhörlich dar, erbarme dich, o Gebieterin!"

Laut fleht er dann, Tränen in den grünen Augen: „Rechne mir meinen Glauben an statt meiner Taten, o Herr, laß mich meine bösen Werke nicht entgelten!"

Nun bekreuzigt er sich häufig, krampfhaft, nickt, wie zum Stoß ausholend, mit dem Kopf, und seine Stimme bekommt etwas Kreischendes, Schluchzendes. Ich habe später in den Synagogen auf ähnliche Art beten sehen.

Der Samowar brodelt schon längst auf dem Tisch, der Duft von heißem Käsekuchen zieht durchs Zimmer; ich verspüre Hunger. Die Großmutter lehnt mürrisch am Türrahmen und seufzt, die Augen zu Boden gerichtet. Durchs Fenster blickt vom Garten her die heitere Sonne, an den Bäumen schimmern Tauperlen, die Morgenluft duftet würzig nach Dill, Johannisbeeren und reifenden Äpfeln. Der Großvater aber betet und betet noch immer, wiegt sich hin und her und winselt:

„Lösche die Flamme meiner Leidenschaften, denn siehe, ich bin ein Elender und Besessener!"

Ich kann alle Morgen- und Abendgebete auswendig und achte angestrengt darauf, ob der Großvater nicht einen Fehler macht oder wenigstens ein Wort

ausläßt. Nur höchst selten geschah das, und ich empfand dann jedesmal ein Gefühl der Schadenfreude.

War der Großvater endlich mit seinen Gebeten fertig, so entbot er mir und der Großmutter den Morgengruß.

„Du hast heute ein Wort ausgelassen", sagte ich zu ihm.

„Wirklich?" versetzte er ungläubig und unruhig zugleich.

„Ja, wirklich. Es muß heißen: ‚Rechne mir meinen Glauben an statt meiner Taten', und du hast ‚meinen Glauben' weggelassen."

„Nun sieh doch mal an!" rief er verlegen und blinzelte schuldbewußt. Ich weiß, daß er mir die vorlaute Bemerkung gelegentlich heimzahlen wird, für den Augenblick jedoch genieße ich meinen Triumph und weide mich an seiner Verlegenheit.

Eines Tages sagte die Großmutter im Scherz:

„Es muß doch den lieben Gott langweilen, dein Gebet anzuhören, Vater — immer sagst du dasselbe!"

„Wa—as?" klang es drohend aus seinem Mund. „Was schwatzest du da?"

„Ich meine, du schenkst dem lieben Gott nie ein Wörtchen aus deinem eignen Herzen. Hab's wenigstens noch nie von dir gehört."

Ganz feuerrot und an allen Gliedern zitternd, sprang er vom Stuhl auf, ergriff eine Untertasse, warf sie der Großmutter an den Kopf und kreischte wie eine Säge, die auf einen Knorren gestoßen ist:

„Hinaus mit dir, alte Hexe!"

Wenn er mir von der unüberwindlichen Allmacht Gottes erzählte, betonte er vor allem seine Strenge. Für ihre Sünden wurden die Menschen von der Sintflut heimgesucht, für ihre Sünden wurden ihre Städte zerstört und eingeäschert, mit Hungersnot und Seuchen suchte der Herrgott sie heim, und immer wieder war er das strafende Schwert für die Erde, die Zuchtrute für die Sünder.

„Wer vermessentlich Gottes Gebote übertritt, wird von Qual und Verderben heimgesucht werden!" suchte er mir, mit den Knöcheln der dünnen Finger auf den Tisch klopfend, einzuprägen.

Es wurde mir schwer, an Gottes grausame Härte zu glauben. Ich vermutete vielmehr, daß der Großvater das alles absichtlich ausdachte, und zwar nicht so sehr, damit ich Gott liebe, sondern, damit ich ihn fürchte. Und ich fragte ihn ganz offen: „Das sagst du wohl, damit ich dir gehorche?"

Er antwortete mir darauf ebenso offen: „Nun, gewiß! Versuch's einmal, mir nicht zu gehorchen!"

„Aber die Großmutter spricht vom lieben Gott doch anders!"

„Glaub ihr nicht, der alten Gans!" wies er mich streng zurecht: „Sie ist dumm von Geburt an, kann nicht lesen, hat keine Grütze im Kopf. Ich werde ihr verbieten, mit dir von diesen erhabenen Dingen zu reden. Antworte mir: Welches Amt haben die Erzengel an Gottes Thron?"

Ich gab die Antwort so, wie er sie mir beigebracht hatte, und fragte meinerseits:

„Was sind denn Beamte?"

„In alles willst du deine Nase stecken!" sagte er lächelnd und meinen Blick meidend. Und dann erklärte er, an seinen Lippen nagend:

„Beamte haben mit Gott nichts zu tun, die halten sich an die Menschen. Ein Beamter ist ein Mann, der die Gesetze auffrißt."

„Gesetze? Was ist das?"

„Was Gesetze sind? Nun, das sind so — Bräuche", versetzte der Alte, munter werdend, und seine klugen, stechenden Augen blitzten nur so. „Da leben nun die Menschen und kommen überein: so ist's am besten, das wollen wir zum Brauch, zur Regel, zum Gesetz erheben. Ganz so, wie die Kinder sich beim Spiel zusammentun und unter sich abmachen, wie sie spielen wollen, in welcher Ordnung und Reihenfolge. Diese Abmachung ist eben ein Gesetz."

„Und die Beamten?"

„Die Beamten? Das sind Nichtsnutze, die kommen und das Gesetz übertreten."

„Warum tun sie das?"

„Nun, das geht schon über deinen Verstand!" sagte er, wiederum streng die Stirn runzelnd, und fuhr in belehrendem Ton fort: „Alle Angelegenheiten der Menschen regiert Gott der Herr. Die Menschen wollen das und dies, er aber will etwas anderes. Alles Menschliche ist schwach und hinfällig, sobald der Herr es nur anbläst, wird's zu Staub und Asche!"

Ich hatte allerhand Gründe, mich für die Beamten zu interessieren, und forschte weiter.

„Aber Onkel Jakow singt doch immer:

‚Und die Englein, die sind Gottes Mächte,
Die Beamten aber Satans Knechte?!'"

Der Großvater schob mit der flachen Hand seinen Kinnbart hoch, nahm ihn in den Mund und schloß die Augen. Seine Backen zuckten — ich sah, daß er innerlich lachte.

„Man sollte euch Bein an Bein zusammenbinden und ins Wasser werfen", sagte er, „dich samt dem Jaschka. Er soll solche Lieder nicht singen, und du sollst sie nicht anhören! Das sind Scherzlieder, die die altgläubigen Ketzer sich ausgedacht haben."

Und seine Augen über mich hinweg in die Ferne richtend, fügte er leise und gedehnt hinzu: „Ach, i—ihr."

Aber wenn er Gott auch hoch und drohend über alle Menschen erhob, so zog er ihn doch auch, gleich der Großmutter, in alle seine Angelegenheiten hinein, und nicht bloß ihn, sondern auch die ungezählten Scharen seiner Heiligen. Die Großmutter schien überhaupt keine Heiligen zu kennen außer Nikolaus, Juri, Frol und Lawr, die nach ihrer Auffassung gleichfalls sehr gut waren und den Menschen nahestanden. Sie durchwanderten Dörfer und Städte,

mischten sich in die Angelegenheiten der Menschen ein und hatten überhaupt alle menschlichen Eigenschaften. Die Heiligen des Großvaters hingegen waren fast durchweg Märtyrer. Sie zertrümmerten Götzenbilder, stritten sich mit den römischen Kaisern herum und wurden dafür gefoltert, verbrannt, geschunden oder sonstwie zu Tode gemartert.

Zuweilen begann der Großvater sich in Phantasien zu ergehen: „Wenn Gott mir dazu verhelfen wollte, daß ich das Haus hier mit — sagen wir mal: fünfhundert Rubel Nutzen verkaufe, würde ich eine Messe zu Ehren des heiligen Nikolaus lesen lassen."

„Nun soll der heilige Nikolaus dem alten Dummkopf gar noch Häuser verkaufen", sagte die Großmutter spöttisch zu mir, „als ob Väterchen Nikolaus nichts Besseres zu tun hätte!"

Lange Zeit habe ich den Kirchenkalender des Großvaters mit verschiedenen Notizen von seiner Hand aufbewahrt. Neben den Namen „Joachim und Anna" standen da in steiler Schrift, mit rötlichgrauer Tinte geschrieben, die Worte: „Diese beiden Heiligen haben mich aus schwerer Bedrängnis errettet."

Ich weiß, was für eine „schwere Bedrängnis" das war. In seiner Sorge um das Wohlergehen seiner mißratenen Kinder hatte der Großvater sich auf Wuchergeschäfte verlegt und lieh heimlich Geld gegen Pfand aus. Jemand brachte ihn zur Anzeige, und eines Nachts erschien die Polizei, um eine Haussuchung vorzunehmen. Es gab viel Angst und Unruhe, schließlich lief jedoch alles gut ab; der Großvater betete bis zum Sonnenaufgang, und am Morgen, vor dem Tee, schrieb er dann in meiner Gegenwart jene Worte in den Kalender.

Vor dem Abendbrot pflegte er mit mir im Psalter, im Meßbuch oder in dem schwerverständlichen Buch des Jefrem Sirin[1] zu lesen; nach dem Abendbrot trat er wieder zum Gebet hin, und durch die Abendstille hallten lange seine gramvollen, reumütigen Worte:

„Was soll ich dir darbringen oder was dir opfern, du unsterblicher, überreicher Herrscher? Bewahre mich, o Herr, vor jeglichem schlimmen Gedanken! Schütze mich, o Herr, vor gewissen Menschen! Gib mir Tränen der Reue und einen leichten Tod!"

Der Großvater führte mich regelmäßig in die Kirche; am Sonnabend ging ich mit ihm zur Abendmesse und am Sonntag ins Hochamt. Ich machte die Beobachtung, daß auch die Kirchenandacht sich auf zweierlei Weise vollzog: alles, was Pope und Mesner sprachen, galt dem Gott des Großvaters, die Hymnen der Sänger aber waren für den Gott der Großmutter bestimmt.

Ich kann jene kindliche Unterscheidung, die ich zwischen den beiden Göttern machte und die in meiner Seele einen quälenden Zwiespalt auslöste, hier natürlich nur in groben Strichen kennzeichnen. Der Gott des Großvaters erweckte in mir nur Furcht und Abneigung: er liebte niemand, beobachtete alles mit strengem Auge, suchte und sah im Menschen vor allem das Unvollkommene, Böse, Sündhafte. Es war klar, daß er dem Menschen nicht traute, daß er stets Reue und Buße von ihm erwartete und ihn zu strafen liebte.

In jenen Tagen waren die Gedanken und Gefühle, die sich auf Gott bezogen, meine hauptsächlichste Seelenspeise und das Schönste und Beste, was ich im Leben hatte. Alle sonstigen Eindrücke verletzten mich nur durch ihre Grausamkeit und Häßlichkeit und erregten in mir Haß und Widerwillen. Gott war das Beste, das Schönste und Lichtvollste von allem, was mich umgab — dieser Gott der Großmutter, der ein liebevoller Freund alles Lebenden war. Und ganz folgerichtig mußte mich auch die Frage beunruhigen, wie es denn kam, daß der Großvater diesen guten Gott nicht sah.

Man ließ mich nicht auf die Straße, weil sie mich zu sehr aufregte. Ich wurde gleichsam berauscht von ihren Eindrücken, und es kam fast jedesmal zu Lärmszenen und Prügeleien, die dann mir zur Last gelegt wurden. Freunde besaß ich nicht, die Nachbarkinder verhielten sich mir gegenüber feindselig; es gefiel mir nicht, daß sie mich Kaschirin nannten; als sie das jedoch merkten, schrien sie erst recht:

„Seht doch, da kommt der Enkel vom Kaschirin ... dem alten Geizhals!"

„Los auf ihn! Haut ihn!"

Und sogleich war die Rauferei im Gange.

Ich war über meine Jahre hinaus kräftig und im Kampf geschickt; das gaben selbst meine Feinde zu, die mich stets scharenweise überfielen. Aber schließlich trug doch die Straße den Sieg über mich davon, und ich kam gewöhnlich in zerrissenen Kleidern, beschmutzt und bestaubt, mit blutender Nase, aufgeschlagenen Lippen und Beulen im Gesicht nach Hause.

Die Großmutter kam mir ganz erschrocken und wehleidig entgegen: „Na, du kleiner Raufbold, hast dich wieder geprügelt? Was soll denn das, hä?! Warte, wenn ich dich erst vornehme, setzt es links und rechts was?"

Sie wusch mir das Gesicht, kühlte die geschwollenen Stellen mit Heilkräutern, aufgelegten Kupfermünzen oder mit Bleiwasser und redete mir gut zu:

„Warum mußt du dich denn immer herumprügeln? Zu Hause bist du still, und auf der Straße bist du nicht wiederzuerkennen! Schämst du dich nicht? Ich sag's dem Großvater, daß er dich nicht hinauslassen soll."

Der Großvater sah wohl die Beulen in meinem Gesicht, schalt jedoch niemals, sondern brummte nur:

„Na, wieder mit Denkmünzen? Daß du mir nicht auf die Straße gehst, du tapferer Makkabäer — verstanden?"

Wenn es auf der Straße still war, übte sie auf mich keine Anziehungskraft aus — sobald jedoch

[1] Frühchristlicher Kirchenlehrer. *(Anm. d. Red.)*

fröhlicher Kinderlärm in ihr erscholl, lief ich trotz allen Verboten des Großvaters vom Hof fort. Aus Beulen und Schrammen machte ich mir nichts, dagegen empörte mich die mir zur Genüge bekannte Roheit, die beim Spiel auf der Straße zutage trat. Es war mir in der Seele zuwider, wenn die Kinder sich damit vergnügten, Hunde oder Hähne aufeinanderzuhetzen, Katzen zu quälen, die Ziegen der Juden herumzujagen, betrunkene Bettler zu verhöhnen oder mit dem schwachsinnigen Igoscha ihren Schabernack zu treiben.

Igoscha war ein hochgewachsener, hagerer Mann, der so aussah, als käme er eben aus dem Rauchfang. Er trug einen schweren Schafpelz, hatte struppiges Haar und ein knochiges, wie mit Rost bedecktes Gesicht. Er ging gebeugt und seltsam hin und her wackelnd und sah, wenn er auf der Straße daherkam, stets schweigend, unverwandt vor sich hin. Sein eisernes Gesicht mit den kleinen, schwermütigen Augen flößte mir eine Art ängstlicher Ehrfurcht ein — ich war der Meinung, daß dieser Mensch sich mit ernsten Dingen befasse, daß er irgend etwas suche und man ihn dabei nicht stören dürfe.

Die Kinder liefen hinter ihm her und warfen mit Steinen nach seinem gebeugten Rücken. Eine ganze Weile schien er sie nicht zu bemerken und den Schmerz, den sie ihm verursachten, nicht zu spüren. Dann aber blieb er stehen, warf den Kopf mit der zottigen Mütze zurück, schob diese mit einer krampfhaften Handbewegung zurecht und blickte um sich, als sei er eben erst erwacht.

„Igoscha, Tod in der Tasche — Igoscha, wohin gehst du? Sieh doch, der Tod ist in der Tasche!“ riefen die Kinder.

Er griff hastig mit der Hand nach der Tasche, nahm dann, sich rasch vorneigend, einen Stein, ein Stück Holz oder einen trockenen Kotballen von der Erde auf, holte ungeschickt mit dem langen Arm aus und murmelte ein Schimpfwort vor sich hin. Er gebrauchte nur immer drei gemeine Schimpfwörter — in dieser Hinsicht waren die Kinder ihm weit überlegen. Zuweilen lief er hinkend hinter ihnen her, der lange Pelz behinderte ihn aber am Laufen, er sank in die Knie und stemmte die schwarzen Hände, die wie dürre Äste aussahen, gegen die Erde. Die Kinder bewarfen ihn nun von hinten und von den Seiten mit Steinen, und die Kecksten liefen ganz dicht an ihn heran, streuten ihm eine Handvoll Staub auf den Kopf und rannten schnell davon.

Ein zweiter, vielleicht noch qualvollerer Eindruck der Straße war für mich der bettelnde Werkführer Grigori Iwanowitsch — er war ganz erblindet und ging von Haus zu Haus. Hochgewachsen, stattlich und stumm schritt er daher, am Arm geführt von einer kleinen, alten Frau, die vor den Fenstern stehenblieb und seitwärts schielend in gedehnten, winselnden Tönen bettelte: „Gebt, um Christi willen, einem Blinden, Armen!“

Grigori Iwanowitsch aber schwieg. Seine schwarze Brille blickte geradeaus auf die Mauer, auf das Fenster, auf die Gesichter der Vorübergehenden, die durch und durch rot gefärbte Hand strich über den breiten, vollen Bart, die Lippen blieben fest geschlossen. Ich sah ihn recht oft, doch nie kam ein Laut aus diesem verschlossenen Mund, und das Schweigen des Greises hatte für mich etwas qualvoll Bedrückendes. Ich konnte es nicht über mich bringen, auf ihn zuzugehen, sondern lief, sobald ich ihn erblickte, nach Hause und sagte zur Großmutter:

„Grigori bettelt auf der Straße!“

„Wirklich?“ rief sie beunruhigt und voller Mitleid. „Da, nimm schnell und lauf hin — und gib ihm das!“

Ich weigerte mich grob und unwillig, ihm ein Almosen hinzutragen. Da ging sie selber vors Tor und sprach, auf dem Fußsteig stehend, lange mit ihm. Er lächelte und schüttelte seinen Bart, sprach jedoch selbst nur wenig.

Zuweilen rief ihn die Großmutter in die Küche, bewirtete ihn mit Tee und gab ihm zu essen. Einmal fragte er auch nach mir, wo ich denn wäre. Die Großmutter rief mich, ich lief jedoch fort und versteckte mich hinter dem Holzhaufen. Ich war nicht imstande, ihn anzureden — ich schämte mich in tiefster Seele und wußte, daß auch die Großmutter sich schämte. Einmal nur sprach sie mit mir von Grigori: sie hatte ihn zum Hoftor hinausbegleitet und ging dann still weinend, gesenkten Kopfes über den Hof. Ich ging auf sie zu und faßte ihre Hand.

„Warum läufst du denn vor ihm weg?“ fragte sie leise. „Er hat dich doch so gern, er ist ein guter Mensch.“

„Warum ernährt ihn der Großvater nicht?“ fragte ich.

„Der Großvater?“

Sie blieb stehen, drückte mich an sich und sagte fast flüsternd, in prophetischem Ton:

„Denk an mein Wort: der Herr wird uns noch schwer strafen um dieses Menschen willen! Er wird uns strafen, ja.“

Sie hat sich nicht getäuscht. Zehn Jahre später, als sie bereits für immer zur Ruhe eingegangen war, ging der Großvater selbst als irrsinniger Bettler durch die Straßen und flehte mit kläglicher Stimme unter den Fenstern:

„Meine guten Köche, gebt mir doch ein Stückchen Pastete, bitte, bitte! Ach, i—ihr!“

Das war alles, was von seiner Vergangenheit geblieben war, dieses bittere, langgezogene, an die Seele greifende: „Ach, i—ihr!“

Außer Igoscha und Grigori Iwanowitsch war da noch die liederliche Woronicha, deren abstoßender Anblick mich von der Straße forttrieb. Sie zeigte sich zumeist an den Feiertagen — auffallend groß, zerzaust und betrunken kam sie in ihrer ganz besonderen Gangart daher, als ob sie die Beine gar

nicht bewegte und die Erde nicht berührte, sondern wie eine Wolke dahinschwebte, und sang mit lauter Stimme zotige Lieder. Alle, die ihr begegneten, wichen ihr aus, versteckten sich in den Torwegen, hinter den Hausecken, in den Läden: sie schien die Straße leerzufegen. Ihr Gesicht war blau angelaufen, aufgetrieben wie eine Blase, und die großen, grauen, spöttisch glotzenden Augen quollen in abschreckender Weise vor. Zuweilen weinte und heulte sie:

„Meine lieben Kinderchen, wo seid ihr?"

Ich fragte die Großmutter, was das zu bedeuten habe.

„Das brauchst du nicht zu wissen", antwortete sie mürrisch, erzählte mir aber dennoch kurz die Geschichte dieser Frau. Sie war die Gattin eines gewissen Woronow gewesen, eines Beamten, der sie an seinen Vorgesetzten verschachert hatte, um einen höheren Posten zu erhalten. Der andere war mit ihr abgereist, und sie blieb zwei Jahre lang von Hause fort. Als sie zurückkehrte, waren ihre beiden Kinder, ein Knabe und ein Mädchen, tot, und der Mann saß im Gefängnis, weil er Staatsgelder verspielt hatte. Vor lauter Verzweiflung hatte sie sich dem Trunk und der Ausschweifung ergeben, und an jedem Sonntagabend mußte die Polizei sie festnehmen.

Nein, zu Hause war's doch schöner als auf der Straße. Ganz besonders angenehm waren die Stunden nach dem Mittagessen, wenn der Großvater sich nach Onkel Jakows Werkstatt begab und die Großmutter, am Fenster sitzend, mir Märchen und Geschichten erzählte und von meinem Vater sprach.

Dem Star, den sie dem Kater der Schankwirtin abgejagt, hatte sie den gebrochenen Flügel beschnitten, und an Stelle des abgebissenen Beins hatte sie ihm geschickt ein Stelzbeinchen angebunden. Als der Vogel auskuriert war, begann sie ihn zu unterrichten. Eine geschlagene Stunde konnte sie vor dem Käfig des gelehrigen, pechschwarzen Schülers stehen und ihm mit ihrer tiefen Stimme vorsagen:

„Nun, so bitt doch: ‚Mätzchen will Brei haben!'"

Der Vogel guckt sie mit einem Auge, rund und lebhaft wie das eines Humoristen, an, klopft mit dem Stelzbein gegen den dünnen Boden des Käfigs, streckt den Hals vor und pfeift wie ein Pirol, ahmt den Holzhäher und den Kuckuck nach, versucht, wie ein Kater zu miauen und wie ein Hund zu bellen, mit der menschlichen Stimme jedoch will's bei ihm nicht gehen.

„So treib doch keine Narrenpossen!" sagt die Großmutter ernsthaft zu ihm. „Sag: ‚Mätzchen will Brei haben!'"

Das gefiederte, schwarze Äffchen erhebt ein ohrenzerreißendes Geschrei, das mit den Worten der Großmutter ganz entfernte Ähnlichkeit hat, und die Alte lacht vor Freude übers ganze Gesicht, gibt dem Vogel Hirsebrei vom Finger zu essen und sagt:

„Ich kenne dich, du Schelm: du verstellst dich nur! In Wirklichkeit kannst du ja alles sprechen!"

Es gelang ihr tatsächlich, dem Star verschiedenes beizubringen: nach einiger Zeit bat er nicht nur um Brei, sondern rief auch, wenn er die Großmutter sah, etwas, das ähnlich klang wie: „Guten Tag, Großmutter!"

Er hing zuerst im Zimmer des Großvaters, bald jedoch verbannte ihn dieser zu uns auf den Boden. Der Star hatte sich nämlich herausgenommen, ihn zu necken: wenn er seine Gebete hersagte, steckte der Vogel seinen wachsgelben Schnabel zwischen die Stäbchen des Käfigs und pfiff seine eigene Weise:

„Tju, tju, tjuirr, tjuirr, tiirr, tju—u—u!"

Der Großvater fühlte sich durch das Verhalten des Stars beleidigt; eines Tages hielt er mitten in seiner Andacht inne, stampfte mit dem Fuß auf und schrie ganz wütend:

„Nimm ihn fort, den Satan, sonst schlag' ich ihn tot!"

Es gab viel Interessantes und Unterhaltendes in dem Haus, zuweilen überkam mich jedoch eine tiefe Traurigkeit, es war mir, als ob etwas Beklemmendes, Schweres mein Inneres erfüllte, als ob ich in einer tiefen, dunkeln Grube säße, weder zu sehen noch zu hören oder sonstwie zu fühlen vermöchte und schon halbtot wäre.

8

Der Großvater verkaufte sein Haus wider Erwarten schnell an den Schankwirt und erstand ein anderes Haus in der Seilerstraße, die damals noch ungepflastert und mit Graswuchs bedeckt war. Still und sauber war's in dieser aufs freie Feld mündenden Straße, in der sich kleine, bunte Häuschen aneinanderreihten.

Das neue Haus war schmucker und wohnlicher als das alte. Seine Fassade hatte einen warmen, ruhigen, karmesinroten Anstrich, von dem sich die blauen Läden der drei Fenster und das Flechtwerk des Giebelfensters hellschimmernd abhoben. Das Dach war auf der linken Seite von dichtbelaubten Rüstern und Linden anmutig beschattet. Auf dem Hof und im Garten gab es zahlreiche lauschige Winkel, die zum Versteckenspielen wie geschaffen schienen. Ganz besonders gefiel mir der zwar kleine, aber dafür dichte und prächtig verwilderte Garten. In der einen Ecke stand ein Badehäuschen, so klein, als ob's aus einer Spielzeugschachtel stammte. In der andern befand sich eine große, ziemlich tiefe Grube; sie war ganz von Steppengras überwuchert, aus dem noch die dicken, verkohlten Balken des niedergebrannten früheren Badehauses hervorragten. Zur Linken war der Garten von den Pferdeställen des Obersten Owsjannikow, zur Rechten von den Baulichkeiten des Betlengschen Anwesens begrenzt; im Hintergrund stieß er an das Grundstück der Molkereibesitzerin Petrowna, einer dicken, rotbäckigen, lauten Frau, die Ähnlichkeit mit einer Kirchenglocke hatte. Ihr niedriges, dunkles, bau-

fälliges Häuschen mit dem grünen Moosdach schaute mit seinen beiden Fenstern gutmütig auf das zerklüftete, in der Ferne von blauschimmernden Wäldern begrenzte Feld hinaus. Soldaten liefen hier den ganzen Tag hin und her, und die schrägen Strahlen der Herbstsonne brachen sich in ihren weißblitzenden Bajonetten.

Das Haus war knüppelvoll von Menschen, wie ich sie noch nie gesehen hatte. Die Vorderwohnung bewohnte ein Offizier, der Abstammung nach ein Tatar, mit seiner kleinen, rundlichen Frau. Vom Morgen bis zum Abend hörte man sie plappern und lachen; zur Abwechslung klimperte sie auf einer reichverzierten Gitarre und sang dazu allerhand neckische Lieder, wie das folgende:

„Will die eine dich nicht lieben,
Halt du an die andre dich!
Weißt du richtig nur zu suchen —
Findst du *eine* sicherlich,
Die vielleicht mit süßem Lohn
Schmachtend dich erwartet schon!"

Der kugelrunde Tatar saß am Fenster, blies seine blauen Backen auf, ließ die munteren, rötlichbraunen Augen rollen, rauchte ununterbrochen seine Pfeife und hustete auf eine sonderbare Weise — es klang wie Hundegebell.

In einem Anbau über dem Keller und den Pferdeställen hausten zwei Lastwagenkutscher, der kleine, graue Onkel Pjotr und sein taubstummer Neffe Stjopa, ein junger Mensch mit einem glatten, flachen, an ein Messingtablett erinnernden Gesicht. Außerdem war da noch der mürrische, hoch aufgeschossene Tatar Walej, der Bursche des Offiziers, untergebracht. Alle diese Menschen waren mir in ihrer Art neu und boten mir viel Stoff zur Beobachtung.

Ganz besonders aber interessierte mich unser Kostgänger „Schöne Sache". Er wohnte an der Rückseite des Hauses in einem Zimmer neben der Küche, von dessen beiden Fenstern eins auf den Garten und das andere auf den Hof hinausging. Es war ein magerer, gebückt gehender Mensch mit bleichem, fast weißem Gesicht, schwarzem, am Kinn geteiltem, kurzem Vollbart und gutmütigen, durch eine Brille lugenden Augen. Er war schweigsam, machte nicht viel Wesens von sich und sagte jedesmal, wenn er zum Mittagessen oder zum Tee gerufen wurde: „Ach, 'ne schöne Sache!" Daher auch der Spitzname, den ihm die Großmutter gegeben hatte und mit dem sie ihn auch anzureden pflegte.

„Du, Aljoscha, geh doch, ruf ‚Schöne Sache' zum Tee!" „Sagen Sie mal, ‚Schöne Sache' — Sie essen ja so wenig?"

Sein ganzes Zimmer war mit allen möglichen Kisten und Kästen und mit dicken Büchern angefüllt — sie waren in gewöhnlicher Druckschrift hergestellt, so daß ich sie nicht lesen konnte, da ich nur die kirchenslawische Schrift kannte. Überall standen Flaschen und Füssigkeiten von verschiedenster Farbe, lagen Kupfer- und Eisenstückchen und Bleistangen umher. Von morgens bis abends ging er in einer rötlichgrauen Lederjoppe und graugewürfelten Beinkleidern einher, ganz mit Farben bekleckst, unangenehm riechend, zerzaust und linkisch, brachte Blei zum Schmelzen, lötete Metallstückchen zusammen, wog irgend etwas auf einer ganz kleinen Waage, brummte vor sich hin, verbrannte sich die Finger und blies hastig darauf, trat stolpernd an die Pläne heran, die an der Wand hingen, putzte seine Brille und schnüffelte an den Plänen, wobei er sie mit seiner dünnen, geraden, auffallend weißen Nase fast berührte. Zuweilen blieb er plötzlich mitten im Zimmer oder am Fenster stehen und stand eine ganze Weile da, die Augen geschlossen, das Gesicht zur Decke gerichtet, sprachlos und wie erstarrt.

Ich kroch auf das Schuppendach und beobachtete ihn über den Hof hinweg durch das offene Fenster. Ich sah die blaue Flamme der Spirituslampe auf dem Tisch und seine dunkle Gestalt, wie er dasaß und irgend etwas in ein verschlissenes Heft schrieb, wobei seine Brillengläser in kaltem, bläulichem Glanz funkelten wie kleine Eisstückchen. Stundenlang hielt mich das Tun und Treiben dieses Hexenmeisters auf dem Dach fest und steigerte meine Neugier förmlich zur Qual.

Zuweilen stand er am Fenster wie in einem Rahmen, die Hände auf dem Rücken verschränkt, die Augen gerade aufs Dach gerichtet; er schien mich jedoch nicht zu sehen, was mich tief kränkte. Plötzlich sprang er dann zum Tisch zurück, beugte sich weit vor und begann darauf herumzuwühlen.

Ich hätte mich vielleicht vor ihm gefürchtet, wenn er besser angezogen gewesen wäre, aber ich sah es ihm an, daß er arm war: Unter dem Kragen seiner Lederjoppe war ein schmutziger, zerdrückter Hemdkragen zu sehen, die Beinkleider waren voller Flecke und Flicken, an den bloßen Füßen steckte ein Paar ausgetretene Pantoffeln. Arme Leute braucht man nicht zu fürchten, sie sind nicht gefährlich — diese Schlußfolgerung mußte ich notwendig ziehen, wenn ich sah, wie die Großmutter ihnen voll Mitleid, der Großvater aber mit tiefster Verachtung begegnete.

Niemand im Hause mochte „Schöne Sache" recht leiden, alle sprachen von ihm nur mit spöttischem Lächeln. Die muntere Offiziersfrau nannte ihn nur „die Kreidenase", für Onkel Pjotr, den Kutscher, war er der Apotheker und Hexenmeister, und für den Großvater der Schwarzkünstler, der Freimaurer.

„Was treibt er denn eigentlich?" fragte ich die Großmutter.

„Das geht dich nichts an", versetzte sie streng. „Kümmere dich nicht um ihn, verstehst du?"

Eines Tages jedoch faßte ich mir ein Herz, ging dicht an sein Fenster heran und fragte, meine Erregung nur mühsam beherrschend:

„Was treibst du da?"

Er fuhr zusammen, sah mich eine ganze Weile über seine Brille hinweg an, hielt mir seine mit Brandwunden und Narben bedeckte Hand hin und sagte: „Kriech herein!"

Der Umstand, daß er mich nicht durch die Tür, sondern durchs Fenster in sein Zimmer treten ließ, steigerte sein Ansehen in meinen Augen. Er setzte sich auf eine Kiste, hieß mich ganz nahe herankommen, schob mich wieder fort, ließ mich von neuem herankommen und fragte endlich leise:

„Wer bist du?"

Die Frage kam mir sonderbar vor, da ich doch viermal täglich bei den Mahlzeiten mit ihm am selben Tisch saß.

„Ich bin der Enkel vom Hauswirt", antwortete ich.

„Ach ja, ganz recht", sagte er, seinen Zeigefinger betrachtend, und schwieg.

Ich hielt es nun für notwendig, ihm eine Erklärung zu geben: „Ich heiße aber nicht Kaschirin, sondern Peschkow."

„Peschkow, so, so", wiederholte er ungläubig, „'ne schöne Sache!"

Er schob mich zur Seite, stand auf, ging zum Tisch und sagte:

„Nun setz dich hin und bleib ruhig!"

Ich saß eine ganze Weile da und beobachtete, wie er mit einer Feile an einem Stück Kupfer herumraspelte, das in einen Schraubstock gepreßt war — die golden blinkenden Feilspänchen fielen auf ein unter den Schraubstock gelegtes Stück Pappe. Er schüttelte sie in die Hand und dann in eine dickwandige Schale, tat aus einem Büchschen ein weißes, salzartiges Pulver hinzu und goß aus einer dunkeln Flasche irgendeine Flüssigkeit darüber. In der Schale begann es zu zischen. Dampfwolken stiegen auf, und ein ätzender Geruch stieg mir in die Nase. Ich hustete und schüttelte den Kopf, er aber, der Hexenmeister, fragte stolz:

„Das riecht häßlich, wie?"

„Ja."

„Ja, siehst du, mein Sohn... das ist 'ne schöne Sache!"

„Was gibt's da groß zu prahlen!" dachte ich und fügte laut und zurechtweisend hinzu: „Wenn's häßlich ist, kann's doch nicht schön sein!"

„Meinst du?" sagte er blinzelnd. „Na, das trifft nicht immer zu . . . Sag mal — spielst du gern Würfel?"

„Sie meinen Knöchel?"

„Ganz recht, Knöchel. Spielst du gern damit?"

„Ja."

„Gut, ich will dir einen Bleiwürfel machen. Soll ich?"

„Ja."

„Dann besorg einen Knöchel von einem Kalb!"

Die rauchende Schale in der Hand haltend und mit einem Auge in sie hineinschauend, trat er auf mich zu und sagte:

„Ich mach' dir einen Würfel, und du wirst dafür nicht mehr zu mir kommen. Abgemacht?"

Dieses Anerbieten beleidigte mich aufs tiefste.

„Ich werde auch so nie wieder herkommen!" sagte ich und verließ das Zimmer.

Bitter gekränkt ging ich in den Garten. Hier war der Großvater gerade damit beschäftigt, die Wurzeln der Apfelbäume mit Dünger zu belegen; es war Herbst, der Laubfall hatte schon begonnen.

„Da — mach dich mal an die Himbeersträucher!" sagte der Großvater und reichte mir die Gartenschere herüber.

„Was macht eigentlich ‚Schöne Sache'?" fragte ich ihn, bevor ich an die Arbeit ging.

„Seine Stube verschmutzt er", antwortete er ärgerlich. „In den Fußboden hat er lauter Löcher gebrannt, und die Tapeten hat er ganz verschmiert und zerrissen. Ich werde ihm kündigen."

„Das geschieht ihm recht", sagte ich zustimmend und begann die trockenen Reiser der Himbeersträucher zu beschneiden.

Ich hatte jedoch „Schöne Sache", wie ich mich bald überzeugen konnte, gar zu eilig verurteilt.

An regnerischen Abenden pflegte die Großmutter, sobald der Großvater das Haus verlassen hatte, in der Küche ihre Teeversammlungen abzuhalten, zu denen sie alle Mieter einlud. Da kamen die Kutscher, der Tatar Walej, öfters erschien auch die dicke Petrowna, ja sogar die muntere Dame aus der Vorderwohnung sprach zuweilen vor, und jedesmal saß auch „Schöne Sache" schweigsam, ohne sich zu rühren, in seiner Ofenecke. Der taubstumme Stjopa spielte mit dem Tataren Karten, Walej schlug damit dem Stummen über die breite Nase, daß es nur so klatschte, und sagte dabei:

„Da, friß sie, Satan!"

Onkel Pjotr brachte einen mächtigen Laib Weißbrot und einen großen Topf mit Himbeermus, strich davon eine dicke Lage auf die Stücke, die er von dem Brot abschnitt, präsentierte den Anwesenden die schmackhaften Schnitten auf der flachen Hand und sagte freundlich, mit einer tiefen Verbeugung:

„Erweisen Sie mir gefälligst die Ehre, kosten Sie mal!"

Hatte man ihm die Schnitte abgenommen, so beguckte er aufmerksam die dunkle Handfläche, und wenn er ein Tröpfchen Mus darauf entdeckte, leckte er es mit der Zunge ab.

Die Petrowna spendierte eine Flasche Kirschenaufguß, die muntere Dame brachte Nüsse und Konfekt. Und nun begann ein lustiges Schmausen, wie es die Großmutter so gern hatte.

Bald nach dem Bestechungsversuch, den „Schöne Sache" in der Absicht, mich von seiner Stube fernzuhalten, gemacht hatte, veranstaltete die Groß-

mutter einen solchen Unterhaltungsabend. Draußen ging ein herbstlicher Dauerregen nieder, der Wind heulte, die Bäume rauschten und kratzten mit den Ästen am Gemäuer. In der Küche war es warm und gemütlich, alle saßen dicht beieinander, alle waren so artig still, und die Großmutter sprudelte nur so ihre Geschichten hervor, von denen eine immer schöner war als die andere.

Sie saß auf dem Ofenrand, die Beine auf den Vorsprung gestützt, und beugte sich zu den Gästen vor, die, nur von einer armseligen Funzel beleuchtet, am Tisch saßen. Wenn sie so recht im Zuge war, pflegte sie jedesmal auf den Ofen zu klettern. „Ich muß von oben her sprechen", sagte sie, „dann geht's besser!"

Ich saß zu ihren Füßen, auf dem breiten Ofenvorsprung, fast über dem Kopf von „Schöne Sache". Die Großmutter erzählte die rührende Geschichte von Iwan, dem Kriegsmann, und vom Einsiedler Miron — gleichmäßig weihevoll flossen ihre Worte dahin:

„Wohl aus der Scheide zog Iwan sein scharfes Schwert,
Wischt' mit dem Rockschoß sorglich die Klinge blank und sprach:
‚So bete denn zum Herrn das allerletzte Mal
Für dich, für mich, fürs ganze menschliche Geschlecht —
Dann aber schlag' ich dir vom Rumpfe ab den Kopf.'
Ein junger Eichbaum stand vor Mirons Siedelei,
Darunter kniet der Alte nieder alsogleich.
Es neigt des Baumes Wipfel sich vor dem frommen Greis,
Der ruhig lächelnd sich zum Kriegsmann Iwan kehrt:
‚Ei, Iwan, allzulange mußt du warten wohl,
Soll beten ich fürs ganze menschliche Geschlecht!
Verlier doch deine Zeit nicht, Iwan, lieber Freund,
Schlag lieber mir jetzt gleich den Kopf vom Rumpfe ab!'
Da runzelt' der Kriegsmann zornig seine Stirn,
Beharrt' auf seinem Wort und sagte prahlerisch:
‚Was einmal ich gesprochen, nehm' nimmer ich zurück,
Drum bete nur — ich warte, und seien's auch hundert Jahr!'
Da betet bis zum Abend nun der Eremit,
Und betet immer weiter bis zum Morgenrot,
Vom Morgenrot dann wieder bis zur Mitternacht,
Und Tag für Tag so weiter, vom Sommer bis zum Lenz.
Und Jahr auf Jahr verharret so Miron im Gebet,
Bis in die Wolken reichet der junge Eichbaum längst,
Aus all der Eicheln Saat erstand ein ganzer Wald,
Und seines Betens war kein Ende abzusehn.
Iwan, der Kriegsmann, aber steht wartend neben ihm,
In Staub zerfallen ist schon längst sein scharfes Schwert,
Zerfressen sind die Panzer, die Schienen längst vom Rost,
Morsch fielen ihm die Kleider von den Gliedern ab,
Im Sommer wie im Winter steht Iwan nackt und bloß,
Die Sonne brennt hernieder — und verbrennt ihn nicht,
Geschmeiß saugt voll Begier sein Blut — und saugt's nicht aus,
Wölfe noch Bären fallen jäh ihn an,
Stürme nicht noch Fröste tun ihm etwas an,
Nicht von seinem Platz kann er rühren sich,
Nicht die Hand bewegen, sprechen nicht ein Wort;
Denn als Strafe ward dies über ihn verhängt,
Weil er sich dem schlimmen Auftrag nicht entzog,
Hinter einem fremden Gewissen sich versteckt!
Doch des frommen Greises inniges Gebet
Für uns arme Sünder klinget fort und fort,
Bis zum heutigen Tag strebt es zum Herrn empor,
Wie der helle Strom zum Ozean strebt."

Gleich als die Großmutter zu erzählen begann, bemerkte ich, daß „Schöne Sache" sich in einer eigentümlichen Unruhe befand. Er bewegte höchst seltsam, in krampfhafter Weise, die Arme, nahm die Brille ab, gab damit den Takt zu dem vorgetragenen Text an, setzte die Brille wieder auf, nickte mit dem Kopf, fuhr sich über die Augen und rieb sie heftig mit den Fingern, wischte sich, als schwitze er, mit raschen Bewegungen der flachen Hand Stirn und Wangen ab. Sobald jemand von den Anwesenden sich bewegte, hustete oder mit den Füßen scharrte, setzte er eine strenge Miene auf und machte: „Pst—st!"

Und als dann die Großmutter schwieg, sprang er plötzlich voller Ungestüm auf, fuchtelte mit den Armen in der Luft umher, drehte und wand sich wie närrisch und murmelte:

„Oh, das ist ja wundervoll — das muß unbedingt niedergeschrieben werden! Das ist so echt, so unverfälscht russisch!"

Man sah nun ganz deutlich, daß er weinte — so reichlich quollen die Tränen, daß seine Augen förmlich darin schwammen; es war ein Anblick, seltsam zugleich und rührend. Er lief in der Küche umher und hüpfte dabei in komischer, unbeholfener Weise, suchte seine Brille aufzusetzen und brachte es nicht fertig, sie hinter den Ohren zu befestigen. Onkel Pjotr lachte über ihn, die anderen schwiegen verlegen, die Großmutter aber sagte:

„Gewiß, schreiben Sie's nur auf, das ist doch keine Sünde! Ich weiß eine ganze Menge solcher Sachen."

„Nein, gerade das! Das ist so kernrussisch!" schrie der Kostgänger erregt, und dann blieb er plötzlich mitten in der Küche stehen und begann laut zu sprechen, während seine Rechte durch die Luft fuhr und in der Linken die Brille zitterte. Er sprach lange, voll Leidenschaft, mit kreischender Stimme; zuweilen stampfte er dabei mit dem Fuß auf und wiederholte öfters die Worte:

„Mit einem fremden Gewissen läßt es sich nicht leben — nein, nein!"

Dann war's, als ob seine Stimme plötzlich gesprungen wäre — er schwieg, blickte alle an und entfernte sich still mit schuldbewußter Miene und gesenktem Kopf. Die Zurückbleibenden lächelten und sahen sich an, die Großmutter aber zog sich in die äußerste Ecke oben auf dem Ofen zurück und seufzte dort tief auf.

Petrowna fuhr sich mit der flachen Hand über die dicken, roten Lippen und fragte:

„Er ist wohl böse geworden, wie?"

„Bewahre", versetzte Onkel Pjotr. „Das hat er nur so hingesagt."

Die Großmutter stieg vom Ofen herunter und machte schweigend den Samowar warm. Onkel Pjotr aber fuhr nach einem Weilchen fort:

„Sind alle so, die Herren... ein launisches Volk."

„Alte Junggesellen treiben immer solche Possen", murmelte Walej griesgrämlich.

Alle lachten, und Onkel Pjotr nahm wieder das Wort:

„Tränen hat er sogar vergossen! Ein Hecht muß ihn wohl gebissen haben, oder 'ne Plötze."

Es wurde langweilig in der Küche, und mir war recht beklommen zumute. „Schöne Sache" hatte mich in Erstaunen versetzt, und er tat mir herzlich leid: ich konnte es nicht vergessen, wie seine Augen so ganz in Tränen geschwommen hatten.

Er brachte die Nacht nicht zu Hause zu, und am nächsten Tag kam er erst nach dem Mittagessen wieder, still, übernächtig, sichtlich verlegen.

„Ich habe hier gestern Lärm gemacht", sagte er zur Großmutter schuldbewußt wie ein kleines Kind. „Sind Sie mir böse?"

„Weshalb?"

„Weil ich mich eingemischt und so viel geredet habe."

„Sie haben ja niemand beleidigt."

Ich hatte das Gefühl, daß die Großmutter sich vor ihm fürchtete, darum sah sie ihm wohl auch nicht ins Gesicht und sprach ungewöhnlich leise mit ihm.

Er ging ganz dicht an sie heran und sagte schlicht und offen:

„Sehen Sie, ich bin so schrecklich allein, ich habe keinen Menschen! Da schweigt man nun, schweigt — und mit einemmal quillt die Seele über, und es bricht hervor. Dann bin ich imstande, zu einem Stein, einem Baum zu reden."

Die Großmutter rückte von ihm ab und sagte:

„Sie müßten heiraten."

„Ach!" rief er stirnrunzelnd und entfernte sich mit einer Handbewegung, die seine Hoffnungslosigkeit ausdrückte.

Die Großmutter sah ihm mißtrauisch nach, nahm eine Prise und sagte dann streng zu mir:

„Halt dich nur fern von ihm — Gott weiß, was für ein Mensch das ist!"

Mich aber zog es nun wieder zu ihm hin. Ich hatte gesehen, wie schmerzlich sich sein Gesicht verzog, als er der Großmutter erzählte, daß er „so schrecklich allein" sei; es lag in diesen Worten etwas, das ich wohl begriff, das mir ans Herz ging, und ich beschloß, ihn aufzusuchen.

Ich blickte vom Hof aus zum Fenster in sein Zimmer hinein — es war leer und glich ganz einer Rumpelkammer, in die man in aller Eile die verschiedensten Dinge kunterbunt durcheinandergeworfen hatte, die ebenso unnütz und sonderbar waren wie ihr Besitzer. Ich ging in den Garten und erblickte ihn dort in der Grube: weit vorgebeugt, die Hände im Nacken verschränkt und die Ellbogen auf die Knie gestützt, saß er höchst unbequem auf einem verkohlten Balkenende, das zwischen vertrocknetem Beifuß, Lattich und Brennesseln aus der Erde hervorragte. Die Art, wie er da so unbequem und einsam in dem Erdloch saß, steigerte noch meine Teilnahme für ihn.

Er bemerkte mich eine ganze Weile nicht, seine Augen blickten an mir vorbei wie die blinden Augen eines Uhus. Dann fragte er mich plötzlich in ärgerlichem Ton:

„Sollst du mich holen?"

„Nein."

„Warum kommst du sonst her?"

„So..."

Er nahm die Brille ab, putzte sie mit einem schwarz und rot punktierten Tuch und sagte:

„Nun, kriech herein!"

Als ich neben ihm auf dem Balken Platz genommen hatte, legte er seinen Arm um meine Schultern und drückte mich fest an sich:

„Bleib so sitzen! Wir wollen dasitzen und schweigen — ist's dir recht? Du bist wohl ein Dickkopf?"

„Ja."

„'ne schöne Sache!"

Wir schwiegen lange. Es war ein stiller, milder Abend, einer jener schwermütigen Abende des Altweibersommers, an denen alles ringsum so bunt prangt und zugleich von Stunde zu Stunde blasser zu werden scheint, an denen die Erde, die im Sommer so mannigfache würzige Düfte ausströmte, nur noch nach kühler Feuchtigkeit riecht, die Luft so seltsam durchsichtig scheint und die Dohlen, die hastig am rötlichen Himmel hinfliegen, traurige Gedanken in der Seele wecken. Alles ist stumm und still; jeder Laut, das Rauschen des Vogelflugs, das Rascheln des fallenden Laubes erscheint wie eine lärmende Störung, die einen erschreckt auffahren läßt — doch im nächsten Augenblick tritt wieder Stille ein, die das Erdenrund umfängt und die Brust erfüllt.

In solchen Minuten tauchen ganz besonders reine, leichte Gedanken in der Seele auf — Gedanken, so fein und durchsichtig wie Spinngewebe und nicht in Worte zu fassen. Sie tauchen empor und verschwinden rasch wie Sternschnuppen, erregen Schwermut in der Seele, liebkosen sie, wecken sie auf aus ihrer Ruhe — und da gerät sie in Wallung und schmilzt, nimmt ihre Form fürs ganze Leben, ihr besonderes Gepräge an.

Ich schmiegte mich an den warmen Körper des Kostgängers und blickte mit ihm zusammen durch das schwarze Geäst der Apfelbäume nach dem roten Himmel, beobachtete den geschäftigen Flug der Hänflinge, sah zu, wie die Stieglitze die Blütenköpfe der trockenen Disteln zausten und den Samen herauspickten, wie vom Feld her zottige, blaugraue, rotgeränderte Wolken heranzogen, unter denen die Krähen schwerfällig zu ihren Nestern auf dem Kirch-

hof flogen. Das alles war so schön, so ganz anders als sonst, so verständlich und traulich.

Zuweilen fragte der Mann an meiner Seite tief aufseufzend:

„Prächtig ist das, nicht? Ist's dir nicht zu feucht oder zu kühl?"

Und als der Himmel sich verdunkelte und alles ringsum von der feuchten Dämmerung anzuschwellen schien, sagte er:

„Nun, jetzt ist's genug. Wir wollen gehen!"

An der Gartenpforte blieb er stehen und sagte leise:

„Eine treffliche Frau, deine Großmutter... Oh, was für ein Land!"

Er schloß die Augen und wiederholte leise, doch vernehmlich mit einem Lächeln:

„Denn als Strafe ward dies über ihn verhängt,
Weil er sich dem schlimmen Auftrag nicht entzog.
Hinter einem fremden Gewissen sich versteckt!"

„Merk dir das nur, mein Junge!"

Und während er mich vorwärtsschob, fragte er:

„Kannst du schreiben?"

„Nein."

„Dann lerne es! Und wenn du es gelernt hast, dann schreib auf, was deine Großmutter erzählt — es lohnt sich!"

Wir wurden gute Freunde. Von diesem Tage an ging ich bei „Schöne Sache" nach Belieben aus und ein, saß in seinem Zimmer in einer mit Lumpen gefüllten Kiste und beobachtete ungehindert, wie er Blei schmolz, Kupfer zum Glühen brachte, eiserne Plättchen zur Rotglut erhitzte und mit einem Hammer mit schön geschmiedetem Griff auf einem kleinen Amboß bearbeitete, wie er mit Raspeln und Feilen, bis zu den allerfeinsten, mit Schmirgel und sonstigem Zubehör hantierte. Und alles wog er auf einer sehr feinen Messingwaage ab. Dann goß er wieder verschiedene Flüssigkeiten in die dicken, weißen Schalen, sah zu, wie der Dampf aufstieg, der im Zimmer einen ätzenden Geruch verbreitete, zog die Brauen zusammen, las in einem dicken Buch nach und brummte, an den roten Lippen nagend, vor sich hin, oder sang leise in langgezogenen Tönen mit seiner heiseren Stimme:

„O Rose von Saron..."

„Was machst du denn da?" fragte ich ihn.

„Eine sehr kunstvolle Sache, mein Lieber."

„Was denn?"

„Ja, siehst du — das kann ich nicht so ausdrükken, daß du es verstehst."

„Der Großvater sagt, daß du vielleicht falsches Geld machst..."

„So, sagt er das? Hm... Dann sagt er eben Unsinn! Geld ist eine sehr überflüssige Sache, mein Lieber."

„Und womit soll man das Brot bezahlen?"

„Das Brot... Ja, das muß allerdings bezahlt werden."

„Siehst du! Und auch das Fleisch."

„Ja, auch das Fleisch."

Er lacht ganz leise, überaus lieb und herzlich, kraut mich wie einen jungen Hund hinterm Ohr und sagt:

„Mit dir darf ich mich wirklich auf keinen Streit einlassen, du bist mir zu schlagfertig! Laß uns lieber schweigen!"

Zuweilen unterbrach er die Arbeit und setzte sich neben mich, und wir sahen lange zum Fenster hinaus, wie der Regen auf die Dächer und den mit Gras bewachsenen Hof niedertroff und die Apfelbäume immer kahler und kahler wurden. „Schöne Sache" war sehr wortkarg, das, was er sagte, hatte aber stets etwas Zwingendes, Überzeugendes. Wollte er meine Aufmerksamkeit auf irgend etwas lenken, so begnügte er sich in der Regel damit, mich leicht anzustoßen und mir mit einem Augenblinzeln zu winken. Ich glaubte, nichts Besonderes auf dem Hof zu sehen, aber diese Winke und die kurzen Worte, die er ihnen folgen ließ, gaben den Dingen, die ich sah, eine ganz besondere Bedeutung, so daß sie sich mir fest und tief einprägten. Da lief zum Beispiel eine Katze über den Hof, blieb vor einer Pfütze stehen und betrachtete ihr Spiegelbild darin: sie hob ihre weiche Pfote, als wollte sie die „andere" schlagen, und „Schöne Sache" bemerkte leise:

„Die Katzen sind stolze und mißtrauische Tiere."

Oder der goldrote Hahn Mamaj flog auf den Gartenzaun, krallte sich oben fest, begann mit den Flügeln zu schlagen und wäre fast heruntergefallen — unwillig streckt er den Hals vor und brummt beleidigt, der Kostgänger aber meint:

„Ein vornehmer General, doch nicht sehr klug."

Dort patscht der plumpe Walej schwerfällig wie ein altes Pferd durch den Schmutz. Die starken Backenknochen geben seinem Gesicht etwas Aufgeblasenes; er blickt mit eingekniffenen Augen zum Himmel empor, von wo ein herbstlich blasser Sonnenstrahl ihm gerade auf die Brust fällt, so daß der Messingknopf an seiner Joppe hell erglänzt. Der Tatar bleibt stehen, faßt mit den krummen Fingern nach dem Knopf, und „Schöne Sache" sagt:

„Wie er sich freut! Als wenn er eine Medaille bekommen hätte."

Ich schloß mich ihm bald sehr eng an, und er wurde mir in den Tagen des Kummers wie in den Stunden der Freude unentbehrlich. Er war selbst schweigsam, ließ mich aber über alles reden, was mir nur irgend in den Kopf kam, während der Großvater mir immer gleich den Mund verbot:

„Schwatz nicht, Plappermaul!"

Die Großmutter wiederum war so voll von ihren eigenen Gedanken, daß sie für Fremdes gar nicht mehr empfänglich war und kein Ohr dafür hatte. „Schöne Sache" dagegen hörte stets mit Aufmerk-

samkeit auf mein Geschwätz und sagte häufig lächelnd zu mir:

„Na, mein Lieber, das stimmt doch wohl nicht, das hast du dir ausgedacht."

Und jedesmal waren seine kurzen Bemerkungen am Platz und trafen den Nagel auf den Kopf. Er schien durch mich hindurchzuschauen und alles zu sehen, was in meinem Kopf und in meinem Herzen vorging, und so manches überflüssige oder unrichtige Wort schnitt er mir, ehe ich es noch ausgesprochen hatte, mit den ruhigen Worten ab:

„Schwindle nicht, mein Junge!"

Häufig suchte ich diese geheimnisvolle Zauberkraft auf die Probe zu stellen. Ich dachte mir irgend etwas aus und erzählte es, als ob's wirklich geschehen wäre, er schüttelte jedoch, nachdem er ein Weilchen zugehört hatte, ungläubig den Kopf.

„Nein, mein Junge, du lügst!" sagte er.

„Woher weißt du das?" fragte ich.

„Ich sehe es dir an, mein Lieber."

Oft nahm die Großmutter mich mit, wenn sie auf dem Heumarkt Wasser holte, und einmal sahen wir, wie eine ganze Rotte von Städtern einen Bauern verprügelte — sie hatten ihn niedergeworfen und zerrten und rissen ihn hin und her, wie Hunde, die an einem ihresgleichen ihr Mütchen kühlen. Die Großmutter stellte rasch die Wassereimer hin und stürzte, das Tragholz schwingend. auf die Angreifer los, während sie mir zurief:

„Lauf rasch fort, Ljoscha!"

Ich war jäh erschrocken. Statt jedoch fortzulaufen, ging ich hinter ihr her und begann mit Steinen nach den Städtern zu werfen, während sie tapfer mit der Wassertrage auf die Rotte einhieb und manchen Schlag gegen ihre Rücken und Schädel führte. Wir bekamen Zuzug, die Städter ergriffen die Flucht, und die Großmutter machte sich nun daran, dem Bauern das Gesicht zu waschen, das die Angreifer jämmerlich zugerichtet hatten. Noch jetzt sehe ich mit Abscheu, wie er hustend und heulend mit dem schmutzigen Daumen die aufgerissene Nase andrückte und wie das Blut unter seinem Finger hervor der Großmutter ins Gesicht und auf die Brust spritzte, während sie selbst laut schrie und am ganzen Leib zitterte.

Zu Hause angelangt, lief ich sogleich zu dem Kostgänger, um ihm den Vorfall zu erzählen. Er ließ seine Arbeit liegen, stellte sich, die lange Feile wie einen Säbel emporhaltend, gerade vor mich hin, sah mich unter seiner Brille hervor streng und forschend an und fiel mir dann plötzlich mit auffallender Bestimmtheit ins Wort.

„Sehr gut! Genau so hat sich alles zugetragen! Ganz famos!"

Ich war noch ganz erfüllt von dem Geschehenen und achtete gar nicht auf seine seltsamen Worte, sondern fuhr fort zu erzählen. Da schlang er den Arm um meine Schultern, begann so mit mir im Zimmer auf und ab zu gehen und sagte wieder:

„Schon gut, brauchst nicht weiterzuerzählen! Du hast schon alles Notwendige gesagt, verstanden?"

Ich schwieg beleidigt; als ich jedoch ein Weilchen überlegt hatte, begriff ich zu meinem großen Erstaunen, dessen ich mich noch recht wohl erinnere, daß er meinen Redefluß zur rechten Zeit eingedämmt hatte: in der Tat hatte ich schon „alles" gesagt.

„Du mußt dich bei solchen Vorfällen nicht zu lange aufhalten, mein Lieber", sagte er, „so etwas vergißt man besser!"

Zuweilen tat er unerwartet einen Ausspruch, der sich mir fürs ganze Leben einprägte. Einmal erzählte ich ihm bekümmert von meinem Erzfeind Kljuschnikow, einem dickköpfigen, starken Jungen aus der Neuen Straße, mit dem ich mich oftmals prügelte, ohne daß es bei unseren Kämpfen zu einer Entscheidung gekommen wäre. „Schöne Sache" hörte mir aufmerksam zu.

„Unsinn", sagte er, „eine solche Stärke ist keine Stärke! Die wahre Stärke liegt in der Schnelligkeit der Bewegung; je fixer einer ist, um so stärker ist er — verstanden?"

Am nächsten Sonntag versuchte ich's denn auch beim Gebrauch meiner Fäuste mit der Fixigkeit und besiegte Kljuschnikow spielend. Das erhöhte meinen Respekt vor den Bemerkungen des Kostgängers sehr beträchtlich.

„Man muß jede Sache richtig anzupacken wissen — das ist's! Und richtig anpacken — das ist sehr schwer!"

Ich verstand den Sinn der Worte nicht, prägte mir jedoch unwillkürlich solche und ähnliche Ausdrücke ein — eben weil in ihrer Einfachheit etwas aufreizend Geheimnisvolles lag. Was für ein besonderes Wissen gehörte denn dazu, einen Stein, ein Stück Brot, eine Tasse, einen Hammer „anzupacken"?

Im Hause aber konnte man „Schöne Sache" immer weniger leiden, selbst die zutrauliche Katze der lustigen Dame aus der Vorderwohnung wollte nichts von ihm wissen, während sie sonst jedem auf den Schoß sprang. Ich schlug sie deshalb, zauste sie an den Ohren und redete ihr fast unter Tränen zu. doch vor ihm keine Angst zu haben.

„Sie kommt nicht zu mir, weil meine Kleider nach Säure riechen", erklärte er mir. Ich wußte aber, daß alle andern, selbst die Großmutter, die Sache anders auslegten, und zwar in einem dem Kostgänger ungünstigen, für ihn kränkenden Sinn.

„Was steckst du ewig bei ihm?" fragte die Großmutter ärgerlich. „Er wird dich noch böse Dinge lehren!"

Der rothaarige Iltis, der Großvater, prügelte mich jedesmal, wenn er dahinterkam, daß ich wieder einmal bei dem Kostgänger gewesen war. Ich sagte es

diesem natürlich nicht, daß man mir den Umgang mit ihm verboten habe, erzählte ihm jedoch offen, wie man im Hause über ihn denke.

„Die Großmutter fürchtet sich vor dir; sie sagt, du seist ein Schwarzkünstler, und der Großvater nennt dich einen Feind Gottes, der den Menschen gefährlich sei."

Er zuckte mit dem Kopf, als wehre er Fliegen ab; auf seinem kreideweißen Gesicht erschien ein rosiges Lächeln, vor dem mir schwindlig und beklommen zumute wurde.

„Ich sehe schon, mein Junge, wohin das zielt", sagte er leise. „Das ist traurig, wie?"

„Ja!"

„Traurig ist's — ja, mein Junge."

Und endlich wurde ihm der Stuhl vor die Tür gesetzt.

Ich kam eines Tages nach dem Morgentee zu ihm und sah, wie er, auf dem Fußboden sitzend, seine Sachen in eine Kiste packte, wozu er leise das Lied von der „Rose von Saron" sang.

„Nun leb wohl, mein Junge, ich zieh' aus."

„Warum?"

Er sah mich forschend an und sagte:

„Weißt du es nicht? Das Zimmer wird für deine Mutter gebraucht."

„Wer hat das gesagt?"

„Dein Großvater."

„Er hat gelogen!"

„Schöne Sache" zog mich an der Hand zu sich heran, und, als ich neben ihm auf dem Fußboden saß, sagte er leise:

„Sei mir nicht böse, mein Junge: ich dachte, du wüßtest es und hättest es mir verschwiegen. ‚Das ist nicht schön von ihm', sagte ich mir."

Seine Worte stimmten mich traurig und ärgerten mich zugleich.

„Hör mal", fuhr er dann lächelnd, fast im Flüsterton, fort, „erinnerst du dich noch, wie ich dir einmal sagte, du solltest nicht zu mir kommen?"

Ich nickte mit dem Kopf.

„Du warst damals gekränkt, nicht wahr?"

„Ja."

„Nun, ich wollte dich nicht kränken. Ich wußte ja, daß deine Angehörigen dich schelten würden, wenn du dich mit mir anfreundest, siehst du!"

Er sprach zu mir wie ein kleiner Junge, ein Gleichaltriger, und ich freute mich tiefinnerlich über seine Worte. Ja, es war mir, als hätte ich schon längst, schon damals, als er jene Äußerung tat, seine Absicht erraten, und ich antwortete ihm auch in diesem Sinn: „Das hab' ich längst begriffen!"

„Nun, siehst du! Darum hab' ich das damals gesagt."

Eine unerträgliche Traurigkeit beschlich mich.

„Warum können dich hier alle nicht leiden?" fragte ich.

Er schloß mich in die Arme, drückte mich an sich und antwortete mit bedeutsamem Blinzeln:

„Ich bin für sie ein Fremder — verstehst du? Darum ist's! Ich bin nicht so wie sie."

Ich zupfte ihn am Ärmel — ich wußte nicht, was ich sagen sollte.

„Sei mir nicht böse", wiederholte er noch einmal und flüsterte mir dann ins Ohr: „Auch weinen sollst du nicht." Ihm selber aber quollen die Augen unter den trüben Brillengläsern nur so von Tränen über.

Dann saßen wir, wie immer, lange schweigend da und wechselten nur ab und zu ein kurzes Wort. Am Abend fuhr er davon, nachdem er sich von allen freundlich verabschiedet und mich umarmt hatte. Ich ging vor das Hoftor und sah, wie er in dem Bauernwagen, dessen Räder über die gefrorenen Kothaufen holperten, hin und her geschüttelt wurde. Gleich nach seiner Abfahrt machte sich die Großmutter daran, sein Zimmer zu reinigen, und ich ging absichtlich darin herum, immer von einer Ecke zur andern, und suchte sie daran zu hindern.

„So geh doch endlich, Junge!" schrie sie mich an, als sie beinahe über mich gestolpert wäre.

„Warum habt ihr ihn fortgejagt?"

„Nun redest du gar noch!"

„Dumm seid ihr alle", sagte ich.

Sie schlug mit dem nassen Wischlappen nach mir und schrie: „Bist du verrückt geworden, Bengel?"

„Dich mein ich nicht — aber die andern sind alle dumm!" verbesserte ich mich, doch beschwichtigte sie das keineswegs.

Beim Abendbrot sagte der Großvater:

„Nun sind wir ihn los, Gott sei Dank! Wenn ich ihn so manchmal ansah, ging mir's wie ein Stich durchs Herz: ‚Er muß fort!'"

Ich zerbrach vor Wut meinen Holzlöffel und bekam dafür natürlich eine Tracht Prügel.

So endete meine Freundschaft mit dem ersten jener zahllosen Menschen, die, ihrem eigenen Heimatland fremd, doch zu seinen besten Söhnen gehören...

9

Ich komme mir in meiner Kindheit vor wie ein Bienenstock, in den verschiedene schlichte Durchschnittsmenschen, gleich den Bienen, den Honig ihres Wissens und ihrer Gedanken über das Leben hineintrugen, um nach bestem Können meine Seele zu bereichern. Oft war dieser Honig unrein und bitter, aber schließlich bleibt jedes Wissen doch eben Honig.

Als „Schöne Sache" fortgezogen war, befreundete sich Onkel Pjotr näher mit mir. Er hatte einige Ähnlichkeit mit dem Großvater: war ebenso mager, ebenso sauber und adrett, doch war er kleiner von Wuchs als der Großvater und auch schmächtiger, wie er denn überhaupt einem halbwüchsigen Burschen glich, der im Scherz eine Greisenmaske angelegt hatte. Sein Gesicht sah aus wie ein aus dünnen Lederschnüren geflochtenes Sieb, und die pfiffigen,

kleinen Augen, deren Weißes stark ins Gelbe spielte, flitzten darin herum wie zwei Zeisige im Käfig. Das graue Haar war leicht gekräuselt, der kurze Bart ringelte sich; er rauchte eine kurze Pfeife, deren Rauch, grau wie sein Haar, gleichfalls in Ringen aufstieg, und auch seine Rede hatte etwas Gewundenes, Krauses, war reich mit Reimen und Sprüchen gewürzt. Seine Stimme hatte einen summenden, scheinbar freundlichen Klang, doch schien es mir immer, als mache er sich über alle Welt lustig.

„Im Anfang meiner Jahre", erzählte er, „befahl mir unsere gnädige Frau Gräfin Tatjana Alexejewna: ‚Werde ein Schmied!' — und nach einiger Zeit hieß es wieder: ‚Hilf dem Gärtner!' Na, mir konnte es ja recht sein — aber, was der Bauer auch tut, immer ist's nicht gut! Da sagte sie denn das nächste Mal wieder: ‚Petruschka, geh lieber und fang Fische!' Nun, mir war's recht. Wenn's sein muß, geh' ich auch Fische fangen. Kaum bin ich aber drin in dem Geschäft, heißt es wieder: Lebt wohl, meine lieben Fische — ich soll in die Stadt wandern, soll dort als Kutscher mein Brot verdienen und der gnädigen Frau Gräfin einen Zins dafür zahlen. Nun, auch dagegen hab' ich nichts — aber wann soll ich denn wieder umsatteln? Dazu ist's ja nicht mehr gekommen, denn nun kam die Bauernbefreiung, und so bin ich denn bei der Schindmähre geblieben, die ist jetzt meine gnädige Frau Gräfin."

Seine „Schindmähre" war ein recht alter, klappriger Gaul, der so aussah, als ob ein betrunkener Maler auf das ursprünglich weiße Fell alle möglichen bunten Farben aufgetragen, jedoch mitten in der Arbeit aufgehört hätte. Die Beine des Tieres waren ausgerenkt, das Fell wie aus Lappen zusammengeflickt, der knochige Kopf mit den trüben Augen kummervoll gesenkt. Onkel Pjotr behandelte seine Mähre rücksichtsvoll, schlug sie nicht und nannte sie „Tanjka".

„Warum hast du denn dem Vieh einen christlichen Namen gegeben?" fragte der Großvater ihn einmal.

„Wieso denn, verehrter Wassil Wassiljewitsch? ‚Tanjka' ist gar kein christlicher Name."

Onkel Pjotr konnte gleichfalls lesen, er wußte in der Heiligen Schrift sehr gut Bescheid und stritt sich immer mit dem Großvater herum, welcher von den Heiligen wohl der Heiligste sei. Über die großen Sünder, von denen die Schrift berichtet, brachen sie beide um die Wette den Stab, besonders zogen sie über Absalom her. Zuweilen gerieten sie sich über grammatikalische Fragen in die Haare. Onkel Pjotr konnte dann mit seinen Spöttereien den Großvater bis zur Wut reizen, daß seine grünen Augen nur so funkelten und er, wenn ich zufällig hinhörte, zornig auf mich losschrie: „Mach, daß du fortkommst, Alexej!"

Onkel Pjotr war ein großer Freund von Sauberkeit und Ordnung — wenn er über den Hof ging, stieß er mit der Stiefelspitze alle Späne, Scherben und Knochen beiseite und rief ihnen vorwurfsvoll nach:

„Bist 'n unnützes Ding ... Liegst nur im Wege ... weg mit dir!"

Er war sehr gesprächig und schien gutmütig und heiter von Natur, zuweilen jedoch waren seine Augen blutunterlaufen und blickten trüb und starr wie die Augen eines Toten. Oder er saß auch wohl irgendwo im Winkel, im Dunkeln, mürrisch zusammengekauert und stumm wie sein Neffe. Fragte man ihn: „Was ist dir, Onkel Pjotr?", so antwortete er dumpf und finster: „Geh fort!"

In einem der Häuschen unserer Straße wohnte ein Herr mit einem Grützbeutel auf der Stirn. Er hatte die höchst sonderbare Gewohnheit, sonntags von seinem Fenster aus Hunde, Katzen, Hühner, Krähen und die Vorbeikommenden, die ihm nicht gefielen, mit Schrot zu beschießen. Einmal hatte er auch „Schöne Sache" aufs Korn genommen — die Schrotkörner waren zwar durch seine Lederjacke nicht hindurchgedrungen, doch fand er nachträglich einige davon in seiner Tasche. Ich erinnere mich noch, wie aufmerksam unser Kostgänger die kleinen, blauschwarzen Kügelchen durch seine Brille betrachtete. Der Großvater wollte ihn dazu bewegen, sich zu beschweren, er aber warf die Schrotkörner in die Ecke und meinte: „Es lohnt sich nicht."

Ein andermal jagte der Schütze dem Großvater ein paar Schrotkörner ins Bein. Der nahm die Sache schief, klagte beim Friedensrichter, machte alle Getroffenen und alle Zeugen in der Straße mobil, und der gefährliche Nachbar verschwand plötzlich, unbekannt wohin.

Sobald draußen auf der Straße die Schüsse knallten, stülpte Onkel Pjotr, falls er zu Hause war, eiligst die verschossene Sonntagsmütze mit dem großen Schirm auf seinen grauen Kopf und lief hastig vor das Tor. Dann steckte er die Hände unter seinen langschößigen Rock, daß dieser wie ein Hahnenschwanz abstand, drückte den Bauch vor und stolzierte feierlich auf dem Fußsteig an dem Schützen vorüber — immer auf und ab, auf und ab. Alle Hausbewohner standen an unserm Tor, am Fenster erschien das blaue Gesicht des Offiziers und über ihm der blonde Kopf seiner Frau; auch vom Betlengschen Hof kamen ein paar Menschen heraus, nur vor dem grauen, toten Hause Owsjannikows zeigte sich niemand.

Manchmal spazierte Onkel Pjotr erfolglos hin und her — der Jäger sah ihn offenbar nicht als ein Wild an, das einen Schuß Pulver wert wäre. Dafür knallte die Doppelflinte bei seinem nächsten Spaziergang gleich zweimal: piff, paff! Ohne seinen Schritt zu beschleunigen, kommt Onkel Pjotr zu uns heran und berichtet kreuzvergnügt:

„In den Rockschoß ist's gegangen!"

Ein andermal traf ihn die Vogeldunstladung in Schultern und Hals. Die Großmutter pickte die Bleikörner mit einer Gabel unter der Haut hervor und schalt Onkel Pjotr:

„Was ermutigst du den verrückten Kerl noch? Wenn er dir nun ein Auge ausschießt?"

„Der? Nie im Leben, Akulina Iwanowna!" versetzte Pjotr geringschätzig. „Der schießt ja hundsmiserabel."

„Warum läufst du ihm absichtlich in den Weg?"

„Weil's mir Spaß macht, den gnädigen Herrn ein bißchen zu ärgern."

Und er beguckte die herausgezogenen Schrotkörner, die er auf der flachen Hand hielt, und meinte:

„Gottsjämmerlich schießt er. Da lebte bei der gnädigen Frau Gräfin Tatjan Lexjewna einmal als 'ne Art Gemahl — sie wechselte die Männer, als wenn's Lakaien wären —, lebte, sag' ich, ein gewisser Mamont Iljitsch, ein Offizier, der verstand sich aufs Schießen! Nie schoß er anders als mit Kugeln, Großmütterchen! Auf vierzig Schritt Entfernung mußte sich der dumme Ignaschka hinstellen, und an den Gurt band man ihm 'ne Flasche, die ihm zwischen den Beinen herunterhing. Mein Ignaschka spreizt die Beine und lacht in seiner Dummheit. Mamont Iljitsch zielt mit der Pistole — piff! ist die Flasche entzwei. Einmal aber muß wohl 'ne Bremse oder sonstwas den Ignaschka gestochen haben, denn er rührte sich — nun, und die Kugel ging ihm ins Bein, gerade in die Kniescheibe. Man rief den Arzt, und der säbelte ihm gleich, eins zwei drei, das Bein ab. Das haben sie dann begraben."

„Und Ignaschka... der Dummkopf?"

„Der war ganz vergnügt. Ein Dummkopf braucht weder Beine noch Arme, den macht seine Dummheit schon satt. Einen Dummen liebt jedermann, denn Dummheit tut keinem was zuleide. Man sagt auch: ‚Ist 'nem Beamten Dummheit gegeben, läßt sich's mit ihm ganz gemütlich leben.'"

Auf die Großmutter machten seine Geschichten weiter keinen Eindruck, sie konnte selbst Dutzende davon zum besten geben, mich aber kam dabei doch ein leichter Schauer an, und ich fragte Onkel Pjotr:

„Kann solch ein Herr einen auch totschießen?"

„Warum denn nicht? Gewiß kann er das! Sogar untereinander schießen sie sich tot. Kam da zu Tatjan Lexjewna ein Ulan, der kriegte mit Mamont 'nen Zank — gleich nahmen sie die Pistolen zur Hand, gingen in den Park, und dort, neben dem Teich, mitten auf dem Weg, schoß mein Ulan dem Mamont piff! die Leber durch. Der Mamont kam auf den Kirchhof, der Ulan wurde nach dem Kaukasus strafversetzt — aus war der Spaß. So halten sie's untereinander, von Bauern und sonstigen kleinen Leuten schon gar nicht zu reden. Jetzt gelten ihnen die Bauern überhaupt nichts mehr — früher, als die Bauern ihr Eigentum waren, gingen sie doch noch sorgsamer mit ihnen um."

„Na, auch damals machten sie nicht viel Umstände", meinte die Großmutter.

„Das stimmt schon", pflichtete Onkel Pjotr ihr bei. „Ihr Eigentum waren sie ja, aber es stand nicht hoch im Preis..."

Mich behandelte er immer freundlich, sprach gemütlicher mit mir als mit den Erwachsenen und versteckte seine Augen nicht vor mir, und doch mißfiel mir etwas an ihm. Wenn er seine Musschnitten austeilte, bestrich er die meine ganz besonders dick, und aus der Stadt brachte er mir Malzzucker und Mohnkuchen mit. Wenn er sich mit mir unterhielt, sprach er immer ernst und leise:

„Na, junger Herr, was wollen wir mal werden? Soldat? Oder Beamter?"

„Soldat."

„Recht so. Jetzt haben es auch die Soldaten nicht mehr so schwer. Auch ein Pope hat es nicht schlecht, grölt sein ‚Herr, erbarme dich!' — und damit basta! Der Pope hat's sogar noch leichter als der Soldat, noch leichter aber hat's der Fischer — der braucht überhaupt nichts zu lernen, wenn er nur 'n bißchen Übung hat."

Er beschrieb es sehr spaßig, wie die Fische um den Köder herumschwänzeln und wie sie alle zappeln, die Barsche, die Weißfische und die Bleie, sobald sie an der Angel sitzen.

„Du wirst immer böse, wenn der Großvater dich prügelt", tröstete er mich einmal. „Was ist das schon groß, man prügelt dich doch nur, um dich zu belehren, solche Prügel tun den Kindern gut! Da verstand sich meine gnädige Frau Gräfin, Tatjan Lexjewna, ganz anders aufs Prügeln! Sie hielt sich dazu eigens einen Menschen, Christophor hieß er, der war ein solcher Meister in seinem Handwerk, daß die Nachbarn von den andern Gütern sich ihn von der gnädigen Frau Gräfin ausbaten: ‚Leihen Sie uns doch, liebe Tatjan Lexjewna, Ihren Christophor, damit er mal unser Hofgesinde ordentlich verwichst!' Na, und da schickte sie ihn denn hin!"

Er erzählte behaglich und breit, wie seine Herrin im weißen Musselinkleid und himmelblauen Schleiertuch vor dem säulengeschmückten Portal saß und von ihrem roten Polstersessel aus zusah, wie Christophor die Bauern und ihre Frauen durchpeitschte.

„Er stammte aus dem Rjasanschen, dieser Christophor, und dabei sah er aus wie ein Zigeuner oder wie ein Kleinrusse, hatte 'nen Schnurrbart bis an die Ohren und war ganz blau im Gesicht, weil er sich nämlich rasierte. Ziemlich dumm schien er zu sein, kann aber auch sein, daß er sich dumm stellte, damit man ihn nicht unnütz ausfragte. In der Küche goß er sich manchmal Wasser in eine Tasse, fing 'ne Fliege, 'ne Schabe oder 'nen Käfer und ließ sie in

dem Wasser ersaufen — mit 'nem Stöckchen duckte er sie unter, bis es endlich so weit war."

Solche und ähnliche Geschichten, in denen es sich bei aller sonstigen Verschiedenheit stets um die Mißhandlung, Verhöhnung und Verfolgung des Menschen handelte, hatte ich von den Großeltern bereits in großer Anzahl vernommen. Ich konnte ihnen kein Interesse mehr abgewinnen und bat daher den Kutscher, mir etwas anderes zu erzählen.

Seine Runzeln zogen sich zuerst nach dem Mund hin, rutschten dann alle zu den Augen hinauf, und er begann:

„Gut, also etwas anderes, du Nimmersatt! Wir hatten mal einen Koch..."

„Wer hatte ihn?"

„Na, die Gräfin Tatjan Lexjewna."

„Warum nennst du sie Tatjan? War sie denn ein Mann?"

Ein pfiffiges Lächeln spielte um seinen Mund.

„Natürlich war sie 'ne Frau, aber — 'nen kleinen Schnurrbart hat sie doch gehabt. Ganz schwarz — sie stammte nämlich von schwarzen Deutschen ab, das ist ein Volk, so ähnlich wie die Neger. Die hatte also einen Koch, von dem weiß ich eine sehr spaßige Geschichte."

Die „spaßige Geschichte" handelte davon, daß der Koch eine Fischpastete verdorben hatte und daß man ihn zwang, sie ganz aufzuessen, wovon er schwer erkrankte.

„Dabei ist doch nichts Spaßiges!" fuhr ich den Erzähler unwillig an.

„Ja, was ist denn sonst spaßig? Sag mal!"

„Ich weiß es nicht."

„Dann schweig!"

Und er begann wieder irgend etwas herzuleiern, das mir gar nicht kurzweilig erschien.

An den Feiertagen kamen zuweilen meine Vettern zu Besuch — der träge, griesgrämliche Sascha von Onkel Michail und der adrette Alleswisser Sascha von Onkel Jakow. Eines Tages machten wir alle drei eine Wanderung über die Dächer der Hofgebäude und erblickten auf dem Betlengschen Hof einen barhäuptigen Herrn in einem grünen Pelzrock; er saß auf einem Holzhaufen dicht an der Wand und spielte mit ein paar jungen Hunden. Einer der beiden Vettern machte den Vorschlag, wir sollten ein Hündchen stehlen, und sogleich wurde ein scharfsinniger Plan ausgeheckt: die Vettern sollten sich unverzüglich auf die Straße begeben und am Betlengschen Tor aufpassen, ich aber sollte den Grünen erschrecken, und, wenn er dann in seiner Angst fortlaufen würde, sollten sie in den Hof eindringen und das Hündchen packen.

„Wie soll ich ihn aber erschrecken?" fragte ich.

„Spuck ihm auf den Kopf!" schlug einer der Vettern vor.

Der grüne Herr saß barhaupt da, gerade unter uns — ich konnte bequem auf seinen kleinen, gelben Kahlkopf spucken. Ich fand auch weiter nichts Schlimmes dabei — ich hatte erzählen hören und es auch selbst mit angesehen, daß man ihm noch viel bösere Streiche spielte. So führte ich denn den mir erteilten Auftrag gewissenhaft aus.

Ein furchtbarer Spektakel entstand, und eine ganze Schar Männer und Frauen drang unter der Führung eines schmucken jungen Offiziers in unsern Hof ein. Die beiden Vettern waren in der Zeit, da ich das Verbrechen beging, friedlich auf der Straße spazierengegangen; sie schienen von meinem Streich nichts zu wissen. So war ich denn der einzige, der vom Großvater seine Prügel bekam, zur nicht geringen Genugtuung aller Einwohner des Betlengschen Hauses.

Als ich nach der Exekution in der Küche auf der Ofenpritsche lag, kroch Onkel Pjotr, feiertäglich angetan und sehr gut gelaunt, zu mir herauf.

„Das hast du fein gemacht, junger Herr!" flüsterte er. „Ganz recht ist ihm geschehen, dem alten Ziegenbock — immer spuck auf sie! Mit 'nem Stein sollte man ihm den Schädel einschlagen!"

Das runde, bartlose Kindergesicht des Grünen tauchte vor meinem Blick auf. Ich erinnerte mich, wie er gleich einem seiner Hündchen leise und kläglich aufgewinselt und sich mit den kleinen Händen den kahlen, gelben Schädel abgewischt hatte, und ein Gefühl tiefer Scham und des Hasses gegen die Vettern, die mich angestiftet hatten, ergriff mich. Das alles war jedoch mit einemmal vergessen, als ich jetzt in das wie mit Leder überflochtene Gesicht des Kutschers sah: es zitterte darin etwas Grausames, Abstoßendes wie im Gesicht des Großvaters, wenn er mich prügelte.

„Geh fort!" schrie ich und schlug mit Händen und Füßen nach ihm.

Er kicherte, blinzelte und kroch von der Pritsche herunter.

Ich hatte seither keine Neigung mehr, mit ihm zu sprechen, und ging ihm aus dem Weg. Zugleich aber begann ich, wie in unbestimmter Erwartung irgendwelcher kommenden Dinge, ihn argwöhnisch zu beobachten.

Bald nach dem Vorfall mit dem grünen Herrn ereignete sich eine zweite „Geschichte".

Lange schon hatte ich ein reges Interesse für das stille Owsjannikowsche Haus — ich bildete mir ein, daß das Leben in diesem grauen Haus ganz eigenartig, märchenhaft geheimnisvoll verlaufen müsse.

Im Betlengschen Haus ging es laut und lustig zu, es gab da viele hübsche Damen, denen Offiziere und Studenten ihre Aufwartung machten. Es wurde dort ewig gelacht und geschrien, gesungen und musiziert. Schon das Äußere des Hauses hatte etwas Fröhliches, die Fensterscheiben blinkten so hell, und das

grüne Blattwerk dahinter hatte so etwas Frisches. Der Großvater liebte dieses Haus nicht.

„Gottlose Ketzer sind's", sagte er von seinen Bewohnern, und die Damen bezeichnete er mit einem häßlichen Wort, dessen Sinn mir Onkel Pjotr einmal zynisch lächelnd in ebenso häßlicher Weise deutete.

Dagegen flößte das strenge Aussehen des schweigsamen Owsjannikowschen Hauses dem Großvater Respekt ein. Dieses zwar nur einstöckige, doch dabei hohe Haus schob sich in einen mit Rasen bewachsenen, sauberen, leeren Hof vór, in dessen Mitte sich ein überdachter Brunnen befand. Das Haus schien gleichsam vor der Straße zurückzuweichen, sich vor ihr zu verstecken. Seine drei schmalen Bogenfenster lagen hoch über dem Erdboden; die Fensterscheiben waren trübe und schillerten in den Farben des Regenbogens. An der anderen Seite des Tores stand ein Schuppen, der die nämliche Fassade hatte wie das Haus und gleichfalls drei Fenster aufwies, nur daß diese blind waren: die Umrahmung war an der grauen Wand befestigt, und die Fensterkreuze waren mit weißer Farbe angedeutet. Diese blinden Fenster hatten etwas Abweisendes, wie auch der Schuppen überhaupt anzudeuten schien, daß das Haus sich verbergen, unbemerkt dahinleben wollte. Etwas Stilles, Stolzes, vielleicht auch Gekränktes lag in dem ganzen Anwesen mit seinen leerstehenden Stallungen und Schuppen. Zuweilen spazierte auf dem Hof ein hochgewachsener Alter hinkend auf und ab; er war, bis auf den weißen Schnurrbart, dessen Haare wie Nadeln abstanden, ganz glattrasiert. Ein zweiter Alter, mit einem Backenbart und einer Hakennase, führte manchmal einen langköpfigen Grauschimmel mit schmaler Brust aus dem Stall. Sobald der Gaul auf den Hof kam, verneigte er sich nach allen Seiten demutsvoll wie eine Nonne. Der Hinkende beklopfte ihn mit der flachen Hand, pfiff und seufzte laut, worauf das Tier wieder in den dunkeln Stall geführt wurde. Ich stellte mir vor, daß der Alte gern das Haus verlassen hätte, es jedoch nicht vermochte, weil ein böser Zauber auf ihm lag.

Fast täglich spielten auf dem Hof von Mittag bis zum Abend drei Knaben, grauäugig, mit runden Gesichtern, in gleichen grauen Joppenanzügen und gleichen Mützen; sie waren einander so ähnlich, daß ich sie nur nach der Größe unterscheiden konnte.

Ich beobachtete sie durch die Spalten im Zaun; sie bemerkten mich nicht, ich hatte jedoch den Wunsch, daß sie mich bemerken möchten. Es gefiel mir, wie einträchtig und lustig sie sich mit allerhand Spielen, die ich nicht kannte, die Zeit vertrieben und wie besorgt sie umeinander waren. Das zeigte sich namentlich in dem Verhalten der beiden Älteren gegen den jüngsten Bruder, einen sehr drolligen, fixen Knirps. Wenn er hinfiel, lachten sie wohl, wie man über jeden Hinfallenden lacht, doch lag in ihrem Lachen keine Schadenfreude. Sie halfen ihm sogleich auf, und, wenn er sich die Hände oder die Knie beschmutzt hatte, säuberten sie ihn mit ihren Taschentüchern oder mit Lattichblättern, und der mittlere Bruder sagte gutmütig: „Nein, bist du ein Tolpatsch!" Sie gebrauchten nie ein Schimpfwort gegeneinander, bemogelten sich nicht gegenseitig beim Spiel und waren alle drei sehr gewandt und ausdauernd.

Eines Tages stieg ich auf einen Baum und pfiff nach ihnen — sie hielten aufhorchend im Spiel inne, traten ohne Hast zusammen, blickten zu mir herüber und schienen leise zu beraten. Ich dachte, sie würden mit Steinen nach mir werfen, stieg von meinem Baum herunter, versah mich reichlich mit Wurfgeschossen und kletterte wieder hinauf. Sie spielten aber bereits wieder in einer Ecke des Hofes und kümmerten sich nicht weiter um mich. Das war sehr betrübend, doch wollte ich den Krieg nicht zuerst beginnen, und eben rief auch schon jemand aus dem Fenster nach ihnen.

„Kinder — marsch ins Zimmer!"

Gehorsam, doch ohne sich zu beeilen, gingen sie im Gänsemarsch hinein.

Oft saß ich oben auf dem Baum, über dem Zaun, und wartete, ob sie mich nicht zum Spiel hinunterrufen würden — doch sie riefen mich nicht. In Gedanken spielte ich bereits mit ihnen, und zwar manchmal mit einer Lebhaftigkeit, daß ich laut lachte und schrie. Dann sahen sie alle drei zu mir auf und sprachen leise untereinander, ich aber wurde verlegen und kletterte hinunter.

Einmal spielten sie Verstecken, der Zweitälteste war an der Reihe, die andern zu suchen; er stand hinter der Schuppenecke und hielt sich bieder und brav mit den Händen die Augen zu, während die beiden andern fortliefen, um sich zu verstecken. Der Älteste kroch behend unter einen breiten, mit Baumrinde ausgeschlagenen Schlitten unter dem Vordach des Schuppens, während der Jüngste anscheinend nicht recht wußte, wohin er sollte, und in seiner putzigen Verlegenheit immer wieder rund um den Brunnen lief.

„Eins ... zwei!" rief der Älteste.

Der Kleine sprang auf die Brunnenbrüstung, faßte das Seil und schwang seine Beinchen in den leeren Eimer, der, dumpf gegen die Brunnenwände anschlagend, in der Tiefe verschwand.

Starr vor Entsetzen sah ich, wie der gut geölte Brunnenschwengel sich rasch und geräuschlos drehte. Doch wurde mir sogleich klar, was auf dem Spiel stand, und so sprang ich in den Hof hinunter und rief:

„Er ist in den Brunnen gefallen!"

Der Zweite kam mit mir zugleich an den Brunnen gelaufen und suchte das sich abrollende Seil zu

packen — doch er war zu schwach, um es aufzuhalten, es versengte ihm nur die Finger. Aber schon hatte ich zugefaßt, und auch der Älteste war bereits da und legte mit Hand an, und so zogen wir unter Aufbietung aller Kräfte zu dreien den Eimer herauf.

„Nur recht leise, bitte!" bat der Älteste.

Wir hatten den Kleinen bald oben — er war ganz bleich vor Schrecken, von seiner Rechten tropfte das Blut, auch die eine Backe war zerschunden, bis zum Gürtel hinauf war er durchnäßt — aber er lächelte dabei, an allen Gliedern zitternd und die Augen weit aufreißend, und sagte, die Worte lang dehnend: „Nein, wie ich ge—saust bin!"

„Du bist wohl nicht recht gescheit, Junge!" sagte der Zweite, umarmte ihn und wischte ihm mit dem Taschentuch das Blut vom Gesicht. Der Älteste aber meinte besorgt:

„Gehen wir nur hinein, verheimlichen können wir's doch nicht."

„Werdet ihr Prügel bekommen?" fragte ich.

Er nickte mit dem Kopf und sagte dann, mir die Hand reichend:

„Du bist noch schnell genug dazugekommen!"

Ich freute mich über das mir erteilte Lob, doch kaum hatte ich seine Hand genommen, da wandte er sich auch schon wieder den Brüdern zu.

„Gehen wir, er erkältet sich sonst", sprach er zu dem Zweiten. „Wir wollen sagen, daß er hingefallen ist — vom Brunnen wollen wir lieber nichts sagen!"

„Nein, lieber nichts davon", stimmte der Jüngste ihm zitternd bei. „Wir sagen, ich bin in eine Pfütze gefallen, nicht wahr?"

Sie gingen dem Hause zu. Der ganze Vorfall hatte sich so rasch abgespielt, daß ich, als ich jetzt aufblickte, den Ast, von dem ich abgesprungen war, sich noch bewegen — und das welke Laub von ihm niederfallen sah.

Eine Woche wohl blieben die Brüder unsichtbar, dann kamen sie wieder auf den Hof und waren lebhafter denn je. Als der Älteste mich auf dem Baum sitzen sah, rief er mir freundlich zu:

„Komm doch zu uns 'runter!"

Wir krochen in den alten Schlitten unter dem Schuppendach und plauderten, uns gegenseitig beobachtend, lange miteinander.

„Hat es Prügel gesetzt?" fragte ich.

„Ja, unser Teil haben wir weg", antwortete der Älteste.

Es wollte mir nicht in den Kopf, daß auch diese Knaben gleich mir geschlagen wurden, und ich war empört darüber.

„Warum fängst du Vögel?" fragte mich der Kleine.

„Weil sie so schön singen."

„Fang sie doch lieber nicht, laß sie lieber frei herumfliegen!"

„Gut, wie du willst."

„Aber erst mußt du noch einen fangen und mir schenken", sagte der Älteste.

„Was für einen willst du haben?"

„Einen recht lustigen. Und gleich im Vogelbauer!"

„Einen Zeisig also!"

„Die Katze wird ihn aber fressen", meinte der Jüngste.

„Und Papa wird's auch nicht erlauben."

„Ja", mußte der Älteste ihm beistimmen: „Papa wird's nicht erlauben."

„Habt ihr eine Mutter?" fragte ich.

„Nein", sagte der Älteste, der Zweite aber verbesserte ihn:

„Wir haben wohl eine — aber es ist nicht unsere richtige Mutter. Unsere richtige Mutter ist gestorben."

„Also eine Stiefmutter", sagte ich, und der Älteste bestätigte kopfnickend meine Erklärung.

Alle drei wurden nachdenklich, ein Schatten schien auf sie gefallen zu sein.

Aus den Erzählungen der Großmutter wußte ich, was eine Stiefmutter war, und die Traurigkeit der Brüder war mir wohl verständlich. Wie junge Hähnchen saßen sie da, ganz gleich aussehend, dicht aneinandergeschmiegt. Die Stiefmutter des Märchens, die eine Hexe war und durch Zauberei und Trug die Stelle der rechten Mutter eingenommen hatte, fiel mir ein, und ich tröstete meine neuen Bekannten:

„Wartet nur: eure richtige Mutter wird schon wiederkommen!"

„Auch wenn sie tot ist? Das ist doch nicht möglich!" sagte der älteste der Knaben achselzuckend.

„Nicht möglich? Du lieber Gott, wie oft sind nicht Tote, wenn sie gleich schon in Stücke zerhackt waren, wieder lebendig geworden, sobald man sie mit echtem Lebenswasser besprengte! Wie oft war's nicht der richtige Tod, den der liebe Gott schickt, sondern nur ein Scheintod, wie ihn Hexen und Hexenmeister verhängen!"

Ich begann, ihnen in lebhaftem Ton die Märchen der Großmutter zu erzählen. Der Älteste lächelte anfangs und sagte leise: „Das kennen wir, das sind Märchen." Seine Brüder lauschten schweigend mit vorgeneigten Köpfen; der Kleine blies dabei die Bäckchen auf und preßte die Lippen fest zusammen, während der Zweite den einen Arm aufs Knie stützte und mit dem andern den Hals des Brüderchens umschlungen hielt.

Es war schon spät, rötliche Wolken hingen über den Dächern, als neben uns der alte Herr mit dem Schnurrbart auftauchte, in einem langen, braunen Gewand, wie die Popen es tragen, und in einer zottigen Pelzmütze.

„Wer ist das?" fragte er und zeigte mit dem Finger nach mir.

Der älteste Knabe stand auf und wies mit dem Kopf nach dem Hause des Großvaters:

„Er wohnt da drüben."

„Wer hat ihn hergerufen?"

Die drei Brüder krochen schweigend alle zugleich aus dem Schlitten und gingen nach Hause — auch diesmal erinnerten sie mich wieder an folgsame Gänse.

Der Alte faßte mich unsanft an der Schulter und führte mich über den Hof nach dem Tor. Vor lauter Angst war ich dem Weinen nahe, er schritt jedoch trotz seiner Lahmheit so lang aus und ging so rasch, daß ich zum Weinen gar keine Zeit fand. Ehe ich mich versah, war ich auf der Straße, während er, mit dem Finger drohend, im Tor stand und mir zurief: „Daß du es nicht wagst, noch einmal zu mir zu kommen!"

„Ich komme ja auch nicht zu dir, alter Satan!" rief ich ergrimmt.

Er streckte seinen langen Arm aus, packte mich wieder und führte mich über den Fußsteig zu unserm Haus.

„Ist dein Großvater zu Hause?" fragte er, und seine Worte klangen wie Hammerschläge, die er gegen meinen Schädel führte.

Zu meinem Unglück war der Großvater zu Hause — den Kopf in den Nacken werfend und den spitzen Kinnbart vorstreckend, stand er vor dem erzürnten Alten, sah ihm in die trüben runden Augen und sprach hastig:

„Seine Mutter ist verreist, ich habe den ganzen Tag zu tun, kein Mensch ist da, der nach ihm sehen könnte. Sie müssen schon verzeihen, Herr Oberst!"

Der Oberst räusperte sich, daß es im Hause widerhallte, machte dann steif wie eine Holzsäule kehrt und entfernte sich. Ich aber fand mich einige Zeit darauf im Hof, in Onkel Pjotrs Fuhrwerk wieder.

„Na, wieder mal angelaufen, junger Herr?" fragte mich Onkel Pjotr, der eben sein Pferd ausspannte. „Wofür hat's denn diesmal Prügel gesetzt?"

Als ich ihm erzählte, weshalb der Großvater mich geschlagen hatte, brauste er zornig auf.

„Warum hast du dich mit ihnen angefreundet? Diese jungen Herrchen sind 'ne Schlangenbrut, für sie hast du jetzt die Schläge bekommen. Zahl's ihnen nur ordentlich heim!"

Noch eine ganze Weile schalt und hetzte er so weiter. Erbittert durch die Schläge, die ich bekommen, hörte ich zuerst mit einem Gefühl der Genugtuung zu, als ich jedoch eine Weile in sein vor Aufregung widerwärtig zitterndes Gesicht geschaut hatte, überkam mich wieder der Argwohn gegen ihn. Ich sagte mir, daß auch die Knaben von drüben wohl ihre Prügel bekommen würden und daß sie mir doch eigentlich nichts zuleide getan hatten.

„Sie sind aber gute Jungen", sagte ich, „warum soll ich sie schlagen? Du redest immer zum Bösen zu!"

Er sah mich ganz sonderbar an und schrie plötzlich: „Herunter vom Wagen!"

„Alter Narr!" schrie ich ihm ins Gesicht und sprang auf die Erde.

Er lief mir über den Hof nach, konnte mich aber nicht einholen und schrie ganz außer sich:

„Ich — ein alter Narr? Ich rede zum Bösen zu? Wart, das will ich dir eintränken!"

Auf der Küchentreppe erschien die Großmutter, und ich flüchtete mich zu ihr, während er über mich Klage führte:

„Was nimmt sich der Bengel gegen mich alten Mann heraus? Die gemeinsten Schimpfreden gebraucht er gegen mich."

Und er nannte ein paar unflätige Worte, die ich gegen ihn gebraucht haben sollte. Ich war starr vor Erstaunen, daß man mir so ins Gesicht lügen konnte, und fand kein Wort der Verteidigung. Der Großvater hätte dem Verleumder wahrscheinlich Glauben geschenkt, die Großmutter jedoch versetzte fest, in abweisendem Ton:

„Na, Pjotr, das ist doch gewiß gelogen — solche Worte nimmt der Junge nicht in den Mund!"

Von diesem Tage an herrschte zwischen mir und Pjotr ein erbitterter stiller Krieg: er stieß nach mir oder schlug mich mit dem Zügel, wobei er sich so stellte, als geschähe es versehentlich; er ließ meine Vögel aus dem Bauer fliegen, hetzte die Katze auf sie, verklatschte mich bei jeder Gelegenheit beim Großvater und log stets etwas zu meiner Schuld hinzu. Ich hatte dabei immer das Gefühl, einen Gleichaltrigen vor mir zu haben, der sich nur zum Scherz als Greis vermummt hätte, und ich zahlte es ihm mit allerhand bösen Streichen heim. Ich flocht ihm heimlich die Bastschuhe auf und zerfaserte die Schnüre daran, daß sie rissen, wenn er die Schuhe anziehen wollte, oder ich schüttete ihm Pfeffer in die Mütze, daß er eine ganze Stunde lang niesen mußte. An den Sonn- und Feiertagen, die er zu Hause verbrachte, spionierte er mit besonderem Eifer hinter mir her, und mehr als einmal ertappte er mich auf verbotenen Wegen: ich hielt nämlich immer noch meine Beziehungen zu den jungen Herren im Nachbarhause aufrecht, und Pjotr versäumte es nicht, mich deshalb, sooft er mich mit ihnen zusammen sah, beim Großvater zu verklatschen.

Die Bekanntschaft mit den drei Brüdern hatte für mich einen ganz besonderen Reiz gewonnen. In dem schmalen Gäßchen zwischen der Mauer des großväterlichen Hauses und dem Owsjannikowschen Zaun standen eine Rüster, eine Linde und ein dichter Holunderstrauch; unterhalb dieses Strauches hatte ich in den Zaun ein halbrundes Loch geschnitten, an das die Brüder nacheinander oder auch zu zweien herankamen, so daß wir kniend oder hokkend uns leise miteinander unterhalten konnten.

Einer von ihnen hielt immer Ausschau, daß uns der Oberst nicht etwa plötzlich überraschte.

Sie erzählten mir, wie eintönig und langweilig ihr Leben sei, was mich sehr traurig stimmte; sie sprachen von meinen Vögeln und allen möglichen sonstigen Dingen, die für Kinder Interesse haben, niemals jedoch kamen wir, soweit ich mich erinnere, auch nur mit einem Wort auf ihre Stiefmutter oder ihren Vater zu sprechen. Sehr oft baten sie mich, ihnen ein Märchen zu erzählen, und ich gab ihnen bereitwillig die Geschichten der Großmutter zum besten. Hatte ich etwas vergessen, so bat ich sie, sich einen Augenblick zu gedulden, lief zur Großmutter und ließ mir von ihr das Vergessene nochmals erzählen. Sie erfüllte jedesmal gern meine Bitte.

Auch von der Großmutter selbst erzählte ich ihnen mancherlei.

„Die Großmütter sind wohl alle sehr gut", sagte der älteste der drei Knaben einmal tief aufseufzend, „auch wir hatten eine gute Großmutter."

Er wiederholte die Worte „wir hatten", „es war", „wir waren" so oft und mit so schwermütigem Ausdruck, als ob er nicht erst elf, sondern bereits hundert Jahre auf Erden lebte. Er hatte, wie ich mich erinnere, schmale Hände und feine, schlanke Finger, wie überhaupt seine ganze Gestalt schlank und zart war; seine Augen waren auffallend hell und dabei so mild wie die Flämmchen der Kirchenampeln. Auch seine Brüder waren liebe Jungen, denen man gut sein mußte, doch gefiel mir der Älteste ganz besonders.

Völlig von der Unterhaltung hingerissen, bemerkte ich oft gar nicht, wie Onkel Pjotr erschien, um uns mit seinem hämischen „Schon wieder beisammen?" auseinanderzutreiben. Es war mir nicht entgangen, daß die Anfälle von düsterer Erstarrung, die er auch früher schon gehabt, in letzter Zeit immer häufiger geworden waren. Ich hatte sogar im voraus erraten gelernt, in welcher Stimmung er von der Arbeit heimkehrte. Für gewöhnlich öffnete er das Hoftor ohne Eile, die Angeln knarrten langgezogen und träge; war er dagegen schlechter Laune, so kreischten sie kurz, als schrien sie vor Schmerz auf.

Sein taubstummer Neffe war ins Dorf zurückgekehrt, um dort zu heiraten; Pjotr wohnte allein über dem Pferdestall, in einem niedrigen Raum mit einem winzigen Fenster, in dem es ganz abscheulich nach moderigem Leder, Teer, Schweiß und Tabak roch. Dieser Geruch war die Ursache, daß ich ihn nie in seiner Wohnung aufsuchte. Er pflegte neuerdings bei Licht zu schlafen, was dem Großvater sehr mißfiel.

„Du wirst mir noch das Haus anzünden, Pjotr!"

„Hab keine Angst, es passiert nichts", antwortete Pjotr, den Blick zur Seite wendend, „ich stelle das Licht für die Nacht immer in eine Schüssel mit Wasser."

Er blickte jetzt überhaupt immer so seltsam zur Seite, kam auch nicht mehr zu den Abenden der Großmutter und bewirtete niemand mehr mit Himbeermusschnitten. Sein Gesicht war wie eingetrocknet, die Runzeln waren tiefer geworden, er ging schwankend und zog die Beine nach wie ein Kranker.

Eines Morgens, an einem Wochentag, war ich mit dem Großvater eben dabei, den während der Nacht reichlich gefallenen Schnee fortzuschaufeln, als plötzlich die Klinke am Torpförtchen ganz besonders laut hochschnappte und ein Polizist in den Hof trat. Er blieb an dem Pförtchen stehen und winkte mit dem dicken, grauen Finger den Großvater zu sich heran. Als dieser näher trat, begann er, das langnasige Gesicht zu ihm vorbeugend, ihm irgend etwas leise zu erzählen.

„Wie denn? Hier? Um Gottes willen ... Wann?" hörte ich den Großvater ängstlich fragen.

Und plötzlich sprang er empor, als hätte ihn etwas gestochen, und schrie:

„Erbarm dich, o Herr ... ist's denn möglich?"

„Nicht so laut!" sagte der Polizist streng.

Der Großvater sah sich um, und als er mich erblickte, rief er: „Stell die Schaufeln weg, geh ins Haus!"

Ich versteckte mich in einem Winkel, und sie gingen in die Kammer des Kutschers. Der Polizist zog seinen rechten Handschuh aus, schlug damit auf die Innenfläche der Linken und sagte:

„Er muß unbedingt hier sein. Pferd und Wagen hat er im Stich gelassen und hat sich hier versteckt."

Ich lief in die Küche, um der Großmutter alles zu erzählen, was ich gehört und gesehen hatte. Sie war gerade dabei, den Teig im Backtrog zu kneten, und schüttelte zu meinem Bericht den mit Mehl bestaubten Kopf.

„Er wird irgendwo gestohlen haben", sagte sie ruhig. „Geh nur, kümmre dich nicht weiter drum!"

Als ich wieder in den Hof hinauslief, sah ich den Großvater am Tor stehen — die Mütze in der Hand, sah er zum Himmel auf und bekreuzigte sich. Er blickte dabei recht böse drein, und das eine seiner Beine zitterte.

„Ins Haus sollst du gehen! Hast du nicht gehört?" schrie er mich an und stampfte mit dem Fuß auf.

Ich ging zurück in die Küche, und er folgte mir dahin.

„Komm einmal her, Mutter!" sagte er zur Großmutter.

Sie gingen in das anstoßende Zimmer und flüsterten dort lange miteinander. Als die Großmutter in die Küche zurückkehrte, wurde mir klar, daß etwas Schreckliches geschehen sein mußte.

„Was bist du so erschrocken?" fragte ich sie.

„Schweig nur", entgegnete sie leise.

Den ganzen Tag über lag eine bange Unruhe auf dem Haus. Die Großeltern wechselten scheue Blicke und sprachen nur leise, in kurzen, unverständlichen Worten, die das Unheimliche der Stimmung noch erhöhten.

„Zünd alle Lämpchen vor den Heiligenbildern an, Mutter", befahl der Großvater hüstelnd.

Das Mittagessen wollte nicht schmecken. Der Großvater saß abgespannt, mit verzogenen Mundwinkeln da, als erwarte er jemand. Er räusperte sich und brummte:

„Groß ist die Macht des Satans über den Menschen! Ein frommer Mann, ein eifriger Kirchenbesucher — und nun mit einemmal! Wie?"

Die Großmutter seufzte nur.

Ermüdend langsam schlich der silbern-trübe Wintertag dahin, und die Stimmung im Hause wurde immer peinlicher, immer unruhiger.

Am späten Nachmittag kam wieder ein Polizist, ein rothaariger, dicker Mensch, der sich gemächlich auf der Küchenbank niederließ und bald einnickte.

„Wie ist man eigentlich dahintergekommen?" fragte ihn die Großmutter.

Er reckte schnaufend den Kopf hoch und antwortete dann nach einer ganzen Weile:

„Hab keine Bange, bei uns kommt man hinter alles!"

Ich saß gerade am Fenster und bemühte mich, mit einer alten Münze, die ich im Mund angewärmt hatte, das Bildnis des Drachentöters Georg in das Eis einzupressen, als plötzlich im Hausflur Lärm ertönte und die Küchentür weit aufgerissen wurde. Unsere Nachbarin Petrowna erschien auf der Schwelle und schrie aus voller Kehle:

„Seht doch schnell mal nach, was hinten im Garten bei euch los ist!"

Als sie den Polizisten erblickte, wich sie sofort in den Flur zurück, er packte sie jedoch beim Rock und schrie ganz erschrocken: „Halt mal, du -- wer bist du? Was gibt's dort zu sehen?"

Sie stolperte über die Schwelle, daß sie in die Knie fiel, und begann, die Worte halb verschlukkend, unter Schluchzen zu erzählen:

„Ich geh' nach dem Stall, um die Kühe zu melken, und mit einemmal seh' ich: was liegt denn da bei Kaschirins im Garten — ein Stiefel, oder was?"

„Lüg doch nicht, dumme Gans!" fuhr der Großvater wütend auf sie los, „du konntest gar nicht in unsern Garten hineinsehen! Der Zaun ist hoch, Ritzen sind keine da, wie willst du da etwas sehen? Gar nichts ist in unserm Garten, verstanden?"

„Ach, ja doch, Väterchen!" schrie die Petrowna, indem sie die eine Hand nach ihm hinstreckte und sich mit der andern an den Kopf faßte, „du hast ja recht! So war's ja auch gar nicht! Ich geh' also und sehe, daß eine Fußspur zu eurem Zaun führt und daß der Schnee an einer Stelle ganz zerwühlt ist, und da guckte ich über den Zaun und sah ihn daliegen."

„We—en?"

Eine ganze Weile hallte dieser fragende, rätselvolle Schrei nach — dann stürzten alle wie von Sinnen, einander drängend und stoßend, aus der Küche und liefen in den Garten. Hier lag in der weich mit Schnee ausgefüllten Grube Onkel Pjotr, mit dem Rücken an den verkohlten Balken gelehnt, den Kopf tief auf die Brust gesenkt. Unter seinem rechten Ohr klaffte im Hals ein tiefer Schnitt, rot wie ein Mund, in dem die zackigen blauen Ränder wie Zähne aussahen. Ich schloß vor Angst die Augen und sah durch die Wimpern hindurch neben den Knien des Toten sein mir wohlbekanntes Sattlermesser und die gekrümmten Finger der rechten Hand, während die linke Hand, wie zur Seite geschleudert, im Schnee steckte. Der Schnee unter dem Toten war aufgetaut, sein kleiner Körper hatte sich tief in den weichen, schimmernden Flaum gesenkt und erschien noch knabenhafter als zu seinen Lebzeiten. Der demütig geneigte Kopf stützte sich, den dichten, krausen Bart plattdrückend, mit dem Kinn auf die nackte Brust, auf der im geronnenen Blut ein großes Messingkreuz lag. Es schwindelte mir von dem Stimmengewirr: die Petrowna zeterte unaufhörlich, der Polizist, der den Tataren Walej irgendwo hinschicken wollte, schrie gleichfalls aus Leibeskräften, und auch der Großvater schrie:

„Zertrampelt die Spuren nicht!"

Doch plötzlich zog er die Brauen zusammen und sagte laut und bestimmt zu dem Polizisten:

„Brülle nicht so, Polizeimann! Hier hat Gott sein Gericht gehalten, und du kommst mit deinem Firlefanz! Ach, i—ihr!"

Und alle schwiegen plötzlich still, wandten ihre Augen dem Verstorbenen zu und bekreuzigten sich seufzend.

Vom Hof her kamen immer mehr Leute in den Garten, auch über den Zaun der Petrowna kletterten welche herüber und fielen ärgerlich brummend in den Schnee, doch blieb es still, bis der Großvater sich umwandte und ganz verzweifelt rief:

„Aber, liebe Nachbarn, was ist denn das? Ihr zertretet mir ja alle Himbeersträucher!"

Die Großmutter nahm mich bei der Hand und führte mich schluchzend ins Haus.

„Was hat er denn getan?" fragte ich, und sie antwortete:

„Siehst du es nicht?"

Den ganzen Abend, bis in die späte Nacht hinein, wimmelte es in der Küche und im anstoßenden Zimmer von schreienden Menschen; die Polizei kommandierte herum, ein Mann, der wie ein Diakon aussah, schrieb irgend etwas, und die Großmutter hatte alle Hände voll zu tun, um die Leute

mit Tee zu bewirten. Am Tisch saß ein pockennarbiger, rundlicher Mensch mit langem Schnurrbart, der mit knarrender Stimme erzählte:

„Wie er eigentlich heißt, weiß kein Mensch, nur so viel hat man herausbekommen, daß er aus Jelatjma herstammt. Und der Taubstumme ist gar nicht taubstumm, er hat alles eingestanden. Noch ein dritter gehört zu ihnen, der hat gleichfalls gestanden. Seit Jahren haben sie die Kirchen geplündert, das war ihr Hauptgewerbe."

„O Gott!" seufzte die Petrowna, die ganz rot war und nur so von Schweiß troff.

Ich lag oben auf der Ofenpritsche und blickte hinunter: all die Menschen da unten kamen mir so kurzbeinig, so dick und so schrecklich vor...

10

Eines Sonnabendmorgens in aller Frühe ging ich in den Garten der Petrowna, um Gimpel zu fangen. Ich lag eine ganze Weile auf der Lauer, aber die rotbrüstigen, wichtigtuenden Vögel gingen mir nicht in die Falle. Höchst possierlich spazierten sie, wie wenn sie mich mit ihrer Farbenpracht ärgern wollten, auf der hartgefrorenen, silbernen Schneekruste umher, flogen auf die dick mit Reif bedeckten Zweige der Büsche, schaukelten sich auf ihnen wie lebendige Blumen und schüttelten den bläulich schimmernden Schneestaub herunter. Der Anblick war so köstlich, daß der Mißerfolg mich nicht weiter verdroß, wie ich denn nie ein besonders leidenschaftlicher Vogelfänger war und die Ausübung meiner Liebhaberei, die Beobachtung des gefiederten kleinen Völkchens und seiner Lebensweise, mir stets mehr Freude machte als das Ergebnis des Fanges.

Wundervoll ist's, so ganz allein am Rand eines Schneefeldes zu sitzen und zu lauschen, wie in der kristallenen Stille des Frosttages die Vögel zwitschern und irgendwo in der Ferne das Glöckchen eines enteilenden Dreigespanns, diese melancholische Lerche des russischen Winters, sich vernehmen läßt.

Ein Schauer überlief mich, als ich so im Schnee saß und lauerte. Ich spürte, daß mir die Ohren ganz erfroren waren, nahm Falle und Vogelbauer, kletterte über den Zaun in den Garten des Großvaters und ging nach Hause. Das Tor nach der Straße stand weit offen, und ein hünenhafter Bauer führte eben ein vor einen großen Kutschschlitten gespanntes Dreigespann vom Hof. Die Pferde dampften in der Kälte, und ihr Lenker pfiff vergnügt vor sich hin. Es durchzuckte mich ganz seltsam bei dem Anblick.

„Wer ist denn gekommen?" fragte ich den Bauern.

Er wandte sich nach mir um, sah mich unter seinem Arm hinweg an, sprang auf den Schlittenrand und sagte: „Der Pope!"

Der Pope — nun, der ging mich nichts weiter an, der war jedenfalls zu einem Mieter gekommen.

„Los, mein Pferdchen!" rief der Bauer, pfiff und berührte die Pferde leicht mit der Leine; munter zogen sie an und flogen dem Felde zu, während ich ihnen nachblickte und auf das Schellengeläut lauschte. Ich schloß das Tor und ging in die Küche. Kein Mensch war drin, aus dem anstoßenden Zimmer jedoch erklang die kräftige Stimme meiner Mutter: „Was soll nun werden — soll ich mich vielleicht aufhängen?"

Ich stellte rasch meine Vogelbauer weg und lief, ohne mich auszuziehen, in den Flur zurück, wo ich auf den Großvater stieß. Er faßte mich an der Schulter, blickte mir mit wild rollenden Augen ins Gesicht und sagte, irgendein schlimmes Wort hinunterschluckend, mit heiserer Stimme:

„Deine Mutter ist gekommen — geh, begrüße sie! Halt, wohin denn?" Er riß mich so heftig herum, daß ich fast hingefallen wäre, stieß mich nach der Zimmertür hin und sagte: „Geh nur hinein, geh!"

Ich flog gegen die mit Filz und Wachstuch ausgeschlagene Tür und tastete lange mit den vor Kälte und Aufregung zitternden Händen daran herum, bis ich die Klinke fand. Endlich bekam ich sie zu fassen, öffnete leise die Tür und blieb auf der Schwelle wie geblendet stehen.

„Da ist er ja!" rief die Mutter. „O Gott, wie groß er geworden ist! Nun, erkennst du mich nicht mehr? Aber was für Lumpen hat er denn an? Nein, das ist wirklich... Und ganz weiße Ohren hat er! Mama, geben Sie mir doch rasch etwas Gänseschmalz!"

Sie stand, über mich gebeugt, mitten im Zimmer, zog mir die Kleider herunter und warf mich dabei wie einen Ball zwischen ihren Händen hin und her. Ihr großer Körper war in ein weiches, warmes, rotes Kleid gehüllt, breit und bequem wie ein Bauernrock und durch eine Reihe von großen, schwarzen Knöpfen geschlossen, die von der Schulter schräg herunter bis zum Saum reichten. Ich hatte solch ein Kleid noch niemals gesehen.

Ihr Gesicht erschien mir kleiner als früher und auch weißer; die Augen kamen mir größer, tiefer und die Haare goldiger vor. Sie warf die Kleider, die sie mir auszog, nach der Schwelle hin; ihre kirschroten Lippen verzogen sich dabei, als ob sie Ekel empfände, und zwischendurch erklang ihre Kommandostimme:

„Nun, warum schweigst du? Freust du dich nicht, daß ich da bin? Pfui, was für ein schmutziges Hemd!"

Dann rieb sie mir die Ohren mit Gänseschmalz ein; es tat mir weh, doch ein erfrischender, angenehmer Duft, der von ihr ausging, linderte den Schmerz. Ich schmiegte mich dicht an sie, sah ihr in die Augen und fand keine Worte vor Aufregung. Mitten in ihre Rede klang die leise, grämliche Stimme der Großmutter:

„Ein unbändiges Bürschchen ist er, ganz außer Rand und Band, nicht mal den Großvater fürchtet er. Ach, Warja, Warja!“

„Nun, schon gut, Mamachen, was hilft das Jammern?“

Im Vergleich zu der Mutter war alles ringsum so klein, so jämmerlich und alt; auch ich selbst kam mir so alt vor wie der Großvater. Sie drückte mich mit ihren starken Knien an sich, glättete mir mit der schweren, warmen Hand das Haar und sagte: „Das Haar muß ihm gestutzt werden. Und in die Schule muß er. Hast du Lust zum Lernen?“

„Ich hab' schon ausgelernt.“

„Nun, ein bißchen wirst du schon noch zulernen können. Nein, bist du groß und stark geworden!“ sagte sie, mit mir schäkernd und lachend, und mir wurde warm von ihrem klangvollen, tiefen Lachen.

Der Großvater kam herein, grau, grimmig, mit geröteten Augen. Sie schob mich mit einer Handbewegung beiseite und fragte laut:

„Also, wie steht's, Papa — soll ich wieder abreisen?“

Er stand am Fenster, kratzte mit dem Fingernagel das Eis von der Scheibe und schwieg lange. Alles ringsum war in Spannung, und wie immer in solchen peinlichen Momenten war's mir, als ob meine Augen und Ohren größer würden, als ob die Brust sich seltsam weitete und ein Schrei sich ihr entringen wollte.

„Alexej, geh hinaus!“ sagte der Großvater dumpf.

„Weshalb denn?“ fragte die Mutter und zog mich wieder an sich.

„Nirgendwohin wirst du reisen, ich verbiete es dir!“

Die Mutter erhob sich, schwebte wie eine rote Abendwolke durchs Zimmer und blieb im Rücken des Großvaters stehen.

„Hören Sie doch mal, Papa ...“

„Schweig still!“ rief er, sich nach ihr umwendend, mit kreischender Stimme.

„Nun, anschreien lass' ich mich nicht“, sagte die Mutter leise.

„Warwara!“ rief die Großmutter, vom Sofa aufstehend, und drohte ihr mit dem Finger.

Der Großvater aber setzte sich auf einen Stuhl und murmelte vor sich hin:

„Ja — wer bin ich denn eigentlich? Wie? Was ist denn das?“ Und dann schrie er plötzlich ganz außer sich: „Schimpf und Schande hast du über mich gebracht, Warjka!“

„Geh hinaus!“ gebot mir die Großmutter. Tief bedrückt ging ich in die Küche, kroch auf den Ofen und horchte lange nach dem Nebenzimmer hin, wo bald alle durcheinander sprachen, bald völliges Schweigen eintrat, als wären alle eingeschlafen. Es war von einem Kind die Rede, das die Mutter geboren und irgend jemand übergeben hatte, doch konnte ich nicht verstehen, warum der Großvater eigentlich so ergrimmt war: ob darum, weil sie das Kind geboren hatte, ohne ihn um Erlaubnis zu fragen, oder darum, weil sie das Kind nicht mitgebracht hatte.

Dann kam der Großvater in die Küche, mit wirrem Haar, ganz rot und erschöpft, und hinter ihm her kam die Großmutter, die sich mit dem Jackenzipfel die Tränen von den Backen wischte. Er setzte sich auf die Bank, neigte sich vor und stützte den Kopf in die Hände. Ein Zucken ging durch seinen Körper, und er biß sich auf die blutleeren, grauen Lippen, sie aber kniete vor ihm hin und sprach leise, mit hingebender Wärme:

„So verzeih ihr doch, Vater — um Christi willen verzeih ihr! Ganz andere Schlitten sind schon zerbrochen! Kommt vielleicht bei den Adligen und den Kaufleuten nicht auch so was vor? Guck sie dir doch mal an, was für 'n Weib sie ist! Nun, verzeih ihr schon, wir sind doch allzumal Sünder.“

Der Großvater lehnte sich an die Wand, sah ihr ins Gesicht und murmelte, den Mund zu einem schmerzlichen Lächeln verziehend und in sich hinein schluchzend:

„Nun ja, du wirst ihr schon die Stange halten! Wem würdest du nicht verzeihen? Für alle hast du nur immer Erbarmen, Erbarmen! Ach, i—ihr!“

Er beugte sich zu ihr vor, packte sie an den Schultern, schüttelte sie und flüsterte dabei hastig:

„Aber unser Herrgott — der weiß nichts von Erbarmen! Noch am Grabe züchtigt er uns in seinem Zorn, am Ende unserer Tage stehen wir und kennen weder Freude noch Frieden. Und ich sage dir — denk an mein Wort: Wir werden noch mit dem Bettelsack gehen, ja, mit dem Bettelsack!“

Die Großmutter nahm seine Hände in die ihren, setzte sich neben ihn und lachte leise.

„Wenn's weiter nichts ist!“ sagte sie. „Mit dem Bettelsack — davor fürchtest du dich also! Nun, laß nur gut sein — du wirst hübsch zu Hause sitzen, und das Betteln werde ich besorgen! Mir wird man schon geben, satt essen werden wir uns schon! Mach dir darum keine Sorge, Vater!“

Ein Lächeln ging plötzlich über sein Gesicht. Er drehte den Kopf zur Seite wie ein Ziegenbock, faßte sie um den Hals, schmiegte sich mit seiner kläglichen, kleinen Gestalt an ihren großen Körper und sagte aufschluchzend:

„Ach, du Närrin, du meine gute, alte Närrin — du bist doch der letzte Mensch, der mir geblieben ist! Gar nichts verstehst du, um nichts ist dir leid! Bedenk doch, wie wir beide gearbeitet haben, wie ich gesündigt habe ihnen zuliebe — nun möcht' ich doch wenigstens jetzt ...“

Es hielt mich nicht länger — die Tränen stürzten mir aus den Augen, ich sprang vom Ofen hinunter und lief zu ihnen hin. Ich weinte vor Freude darüber, daß sie so ungewohnt lieb zueinander waren, vor Schmerz über ihren Kummer, weinte darüber,

daß die Mutter gekommen war und daß sie mich als Gleichberechtigten an ihren Tränen teilnehmen ließen, mich umarmten und an sich drückten.

„Ach, du Wildfang, bist du auch da?“ flüsterte der Großvater und sah mir lächelnd ins Gesicht. „Nun, jetzt ist deine Mutter gekommen, da wirst du dich an die halten, und mit dem Großvater, dem bösen alten Teufel — mit dem wirst du nichts mehr zu tun haben wollen, was? Auch die Großmutter, die dich immer verwöhnt und verhätschelt hat — auch die hat nun ausgespielt, wie? Ach, i—ihr!“

Er breitete die Arme aus und schob uns fort, stand dann auf und sagte laut, mit einem Anflug von Unwillen:

„Alle verlassen einen, schlagen ihre eigenen Wege ein — alles geht verquer... Nun, so ruf sie schon herein! Mach rasch!“

Die Großmutter ging hinaus, er aber senkte den Kopf und sprach nach der Ecke hin, in der die Heiligenbilder hingen:

„O barmherziger Gott, sieh doch herab auf mich — sieh doch!“

Dabei schlug er sich laut, daß es dröhnte, mit der Faust gegen die Brust. Mir mißfiel das, wie mir überhaupt die Art, wie er mit Gott sprach, nicht gefiel — es war, als ob er vor seinem Herrgott prahlen wollte.

Die Mutter kam, und von ihrem roten Kleid verbreitete sich eine Helligkeit in der Küche. Sie saß auf der Bank am Tisch; die Großeltern saßen links und rechts von ihr, die weiten Ärmel ihres roten Kleides lagen auf den Schultern der beiden Alten. Leise, mit ernster Miene, erzählte sie ihnen etwas, und sie hörten schweigend zu, ohne sie zu unterbrechen. Jetzt waren sie beide so klein, daß sie ihre Mutter zu sein schien.

Von der heftigen Gemütsbewegung ermattet, schlief ich auf meiner Pritsche ein.

Am Abend gingen die Alten im Sonntagsstaat zur Abendmesse. Der Großvater hatte den Uniformrock angelegt, den er als Zunftvorsteher trug, dazu die breiten Beinkleider mit dem Vorstoß und darüber den Waschbärenpelz.

„Sieh doch, wie sich der Vater geputzt hat!“ sagte die Großmutter mit heiterem Blinzeln zur Mutter — „wie ein sauberes Ziegenböckchen sieht er aus!“

Die Mutter mußte lachen. Als ich dann mit ihr allein in ihrem Zimmer war, setzte sie sich mit untergeschlagenen Beinen auf das Sofa und sagte, mit der Hand auf den Platz an ihrer Seite klopfend:

„Nun komm einmal her zu mir! Wie geht's dir denn eigentlich — nicht zum besten, wie?“

Ja — wie ging es mir denn? Was sollte ich ihr sagen?

„Ich weiß nicht!“ gab ich zur Antwort.

„Schlägt dich der Großvater?“

„Jetzt nicht mehr so arg.“

„So — nun erzähl mir, was du willst! Nun?“

Vom Großvater zu reden, hatte ich keine Lust, und so erzählte ich ihr denn, daß in dem Zimmer, in dem wir saßen, ein sehr lieber Mensch gewohnt habe, den aber niemand im Hause leiden konnte und dem der Großvater die Wohnung kündigte. Diese Geschichte schien die Mutter nicht weiter zu interessieren, wenigstens sagte sie:

„Nun, was weißt du sonst noch?“

Ich sprach von den drei Knaben im Hause nebenan und von dem Oberst, der mich vom Hof gejagt hatte.

„Der alte Grobian!“ sagte sie und schloß mich fest in ihre Arme. Dann schwieg sie, kniff die Augen zusammen und blickte kopfschüttelnd zu Boden.

„Warum war der Großvater so böse auf dich?“ fragte ich.

„Weil ich ihm nicht gehorcht habe.“

„Du hättest ihm das Kind mitbringen sollen!“

Sie fuhr empor, runzelte die Stirn und biß sich auf die Lippen. Dann lachte sie laut auf und preßte mich an sich.

„Ach, du kleines Ungeheuer! Daß du darüber den Mund hältst, hörst du? Gar nicht daran denken sollst du!“

Sie sprach noch eine ganze Weile — leise und streng, doch ich verstand sie nicht. Dann stand sie auf, ging im Zimmer hin und her, zog dabei die dichten Brauen zusammen und spielte mit den Fingern am Kinn.

Auf dem Tisch brannte ein Talglicht, das flackernd zerfloß und vom Wandspiegel reflektiert wurde; trübe Schatten huschten über den Fußboden, vor dem Heiligenbild in der Ecke brannte das Lämpchen, und durch das vereiste Fenster fiel das silberne Mondlicht herein. Die Mutter sah sich um, als suchte sie etwas an den kahlen Wänden und der Decke.

„Wann gehst du zu Bett?“ fragte sie.

„Etwas später.“

„Übrigens hast du ja am Tage geschlafen“, sagte sie und seufzte.

„Willst du wieder fort?“ fragte ich.

„Wohin denn?“ rief sie erstaunt, hob meinen Kopf empor und sah mir lange ins Gesicht — so lange, daß mir schließlich die Tränen in die Augen traten.

„Was ist dir?“

„Der Hals tut mir weh.“

Aber nicht nur der Hals, auch das Herz tat mir weh — ich ahnte, daß sie nicht lange in diesem Haus bleiben, sondern wieder fortgehen werde.

„Du wirst deinem Vater ähnlich sein“, sagte sie und stieß die Bodenmatte mit dem Fuß zur Seite. „Hat dir die Großmutter von ihm erzählt?“

„Ja.“

„Sie hat ihn sehr gern gehabt, den Maxim — und er sie auch!“

„Ich weiß es.“

Die Mutter blickte auf die Kerze, löschte sie stirnrunzelnd aus und meinte:

„So ist's besser!"

Ja, so war es reiner und frischer, die trüben, unruhigen Schatten verschwanden, hellblaue Lichtflecke legten sich schimmernd auf den Boden, und die Fensterscheiben erstrahlten in goldenem Gefunkel.

„Wo bist du denn gewesen?" fragte ich.

Sie nannte die Namen einiger Städte in einem Ton, als spräche sie von längst Vergessenem. Und dann schwebte sie wieder geräuschlos wie ein Habicht durchs Zimmer.

„Und woher hast du dieses Kleid?"

„Das habe ich selbst genäht. Ich mache mir alles selber."

Es war mir angenehm, daß sie so ganz anders war als alle andern, doch stimmte es mich wieder traurig, daß sie so wenig sprach — wenn ich sie nicht fragte, schwieg sie überhaupt.

Dann setzte sie sich wieder zu mir aufs Sofa, und wir saßen schweigend, dicht aneinandergeschmiegt, da, bis die beiden Alten heimkamen — feierlich still und freundlich, ganz von Wachs und Weihrauch durchduftet.

Beim Abendbrot ging es festtäglich und wohlanständig zu; es wurde nur wenig und mit Vorsicht gesprochen, als fürchtete man, einen Schlafenden zu wecken.

Bald begann die Mutter mich energisch im „bürgerlichen"[1] Lesen und Schreiben zu unterweisen. Sie kaufte mehrere Bücher, und nach einem von ihnen, dessen Titel „Die Muttersprache" lautete, bewältigte ich in wenigen Tagen die Schwierigkeiten der gewöhnlichen „bürgerlichen" Druckschrift. Sie ging nun gleich daran, mich Gedichte auswendig lernen zu lassen, und das wurde uns beiden zur Quelle bitterer Betrübnis. Unter den Stücken, die sie auswählte, lagen manche meinem Verständnis fern, und ich übte eine Art unbewußter Vergeltung, indem ich die Verse verdrehte oder einzelne Worte durch ähnlich klingende ersetzte. Die Mutter ärgerte sich darüber, ließ mich die verhaßten Verse immer wieder von vorn aufsagen und nannte mich beschränkt und trotzig, wenn ich einen Vers, den ich soeben richtig aufgesagt hatte, das nächste Mal doch wieder verdrehte. Schließlich muß ich wohl an diesem Spiel mit den Worten Gefallen gefunden haben, ich reimte allerhand törichtes Zeug und sagte es statt des Gedichtes her, das mir aufgegeben war.

„Was soll das?" herrschte die Mutter mich an.

„Ich weiß es nicht ... es klingt so — — —"

„Was — ‚so'?"

„So spaßig."

„Stell dich in die Ecke!"

„Weshalb?"

„In die Ecke sollst du gehen!" wiederholte sie leise, doch mit drohender Stimme.

„In welche Ecke?"

Ohne meine Frage zu beantworten, sah sie mir mit einem so strengen Ausdruck ins Gesicht, daß ich ganz verwirrt wurde und gar nicht wußte, was sie eigentlich wollte. In der Ecke unter den Heiligenbildern stand ein kleiner, runder Tisch mit einer Vase, in der ein Strauß von getrockneten Blumen und Gräsern steckte. In der zweiten, vorderen Ecke stand eine mit einem Teppich bedeckte Truhe, die dritte, hintere Ecke nahm das Bett ein, und eine vierte Ecke gab es nicht, der Türpfosten stand ganz dicht an der Wand.

„Ich weiß nicht, was du willst", sagte ich ganz verzweifelt.

Sie schwieg eine Weile, rieb sich Stirn und Wangen und fragte mich dann:

„Hat dich der Großvater nie in die Ecke gestellt?"

„In was für eine Ecke denn?"

„Überhaupt ... hat er's nie getan?" schrie sie und klopfte zweimal mit der Hand auf den Tisch.

„Nein. Ich erinnere mich nicht."

„Du weißt doch, daß man die Kinder zur Strafe in die Ecke stellt?"

„Nein, das weiß ich nicht. Wieso ist's eine Strafe?"

Sie seufzte tief auf.

„A—ach! Komm einmal her!" sagte sie.

„Warum schreist du mich so an?" fragte ich sie.

„Und du — warum bringst du die Verse absichtlich durcheinander?"

Ich wußte selbst nicht, ob ich es absichtlich oder unabsichtlich tat. Ich sagte die Verse langsam noch einmal her — diesmal klappte alles. Ich errötete und stand zerknirscht, tiefbeschämt vor der Mutter, deren Gesicht sich verfinsterte und einen betrübten Ausdruck annahm.

„Du hast sie also vorhin doch absichtlich verdreht!" sagte sie, die Stirn runzelnd, mit schmalen Lippen.

„Ich weiß nicht ... ich wollte es nicht."

„Geh schon!" sagte sie und ließ den Kopf sinken. „Es ist ein hartes Stück Arbeit mit dir."

Immer mehr und mehr Verse sollte ich lernen, mein Gedächtnis aber sträubte sich immer hartnäkkiger gegen die Aufnahme dieser gleichförmigen Zeilen. Zugleich aber steigerte sich bei mir der unbezwingbare Drang, sie umzuwandeln, zu entstellen und mit anderen Worten zu durchsetzen — ganze Schwärme solcher Worte flogen mir zu, und es war mir ein leichtes, sie in den buchgemäßen Text einzuflechten. Voller Entrüstung erzählte meine Mutter dem Großvater von meinen Streichen, und er meinte:

„Das Bürschchen treibt seine Possen! Sein Gedächtnis ist gut, die Gebete sitzen bei ihm fester als bei mir. Was ihm eingebleut wird, behält er auch; versuch's einmal mit Schlägen!"

Auch die Großmutter zog über mich her:

[1] Im Gegensatz zum kirchenslawischen so genannt. *(Anm. d. Red.)*

„Märchen merkt er sich, Lieder merkt er sich; und Lieder sind doch auch nichts weiter als Gedichte!"

Alles, was sie da sagten, stimmte wohl, und ich fühlte mich schuldig. Sobald ich jedoch wieder ein Gedicht zu lernen begann, kamen von irgendwoher ganz von selbst die „andern" Worte wie die Schaben angekrochen und formten sich zu Versen wie den folgenden:

„Täglich gehn in langer Reih'
Bettler an unserm Tor vorbei,
Und das Brot, das man ihnen gab,
Kauft die Petrowna ihnen ab.
Die Kühe fressen's vor der Tür,
Die Bettler kaufen sich Schnaps dafür!"

Wenn ich dann des Nachts mit der Großmutter zusammen auf der Pritsche lag, plapperte ich ihr bis zum Überdruß alles vor — das, was ich aus den Büchern gelernt hatte, und auch die Reime, die in meinem Kopf entstanden waren. Sie lachte zuweilen darüber, für gewöhnlich jedoch schalt sie mich und meinte:

„Nun siehst du doch, daß du es kannst! Über die Bettler sollst du dich aber nicht lustig machen. Christus war ein Bettler, und auch die Heiligen pflegten zu betteln." Ich plapperte weiter:

„Die Bettler möcht' ich meiden,
Den Großvater kann ich nicht leiden,
Was soll ich tun?
Herrgott verzeih mir!
Der Großvater denkt und denkt,
Wofür er mich wohl verwichsen könnt ..."

„Was redest du da, Junge? Daß dir die Zunge vertrockne! Wenn der Großvater dich hört!"

„Mag er's hören!"

„Laß doch die Ungezogenheiten, ärgere deine Mutter nicht! Sie hat es ohnehin schwer genug", redete sie mir nachdenklich und freundlich zu.

„Warum hat sie es denn so schwer?"

„Das kannst du nicht verstehen, schweig lieber!"

„Ich weiß, daß der Großvater sie ..."

„Schweigen sollst du, sag' ich dir!"

Auch mir war keineswegs wohl zumute. Zuweilen übermannte mich ein Gefühl, das an Verzweiflung grenzte, doch suchte ich es zu verbergen und glaubte dies am besten dadurch zu erreichen, daß ich recht keck und unverfroren auftrat. Die Mutter hatte meinen Unterricht beträchtlich erweitert, doch blieb mir sehr vieles von dem, was sie mir beizubringen suchte, unverständlich. Das Rechnen fiel mir leicht, vom Schreiben jedoch war ich kein Freund, und die Grammatik begriff ich überhaupt nicht. Dabei hatte ich die bedrückende Empfindung, daß der Aufenthalt im Hause des Großvaters schwer auf der Mutter lastete. Immer düsterer wurde ihre Miene, immer fremder der Blick, mit dem sie uns alle ansah. Stundenlang saß sie an dem nach dem Garten gehenden Fenster und verblich förmlich. In der ersten Zeit nach ihrer Ankunft war sie flink und munter gewesen, jetzt hatte sie tiefe Schatten unter den Augen und ging tagelang ungekämmt, in zerknitterten, nachlässig gehaltenen Kleidern umher. Das setzte sie in meinen Augen herab, und ich empfand es als eine persönliche Kränkung — sie sollte immer sauber gekleidet, immer schön, streng und gemessen, kurz: vornehmer als die andern sein.

Während des Unterrichts sah sie geistesabwesend, mit starrem Blick durch mich hindurch, richtete ihre Augen auf die Wand oder zum Fenster hinaus, stellte die Fragen in gleichgültigem, müdem Ton, vergaß die Antworten, ließ sich immer öfter zum Zorn hinreißen und schrie mich laut an. Auch das war für mich kränkend, eine Mutter soll gerecht sein, gerechter als alle andern, wie es im Märchen heißt.

Zuweilen fragte ich sie:

„Es gefällt dir wohl nicht hier bei uns?"

Dann erwiderte sie gereizt:

„Kümmre dich um dich selbst, nicht um mich!"

Es entging mir auch nicht, daß der Großvater etwas im Schilde führte, was die Großmutter und die Mutter mit Unruhe erfüllte. Er schloß sich oft mit der Mutter in ihrem Zimmer ein, und ich hörte von dorther heftige Reden, vor allem seine kreischende, winselnde Stimme. Einmal schrie die Mutter ganz laut, daß es im ganzen Haus widerhallte:

„Das wird nie geschehen, niemals!"

Sie schlug die Tür zu und ging hinaus, während der Großvater ein wahres Geheul ausstieß. Es war am Abend, die Großmutter saß in der Küche am Tisch, nähte ein Hemd für den Großvater und flüsterte etwas vor sich hin. Als sie hörte, wie die Tür zugeschlagen wurde, horchte sie auf und sagte: „Jetzt ist sie nach vorn zu den Mietsleuten gegangen — o Gott!"

Plötzlich stürzte der Großvater in die Küche, lief auf die Großmutter zu, schlug sie über den Kopf und zischte, die Hand, mit der er sie geschlagen hatte, schwenkend:

„Schwatz kein unnützes Zeug, alte Hexe!"

„Alter Narr!" sagte die Großmutter ruhig, während sie ihren Kopfputz zurechtschob. „Warum soll ich schweigen? Alles will ich ihr sagen, was ich von deinen Ränken erfahre."

Er stürzte auf sie zu und hämmerte mit beiden Fäusten auf ihren großen Kopf los; sie wehrte sich nicht, stieß ihn nicht einmal zurück, sondern sagte:

„Schlag nur zu, du Närrchen! Da — schlag mich, schlag mich!"

Ich warf von der Ofenpritsche aus alles, was ich fassen konnte — die Kissen, die Decke, die Stiefel, die auf dem Ofen standen, nach ihnen, aber der Großvater merkte in seiner Wut nichts davon, und die Großmutter lag, seinen Fußtritten ausgesetzt, wehrlos am Boden. Endlich stolperte er, fiel hin und riß einen Eimer voll Wasser um, das ihn ganz über-

goß. Spuckend und prustend sprang er auf, blickte wild um sich, stürzte hinaus und lief die Treppe hinauf nach der Bodenkammer. Die Großmutter erhob sich ächzend, setzte sich auf die Bank und begann ihr zerzaustes Haar zu ordnen. Ich war vom Ofen herabgesprungen; ärgerlich sprach sie zu mir:

„Heb die Kissen auf und leg sie auf den Ofen! Was fällt dir ein — mit den Kissen zu werfen! Was geht dich das alles an? Der alte Satan war ja ganz von Sinnen!"

Plötzlich zuckte es schmerzlich in ihrem Gesicht — sie stöhnte auf, neigte den Kopf vor und sagte:

„Sieh mal nach, was schmerzt da so?"

Ich sah nach: die wuchtigen Schläge hatten ihr einige Haarnadeln tief in die Kopfhaut hineingetrieben. Ich zog ein paar heraus und sagte zaghaft:

„Ich will lieber die Mutter rufen, ich fürchte mich."

„Nicht doch, was fällt dir ein?" fiel sie mir ins Wort. „Ich danke Gott, daß sie nichts gehört und gesehen hat, und du willst sie rufen! Geh mir schon!"

Dann ging sie selber daran, mit ihren flinken, gewandten Fingern die dicken, krummgebogenen Nadeln aus dem dichten Haar zu ziehen.

„Sag's auf keinen Fall der Mutter, mein Taubenseelchen, daß er mich geschlagen hat! Sie können sich auch so schon nicht leiden. Wirst du es für dich behalten?"

„Ja."

„Verplaudre dich ja nicht! Nun laß uns hier schnell Ordnung machen! Hab' ich Beulen im Gesicht? Nein? Nun, dann ist alles gut."

Und sie begann, den Fußboden aufzuwischen.

„Du bist wie eine Heilige", sagte ich, wie ich sie so ansah, aus aufrichtigem Herzen. „Sie martern, martern dich — und du machst dir nichts daraus!"

„Was für Unsinn schwatzt du da? Ich — eine Heilige?... Da hast du die Rechte gefunden!"

Sie brummte noch lange vor sich hin, während sie, auf allen vieren herumkriechend, den Boden aufwischte. Ich aber saß auf dem Ofenvorsprung und sann darüber nach, wie ich sie am Großvater rächen sollte.

Es war das erstemal, daß er die Großmutter vor meinen Augen auf so abscheuliche, rohe Weise mißhandelt hatte. Im Halbdunkel sah ich noch sein wutentbranntes Gesicht und das fliegende rote Haar vor mir, ich war aufs tiefste empört und ärgerte mich, daß mir nichts einfiel, womit ich an ihm Vergeltung üben könnte.

Zwei Tage darauf fand sich jedoch die ersehnte Gelegenheit, an ihm Rache zu nehmen. Ich sollte etwas aus der Bodenkammer herunterholen und sah ihn dort vor einer offenen Truhe auf der Diele sitzen — er kramte in allerhand Schriftstücken, während auf dem Stuhl sein geliebter „Heiligenkalender" lag.

Dieser Kalender bestand, den zwölf Monaten entsprechend, aus zwölf großen, starken grauen Blättern, die in so viel Quadrate, als der Monat Tage hat, eingeteilt waren. Jedes Quadrat zeigte das Bild der Heiligen, denen der betreffende Tag geweiht war. Der Großvater schätzte diesen Kalender sehr, ich durfte ihn mir nur ansehen, wenn er mit mir aus irgendeinem Grunde ganz besonders zufrieden war, und ich betrachtete diese eng zusammengestellten, lieben, kleinen Figürchen jedesmal mit einem ganz besonderen Gefühl. Ich kannte die Lebensgeschichte verschiedener Heiligen, so der heiligen Märtyrerin Warwara, des heiligen Pantelejmon, Kiriks und Ulitas und noch vieler anderer. Einen besonders tiefen Eindruck hatte auf mich das ergreifende Schicksal Alexejs, des Gottesknechtes, gemacht; die Großmutter hatte mir öfters den rührend schönen Sang, in dem sein Leben geschildert wird, vorgesprochen. Wenn ich diese Hunderte von heiligen Menschen so im Bild zusammen sah, hatte ich eine stille Freude daran, daß es zu allen Zeiten Märtyrer gegeben hatte.

Jetzt hatte ich jedoch beschlossen, diesen Kalender zu vernichten, und als der Großvater an das kleine Fenster trat, um ein hellblaues, wappengeschmücktes, bedrucktes Blatt Papier besser lesen zu können, ergriff ich rasch einige der Blätter und raste damit die Treppe hinunter in die Küche. Ich nahm die Schere aus dem Nähtisch der Großmutter, kroch auf die Ofenpritsche und begann, den Heiligen die Köpfe abzuschneiden. Als ich jedoch eine Reihe geköpft hatte, tat es mir leid, so barbarisch mit ihnen verfahren zu sein, und ich hielt mich nun beim Zerschneiden an die Linien der Quadrate. Kaum aber hatte ich die zweite Reihe zerschnitten, als auch schon der Großvater in die Küche kam und mich anschrie:

„Wer hat dir erlaubt, den Heiligenkalender zu nehmen?"

Als er die zerschnittenen Quadrate auf der Pritsche herumliegen sah, griff er entsetzt danach, hielt sie sich vor die Augen, warf sie hin und nahm sie wieder auf. Sein Gesicht verzerrte sich, der Kinnbart begann zu zittern, und sein Atem ging so heftig, daß die Bildchen auf die Erde flogen.

„Was hast du getan?!" stieß er endlich hervor und zog mich am Bein zu sich hin. Ich schoß in der Luft einen Purzelbaum, die Großmutter fing mich in ihren Armen auf, der Großvater aber schlug wie rasend mit der Faust auf mich und auf sie los und knirschte: „Ich schlag' ihn tot!"

Die Mutter erschien in der Küche. Ich fand mich plötzlich im Winkel neben dem Ofen wieder; sie stand schirmend vor mir und wehrte die Fäuste des Großvaters ab, die vor ihrem Gesicht hin und her fuchtelten.

„Was tun Sie? Kommen Sie zur Vernunft!" rief sie ihm zu.

Der Großvater ließ sich auf die Bank vor dem Fenster sinken und heulte laut auf:

„Das hat mir den Rest gegeben! Alle, alle sind gegen mich! Ach, ach!“

„Daß Sie sich nicht schämen!“ erklang dumpf und tief die Stimme der Mutter. „Verstellen Sie sich doch nicht!“

Der Großvater schrie und trampelte mit den Füßen auf der Bank herum, sein Kinnbart sträubte sich empor, er hielt die Augen geschlossen. Mir kam es vor, als schäme er sich vor der Mutter.

„Ich will Ihnen die Bildchen auf Leinen kleben, das wird noch besser halten“, sagte die Mutter, während sie die von mir zerschnittenen Heiligen und die noch ganz gebliebenen Blätter betrachtete. „Sehen Sie doch — alles ist zerknüllt vom langen Liegen und fällt auseinander!“

Sie redete mit ihm ganz so, wie sie mit mir sprach, wenn ich im Unterricht etwas nicht verstand. Plötzlich erhob sich der Großvater, strich hastig Hemd und Weste glatt, räusperte sich und sagte.

„Heute noch kleb sie mir auf! Ich hol' gleich die andern Blätter.“

Er ging nach der Tür, an der Schwelle jedoch wandte er sich um, wies mit dem gekrümmten Zeigefinger auf mich und sagte:

„Das Bürschchen aber muß seine Tracht Prügel kriegen!“

„Verdient hat er's!“ stimmte die Mutter ihm bei und wandte sich dann zu mir: „Sag mal, warum hast du das getan?“

„Ich hab's mit Absicht getan. Er soll die Großmutter nicht schlagen, sonst schneid' ich ihm den Bart ab.“

Die Großmutter war eben dabei, die Jacke auszuziehen, die der Großvater ihr in seiner Wut zerrissen hatte.

„Du hast dein Wort schön gehalten!“ sagte sie vorwurfsvoll zu mir — „die Zunge soll dir dafür so dick anschwellen, daß du sie nicht bewegen kannst!“

Die Mutter sah sie an, durchmaß dann langsam die Küche und kam wieder zu mir zurück.

„Wann hat er sie geschlagen?“ fragte sie mich.

„Schäm dich doch, Warwara, ihn darüber auszufragen — was geht's dich denn an?“ versetzte die Großmutter ärgerlich.

„Ach, Mama, du Liebe, Gute!“ sagte die Mutter und schloß sie in die Arme.

„Ach was, Mama, Mama ... schon gut!“ sagte komisch schmollend die Großmutter.

Sie sahen einander schweigend in die Augen und ließen sich dann los: im Hausflur hallten die Schritte des Großvaters.

Gleich in den ersten Tagen nach ihrer Ankunft hatte die Mutter mit der lustigen Offiziersfrau aus der Vorderwohnung Freundschaft geschlossen und war fast Abend für Abend drüben. Auch die Bewohner des Betlengschen Hauses, die hübschen jungen Damen und Offiziere, verkehrten bei unserem Mieter. Dem Großvater gefiel das durchaus nicht; mehr als einmal drohte er, wenn er in der Küche beim Abendbrot saß, mit dem Löffel und brummte:

„Nun sitzt das verdammte Pack schon wieder beisammen! Jetzt werden sie einen bis zum Morgen nicht schlafen lassen!“

Das Ende vom Lied war, daß er dem Offizier die Wohnung kündigte. Als dieser ausgezogen war, fuhren eines Tages zwei Wagen voll Möbel, die der Großvater irgendwo gekauft hatte, vor unserem Hause vor. Er richtete damit die Vorderwohnung ein und hängte ein großes Vorlegeschloß an die Tür.

„Wir brauchen keine Mieter“, sagte er, „ich werde nun selber Gäste empfangen!“

Alsbald erschienen denn auch an den Sonntagen die neuen Gäste. Da waren zunächst Matjrona Sergejewna, eine ehrsame Waschfrau, eine Kusine der Großmutter, die sich mit ihren beiden Söhnen Wassili und Viktor einfand. Sie hatte eine auffallend große Nase, schrie sehr laut, wenn sie sprach, und trug ein gestreiftes, seidenes Kleid und einen golden schimmernden Kopfputz. Ihr Sohn Wassili war Zeichner von Beruf; er trug langes Haar, war ein gutmütiger, heiterer Bursche und kleidete sich ganz in Grau. Sein Bruder Viktor hatte einen Pferdekopf mit einem langen, schmalen, sommersprossigen Gesicht. Wenn er im Hausflur seine Galoschen ablegte, pflegte er mit quiekender Stimme wie der Hanswurst im Puppenspiel zu singen: „Andrej — Papa, Andrej — Papa ...“ — was mir sehr sonderbar vorkam.

Auch Onkel Jakow kam mit seiner Gitarre und brachte einen schiefgewachsenen, einäugigen und kahlköpfigen Uhrmacher mit, einen stillen Menschen, der in seinem langen, schwarzen Rock wie ein Mönch aussah. Er setzte sich jedesmal in die Ecke, neigte den Kopf lächelnd zur Seite und hielt den Zeigefinger gegen das glattrasierte, zwiegespaltene Kinn, was recht merkwürdig aussah. Er hatte dunkles Haar, und das eine Auge blickte alle scharf und durchdringend an. Er sprach nur wenig und wiederholte sehr oft die Worte: „O bitte, bemühen Sie sich nicht ... bitte, das tut nichts.“

Als ich ihn zum ersten Male sah, fiel mir plötzlich eine Szene ein, die sich zu der Zeit, da wir noch im alten Haus wohnten, abgespielt hatte. Vor dem Hoftor erscholl dumpfer Trommelwirbel, und durch die Straße fuhr vom Gefängnis her nach dem Marktplatz zu ein von Soldaten umringter hoher, schwarzer Karren, dem eine Menge Volkes nachlief. Im Karren saß auf einer Bank ein kleiner Mensch in einer runden Tuchkappe; er war in Ketten geschmiedet, an seiner Brust hing ein schwarzes Brett, auf dem in großen, weißen Buchstaben etwas geschrieben stand. Sein Kopf war vornübergesunken, als wollte der Mann die Worte auf der Tafel lesen, und er wurde beim Fahren hin und her gerüttelt, daß die Ketten klirrten.

An diesen Menschen erinnerte mich der Uhrmacher, und, als die Mutter mit den Worten: „Das ist mein Sohn!“ mich ihm vorstellte, wich ich ganz erschrocken zurück und versteckte meine Hände.

„O bitte, bemühen Sie sich nicht!“ sagte er, den Mund in gräßlicher Weise nach dem rechten Ohr hin verziehend, faßte mich mit beiden Armen um den Leib, zog mich an sich, drehte mich flink und leicht um und um und ließ mich wieder los.

„Ein kräftiges Bürschchen“, sagte er anerkennend.

Ich flüchtete mich in die Ecke in einen Ledersessel, der so groß war, daß man bequem darin liegen konnte — der Großvater nannte ihn stolz den Sessel des Fürsten von Grusien. Von dort aus sah ich zu, wie die Erwachsenen sich ohne sonderlichen Erfolg die Zeit zu vertreiben suchten, und beobachtete vor allem den Uhrmacher und sein sonderbares, mir sehr verdächtig erscheinendes Mienenspiel. Sein Gesicht hatte etwas Öliges, Flüssiges, es schmolz und zerlief gleichsam; lächelte er, so glitten die wulstigen Lippen nach der rechten Backe hinüber, und die Nase rutschte gleichfalls hin und her wie ein fetter Kloß auf einem Teller. Höchst seltsam bewegten sich auch die großen, abstehenden Ohren, die bald zugleich mit der Braue des einen, des gesunden Auges, in die Höhe gingen, bald sich auf die Backenknochen senkten; es war, als könnte er sie, wenn er nur wollte, wie Deckklappen über seine Nase legen. Zuweilen schob er seufzend seine dunkle, kolbenartige Zunge vor und beschrieb damit, die wulstigen Lippen befeuchtend, sehr geschickt einen regelrechten Kreis. Alles das erschien mir durchaus nicht lächerlich, sondern nur sehr sonderbar und veranlaßte mich, ihn nicht aus den Augen zu lassen.

Sie tranken Tee mit Rum, der wie verbrannte Zwiebelschalen roch, und ließen sich die selbstbereiteten Liköre der Großmutter, den goldgelben, den pechschwarzen und den grünen, gehörig munden. Sie aßen die schmackhaften eingemachten Früchte und die aus Butterteig bereiteten, mit Honig gesüßten Mohnkuchen. Sie schwitzten, verpusteten sich und spendeten der Hausfrau überschwengliches Lob, und, als sie sich satt gegessen und getrunken hatten, setzten sie sich mit roten, gedunsenen Gesichtern hübsch artig auf ihren Stühlen zurecht und baten Onkel Jakow mit müder Stimme, ihnen doch etwas vorzuspielen.

Er neigte sich über seine Gitarre, begann darauf zu klimpern und sang dazu mit seiner unangenehmen, aufdringlichen Stimme eins seiner albernen Lieder, das indes nicht den Beifall der Großmutter fand.

„Sing doch etwas anderes, Jascha — ein richtiges Lied, was?“ sagte sie zu ihm. „Weißt du noch“, fragte sie dann zu ihrer Kusine gewandt, „was für schöne Lieder man früher gesungen hat?“

Die Waschfrau strich ihr knisterndes Kleid zurecht und erwiderte mit wichtiger Miene:

„Ja, Liebe, jetzt ist eben die Mode anders geworden.“

Onkel Jakow blickte die Großmutter durch die zusammengekniffenen Lider an, als ob sie ganz weit von ihm säße, und ließ sich in seinem Geklimper durchaus nicht stören.

Der Großvater unterhielt sich geheimnisvoll mit dem Uhrmacher und zählte ihm irgend etwas an den Fingern her, während der Gast die Braue über dem gesunden Auge emporzog, nach der Mutter hinüberschielte und mit dem Kopf nickte.

Die Mutter saß mitten zwischen den Sergejews und sprach leise und ernst mit Wassili, der seufzend sagte: „Ja—a, das müßte man mal überlegen.“

Viktor aber lachte im Gefühl der Sattheit, scharrte mit den Füßen und begann wieder, mit quiekender Stimme zu singen:

„Andrej — Papa, Andrej — Papa ...“

Alle schwiegen verwundert still und sahen ihn an, die Waschfrau aber erklärte mit wichtiger Miene:

„Das hat er aus dem Tijather mitgebracht, das singen sie dort so.“

Solche Abendfeten, die mir dank ihrer tödlichen Langeweile im Gedächtnis geblieben sind, fanden ein paarmal statt, dann erschien eines Sonntags nach dem Hochamt der Uhrmacher ohne Begleitung in unserm Hause. Ich saß im Zimmer der Mutter und half ihr gerade beim Aufdröseln einer zerrissenen Perlenstickerei, als plötzlich die Tür aufging und das erschrockene Gesicht der Großmutter sich darin zeigte. „Er ist da, Warja!“ rief sie leise und verschwand sogleich wieder.

Die Mutter rührte sich nicht, zuckte nicht einmal mit der Wimper. Die Tür ging zum zweitenmal auf — auf der Schwelle stand der Großvater und sagte mit wichtiger Miene:

„Zieh dich an, Warja, und komm herüber!“

„Wohin?“ fragte die Mutter, ohne aufzustehen oder ihn auch nur anzusehen.

„Komm nur, in Gottes Namen! Sträub dich nicht! Er ist ein gesetzter Mann, geschickt in seinem Gewerbe und wird dem Jungen ein guter Vater sein.“

Der Großvater sprach mit ungewohnter Feierlichkeit und strich sich dabei mit den Händen über die Hüften.

„Ich sagte Ihnen doch schon, daß das nie geschehen wird.“

Der Großvater machte ein paar Schritte auf sie zu, streckte wie ein Blinder die Arme vor und sprach, sich vorneigend, mit drohender, heiserer Stimme:

„Komm — sonst führ' ich dich mit Gewalt hin! An den Zöpfen ...“

„Mit Gewalt wollen Sie mich hinführen?“ sagte die Mutter und erhob sich. Ihr Gesicht war ganz bleich geworden, in den halbgeschlossenen Augen funkelte es unheimlich. Mit ein paar hastigen Griffen hatte sie Bluse und Rock heruntergerissen und

stand im bloßen Hemd da. So schritt sie auf den Großvater zu und sagte:

„Führen Sie mich hin!"

„Warwara! Zieh dich an!" schrie er mit wutverzerrtem Gesicht und drohte ihr mit der Faust.

Die Mutter schob ihn mit dem Arm zur Seite, griff nach der Türklinke und sagte:

„Nun, gehen wir doch!"

„Ich werde dich verfluchen!" rief er, außer sich vor zorniger Erregung.

„Ich habe keine Angst ... Nun?"

Sie öffnete die Tür, doch der Großvater hielt sie am Hemd fest, sank in die Knie und flüsterte:

„Warwara, Satansweib! Du richtest uns zugrunde! Schimpf und Schande bringst du über mich!"

Und mit leiser Stimme begann er kläglich zu wimmern:

„Mu—utter, Mu—utter!"

Die Großmutter war der Mutter bereits in den Weg getreten — wie eine Henne, die in den Stall soll, trieb sie sie, mit den Armen weit ausholend, ins Zimmer zurück und zischte durch die Zähne:

„Warjka—was fällt dir ein? Bist du toll? Marsch, du Schamlose!"

Sie stieß und schob sie ins Zimmer und legte die Krampe vor die Tür. Dann beugte sie sich über den Großvater, zog ihn mit der einen Hand empor und drohte ihm mit der andern:

„Hu—uh, du alter Teufel! Kannst du denn keine Vernunft annehmen?"

Sie führte ihn zum Sofa hin, auf das er mit offenem Mund und wackelndem Kopf wie eine aus Flicken gefertigte Puppe niedersank.

„Zieh dich an, du!" schrie sie alsdann der Mutter zu.

„Ich geh' auf keinen Fall zu ihm hinaus — hört ihr's?" versetzte die Mutter, während sie ihre Kleider vom Boden aufnahm.

Ich hatte die ganze Zeit wie erstarrt auf dem Sofa gesessen.

„Geh rasch, hol eine Kelle Wasser!" gebot die Großmutter mir leise und ruhig, aber bestimmt, ja herrisch.

Ich lief in den Flur hinaus. Von der guten Stube her tönten gleichmäßige, schwere Schritte, und aus dem Zimmer der Mutter klang laut ihre Stimme:

„Morgen reise ich ab!"

Ich ging in die Küche und setzte mich, wie von einem bösen Traum befangen, ans Fenster.

Der Großvater stöhnte und schluchzte, und die Großmutter brummte, dann wurde die Tür zugeschlagen, und eine unheimliche Stille trat ein. Ich besann mich, wozu man mich in die Küche geschickt hatte, schöpfte die kupferne Kelle voll Wasser und trat in den Flur hinaus. Aus der guten Stube kam eben der Uhrmacher, er hatte den Kopf gesenkt, strich mit der Hand seine Pelzmütze glatt und räusperte sich. Hinter ihm her kam die Großmutter; die Hände gegen den Leib gepreßt, machte sie seinem Rücken eine höfliche Verbeugung und sagte leise:

„Sie wissen ja — zur Liebe läßt sich niemand zwingen."

Als der Uhrmacher auf die Vortreppe hinaustrat, stolperte er über die Schwelle und sprang in den Hof hinunter. Die Großmutter bekreuzigte sich, und ein Zittern ging durch ihren Körper; ob sie ein Lachen unterdrückte oder ein Schluchzen, war schwer zu sagen.

Ich lief auf sie zu und fragte: „Was ist dir?"

Sie entriß mir die Schöpfkelle und goß mir einen Teil ihres Inhalts über die Beine.

„Wo hast du denn gesteckt?" fuhr sie mich an. „Mach die Tür zu!"

Sie ging in das Zimmer der Mutter, während ich in die Küche zurückkehrte, um zu lauschen, wie sie nebenan ächzten, stöhnten und murmelten, als ob sie eine Last, die ihnen zu schwer war, hin und her rückten.

Es war ein heller Tag, durch die eisbedeckten Scheiben der beiden Fenster fielen die schrägen Strahlen der Wintersonne. Auf dem zum Mittagessen hergerichteten Tisch standen das mattschimmernde Zinngeschirr, die Karaffe mit dem rötlich funkelnden Kwaß und eine zweite, kleinere Karaffe mit einer dunkelgrünen Flüssigkeit — einem Aufguß von Branntwein auf Petunien und Johanniskraut, den der Großvater mit Vorliebe trank. Dort, wo die Scheiben abgetaut waren, sah man durch sie hindurch den blendend schimmernden Schnee auf den Dächern und die funkelnden Silberkappen auf den Zaunpfählen und den Starkästen. An den Fensterpfosten in den vom Sonnenlicht durchströmten Käfigen hüpften und zwitscherten munter meine Zeisige, Stieglitze und Gimpel. Aber der fröhliche, silberhelle Tag stimmte mich nicht froh; seine Heiterkeit schien mir nicht am Platz, und alles verdroß mich überhaupt. Ich hätte meine Vögel am liebsten hinausgelassen, und schon war ich dabei, die Käfige abzunehmen, als die Großmutter hereingestürzt kam und, sich verzweifelt auf die Hüften klatschend, laut über sich selbst schimpfend, auf den Ofen zustürzte:

„Ach, ist das eine Zucht, daß euch der Henker hol'! Ach, Akulina, du dumme alte Gans..."

Sie zog die Sonntagspastete aus dem Ofen, klopfte mit dem Finger auf die Kruste und spuckte wütend aus:

„Da — ganz vertrocknet ist sie! Und sogar angebrannt! Ach, ihr gottvergessenes Volk, daß euch der Kuckuck hole! Na, was glotzt du denn, Bengel? Krumm und lahm könnt' ich euch alle prügeln!"

Sie begann vor Ärger zu weinen, und, während sie die Pastete drehte und wendete und von allen Seiten beklopfte, rollten große Tränen auf die trockene Kruste.

Der Großvater und die Mutter betraten die Küche; die Großmutter warf die Pastete heftig auf den Tisch, daß die Teller nur so hochsprangen.

„Da — seht, was hier geschehen ist! Daran seid ihr allein schuld! Ach, ich sage schon ...“

Die Mutter, die recht fröhlich und ruhig gestimmt schien, umarmte sie und redete ihr zu, sich doch nicht über solch eine Kleinigkeit zu ärgern. Der Großvater, der ganz müde und abgespannt aussah, setzte sich brummend an den Tisch und band sich die Serviette um den Hals.

„Laß schon“, sagte er, mit den verschwollenen, vom hellen Sonnenschein geblendeten Augen blinzelnd, „'s ist alles in Ordnung. Wir haben schon so viele gute Pasteten gegessen, warum soll's nicht auch mal eine vertrocknete geben? Unser Herrgott weiß schon, wie er die Gaben verteilen soll. Nun, so setz dich doch, Warja ... 's ist alles gut!“

Er war ganz verstört, sprach während des Mittagessens sehr viel von Gott, vom ruchlosen König Ahab[1] und dem Unglück, ein Vater zu sein.

„Iß lieber, sprich nicht so viel!“ fiel ihm die Großmutter ärgerlich ins Wort.

Die Mutter scherzte, und ihre hellen Augen blitzten dabei.

„Warst vorhin wohl sehr erschrocken, wie?“ fragte sie, mich leicht mit dem Ellbogen anstoßend.

Nein, erschrocken war ich nicht eben sehr — es war vielmehr ein peinliches Befremden, das ich empfunden hatte und noch immer empfand.

Wie immer an den Sonntagen, dauerte das Mittagessen ermüdend lange, und alle griffen tüchtig zu. Es schienen gar nicht mehr dieselben Menschen zu sein, die vor einer halben Stunde aufeinander losgeschrien hatten, sich beinahe geprügelt hätten, in Weinen und Schluchzen ausgebrochen waren. Ich konnte es kaum glauben, daß ihnen das alles Ernst gewesen; ihre Tränen, ihr Geschrei, ihre ewigen Zwistigkeiten, die rasch ausbrachen und meist ein ebenso rasches Ende nahmen, wurden für mich nach und nach zu etwas Alltäglichem, und ihr Eindruck auf mein Gemüt wurde immer schwächer und schwächer.

Viel später erst wurde mir klar, daß die Russen, um sich einen Ersatz für die Armseligkeit und Inhaltslosigkeit ihres Lebens zu schaffen, mit Kummer und Scherz zu spielen lieben gleich Kindern, und daß sie sich nur selten ihres Unglücks schämen.

In der grenzenlosen Langenweile des Alltags ist ihnen auch der Schmerz eine Abwechslung und die Feuersbrunst ein Fest; einem leeren Gesicht gereicht auch eine Schramme zur Zierde.

11

Nach diesem Vorfall gewann meine Mutter mit einemmal ihre frühere sichere, selbstbewußte Haltung wieder. Sie war nunmehr die Herrin im Hause, während der Großvater in den Hintergrund trat und ganz gegen sein früheres Wesen nachdenklich und still wurde.

Er ging fast gar nicht mehr aus, saß beständig einsam und allein auf dem Boden und las in einem geheimnisvollen Buch mit dem Titel „Aufzeichnungen meines Vaters“. Er hielt dieses Buch in seiner Truhe verschlossen, und mehr als einmal sah ich, wie er sich die Hände wusch, bevor er es herausholte. Es war ein starker Band von kleinem Format, in rotbraunes Leder gebunden; auf dem bläulichen Vorsatzblatt stand mit verblaßter Tinte in zierlicher Handschrift geschrieben: „Dem sehr verehrten Wassili Kaschirin in Dankbarkeit zu herzlichem Gedenken.“

Unterzeichnet war mit einem ganz merkwürdigen Familiennamen, und der Schnörkelzug unter dem Namen stellte einen Vogel im Flug dar. Der Großvater pflegte den Vorderdeckel des steifen Einbandes behutsam aufzuheben und, nachdem er die silberne Brille aufgesetzt und auf der Nase zurechtgerückt hatte, jene Widmung zu betrachten. Ich fragte ihn wiederholt, was für ein Buch das sei, er antwortete jedoch in eindringlichem Ton:

„Das brauchst du nicht zu wissen. Warte, bis ich tot bin, dann sollst du es erben. Auch den Waschbärenpelz will ich dir vermachen.“

Er sprach mit der Mutter sanfter und weniger als vordem, hörte aufmerksam zu, wenn sie etwas sagte, blinzelte dabei mit den Augen wie Onkel Pjotr und gab ihr nach.

In seinen Truhen und Kästen lag allerhand seltsamer Putz: damastene Frauenröcke, atlasbezogene Seelenwärmer, seidene, mit Silber durchwirkte Sarafane, kostbarer weiblicher Kopfputz jeglicher Art, buntfarbige Halstücher, Perlenschnüre, schwere Münzengehänge und Geschmeide aus bunten Steinen. Ganze Stöße davon trug er in die Zimmer der Mutter, breitete die flimmernden Schätze auf Tischen und Stühlen aus und sagte, während die Mutter die Sachen bewunderte:

„Zu unseren Zeiten trug man schönere und reichere Kleider als jetzt, sonst aber war das Leben einfacher, vernünftiger. Das ist vorbei und kehrt nicht mehr wieder! Nun leg's mal an, putz dich!“

Sie ging ins anstoßende Zimmer und kam nach einem Weilchen in einem goldgestickten blauen Sarafan und einem perlengeschmückten Kopfputz wieder heraus. Sie verneigte sich tief vor dem Großvater und fragte:

„Ist's hübsch so, Herr Vater? Gefall' ich Ihnen?“

Der Großvater stieß einen Freudenruf aus, ging, übers ganze Gesicht strahlend, rund um sie herum und streckte bewundernd die Arme aus. Es zuckte ihm nur so in den Fingern, und er murmelte wie im Traum:

„Ach, wenn du so reich wärest, Warwara, und gesetzte Leute um dich wären!“

[1] König von Israel. *(Anm. d. Red.)*

Die Mutter hatte sich jetzt ganz in den beiden Zimmern der Vorderwohnung eingerichtet und sah häufig Gäste bei sich. Am häufigsten kamen die beiden Brüder Maximow — der ältere, Pjotr, ein großer, stattlicher Offizier mit blauen Augen und einem riesigen, blonden Vollbart, war dabeigewesen, als mich der Großvater wegen der Ungezogenheit gegen den kahlköpfigen alten Herrn aus dem Nachbarhause bestrafte. Jewgeni, der jüngere der Brüder, trug einen spitzen, schwarzen Kinnbart und war gleichfalls hochgewachsen, jedoch hager und blaß im Gesicht. Seine großen Augen erinnerten an Pflaumen, und er trug eine grünliche Uniform mit vergoldeten Knöpfen und vergoldeten Schulterklappen. Er warf häufig mit einer gefälligen Bewegung den Kopf zurück, wobei sein langes, welliges Haar von der hohen, glatten Stirn zurückfiel. Sein Lächeln hatte etwas Herablassendes, und, wenn er sprach, so geschah es mit dumpfer, leiser Stimme, wobei er bescheiden vorauszuschicken pflegte:

„Ja, sehen Sie, ich meine doch..."

Die Mutter hörte ihm, wenn er etwas erzählte, mit halbgeschlossenen Augen zu, lächelte dabei und unterbrach ihn öfters:

„Sie sind ein Kind, Jewgeni Wassiljewitsch, verzeihen Sie..."

Der Offizier schlug sich mit der breiten Hand aufs Knie und rief:

„Ja, ein richtiges Kind."

Vergnügt und geräuschvoll verging die Zeit zwischen Weihnachten und dem Dreikönigsfest, fast jeden Abend kamen maskierte Gäste zur Mutter, und auch sie selbst zog sich hübsch, viel hübscher als die andern an und fuhr mit ihren Gästen fort.

Jedesmal, wenn sie mit der bunten Schar zum Hoftor hinaus war, versank das Haus gleichsam in die Erde, so unheimlich still und langweilig wurde es darin. Wie eine schwere, alte Zuchtgans watschelte die Großmutter durch die Zimmer und brachte alles in Ordnung, der Großvater aber stand mit dem Rücken an die warmen Kacheln des Ofens gelehnt und sprach vor sich hin:

„Nun, mir soll's recht sein... Wollen sehen, was dabei herauskommt."

Zu Beginn des neuen Jahres brachte die Mutter mich und Sascha, Onkel Michails Sohn, in die Schule. Saschas Vater hatte sich wieder verheiratet, die Stiefmutter konnte den Jungen gleich vom ersten Tag an nicht leiden, und so bestand die Großmutter darauf, daß Sascha zu uns kam. Wir gingen etwa vier Wochen lang zur Schule, doch von allem, was mir dort beigebracht wurde, habe ich nur eines behalten — nämlich, daß ich auf die Frage: „Wie heißt du?" nicht einfach antworten durfte: „Peschkow", sondern: „Ich heiße Peschkow." Auch durfte ich zum Lehrer nicht sagen: „Hör mal, mein Lieber, schrei nicht, ich fürchte mich doch nicht vor dir!"

Die Schule gefiel mir gleich von Anfang an nicht, Vetter Sascha dagegen war sehr zufrieden mit ihr und fand bald ein paar gute Kameraden. Einmal jedoch war er während des Unterrichts eingeschlafen und schrie plötzlich laut auf:

„Ich tu's nicht wieder!"

Als man ihn weckte, bat er um die Erlaubnis, austreten zu dürfen, wofür er ganz unbarmherzig ausgelacht wurde. Als wir am nächsten Tage auf dem Schulweg durch die Schlucht am Heumarkt kamen, blieb er plötzlich stehen und sagte:

„Geh nur allein hin — ich geh' nicht. Ich will lieber spazierengehen!"

Er kauerte sich nieder, verscharrte seine Bücher sorgfältig im Schnee und ging seiner Wege. Es war ein klarer Januartag, silberner Sonnenschein blinkte überall, und ich beneidete den Vetter, nahm mich aber zusammen und ging zum Unterricht — ich wollte der Mutter keinen Kummer machen. Die Bücher, die Sascha im Schnee verscharrt hatte, gingen natürlich verloren; das war ein triftiger Grund für ihn, auch am nächsten Tage nicht in die Schule zu gehen. Am dritten Tag erfuhr der Großvater, daß er den Unterricht schwänzte.

Es wurde über uns beide Gericht gehalten — in der Küche saßen der Großvater, die Großmutter und meine Mutter am Tisch und verhörten uns. Ich erinnere mich noch der lächerlichen Antworten, die Sascha gab.

„Warum bist du nicht zur Schule gegangen?" fragte der Großvater.

Sascha sah ihm mit seinen sanften Augen gerade ins Gesicht und sagte, ohne sich zu beeilen:

„Ich hab' vergessen, wo sie ist."

„So — das hast du vergessen?"

„Ja. Ich hab' gesucht, gesucht..."

„Du hättest dem Alexej folgen sollen, der hat sich's doch gemerkt!"

„Ich hatte ihn verloren."

„Wen? Alexej?"

„Ja."

„Wie ist denn das möglich?"

Sascha dachte ein Weilchen nach und sagte seufzend: „Es war ein solches Schneetreiben, man konnte gar nichts sehen."

Alle lachten — seit vielen Tagen schon herrschte windstilles, klares Wetter. Auch Sascha wagte es, schüchtern zu lächeln, der Großvater aber fragte höhnisch: „Warum hast du ihn denn nicht an der Hand festgehalten oder am Gürtel?"

„Ich hab' mich ja an ihm festgehalten", versetzte Sascha, „aber der Wind hat mich losgerissen."

Etwas Hoffnungsloses, Träges lag in seinen Worten. Es war mir peinlich, seine nutzlosen, plumpen Lügen anzuhören, und ich war über seinen Trotz sehr verwundert. Wir bekamen unsere Tracht Prügel, und der Großvater nahm einen alten Feuerwehrinvaliden in Dienst, der uns zur Schule be-

gleiten und darüber wachen sollte, daß Sascha auf dem Wege zur Wissenschaft keine Seitensprünge machte. Doch auch dieses Mittel schlug nicht an: als wir am nächsten Tag auf dem Schulweg bis zur Schlucht gekommen waren, bückte sich Sascha plötzlich, zog rasch die Filzstiefel aus und warf den einen nach dieser, den andern nach jener Richtung, worauf er in bloßen Strümpfen über den Platz davonlief. Der Alte bekam einen gewaltigen Schreck, suchte ächzend die beiden Stiefel zusammen und führte mich nach Hause.

Den ganzen Tag fuhren die Großeltern und meine Mutter in der Stadt umher, um des Flüchtlings habhaft zu werden. Erst gegen Abend fanden sie Sascha in der Nähe des Klosters, in der Tschirkowschen Schenke, wo er den Gästen etwas vortanzte. Sie brachten ihn nach Hause, und sein trotziges Schweigen machte sie alle so bestürzt, daß er nicht einmal Prügel bekam. Er lag neben mir auf der Ofenpritsche, hatte die Beine in die Höhe gestreckt, scharrte mit den Sohlen an der Decke herum und sagte leise:

„Die Stiefmutter liebt mich nicht, der Vater liebt mich nicht, und auch der Großvater liebt mich nicht — was soll ich da noch bei ihnen? Ich will die Großmutter fragen, wo es Räuber gibt, zu denen will ich hin — da sollt ihr mal sehen! Wollen wir zusammen fliehen?"

Ich konnte nicht mit ihm fliehen, weil ich mir damals gerade einen andern Plan zurechtgelegt hatte: ich wollte Offizier werden, mit einem großen, blonden Vollbart, und um das zu werden, mußte ich unbedingt viel lernen. Als ich dem Vetter meine Absicht anvertraute, meinte er zustimmend:

„Auch gut! Wenn du Offizier bist, werde ich schon Räuberhauptmann sein, dann wirst du mich verfolgen müssen, und einer von uns wird den andern töten oder gefangennehmen. Ich werde dir das Leben schenken, wenn ich dich gefangennehme."

„Auch ich werde dich nicht töten."

Bei diesem Entschluß blieben wir beide. Die Großmutter kam in die Küche, kletterte auf den Ofen und guckte zu uns hinauf.

„Nun, meine Mäuschen?" sagte sie. „Ach, ihr armen, verlassenen Waisen!"

Sie begann über Saschas Stiefmutter, die dicke Tante Nadjeshda, eine Schankwirtstochter, zu schelten und zog dann im allgemeinen über die Stiefmütter und Stiefväter her. Und dann erzählte sie uns eine Geschichte aus der Kindheit des weisen Einsiedlers Jonas, wie zwischen diesem und seiner Stiefmutter ein Gottesgericht stattfand. Die Stiefmutter hatte seinen Vater, einen Fischer vom Weißen See bei Uglitsch, ums Leben gebracht —

„Schweigend, baren Hauptes, eng geschart
Schaun sie auf zu dem kristallnen Dom,
Stehn erwartungsvoll die ganze Nacht,
Doch kein Dolch fährt nieder aus der Höh.
Und schon strahlt das Frührot überm See,
Höhnisch lächelt schon das böse Weib —
Sieh, da fliegt, der schnellen Schwalbe gleich,
Niederwärts der scharfe, spitze Stahl,
Bohrt der Mörderin sich grad' ins Herz.
Auf die Knie nieder fiel das Volk,
Betete voll Inbrunst zu dem Herrn:
‚Lob und Preis erklinge dir, o Gott,
Daß der Wahrheit du zum Sieg verhalfst!'
Jonas aber, der verwaist nun war,
Ward vom alten Fischer fortgebracht
In ein Kloster nach der unsichtbaren
Stadt Kitesh am Flusse Kershenez."

Tags darauf erwachte ich, am ganzen Körper mit roten Flecken bedeckt; die Pocken hatten mich befallen. Ich wurde auf dem Hinterboden untergebracht und lag dort lange Zeit blind, an Armen und Beinen mit breiten Binden gefesselt, in wüsten Fieberphantasien, von denen eine beinahe meinen Tod verursacht hätte. Außer der Großmutter kam kein Mensch zu mir, sie päppelte mich wie ein kleines Kind und erzählte mir endlose, immer neue Märchen. Eines Abends nun kam sie nicht zur gewohnten Stunde, was mich lebhaft beunruhigte. Ich war bereits in der Genesung begriffen, die Binden waren mir schon abgenommen, nur die Hände steckten noch in Handschuhen, damit ich mir nicht das Gesicht zerkratzte. Da erblickte ich plötzlich die Großmutter: sie lag hinter der Tür auf den staubigen Bohlen des Bodens, das Gesicht nach unten gekehrt, die Arme weit von sich gestreckt, in ihrem Hals klaffte ein tiefer Schnitt wie damals bei Onkel Pjotr — aus dem staubigen Halbdunkel aber schlich sich eine große Katze mit gierig funkelnden grünen Augen an sie heran.

Ich sprang aus dem Bett, stieß mit Knien und Schultern die beiden Fensterscheiben samt dem Rahmen ein und stürzte in den Hof, mitten in einen Schneehaufen. Die Mutter hatte an jenem Abend gerade Besuch, kein Mensch hörte die Scheiben klirren, die Rahmen splittern, und ich blieb ziemlich lange unten im Schnee liegen. Ich hatte mir nichts gebrochen, nur den einen Arm ausgerenkt, und außerdem hatte ich mich an den eingeschlagenen Fensterscheiben stark verletzt. Das lange Liegen im Schnee jedoch hatte meine Beine gelähmt, und ich brachte drei Monate im Bett zu, ohne sie rühren zu können. Ich lag da und lauschte auf das immer lauter werdende Treiben im Hause, auf das Hin- und Herlaufen der Menschen und das Zuschlagen der Haustür.

Schneestürme jagten mit prasselnden Wirbeln über das Dach, der Wind fegte pfeifend durch die Bodenräume und rüttelte an den Türen, im Schornstein summte es düster und eintönig, die Ofenklappen zitterten und knarrten, am Tage ließ sich das Krächzen der Raben vernehmen, und in stillen Nächten klang das wehmütige Heulen der Wölfe von den Feldern herüber — bei solcher Musik wuchs

und erstarkte mir das Herz. Schüchtern und leise, doch von Tag zu Tag freundlicher blickte dann der Frühling mit dem strahlenden Auge der Märzsonne zum Fenster herein, die Katzen begannen auf den Dächern zu miauen, das Rauschen des Lenzes drang hörbar durch die Wände, die berstenden Kristallzapfen fielen klirrend vom Dachrand, der halbgeschmolzene Schnee glitt geräuschvoll vom First ab, und das Glockengeläut klang voller, gesättigter als im Winter.

Die Großmutter kam zu mir herauf. Immer häufiger, immer stärker roch sie, wenn sie den Mund auftat, nach Branntwein, und schließlich brachte sie eine große weiße Teekanne mit herauf, versteckte sie unter meinem Bett und sagte mit vielsagendem Blinzeln:

„Sag nur dem Nickel von Großvater kein Wort davon, mein Taubenseelchen!“

„Warum trinkst du?“ fragte ich sie.

„Pst! Reinen Mund halten! Wirst es schon erfahren, wenn du erst größer bist.“

Sie setzte den Ausguß der Teekanne an den Mund, nahm einen tüchtigen Schluck, wischte sich die Lippen mit dem Ärmel und fragte freundlich lächelnd:

„Na, nun sag mal, mein Herrchen — wovon hab' ich dir gestern erzählt?“

„Von meinem Vater.“

„Richtig! Und wobei hielten wir?“

Ich half ihrem Gedächtnis nach, und alsbald floß ihr Redestrom glatt und harmonisch dahin.

Sie hatte aus eignem Antrieb begonnen, mir von meinem Vater zu erzählen. Nüchtern, ermüdet, in trüber Stimmung kam sie einmal zu mir herauf und sagte:

„Ich hab' von deinem Vater geträumt — mit einem Haselnußstock in der Hand ging er übers Feld und pfiff vor sich hin, hinter ihm her lief ein scheckiger Hund und ließ die Zunge heraushängen. Immer häufiger träume ich jetzt von Maxim Sawwatijewitsch — seine arme Seele ist wohl noch nicht zur Ruhe gekommen.“

Einige Abende nacheinander erzählte sie mir nun die Geschichte meines Vaters. Er war der Sohn eines Soldaten, der vom Gemeinen zum Offizier aufgerückt war und dann wegen allzu großer Härte gegen seine Untergebenen nach Sibirien verbannt wurde. Dort, irgendwo in Sibirien, wurde mein Vater geboren. Er hatte es nicht gut zu Hause, schon als Kind entlief er mehrmals der väterlichen Zucht; einmal spürte ihm der Großvater mit Hunden nach wie einem Hasen, und ein andermal schlug er ihn, als er ihn eingefangen hatte, so unbarmherzig, daß die Nachbarn ihm den Jungen wegnahmen und ihn vor dem Wüterich versteckten.

„Werden denn die kleinen Kinder immer geprügelt?“ fragte ich, und die Großmutter antwortete in aller Ruhe:

„Ja doch, immer.“

Die Mutter meines Vaters war früh gestorben; als er neun Jahre alt war, starb auch der Großvater, und mein Vater kam zu seinem Taufpaten, einem Tischler in Perm, der ihn für sein Handwerk bestimmte und in seine Zunft einschreiben ließ. Der Vater entlief ihm jedoch, zog als Blindenführer auf den Jahrmärkten umher und kam mit sechzehn Jahren nach Nishni, wo er in einer großen Tischlerei, die für den Reeder Koltschin arbeitete, Beschäftigung fand. Mit zwanzig Jahren galt er bereits als ein geschickter Kunsttischler, Tapezierer und Dekorateur. Die Werkstatt, in der er arbeitete, lag neben den Häusern des Großvaters.

„Die Zäune waren dort für einen fixen Burschen nicht zu hoch“, erzählte die Großmutter lächelnd. „Wir pflückten mit Warja gerade Himbeeren im Garten, als plötzlich dein Vater über den Zaun sprang, so daß ich furchtbar erschrak: in einem weißen Hemd und in plüschenen Pluderhosen kommt er zwischen den Apfelbäumen daher, mächtig groß, barfuß und barhäuptig, einen Riemen um das lange Haar geschlungen. Als Freiersmann kam er! Ich hatte ihn schon früher gesehen, und wenn er so am Fenster vorüberging, dacht' ich immer bei mir: ‚Was für ein stattlicher Bursche!‘ Wie er näher kommt, frag' ich ihn: ‚Sag mal, mein Lieber — warum kommst du nicht von vorn ins Haus, wie sich's gehört?‘ Und da sinkt er in die Knie und spricht: ‚Akulina Iwanowna, hier knie ich vor dir, von ganzem Herzen, und da ist die Warja, deine Tochter: hilf uns beiden, um Gottes willen, wir wollen uns heiraten!‘ Ich war ganz starr, und die Zunge war mir wie gelähmt. Ich schau' mich nach deiner Mutter um und sehe sie hinter einem Apfelbaum stehen, die Schelmin, versteckt hat sie sich und ist rot wie eine Himbeere und macht ihm allerhand Zeichen, die Augen aber stehn ihr dabei voll Tränen. ‚Ach, ihr gottvergessenes Volk‘, sag' ich, ‚was habt ihr da ausgeheckt? Bist du denn bei Trost, Warwara? Und du, junger Mensch‘, sag' ich zu ihm, ‚hast du's auch überlegt, ob du nicht zu hoch hinauswillst?‘ Unser Großvater war nämlich damals noch ein reicher Mann, die Söhne waren noch nicht abgefunden, vier Häuser hatte er und eine Menge Geld, bei der Obrigkeit stand er in Ansehen, kurz vorher hatte er einen Hut mit 'ner Borte und eine Uniform bekommen, weil er neun Jahre hintereinander Zunftvorsteher gewesen war; ja, mächtig stolz war damals unser Großvater! Ich rede nun zu den beiden, wie sich's gehört, dabei zittre ich aber selbst vor Angst und hab' solches Mitleid mit ihnen, denn sie schauen so düster und so unglücklich drein. Da sagte nun dein Vater: ‚Ich weiß wohl, daß Wassili Wassiljewitsch mir seine Tochter gutwillig nicht geben wird, drum will ich sie eben entführen, und du sollst uns dabei helfen. Das ist's, was ich von dir erbitte!‘ Ich holte aus, um ihm eins zu versetzen, er wich aber nicht

einmal zurück: ‚Schlag zu!' sprach er, ‚und sei's auch mit einem Stein, aber hilf uns nur! Dabei bleibt es!' Da tritt auch Warwara neben ihn hin, legt ihm die Hand auf die Schulter und sagt: ‚Wir sind schon lange verheiratet, schon seit Mai, wir brauchen uns nur noch trauen zu lassen.' Ich dachte, der Schlag trifft mich — ach, du lieber Himmel!"

Die Großmutter lachte, daß ihr ganzer Körper wackelte; dann nahm sie eine Prise, wischte sich die Tränen ab, seufzte und fuhr in ihrer Erzählung fort:

„Du kannst das noch nicht verstehen, was es heißt: verheiratet und nicht getraut zu sein; jedenfalls ist's ein großes Elend für ein Mädchen, ein Kind zu haben, ohne getraut zu sein. Merk dir das, und, wenn du einmal groß bist, dann laß dir's nicht einfallen, ein Mädchen in solche Not zu bringen; du begehst eine schwere Sünde, das Mädchen wird unglücklich, und das Kind ist rechtlos. Sei ja auf deiner Hut — habe Mitleid mit den Frauen, liebe sie von Herzen, doch mach keine dummen Streiche mit ihnen! Ich rate dir gut, mein Junge!"

Sie sann ein Weilchen nach, wiegte sich dabei auf dem Stuhl hin und her und begann dann, leicht zusammenfahrend, von neuem:

„Ja, was sollte nun geschehen? Ich gab dem Maxim eins hinter die Ohren und fuhr der Warwara in die Haare, er aber sagte sehr vernünftig: ‚Mit Prügeln läßt sich die Sache nicht einrenken!' Und auch sie meinte: ‚Erst sagen Sie uns, was zu tun ist, prügeln können Sie uns später!' Ich frage ihn: ‚Hast du Geld?' Und er antwortete: ‚Ich hatte welches, hab' aber dafür der Warja einen Ring gekauft.' ‚Ei', sag' ich, ‚da hast du wohl so an die drei Rubel ausgegeben?' ‚Nein', sagt er, ‚ich hatte gegen hundert Rubel.' In jener Zeit war aber Geld eine seltene Sache, und die Waren standen niedrig im Preise; ich seh' nun die beiden an, deine Mutter und deinen Vater, und sage mir im stillen: ‚Nein, solche Kinder, solche dummen Kinder!' Deine Mutter sagt: ‚Ich habe den Ring unter der Diele versteckt, daß ihr ihn nicht seht. Man kann ihn vielleicht verkaufen?' Richtig wie die Kinder! Aber schließlich, was blieb da zu tun übrig — ich mußte ihnen wohl aus der Patsche helfen! Und so kamen wir überein, daß sie sich in acht Tagen trauen lassen sollten, mit dem Popen wollte ich die Sache selbst abmachen. Mir war's zum Heulen, das Herz zitterte mir aus Furcht vor dem Großvater, und auch die Warja kam aus der Angst nicht heraus. Na, aber schließlich haben wir doch alles ins Lot gebracht.

Nun hatte dein Vater einen Feind — ein Handwerker war's, ein böser Mensch, der längst alles erraten hatte und uns heimlich beobachtete. Ich hatte mein einziges Töchterchen bräutlich geschmückt, so gut und so schlecht es ging, und führte sie zum Tore hinaus, um die Ecke aber wartete schon lange ein Dreigespann auf sie, und Maxim saß darin. Sie setzte sich neben ihn, er ließ einen Pfiff ertönen — los fuhren sie! Ich gehe nach Hause und weine, da kommt mir auf einmal jener Mensch entgegen und sagt zu mir, der Lump: ‚Ich bin ein guter Kerl, Akulina Iwanowna, und will mich dem Schicksal nicht in den Weg stellen, du mußt mir aber fünfzig Rubel schenken!' Nun hatte ich aber kein Geld, hab's nie geliebt und nie welches gespart, und in meiner Dummheit sag' ich zu dem Mann: ‚Ich habe kein Geld und kann dir darum auch keins geben!' ‚Na', meint er, ‚dann versprich mir's wenigstens!' ‚Wie kann ich dir das versprechen', sag' ich, ‚woher soll ich's denn später nehmen?' ‚Na', meint er, ‚dein Mann ist doch reich — ist's denn so schwer, ihm die Kleinigkeit zu stehlen?' Ich hätte nun mit ihm reden und ihn aufhalten sollen, doch ich dummes Weib spuckte ihn an und ging meiner Wege! Er aber, nicht faul, eilt voraus, kommt vor mir auf den Hof und schlägt Lärm."

Sie schloß die Augen und sprach dann nach einem Weilchen lächelnd weiter:

„Jetzt noch überläuft's mich kalt, wenn ich an diese verwegenen Geschichten auch nur denke. Wie ein wildes Tier heulte der Großvater auf — nichts Geringes stand ja für ihn auf dem Spiel! Wenn er so manchmal seine Warwara ansah, sagte er prahlend: ‚Nur einem Adligen gebe ich sie, einem vornehmen Herrn!' Na, nun war er ja da, der Adlige, der vornehme Herr — die Allerseligste Mutter Gottes weiß eben besser als unsereins, wen sie zusammengeben soll. Wie von Sinnen läuft der Großvater im Hof umher, als hätte er Feuer gefangen, und ruft Michailo und Jakow, dazu den Kutscher Klim und den pockennarbigen Kerl, der ihm die Nachricht gebracht hat — alle ruft er zusammen; ich sehe, daß er die Wurfkugel mitnimmt, den Riemen mit dem Gewicht daran, und Michail hängte sich gar ein Gewehr über den Rücken. Unsere Pferde waren flink und feurig, der Wagen war federleicht — o weh, denk' ich im stillen, sie werden die armen Kinder einholen! Da gab mir aber Warwaras Schutzengel einen guten Gedanken ein: ich nahm ein Messer und schnitt die Kumtriemen dicht an der Deichsel an; vielleicht reißen sie unterwegs, dachte ich bei mir. Und so geschah es auch: die Deichsel rutschte heraus, und der Großvater samt Michailo und dem Kutscher wären beinahe dabei umgekommen. Sie wurden eine ganze Weile aufgehalten, und, wie sie an der Kirche vorfuhren, standen Warja und Maxim bereits in der Vorhalle — als getrautes Paar, Gott sei Dank!

Unsere Leute gingen gleich auf Maxim los, der war aber ein handfester Junge von ganz ungewöhnlicher Kraft. Michailo flog von der Vortreppe, daß er sich den Arm ausrenkte, Klim erhielt gleichfalls sein Teil, und Jakow, der Großvater und der Pockennarbige getrauten sich nicht, mit ihm anzubinden.

Maxim aber behielt auch im Zorn seinen klaren Verstand, er sprach zum Großvater: ‚Wirf sie nur

fort, deine Wurfkugel, schwing sie nicht so wild gegen mich, denn ich bin ein friedlicher Mensch, und was ich genommen habe, das hat mir Gott gegeben, und ich lass' mir's von niemand fortnehmen. Ich will aber auch nichts weiter von dir haben.' Sie wichen vor ihm zurück, der Großvater aber setzte sich in seinen Wagen und schrie: ‚Leb wohl, Warwara, du bist nicht mehr meine Tochter, ich will dich nicht mehr sehen. Und wenn du vor Hunger verreckst — ich kenne dich nicht mehr!' Wie er nach Hause kam, begann er, mich zu schelten und zu prügeln, ich aber schwieg und ächzte nur ab und zu. ‚Es wird schon vergehen', dacht' ich, ‚was aber mal festgemacht ist, das bleibt fest!' Und später sagte er zu mir: ‚Merk dir's, Akulina, du hast keine Tochter mehr, niemals und nirgends!' Ich dachte mir mein Teil. ‚Rede du nur', dacht' ich, ‚du alter Rotkopf — der Zorn ist wie das Eis: er schmilzt, wenn's ihm zu heiß!'"

Begierig, mit gespannter Aufmerksamkeit höre ich zu. Einige Einzelheiten in ihrer Erzählung erregen meine Verwunderung. Der Großvater hat mir die Trauung meiner Mutter ganz anders erzählt: er war gegen diese Heirat und gestattete meiner Mutter nach der Trauung nicht, sein Haus zu betreten, doch fand die Trauung auf sein Geheiß statt, nicht heimlich, und er war auch selbst in der Kirche anwesend. Ich mag die Großmutter nicht fragen, welche Darstellung die richtige ist, weil die Geschichte so, wie die Großmutter sie erzählt, hübscher ist und mir besser gefällt. Während sie erzählt, wiegt sie sich in einem fort hin und her, als säße sie in einem Boot. Spricht sie über etwas Trauriges oder Schreckliches, so wiegt sie sich stärker und streckt dabei die Arme vor, als wenn sie etwas in der Luft festhielte. Häufig schließt sie die Augen, ihre dichten Brauen zittern dann leise, während in den Runzeln der Wangen sich ein gutmütiges, blindes Lächeln verbirgt. Zuweilen rührt diese blinde, alles versöhnende Güte mein Herz, dann aber verlangt es mich wieder, ein kräftiges Wort, einen lauten Schrei aus ihrem Munde zu hören.

„Zuerst, vielleicht zwei Wochen lang, wußte ich gar nicht, wo Warja und Maxim steckten, doch dann schickte Warja heimlich einen Jungen, der mir Nachricht brachte. Ich wartete bis zum Sonnabend, sagte, daß ich zur Abendmesse gehen wolle, ging aber statt dessen zu ihnen. Sie wohnten weit ab, am Sujetinski Sjesd, in einem kleinen Hinterhaus, der Hof wimmelte von Arbeitervolk, überall Schmutz und Kehricht und ein Heidenlärm, aber das machte ihnen nichts aus, sie lebten zusammen wie ein Paar Kätzchen, schnurrten und spielten und waren kreuzvergnügt. Ich hatte ihnen alles mögliche mitgebracht: Tee, Zucker, allerhand Graupen, Eingemachtes, Mehl, getrocknete Pilze, auch etwas Geld, das ich dem Großvater heimlich wegstibitzt hatte — wenn's für andere ist, darf man schließlich auch stehlen! Dein Vater aber war beleidigt und wollte nichts nehmen: ‚Sind wir denn Bettler?' sagte er. Auch Warwara blies in sein Horn: ‚Ach, Mama, wozu das alles?' Da hab' ich ihr den Kopf gehörig zurechtgesetzt: ‚Dumme Gans', sag' ich, ‚wer bin ich denn? Bin ich nicht deine leibliche Mutter, die Gott dir gegeben hat, deine nächste Anverwandte? Wie kannst du mich nur so kränken? Weißt du nicht, daß die Mutter Gottes im Himmel Tränen vergießt, wenn auf Erden eine Mutter vom Kind gekränkt wird?' Da nahm mich Maxim auf seine Arme, trug mich durch die Stube, immer hin und her, und tanzte dabei noch herum, denn er war stark wie ein Bär. Warja aber stolziert einher wie ein Pfau, prahlt mit ihrem Mann wie mit einer neuen Puppe und redet von wirtschaftlichen Dingen wie eine richtige Hausfrau — zu spaßig war das! Und dabei gab's zum Tee einen Kuchen, an dem sich ein Wolf die Zähne ausgebrochen hätte, und der Quark, den sie mir vorsetzte, fiel wie Kies auseinander.

So ging das eine ganze lange Zeit, schon solltest du zur Welt kommen, doch der Großvater schweigt und schweigt, der Trotzkopf. Ich ging immer nur heimlich zu ihnen, er kam aber doch dahinter und stellte sich nur so, als ob er nichts merkte. Allen im Hause war's verboten, von Warja zu reden, und alle schwiegen; auch ich sagte kein Wort, wußte aber wohl, daß das Vaterherz nicht ewig stumm bleiben kann. Und endlich kam die entscheidende Stunde — in der Nacht war's, und der Schneesturm tobte, die Bären krochen, wie man so sagt, zum Fenster herein, die Schornsteine heulten, kurz — alle Teufel hatten sich von den Ketten losgerissen. Wir waren zu Bett, der Großvater und ich, und konnten keinen Schlaf finden; ich sagte: ‚In solch einer Nacht sind die armen Leute schlimm dran, und noch schlimmer jene, deren Herz nicht ruhig ist.' Da fragte der Großvater plötzlich: ‚Wie leben sie eigentlich?' ‚Wie sollen sie leben?' antwortete ich — ‚ganz gut leben sie!' ‚Weißt du denn', sagt er, ‚nach wem ich frage?' Und ich sage darauf: ‚Nach deiner Tochter Warwara und deinem Schwiegersohn Maxim.' ‚Wie hast du denn das erraten?' fragt er weiter? ‚Ach', sag' ich, ‚du solltest endlich dieses dumme Spiel aufgeben, Vater, das doch niemand Freude macht!' Da seufzt er und spricht: ‚Ach, ihr Teufel, ihr dummen Teufel!' Nun, und dann fragt er mich nach deinem Vater aus und meint: ‚Er ist doch ein Dummkopf, ein richtiger Tagedieb, wie?' ‚Ein Tagedieb', sag' ich, ‚ist ein Mensch, der nicht arbeiten will, der andern Leuten auf dem Hals sitzt. Sieh dir deine Söhne an, den Jakow und den Michailo, die könntest du wohl eher Tagediebe nennen! Wer arbeitet denn in deinem Hause, wer verdient? Du allein! Was helfen sie dir groß, sag mal?'

Da begann er mich zu schelten, eine Närrin nannte er mich, eine Niederträchtige, eine Kupplerin, ich weiß nicht mehr, was noch alles. Ich sage kein Wort. ‚Wie konntest du', sagte er, ‚dich von solch einem Menschen umgarnen lassen, von dem niemand weiß, wer er ist und woher er kommt?' Ich schweige noch

immer, und wie er sich müde geredet hat, sag' ich einfach: ‚Geh doch mal hin, sieh dir's an, wie sie leben!' ‚Das wäre zuviel Ehre für sie', sagte er, ‚mögen sie selber herkommen!' Wie er das sagte, mußte ich weinen vor Freude, er aber streichelt mir das Haar und brummt: ‚So flenn doch nicht, alte Närrin — hab' ich denn kein Herz im Leibe?' Er war nämlich früher viel gutmütiger, unser Großvater, erst seit er sich eingebildet hat, daß es keinen klügeren Menschen auf der Welt gibt als ihn, ist er böse und dumm geworden.

Na, so kamen sie denn an, deine Mutter samt deinem Vater, an einem heiligen Tage, dem Versöhnungssonntag — beide groß, frisch und adrett. Wie Maxim neben den Großvater trat, reichte der ihm gerade bis an die Schulter; und er sagte zu dem Alten: ‚Denke nur um Gottes willen nicht, Wassili Wassiljewitsch, daß ich zu dir gekommen bin, um mir die Mitgift zu holen — nein, ich komm' einzig darum, weil ich dem Vater meiner Frau meine Ehrfurcht bezeigen will.' Das gefiel dem Großvater wohl, und er sagte lachend: ‚Ach, du langer Goliath, du Räuber! Nun, laßt schon gut sein — zieht zu mir ins Haus!' Da runzelt Maxim die Stirn und sagt: ‚Darüber muß Warja entscheiden, mir ist's gleich.' Und nun ging's zwischen ihnen hart auf hart, keiner wollte nachgeben. Ich blinzle deinem Vater zu und stoße ihn unter dem Tisch an, doch er bleibt bei seiner Meinung. Schöne Augen hatte er, dein Vater, so heiter und rein, und dunkle Brauen darüber, wenn er die zusammenzog, verschwanden die Augen, und sein Gesicht bekam etwas Steinernes, Trotziges, und er hörte auf keinen andern als auf mich. Ich liebte ihn viel mehr als meine eignen Kinder, und er wußte das und liebte mich auch. Manchmal schmiegte er sich ganz dicht an mich und umarmte mich, oder er nahm mich auf die Arme, trug mich in der Stube umher und sagte: ‚Du bist mir eine wahre Mutter, wie die Mutter Erde, ich liebe dich mehr als Warwara!' Und deine Mutter, die zu jener Zeit ein munteres, keckes Ding war, stürzt auf ihn los und schreit: ‚Wie kannst du nur so etwas sagen, du loser Schelm aus Perm?' Und so scherzten und lachten wir zu dreien — ach, ein schönes Leben war's, mein Taubenseelchen! Auch tanzen konnte er wie kein zweiter, und wunderschöne Lieder kannte er — von den Blinden hatte er sie gelernt, die sind die besten Sänger, die es gibt.

Sie zogen in das Seitengebäude im Garten, und dort bist du zur Welt gekommen. Wie dein Vater eines Tages zum Mittagessen nach Hause kam, hörte er zum Willkommen dein Geschrei. Ganz toll war er vor Freude, und deine Mutter hat er fast umgebracht mit seinen Liebkosungen, als ob's Gott weiß was für ein Kunststück wäre, ein Kind zur Welt zu bringen. Mich hob er auf seine Schultern und trug mich über den ganzen Hof zum Großvater hin, ihm die Ankunft des Enkels zu melden. Der Großvater lachte darauf und sagte: ‚Was für ein Teufelskerl bist du doch, Maxim!'

Die beiden Onkel waren deinem Vater nicht grün. Er war kein Branntweintrinker, hatte eine scharfe Zunge und heckte so manchen Schabernack aus, den sie ihm nicht so leicht vergaßen. Einmal, in den großen Fasten war's, an einem windigen Tag, ging im ganzen Haus ein Sausen und Summen los — der richtige Teufelsspuk! Der Großvater rannte hin und her, hieß uns überall die Ewigen Lampen anzünden und schrie: ‚Einen Bittgottesdienst muß der Pope bei uns abhalten, um den Spuk zu bannen!' Mit einemmal wurde es still — das war noch gräßlicher. Onkel Jakow sagte gleich: ‚Da hat Maxim die Hand im Spiel!' Später erzählte der auch selber, er hätte in der Dachluke 'ne Menge Flaschen und Fläschchen aufgestellt. Der Wind blies in die Flaschenhälse hinein, und jede gab einen andern Ton. Der Großvater sagte damals: ‚Gib acht, daß deine losen Streiche dich nicht nach Sibirien zurückführen!'

Eines Winters war es so bitter kalt, daß die Wölfe vom Felde in die Stadt gelaufen kamen; sie fielen über die Hunde her, machten die Pferde scheu, einen betrunkenen Nachtwächter rissen sie in Stücke; dein Vater aber nahm seine Schneeschuhe, hängte eine Flinte um, ging des Nachts aufs Feld hinaus und erlegte denn auch jedesmal einen Wolf oder gar zwei. Dann zog er ihnen das Fell ab, stutzte die Köpfe zurecht, setzte Glasaugen ein — fein machte er's! Einmal war Onkel Michailo in den Flur hinausgegangen. Plötzlich kommt er wie rasend ins Zimmer zurückgelaufen, die Haare stehn ihm zu Berge, die Augen quellen hervor, er kann keinen Ton sagen. Die Hosen waren ihm tief heruntergerutscht, er stolperte über sie, fiel zu Boden und flüsterte heiser: ‚Ein Wolf!' Alle stürzten hinaus, man machte Licht im Flur — wirklich schaute ein Wolf aus der Lade hervor. Man rückte ihm mit Stöcken und Flinten zu Leibe, er rührte sich aber nicht vom Fleck! Als man näher zusah, war's nur ein Wolfspelz und ein ausgestopfter Kopf, die Vordertatzen waren an die Lade genagelt. Damals geriet der Großvater ordentlich in Zorn. Zudem fand auch Jakow Gefallen an diesen Narrenpossen. Schnitt da Maxim aus Pappe einen Kopf zurecht — Nase, Augen, Mund, alles wie sich's gehört, klebte Werg an Stelle des Haars dran, und dann gingen Jakow und er zur Nachtzeit durch die Straßen und hielten diese gräßliche Fratze den Leuten ans Fenster — die schrien natürlich Zeter und Mordio! Oder sie spazierten mitten in der Nacht, in Laken gehüllt, einher; einem Popen jagten sie solchen Schrecken ein, daß er gegen ein Schilderhaus anrannte, der Posten kriegte es auch mit der Angst und schlug Lärm. So trieben sie ihren Schabernack, da gab's kein Halten. Warja und ich, wir suchten sie zur Vernunft zu bringen, sie hörten aber nicht auf uns, und Maxim lachte nur: ‚Zu spaßig ist's', sagte er, ‚wenn die Leute wegen so einer Lappalie

wie verrückt davonlaufen!' Was konnte man ihm schon darauf antworten ...?

Nun — Onkel Michailo ist ja ganz dem Großvater nachgeraten, ebenso empfindlich und rachsüchtig. Er beschloß, deinen Vater, der ihm so manchen lustigen Streich gespielt hatte, umzubringen. Zu Anfang des Winters kamen sie von einem Besuch — Maxim, die beiden Onkel und noch ein vierter, ein Küster, der später seine Stelle verlor, weil er einen Droschkenkutscher totschlug. Sie kamen die Jamskajagasse entlang, wo der Küster sich auch von ihnen trennte, während die beiden Brüder Maxim nach dem Djukow-Teich lockten, um dort auf dem Eis zu schlittern. Da glitten sie nun hin wie die kleinen Jungen, lockten deinen Vater an ein Eisloch und stießen ihn hinein. Das hab' ich dir schon mal erzählt."

„Wie kommt es, daß die Onkel so böse sind?" unterbrach ich sie.

„Sie sind gar nicht böse", versetzte die Großmutter ruhig und nahm eine Prise. „Sie sind bloß dumm! Mischka ist bei seiner Dummheit wenigstens noch pfiffig, Jakow aber ist einfach ein rechter Narr. Na, sie stießen also Maxim ins Wasser, er tauchte aber wieder empor und hielt sich mit den Händen am Rande des Eisloches fest. Da schlugen sie ihn auf die Hände und trampelten ihm mit den Absätzen die Finger blutig, aber, während sie betrunken waren, war er zu seinem Glück nüchtern, und mit Gottes Beistand legte er sich längs unter das Eis, hielt sein Gesicht mitten im Eisloch über Wasser und konnte Atem schöpfen. Da sie an ihn nicht heran konnten, warfen sie mit Eisstücken nach ihm, bis sie dessen überdrüssig wurden und ihrer Wege gingen — sie waren ja sicher, daß er nun von selbst untergehen werde. Er aber kroch heraus und lief, was er konnte, nach der Polizei — du weißt ja, dort auf dem Markt ist das Revier. Der Revieroffizier kannte ihn und unsere ganze Familie und fragte Maxim, wer ihn denn so zugerichtet habe."

Die Großmutter bekreuzigte sich und sprach in dankbarer Rührung:

„Gib dem guten Maxim Sawwatijewitsch die ewige Ruhe, o Herr, er hat sie wahrlich verdient! Er verriet der Polizei mit keinem Wort, was vorgefallen war, sondern sagte, er sei im Rausch aufs Eis geraten und in das Loch gefallen. Der Revieroffizier freilich sagte: ‚Das ist nicht wahr, du trinkst ja gar nicht!' Doch, kurz und gut, sie rieben ihn ordentlich mit Spiritus ein, gaben ihm trockene Kleider, zogen ihm einen Pelz über und brachten ihn, drei Mann hoch, der Offizier und noch zwei andere, in einer Droschke nach Hause. Jaschka und Mischka waren noch nicht zurück, sie zogen von Schenke zu Schenke und tranken sich toll und voll. Wir sehen beide, ich und deine Mutter, wie sie den Maxim bringen, und sind entsetzt bei seinem Anblick: ganz blau gefroren ist er, von den zertretenen Fingern tropft ihm das Blut, über den Ohren klebt ihm Schnee, der nicht tauen will, — das Haar ist ihm an den Schläfen weiß geworden!

Warwara schreit auf, daß es gellt: ‚Was ist mit dir, Maxim?' Der Revieroffizier schnüffelt herum und fragt und forscht, mein Herz aber ahnt es gleich: hier ist etwas Schlimmes geschehen! Wie der Offizier eben mit Warja spricht, frag' ich Maxim ganz leise, was denn vorgefallen ist. Und er antwortet mir flüsternd: ‚Gehen Sie nur Jakow und Michailo entgegen und sagen Sie ihnen, was sie aussagen sollen: wir hätten uns in der Jamskajagasse getrennt, und sie seien dann zur Marienkirche gegangen, während ich in die Spinnergasse einbog. Verwechseln Sie nichts, sonst brockt uns die Polizei eine böse Suppe ein!' Ich lauf' zum Großvater: ‚Geh, halt den Polizeimann so lange hin', sag' ich — ‚ich will die Söhne am Tor abfassen', und ich erzähle ihm kurz, was geschehen ist. Er zieht sich an und zittert dabei und murmelt: ‚Ich wußte es ja, ich hab' es vorausgesehen' — gar nichts hatte er vorausgesehen!

Na, ich hab' die Herren Söhne gleich ordentlich empfangen: rechts und links gab es was, daß Mischka vor Schreck gleich nüchtern wurde, während der liebe Jaschka so schwer geladen hatte, daß er nur immer murmelte: ‚Ich weiß von nichts, Michailo hat alles gemacht, er ist der Ältere!' Den Revieroffizier beschwichtigten wir, so gut es ging — er war ein guter Mensch und meinte nur, wie er abzog: ‚Wenn bei Ihnen mal was passiert, dann weiß ich, an wen ich mich zu halten habe!' Der Großvater aber ging zu Maxim hin und sprach zu ihm: ‚Ich danke dir, mein Lieber — ein anderer hätte an deiner Stelle nicht so gehandelt! Und auch dir, meine Tochter', sagte er zu Warwara, ‚dank' ich, daß du mir einen so guten Menschen ins Haus gebracht hast!' Früher verstand ja der Großvater so zu reden, daß es einem zu Herzen ging, später erst wurde er vor lauter Dummheit wortkarg und verschlossen! Und wie wir dann wieder zu dreien waren, brach Maxim Sawwatijewitsch in Tränen aus und sprach so recht herzlich: ‚Ach, warum hassen sie mich nur so? Was hab' ich ihnen nur getan, Mama?' Ich weinte mit ihm — was sollte ich sonst tun, es waren doch mal meine Kinder, wenn auch ungeratene! Und deine Mutter sitzt da, ganz zerzaust, als hätte sie sich mit jemand geprügelt, und brüllt in einem fort: ‚Wir wollen fort von hier, Maxim! Meine Brüder sind uns feind, ich fürchte mich vor ihnen!' Ich suchte sie zu beruhigen, aber sie wollte von nichts wissen, und wie der Großvater die beiden Missetäter hereinschickte, damit sie Maxim um Verzeihung bäten, sprang sie auf Mischka los und versetzte ihm einen Schlag ins Gesicht: ‚Da hast du deine Verzeihung!' Dein Vater aber sagte zu ihnen: ‚Was habt ihr euch denn da ausgedacht? Ihr habt mich ja fast zum Krüppel geschlagen, was für ein Arbeiter bin ich denn, wenn ich nichts greifen und fassen kann?' Na, schließlich söhnten sie sich

halbwegs aus, der rechte Friede war's aber doch nicht mehr.

Sieben Wochen lang war dein Vater krank, und immer wieder sagte er: ‚Ach, Mama, ziehen Sie doch mit uns nach einer andern Stadt, hier ist's gar nicht gemütlich!' Bald sollte er denn auch nach Astrachan gehen — man erwartete dort im Sommer den Zaren, und dein Vater bekam den Auftrag, den Triumphbogen für ihn herzurichten. Mit dem ersten Dampfer fuhren sie beide fort, der Maxim und die Warja, und nahmen dich auch mit. Schwer wurde mir der Abschied von ihm, als wenn ich von meiner Seele schiede, und auch er war tieftraurig und redete mir zu, doch mit nach Astrachan zu kommen. Warwara aber freute sich, daß sie fortkam, und verbarg ihre Freude nicht einmal, die Schamlose... Und so fuhren sie denn fort. Das ist alles."

Sie trank ein Schlückchen Branntwein aus der Teekanne, nahm eine Prise und sagte, nachdenklich durchs Fenster zum bleigrauen Himmel aufblickend:

„Ja, wir standen recht gut miteinander, ich und dein Vater — war unser Blut auch nicht verwandt, so waren's doch unsere Seelen."

Während sie erzählte, war der Großvater mehrmals zu uns hereingekommen: sein Iltisgesicht emporreckend, hatte er in der Luft herumgeschnuppert und die Großmutter argwöhnisch beäugelt. Er hörte ein Weilchen ihre Erzählung mit an und brummte leise vor sich hin:

„Schwindle, schwindle nur..."

Und dann fragte er mich plötzlich:

„Hat sie hier Branntwein getrunken, Alexej?"

„Nein", gab ich zur Antwort.

„Du lügst... Ich seh's dir an den Augen an!"

Seiner Sache nicht ganz sicher, ging er zur Tür hinaus. Die Großmutter blinzelte hinter ihm her und sagte schmunzelnd:

„Immer geh vorbei, mach die Pferde nicht scheu!"

Einmal blieb er mitten in der Kammer stehen, sah zur Decke hinauf und sagte leise:

„Du, Mutter..."

„Was denn?"

„Merkst du wohl, was los ist?"

„Freilich merk' ich's."

„Was hältst du davon?"

„Schicksal ist's, Vater. Du wolltest doch immer einen Adligen zum Schwiegersohn haben!"

„T—ja..."

„Nun, da hast du ihn."

„Ein Hungerleider ist's."

„Das ist schon ihre Sache."

Der Großvater ging hinaus. Ich hatte das Gefühl, daß etwas Schlimmes in der Luft lag, und fragte die Großmutter:

„Wovon habt ihr geredet?"

„Alles willst du wissen!" antwortete sie unwirsch, während sie meine Füße warm rieb. „Wenn du jetzt schon alles erfährst, bleibt dir fürs Alter nichts mehr übrig."

Sie lachte und sagte dann nach einer Weile kopfschüttelnd:

„Ach, Großväterchen, Großväterchen — du bist doch nur ein kleines Stäubchen vor dem lieben Gott! Ich will dir etwas verraten, aber du mußt darüber schweigen: Der Großvater ist ganz zugrunde gerichtet, er hat einem vornehmen Herrn viele Tausende geborgt, und der hat nun Bankrott gemacht."

Sie saß eine ganze Weile schweigend da, ihr großes Gesicht bedeckte sich mit Runzeln, wurde düster und traurig.

„Worüber denkst du nach?" fragte ich sie.

„Darüber, was ich dir erzählen soll", sagte sie, aus ihrem Brüten auffahrend. „Nehmen wir mal die Geschichte vom klugen Jewstignej — ist's dir recht? Gut also, hör zu:

War einst ein Küster, Jewstignej genannt,
Der hielt sich für den klügsten Mann im Land,
Kein Pope war ihm über, kein Bojar,
Und wenn er noch so alt und weise war.
So stolz als wie ein Pfau ging er einher
Und tadelt' alles, was ihm kam der Quer:
Nicht hoch genug die Kirche ihm erschien,
Die Straße viel zu eng; es ärgert ihn,
Daß gar zu hell die Sonne niederschau'
Und daß der Apfel rot ist und nicht blau.
Was er auch sieht — stets sagt der kluge Mann: —"

— hier blies die Großmutter die Backen auf, preßte die Augen weit vor, gab ihrem Gesicht einen lächerlich-dummen Ausdruck und sagte mit näselnder Stimme:

„ ‚Pah — wetten, daß ich's besser machen kann?
Nur hab' ich heute grade keine Zeit,
Doch bin ich sonst gern dazu bereit.' "

An dieser Stelle schwieg sie ein Weilchen und fuhr dann lächelnd mit leiser Stimme fort:

„Nun schlichen einst sich mitten in der Nacht
Die Teufel ein bei Jewstignej ganz sacht
Und sprachen: ‚Dir gefällt es hier nicht mehr?
So gib uns in der Hölle doch die Ehr'!
Sieh dir's mal an, potz Himmel sapperment!
Wie schön dort unten unsre Kohle brennt!'
Der Küster war auch gleich bereit dazu,
Nimmt seine Pudelmütze, und im Nu
Hat ihn die schwarze Schar am Wickel und
Schleppt ihn hinunter in den Höllengrund.
Dort werfen sie ihn in die Flammenglut —
‚Nun, Jewstignej, gefällt's dir hier nicht gut?'
Mein Küster schaut sich prüfend alles an,
Stemmt seine Arme in die Hüften dann.
Rümpft drauf, dieweil er halb geröstet schon,
Die Nase und versetzt im Nörglerton:
‚Viel zuviel Rauch — hätt' ich das Ding gebaut,
Hätt's hier, weiß Gott, ganz anders ausgeschaut!' "

Zum Schluß der Geschichte meinte die Großmutter lächelnd:

„Er hat nicht nachgegeben, der Trotzkopf Jewstignej, blieb fest bei seiner Meinung — wie unser Großvater. Nun, schlaf jetzt, es ist Zeit."

Die Mutter kam nur selten zu mir auf den Boden; sie blieb nie lange bei mir und sprach nur wenig und hastig. Sie kleidete sich immer sorgfältiger und kam mir immer hübscher vor, aus ihrem und der Großmutter Verhalten aber fühlte ich heraus, daß sich im Hause etwas vorbereitete, was man mir verbergen wollte. Eine innere Unruhe ergriff mich, immer weniger interessierten mich die Märchen der Großmutter, und selbst das, was sie mir von meinem Vater erzählte, vermochte meinen mit jedem Tag wachsenden Argwohn nicht zu bannen.

„Warum wandert die Seele meines Vaters ruhelos umher?" fragte ich sie einmal.

„Wie soll ich das wissen?" versetzte sie, die Augen schließend. „Das geht nur den lieben Gott im Himmel was an, nicht uns arme Menschen."

Wenn ich zur Nachtzeit schlaflos im Bett lag und durch das blaue Fenster die Sterne langsam am Himmel hinziehen sah, dachte ich mir allerhand traurige Geschichten aus. Die Hauptgestalt in ihnen war mein Vater, er ging immer querfeldein, mit einem Stock in der Hand, und ein zottiger Hund lief hinter ihm her.

12

Eines Tages schlief ich früh ein; als ich gegen Abend erwachte, fühlte ich, daß auch meine Beine mit mir erwacht waren, daß Leben und Bewegung in sie gekommen war. Ich ließ sie aus dem Bett hängen — sie wurden wieder kraftlos, doch behielt ich die Gewißheit, daß ich sie wieder wie früher würde gebrauchen können. Es war ein so köstliches Gefühl, daß ich vor Freude laut aufschrie. Ich drückte meine Beine mit der ganzen Schwere des Körpers gegen den Boden und kam dabei zu Fall, kroch jedoch gleich wieder nach der Tür und die Bodentreppe hinunter, wobei ich mir lebhaft vorstellte, wie alle über mein Erscheinen staunen würden. Ich weiß nicht mehr, wie es sich zutrug, daß ich im Zimmer meiner Mutter, auf dem Schoß der Großmutter, wieder zu mir kam. Vor mir standen lauter fremde Menschen, und eine dürre, grüne Alte sprach, alle andern überschreiend, mit harter Stimme: „Himbeersaft muß er zu trinken bekommen, den Kopf muß man ihm warm einwickeln."

Sie war in der Tat ganz grün — ihr Kleid, ihr Hut, ihr Gesicht mit der Warze unterm Auge, alles war grün, selbst das Haarbüschel auf der Warze sah wie Gras aus. Ihre Unterlippe hing herunter, während die Oberlippe hinaufgerutscht war und zwei Reihen schadhafter grüner Zähne bloßlegte. Sie hielt ihre in einem fingerlosen schwarzen Zwirnhandschuh steckende Hand über die Augen und musterte mich.

„Wer ist das?" fragte ich, sie scheu betrachtend.

„Das ist deine neue Großmutter", sagte der Großvater in einem Ton, der mich peinlich berührte.

Meine Mutter schob lächelnd Jewgeni Maximow zu mir her.

„Und das hier ist dein Vater", sagte sie.

Sie sagte noch irgend etwas, doch sprach sie so schnell, daß ich sie nicht verstand. Maximow neigte sich blinzelnd über mich und sagte zu mir:

„Ich werde dir einen Malkasten schenken."

Im Zimmer war es sehr hell, auf dem Tisch in der vorderen Ecke brannten zwei silberne Armleuchter mit je fünf Kerzen, und zwischen ihnen war des Großvaters Lieblingsheiligenbild „Weine nicht, o Mutter!" aufgestellt. Die Perlen an den silbernen Gewändern der Heiligen schimmerten und glänzten im Kerzenschein, und die roten Edelsteine in ihren goldenen Kränzen funkelten wie Feuer. Draußen auf der Straße schmiegten sich runde Gesichter, wie Eierkuchen plattgedrückt, gegen die dunkeln Fensterscheiben, und alles schien irgendwohin zu entschweben, die grüne Alte aber tastete mit ihren kalten Fingern an meinem Ohr herum und sagte:

„Unbedingt, unbedingt."

„Er ist ohnmächtig geworden", sagte die Großmutter und trug mich aus dem Zimmer.

Ich war indes gar nicht ohnmächtig, sondern hatte einfach die Augen geschlossen, und, als mich die Großmutter die Treppe hinauftrug, fragte ich sie:

„Warum hast du mir nie etwas davon gesagt? Alle habt ihr mich betrogen!"

„Laß gut sein, mein Junge, sprich nicht davon!" sagte sie leise zu mir. Und, als sie mich auf mein Bett gelegt hatte, steckte sie den Kopf in die Kissen und begann, am ganzen Leibe bebend, zu schluchzen. Ihre Schultern wogten hin und her, und mit tränenerstickter Stimme murmelte sie: „Weine... mein armes Kind... weine nur."

Ich hatte keine Lust zum Weinen. In der Bodenkammer war es dunkel und kalt, und ich zitterte vor Kälte in dem Bett, das sich knarrend bewegte. Die grüne Alte stand mir vor Augen; ich tat, als ob ich schliefe, und die Großmutter ging.

Eintönig zog eine Reihe von öden Tagen vorüber. Meine Mutter war nach der Verlobung irgendwohin verreist, im Hause herrschte beklemmende Stille. Eines Morgens kam der Großvater mit einem Stemmeisen in meine Kammer, ging zum Fenster und begann den Kitt, mit dem der Winterrahmen festgemacht war, abzukratzen. Die Großmutter brachte ein Becken mit Wasser und einen Lappen.

„Na, was sagst du, Alte?" fragte der Großvater leise.

„Was soll ich denn sagen?"

„Freust du dich?"

„Laß gut sein, sprich nicht davon!" entgegnete sie wie damals zu mir auf der Treppe.

Ihre einfachen Worte hatten jetzt einen ganz besonderen Sinn — etwas Bedeutsames und Trauriges.

von dem alle wußten, das aber niemand erwähnen sollte, barg sich hinter ihnen.

Der Großvater nahm vorsichtig den Winterrahmen heraus und trug ihn hinunter. Die Großmutter machte das Fenster weit auf. Im Garten pfiffen die Stare, zwitscherten die Spatzen; der berauschende Duft der auftauenden Erde strömte ins Zimmer, die bläulichen Kacheln des Ofens erschienen plötzlich bleicher, und ihr Anblick rief ein Gefühl der Kälte hervor. Ich verließ das Bett und machte ein paar Schritte durchs Zimmer.

„Geh nicht barfuß herum!" sagte die Großmutter.

„Ich will in den Garten gehen."

„Es ist dort noch feucht, laß es lieber sein!"

Ich hörte nicht auf sie. Ich war auf alle Welt ergrimmt und wollte niemand sehen.

Im Garten sproßten bereits die hellgrünen, jungen Grasnadeln, die vollen Knospen der Apfelbäume begannen zu platzen, und das Moos auf dem Dach der Petrowna schimmerte angenehm grün. Überall klang das Zirpen und Zwitschern der Vögel, und die würzige, frische Luft benahm mir den Kopf. In der Grube, in der Onkel Pjotr Hand an sich gelegt hatte, war das rotgraue Steppengras von den Schneemassen ganz zerdrückt, es bot einen unschönen, wenig lenzfrohen Anblick, und überhaupt hatte die Grube mit den verkohlten Balken etwas Widerwärtiges, Abstoßendes. Wie aber, wenn ich sie ausräumte und säuberte, das dürre Gras, die Balkenreste, die zerbrochenen Ziegelsteine daraus entfernte — gäbe sie dann nicht einen willkommenen Schlupfwinkel ab, wo ich im Sommer ganz allein, ohne die lästigen Erwachsenen, hausen könnte? Der Gedanke trat so lebhaft vor meine Seele, daß ich sogleich an seine Ausführung schritt und mit dem Ausreißen des Steppengrases begann. Ich hatte etwas gefunden, was mich sofort auf lange Zeit und angenehm von den Vorgängen im Hause ablenkte, und je eifriger ich an der Verwirklichung meines Planes arbeitete, desto mehr trat alles andere für mich in den Hintergrund.

„Sag mal, was ist dir? Du schaust ja so böse drein?" fragte mich die Mutter, und auch die Großmutter stellte ähnliche Fragen.

Dieses Gefrage war mir peinlich. Ich war ihnen ja keineswegs böse, ich empfand nur alles, was um mich herum geschah, als etwas Fremdes, das für mich kein Interesse hatte. Sehr häufig war jetzt die grüne Alte bei den Großeltern zu Gast. Ihre Augen waren wie mit unsichtbaren Fäden an ihr Gesicht geheftet, sie glitten leicht aus den knöchernen Höhlen, flitzten behend nach allen Seiten, sahen und bemerkten alles, hoben sich zur Decke, wenn sie von Gott sprach, und senkten sich auf die Backen herab, wenn von häuslichen Dingen die Rede war. Die Brauen darüber waren wie aus Kleie gemacht und irgendwie angeklebt. Ihre breiten, kahlen Zähne zermalmten geräuschlos alles, was die komisch gebogene Hand mit dem gespreizten kleinen Finger in den Mund stopfte; dicht an den Ohren bewegten sich, während sie kaute, zwei kleine knöcherne Kugeln, und die Ohren bewegten sich mit, und auch die grünen Haare auf der Warze bewegten sich, als gingen sie auf der gelben, runzligen, widerwärtig sauberen Haut spazieren. Sie machte überhaupt denselben peinlich sauberen Eindruck wie ihr Sohn, man scheute sich förmlich, die beiden anzurühren. In den ersten Tagen hatte sie immer ihre knöcherne, kalte Hand an meine Lippen gehalten; ein Duft von gelber Kasaner Seife und von Weihrauch ging von dieser Hand aus, und ich wandte mich ab, wenn sie sie mir vor die Nase hielt.

„Der Junge muß unbedingt streng erzogen werden, verstehst du, Jewgeni?" pflegte sie öfters zu ihrem Sohn zu sagen.

Er neigte dann gehorsam den Kopf, und sein Gesicht verfinsterte sich, wie überhaupt alles in Gegenwart dieser grünen Alten die Stirn runzelte.

Ich hegte gegen sie und ihren Sohn einen brennenden Haß, der mir viele Schläge eintrug.

Einmal, beim Mittagessen, sagte sie zu mir, die Augen ganz unheimlich weit herauspressend:

„Ach, lieber Aljoscha, warum ißt du nur so schnell und nimmst immer so große Stücke? Du wirst noch ersticken, mein Liebling!"

Ich nahm den Bissen, den ich gerade kaute, aus dem Mund, spießte ihn auf die Gabel und reichte ihn ihr hin:

„Da haben Sie es, wenn's Ihnen drum leid ist..."

Meine Mutter zerrte mich hinter dem Tisch hervor, und ich wurde mit Schimpf und Schande auf den Boden gejagt. Die Großmutter kam zu mir hinauf, sie schüttelte sich vor Lachen und sagte, sich die Hand vor den Mund haltend:

„Herr du meine Güte! Nein, du bist doch ein zu freches Kerlchen, Christus sei mit dir!"

Es gefiel mir nicht, daß sie sich den Mund zuhielt, und ich lief fort von ihr, kletterte auf das Dach des Hauses und saß dort lange hinter dem Schornstein. Ja, ich w o l l t e frech sein, wollte allen Leuten boshafte Dinge sagen und böse Streiche spielen, aber so schwer es mir auch wurde, diesen Wunsch zu unterdrücken — ich mußte ihm doch schließlich entsagen. Eines Tages hatte ich die Stühle meines zukünftigen Stiefvaters und meiner neuen Großmutter mit Kirschharz beschmiert, so daß sie beide daran klebenblieben. Die Sache war sehr spaßig, ich bekam jedoch vom Großvater dafür eine gehörige Tracht Prügel und wurde auf den Boden geschickt. Meine Mutter kam zu mir herauf — sie zog mich an sich, drückte mich fest an ihre Knie und sagte:

„Sag mal — warum bist du immer so böse? Wenn du wüßtest, welchen Kummer du mir damit bereitest!"

Ihre Augen füllten sich mit schimmernden Tränen, sie preßte meinen Kopf an ihre Wange, und das war

mir so peinlich, daß es mir lieber gewesen wäre, sie hätte mich geschlagen. Ich sagte, daß ich die Maximows niemals, niemals wieder beleidigen würde, sie solle nur nicht weinen.

„Ja, ja“, sagte sie leise, „du mußt diese Streiche sein lassen. Wir werden uns bald trauen lassen, dann fahren wir nach Moskau, und wenn wir zurück sind, bleibst du bei uns. Jewgeni Wassiljewitsch ist sehr gut und verständig, du wirst dich schon mit ihm vertragen. Du wirst das Gymnasium besuchen, dann wirst du Student werden, so wie er jetzt, und später wirst du Doktor, oder was du sonst willst — ein Studierter kann alles mögliche werden. Nun, geh jetzt, lauf ein bißchen herum.“

Dieses „Dann“ und „Später“, von dem sie mir da sprach, kam mir vor wie eine Reihe von Stufen, die irgendwohin in eine dunkle Tiefe, weit fort von ihr, in die Einsamkeit führten. Ich freute mich keineswegs über diesen Abstieg, und ich hätte der Mutter sagen mögen: „Heirate ihn nicht, ich werde dich schon ernähren!“ Aber ich brachte diese Worte nicht über die Lippen. Meine Gedanken weilten überhaupt viel und mit großer Zärtlichkeit bei ihr, doch ich wagte es nie, sie ihr gegenüber laut zu äußern.

Im Garten ging inzwischen meine Arbeit rasch vorwärts. Das Steppengras hatte ich teils ausgerissen, teils mit einem Hackmesser beseitigt, die Seitenwände der Grube waren mit Hilfe der vorhandenen Ziegelstücke festgemacht, und aus demselben Material hatte ich eine breite Bank hergerichtet, auf der man sich sogar lang ausstrecken konnte. Die Lücken zwischen den Ziegelstücken hatte ich mit Lehm verschmiert, in den ich bunte Glas- und Tonscherben einlegte, und wenn nun die Sonne in meine Grube schien, leuchtete darin eine bunte Farbenpracht wie in einer Kirche.

„Das hast du aber hübsch gemacht“, sagte der Großvater, als er einmal mein Werk in Augenschein nahm. „Aber das Gras wird bald wieder wuchern, du hast die Stoppeln im Boden gelassen. Geh, hol mal den Spaten — ich will die Erde umgraben.“

Ich brachte den eisernen Spaten, und er spuckte in die Hände und begann, ächzend den Spaten mit dem Fuß tief in den fetten Boden hineinzutreiben.

„Wirf die Wurzeln beiseite“, sagte er. „Ich werde dir dann hier Sonnenblumen und Malven herpflanzen, das wird sehr hübsch aussehen! Sehr hübsch.“

Und plötzlich beugte er sich über den Spaten und verharrte eine ganze Weile schweigend, wie erstarrt; ich sah ihn an und bemerkte, wie aus seinen klugen, kleinen Hundeaugen Träne um Träne auf die Erde fiel.

„Was ist dir?“ fragte ich.

Er gab sich einen Ruck, fuhr sich mit der Hand über das Gesicht und sah mich mit trübem Blick an.

„In Schweiß bin ich geraten“, sagte er. „Sieh doch, wieviel Regenwürmer!“

Dann begann er wieder zu graben und sagte plötzlich:

„Umsonst hast du das hier gebaut! Umsonst, mein Lieber! Ich werde das Haus bald verkaufen müssen, jedenfalls schon zum Herbst. Das Geld ist zur Mitgift für deine Mutter nötig, ja. Mag sie es wenigstens mal gut haben, Gott sei mit ihr!“

Er warf den Spaten hin und ging mit hoffnungsloser Gebärde hinter das Badehaus, wo an der Gartenhecke seine Mistbeete lagen. Ich griff sogleich zum Spaten und begann mit solchem Eifer zu arbeiten, daß ich mir mit dem scharfen Eisen einen tiefen Schnitt in die große Zehe beibrachte.

Das hinderte mich, die Mutter zur Trauung in die Kirche zu begleiten — ich konnte nur bis vor das Hoftor gehen und sah dort, wie sie, Arm in Arm mit Maximow, den Kopf vorgeneigt, vorsichtig wie auf spitzen Nägeln über die Ziegelsteine des Fußsteigs und das zwischen ihnen wuchernde Gras hinschritt.

Es war eine stille Hochzeit. Als sie aus der Kirche heimkamen, trug die Großmutter den Tee auf, bei dem es recht frostig zuging. Gleich darauf kleidete die Mutter sich um und ging in ihr Schlafzimmer, um die Koffer zu packen. Der Stiefvater setzte sich neben mich und sagte:

„Ich habe versprochen, dir einen Malkasten zu schenken, hier in der Stadt gibt es aber keine guten Farben, und meine brauche ich selbst. Ich werde dir also aus Moskau welche schicken.“

„Was soll ich denn damit machen?“

„Malst du denn nicht gern?“

„Ich kann nicht malen.“

„Nun, dann werde ich dir etwas anderes schicken.“

Die Mutter kam dazu.

„Wir kommen bald zurück“, sagte sie. „Der Vater wird sein Examen ablegen, dann ist er fertig mit dem Studium, und wir kommen wieder hierher.“

Es war mir angenehm, daß sie mit mir wie mit einem Erwachsenen sprachen, doch kam es mir sonderbar vor, daß ein Mensch mit einem Bart immer noch lernte.

„Was lernst du eigentlich?“ fragte ich den Stiefvater.

„Die Feldmeßkunst.“

Ich war zu faul, ihn zu fragen, was für eine Kunst das sei. Es war still und langweilig im Haus, und ich wünschte, es möchte recht bald Nacht werden. Der Großvater stand mit dem Rücken an den Ofen gelehnt da und blickte, die Augen zusammenkneifend, zum Fenster hinaus; die grüne Alte half brummend und stöhnend der Mutter beim Packen.

Die Mutter reiste am nächsten Tag ab, in aller Frühe. Sie umarmte mich beim Abschied, hob mich hoch, sah mir mit einem Blick, in dem etwas seltsam Fremdes lag, in die Augen und sagte:

„Nun, so leb mir wohl!“

„Sag ihm, daß er mir gehorchen soll", sagte der Großvater düster, zu dem noch rosig angehauchten Himmel aufblickend.

„Tu immer, was der Großvater dir sagt", versetzte die Mutter und schlug das Kreuz über mich. Ich hatte erwartet, daß sie etwas anderes sagen würde, und war auf den Großvater böse, weil er sie daran gehindert hatte.

Sie nahmen in einer Droschke Platz. Die Mutter blieb mit dem Kleid an irgend etwas hängen, bemühte sich lange, es loszumachen, und wurde schon ärgerlich.

„So hilf doch, siehst du denn nicht?" sagte der Großvater zu mir; ich kam jedoch, von verhaltenem Gram ganz niedergedrückt, nicht zum Helfen. Maximow hatte große Mühe, seine in engen, blauen Hosen steckenden Beine in der Droschke unterzubringen; die Großmutter reichte ihm allerhand Bündel, die er auf seinem Schoß verstaute und mit dem Kinn festhielt.

„Genu—ug!" rief er ihr zu, sein blasses Gesicht ängstlich verziehend.

In einer zweiten Droschke hatte die grüne Alte mit ihrem älteren Sohn, dem Offizier, Platz genommen. Sie saß wie hingemalt da, während er sich mit dem Säbelgriff durch den Bart fuhr und dabei gähnte.

„Es gibt also wirklich Krieg?" fragte ihn der Großvater.

„Unbedingt!"

„Recht so! Die Türken müssen wieder mal geklopft werden."

Die Pferde zogen an. Die Mutter drehte sich ein paarmal um und winkte mit dem Taschentuch, und die Großmutter, die, eine Hand gegen die Mauer des Hauses gelehnt, dastand, winkte mit der anderen zurück, während ihr die Tränen über die Backen rollten. Auch der Großvater preßte mit den Fingern ein paar Tränen aus den Augen und brummte dabei:

„Das wird ... nicht gut ... nicht gut enden."

Ich saß auf dem Prellstein und sah zu, wie die Droschken über das Pflaster holperten. Nun bogen sie um die Ecke — und mir war's in diesem Augenblick, als fiele in meinem Innern eine Tür für immer ins Schloß.

Es war noch sehr früh, die Fensterläden an den Häusern waren noch geschlossen. Die Straße war ganz öde — noch niemals hatte ich sie so seltsam öde gesehen. Aus der Ferne klang eintönig die Schalmei eines Hirten herüber.

„Komm, wir wollen Tee trinken", sagte der Großvater und legte seinen Arm um meine Schultern. „Es ist wohl vom Schicksal so bestimmt, daß du von mir nicht fortkommst."

Von früh bis spät machten wir beide uns im Garten zu schaffen. Er grub die Beete um, band die Himbeerranken fest, entfernte die Flechten von den Stämmen der Apfelbäume und zerdrückte die Raupen, die er fand, während ich an der Einrichtung und Ausschmückung meines Schlupfwinkels weiterarbeitete. Der Großvater hatte das verkohlte Balkenende abgesägt und ein paar Pfähle eingeschlagen, an denen ich meine Vogelkäfige aufhängte. Aus dem trockenen Steppengras hatte ich eine Matte geflochten, die ich als Schutz gegen Sonnenhitze und Tau über der Bank anbrachte, und so war es in meiner Grube jetzt wirklich ganz gemütlich.

„Das wird dir mal sehr nützen", sagte der Großvater, „daß du dich jetzt schon daran gewöhnst, für dich selbst zu sorgen."

Ich hörte aufmerksam auf seine Worte. Er streckte sich zuweilen auf meiner Ruhebank aus, die ich mit Rasen bedeckt hatte, und gab mir allerhand Lehren, wobei er die Worte bedächtig, anscheinend mit Mühe, aus sich herauspreßte.

„Jetzt bist du von deiner Mutter so gut wie losgelöst", sagte er einmal, „sie wird andere Kinder haben, die ihrem Herzen näherstehen werden als du. Und die Großmutter hat nun richtig wieder zu trinken angefangen."

Er schwieg eine ganze Weile, als lauschte er auf irgend etwas, und fährt dann, die Worte widerwillig hervorstoßend, in seiner Rede fort:

„Das ist nun schon das zweitemal, daß sie sich dem Trunk ergibt: wie Michailo Soldat werden sollte, fing sie auch damit an. Sie lag mir so lange in den Ohren, die alte Närrin, bis ich einen Freischein für ihn kaufte — wer weiß, vielleicht wäre er bei den Soldaten anders geworden. Ach i—ihr! Ich werde nun wohl bald sterben, dann wirst du ganz auf dich angewiesen sein. Ganz allein wirst du dann dein Leben gestalten — verstehst du wohl? Lerne für dich selbst arbeiten, laß dich von niemand unterkriegen! Lebe still und friedlich, doch dabei trotzig! Hör dir an, was die anderen sagen, aber tu, was dir selber am besten dünkt."

Den ganzen Sommer verbrachte ich, soweit das Wetter es zuließ, im Garten; in warmen Nächten schlief ich dort sogar auf einer Wollfilzdecke, die mir die Großmutter geschenkt hatte. Öfters blieb sie auch selbst die Nacht über im Garten, holte sich ein Bund Heu, das sie vor meiner Ruhebank ausbreitete, legte sich nieder und erzählte mir lange Geschichten, wobei sie zuweilen mitten in ihrer Rede ausrief:

„Sieh da — eine Sternschnuppe! Jetzt ist irgendwo ein guter Mensch zur Welt gekommen."

Oder sie zeigte auf den Himmel und sagte:

„Guck mal, ein neuer Stern! Wie hell er glänzt! Ach, du grundgütiger Himmel, du leuchtendes Gewand Gottes!"

Der Großvater brummte:

„Ihr werdet euch noch erkälten, ihr Narren, oder den Hexenschuß kriegen! Diebe werden kommen und euch erwürgen."

Herrlich war's, von unserm Winkel aus den Sonnenuntergang anzusehen. Feurige Ströme ergossen

sich über den Himmel, die zu verbrennen und als goldrote Asche auf das samtene Grün des Gartens niederzufallen schienen. Dann wird alles ringsum merklich dunkel, weitet sich und schwillt, vom warmen Dämmerschein überflutet; das lichtsatte Laub senkt sich an den Zweigen, die Gräser neigen sich zur Erde, alles wird weicher, gerundeter, haucht milde Wohlgerüche aus, die gleich einer stillen Musik die Seele umfangen, und wirklich klingt auch Musik aus der Ferne — vom Felde her, wo man den Zapfenstreich bläst.

Die Nacht bricht herein, und mit ihr zugleich strömt etwas Starkes, Erfrischendes in die Brust ein, beschwichtigend wie die Liebkosung einer Mutter; die nächtliche Stille streichelt mit ihrer weichen, warmen Hand das Herz und wischt alles, was besser vergessen wird, allen kleinlichen, beizenden Staub des Tages aus der Erinnerung fort. Bezaubernd schön ist's, auf dem Rücken liegend zu beobachten, wie die Sterne aufflammen, immer mehr, immer heller, wie sie den Himmel ins Unendliche vertiefen und immer neue Sterne in der Tiefe auftauchen, wie dein Ich vom Boden emporgehoben wird und sich von der immer kleiner werdenden Erde wundersam loslöst, wie du selbst hingegen ins Riesenhafte emporwächst und mit allem, was rings um dich ist, in eins verschmelzend dahinschwebst. Immer dunkler, immer stiller wird es, überall aber sind unsichtbare, feine Saiten gespannt, und jeder Laut, ob ein Vogel im Schlaf singt oder ein Igel durchs Gras läuft oder eine menschliche Stimme irgendwo ertönt, klingt auf seine eigene Weise, voller und deutlicher als am Tage, in dem großen, liebegesättigten, feinschwingenden Schweigen wider.

Eine Harmonika spielt, ein Frauenlachen erklingt, ein Säbel klirrt über den Fußsteig — alles das ist störend, ist überflüssig: die letzten fallenden Blätter des verblühten Tages. In manchen Nächten wallte mit einemmal im Felde, auf der Straße das Grölen Betrunkener auf; jemand lief, schwer aufstampfend, vorbei; wir waren es gewöhnt und achteten nicht darauf.

Die Großmutter schlief spät ein, die Hände im Nacken verschränkt, lag sie in gedämpfter Munterkeit da und erzählte irgend etwas, unbekümmert darum, ob ich wach war oder nicht. Und jedesmal verstand sie es, eine Geschichte zu wählen, die die Nacht noch schöner, noch bedeutsamer machte.

Beim rhythmischen Klang ihrer Rede schlief ich unmerklich ein und erwachte mit den Vögeln; die Sonne scheint mir gerade ins Gesicht, eine leichte Morgenbrise streicht dahin, das Laub der Apfelbäume schüttelt die Tauperlen ab, das feuchte Grün des Rasens schimmert immer durchsichtiger, immer reiner, und ein feiner Dampf steigt über ihm auf. Der Fächer der Sonnenstrahlen breitet sich am Himmel aus, dessen anfänglich blasses Blau immer satter, immer dunkler wird. Hoch oben, dem Auge unsichtbar, trillert eine Lerche, alle Farben, alle Töne des erwachenden Tages sickern wie Tautropfen in die Brust und wecken darin eine ruhige Freude, einen lebhaften Drang, rasch aufzustehen, sich zu betätigen und in Eintracht zu leben mit all dem Lebendigen ringsum.

Es war dies die stillste, beschaulichste Zeit meines ganzen Lebens. In jenem Sommer erwachte und erstarkte in mir das Gefühl des Vertrauens auf die eigene Kraft. Ich verwilderte und wurde menschenscheu, ich hörte die Rufe der drei Kinder im Garten nebenan, doch zog es mich gar nicht zu ihnen hin, und, wenn die Vettern zu Besuch kamen, freute ich mich nicht im geringsten darüber, sondern hatte nur Angst, daß sie meine Bauten im Garten, mein erstes selbständiges Werk, zerstören könnten.

Auch die Reden des Großvaters, die immer galliger und mürrischer wurden, interessierten mich nicht besonders. Er zankte jetzt häufig mit der Großmutter und jagte sie mehrmals aus dem Hause; sie ging dann für einige Zeit zu Onkel Jakow oder Onkel Michail. Zuweilen blieb sie mehrere Tage weg; er kochte dann selbst, verbrannte sich dabei die Hände, heulte und schimpfte, schlug das Geschirr entzwei und wurde mit jedem Tage unausstehlicher.

Manchmal erschien er in meinem Winkel, machte es sich auf der Rasenbank bequem, beobachtete mich lange schweigend und fragte plötzlich:

„Nun, warum sagst du nichts?"

„So... Was soll ich sagen?"

Und nun begann er, mir gute Lehren zu geben:

„Wir sind keine Herren, mein Sohn. Kein Mensch ist da, der uns belehrt. Wir müssen selbst auf alles kommen. Für andere werden Bücher geschrieben, Schulen errichtet, für uns aber gibt es das nicht. Da heißt es eben selber für sich sorgen!"

Darauf begann er zu brüten und saß da wie vertrocknet, stumm und unbeweglich, daß mir fast angst vor ihm wurde.

Im Herbst verkaufte er das Haus, und bald darauf erklärte er eines Morgens beim Tee der Großmutter finster und bestimmt:

„Nun, Mutter, ich hab' dich lange genug ernährt — jetzt ist's genug! Sieh zu, wie du dir dein Brot verdienst!"

Die Großmutter nahm seine Worte seelenruhig hin, als hätte sie sie längst erwartet. Sie zog langsam ihre Tabakdose heraus, stopfte die Nase voll Schnupftabak und sagte:

„Nun, mir soll's recht sein. Wenn's schon sein muß — meinetwegen!"

Der Großvater mietete zwei dunkle, kleine Zimmer im Kellergeschoß eines alten Hauses, das in einer Sackgasse am Fuße einer Anhöhe stand. Als wir umziehen sollten, nahm die Großmutter einen alten Bastschuh mit langer Schnur, warf ihn in das

Loch unterm Ofen, kauerte sich davor nieder und begann den Hausgeist zu rufen:

„Kobold, treu und hold, da hast du einen Schlitten, komm mit, laß dich bitten — ins neue Heim."

„Ich will dich lehren, den Hausgeist mitzunehmen, du Ketzerin!" schrie der Großvater vom Hof aus zum Fenster herein. „Versuch's nur, mir Schande zu machen!"

„Ei, Vater, daß uns das nur nicht zum Bösen ausschlägt!" warnte ihn die Großmutter allen Ernstes, aber der Großvater geriet förmlich in Wut und verbot ihr strengstens, den Hausgeist am Umzug teilnehmen zu lassen.

Die Möbel und sonstiger Hausrat wurden während dreier Tage an tatarische Althändler verkauft, wobei ganz fürchterlich gefeilscht und geschimpft wurde. Die Großmutter sah dabei bald weinend und bald lachend zum Fenster hinaus und sprach halblaut vor sich hin:

„Immer weg damit! Immer lo—os!"

Auch ich war dem Weinen nahe: gar zu schwer trennte ich mich von dem Garten und meinem kleinen, selbstgeschaffenen Heim darin.

Auf zwei Wagen ging unser Umzug vor sich. Der Wagen, auf dem ich zwischen allen möglichen Sachen saß, rumpelte und schwankte während der Fahrt ganz unheimlich hin und her, als sollte ich durchaus von meinem Sitz herabgeschleudert werden.

In diesem Gefühl beständigen Schwankens und Geschleudertwerdens brachte ich die beiden nächstfolgenden Jahre bis zum Tode meiner Mutter zu. Bald nach dem Einzug des Großvaters in die Kellerwohnung hatte sie sich wieder bei uns eingefunden — bleich, abgezehrt, mit unheimlich glühenden, großen Augen, in denen ein Ausdruck tiefen Staunens lag. Sie sah uns alle — mich, den Großvater, die Großmutter — ganz verwundert an, als ob sie uns zum erstenmal erblickte, und war auffallend schweigsam. Der Stiefvater ging in einem fort im Zimmer auf und ab, pfiff leise vor sich hin, hüstelte und spielte mit den Fingern der auf dem Rücken gefalteten Hände.

„O Gott, wie groß du geworden bist!" sagte die Mutter zu mir und nahm meine Backen zwischen ihre heißen Hände. Sie war nicht so hübsch angezogen wie früher — sie trug ein rotbraunes, weites Kleid, aus dem der Leib unförmig hervortrat.

Der Stiefvater reichte mir die Hand.

„Guten Tag, mein Lieber! Na, wie geht es dir?" fragte er mich. Und dann schnupperte er in der Luft herum und meinte, zum Großvater gewandt:

„Hören Sie — es ist aber recht feucht hier bei Ihnen!"

Sie machten beide den Eindruck, als wären sie sehr lange gelaufen und müde geworden, alles an ihnen war zerdrückt und vertragen, und es schien, als hätten sie nur den einen Wunsch: sich hinzulegen und auszuruhen.

Man trank den Tee in gedrückter Stimmung. Der Großvater sah zum Fenster hinaus, gegen dessen Scheiben der Herbstregen prasselte.

„Es ist also alles verbrannt, wie?" fragte er.

„Ja, alles", sagte der Stiefvater mit Nachdruck. „Wir sind kaum mit dem Leben davongekommen."

„Ja, ja, das Feuer spaßt nicht."

Die Mutter schmiegte sich an die Schulter der Großmutter und flüsterte ihr etwas ins Ohr; die Großmutter kniff die Augen zusammen, als wäre sie von einer plötzlichen Helligkeit geblendet. Immer peinlicher wurde die Stimmung.

Da sagte der Großvater plötzlich sehr laut, voll Hohn, doch in aller Ruhe:

„Ich hab' aber so was gehört, mein verehrter Jewgeni Wassiljewitsch, als hätte es gar kein Feuer gegeben: du hast einfach alles am Kartentisch verspielt!"

Grabesstille herrschte nach diesen Worten im Zimmer, nur das Summen des Samowars und das Klatschen des Regens gegen die Fensterscheiben ließen sich vernehmen. Dann nahm endlich die Mutter das Wort:

„Papa —"

„Was, Papa—a?" schrie der Großvater voll Wut. „Was gibt's da noch zu reden? Hab' ich dir nicht gesagt: man heiratet nicht mit dreißig einen von zwanzig!? Da hast du ihn, den feinen Jungen, den Edelmann, haha! Was sagst du nun, mein Töchterchen?"

Alle vier begannen durcheinander zu schreien, und am lautesten schrie mein Stiefvater. Ich ging in den Hausflur und setzte mich dort, ganz starr vor Bestürzung, auf einen Haufen Brennholz: die Mutter war wie ausgewechselt, sie war eine ganz andere, als sie früher gewesen. Im Zimmer war mir der Unterschied nicht so aufgefallen, hier aber, im Halbdunkel, trat mir ihr Bild von ehemals deutlich vor die Seele.

Ich sehe mich in Sormowo wieder, in einem Haus, das noch ganz neu war: die Wände waren noch ohne Tapeten, und die Fugen zwischen den Balken waren mit Werg verstopft, in dem zahllose Schaben nisteten. Die Mutter und der Stiefvater hatten die zwei Zimmer nach der Straße inne, während ich mit der Großmutter in der Küche wohnte, deren Fenster nach dem Dach hinausging. Jenseits der Dächer starrten die Schornsteine der Fabrik wie die schwarzen Finger einer Riesenhand zum Himmel empor. Dichter, kraus geballter Rauch, den der kalte Wind über das ganze Dorf verteilte, stieg aus ihnen auf; immer war in unseren kalten Zimmern ein starker, widerwärtiger Brandgeruch zu spüren.

Frühmorgens ließ die Fabriksirene ihr Wolfsgeheul ertönen. Wenn ich mich auf die Küchenbank stellte und durch die oberste Fensterscheibe über

die Dächer hinwegsah, erblickte ich die Laternen am Fabriktor, das, weit offenstehend wie der zahnlose, schwarze Mund eines alten Bettlers, eine dichtgedrängte Menge winziger Menschen in sich aufnahm. Zur Mittagszeit ertönte das gleiche Geheul, die schwarzen Lippen des Tores öffneten sich, und der dunkle Rachen spie die durchgekaute Menschenmasse wieder aus, die sich in einem schwarzen Strom über die Straße ergoß und von dem wild einherfegenden Wind auseinandergejagt und in die Häuser hineingetrieben wurde. Nur selten bekam man an diesem Ort den blauen Himmel zu sehen, Tag für Tag hing über den Dächern der Häuser und den rußgeschwärzten Schneehaufen noch ein zweites graues, flaches Dach, das die Einbildungskraft niederdrückte und das Auge durch seine trostlos eintönige Farbe ermüdete.

Am Abend wogte über der Fabrik ein trübroter Feuerschein hin und her, der die Mündungen der Schornsteine beleuchtete, und es war, als ob diese nicht von der Erde zum Himmel emporragten, sondern aus der düsteren Rauchwolke sich zur Erde niedersenkten, heulend, pfeifend und roten Atem aushauchend. Es war ein unsagbar langweiliger, ermüdender Anblick, der das Herz mit trüber Unlust erfüllte. Die Großmutter verrichtete die ganze Hausarbeit — sie kochte, wusch den Fußboden auf, hackte Holz, holte Wasser, war vom frühen Morgen bis zum späten Abend auf den Beinen und legte sich müde, ächzend und krächzend zu Bett. Zuweilen zog sie, wenn sie mit ihrer Arbeit fertig war, ihre kurze, wattierte Jacke an, steckte den Rock auf und machte sich auf den Weg nach der Stadt:

„Ich will doch mal nachsehen, was der Alte macht“, sagte sie.

„Nimm mich mit!“ bat ich, aber sie meinte:

„Nein, du erfrierst unterwegs — sieh doch, wie der Schnee treibt!“

Und sie ging die sieben Werst zur Stadt auf dem kaum sichtbaren Weg durch die verschneiten Felder. Die Mutter saß da, gelb und abgemagert, hochschwanger, und wickelte sich fröstelnd in ein zerrissenes, graues Tuch mit Fransen am Rand. Ich haßte dieses Tuch, das die große, einst so stattliche Gestalt entstellte, ich haßte das Haus, in dem wir wohnten, die Fabrik und das Dorf. Die Mutter ging in ausgetretenen, alten Filzschuhen umher und hustete so stark, daß ihr unförmlich großer Leib davon erbebte. Ihre graublauen Augen hatten einen trockenen Glanz und blickten unmutig drein oder hafteten unbeweglich, wie gebannt, an den kahlen Wänden. Stundenlang konnte sie zum Fenster hinaus auf die häßliche, schmutzige Straße sehen.

„Warum wohnen wir eigentlich hier?“ fragte ich einmal.

„Ach, schweig schon!“ antwortete sie barsch.

Sie sprach mit mir nur wenig, ich hörte immer nur ihre Befehle:

„Geh dahin, reich mir dies, hol jenes...“

Auf die Straße durfte ich nur selten gehen, und jedesmal kam ich von den andern Jungen verprügelt nach Hause. Es war mein liebstes, mein einziges Vergnügen, mich herumzubalgen, und ich gab mich ihm mit Leidenschaft hin. Die Mutter schlug mich dafür mit einem Lederriemen, aber die Strafe wirkte auf mich nur aufreizend, und das nächste Mal schlug ich mich noch verzweifelter mit den Jungen herum, um nachher von der Mutter noch empfindlicher bestraft zu werden. Als sie mich wieder einmal schlagen wollte, sagte ich ihr, daß ich sie in die Hand beißen und dann aufs Feld laufen würde, um dort zu erfrieren. Sie stieß mich ganz betroffen von sich, ging ein paar Schritte durchs Zimmer und sagte, vor Ermattung tief Atem holend:

„Du wildes Tier!“

Der lebendig vibrierende Regenbogen jener Gefühle, die man mit dem Wort „Liebe“ bezeichnet, verblich allmählich in meiner Seele, immer häufiger flammten die schwelenden blauen Flämmchen der Bosheit, des Hasses gegen alles und alle darin auf; in meinem Herzen glomm das Gefühl einer tiefen Unzufriedenheit, das Bewußtsein der Vereinsamung inmitten einer grauen, leblosen und aberwitzigen Umwelt.

Der Stiefvater war streng gegen mich und einsilbig der Mutter gegenüber; ich hörte ihn immer nur husten und pfeifen. Nach dem Mittagessen pflegte er sich vor den Spiegel zu stellen und lange in seinen unregelmäßigen Zähnen herumzustochern. Immer häufiger zankte er sich mit der Mutter, wobei er sie in gehässigem Ton mit „Sie“ anredete. Dieses „Sie“ brachte mich ganz besonders gegen ihn auf. Wenn er sich so mit der Mutter zankte, schloß er die Küchentür, damit ich seine Worte nicht höre; ich spitzte dann nur um so eifriger die Ohren, sobald sein dumpfer Baß erklang. Einmal rief er, zornig mit dem Fuß aufstampfend: „Wegen Ihrer verdammten Schwangerschaft kann ich keinen Menschen zu mir einladen, Sie trächtige Kuh!“ Vor Staunen und Wut über diese gemeine Beschimpfung sprang ich von der Ofenpritsche hoch, so daß ich mit dem Kopf an die niedrige Decke stieß und mir die Zunge blutig biß.

Am Sonnabend kamen die Arbeiter zu Dutzenden zum Stiefvater, um ihm ihre Lebensmittelmarken zu verkaufen. Man zahlte ihnen den Lohn in diesen Marken, und sie waren verpflichtet, dafür Lebensmittel in der Fabrikkantine zu entnehmen. Der Vater kaufte ihnen die Marken zum halben Preis ab — er empfing sie in der Küche, mit wichtiger, finsterer Miene am Tisch sitzend, nahm ihnen die Marken ab und sagte:

„Anderthalb Rubel!“

„Aber Jewgeni Wassiljewitsch, ich bitte Sie um Gottes willen...“

„Anderthalb Rubel."

Dieses freudlose, trübselige Leben dauerte nicht lange; als die Entbindung der Mutter herannahte, wurde ich zum Großvater gebracht. Er wohnte damals bereits in der Vorstadt Kunawino, in einer sandigen Gasse, die zum Friedhof an der Feldkirche führte. Hier hatte er in einem zweistöckigen Hause ein zweifenstriges, enges Hofzimmer mit einem großen Ofen gemietet.

„Na—a?" rief er lachend mit seiner quiekenden Stimme, als ich eintrat. „Es heißt immer: Kein besserer Freund als die leibliche Mutter, jetzt wird's aber wohl heißen müssen: als der alte Teufel von Großvater. Ach i—ihr!"

Ich war an dem neuen Ort noch gar nicht recht heimisch geworden, als sich eines schönen Tages auch die Großmutter mit der Mutter und dem neugeborenen kleinen Bruder beim Großvater einfand — der Stiefvater war nämlich wegen seiner zweifelhaften Geschäfte mit den Arbeitern aus der Fabrik fortgejagt worden. Es dauerte indes bei seinen Verbindungen nicht lange, bis er wieder eine Anstellung fand; er kam als Kassierer am Bahnhof unter. Nach einiger Zeit zog ich vom Großvater wieder zur Mutter, die inzwischen mit dem Stiefvater eine Wohnung im Kellergeschoß eines großen steinernen Hauses bezogen hatte. Gleich am ersten Tage brachte mich die Mutter zur Schule. Ich kam dorthin in ihren Schuhen, in einem Paletot, der aus einer alten Jacke der Großmutter zurechtgeschneidert war, in einem gelben Hemd und viel zu weiten Hosen. Jedes einzelne dieser Kleidungsstücke genügte, um mich zum Gespött der Schulkameraden zu machen, und das gelbe Hemd im besondern trug mir den Spitznamen „Schellendaus" ein. Mit den Kameraden wurde ich sehr bald fertig, nicht leicht jedoch hatte ich es mit dem Lehrer und dem Popen, die mir beide gar nicht grün waren.

Der Lehrer war ein gelber, kahlköpfiger Mensch, der ewig Nasenbluten hatte. Mit Wattepfropfen in den Nasenlöchern kam er zum Unterricht, setzte sich hinter seinen Tisch, fragte näselnd ab, was aufgegeben war, hielt plötzlich mitten im Wort inne, zog die Watte aus den Nasenlöchern, betrachtete sie kopfschüttelnd und steckte sie wieder hinein. Er hatte ein flaches, kupferrotes, sauertöpfisches Gesicht, in dessen Falten eine Art Grünspan lag; ganz besonders entstellt wurde es durch die bleiern glotzenden Augen, die sich so unangenehm zudringlich auf mein Gesicht zu heften pflegten, so daß ich jedesmal, wenn er mich angesehen hatte, den Drang verspürte, mit der Hand über die Backen zu fahren, als wären sie beschmutzt worden.

Einige Tage lang saß ich ganz vorn in der ersten Bank, dicht vor dem Lehrertisch. Das war geradezu unerträglich — er schien niemand außer mir zu sehen und näselte in einem fort: „Peschko—ow, zieh dir ein reines Hemd an! Peschko—ow, halt die Beine still! Peschko—ow, von deinen Schuhen ist wieder eine ganze Pfütze abgetropft!"

Ich vergalt ihm dieses ewige Nörgeln mit allerhand dummen Streichen. So wußte ich mir einmal die Hälfte einer gefrorenen Wassermelone zu verschaffen, die ich aushöhlte und in dem halbdunklen Schulflur mit einem Faden am Türpfosten befestigte. Wurde die Tür geöffnet, so fuhr die halbe Melone in die Höhe, und machte der Lehrer die Tür zu, so senkte sie sich und setzte sich ihm wie eine Mütze gerade auf die Glatze. Der Schuldiener wurde mit einem Brief des Lehrers zu meinen Eltern geschickt, und ich bekam die Folgen meines Mutwillens am eigenen Fell zu spüren.

Ein andermal schüttete ich Schnupftabak in die Tischschublade, was den Lehrer zu so heftigem Niesen reizte, daß er das Klassenzimmer verlassen mußte. Er schickte zu seiner Vertretung seinen Schwiegersohn, einen Offizier, in die Klasse, der uns im Chor die Nationalhymne und andere Lieder singen ließ. Wer falsch sang, bekam mit dem Lineal einen Klaps über den Kopf, was jedesmal einen lustigen Knall gab und im übrigen nicht weh tat.

Der Religionslehrer, ein hübscher, junger Pope mit üppigem, langem Haar, konnte mich nicht leiden, weil ich erstens keine „Heilige Schrift des Alten und des Neuen Testaments" besaß und weil ich zweitens seine Art zu sprechen nachäffte.

Sobald er das Klassenzimmer betrat, war sein erstes, mich zu fragen:

„Peschkow, hast du das Buch mitgebracht? Ja. Das Buch."

Ich antwortete darauf:

„Nein, ich habe es nicht mitgebracht. Ja."

„Was — ja?"

„Na, eben — nein."

„Nun, dann geh nach Hause. Ja. Nach Hause. Denn ich beabsichtige nicht, dich zu unterrichten. Ja. Ich beabsichtige es nicht."

Ich war nicht gerade sehr unglücklich darüber und trieb mich bis zum Schluß des Unterrichts, das lärmende Treiben der Menschen beobachtend, in den schmutzigen Vorstadtgassen herum.

Der Pope hatte ein wohlgebildetes Christusgesicht, freundlich blickende Augen und kleine Hände, die alles, was sie anfaßten, ob es ein Buch, ein Lineal oder ein Federhalter war, mit einer gewissen Vorsicht und Rücksichtnahme handhabten, als ob es sich um ein zartes, lebendes Wesen handelte, das durch unvorsichtiges Zugreifen beschädigt werden könnte. Mit den Kindern ging er weniger rücksichtsvoll um, doch waren sie ihm gleichwohl zugetan.

Obwohl ich nun ganz erträglich lernte, wurde mir doch sehr bald eröffnet, daß man mich aus der Schule weisen würde, wenn sich mein Betragen nicht änderte. Diese Aussicht stimmte mich, sowenig ich mir aus der Schule machte, nicht gerade freudig, da ich von meiner Mutter, die mit jedem Tag reizbarer

wurde, für den Fall meiner Ausschließung nichts Gutes zu erwarten hatte. Da erschien mir ein Retter in der Person des Bischofs Chrysanthus, der eines Tages ganz unerwartet in die Schule kam. Er war ein kleines und, soviel ich mich erinnere, buckliges Männchen. Als er in seiner bauschigen, schwarzen Gewandung am Tisch Platz genommen hatte, nahm er die Hände aus den weiten Ärmeln und sagte:

„Nun, meine lieben Kinder, laßt uns einmal plaudern!"

In der Klasse kam sogleich eine heitere, warme Stimmung auf, und ein ungewohnter frischer Hauch durchzog sie.

Nachdem verschiedene andre drangewesen waren, rief er auch mich vor den Tisch und fragte mich ernst:

„Wie alt bist du? Was, noch so jung? Bist du aber ein langer Bursche! Hast dich wohl oft in den Regen gestellt, wie?"

Er legte die magere Hand mit den langen, spitzen Nägeln auf den Tisch, fuhr mit den Fingern durch seinen schütteren Bart, sah mir mit seinen gutmütigen Augen offen ins Gesicht und sagte:

„Nun erzähl mir mal irgend etwas aus der Heiligen Schrift, was dir besonders gut gefällt!"

Als ich sagte, daß ich kein Buch habe und daß ich daher die biblischen Geschichten nicht auswendig könne, schob er seine Bischofskappe zurecht und sagte:

„Ja, wie ist denn das möglich? Das mußt du doch lernen! Aber vielleicht kannst du sonst etwas? Den Psalter vielleicht? Ach, das ist gut! Und die Gebete? Ja? Nun, siehst du! Und die Lebensgeschichte der Heiligen? Wie, gar in Versen? Aber du bist ja ein wahrer Gelehrter!"

Jetzt erschien auch unser Pope, ganz rot und erhitzt, im Schulzimmer. Der Bischof erteilte ihm den Segen, als dann aber der Pope von mir zu reden begann, erhob er die Hand und sagte:

„Erlauben Sie, einen Augenblick ... Nun erzähl einmal von Alexej, dem Knecht Gottes!"

Ich begann, die mir geläufigen Verse herzusagen.

„Prächtige Verse — was, mein Junge?" sprach der Bischof, als ich an einer Stelle stockte. „Kennst du auch die Geschichte vom König David? Sag sie mal auf, ich höre mit Vergnügen zu!"

Ich sah ihm an, daß er wirklich zuhörte und daß ihm die Verse gefielen. Er fragte mich noch lange, und dann hielt er plötzlich inne und erkundigte sich:

„Du hast das wohl aus dem Psalter gelernt? Wer hat dich darin unterrichtet? Dein lieber, guter Großvater — oder ist er vielleicht böse? Wirklich? Dann bist du wohl sehr ungezogen?"

Ich begann etwas zu stottern, sagte jedoch schließlich „ja". Der Lehrer und der Pope bestätigten unter großem Wortaufwand mein Geständnis; er hörte sie mit niedergeschlagenen Augen an und sagte seufzend:

„So also spricht man von dir — hast du gehört? Nun, komm einmal her!"

Er legte mir die nach Zypressenholz duftende Hand auf den Kopf und fragte mich:

„Warum bist du denn so ungezogen?"

„Es ist so langweilig zu lernen."

„Langweilig? Das stimmt nicht, mein Lieber! Wenn dich das Lernen langweilte, dann würdest du nichts können; die Lehrer bezeugen aber, daß du gut lernst. Es muß also an etwas anderm liegen."

Er nahm ein Notizbuch aus der Brusttasche und notierte sich:

„Peschkow, Alexej ... So. Nimm dich nur in Zukunft zusammen, mein Lieber, sei nicht gar zu ungezogen! Ein bißchen ungezogen kann man ja sein, aber wenn's zu weit geht, wird's den Leuten lästig. Hab' ich nicht recht, Kinder?"

„Jawo—ohl!" antworteten zahlreiche Stimmen höchst vergnügt.

„Ihr seid doch gewiß nicht sehr ungezogen, wie?"

„O doch — auch wir sind sehr ungezogen!" riefen die Kinder lachend.

Der Bischof lehnte sich im Stuhl zurück, drückte mich an sich und sagte mit komisch erstaunter Miene, so daß alle, selbst der Lehrer und der Pope, lachen mußten:

„Nun seht bloß, wie merkwürdig; auch ich war in euren Jahren sehr, aber sehr ungezogen! Wie mag das nur kommen, meine Lieben?"

Die Kinder lachten; er stellte ihnen alle möglichen Fragen, suchte sie zu verwirren, ließ sie miteinander diskutieren und bemühte sich, auf jede Weise ihre Fröhlichkeit zu steigern. Endlich stand er auf und sagte:

„Es ist ja hier sehr hübsch bei euch, ihr ungezogenen Jungen, aber nun muß ich fort!"

Er hob den Arm auf, daß der Ärmel bis zur Schulter zurückfiel, machte weit ausholend über alle das Zeichen des Kreuzes und sprach die segnenden Worte: „Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes, ich segne euch zu gutem Werk! Lebt wohl!"

„Leben Sie wohl, Hochehrwürden!" riefen die Kinder in fröhlichem Chor. „Kommen Sie bald wieder!"

Er nickte uns zu und sagte: „Gewiß komme ich bald wieder zu euch! Ich werde euch Bücher mitbringen!"

Und während er langsam auf die Tür zuging, sagte er zum Lehrer:

„Heute ist schulfrei!"

Er nahm mich bei der Hand, führte mich in den Flur und sagte dort leise, indem er sich zu mir vorneigte:

„Beherrsche dich also in Zukunft, laß deine Streiche, ja? Ich verstehe ja, weshalb du sie begehst! Nun, leb wohl, mein Junge!"

Ich war aufs tiefste erregt, ein ganz besonderes Gefühl wogte in meiner Brust, und, selbst als der Lehrer die Schüler entlassen und mich allein zurückbehalten hatte, um mir zu eröffnen, daß ich mich fortan „demütig und mäuschenstill" zu verhalten habe — selbst da hörte ich noch aufmerksam und willig zu.

Als der Pope, der eben seinen Pelz anzog, mich erblickte, sagte er freundlich mit seiner sympathischen Baßstimme:

„Du mußt fortan wieder an meinem Unterricht teilnehmen! Ja. Du mußt. Aber — du mußt stillsitzen. Ja. Stillsitzen."

So hatte sich denn meine Stellung in der Schule wesentlich gebessert, dafür spielte sich aber zu Hause eine häßliche Geschichte ab, die mir bitter aufstoßen sollte. Eines Abends war die Mutter fortgegangen, und ich war mit meinem kleinen Bruder allein geblieben. Ich langweilte mich, nahm eins der Bücher meines Stiefvaters — es war das „Tagebuch eines Arztes" des älteren Dumas — und begann darin zu blättern. Zwei Geldscheine, eine Zehnrubelnote und ein Rubelschein, lagen in dem Buch. Sein Inhalt war mir unverständlich, ich klappte es zu und legte es wieder weg! Da kam mir plötzlich der Gedanke, daß man für einen Rubel nicht nur die „Heilige Schrift", die ich noch immer nicht besaß, sondern wahrscheinlich auch das Buch vom Robinson kaufen könnte. Daß es solch ein Buch gab, hatte ich kurz vorher in der Schule gehört: an einem kalten Tag hatte ich in der Pause den Jungen ein Märchen erzählt, als plötzlich einer von ihnen geringschätzig sagte:

„Ach was, Märchen sind Unsinn, aber der Robinson — das ist eine richtige Geschichte!"

Es fanden sich noch ein paar Knaben, die den Robinson gelesen hatten, und alle waren von diesem Buch entzückt. Mich kränkte es, daß ihnen das Märchen meiner Großmutter nicht gefiel, und ich nahm mir vor, den Robinson zu lesen, um ihn dann meinerseits als „Unsinn" bezeichnen zu können.

Am nächsten Tage brachte ich die „Heilige Schrift" und zwei zerlesene Bände Andersenscher Märchen, außerdem noch drei Pfund Weißbrot und ein Pfund Wurst in die Schule mit. In einem dunklen, kleinen Laden in der Nähe der Wladimirkirche war auch der „Robinson" vorrätig — ein dünnes Buch mit gelbem Deckel und einem Titelbild, das einen bärtigen Mann mit einer zottigen Pelzmütze, ein Tierfell um die Schultern, darstellte. Das gefiel mir nicht, während die Märchenbücher trotz ihres ramponierten Zustandes schon äußerlich mehr nach meinem Geschmack waren.

In der großen Pause verteilte ich das Weißbrot und die Wurst unter die Jungen, und dann lasen wir das wundervolle Märchen von der „Nachtigall", das vom ersten Wort an unser aller Herzen gewann.

„In China sind alle Einwohner Chinesen, und selbst der Kaiser ist ein Chinese" — ich erinnere mich noch, welch angenehmes Staunen dieser Satz durch seinen einfachen, heiter lächelnden Wohlklang und noch durch etwas Unbestimmbares, aber Köstliches in mir hervorrief.

Ich hatte die Geschichte von der Nachtigall in der Schule nicht beenden können und wollte sie zu Hause weiterlesen. Als ich heimkam, stand die Mutter am Herd, mit der Pfannengabel in der Hand, und bereitete eben eine Eierspeise.

„Hast du den Rubel genommen?" fragte sie mit seltsamer, gedämpfter Stimme.

„Ja... hier sind die Bücher."

Sie bearbeitete mich nun ganz gehörig mit der Pfannengabel, die Andersenschen Bücher aber nahm sie mir fort und versteckte sie für immer, was mir noch schmerzlicher war als die Schläge.

Ich ging einige Tage nicht zur Schule, in dieser Zeit aber muß wohl der Stiefvater meinen Streich seinen Dienstkollegen erzählt haben, von denen ihn wiederum ihre Kinder erfuhren. Eins von diesen brachte die Geschichte mit nach der Schule, und, als ich wieder zum Unterricht erschien, wurde ich mit dem neuen Spitznamen „Dieb" empfangen. Ich suchte den Jungen zu erklären, daß diese Bezeichnung auf mich nicht zutreffe, da ich doch nicht geleugnet hätte, den Rubel genommen zu haben. Sie glaubten mir jedoch nicht, und so ging ich denn nach Hause und sagte der Mutter, daß ich nicht mehr zur Schule gehen würde. Sie saß am Fenster, wieder guter Hoffnung, grau, mit verstörtem, kummervollem Blick, und gab dem kleinen Bruder Sascha zu essen. Sie öffnete den Mund wie ein Fisch und sah mich starr an.

„Sprich keinen Unsinn", sagte sie dann leise, „niemand kann es wissen, daß du den Rubel genommen hast."

„Geh doch hin und frage!"

„Dann hast du selbst geschwatzt. Hast du es gesagt, hä? Sprich die Wahrheit, sonst geh' ich morgen selbst nach der Schule und erkundige mich!"

Ich nannte den Namen des Schülers, der die Geschichte erzählt hatte. Ihr Gesicht schrumpfte kläglich zusammen und begann in Tränen zu zerschmelzen.

Ich ging in die Küche und streckte mich dort auf mein Lager, das hinter dem Ofen auf ein paar Kisten hergerichtet war. Ich lag da und hörte zu, wie die Mutter im Zimmer nebenan leise schluchzte:

„Mein Gott, mein Gott!"

Ich hielt es nicht aus in dem abscheulichen Geruch, den die angewärmten, fettigen Lumpen, die mein Lager bildeten, ausströmten; ich stand auf, um in den Hof zu gehen, aber die Mutter rief mich zurück:

„Wohin willst du? Wohin denn? Komm hierher, zu mir..."

Wir saßen dann beide auf dem Fußboden, und der kleine Sascha lag auf dem Schoß der Mutter, faßte nach den Knöpfen an ihrem Kleid und sagte, mit dem Kopf nickend: „Nopp“ — was soviel wie „Knopf“ bedeuten sollte.

Ich saß, an die Seite der Mutter geschmiegt, da; sie hatte den Arm um mich gelegt und sagte:

„Wir sind so arm, für uns ist jede Kopeke... jede Kopeke...“

Sie brachte den Satz nicht zu Ende und drückte mich nur immer heißer und fester an sich.

„Nein, dieser Lump... dieser Lump!“ sagte sie plötzlich, und Sascha suchte ihr nachzusprechen: „Nump!“

Er war ein merkwürdiges Kind, der kleine Sascha: unbeholfen und plump, mit übergroßem Kopf, blickte er mit seinen schönen, blauen Augen auf alles ringsum, still lächelnd und gleichsam auf etwas wartend. Er hatte ungewöhnlich früh zu sprechen begonnen, weinte nie und lebte in einem Zustand beständiger Stillvergnügtheit dahin. Er war sehr schwächlich, konnte kaum auf allen vieren kriechen, freute sich jedesmal, wenn er mich sah, streckte die Händchen nach mir aus, damit ich ihn auf den Arm nähme, und spielte mit seinen nach Veilchen duftenden, weichen Fingerchen an meinen Ohren herum. Er starb kurz nach der Geburt des zweiten Kindes, Nikolai, ganz plötzlich, ohne vorher krank gewesen zu sein — noch am Morgen war er so still und vergnügt gewesen wie immer, und am Nachmittag, als es zur Abendmesse läutete, lag er bereits tot auf dem Tisch.

Die Mutter brachte in der Schule wieder alles ins Lot, und ich konnte, von den Kameraden unbehelligt, wieder am Unterricht teilnehmen. Aber es war nun einmal mein Los, geschüttelt und gerüttelt zu werden, und so gab es bald wieder einen Stoß, der mich aus der Behausung des Stiefvaters zum Großvater zurückwarf.

Eines Tages, um die Zeit des Nachmittagtees, betrat ich vom Hof aus die Küche und hörte die Mutter nebenan laut schreien:

„Jewgeni, ich bitte... ich bitte dich!“

„Ach was! Unsinn!“ versetzte der Stiefvater.

„Aber ich weiß doch, du gehst zu ihr!“

„Nun, und wenn ich's tue?“

Einige Sekunden lang schwiegen beide, dann hustete die Mutter und sagte:

„Was für ein gemeiner Lump bist du doch!“

Ich hörte, wie er der Mutter einen Schlag versetzte, stürzte ins Zimmer und sah sie auf dem Boden knien, den Rücken und die beiden Ellbogen gegen einen Stuhl gestemmt, mit vorgedrückter Brust und zurückgeworfenem Kopf, heiser röchelnd und die entsetzten Augen weit aufreißend, während er, sorgfältig angezogen, in seiner neuen Uniform, sie mit dem langen Bein vor die Brust stieß. Ich packte das auf dem Tisch liegende Brotmesser mit dem in Silber gefaßten Elfenbeingriff — das einzige Andenken, das der Mutter von meinem Vater geblieben war — und stach damit jählings den Stiefvater in die Seite. Die Mutter konnte noch mit knapper Not Maximow zur Seite stoßen, so daß das Messer nur die Uniform durchstach und ihm die Haut ritzte. Mit beiden Händen nach der Seite greifend, stürzte er unter lautem Ach und Weh aus dem Zimmer, während die Mutter mich packte und schreiend zu Boden warf. Dort hielt sie mich fest, bis der Stiefvater vom Hofe zurückkam und mich ihr entriß.

Spät am Abend, als er dennoch von Hause weggegangen war, kam die Mutter zu mir hinter den Ofen, umarmte mich behutsam, küßte mich und sagte weinend:

„Verzeih, ich bin an allem schuld. Ach, Liebling, wie konntest du das nur tun? Mit dem Messer stechen!“

Ich sagte ihr allen Ernstes, der Bedeutung dessen, was ich sprach, voll bewußt, daß ich den Stiefvater und auch mich selbst totstechen würde. Und ich glaube, ich hätte es fertigbekommen oder zumindest den Versuch dazu gemacht. Jetzt noch sehe ich dieses niederträchtige lange Bein mit der bunten Litze an der Seite, sehe, wie es durch die Luft fährt und mit der Stiefelspitze den Stoß gegen die Brust der knienden Frau führt.

Wenn ich an diese bleiern lastenden Scheußlichkeiten des kulturlosen russischen Lebens zurückdenke, frage ich mich zuweilen, ob es sich auch lohnt, von diesen Dingen zu reden. Und ich antworte mir, stets von neuem überzeugt: ja, es lohnt sich, denn es ist noch immer furchtbare, zählebige Wirklichkeit, was ich da schildere, eine Wirklichkeit, die in ihrer ganzen Roheit noch heute besteht und die man bis in ihre Wurzel hinein kennenlernen muß, um sie mit der Wurzel aus dem Bewußtsein, aus der Seele des Volkes, aus unserm gesamten dumpfen, schmachvollen Leben herauszureißen.

Und noch einen zweiten, positiven Grund habe ich, diese Scheußlichkeiten zu schildern: wenn sie auch noch so widerwärtig sind, noch so schwer auf uns lasten, noch so viele edle Seelen vernichten und zermalmen, so ist doch der Russe so urgesund und so jung von Herzen, daß er sie wohl überwindet und weiter überwinden wird.

Nicht allein das ist an unserm Leben so erstaunlich, daß in ihm die Schicht des Rohen, tierisch Gemeinen noch so feist und dick ist, sondern auch das, daß durch diese Schicht, so dick sie auch sein mag, das menschlich Gute, Gesunde, Schöpferische siegreich hindurchwächst und die unerschütterliche Hoffnung auf unsere Wiedergeburt zu einem schönen, lichtvollen, wahrhaft menschlichen Dasein wach erhält.

13

Man hatte mich zum Großvater gebracht.

„Na, du Räuber und Mörder?" sagte er mir zum Empfang und klopfte mit der Hand auf den Tisch. „Ich denke nicht daran, dich zu ernähren — mag es die Großmutter tun, wenn sie will!"

„Gewiß will ich's", sagte die Großmutter. „Wenn's weiter nichts ist!"

„Nun, dann füttre ihn nur", schrie er sie an, doch beruhigte er sich sogleich und sagte erklärend zu mir:

„Wir haben nämlich jetzt getrennte Wirtschaft, verstehst du?"

Die Großmutter saß am Fenster und klöppelte Spitzen — munter klapperten die Spulen, und wie ein goldener Igel strahlte das dicht mit kupfernen Stecknadeln besetzte Polster in der Frühlingssonne. Und die Großmutter selbst saß da, unverändert, wie in Kupfer gegossen; der Großvater aber sah noch trockener, noch dürrer aus, sein rotes Haar war ganz ergraut, die ruhige Würde seiner Bewegungen war einer unruhigen Geschäftigkeit gewichen, und die grünen Augen blickten trüb und mißtrauisch. Lachend erzählte mir die Großmutter von der Vermögenstrennung, die der Großvater vorgenommen hatte — alle Töpfe, Näpfe und sonstiges Geschirr hatte er ihr überlassen mit den Worten:

„Das gehört dir, weiter hast du von mir nichts zu beanspruchen!"

All die altertümlichen Gewänder dagegen, die Schmucksachen und den Fuchspelz hatte er ihr weggenommen und das Ganze für siebenhundert Rubel verkauft, die er seinem Patenkind, einem getauften jüdischen Obsthändler, gegen Wucherzins borgte. Er war ein ausgemachter Geizhals geworden und hatte alle Scham verloren: er ging zu allen seinen alten Bekannten, zu den ehemaligen Kollegen im Zunftvorstand und zu den reichen Kaufleuten, klagte ihnen, daß seine Kinder ihn zugrunde gerichtet hätten, und bettelte sie um eine Unterstützung an. Er wußte die geachtete Stellung, die er einst eingenommen hatte, vortrefflich auszunutzen, und die Almosen flossen ihm reichlich, in großen Geldscheinen zu. Er fuchtelte damit der Großmutter unter der Nase herum, um sie zu ärgern, und sagte kindisch prahlend:

„Da, sieh mal! Dir würden sie nicht den hundertsten Teil davon geben!"

Das Geld, das er auf diese Weise zusammenraffte, lieh er seinem neuen Freunde, einem langbeinigen, kahlköpfigen Kürschner, der in der Vorstadt allgemein der „Geißler" hieß, und dessen Schwester, einer korpulenten, rotbäckigen, braunäugigen Hökerin, die selbst so schmachtend süß war wie der Honig, den sie verkaufte.

Alles im Hause wurde streng geteilt: An einem Tage bereitete die Großmutter das Essen von den Mundvorräten, die sie für ihr Geld eingekauft hatte, und am nächsten Tage kaufte der Großvater Brot und Vorräte ein. An „seinen" Tagen war das Mittagessen schlechter, da er immer nur Kaldaunen, Leber, Lunge oder Labmagen mitbrachte, während die Großmutter immer gutes Fleisch kaufte. Tee und Zucker hielt jeder von ihnen sich selbst, doch benutzten sie dieselbe Kanne zum Aufbrühen des Tees. Ängstlich wachte der Großvater darüber, daß er dabei nicht zu kurz kam.

„Halt! Wart einmal — wieviel hast du hineingeschüttet?" rief er der Großmutter zu, wenn sie von seinem Tee nahm, schüttete sich die Teeblättchen in die flache Hand und zählte sie sorgfältig nach. „Dein Tee ist nämlich kleinblättriger als meiner, also brauche ich nicht soviel hineinzutun."

Er hielt auch streng darauf, daß die Großmutter gleich starken Tee in beide Gläser goß und nicht etwa ein Glas mehr trank als er.

„Noch ein letztes, wie?" fragte sie, wenn der Teeaufguß zu Ende ging.

Er guckte in die Teekanne und sagte:

„Na, meinetwegen — noch ein letztes!"

Selbst Öl für die Lampen vor den Heiligenbildern kaufte jeder für sich — und das alles, nachdem sie ein halbes Jahrhundert gemeinsamer Arbeit hinter sich gebracht hatten!

Mir erschienen all die Mätzchen, die der Großvater da machte, ebenso lächerlich wie widerwärtig, während die Großmutter daran nur die lächerliche Seite sah.

„Laß ihn nur", suchte sie mich zu beruhigen, „was schadet es denn? Ist eben alt geworden, mein Alterchen, und hat seine dummen Einfälle. Wie lange dauert's noch, bis er achtzig ist? Leb erst mal so lange! Laß ihn ruhig seine Narrheiten treiben, für mich und für dich werde ich schon das Brot verdienen, das wir brauchen!"

Auch ich begann nun, Geld zu verdienen: an den Sonntagen, frühmorgens, nahm ich einen Sack und ging auf die Höfe und Straßen, um Rindsknochen, Lumpen und altes Eisen zu sammeln. Für das Pud Lumpen oder Papier zahlten die Althändler zwanzig Kopeken, für Eisen ebensoviel, für Knochen acht bis zehn Kopeken. Auch in der Woche, nach der Schule, betrieb ich dieses Geschäft; an jedem Sonnabend verkaufte ich die gesammelten Vorräte, und meine wöchentliche Einnahme betrug alles in allem dreißig bis fünfzig Kopeken, zuweilen auch mehr. Die Großmutter nahm das Geld in Empfang, barg es sorgfältig in der Tasche ihrer Jacke und lobte mich, die Augen niederschlagend:

„Ich danke dir, mein Taubenseelchen! Wir beide werden uns schon durchschlagen, wie? Wenn's weiter nichts ist!"

Aber so munter ihre Worte auch klangen, so sah ich sie doch einmal still dastehen, den Blick auf meine dicken Kupfermünzen, die sie in der Hand

hielt, geheftet und stille Tränen vergießen; eine ganz große, trübe Träne hing gerade an ihrer schwammigen Nase.

Einträglicher als der Lumpenhandel war das Stehlen von Brennholz und Brettern in den Holzniederlagen am Ufer der Oka und auf der „Sandinsel", wo zur Messezeit in rasch gezimmerten Bretterbuden der Eisenhandel sich abwickelte. Nach Beendigung der Messe wurden die Buden abgebrochen und die Stangen und Bretter in Stapeln aufgeschichtet, die bis zum Frühjahrshochwasser auf der Insel liegenblieben. Für ein gutes Brett zahlten die Hausbesitzer zehn Kopeken, und zwei Bretter am Tage konnte man leicht beiseite bringen. Freilich gehörte zum erfolgreichen Betrieb dieses Geschäfts unbedingt schlechtes Wetter, Regen oder Schneetreiben, das die Wächter von ihren Plätzen forttrieb.

Wir bildeten eine fest zusammenhaltende Bande: zu ihr gehörte Sanjka Wjachir, der zehnjährige Sohn einer Mordwinin, die betteln ging, ein lieber, zarter, immer stillvergnügter Junge; der elternlose Kostroma, ein starkknochiger Bursche mit Wuschelkopf und großen, schwarzen Augen, der später wegen eines Taubendiebstahls in eine Kolonie für jugendliche Verbrecher kam und sich dort, kaum dreizehnjährig, erhängte; der zwölfjährige Chabi, ein biederer, gutherziger Tatarenjunge von ungewöhnlicher Körperkraft; der stupsnasige Jasj, ein achtjähriger Epileptiker, schweigsam wie ein Fisch, Sohn eines Friedhofswächters und Totengräbers, und der Älteste der ganzen Gesellschaft, der gesetzte, rechtlich denkende Grischa Tschurka, Sohn einer Schneiderswitwe, ein leidenschaftlicher Faustkämpfer. Wir alle wohnten in derselben Straße.

Das Stehlen galt in der Vorstadt nicht als Sünde, sondern als guter, alter Brauch, ja fast als das einzige Mittel, das ihren ewig hungernden Bewohnern die Möglichkeit gab, ihr Dasein zu fristen. Die anderthalb Monate der Meßzeit brachten nicht Verdienst genug für das ganze Jahr, und sehr viele ehrenwerte Kleinbürger schafften sich einen Nebenverdienst durch „Arbeit auf dem Fluß", indem sie zur Zeit des Hochwassers die weggeschwemmten Hölzer und Balken auffischten, auf ihren Flachbooten den Transport kleiner Lasten besorgten, namentlich aber von den Barken auf der Wolga und der Oka alles, was nicht niet- und nagelfest war, stibitzten. Sonntags saßen sie dann beisammen, die Großen erzählten von ihren Heldentaten, und die Kleinen hörten zu und lernten von ihnen.

Im Frühling, wenn es in der Zeit der Vorbereitungen zur Messe so recht lebhaft herging, waren abends die Straßen der Vorstadt von betrunkenen Handwerksleuten, Kutschern und sonstigem Arbeitsvolk wie besät; die Kinder der Vorstadt revidierten ihnen die Taschen — das war ihr gutes, altes Recht, das sie furchtlos vor den Augen der Erwachsenen ausübten. Sie nahmen ihnen alles weg, was sie nur ergattern konnten. Sie stahlen den Zimmerleuten ihre Zollstöcke, den Fuhrleuten ihre Schraubenschlüssel, den Lastkutschern die Kuppelbolzen und die eisernen Bänder von den Wagenachsen. Unsere kleine Gesellschaft machte da aber nicht mit.

„Stehlen tu' ich nicht", erklärte Tschurka einmal sehr entschieden. „Meine Mutter hat mir's verboten."

„Und ich fürchte mich", sagte Chabi.

Kostroma hatte einen ausgesprochenen Abscheu vor Dieben, er sprach das Wort „Dieb" immer mit ganz besonderer Betonung aus; wenn er sah, daß andere Kinder sich an die Betrunkenen heranmachten, trieb er sie auseinander, und gelang's ihm, einen der kleinen Spitzbuben zu fassen, so prügelte er ihn ganz gehörig durch. Dieser großäugige, mürrische Knabe spielte den Erwachsenen: er hatte einen eigentümlichen, schwerfälligen Gang wie ein Lastträger, bemühte sich, in einem tiefen Baß zu sprechen, und hatte etwas Schweres, Gedankenvolles, Altes in seinem Wesen. Wjachir, der Mordwine, war überzeugt, daß Diebstahl Sünde sei.

Das Wegschleppen der Bretter und Stangen von der Sandinsel galt jedoch, wie gesagt, nicht als Diebstahl, niemand von uns scheute sich davor, und wir hatten uns da verschiedene Kniffe ausgetüftelt, die uns den Betrieb wesentlich erleichterten.

Gegen Abend, wenn es dunkelte, bei schlechtem Wetter auch schon früher, gingen Wjachir und Jasj auf dem nassen, aufgequollenen Eis über die flache Bucht vor der Sandinsel, und zwar so recht breitspurig und keck, damit die Wächter auf sie aufmerksam würden; wir andern vier suchten dann einzeln und möglichst ungesehen hinüberzukommen. Die Wächter setzten nun den beiden nach, wir aber versammelten uns an einem vorher bestimmten Stapel und suchten uns unsere Beute aus, die wir ans Ufer schleppten, während Jasj und Wjachir mit ihren flinken Beinen die Wächter in Atem hielten. Jeder von uns hatte einen Strick mit einem krummgebogenen Nagel am Ende, mit dem wir die Bretter oder Stangen über Eis und Schnee hinweg ans Ufer schleppten. Die Wächter bemerkten uns fast niemals, und, wenn sie uns auch sahen, so gelang es ihnen doch nie, uns zu erwischen. Wir verkauften unsere Beute und teilten den Erlös in sechs gleiche Teile, auf jeden kamen etwa fünf bis sieben Kopeken.

Unser Verdienst hätte wohl gereicht, um uns den Tag über satt zu machen, aber Wjachir bekam von seiner Mutter Prügel, wenn er ihr nicht so viel abgab, daß sie sich ein Achtel Branntwein kaufen konnte. Kostroma wollte sich Tauben anschaffen und sparte daher sein Geld, Tschurkas Mutter war krank und brauchte öfters Medizin, und Chabi legte gleichfalls zurück, um nach seiner Geburtsstadt reisen zu können. Von dort war er als kleiner Knabe mit einem Onkel, der bald darauf in der Wolga ertrank, nach Nishni gekommen, er hatte aber den

Namen seines Heimatortes vergessen und wußte nur, daß er an der Kama, nicht weit von der Wolga, lag. Die Geschichte machte uns viel Spaß, und wir neckten den schlitzäugigen kleinen Tataren, indem wir sangen:

„An der Kama liegt 'ne Stadt,
Die 'nen schönen Namen hat;
Doch er kam mir aus dem Sinn —
Sagt mir nur, wie komm' ich hin?"

Anfänglich ärgerte sich Chabi über dieses Lied, doch Wjachir wies ihn mit seiner gurrenden Stimme zurecht:

„Was fällt dir ein? Darf man denn auf Kameraden böse sein?"

Der Tatar machte gute Miene zum bösen Spiel und sang selbst das Lied von der Stadt an der Kama mit.

Das Sammeln von Lumpen und Knochen gaben wir indes neben dem Bretterstehlen keineswegs auf. Wir befaßten uns damit ganz besonders im Frühling, wenn der Schnee fort war und der Regen die gepflasterten Straßen des öden Jahrmarktgeländes reingewaschen hatte. Hier fanden sich in den Gräben stets Nägel und Eisenabfälle in Menge, nicht selten fanden wir auch Kupfer- und Silbermünzen; damit aber die Marktweiber uns die Säcke nicht fortnahmen und uns nicht wegjagten, mußten wir vor ihnen sehr tief die Mützen ziehen oder auch so manchen Fünfer an sie zahlen. Leicht wurde uns das Geldverdienen nicht gemacht, doch lebte es sich sonst sehr gemütlich in unserem Bund, und wenn es auch ab und zu kleine Reibereien zwischen uns gab, so erinnere ich mich doch nicht, daß es je zu einer Prügelei gekommen wäre.

Unser Friedensstifter war Wjachir, er verstand es stets, zur rechten Zeit das rechte Wort zu sprechen, das uns verblüffte und beschämte. Alles Böse wies er als überflüssig von sich, selbst die zornigen Ausfälle des sehr reizbaren kleinen Jasj brachten ihn nicht aus seiner Ruhe.

„Was soll denn das?" sagte er, wenn ihm etwas unangebracht schien, „das hat doch keinen Sinn!"

Und wir sahen es ein: es hatte wirklich keinen Sinn.

Seine Mutter, die Bettlerin, nannte er „meine Mordwinin", und wir fanden daran gar nichts Lächerliches.

„Gestern ist meine Mordwinin wieder ganz beschmort nach Hause gekommen", erzählte er, und seine goldgelben, runden Augen blinkten dabei ganz vergnügt. „Hat die Tür sperrangelweit aufgerissen, setzt sich auf die Schwelle und singt und singt, die alte Henne!"

Tschurka, der sehr für Genauigkeit war, fragte ihn:

„Was sang sie denn?"

Und Wjachir schlug sich mit der flachen Hand aufs Knie und wiederholte mit seiner dünnen Fistelstimme das Lied seiner Mutter:

„Klopp, klipp, klapp,
Junger Hirtenknab
Klopft ans Fenster mit dem Stock,
Wir hinaus schnell: lock, lock, lock!

Mond am Himmel zieht,
Hirte spielt sein Lied
Auf der Flöte: lu — lu — lu —
Dörfchen liegt in Ruh!"

Er kannte viele solcher neckischen Liedchen und trug sie sehr nett vor.

„Ja", erzählte er weiter von seiner Mordwinin — „und dann ist sie auf der Schwelle eingeschlafen und hat die Stube ganz ausgekühlt; ich hab' gefroren wie ein Schneider, aber, um sie wegzuschleppen, dazu war ich zu schwach. Und heute früh sag' ich zu ihr: ‚Warum säufst du eigentlich so schrecklich?' Da meint sie: ‚Laß mich schon, trag's noch ein Weilchen, ich mach' nicht mehr lange!'"

„Ja, sie wird bald sterben", bestätigte Tschurka ernsthaft, „sie ist schon ganz geschwollen."

„Wird's dir leid tun um sie?" fragte ich.

„Aber natürlich!" versetzte Wjachir verwundert. „Sie ist doch gut zu mir."

Wir glaubten es ihm, daß seine Mordwinin gut zu ihm war, obwohl wir wußten, daß sie ihn unbarmherzig prügelte.

Wenn unsere Geschäfte einmal etwas flau gingen, schlug Tschurka vor:

„Hört mal, wir wollen zusammenlegen, jeder eine Kopeke, damit Wjachirs Mutter ihren Schnaps bekommt — sie prügelt ihn sonst wieder!"

Schreiben und lesen konnten nur zwei von unserer Gesellschaft, Tschurka und ich. Wjachir beneidete uns sehr um unsere Kenntnisse und meinte, sich an seinem spitzen Mausohr ziehend:

„Sowie ich meine Mordwinin begraben habe, will ich auch in die Schule gehen. Ich will den Lehrer so lange bitten, bis er mich aufnimmt. Und, wenn ich dann aus der Schule bin, will ich mich als Gärtner verdingen, beim Bischof oder gar beim Zaren!"

Im Frühjahr wurde die Mordwinin samt ihrer Branntweinflasche zusammen mit einem alten Mann, der ewig für einen „Kirchenbau" sammelte, beim Einsturz eines Holzstapels verschüttet. Die schwerverletzte Frau wurde ins Krankenhaus geschafft, und der gesetzte Tschurka sagte zu Wjachir:

„Jetzt kannst du bei mir wohnen, meine Mutter wird dir das Lesen beibringen."

Bald darauf las Wjachir, den Kopf hoch emporreckend, schon die Firmenschilder in der Straße:

„Mehl- und Vrokost-Handlung ..."

Tschurka verbesserte ihn:

„Vorkost, du Schafskopf!"

„Ich weiß ja, aber die Bustchaben tanzen so durcheinander!"

„Buchstaben heißt es!"

„Ja doch ... sie springen vor Freude darüber, daß man sie liest!"

Seine Vorliebe für Bäume und Kräuter belustigte uns sehr. Die Vorstadt lag auf sandigem Grund verstreut, sie wies nur wenig Grün auf — da und dort stand in einem Hof eine vereinzelte, armselige Weide oder ein krummgewachsener Holunderstrauch, während an den Zäunen sich höchstens ein schüchterner, grauer, dürftiger Graswuchs hervorwagte. Setzte sich jemand von uns auf die halbverdorrten Halme, dann knurrte Wjachir:

„Warum zerdrückt ihr denn das Gras? Könnt ihr euch nicht danebensetzen, auf den Sand? Kann's euch nicht gleich sein?"

Eine Weidenrute abzuschneiden oder eine Holunderblüte abzureißen, war in seinen Augen ein tadelnswertes Unterfangen. Er war immer sehr erstaunt, wenn er einen von uns es tun sah, und sagte vorwurfsvoll: „Müßt ihr denn alles verwüsten? Ihr seid doch die richtigen Teufel!"

Und er bewirkte damit, daß wir uns unseres Verhaltens schämten.

Am Sonnabend hatten wir unsere besondere Unterhaltung — dann führten wir unsern „Krieg gegen die Tataren".

Die ganze Woche sammelten wir in den Straßen die weggeworfenen alten Bastschuhe und versteckten sie an bestimmten Stellen. Kamen dann am Sonnabend vom „Sibirischen Hafen" die Scharen der tatarischen Lastträger heim, so stellten wir uns an irgendeiner Wegkreuzung auf und begannen gegen sie ein Bombardement mit den Bastschuhen. Anfangs nahmen sie die Sache übel, liefen uns nach und schimpften, bald aber ließen sie sich selbst von der Lust am Spiel mitreißen und erschienen in Erwartung unseres Angriffs, gleichfalls mit alten Bastschuhen bewaffnet, auf dem Plan.

Und nicht genug daran, plünderten sie sogar unsere Munitionslager, die sie ausspioniert hatten, wogegen wir mit der Begründung, das sei kein ehrliches Spiel, Einspruch erhoben. Da gaben sie uns lachend die Hälfte der Bastschuhe zurück, worauf dann in aller Gemütlichkeit der Kampf begann. Es ging dabei laut und lustig zu, die Tataren vor allem lachten aus vollem Halse, wenn es ihnen gelang, durch einen wohlgezielten Wurf einen von uns in vollem Lauf zu Fall zu bringen.

Bis spät in den Abend hinein dauerte das Spiel, und die Kleinbürger kamen aus ihren Häuschen hervor, guckten um die Ecke und brummten „der Ordnung wegen" über die Ruhestörung. Die grauen, staubigen Bastschuhe flitzten wie Krähen durch die Luft, zuweilen wurde einer oder der andere von uns im Kampf arg mitgenommen, die Freude am Spiel war aber stärker als der Schmerz. Nachdem man sich von beiden Seiten genuggetan hatte und die Munition verschossen war, schlossen die Parteien Frieden. Nicht selten gingen wir dann mit den Tataren in ihr Quartier, in dem sie gemeinsamen Tisch hatten, und hier bewirteten sie uns mit Pferdefleisch, Gemüsesuppe, starkem Ziegeltee und Nüßchen aus süßem Butterteig. Wir fanden Gefallen an diesen großen Menschen, die allesamt wahre Athleten waren — es lag in ihrem Wesen etwas Kindliches, das uns anheimelte. Mir fielen vor allem ihre Sanftmut, ihre unverwüstliche Gutmütigkeit und der rücksichtsvolle Ernst auf, mit dem sie sich gegenseitig behandelten. Ganz prächtig war auch ihr Lachen — sie erstickten förmlich in Tränen vor Lachen, und der stärkste von ihnen, ein Hüne mit eingeschlagener Nase, heulte und schrie laut, wenn er lachte. Er war so kräftig, daß er einst ganz allein eine Glocke von siebenundzwanzig Pud Gewicht vom Schiff weit ans Ufer trug; und unsern Wjachir setzte er sich einmal auf die flache Hand, hob ihn mit ausgestrecktem Arm empor und sagte: „Da, steig in 'n Himmel, mein Sohn!"

An regnerischen Tagen kamen wir häufig bei Jas auf dem Friedhof in der Wächterhütte seines Vaters zusammen. Der Friedhofswächter war ein verwitterter Mensch mit krummen Beinen und langen Armen. Auf seinem auffallend kleinen Kopf und dem dunkeln Gesicht stand das Haar in Büscheln von unbestimmbarer, schmutziger Farbe; sein Kopf erinnerte an eine trockene Distel, der lange, dünne Hals war der Stengel daran. Er blinzelte süßlich mit seinen gelblichen Augen und murmelte öfters rasch vor sich hin: „Bewahr mich der Himmel vor Schlaflosigkeit! Uch!"

Wir kauften, bevor wir nach dem Friedhof gingen, drei Lot Tee, ein Viertelpfund Zucker, Brot und ein Achtel Branntwein für den Vater des kleinen Jasj.

„Na, du elender Bauer — mach uns den Samowar zurecht!" befahl Tschurka dem Alten streng.

Der Alte lächelte und stellte den Samowar auf, und in Erwartung des Tees unterhielten wir uns höchst gesetzt über unsere Angelegenheiten. Er gab uns gute Ratschläge und Winke:

„Hört mal, übermorgen ist Leichenschmaus bei Trussows, da wird's 'ne große Gasterei geben — wie wär's, wenn ihr euch die Knochen holtet?"

„Bei Trussows sammelt die Köchin selbst die Knochen", versetzte der allwissende Tschurka.

Wjachir sah sinnend zum Fenster hinaus auf den Friedhof und sagte:

„Wann werden wir endlich in den Wald gehen können, ach, du meine Güte!"

Jasj schwieg beständig, sah uns alle mit seinen traurigen Augen aufmerksam an und zeigte uns schweigend seine Spielsachen — zerbrochene Bleisoldaten, die er in der Müllgrube auflas, Pferde ohne Beine, kleine Stückchen Messing und eine Sammlung von allerhand Knöpfen.

Sein Vater stellte verschiedene Tassen und Krüge auf den Tisch und brachte den Samowar. Kostroma setzte sich, um den Tee einzuschenken, der Alte aber trank seinen Branntwein, kletterte auf den Ofen,

streckte von dort seinen langen Hals nach uns aus, musterte uns mit seinen Eulenaugen und murmelte:

„Uch, daß ihr die Krätze kriegt — als ob das Kroppzeug schon erwachsen wäre! Ach, ihr Diebe — bewahr mich der Himmel vor Schlaflosigkeit!"

„Wir sind durchaus keine Diebe!" belehrte ihn Wjachir.

„Na, dann seid ihr eben Spitzbuben!"

Wenn uns der Totengräber lästig wurde, fuhr ihn Tschurka grob an:

„Laß uns in Ruhe, du elender Bauer!"

Ebenso wie Tschurka und Wjachir konnte auch ich es nicht leiden, wenn der Totengräber aufzuzählen begann, in welchen Häusern es Kranke gab, wer von den Vorstadtbewohnern bald sterben würde. Er sprach geradezu mit Genuß, ohne eine Spur von Mitleid über dieses Thema, und, sobald er sah, daß wir uns darüber ärgerten, reizte und neckte er uns absichtlich:

„Aha, ihr habt Angst, ihr kleinen Teufel? So, so! Laßt gut sein!"

Wir fielen ihm ins Wort, doch er ließ sich nicht stören:

„Auch ihr müßt mal sterben, könnt doch nicht ewig im Müll herumkratzen!"

„Na, dann sterben wir eben", sagte Wjachir, „wir kommen aber als Engel in den Himmel."

„I—ihr — als Engel?" versetzte der Totengräber ganz starr vor Staunen. Er lachte laut und begann unflätig über die Toten zu reden.

Er kannte die Lebensgeschichte fast aller Vorstädter, die er in den Sand des traurigen, kahlen Kirchhofes eingescharrt hatte; er öffnete vor uns gleichsam die Türen der Häuser, und wir traten hinein und sahen, wie die Menschen dort lebten. Er hätte vielleicht die ganze Nacht hindurch fortschwatzen können, aber, sobald der Abend in das Fenster der Wächterhütte hineindämmerte, stand Tschurka vom Tisch auf und sagte:

„Ich muß nach Hause, meine Mutter fürchtet sich sonst. Wer kommt mit?"

Wir brachen alle auf. Der kleine Jasj begleitete uns bis zur Friedhofsmauer, verschloß das Tor hinter uns, sah uns, das dunkle, knochige Gesicht an das Gitter drückend, nach und sprach dumpf:

„Lebt wohl!"

Wir antworteten ihm: „Lebe wohl!" Es war uns peinlich, den kleinen Burschen auf dem Friedhof zurücklassen zu müssen, und Kostroma sagte einmal, als wir vom Friedhof fortgingen:

„Wenn wir morgen erwachen, ist er vielleicht tot!"

„Ja", meinte Tschurka, „es geht uns allen schlecht, ihm geht's wohl am schlechtesten."

„Uns geht es doch nicht schlecht!" protestierte Wjachir, und ich muß sagen, daß ich ganz seiner Meinung war. Mir gefiel dieses unabhängige Straßenleben sehr gut, und auch meine Kameraden gefielen mir. Sie weckten in mir ein neues, großes Gefühl, und ich empfand einen unruhigen Drang, irgend etwas Besonderes, Gutes für sie zu tun.

In der Schule hatte ich während dieser ganzen Zeit keinen leichten Stand. Die Mitschüler machten sich über mich lustig, nannten mich Lumpenmatz, Bettler und Strolch, und einmal, nach einem Streit, klagten sie dem Lehrer, ich röche nach der Müllgrube, man könne unmöglich neben mir sitzen. Ich erinnere mich, wie tief diese Anzeige mich empörte und wie schwer es mir fiel, danach noch weiter in die Schule zu gehen. Die Klage war eine böswillige Verleumdung. Ich wusch mich jeden Morgen sehr sorgfältig und ging nie in den Kleidern zur Schule, in denen ich Lumpen sammelte.

Endlich hatte ich das Examen für die dritte Klasse bestanden. Als Belohnung erhielt ich ein Evangelium, ein gebundenes Exemplar der Krylowschen Fabeln und ein nicht eingebundenes Buch mit dem mir unverständlichen Titel „Fata Morgana". Auch ein Ehrenzeugnis wurde mir ausgehändigt. Als ich diese Geschenke nach Hause brachte, war der Großvater sehr erfreut und gerührt und erklärte, die Sachen müßten sehr sorgfältig aufbewahrt werden, er wolle sie in seiner Truhe verschließen. Die Großmutter lag damals seit einigen Tagen krank, sie hatte kein Geld, und der Großvater jammerte und stöhnte:

„Arm trinken und arm essen werdet ihr mich, ach, i—ihr!"

Ich brachte die Bücher in einen Laden, verkaufte sie für fünfundfünfzig Kopeken und gab der Großmutter das Geld. Das Ehrenzeugnis bekritzelte ich kreuz und quer, faltete es zusammen und gab es dem Großvater, der es unbesehen, ohne meinen losen Streich zu bemerken, einschloß.

Mit der Schule glücklich fertig, konnte ich meine Zeit nun ungeteilt auf der Straße zubringen. Es war jetzt draußen ganz besonders schön, der Frühling war da, und unser Geschäft blühte. Des Sonntags gingen wir alle miteinander schon am frühen Morgen ins Freie, in die Kiefernwälder, und kehrten erst spät am Abend, angenehm ermüdet und einander noch näher als vordem, in die Vorstadt zurück.

Aber nicht lange sollte dieses Leben währen. Der Stiefvater hatte wieder einmal seine Stelle verloren, er war irgendwohin verschwunden, und meine Mutter siedelte mit dem kleinen Nikolai zum Großvater über. Die Großmutter war in die Stadt gezogen und lebte im Hause eines reichen Kaufmanns, der ihr die Stickereien für ein Tuch, auf dem die Grablegung Christi dargestellt werden sollte, in Auftrag gegeben hatte, und so mußte ich wohl oder übel bei dem kleinen Bruder das Kindermädchen spielen.

Die Mutter, stumm und ausgemergelt, vermochte sich kaum zu rühren und blickte auf alles mit einem Ausdruck des Entsetzens. Der Kleine war skrofulös und war so schwach, daß er nicht einmal laut weinen konnte, wenn er hungrig war, sondern nur ganz

entsetzlich stöhnte. War er satt, schlummerte er, und sein Atem ging dann wie das leise Schnurren einer Katze.

Der Großvater hatte ihn sorgfältig von allen Seiten befühlt, als er zu ihm gebracht wurde, und sagte:

„Er müßte gut gefüttert werden, aber ich hab's nicht dazu, um euch alle zu erhalten."

Die Mutter saß im Winkel auf ihrem Bett und seufzte heiser:

„Es ist doch nur wenig, was er braucht."

„Der ein wenig und jener ein wenig — da kommt schließlich ein Viel heraus."

Er wandte sich von ihr ab und sagte zu mir:

„Er muß viel im Freien sein, der Kleine, in der Sonne. Im Sand muß er sitzen."

Ich holte mit dem Sack trockenen, reinen Sand, schüttete ihn an einer sonnigen Stelle unter dem Fenster zu einem Haufen auf und grub den Bruder bis zum Hals ein, wie der Großvater es mich geheißen hatte.

Dem Kleinen gefiel es, so im Sand dazusitzen, er blinzelte voll Behagen und sah mich mit seinen merkwürdigen Augen an, deren Weißes man vor der großen, dunkelblauen Pupille inmitten des hellen Ringes überhaupt nicht sah.

Ich faßte sogleich eine große Zuneigung zu dem kleinen Bruder — es war mir, als begriffe er alles, was ich dachte, wenn ich so neben ihm im Sand lag und die knarrende Stimme des Großvaters durch das offene Fenster zu uns drang:

„Zum Sterben gehört nicht viel Verstand! Zu leben hättest du verstehen müssen."

Die Mutter hustete lange und schwer.

Der Kleine machte seine Ärmchen vom Sand frei, streckte sie nach mir aus und nickte dabei mit dem weißen Köpfchen; seine spärlichen Haare schimmerten ins Graue, und das Gesichtchen hatte einen alten, weisen Ausdruck.

Kam eine Henne, eine Katze in unsere Nähe, dann schaute Kolja sie lange an, worauf er zu mir aufsah und kaum merklich lächelte. Mich verwirrte dieses Lächeln — sollte er vielleicht erraten, daß ich mich bei ihm langweile und ihn am liebsten allein lassen möchte, um auf die Straße zu rennen?

Der Hof war eng und schmutzig, vom Tor an zogen sich kleine, aus Latten gezimmerte Schuppen, Holzställe und Keller bis ans Badehäuschen hin. Die Dächer sind dicht mit Bootstrümmern, Holzscheiten, Brettern und feuchten Spänen bedeckt, die von den kleinen Leuten im Hause zur Zeit des Eisganges und des Hochwassers aufgefischt wurden. Auch im Hofe lagern große Haufen feuchten Holzes aller Art, das in der Sonne modert und einen fauligen Geruch ausströmt.

Nebenan liegt das Schlachthaus, fast an jedem Morgen hört man von dort das Brüllen der Kälber und das Blöken der Hammel, und so durchdringend ist der Blutgeruch, der von dort herüberweht, daß ich zuweilen glaube, ihn als ein durchsichtiges, purpurrotes Netz in dem dichten Staub des Hofes schweben zu sehen.

Wenn die Tiere unter dem betäubenden Hieb des Metzgerbeils aufbrüllten, kniff Kolja die Augen zusammen und blies die Lippen auf — offenbar wollte er den Laut nachahmen. doch blies er nur die leere Luft heraus:

„F—f—fu..."

Gegen Mittag steckte der Großvater den Kopf durchs Fenster und rief:

„Zu Tisch!"

Er nahm den Kleinen auf den Schoß und päppelte ihn selbst: er schob mit seinem krummen Finger den Brei in Koljas Mund. Hatte die Fütterung ein Weilchen gedauert, hob er das Hemdchen des Kleinen auf, tippte mit dem Finger gegen den Bauch und sagte halblaut für sich:

„Ist's nun genug? Oder soll man ihm noch etwas geben?"

Aus dem dunkeln Winkel neben der Tür ließ sich die Stimme der Mutter vernehmen:

„Sie sehen doch, daß er die Händchen nach dem Brot ausstreckt!"

„Ein Kind weiß doch nicht, wieviel es essen darf!" Doch schob er dem Kleinen noch ein paar Bissen in den Mund. Diese Fütterung widerte mich an, Ekel und Widerwillen würgten mir in der Kehle.

„Nun, jetzt ist's genug", sagte der Großvater schließlich. „Geh, trag ihn zur Mutter hin!"

Ich nahm Kolja, der nach dem Tisch zurück wollte und stöhnte. Die Mutter setzte sich pustend auf, sie streckte die dürren, fleischlosen Arme aus, lang und dünn wie eine Tanne mit rundum abgebrochenen Zweigen.

Sie war ganz stumm geworden, sprach nur selten ein Wort mit röchelnder Stimme, lag den ganzen Tag schweigend im Winkel; sie würde bald sterben, das fühlte und wußte ich natürlich, sprach doch der Großvater nur zu oft in seiner aufdringlichen Weise vom Tod, namentlich des Abends, wenn es draußen dunkel wurde und ein warmer, modriger Geruch vom Hof her ins Zimmer drang.

Das Bett des Großvaters stand in der vorderen Zimmerecke, fast unter den Heiligenbildern; er lag mit dem Kopf nach ihnen und dem kleinen Fenster hin. Wenn er sich niedergelegt hatte, brummte er im Dunkeln lange vor sich hin:

„Ja, nun geht's ans Sterben! Mit was für einem Gesicht werden wir vor den Herrn treten? Was werden wir sagen? Unser Leben lang haben wir uns abgehetzt und gequält, und was haben wir erreicht?"

Ich schlief zwischen dem Ofen und dem Fenster auf dem Fußboden; der Raum war für mich zu eng, und ich mußte die Füße ins Ofenloch stecken, wo die Schaben sie kitzelten. Dieser enge Winkel am Ofen gab dem Großvater zu ewigem Ärger Anlaß:

jeden Augenblick stieß er, wenn er dort kochte, mit den langen Griffen der Topfgabel oder mit dem Feuerhaken die Fensterscheiben ein. Als ihm einmal ein Topf überlief, begann er, in dem Unglückswinkel so hastig herumzuhantieren, daß er nicht nur den Topf umwarf und zerschlug, sondern auch den Querrahmen des Fensters samt den beiden Scheiben einstieß. Er war so untröstlich darüber, daß er sich auf den Fußboden setzte und laut weinte und klagte: „O Gott, o Gott!" Ich wunderte mich, daß er nicht längst darauf gekommen war, die Holzgriffe der Topfgabel zu verkürzen, und, als er fort war, machte ich mich selbst daran, mit einem Brotmesser die Gabelgriffe ungefähr um drei Viertel ihrer Länge zu kürzen. Als der Großvater meine Arbeit sah, begann er zornig zu schelten:

„Verdammter Satan! Die Säge hättest du nehmen sollen, die Sä—äge! Dann hätte man die abgeschnittenen Enden noch als Mangeln verwerten können, du Höllenbraten!"

Mit den Händen umherfuchtelnd, lief er auf den Flur hinaus, die Mutter aber sagte:

„Du hättest die Nase nicht hineinstecken sollen!"

Sie starb an einem Sonntag im August, um die Mittagsstunde. Der Stiefvater war eben von seiner Reise zurückgekehrt und hatte wieder eine Anstellung gefunden, die Großmutter war bereits mit Kolja in seine saubere, kleine Wohnung nahe dem Bahnhof übergesiedelt, und auch die Mutter sollte in den nächsten Tagen dahingebracht werden.

Am Morgen ihres Todestages sagte sie leise, doch mit klarerer, freierer Stimme als sonst zu mir:

„Geh doch zu Jewgeni Wassiljewitsch und sag ihm, ich ließe ihn herbitten!"

Sie richtete sich im Bett auf, wobei sie sich mit der Hand gegen die Wand stützte, und fügte hinzu:

„Geh rasch!"

Es schien mir, daß sie lächelte, und ein ungewohnter Glanz lag in ihren Augen. Ich lief sogleich zu Maximow, doch er war im Hochamt. Die Großmutter schickte mich nach Schnupftabak, und, da keiner vorrätig war und die Krämersfrau erst welchen zurechtrieb, mußte ich warten. Ich brachte ihn der Großmutter und eilte rasch nach Hause. Hier fand ich die Mutter am Tisch sitzend — sie hatte ein sauberes, fliederblaues Kleid an, war glatt gekämmt und schaute so ernst und gesetzt drein wie in früheren Tagen.

„Ist dir besser?" fragte ich mit einem eigentümlichen Angstgefühl.

Sie sah mich mit einem Blick an, vor dem mir ganz unheimlich wurde, und sagte:

„Komm einmal her! Wo hast du dich herumgetrieben, wie?"

Ich hatte noch nicht Zeit gefunden, ihr zu antworten, als sie mich bei den Haaren packte, mit der andern Hand ein biegsames, langes Messer, das aus einer alten Säge zurechtgeschliffen war, vom Tisch nahm und mir, weit ausholend, ein paar flache Hiebe versetzte. Das Messer entfiel ihrer Hand.

„Heb's auf!" sagte sie. „Gib es her!"

Ich hob das Messer auf und warf es auf den Tisch. Sie stieß mich von sich, und ich setzte mich auf den Ofenvorsprung und beobachtete sie voller Schrecken.

Sie stand vom Stuhl auf und ging langsam in ihren Winkel, wo sie sich aufs Bett legte und sich mit dem Taschentuch den Schweiß vom Gesicht wischte. Ihre Hand bewegte sich unsicher, zweimal fiel sie neben dem Gesicht auf das Kissen und wischte auf diesem statt auf dem Gesicht herum.

„Gib mir ... Wasser", lispelte sie.

Ich schöpfte im Eimer die Tasse voll, und sie hob mühsam den Kopf hoch, schlürfte ein paar Tropfen, schob meinen Arm mit ihrer kalten Hand zur Seite und stieß einen tiefen Seufzer aus. Nun wandte sie den Blick auf die Heiligenbilder im Winkel, richtete dann die Augen auf mich, bewegte die Lippen, als wollte sie lächeln, und senkte langsam die langen Wimpern über die Augen. Ihre Ellbogen schmiegten sich dicht an die Hüften, und die Hände, an denen die Finger sich schwach bewegten, krochen die Brust hinauf, als ob sie zur Kehle hinstrebten. Über ihr Gesicht lief ein Schatten, die gelbe Haut spannte sich, und die Nase wurde spitz. Staunend öffnete sich der Mund, doch der Atem war nicht mehr zu hören.

Eine ganze Weile stand ich mit dem Glas Wasser am Bett der Mutter und sah zu, wie sie erstarrte und ihr Gesicht immer fahler wurde.

Der Großvater kam herein, und ich sagte zu ihm:

„Die Mutter ist gestorben."

Er sah nach dem Bett und sagte:

„Was schwatzt du da?"

Er ging zum Ofen und nahm die Sonntagspastete heraus, wobei er mit dem Vorsatzblech und der Pfanne einen Heidenlärm machte. Ich sah ihn an — ich wußte, daß die Mutter tot war — und wartete stumm, bis er es begreifen würde.

Der Stiefvater trat ins Zimmer, in einem leichten, hellen Sommeranzug und weißer Uniformmütze. Er nahm einen Stuhl und trug ihn ans Bett der Mutter; plötzlich ließ er den Stuhl fallen und schrie auf, laut wie eine schmetternde Trompete:

„Aber sie ist ja tot — da, sehen Sie doch!"

Der Großvater näherte sich der Toten — ganz leise, die Augen weit aufgerissen; das Vorsatzblech in der Hand, ging er tastend wie ein Blinder durchs Zimmer. —

Als man den Sarg der Mutter mit feinem Sand zugeschüttet hatte, hastete die Großmutter blindlings zwischen den Gräbern dahin, stolperte über ein Kreuz und schlug sich das Gesicht blutig. Der Vater des kleinen Jasj brachte sie in die Wächter-

hütte, gab ihr Wasser und redete mit leiser Stimme tröstend auf mich ein:

„Ach, du — bewahre mich der Himmel vor Schlaflosigkeit! Ja, ja, so geht's... nicht wahr, Großmutter? Ob arm, ob reich — der Tod macht alle gleich... hab' ich nicht recht, Großmutter?"

Er sah zum Fenster hinaus, lief aus der Hütte ins Freie und kam gleich darauf, übers ganze Gesicht strahlend, mit Wjachir zurück.

„Da, schau mal her", sagte er und hält mir einen zerbrochenen Sporn hin. „Schau mal, da hast du was Schönes! Das schenken wir dir, wir beide und Wjachir! Ein feines Rädchen, was? Hat wohl ein Kosak unterwegs verloren! Ich wollte es dem Wjachir abkaufen, einen Fünfer hab' ich ihm dafür geboten..."

„Hör doch schon auf zu schwindeln", sagte Wjachir barsch, der Alte aber hüpfte vor mir hin und her, blinzelte mir zu und schwatzte weiter:

„Ein mürrischer Kerl, unser Wjachir, was? Nun, meinetwegen — er hat's dir geschenkt." Die Großmutter hatte sich unterdessen das geschwollene, zerschundene, blauangelaufene Gesicht gekühlt, ein Tuch umgenommen und redete mir zu, nach Hause zu gehen; ich weigerte mich hartnäckig, da ich wußte, daß es nach dem Leichenschmaus und dem reichlichen Branntweingenuß Zank und Streit geben würde. Onkel Michail hatte schon in der Küche seufzend zu Jakow gesagt:

„Einen Schluck werden wir schon trinken, was?"

Wjachir suchte mich aufzuheitern; er hielt den Sporn mit dem Kinn fest und haschte mit der Zunge nach dem Rädchen. Der Vater des kleinen Jasj lachte überlaut dazu und schrie:

„Nun sieh bloß einer, was der angibt!" Als er aber sah, daß all ihr Bemühen umsonst war, sagte er ernst: „Nun laß es genug sein, halt die Ohren steif! Alle müssen sterben, sogar die Vögel! Weißt du was? Ich werde dir Mutters Grab mit Rasen bedecken. Gleich gehn wir aufs Feld — du, Wjachir, ich und Jasj; wir werden Rasen stechen und das Grab so schön herrichten, wie's schöner gar nicht sein kann!"

Ich war damit einverstanden, und wir gingen aufs Feld.

Einige Tage nach der Beerdigung der Mutter sagte der Großvater zu mir:

„Nun, Alexej, du bist keine Medaille, die ich mir um den Hals hängen könnte — ich habe keinen Platz mehr für dich, du mußt zu fremden Menschen."

Und ich ging unter fremde Menschen.

UNTER FREMDEN MENSCHEN

1

Ich lebe unter fremden Menschen, als Lehrling in einem modischen Schuhwarenbasar in der Hauptstraße der Stadt. Mein Prinzipal ist ein kleines, rundliches Männchen mit einem dunkeln, verwischten Gesicht, grünen Zähnen und trüben, wäßrigen Augen. Er scheint mir blind zu sein, und, um mich zu überzeugen, ob er es wirklich ist, schneide ich eine Grimasse.

„Verzieh das Gesicht nicht so", sagt er leise, doch zugleich streng.

Es ist mir unangenehm, daß diese trüben Augen mich sehen, und ich kann es gar nicht glauben, daß sie wirklich sehen. Vielleicht hat er's nur aufs Geratewohl gesagt, daß ich das Gesicht nicht verziehen soll?

„Hörst du nicht? Du sollst das Gesicht nicht verziehen!" sagt er noch strenger und noch leiser. Die feisten Lippen bewegen sich kaum.

„Kratz dir nicht die Arme", kriecht mir sein trocknes Geflüster ins Ohr. „Du darfst nie vergessen, daß du hier im vornehmsten Basar der Hauptstraße bist. Wie eine Bildsäule mußt du an der Tür stehen, verstanden?"

Ich weiß nicht, was eine Bildsäule ist, und ich muß mich unbedingt kratzen, denn meine beiden Arme sind bis an die Ellbogen mit roten Flecken und Pusteln bedeckt, ich leide nämlich an der Krätze.

„Was hast du denn zu Hause getrieben?" fragt der Prinzipal und beguckt sich dabei meine Hände.

Ich erzähle ihm, daß ich Lumpen gesammelt habe. Er schüttelt den runden Kopf, an dem das graue Haar wie aufgeklebt sitzt, und sagt in wegwerfendem Ton:

„Lumpen gesammelt — das ist ja schlimmer als betteln oder stehlen!"

„Ich habe auch gestohlen", bemerke ich nicht ohne Stolz.

Er legt die Hände auf den Rand des Stehpults, daß er aussieht wie eine Katze, die die Pfoten vorstreckt, und sieht mich erschrocken an.

„Wa—as?" zischt er — „gestohlen? Wie soll ich das verstehen?"

Ich erkläre ihm, wie und was ich gestohlen habe.

„Nun, das sind alles Kleinigkeiten. Merk dir aber: wenn du hier bei mir stehlen solltest, ein Paar Stiefel oder Geld, dann lasse ich dich ins Gefängnis für jugendliche Verbrecher stecken!"

Er sagte das mit solcher Ruhe, daß es mich eiskalt überlief und meine Abneigung gegen ihn nur noch größer wurde.

Außer dem Prinzipal waren noch zwei Leute im Geschäft: mein Vetter Sascha, der Sohn meines Onkels Jakow, und der erste Kommis, ein fixer, rotbäckiger Bursche von unangenehm schmeichlerischem Wesen. Sascha trug ein fuchsiges Jackett, ein Vorhemd mit Krawatte und Hosen mit Vorstoß. Er war sehr stolz und behandelte mich von oben herab.

Als der Großvater mich zum Prinzipal brachte und den Vetter bat, sich meiner ein wenig anzunehmen, runzelte Sascha würdevoll die Stirn und sagte: „Dann muß er mir aber gehorchen!"

Der Großvater legte die Hand auf meinen Scheitel und duckte mir den Kopf tiefer. „Gehorch ihm nur, hörst du?" sprach er. „Er ist älter als du und dient schon länger."

Sascha aber glotzte mich groß an und sagte mit Nachdruck:

„Merk dir, was der Großvater gesagt hat!"

Und vom ersten Tag an war er einzig darauf bedacht, mich seine Überlegenheit fühlen zu lassen.

„Du, Kaschirin", wies der Prinzipal ihn zurecht, „reiß die Augen nicht so weit auf!"

„Oh, entschuldigen Sie", stammelte Sascha und ließ den Kopf sinken. Der Prinzipal aber mäkelte weiter an ihm herum:

„Guck nicht so böse drein, sonst halten dich die Kunden für einen Ziegenbock."

Der Kommis lächelte ehrerbietig, der Prinzipal zog die Lippen schief, und Sascha, der ganz purpurrot geworden war, verkroch sich hinter den Ladentisch.

Ich fand kein Gefallen an diesen Reden, die ich zum Teil nicht verstand. Oft kam es mir vor, als redeten sie in einer fremden Sprache.

Kam eine Kundin in den Laden, so zog der Prinzipal die Hand aus der Tasche, strich sich den Schnurrbart und verzog sein Gesicht zu einem süßlichen Lächeln, das seine Backen dicht mit Falten bedeckte, die blinden Augen jedoch unverändert ließ.

Der Kommis reckte sich und hielt die Ellbogen an die Seiten gepreßt, während seine Hände ehrerbietig herabhingen. Sascha blinzelte ängstlich und suchte seine Glotzaugen zu verstecken, und ich stand an der Tür, kratzte mich unbemerkt, sooft ich konnte, und beobachtete die Zeremonie des Schuhverkaufs. Der Kommis kniete vor der Käuferin nieder und zog ihr den Schuh an, wobei er seine Finger auf eine ganz merkwürdige Art auseinanderspreizte. Seine Hände zitterten, und er berührte die Wade der Dame so vorsichtig, als wenn er sie zu zerbrechen fürchtete. Und dabei handelte es sich um eine ganz kräftige Wade, die einer mit dem Hals nach unten gekehrten dicken Flasche auffallend ähnlich sah.

Einmal hörte ich, wie eine Dame, den Fuß zurückziehend, ausrief:

„Ach, Sie kitzeln mich ja!"

„Oh, meine Gnädige, das geschieht nur aus Höflichkeit", erklärte der Kommis voll Eifer.

Lächerlich kam es mir vor, wie er sich an die Kundinnen förmlich anschmiegte, und, um nicht laut herauszuplatzen, wandte ich das Gesicht der Glastür zu. Mit Gewalt zog es mich jedoch immer wieder hin, das Benehmen des Kommis kam mir gar zu putzig vor, und ich sagte mir, daß ich es nie fertigbringen würde, die Finger so höflich zu spreizen und die Schuhe so geschickt über die Füße der Kundinnen zu streifen.

Zuweilen begab sich der Prinzipal in das Zimmerchen, das hinter dem Laden lag, rief auch Sascha hinein und ließ den Kommis mit der Käuferin allein im Laden. Einmal, als er gerade eine rothaarige dicke Dame bediente, sah ich, wie er Daumen und Zeigefinger geschlossen, als wollte er eine Prise nehmen, an den Mund führte und seine eigenen Fingerspitzen küßte.

„Ach, Sie kleiner Schäker!" sagte die Dame lächelnd, er aber blies seine Backen auf und seufzte dumpf: „Mm—uch!"

Ich mußte so laut darüber lachen, daß ich, um nicht hinzufallen, mich an der Türklinke festhielt. Davon ging die Tür auf, und ich schlug mit dem Kopf gegen die Scheibe, die in Stücke sprang. Der Kommis stürzte wütend auf mich los und versetzte mir einen Fußtritt, der Prinzipal bearbeitete meinen Schädel mit seinem schweren goldenen Siegelring, und Sascha zerrte und zog mich an den Ohren.

„Wart nur, dafür wird man dich wegjagen!" sagte er streng, als wir beide am Abend zu Bett gingen. „Was gibt's denn da zu lachen?"

Er suchte mir klarzumachen, daß das Geschäft viel besser gehe, wenn der Verkäufer nach dem Geschmack der Dame ist.

„Sie kommen dann und kaufen, auch wenn sie keine Schuhe brauchen — nur, um den netten Kommis zu sehen. Das verstehst du eben nicht. Es hat gar keinen Zweck, dich zu belehren."

Seine Worte ärgerten mich — wer gab sich denn überhaupt Mühe, mich zu belehren? Kein Mensch, er am allerwenigsten.

Des Morgens weckte mich die Köchin, eine kränkliche, mürrische Person, eine Stunde früher als ihn. Ich putzte die Stiefel und bürstete die Kleider des Prinzipals, seiner Frau, des Kommis und Saschas, ich brachte den Samowar in Ordnung, holte Holz für alle Öfen in der Wohnung und wusch das Geschirr auf. Im Laden fegte ich den Fußboden sauber, wischte den Staub ab und bereitete, sooft es verlangt wurde, den Tee. Auch das Austragen der Ware an die Kundschaft gehörte zu meinen Pflichten. Ging ich zum Mittagessen, so mußte Sascha statt meiner an der Tür stehen und sie den Kunden öffnen. Er fand das unter seiner Würde und schalt mich:

„Faulpelz! Nun muß ich für dich schuften!"

Ich langweilte mich und sehnte mich fort aus dem Schuhbasar. Ich war an ein unabhängiges Leben gewöhnt, hatte mich vom frühen Morgen bis in die späte Nacht auf den sandigen Straßen der Vorstadt, am Ufer der Oka oder draußen in Wald und Flur herumgetrieben. Die Großmutter und die Kameraden fehlten mir, kein Mensch war da, mit dem ich ein vernünftiges Wort hätte reden können. Das Leben zeigte mir seine häßliche, falsche Seite und machte mich verdrossen.

Nicht selten kam es vor, daß eine Kundin den Laden verließ, ohne etwas zu kaufen, dann stellten die drei sich an, als hätten sie eine persönliche Kränkung erlitten. Der Prinzipal steckte sein süßliches Lächeln in die Tasche und kommandierte:

„Kaschirin, pack die Ware weg!"

Und dann begann er zu schimpfen:

„Da, wie ein Schwein hat sie in den Sachen herumgewühlt! Langweilt sich zu Hause, die dumme Gans, und treibt sich in den Läden herum. Die sollte meine Frau sein — na, der wollt' ich..."

Seine Frau, eine schwarzäugige, hagere Person mit mächtig langer Nase, pflegte ihn anzuschreien wie einen Hausknecht und trampelte mit den Füßen, wenn er nicht aufs Wort gehorchte.

Sehr häufig machten sie, wenn sie eine ständige Kundin unter höflichen Verbeugungen und zuvorkommenden Redensarten an die Tür begleitet hatten, nachträglich allerhand schamlose, schmutzige Bemerkungen über sie. Ich hatte dann nicht übel Lust, auf die Straße zu stürzen, ihr nachzurennen und ihr zu erzählen, wie unanständig sie von ihr gesprochen hätten.

Ich wußte wohl, daß die Menschen im allgemeinen hinterm Rücken nur Schlechtes voneinander reden, diese drei jedoch sprachen von aller Welt ganz besonders schlimm, als seien sie etwas unvergleichlich Besseres als die andern und von irgend jemand zu Richtern über ihre Mitmenschen bestellt. Sie waren voller Neid und Mißgunst, hatten für niemanden

ein Wort des Lobes und wußten von jedermann irgendeine häßliche Geschichte zu erzählen.

Eines Tages erschien eine junge Dame mit rosigen Wangen und blitzenden Augen im Laden. Sie trug einen Samtumhang mit schwarzem Pelzkragen, aus dem ihr Gesicht wie eine wunderbar schöne Blume emporblühte. Sie warf Sascha den Umhang zu und erschien nun noch schöner — ein eng anliegendes, blaugraues Seidenkleid umschloß die schlanke Gestalt, in ihren Ohren funkelten Brillanten, und ich verglich sie im stillen mit der schönen Wassilissa des Märchens und war fest überzeugt, daß sie zum mindesten die Frau Gouverneurin sei. Sie wurde im Laden ganz besonders respektvoll empfangen, alle schwänzelten und scharwenzelten vor ihr und ergingen sich in den höflichsten Redensarten. Alle drei rannten wie irrsinnig durch den Laden, alles schien hinzuschmelzen in der flammenden Lohe, die von ihr ausging. Als sie aber rasch und ohne viele Umstände ein Paar sehr teure Stiefelchen ausgewählt und den Laden verlassen hatte, schnalzte der Prinzipal mit der Zunge, ließ einen Pfiff hören und sagte:

„Ein tolles Luderchen!"

„Ein Theaterweib — das sagt alles", meinte der Kommis verächtlich.

Und sie begannen, die unmöglichsten Dinge von den Liebhabern der Dame und den nächtlichen Orgien, die sie mitmachte, zu erzählen.

An diesem Tage machte ich mich, als der Prinzipal in dem an den Laden anstoßenden kleinen Stübchen seinen Mittagsschlaf hielt, an seine goldene Uhr heran, ließ den Deckel aufspringen und träufelte eine gute Portion Essig in das Uhrwerk. Es machte mir einen Heidenspaß, als er mit der Uhr in der Hand in den Laden kam und ganz verblüfft vor sich hin murmelte:

„Nein, so was! Nun ist die Uhr richtig in Schweiß geraten! Das ist mir noch nicht vorgekommen — eine Uhr, die schwitzt! Das hat vielleicht was sehr Schlimmes zu bedeuten!"

Zu tun gab's im Laden und im Hause genug, über Mangel an Beschäftigung konnte ich nicht klagen. Dennoch litt ich an einer dumpfen Langenweile, die mich innerlich quälte, und immer häufiger ging mir der Gedanke durch den Kopf: ‚Wie fängst du es nur an, daß man dich aus dem Laden fortjagt?'

Ich blicke sehnsüchtig durch die Ladentür auf die Straße, in der der Schnee treibt. Die weißbeschneiten Passanten hasten vorüber wie Leidtragende, die zu einem Begräbnis zu spät zu kommen fürchten. Die zitternden Pferde quälen sich mühsam durch die hohen Schneewehen. Vom Kirchturm hinter dem Hause tönt Tag für Tag dumpfes Glockengeläut, die großen Fasten haben begonnen; die Glockenklänge hageln wie Schläge auf meinen Kopf nieder — nicht eben schmerzhaft, eher betäubend und verdummend.

Eines Tages, als ich gerade dabei war, vor der Ladentür im Hof eine neuangekommene Kiste mit Ware auszupacken, kam der Kirchenwächter, ein krummes, zerzaustes, wie aus lauter Lumpen zusammengeflicktes Männchen an mich herangeschlichen.

„Hör mal, du, Kind Gottes — stiehl doch für mich ein Paar Galoschen!" begann er.

Ich schwieg. Er lehnte sich an die leere Kiste, gähnte, bekreuzigte seinen zahnlosen Mund und sagte nochmals:

„Willst du sie stehlen — wie?"

„Ich darf nicht stehlen", erwiderte ich.

„Ach, es wird so viel gestohlen. Sieh, ich bin ein alter Mann — hab doch Mitleid mit mir!"

Er war so ganz anders als die Leute im Laden, mit denen ich zu tun hatte, und das gefiel mir an ihm. Ich sah es ihm an, daß er mir den Diebstahl sehr wohl zutraute, und ich sagte, ich würde ihm die Galoschen durch das Klappfenster in den Hof hinausreichen.

„Recht so", sagte er ruhig, ohne eine besondere Freude zu zeigen. „Wirst du aber auch Wort halten? Nun, nun, ich sehe schon, ich kann mich auf dich verlassen."

Er saß ein Weilchen schweigend da, scharrte mit dem Stiefel in dem schmutzigen, nassen Schnee, setzte darauf seine Tonpfeife in Brand und erschreckte mich plötzlich durch die Frage:

„Wenn ich dich aber jetzt hineinlege — was dann? Wenn ich mit den Galoschen zu deinem Prinzipal gehe und ihm sage, du hättest sie mir heimlich für einen halben Rubel verkauft? He? Sie kosten doch wenigstens zwei Rubel, und du gibst sie für einen halben Rubel weg, den du natürlich vernaschen wirst!"

Ich sah ihn ganz entsetzt an, als hätte er seine Drohung schon wahrgemacht. Er hatte den Blick auf seine Stiefel geheftet, stieß den blauen Tabaksqualm hervor und näselte leise weiter:

„Vielleicht hat mich dein Prinzipal gar dazu angestiftet: ‚Geh, stell ihn mal auf die Probe, ob er stiehlt oder nicht!' Was dann?"

„Ich gebe dir keine Galoschen", sagte ich höchst aufgebracht und zugleich voll Angst.

„Jetzt mußt du sie mir schon geben, nachdem du sie versprochen hast!"

Er nahm mich bei der Hand, zog mich zu sich heran, tippte mit seinem kalten Finger gegen meine Stirn und fuhr in schleppendem Ton fort: „Wie bringst du das nur fertig, so mir nichts, dir nichts: ‚Da, nimm!'"

„Du hast doch darum gebeten!"

„Bitten kann man um alles mögliche. Wenn ich dir sage: ‚Geh und raub mal die Kirche aus' — wirst du es tun? Darf man denn so ohne weiteres tun, was der erste beste verlangt? Bist doch zu dumm, Junge!"

Er schob mich von sich fort und erhob sich.

„Ich brauche keine gestohlenen Galoschen, bin kein großer Herr und trage keine Galoschen. Hab' nur gespaßt... Weil du aber ein so gutherziges Kerlchen bist, will ich dich auch zu Ostern auf den Kirchturm lassen, kannst die Glocken läuten und dir die Stadt ansehen..."

„Ich kenne doch die Stadt!"

„Vom Kirchturm sieht sie hübscher aus..."

Er ging, die Stiefelspitzen in den Schnee stoßend, langsam um die Ecke der Kirche. Ich sah ihm nach und dachte im stillen: ‚Hat der Alte nur gescherzt, oder hat ihn der Prinzipal geschickt, um mich auf die Probe zu stellen?' Und ich fürchtete mich, in den Laden zu gehen. Da kam Sascha herausgelaufen und schrie mich an: „Wo steckst du denn, zum Teufel?"

Ich wurde plötzlich wütend und drohte ihm mit der Zange.

Ich wußte, daß er in Gemeinschaft mit dem ersten Verkäufer Waren unterschlug; sie versteckten ein Paar Stiefel oder Pantoffel im Ofenrohr und ließen sie, wenn sie aus dem Laden fortgingen, im Paletotärmel verschwinden. Die Sache mißfiel mir und machte mich ängstlich — ich dachte der Drohungen, die der Prinzipal ausgestoßen hatte.

„Hör mal, du stiehlst wohl?" fragte ich Sascha.

„Ich? Bewahre!" erwiderte er, ohne verlegen zu werden. „Der erste Verkäufer stiehlt, und ich helfe ihm nur dabei. Er bat mich, ihm gefällig zu sein — da muß ich doch gehorchen, sonst spielt er mir irgendeinen Streich. Der Prinzipal, hä, hä! Der war selbst vor kurzem noch Verkäufer und weiß, wie's gemacht wird. Daß du reinen Mund hältst, verstanden?"

Er guckte, während er mit mir sprach, in den Spiegel und nestelte mit unnatürlich gespreizten Fingern an seiner Krawatte herum, wie er es dem Verkäufer abgeguckt hatte. Immer wieder bemühte er sich, mir zu zeigen, daß er älter war als ich und Macht über mich besaß. Er schrie mich im Baßton an und erteilte mir Befehle, wobei er die Hand ausstreckte, als ob er mich von sich wegstieße. Ich war größer und kräftiger als er, dabei knochig und ungeschlacht, während er dicker war und etwas Weiches, Pappiges hatte. Trug er seinen Rock und die Hosen mit dem Vorstoß, so machte er einigen Eindruck auf mich, wenn auch in seinem Wesen etwas lag, das ihn abstoßend und lächerlich erscheinen ließ. Er hatte einen giftigen Haß gegen die Köchin, eine absonderliche Person, von der man nicht recht wußte, ob man sie gut oder böse nennen sollte.

„Nichts macht mir mehr Vergnügen, als bei einem Kampf zuzusehen", pflegte sie zu sagen und riß dabei die glühenden schwarzen Augen weit auf. „Ob sich die Hähne bei den Köpfen kriegen, oder die Hunde beißen, oder die Bauern prügeln — das ist mir ganz gleich."

Sah sie vom Küchenfenster aus zwei Täuberiche aufeinander losspringen, so ließ sie die Arbeit liegen, hörte und sprach nichts und beobachtete den Kampf, bis er ausgefochten war. Des Abends, wenn der Laden geschlossen war, sagte sie zu mir und Sascha: „Na, Jungens, jetzt sitzt ihr nun da und rührt euch nicht! So prügelt euch doch einmal!"

„Was heißt Jungens!" fuhr Sascha sie ärgerlich an. „Ich bin für dich kein Junge, sondern der zweite Verkäufer!"

„Ach, was!" antwortete sie — „solange du nicht verheiratet bist, bleibst du für mich ein Junge."

„Schwatz nicht, dumme Gans!"

„Dumm, sagst du... der Teufel ist zwar klug, aber Gott will nichts von ihm wissen."

Ihre Sprichwörter ärgerten Sascha ganz besonders. Wenn er ihr gereizt darauf antwortete, sah sie ihn nur geringschätzig an und sagte: „Ach, du Küchenschabe! Dich hat der Herrgott im Zorn erschaffen."

Er suchte mich zu bereden, wir sollten ihr im Schlaf das Gesicht mit Schuhwichse oder Ofenruß schwärzen, ihr Nadeln in die Betten stecken oder sonst einen Possen spielen, aber ich fürchtete mich vor ihr. Sie hatte einen sehr leisen Schlaf, wachte oft mitten in der Nacht auf, zündete die Lampe an und blickte, regungslos auf ihrem Bett sitzend, eine lange Zeit starr in die Ecke. Manchmal kam sie zu mir hinter den Ofen, weckte mich und bat mit heiserer Stimme:

„Ich kann nicht schlafen, Lexejka[1], ich hab' solche Angst. So sprich doch mit mir!"

Halb im Schlaf erzählte ich ihr dann irgend etwas, und sie saß schweigend neben mir, hörte zu und nickte mit dem Kopf. Es war mir, als gehe von ihr ein Duft von Weihrauch und Wachskerzen aus und als müsse sie bald sterben. Ich hätte mich gar nicht gewundert, wenn sie plötzlich vor mir vornüber gefallen und tot liegengeblieben wäre. Vor lauter Furcht begann ich ganz laut zu sprechen, aber sie fiel mir ins Wort:

„Ss—st! Sprich leise, sonst erwacht das Gesindel und denkt, du bist mein Liebhaber..."

Sie saß immer in der gleichen Haltung da: mit gebeugtem Rücken, die Handflächen zwischen die harten, knochigen Knie gepreßt. Einen Busen hatte sie nicht, und die Rippen traten selbst durch das grobe Hemd hindurch vor, wie Reifen an einem eingetrockneten Faß. Eine ganze Weile sitzt sie wortlos da, und plötzlich flüstert sie dann: „Ach, wenn man doch sterben könnte! Der Gram drückt einem das Herz ab..."

Oder sie fragt ins Leere hinein:

„Da hat man nun gelebt — und wofür? wozu?"

„Schlaf jetzt!" platzte sie dann auf einmal mitten in meine Rede hinein, richtete sich auf und verschwand geräuschlos, wie ein grauer Schatten, im Dunkel der Küche.

---

[1] Koseform von Alexej. *(Anm. d. Red.)*

„Die Hexe!“ pflegte Sascha zu sagen, wenn sie es nicht hörte.

„Sag ihr das doch mal ins Gesicht!“ schlug ich ihm vor.

„Meinst wohl, ich fürchte mich?“ erwiderte er, fügte jedoch sogleich stirnrunzelnd hinzu: „Nein, ins Gesicht sag' ich es ihr nicht, vielleicht ist sie wirklich eine Hexe...“

Gegen alle Welt war sie grob und bissig, und auch mich schonte sie durchaus nicht. Schlag sechs Uhr morgens zog sie mich am Bein und schrie: „'raus, 'raus, was soll das Faulenzen? Hol Brennholz! Stell den Samowar auf! Schäl Kartoffeln!“

Ihr Geschrei weckte Sascha aus dem Schlaf, und er begann zu schimpfen: „Was brüllst du so? Ich sag's dem Prinzipal, nicht mal ausschlafen kann man...“

„Ach, du Küchenschabe! Du müßtest so mein Stiefsohn sein — hättest es gut bei mir, mein Junge!“

„Verdammte Krähe!“ schalt Sascha, und, als wir in den Laden gingen, sagte er zu mir: „Wir müssen dafür sorgen, daß sie 'rausfliegt. Wollen heimlich Salz an alle Speisen tun — wenn alles versalzen ist, fliegt sie sicher. Oder noch besser Petroleum! Na, was gähnst du denn so?“

„Du hast ja auch gegähnt!“

„Ach was — Feigling!“ fuhr er mich wütend an.

Sie starb eines Tages ganz plötzlich vor unsern Augen: eben wollte sie den Samowar aufheben, da fiel sie auf einmal hin, als ob ihr jemand einen Stoß vor die Brust versetzt hätte, legte sich stumm auf die Seite und streckte, während ein Blutstrom ihrem Munde entquoll, die Arme von sich.

Wir hatten beide sogleich begriffen, daß sie tot war, aber der Schreck war uns so heftig in die Glieder gefahren, daß wir sie nur immer ansahen und kein Wort sagen konnten. Sascha stürzte endlich Hals über Kopf aus der Küche, während ich ratlos am Fensterpfeiler lehnte und in den Hof hinaussah. Der Prinzipal kam herein, hockte vor der Leiche nieder, betastete mit den Fingern ihr Gesicht und sagte:

„Wahrhaftig, sie ist tot... Wie ist das nur gekommen?“

Er wandte sich nach der Ecke, in der ein kleines Bild des Wundertäters Nikolaus hing, und bekreuzigte sich. Dann rief er in den Flur hinaus, in dem Sascha eben daherkam:

„Heda, Kaschirin! Lauf rasch zur Polizei und melde es!“

Ein Polizist fand sich ein, trampelte eine Weile in der Küche herum, bekam sein Trinkgeld und ging wieder fort. Nach einer Weile kam er mit einem Fuhrmann zurück, sie faßten die Köchin am Kopf und an den Füßen und trugen sie auf die Straße. Die Frau des Prinzipals steckte den Kopf zur Tür herein und befahl: „Wisch den Fußboden auf!“

Der Prinzipal meinte:

„Ein Glück, daß sie am Abend gestorben ist...“

Ich begriff nicht, worin in diesem Fall das besondere Glück bestehen sollte. Als wir schlafen gingen, sagte Sascha auffallend freundlich zu mir: „Laß die Lampe brennen, Alexej!“

„Du fürchtest dich wohl?“ fragte ich.

Er zog sich die Decke über den Kopf und lag eine Weile schweigend da. Die Nacht war still, als ob sie auf etwas lauschte oder etwas erwartete, und es war mir, als müßte im nächsten Augenblick Glockengeläut ertönen und alles in der Stadt vor Angst drunter und drüber gehen.

Sascha steckte die Nase unter der Decke hervor und sagte leise:

„Komm, wir wollen uns beide auf den Ofen legen!“

Auf dem Ofen war es sehr heiß. Nach einiger Zeit begann Sascha wieder: „Wie ging das nur zu — eins, zwei, drei, was? Ich sagte es ja: sie war eine Hexe... Ich kann gar nicht einschlafen...“

„Ich auch nicht...“

Er begann von Toten zu erzählen, die aus den Gräbern aufstehen und bis Mitternacht in der Stadt umherirren, wo sie ihre alten Wohnungen und ihre Verwandten suchen...

„Sie erinnern sich aber nur der Stadt“, fügte er geheimnisvoll hinzu, „die Straße und das Haus haben sie vergessen...“

Immer stiller wurde es, immer dunkler. Sascha hob den Kopf und fragte:

„Soll ich dir mal meinen Koffer zeigen?“

Ich war schon immer sehr neugierig gewesen, was er eigentlich in seinem Koffer versteckte. Er verschloß ihn sorgfältig mit einem Vorhängeschloß und öffnete ihn jedesmal mit ganz besonderen Vorsichtsmaßregeln. Suchte ich einen Blick hineinzuwerfen, so fuhr er mich grob an:

„Was hast du hier zu suchen? Weg da!“

Als er mir diesmal selbst das Geheimnis des Koffers enthüllen wollte, ging ich bereitwillig darauf ein. Er richtete sich in seinem Bett auf und hieß mich den Koffer zu seinen Füßen auf das Bett stellen. Den Schlüssel trug er mit dem Brustkreuz an einer seidenen Schnur um den Hals. Er ließ seinen Blick durch die dunkeln Küchenwinkel schweifen, runzelte wichtigtuerisch die Stirn, öffnete das Vorhängeschloß und blies auf den Kofferdeckel, als wenn er heiß wäre. Dann hob er ihn endlich auf und nahm zuerst einige Wäschestücke heraus. Zur Hälfte war der Koffer mit Pillenschachteln, zusammengerollten bunten Papierchen und Blechbüchsen angefüllt, die einmal Schuhwichse oder Sardinen enthalten hatten.

„Was hast du denn da?“ fragte ich.

„Wart nur, du wirst gleich sehen...“ Er nahm den Koffer zwischen die Beine, beugte sich darüber und sang leise vor sich hin: „O heiliger Vater im Himmel du...“

Ich vermutete, daß es Spielzeug war, was er da in dem Koffer verbarg. Ich hatte nie welches besessen und stellte mich immer, als ob ich es verachtete, in Wirklichkeit jedoch beneidete ich alle Kinder, die Spielsachen besaßen. Es gefiel mir an Sascha, der sonst immer als Erwachsener gelten wollte, daß er Spielzeug hatte und daß er es schamhaft verbarg; ich konnte diese Scham wohl begreifen.

Er öffnete die erste Schachtel, nahm eine Brillenfassung heraus, setzte sie auf die Nase und sagte, während er mich mit ernstem Gesicht ansah: „Es hat nichts zu sagen, daß kein Glas drin ist: es gibt eben auch solche Brillen."

„Laß mich mal durchgucken!" versetzte ich.

„Für dein Auge paßt diese Brille nicht. Sie ist nur für dunkle Augen, und deine Augen sind grau", erklärte er von oben herab, erschrak jedoch über seine eigenen Worte und sah sich ängstlich in der Küche um.

In einer Wichsschachtel lag eine Anzahl bunter Knöpfe, und er erklärte mir stolz: „Die hab' ich alle auf der Straße gefunden. Ich ganz allein! Siebenunddreißig Stück sind es..."

Eine dritte Schachtel enthielt große gelbe Stecknadeln, die er gleichfalls auf der Straße aufgelesen hatte. Dann gab es da eine Sammlung von Absatzeisen, abgewetzten, zerbrochenen und ganzen, ferner Schuhschnallen aller Art, eine Türklinke aus Messing, einen zerbrochenen Hornknopf von einem Spazierstock, einen Haarkamm, ein Traum- und Orakelbuch und noch eine ganze Menge sonstigen Trödels dieser Art. Während meiner Lumpensammlerzeit hätte ich in einem Monat eine zehnmal größere Sammlung solcher Raritäten zusammenbringen können, ich war daher sehr enttäuscht, als Sascha mir den Inhalt seines Koffers zeigte, und ich fühlte eine Art geringschätzigen Mitleids mit ihm. Ich sah, wie er jedes einzelne Stück aufmerksam betrachtete und zärtlich mit dem Finger darüber hinfuhr, wie seine dicken Lippen sich bedeutsam spitzten und die weit vortretenden Augen feierlich durch das Brillengestell guckten, das seinem kindlichen Gesicht einen höchst komischen Ausdruck gab.

„Was soll dir das alles?" fragte ich ihn obenhin.

Er streifte mich mit einem flüchtigen Blick und fragte mit seiner brüchigen Fistelstimme:

„Soll ich dir etwas davon schenken?"

„Nein, laß nur..."

Er schien gekränkt durch die Zurückweisung seines Anerbietens und die geringe Aufmerksamkeit, die ich seinen Schätzen widmete. Nach einem Weilchen sagte er leise:

„Gib mal das Handtuch her, wir wollen alles abwischen, es ist ganz staubig geworden..."

Als alles abgestäubt und wieder in den Koffer zurückgelegt war, wickelte er sich in seine Bettdecke und legte sich mit dem Gesicht nach der Wand hin nieder. Es regnete draußen, man hörte, wie die Tropfen auf das Dach fielen und der Wind an den Fenstern rüttelte.

Ohne sich nach mir umzudrehen, sagte Sascha: „Wart mal, wenn's erst im Garten trocken ist, werde ich dir etwas zeigen, worüber du vor Staunen den Mund aufsperren wirst!"

Ich sagte nichts und legte mich zum Schlaf nieder. Keine zwei Minuten waren vergangen, als er plötzlich aufsprang, mit den Händen an der Wand zu kratzen begann und in ergreifend aufrichtigem Ton sagte:

„Ich fürchte mich... o Gott, ich fürchte mich! O Herr, erbarme dich! Was ist das nur, ach!"

Nun wurde auch ich von Grauen erfaßt, und es schien mir, daß am Hoffenster, den Rücken mir zugewandt, jemand stehe. Ja, ja, das war sie, die Köchin — ganz so pflegte sie immer dazustehen, wenn sie den Hahnenkämpfen zusah: den Kopf vorgeneigt, die Stirn gegen die Scheibe gepreßt, ganz ins Schauen vertieft...

Sascha weinte, kratzte an der Wand und zappelte mit den Beinen. Ich stand auf, ging, als ob ich über glühende Kohlen schritt, zu ihm hin und legte mich neben ihn. Als wir uns beide müde geweint hatten, schliefen wir endlich ein.

Ein paar Tage darauf war irgendein Feiertag; wir hatten bis Mittag den Laden offengehalten, und als der Prinzipal und die Prinzipalin nach dem Essen ihr Schläfchen machten, sagte Sascha geheimnisvoll zu mir: „Komm mit!"

Ich erriet, daß ich nun jenes geheimnisvolle Etwas sehen sollte, über das ich vor Erstaunen den Mund aufsperren würde.

Wir gingen in den Garten. Auf einem schmalen Erdstreifen stand da zwischen zwei Häusern ein Dutzend alter Linden — ihre mächtigen Stämme waren mit grünen Flechten wie mit einer Wattelage bedeckt, die kahlen, schwarzen Äste starrten tot empor, und nicht ein Krähennest gab es in den Baumkronen. Sonst war kein Gesträuch, kein Grashalm in diesem Garten zu sehen. Die Erde auf den Gartenwegen war so glatt und so schwarz wie Gußeisen; wo unter dem vorjährigen Laub vereinzelte kahle Bodenstellen hervortraten, lag eine Schimmelschicht, wie ein Belag von Wasserlinsen auf einem stehenden Gewässer.

Sascha ging um die Ecke herum, zu dem Zaun, der den Garten von der Straße schied, blieb unter einer der Linden stehen und glotzte in die trüben Fenster des Nachbarhauses. Er hockte sich nieder und scharrte mit den Händen einen Haufen Laub zur Seite: eine dicke Wurzel ward sichtbar, und daneben lagen zwei Ziegelsteine, die fest in den Boden eingedrückt waren. Er hob sie auf, und man sah nun ein Stück Eisenblech, unter dem sich ein quadratisches Brett befand. Als dieses aufgehoben war, öffnete sich vor mir ein großes Loch, das schräg unter der Wurzel verlief.

Sascha holte einen Wachskerzenstumpf hervor, zündete ihn mit einem Streichholz an, schob das Licht in das Loch hinein und sagte zu mir: „Da, guck mal 'rein, aber erschrick nicht!"

Er selbst hatte offenbar Angst; der Lichtstumpf zitterte in seiner Rechten, er war blaß und ließ die Lippe hängen, während er die freie Linke ganz behutsam auf den Rücken schob. Seine Furcht teilte sich mir mit, und mit banger Scheu blickte ich in die Höhle, die von der Wurzel wie von einem Dach überwölbt wurde. Sascha zündete drei kleine Kerzen in der Höhle an, die von einem bläulichen Licht erhellt wurde. Der Raum war ziemlich groß, etwa wie das Innere eines großen Eimers, doch mehr in die Breite gehend; die Seitenwände waren mit bunten Glasstückchen und Steingutscherben ausgelegt. In der Mitte stand auf einer mit blauem Baumwollstoff bedeckten Erhöhung ein mit Stanniolpapier beklebter kleiner Sarg, den zur Hälfte ein paar brokatartig schimmernde Stoffetzen bedeckten. Unter dieser Sargdecke guckten die kleinen grauen Krallen und der spitzschnäbelige Kopf eines Sperlings hervor. Hinter dem Sarg erhob sich eine Art Chorpult, auf dem ein Brustkreuz von Messing lag, und um das Chorpult herum waren die mit Silber- und Goldpapier umwickelten drei Leuchter mit den brennenden Lichtstümpfen aufgestellt. Ein düstres Gefunkel, das in allen Farben des Regenbogens spielte, erfüllte die Höhle, und ein lauer Dunst von Wachs, Moder und Erde schlug mir entgegen. Meine Furcht war gewichen, statt dessen empfand ich peinliches Befremden.

„Hübsch, nicht wahr?" fragte Sascha.

„Was soll das eigentlich sein?"

„Eine Kapelle — sieht es nicht so aus?"

„Ich weiß nicht."

„Der Sperling ist der Tote, der aufgebahrt ist. Er ist ein Märtyrer, er ist unschuldig gestorben, seine Knöchelchen werden einmal Reliquien sein..."

„Hast du ihn tot gefunden?"

„Nein, er ist in den Schuppen geflogen, und ich hab' ihn mit der Mütze gefangen und totgedrückt."

„Warum?"

„So..."

Er sah mir in die Augen und fragte noch einmal:

„Ist das nicht hübsch?"

„Nein!"

Er neigte sich über die Höhle, deckte rasch das Brett und das Eisenblech darüber und drückte die Ziegelsteine fest in die Erde ein. Dann erhob er sich, klopfte den Schmutz von seinen Knien ab und fragte barsch:

„Was mißfällt dir daran?"

„Der Sperling tut mir leid."

Er sah mich mit starren Augen, wie ein Blinder, an, stieß mich vor die Brust und schrie:

„Dummer Bengel! Neidisch bist du, darum sagst du, daß es dir nicht gefällt. Du glaubst wohl, die Laube, die du in Großvaters Garten gebaut hast, sei hübscher gewesen?"

„Gewiß war sie hübscher!" antwortete ich mit Bestimmtheit.

Er zog seine Jacke aus, streifte die Hemdsärmel auf, spuckte sich in die Hände und sagte:

„Wie kannst du so etwas sagen? Das wollen wir doch gleich sehen!"

Ich hatte keine Lust, mich zu schlagen, und sah mit einem Gefühl des Widerwillens in sein wutverzerrtes Gesicht. Er sprang auf mich los, stieß mich mit seinem Kopf vor die Brust, warf mich hintenüber, setzte sich rittlings auf mich und schrie:

„Tod oder Leben?"

Der unerwartete Angriff weckte meinen Zorn, und, da ich stärker war als er, so dauerte es nur einen Augenblick, bis er mit dem Gesicht zur Erde dalag und röchelnd die Arme von sich streckte. Ich erschrak und suchte ihn aufzurichten, er wehrte sich jedoch mit Händen und Füßen dagegen. Ich trat zur Seite und wußte in meiner Angst nicht, was ich tun sollte, er aber hob den Kopf und sagte:

„So bleib' ich jetzt liegen, bis der Prinzipal kommt — ich erzähl' ihm, wie du mich geschlagen hast, dann wirst du fortgejagt!"

Er schimpfte und drohte in einem fort, da ergriff mich eine rasende Wut, und ich lief zu seiner Höhle, zog die Ziegelsteine heraus, warf den Sarg mit dem Sperling über den Zaun auf die Straße, zertrampelte alles in der Höhle und stampfte sie mit den Füßen fest.

„Da hast du deine Kapelle!" rief ich triumphierend.

Sascha nahm meinen Wutanfall höchst sonderbar auf: er saß mit halboffenem Munde da, sah mir stirnrunzelnd, ohne ein Wort zu sagen, zu und stand, als ich fertig war, langsam auf. Dann zog er seinen Rock an und sagte mit unheimlicher Ruhe:

„Wart ab, was nun wird — wart's nur ab! Das war nämlich ein Zauber, den ich absichtlich für dich hergerichtet habe, ha, ha!"

Seine Worte trafen mich wie ein Donnerschlag, und es überlief mich eiskalt. Er ging fort, ohne sich noch einmal nach mir umzusehen, und diese unheimliche Ruhe und Sicherheit seines Benehmens wirkte nur noch niederschmetternder auf mich.

Ich faßte den Entschluß, aus der Stadt fortzulaufen — morgen schon wollte ich meinem Prinzipal, dem zauberkundigen Sascha, diesem ganzen törichten, öden Leben den Rücken kehren.

Als mich die neue Köchin am nächsten Morgen weckte, brach sie in helles Lachen aus.

„Um des Himmels willen!" rief sie. — „Wie siehst du denn aus?"

„Aha, nun beginnt der Zauber zu wirken", dachte ich, und es wurde mir recht schlimm zumute. Aber das Lachen der Köchin klang so herzhaft, daß ich

unwillkürlich mitlachen mußte. Ich sah in den Spiegel: mein Gesicht war ganz mit Kienruß geschwärzt.

„Das hat wohl Sascha getan?“ fragte ich wütend.

„Was weiß ich!“ erwiderte sie und lachte noch lauter.

Ich machte mich ans Stiefelputzen, kaum aber hatte ich die Hand in einen Schuh gesteckt, so war mir auch schon eine Stecknadel in den Finger gefahren.

„Aha — so sieht sein Zauber aus!“ dachte ich im stillen.

In jedem einzelnen Schuh steckte eine Näh- oder Stecknadel, die so geschickt angebracht war, daß sie mir unbedingt in die Hand fahren mußte, wenn ich diese hineinsteckte. Ich nahm nun einen Krug ganz kalten Wassers und goß ihn dem Zauberer, der noch schlief oder sich schlafend stellte, mit großem Behagen über den Kopf.

Das gab mir jedoch meine gute Laune nicht wieder — der Sarg mit dem toten Sperling wollte mir nicht aus dem Sinn. Ich sah die gekrümmten grauen Krallen und den wachsgelben Schnabel, der so kläglich in die Luft starrte, und das bunte Geflimmer ringsum, das so aussah wie ein im Entstehen begriffener Regenbogen, der nicht recht zustande kommen konnte. Der Sarg wurde immer größer, und die Vogelkrallen wuchsen, streckten sich nach oben, zitterten und belebten sich.

Am Abend wollte ich meinen Fluchtplan ausführen; kurz vor dem Mittagessen jedoch ereignete sich etwas, das ihn zunichte machte. Ich war damit beschäftigt, auf dem Petroleumkocher einen Napf mit Suppe zu wärmen, gab nicht acht und ließ den Inhalt des Napfes überlaufen. Als ich die Flamme des Kochers auslöschen wollte, stieß ich den Napf um und goß mir die kochende Suppe auf die Hände. Die Verbrühung war so schlimm, daß ich nach dem Krankenhaus gebracht werden mußte.

Wie eines lästigen Alpdruckes gedenke ich der Zeit, die ich im Krankenhaus zubrachte: in der schwankenden gelben Leere wimmelten ächzend und brummend graue und weiße Gestalten in Schlafröcken umher, und ein langer Kerl mit buschigen Augenbrauen, die wie ein Schnurrbart aussahen, humpelte an Krücken zwischen ihnen herum, schüttelte seinen langen schwarzen Vollbart, pfiff vor sich hin und rief von Zeit zu Zeit:

„Oh, das sag' ich dem Hochwürdigen!“

Die Betten sahen wie Särge aus, und die Kranken, die mit den Nasen zur Saaldecke dalagen, erinnerten mich an den toten Sperling; die gelben Wände schwankten, die Decke blähte sich wie ein Segel, der Fußboden wogte hin und her, daß die Bettreihen bald zusammenrückten, bald auseinandertraten, alles ringsum war trostlos und öde, und die kahlen Zweige der Baumkronen vor dem Fenster starrten in die Luft wie Ruten, mit denen jemand mir drohte.

In der Tür tanzte ein rothaariges, mageres Kerlchen — es hielt mit den kurzen Armen die Schöße seines Schlafrockes fest und quiekte: „Ich kann die Verrückten nicht leiden!“

Der Mann an den Krücken brüllte ihn an:

„Das sag' ich dem Hochwürdigen!“

Der Großvater, die Großmutter und überhaupt alle Leute hatten mir immer gesagt, im Krankenhaus würden die Menschen zu Tode gequält, und so glaubte ich allen Ernstes, mein letztes Stündlein sei gekommen. Eine Frau im Schlafrock, mit einer Brille auf der Nase, trat an mein Bett und schrieb etwas auf einer schwarzen Tafel zu meinen Häupten an. Die Kreide zerbrach ihr in der Hand, und die Krümchen fielen mir auf den Kopf.

„Wie heißt du?“ fragte sie mich.

„Gar nicht heiß' ich.“

„Du hast doch einen Namen?“

„Nein.“

„Na, laß die Dummheiten, sonst setzt es Prügel!“

Ich wußte auch ohnedies, daß es Prügel setzen würde, und so antwortete ich ihr nicht erst. Sie fauchte wie eine Katze und schlich geräuschlos wie eine Katze davon.

Zwei Lampen wurden angezündet — wie ein Paar Riesenaugen hingen die großen, gelben Lichter an der Decke, schienen blinzelnd zueinander hinzustreben und blendeten mich.

„Laß uns Karten spielen!“ sagte jemand in der Saalecke.

„Wie denn? Ich habe doch nur einen Arm!“

„Aha — den anderen hat man dir abgeschnitten!“

Weil er Karten gespielt hatte, schnitt man ihm den Arm ab! Und was wird man mit mir anstellen, bevor man mich ganz kalt macht?

In den verbrühten Händen verspürte ich ein Zerren und Reißen, als ob jemand die Knochen aus dem Fleisch herauszöge. Vor Angst und Schmerz begann ich leise zu weinen, und, damit man die Tränen nicht sehe, schloß ich die Augen. Aber die Tränen hoben die Lider hoch und rannen mir über die Schläfen in die Ohren.

Die Nacht brach an. Alles lag unter den grauen Decken und schlief, immer stiller und stiller wurde es. Nur in der einen Ecke flüsterte noch jemand:

„Es kommt nichts dabei heraus, er ist ein Taugenichts und sie ein Flittchen…“

Ich dachte daran, an die Großmutter zu schreiben — sie solle doch kommen und mich heimlich aus dem Krankenhaus wegbringen, solange ich noch am Leben wäre. Aber ich hatte kein Papier, und ich konnte ja auch nicht schreiben, meine Hand war verbrüht. Soll ich's mit der Flucht versuchen?

Die Nacht wurde immer stiller und unbeweglicher, als wollte sie für alle Ewigkeit erstarren. Ich streckte die Beine ganz vorsichtig aus dem Bett heraus und schlich nach der Tür hin. Der eine Flügel

war nur angelehnt, und ich trat auf den Korridor. Dort saß auf einer Holzbank, gerade unter der Lampe, eine Gestalt mit einem grauen, paffenden Igelkopf. Die dunkeln Augenhöhlen waren gerade auf mich gerichtet — ich konnte mich nicht mehr in Sicherheit bringen.

„Wer treibt sich da noch herum? Komm einmal her!"

Die Stimme klang leise und hatte nichts Schreckliches an sich. Ich trat näher und sah in ein rundes Gesicht, das gleichfalls ganz mit Igelstacheln besetzt war, nur daß diese hier kürzer waren als die auf dem Kopf und nicht so nach Art einer silbernen Strahlenglorie abstanden. Am Gürtel des Mannes hing ein Schlüsselbund — hätte er einen langen Bart gehabt und langes Haar, so wäre er dem Apostel Petrus ganz ähnlich gewesen.

„Bist du nicht der mit den verbrühten Händen? Was schleichst du hier in der Nacht herum? Wer hat dir das erlaubt?"

Er blies mir eine mächtige Qualmwolke gegen Brust und Gesicht, legte seinen warmen Arm um meinen Nacken und zog mich zu sich heran.

„Fürchtest dich wohl, was?"

„Ja, ich fürchte mich!"

„Hier fürchten sich alle, wenn sie hergebracht werden. Es gibt hier aber nichts, was zu fürchten wäre, ich am allerwenigsten; ich dulde es nicht, daß jemandem ein Leid zugefügt wird. Willst du rauchen? Laß es lieber noch, vielleicht in zwei Jahren... Wo stecken denn deine Eltern? Hast wohl keine mehr. So, so... na, schadet nichts, wirst dich auch so durchschlagen. Sei nur kein Feigling, verstanden?"

Ich hatte schon lange keinen Menschen so schlicht, so verständig und menschenfreundlich sprechen hören und lauschte seinen Worten mit wahrem Behagen. Als er mich zu meinem Bett zurückbegleitete, bat ich ihn:

„Bleib noch ein bißchen bei mir sitzen!"

„Meinetwegen", sagte er.

„Wer bist du?"

„Wer ich bin? Ein Soldat, ein richtiger alter Kaukasussoldat. Hab' auch im Kriege mitgefochten, versteht sich! Dazu sind wir Soldaten ja da. Mit Ungarn, Tscherkessen, mit Polen hab' ich mich herumgeschlagen — mit wem du willst! Ich sag' dir, Junge, der Krieg ist 'ne böse Sache!"

Ich schloß die Augen, und, als ich sie wieder öffnete, saß auf dem Stuhl neben meinem Bett nicht mehr der Soldat, sondern die Großmutter im dunkeln Kleid, er aber stand neben ihr und sagte:

„Sind also weggestorben, die Eltern, so, so..."

Die Sonne spielte gleich einem lustigen Kind im Krankensaal, vergoldete alles für ein Weilchen und versteckte sich dann, um nach einiger Zeit wieder lachend hereinzugucken.

Die Großmutter neigte sich über mich und fragte:

„Was ist mit dir los, mein Junge? O Gott, wie haben sie dich zugerichtet! Ich hab's ihm vorausgesagt, dem rothaarigen Satan..."

„Ich werde gleich das Nötige besorgen", sagte der Soldat und entfernte sich. Die Großmutter wischte sich die Tränen vom Gesicht.

„Denk dir", sprach sie dann, „der Soldat ist ein Landsmann von uns! Aus Balachna[1] stammt er..."

Ich glaubte noch immer zu träumen und schwieg. Der Arzt kam und wechselte den Verband an meinen Händen — und dann fuhr ich mit der Großmutter in einer Droschke durch die Straßen der Stadt.

„Und unser Großvater ist rein verrückt geworden", erzählte sie, „so geizig ist er, einfach ekelhaft! Jetzt hat er einen neuen Freund, den Kürschner Chlyst, der hat ihm kürzlich einen Hundertrubelschein aus dem Psalter gemaust. Das war ein Affentheater — na!"

Die Sonne scheint so hell, und die Wolken schweben wie weiße Vögel am Himmel hin. Wir gehen auf Bretterstegen über das Eis der Wolga, das sich knackend und knisternd biegt, während das Wasser unter den Brettern kluckert. Auf den fleischroten Kuppeln der alten Messekathedrale blinken und funkeln die vergoldeten Kreuze. Eine Frau mit breitem, knochigem Gesicht kommt uns entgegen, mit einem Arm voll Weidenzweigen, deren Kätzchen wie Atlas schimmern — der Frühling naht, bald werden wir Ostern feiern!

Das Herz möchte sich emporschwingen wie eine Lerche.

„Ich hab' dich so gern, Großmutter!" schlüpft es über meine Lippen.

Das wundert sie gar nicht, in aller Ruhe antwortet sie mir:

„Dafür bist du doch mein Enkel! Mich haben aber auch Fremde gern — ich kann's wohl sagen, ohne mich zu rühmen. Hab' Dank dafür, heilige Mutter Gottes!"

Sie lächelte und fuhr dann fort:

„Nun wird sie auch bald ihre Freude haben, die Hochheilige: ihr Sohn wird auferstehen! Und meine arme Warja, meine Tochter..."

„... ist für immer tot", wollte sie sagen, doch sie schwieg.

2

Der Großvater bewillkommnete mich auf dem Hof, wo er vor einem Hauklotz kniete und einen Keil zurechthieb. Er hob das Beil hoch, als wollte er es mir an den Kopf schleudern, nahm die Mütze ab und sagte höhnisch:

„Guten Tag, Euer Hochwohlgeboren! Hat der gnädige Herr seine Zeit schon abgedient? Na, macht, was ihr wollt, ja! Ach, i—ihr..."

---

[1] Stadt im Gouvernement Nishni-Nowgorod. *(Anm. d. Red.)*

„Schon gut, schon gut", sagte die Großmutter mit einer Handbewegung, die ihm zu verstehen gab, daß sie seine Worte nicht allzu wichtig nahm. Sie ging mit mir in die Stube und stellte den Samowar zurecht.

„Jetzt ist er mit seinen Groschen zu Ende, der gute Großvater", erzählte sie. „Was er noch besaß, hat er seinem Patenkind Nikolai gegen Wucherzinsen geliehen. Nun hat er sich aber nichts Schriftliches geben lassen, und so ist alles flötengegangen. Das ist die Strafe dafür, daß wir den Armen nichts abgaben und mit den Unglücklichen kein Mitleid hatten. Der liebe Gott sagte sich: ‚Wozu hab' ich den Kaschirins so viel irdisches Gut zugeteilt?' — und nahm's uns wieder ab."

Sie sah sich um und fuhr fort: „Ich suche ja den Herrgott wieder gnädig zu stimmen, damit er den Alten nicht gar zu schlimm straft. Ich spare mir was von meinem Verdienst ab und teile zur Nachtzeit Almosen aus. Wollen wir heut' mal einen Rundgang machen? Geld hab' ich ..."

Der Großvater kam herein und fragte mißtrauisch blinzelnd:

„Fressen und saufen wollt ihr, wie?"

„'s ist nicht von Deinem", sagte die Großmutter. „Aber, wenn du willst, setz dich zu uns, es wird auch für dich noch reichen."

„Schenk mir ein", sagte er leise, nachdem er am Tisch Platz genommen hatte.

Alles war im Zimmer an seinem alten Ort, nur die Ecke, in der das Bett der Mutter gestanden hatte, war leer, und an der Wand über dem Bett des Großvaters hing ein Blatt Papier, auf dem mit großen Buchstaben in Druckschrift geschrieben stand:

„Jesus Christus, Heiland, ewig Lebendiger! Möge Dein heiliger Name alle Tage und Stunden meines Lebens in meinem Herzen sein!"

„Wer hat das geschrieben?" fragte ich.

Der Großvater antwortete nicht, die Großmutter aber sagte nach einer Weile lächelnd:

„Das Blatt Papier kostet uns hundert Rubel!"

„Das geht dich gar nichts an!" schrie der Großvater. „Alles will ich unter fremde Leute verteilen, ja!"

„Du hast doch nichts mehr zu verteilen", erwiderte die Großmutter ruhig. „Als du noch was hattest, hast du nichts verteilt!"

„Halt dein loses Mundwerk!" schrie der Großvater.

Alles war hier beim alten geblieben, alles, auch die Zänkereien, ging seinen Gang.

In der Ecke stand auf einem Kasten der Waschkorb — Kolja, mein Bruder, lag noch immer darin. Er war eben erwacht und sah nach uns herüber — die schmalen blauen Augenstreifen waren zwischen seinen Lidern kaum sichtbar. Er war noch welker, noch grauer und hinfälliger geworden. Er erkannte mich nicht, wandte sich schweigend ab und schloß die Augen.

Auf der Straße erwarteten mich traurige Nachrichten: Wjachir war tot, in der Karwoche war er an einem bösen Husten gestorben; Chabi war nach der Stadt gezogen, und Jasj, der Sohn des Friedhofswächters, konnte nicht mehr mit auf die Fahrt gehen, da er es in den Beinen hatte. Der schwarzäugige Kostroma teilte mir das alles mit.

„Die Jungen sterben alle viel zu früh", meinte er unzufrieden.

„Ich denke, nur Wjachir ist gestorben?"

„Wenn einer von der Straße fort ist, kann man sagen: er ist gestorben. Kaum hat man Freundschaft geschlossen und sich an ihn gewöhnt, so muß er schon in die Lehre oder stirbt. Jetzt sind hier auf dem Hof neue Leute eingezogen, bei Tschesnokow wohnen sie und heißen Jewsejenko. Sie haben einen Jungen, Njuschka heißt er, ein ganz fixer Bengel. Er hat zwei Schwestern, eine ist noch klein, und die andere ist lahm, geht an einer Krücke. Ein hübsches Mädel!"

Er dachte ein Weilchen nach und fuhr fort:

„Tschurka hat sich in sie verliebt und ich auch, und da zanken wir uns jetzt immer."

„Mit ihr?"

„Nein, unter uns. Mit ihr zanken wir uns selten."

Ich wußte, daß große Jungen und Männer sich verlieben, und ich kannte auch die rohe Bedeutung des Wortes. Es berührte mich peinlich, was Kostroma mir da sagte, und als ich in seine düsteren schwarzen Augen sah und seinen eckigen Körper betrachtete, empfand ich Mitleid mit ihm.

Das lahme Mädchen sah ich noch an demselben Tage, gegen Abend. Als sie die Vortreppe herunterkam, ließ sie die Krücke fallen und blieb ratlos auf der Treppenstufe stehen. Allzu zart und schwächlich erschien sie mir, wie sie jetzt dort stand und sich mit den durchsichtigen Händen am Geländer festhielt. Ich wollte die Krücke aufheben, mit den verbundenen Händen war das aber nicht so leicht und dauerte eine ganze Weile. Sie sah mir still lächelnd von oben zu.

„Was ist mit deinen Händen?" fragte sie.

„Verbrüht sind sie."

„Und ich bin lahm. Bist du auch hier von diesem Hof? Warst du lange im Krankenhaus? Ich war dort sehr, sehr lange."

Sie trug ein weißes, mit kleinen blauen Hufeisen gemustertes Kleid — sehr alt war es schon, doch sauber gewaschen. Ihr glattgekämmtes Haar war zu einem dicken, kurzen Zopf geflochten, der auf die Brust herabhing. Aus dem mageren, spitznäsigen Gesichtchen blickte ein Paar Augen, in deren ruhiger Tiefe ein blaues Flämmchen glühte. Ihr Lächeln hatte etwas Angenehmes, aber sie gefiel mir doch nicht. Ihr ganzes zartes Figürchen schien zu sagen: „Bitte, rührt mich nicht an!"

Wie konnten sich meine Freunde nur in sie verlieben!

„Ich bin schon lange krank“, erzählte sie bereitwillig und fast ein wenig prahlend. „Eine Nachbarin hat mich behext — hat sich mit meiner Mutter gezankt und mich aus Bosheit verzaubert ... Hast dich wohl im Krankenhaus gefürchtet?“

„Ja ...“

Es war mir unbehaglich in ihrer Gesellschaft, und ich ging in die Stube.

Gegen Mitternacht weckte mich die Großmutter.

„Komm“, sagte sie freundlich, „wollen den Menschen was Gutes antun, damit deine Hände rascher heilen.“

Sie nahm mich bei der Hand und führte mich durch die Dunkelheit wie einen Blinden. Die Nacht war stockfinster und feucht, der Wind wehte scharf daher wie ein reißender Strom, und der nasse, kalte Sand hielt die Füße fest. Die Großmutter trat behutsam an die dunkeln Fenster der kleinen Häuschen heran, bekreuzigte sich dreimal, legte einen Fünfer und drei Kringel auf das Fensterbrett, bekreuzigte sich nochmals, blickte zum sternlosen Himmel auf und flüsterte:

„Allerseligste Himmelskönigin — hilf den Menschen! Alle sind Sünder vor dir, heilige Mutter!“

Je weiter wir uns von Hause entfernten, desto einsamer und stiller wurde es ringsum. Es war, als sei der Nachthimmel durch die Dunkelheit ins Unendliche vertieft, als seien Mond und Sterne für immer in ihm versunken. Ein Hund kam herbeigestürzt und blieb vor uns stehen — er heulte auf, und seine Augen blitzten im Dunkeln. Ich schmiegte mich ängstlich an die Großmutter.

„Fürchte dich nicht, es ist nur ein Hund. Für den Teufel ist es zu spät, die Hähne haben schon gekräht.“

Sie rief das Tier heran, streichelte es und redete ihm ins Gewissen: „Hör mal, du, Hündchen — daß du mir meinen Enkel nicht beißt!“

Der Hund rieb sich an meinem Bein, und wir gingen zu dritt weiter. Zwölf verschiedene Häuschen bedachte die Großmutter mit ihren „stillen Almosen“. Der Morgen begann zu grauen, die Häuser tauchten aus dem Dunkel auf, der weiße Glockenturm der Feldkirche starrte zum Himmel empor.

„Altchen ist müde geworden“, sagte die Großmutter, „es ist Zeit, daß wir heimgehen. Wenn die Weiber erwachen, werden sie sich freuen, daß die Mutter Gottes ihnen eine Kleinigkeit für ihre Kinderchen beschert hat. Wer wenig hat, freut sich auch über das Geringe, das ihm zufällt. Ach ja, Aljoscha, unser Volk ist arm, niemand nimmt sich seiner an!

An den Herrgott denkt der Reiche nicht,
Denkt nicht an des Jüngsten Tags Gericht,
Nimmt des armen Bruders sich nicht an,
Sinnt nur, wie er Gold gewinnen kann —
Wart, dir wird dein Lohn einst, Bösewicht!

Ja, ja, die Menschen! Wie schön wär's, wenn sie so recht brüderlich miteinander lebten, wenn einer immer für den andern und Gott für sie alle sorgte! Ich freue mich doch, Junge, daß du wieder bei mir bist ...“

Auch ich fühle in mir einen stillen Frieden — es ist mir, als sei ich wieder geborgen im Schutze einer freundlichen Macht, der ich mich für immer ergeben habe. Neben mir her läuft zitternd der rote Hund mit der Fuchsschnauze und den gutmütigen, schuldig blickenden Augen.

„Soll er denn bei uns bleiben?“ fragte ich.

„Warum nicht? Wenn's ihm bei uns gefällt ... Ich werde ihm einen Kringel geben, zwei sind mir noch übriggeblieben. Komm, laß uns auf der Bank da ein bißchen sitzen ...“

Wir setzten uns auf die Torbank am nächsten Haus. Der Hund streckte sich zu unsern Füßen und biß in seinen trocknen Kringel.

„Hier in der Nähe wohnt eine Jüdin“, erzählte die Großmutter, „die hat neun Kinder, eins immer kleiner als das andre. Ich frage sie: ‚Wie lebst du eigentlich so, Mossewna?‘ ‚Wie soll ich leben?‘ sagt sie. ‚Mit meinem Gott leb' ich, mit wem sollt' ich sonst leben?‘ “

Ich lehnte mich an die warme Seite der Großmutter und schlief ein.

Das Leben floß wieder rasch und vielgestaltig dahin, der breite Strom der Eindrücke brachte der Seele jeden Tag etwas Neues, das sie entzückte oder beunruhigte, Beifall oder Widerspruch auslöste und mein Denken anregte.

Bald fühlte auch ich den lebhaften Drang, die lahme Ludmilla so oft wie möglich zu sehen, mit ihr zu sprechen oder schweigend neben ihr auf der Bank am Tore zu sitzen — in ihrer Gesellschaft war auch das Schweigen unterhaltsam. Sie war sauber und nett wie ein Goldhähnchen und wußte sehr hübsch vom Leben der Kosaken am Don zu erzählen — sie hatte dort lange Zeit bei einem Onkel gelebt, der als Maschinenmeister in einer Ölmühle angestellt war. Später war ihr Vater, ein Schlosser, nach Nishni gezogen und hatte sie wieder zu sich genommen.

„Ich hab' auch noch einen andern Onkel“, erzählte sie, „der steht beim Zaren selbst in Diensten.“

An Sonn- und Feiertagen, gegen Abend, strömte alles, was in der Straße wohnte, vor das „Stadttor“ hinaus. Burschen und Mädchen führten auf dem Friedhof ihre Reigen auf, die Männer gingen in die Schenke, und in der Straße blieben nur Weiber und Kinder zurück. Die Weiber saßen auf der Bank vor dem Tor oder einfach im Sand und keiften und klatschten nach Herzenslust; die Kinder spielten „Butterloch“, warfen um die Wette mit Ball oder Knüttel, und die Mütter sahen ihnen zu, lobten die Gewandten und tadelten die Ungeschickten. Betäu-

bend laut und unbändig lustig ging es her, die Gegenwart der Erwachsenen war für uns Jungen ein Ansporn und stachelte unsern Ehrgeiz. Wir drei, Kostroma, Tschurka und ich, suchten uns ganz besonders hervorzutun, und von Zeit zu Zeit lief der eine oder der andere von uns zu der lahmen Freundin, um ein wenig zu prahlen: „Hast du gesehen, Ludmilla, wie ich alle fünf Ferkel aus dem Stall getrieben habe[1]?"

Sie lächelte freundlich und nickte nach ihrer Gewohnheit ein paarmal hintereinander.

Wir Jungen hatten früher bei den Spielen immer zusammengehalten; jetzt aber sah ich Tschurka und Kostroma stets auf entgegengesetzter Seite spielen. Sie suchten an Gewandtheit und Kraft einander zu übertreffen, und es kam in diesem Wettstreit oft genug zu Prügeleien und Tränen. Einmal gerieten sie so heftig aneinander, daß die Erwachsenen sich einmischten und sie wie die Hunde durch einen ernüchternden Wasserguß auseinanderbringen mußten.

Ludmilla saß auf ihrem Bänkchen, stampfte mit dem gesunden Fuß auf, stieß die sich balgenden Gegner, wenn sie sich ihr näherten, mit der Krücke fort und schrie ängstlich:

„So hört endlich auf, ihr Raufbolde!"

Ihr bleiches Gesicht bekam einen bläulichen Schimmer, die Augen erloschen und verdrehten sich wie bei einer Fallsüchtigen.

Einmal hatte Kostroma eine Partie an seinen Nebenbuhler ganz kläglich verloren. Er lief hinter den Haferkasten in der Furagehandlung, die sich auf unserm Hof befand, hockte sich dort nieder und begann still zu weinen. Ganz schrecklich war es anzusehen, wie er die Zähne zusammenbiß und wie in dem starren Gesicht die starken Jochbeine hervortraten, während aus den düsteren, schwarzen Augen schwere Tränen rannen. Als ich ihn zu trösten versuchte, sprach er mit schluchzender Stimme:

„Ich schlag' ihm noch... mit 'nem Ziegel den Schädel ein... Er soll mal sehen!"

Tschurka wurde großspurig, er ging mitten auf der Straße wie die erwachsenen Burschen, die nach einer Braut ausschauen, trug die Mütze keck auf einem Ohr und hatte die Hände stets in den Hosentaschen. Er spuckte schneidig durch die Zähne und prahlte:

„Ich werde bald auch das Rauchen lernen. Zweimal hab' ich's schon versucht, aber es ist mir davon schlecht geworden."

Alles das gefiel mir nicht an ihm. Ich sah, daß ich im Begriff war, einen Kameraden zu verlieren, und glaubte, daß Ludmilla daran schuld sei.

Eines Abends, als ich gerade dabei war, auf dem Hof die am Tage gesammelten Knochen, Lumpen und sonstigen Abfälle zu sortieren, kam Ludmilla humpelnd und den rechten Arm hin und her schwenkend auf mich zu.

[1] Beim Klötzchenspiel. *(Anm. d. Red.)*

„Guten Abend", sagte sie und nickte nach ihrer Gewohnheit dreimal mit dem Kopf. „Warst du mit Kostroma zusammen?"

„Ja."

„War auch Tschurka bei euch?"

„Tschurka geht nicht mit uns, er ist mit Kostroma verfeindet. Daran bist du allein schuld, sie haben sich in dich verliebt und prügeln sich jetzt immer..."

Sie errötete und sagte spöttisch:

„Nun hör einer! Wieso bin ich denn da schuld?"

„Warum verdrehst du ihnen den Kopf?"

„Ich habe sie nicht gebeten, sich in mich zu verlieben", erwiderte sie ärgerlich und wandte sich zum Gehen. „Die dummen Jungen — ich bin doch älter als sie, bin schon vierzehn. In ältere Mädchen verliebt man sich nicht..."

„Was du schon weißt!" rief ich, in der bewußten Absicht, sie zu kränken, hinter ihr her. „Kennst du nicht die Schwester vom Chlyst, die Hökerin? Die ist doch schon ganz alt und gibt sich mit allen jungen Burschen ab!"

Ludmilla kam zurück, und ich sah an der Art, wie sie ihre Krücke heftig in den Sand des Hofes stieß, daß meine Bemerkung ihren Zorn erregt hatte.

„Du weißt erst recht nichts", sprach sie hastig, während ihr die Tränen aufstiegen und ihre lieben, sanften Augen hell aufflammten. „Die Hökerin ist ein lasterhaftes Weib — bin ich vielleicht auch so eine? Ich bin noch klein, mich darf man nicht anrühren, nicht kneifen und so... Lies erst mal den Roman ‚Die Kamtschadalin', den zweiten Teil, und dann sprich!"

Sie entfernte sich schluchzend, und sie tat mir leid. In ihren Worten barg sich eine Wahrheit, die mir noch fremd war. Warum kniffen meine Kameraden sie eigentlich? Sie sagten doch, sie seien in sie verliebt...

Um meine Schuld wieder gutzumachen, kaufte ich am nächsten Tag für zwei Kopeken Malzbonbons, die Ludmilla, wie ich wußte, sehr gern mochte.

„Willst du?" fragte ich sie.

„Mach, daß du fortkommst", rief sie, sich böse stellend — „mit unserer Freundschaft ist es aus!"

Zugleich jedoch griff sie nach den Bonbons und sagte:

„Hättest sie wenigstens in ein Stück Papier einwickeln sollen — so mit den schmutzigen Händen gibst du sie mir!"

„Ich hab' mir die Hände gewaschen, aber der Schmutz geht nicht mehr ab."

Sie griff mit ihrer mageren, heißen Hand nach der meinen und betrachtete sie. „Wie hast du sie zugerichtet..."

„Und bei dir sind die Finger ganz zerstochen..."

„Das kommt vom vielen Nähen..."

Nach einem Weilchen machte sie mir, sich vorsichtig nach allen Seiten umschauend, den Vorschlag:

„Hör mal, wir wollen uns irgendwo verstecken und zusammen die ‚Kamtschadalin' lesen. Willst du?"

Wir suchten lange ein passendes Versteck und konnten keins finden. Endlich entschieden wir uns für den Vorraum der Badestube — dort war es zwar dunkel, aber wir konnten uns ja an das Fenster setzen, das nach einem schmutzigen Winkel zwischen dem Schuppen und dem benachbarten Schlachthaus hinausging. Nur selten kam jemand dorthin, wir waren vor Störenfrieden ziemlich sicher.

Da saß sie nun ganz gegen das Fenster hin, das kranke Bein auf der Bank ausgestreckt, das gesunde auf dem Fußboden, hielt ein stark zerlesenes Buch vor das Gesicht und brachte, innerlich heftig erregt, eine Menge fremdklingender, langweiliger Worte über ihre Lippen. Auch mich erregten diese Worte. Ich sitze auf dem Fußboden und sehe, wie ihre ernsten Augen gleich zwei blauen Flämmchen über die Seiten des Buches hingleiten, wie zuweilen eine Träne sie netzt, während die Stimme des Mädchens beim Aussprechen der unbekannten Worte und der unverständlichen Perioden hörbar zittert. Ich fange diese Worte auf, drehe und wende sie auf meine Weise, suche sie zu Versen zu formen — und das hindert mich vollends, das zu erfassen, was das Buch erzählt.

Auf meinen Knien ruht der zugelaufene Hund — ich nenne ihn „Wind", weil er so zerzaust und so lang ist, sehr rasch läuft und so heult wie der Herbstwind im Schornstein.

„Hörst du zu?" fragt mich das Mädchen. Ich nicke schweigend mit dem Kopf. Das wirre Durcheinander der Worte erregt mich immer mehr, immer lebhafter wird mein Drang, sie umzustellen, so, wie sie in den Liedern stehn, in denen jedes Wort lebt und wie ein Stern am Himmel leuchtet.

Sobald es dunkel wurde, ließ Ludmilla die weiße Hand mit dem Buch sinken und fragte mich:

„Schön ist das, nicht wahr? Na, siehst du..."

Seit diesem Abend saßen wir häufig im Vorraum der Badestube. Zu meiner großen Genugtuung gab Ludmilla die Lektüre der ‚Kamtschadalin" sehr bald auf. Ich konnte ihr nicht antworten, als sie mich nach dem Inhalt des endlos langen Buches fragte — endlos schien es mir, weil nach dem zweiten Teil, mit dem wir angefangen hatten, ein dritter zum Vorschein kam und, wie Ludmilla sagte, sogar noch ein vierter vorhanden war.

Ganz besonders gemütlich war es in unserm Versteck bei schlechtem Wetter. Draußen regnete es, niemand traute sich in den Hof, niemand warf einen Blick in unsern dunkeln Winkel, den wir nur am Sonnabend mieden, weil da die Hausbewohner badeten. Ludmilla fürchtete sich immer, daß man uns „überraschen" könnte.

„Weißt du, was sie dann denken würden?" fragte sie leise. Ich wußte es und hatte gleichfalls Angst vor einer „Überraschung". Wir saßen stundenlang zusammen und sprachen über dies und das; ich erzählte ihr die Geschichten der Großmutter, und sie beschrieb mir das Leben der Kosaken an der Medwediza[1].

„Ach, wie schön ist es dort!" sprach sie seufzend. „Und hier? Hier führt man ein Bettlerleben!"

Ich nahm mir vor, unbedingt, sobald ich erst groß sein würde, das Land an der Medwediza zu besuchen.

Wir konnten unser Versteck in der Badestube bald aufgeben — Ludmillas Mutter fand Arbeit bei einem Kürschner und verließ frühmorgens das Haus. Die kleine Schwester ging in die Schule, der Bruder arbeitete in einer Kachelofenfabrik, und Ludmilla war allein zu Hause. Ich ging hin und half ihr beim Aufräumen und Kochen.

„Wir leben wie Mann und Frau", sagte sie lächelnd, „nur, daß wir getrennt schlafen. Besser noch als Mann und Frau leben wir, denn die Männer helfen den Frauen nicht..."

Hatte ich Geld, so kaufte ich Leckereien, wir tranken zusammen Tee und kühlten den Samowar mit kaltem Wasser, damit Ludmillas zänkische Mutter nicht dahinterkäme, daß wir ihn gebraucht hatten. Zuweilen gesellte sich die Großmutter zu uns, saß mit einer Stickarbeit da und erzählte uns eins ihrer wunderbaren Märchen. Ging der Großvater in die Stadt, so kam Ludmilla zu uns, und wir lebten herrlich und in Freuden.

„Ein prächtiges Leben führen wir doch", sagte die Großmutter. „Ja, wenn man so ein bißchen eignes Geld hat, kann man tun und lassen, was man will!"

Sie billigte unsre Freundschaft. „Es ist hübsch", sagte sie, „wenn ein Junge und ein Mädchen gute Kameradschaft halten, nur dürfen sie keine Dummheiten machen..."

Und in schlichtesten Worten erklärte sie uns, was sie mit dem „Dummheiten machen" meinte. Es klang so einleuchtend, so schön, was sie sagte, und ich begriff, daß man die Blumen nicht berühren dürfe, ehe sie nicht voll erblüht sind, da sie sonst nicht duften und keine Frucht ansetzen.

Wir empfanden durchaus keine Neigung, „Dummheiten" zu machen, sprachen jedoch ohne Scheu und Heimlichkeit von den Dingen, über die man sonst hergebrachtermaßen zu schweigen pflegt. Wir konnten es gar nicht vermeiden, über die Beziehungen der Geschlechter in ihrer grob sinnlichen Form zu reden, da sie nur allzuoft und allzu aufdringlich uns vor Augen traten und unser Empfinden verletzten. Ludmillas Vater war es, der uns Anlaß zu Ärgernis gab. Er war ein hübscher Mann von vierzig Jahren, mit lockigem Haar, keckem Schnurrbart und dichten Brauen, in denen etwas Herausforderndes, Siegesbewußtes lag. Er war auffallend schweigsam —

[1] Nebenfluß des Don. *(Anm. d. Red.)*

ich erinnere mich nicht, je ein Wort aus seinem Munde gehört zu haben. Wenn er ein Kind streichelte, stieß er nur einen unartikulierten Laut aus, wie ein Taubstummer, und, selbst wenn er seine Frau prügelte, schwieg er.

Am Sonntagnachmittag ging er in einem blauen Hemd, in weiten Plüschhosen und blitzblanken Schaftstiefeln, die große Harmonika an einem Riemen auf dem Rücken, vor das Tor und stellte sich dort, wie ein Soldat auf der Wache, in Positur. Nun begann die „Promenade": im Gänsemarsch, immer eine nach der andern, zogen die Mädchen und die Frauen aus unsrer Straße vorüber und warfen dem schönen Jewsejenko verstohlen oder offen lüsterne Blicke zu, während er mit gespreizter Unterlippe dastand und den Blick der schwarzen Augen wählend, über sie hinschweifen ließ. Es lag etwas widerwärtig Hündisches in dieser stummen Sprache der Augen, diesem langsamen, triebhaft stumpfen Vorüberwandeln der Weiber an dem einen Mann. Nur seines gebieterischen Winkes schien es zu bedürfen, und die erste beste von ihnen streckte sich willenlos, wie tot, auf dem schmutzigen Sand der Straße hin.

„Wie er sich herausgeputzt hat, der alte Ziegenbock!" knurrte Ludmillas Mutter — „seht doch die freche Schnauze!"

Sie war groß und mager, hatte ein langes, pickliges Gesicht und trug das Haar nach überstandenem Typhus ganz kurz. Wie ein alter, abgebrauchter Besen sah sie aus. Ludmilla sitzt neben ihr und fragt sie nach irgend etwas, um ihre Aufmerksamkeit von der Straße abzulenken.

„Laß mich, du Unglückswurm, du elender Krüppel!" brummt die Mutter und blinzelt unruhig. Ihre schmalen Mongolenaugen glänzen ganz seltsam und scheinen unbeweglich: als wären sie an etwas haftengeblieben und hätten sich nicht wieder losreißen können.

„Ärgere dich nicht, Mütterchen, laß ihn schon!" sagt Ludmilla. „Sieh doch, wie die Mattenflechterin sich aufgedonnert hat!"

„Ich könnte mich auch mehr putzen, wenn ich euch drei nicht hätte, aber ihr freßt mich ja rein auf", fährt die Mutter unbarmherzig fort mit vom Schluchzen zitternder Stimme, während ihr Blick sich von der großen, breiten Gestalt der Mattenflechterin nicht loszureißen vermag. Wie ein kleines Haus wandelt diese, eine Witwe in den besten Jahren, daher — die mächtige Brust springt wie ein Erker vor, und das rote Gesicht mit dem grünen Kopftuch erinnert an eine grell beschienene Dachluke, die in allen Farben des Regenbogens schillert.

Jewsejenko hat seine Harmonika vor die Brust geschoben und spielt. Das Instrument weist mehrere Tonarten auf, und sein Klang hat etwas unwiderstehlich Lockendes. Alle Kinder der Straße kommen herbeigelaufen, legen sich zu Füßen des Harmonikaspielers in den Sand und lauschen verzückt.

„Du spielst dich noch um Kopf und Kragen, wart nur!" ruft seine Frau ihm zu. Er wirft ihr von der Seite einen Blick zu und schweigt.

Die Mattenflechterin aber sitzt unbeweglich, wie aus Stein gemeißelt, auf der Bank vor dem Laden der Hökerin, hat den Kopf auf die Schulter geneigt und hört, ganz in Glut getaucht, zu.

Draußen hinterm Friedhof brennt der Himmel im Abendrot. Die großen Fleischklumpen in den hellen Kleidern schwimmen in der Straße wie auf einem Fluß daher, die Kinder wirbeln zwischen ihnen herum, und die warme Luft hat etwas so Liebkosendes, Berauschendes. Von dem tagsüber erwärmten Sand steigt ein stechender Dunst auf, die Schlachthäuser strömen einen fetten, süßlichen Blutgeruch aus, und aus den Höfen, in denen die Kürschner wohnen, dringt der salzige, herbe Geruch der Häute auf die Straße. Das Geplapper der Weiber, das trunkene Gebrüll der Männer, das Quieken und Schreien der Kinder, die tiefen, vollen Akkorde der Harmonika — all das ergibt ein vielstimmiges, lautes Tongewirr, das sich wie ein schweres Aufseufzen der unermüdlich schaffenden Mutter Erde anhört. Alles ist hier so roh und nackt, atmet so viel Vertrauen in dieses unverhüllt tierische, triebhafte Stück Leben, das sich förmlich brüstet mit seiner Kraft und ängstlich besorgt sucht, wo es sich ihrer entledigen könnte.

Aus dem wüsten Lärm tönt zuweilen ein scharf geprägtes Wort, das für immer im Gedächtnis haftenbleibt:

„Alle können nicht zugleich auf einen losschlagen, immer hübsch der Reihe nach ..."

„Wer soll mit uns Mitleid haben, wenn wir selbst keins mit uns haben ..."

„Hat Gott das Weib etwa nur zum Spott geschaffen?"

Die Nacht kommt immer näher, die Luft wird frischer, der Lärm verstummt nach und nach, die hölzernen Häuser hüllen sich in Schatten und scheinen zu schwellen, zu wachsen. Die Kinder hat man nach Hause gebracht zum Schlafen, manche hat der Schlummer schon an den Zäunen überwältigt, an der Seite der Mutter oder auf ihrem Schoß. Auch die älteren werden ruhiger und sanfter, wenn es auf die Nacht zugeht. Jewsejenko ist spurlos verschwunden, wie weggetaut, auch die Mattenflechterin ist nicht da; die Harmonika erklingt jetzt irgendwo in der Ferne, hinterm Friedhof. Ludmillas Mutter sitzt auf der Bank, weit vorgebeugt, mit gekrümmtem Rücken, wie eine Katze. Die Großmutter ist zur Nachbarin zum Tee gegangen; die ist Hebamme und Ehestifterin, eine große, sehnige Frau mit einer Entennase und der goldenen Rettungsmedaille auf der flachen Mannsbrust. Die ganze Straße hat Angst vor ihr, man hält sie für eine Zauberin und erzählt, daß sie bei einer Feuersbrunst die kranke Frau eines Obersten und seine

drei Kinder aus den Flammen geholt habe. Die Großmutter ist mit ihr befreundet; wenn sie einander auf der Straße begegnen, lächeln sie sich schon von weitem ganz besonders freundlich zu.

Ich sitze mit Kostroma und Ludmilla auf der Bank am Tor. Tschurka hat Ludmillas Bruder zum Ringkampf herausgefordert, sie haben sich gefaßt und stampfen, den Staub hoch aufwirbelnd, vor uns herum.

„So laßt das doch, Jungen!" bittet Ludmilla sie ängstlich.

Kostroma sieht sie mit seinen schwarzen Augen von der Seite an — er erzählt von dem Jäger Kalinin, einem grauhaarigen Alten mit pfiffigen Augen, den die ganze Vorstadt nicht gerade von der besten Seite kannte. Er war vor kurzem gestorben, doch hat man ihn, wie Kostroma erzählte, nicht begraben, sondern den Sarg abseits von den anderen Gräbern unbestattet stehenlassen. Es sei ein schwarzer, hochfüßiger Sarg, auf dessen Deckel mit weißer Farbe ein Kreuz, eine Lanze, ein Spazierstock und zwei Knochen aufgemalt seien. Nacht für Nacht erhebe sich der Alte, sobald es dunkel geworden, aus dem Sarge und irre, irgend etwas suchend, bis zum ersten Hahnenschrei auf dem Friedhof umher.

„Sprich nicht von so schrecklichen Dingen!" bittet Ludmilla.

„Laß mich los!" ruft Tschurka ihrem Bruder zu und sagt spöttisch zu Kostroma: „Schwindle doch nicht! Ich hab's selber gesehen, daß man den Sarg in den Sand versenkt hat. Daß er zum Teil heraussteht — das stimmt, da wird eben das Denkmal eingesetzt... Auch umgehen tut er nicht, das haben sich nur die versoffenen Schmiede ausgedacht..."

„So — dann geh doch mal hin und schlaf eine Nacht auf dem Friedhof!" versetzte Kostroma gereizt, ohne ihn anzusehen.

Sie begannen zu streiten, Ludmilla aber fragte ihre Mutter:

„Ist's wahr, Mütterchen, daß die Toten in der Nacht aus den Gräbern aufstehen?"

„Gewiß ist's wahr", antwortete die Mutter überzeugt.

Walek, der Sohn der Hökerin, ein rotbäckiger, dicker Bursche von zwanzig Jahren, hatte unsern Streit mit angehört und sagte:

„Wer von euch dreien bis zum Morgengrauen auf dem Sarg sitzenbleibt, bekommt von mir zwanzig Kopeken und ein Päckchen Zigaretten. Nimmt er Reißaus, so darf ich ihn bei den Ohren nehmen und nach Herzenslust schütteln. Wer wagt es?"

Wir schwiegen alle drei betroffen, und Ludmillas Mutter mischte sich ein: „Unsinn! Wie kann man die Jungen zu solchen Dummheiten verleiten?"

„Wenn du einen Rubel gibst, mach' ich's", versetzte Tschurka stirnrunzelnd.

„Aber für zwanzig Kopeken hast du Angst?" fragte Kostroma höhnisch, und, zu Walek gewandt, fuhr er fort: „Biete ihm ruhig einen Rubel, er geht doch nicht, der Prahlhans!"

„Gut, ich zahle einen Rubel!" sagte Walek.

Tschurka stand auf und schlenderte langsam, ohne ein Wort zu sagen, am Zaun entlang. Kostroma steckte den Finger in den Mund und ließ einen schrillen Pfiff hinter ihm her ertönen.

„Wie kann man sich nur so dicketun!" bemerkte Ludmilla unwillig. Walek aber spottete:

„Ihr seid ja alle drei viel zu feig! Die kecksten Jungen in der ganzen Straße wollt ihr sein? Hosenmatze seid ihr!"

Ich ärgerte mich über seine höhnischen Worte. Wir hatten den satten Burschen schon längst auf dem Strich, er stiftete die Kinder der Straße zu lauter dummen Streichen an, erzählte ihnen schmutzige Geschichten von den großen Burschen und Mädchen und beredete sie, ihnen allerhand Possen zu spielen. Das kleine Volk gehorchte ihm nur zu gern und bekam hinterher seine Prügel dafür. Meinen Hund konnte er nicht leiden, er warf mit Steinen nach ihm und gab ihm einmal ein Stück Brot, in das er heimtückisch eine Nadel gesteckt hatte. Als ich jetzt Tschurka so beschämt davonschleichen sah, packte mich eine innere Wut.

„Her mit dem Rubel", sagte ich, „ich will gehen..."

Er sah mich geringschätzig lachend an und reichte den Rubel Ludmillas Mutter.

„Was soll ich damit?" sagte sie unwirsch. — „Ich will mit der Sache nichts zu tun haben!"

Ärgerlich brummend, ging sie davon. Auch Ludmilla wollte den Rubelschein nicht nehmen, was dem übermütigen Burschen zu neuen Sticheleien Anlaß gab. Schon wollte ich erklären, daß ich auch ohne Geld gehen würde, da kam die Großmutter dazu und ließ sich erzählen, was wir miteinander vorhatten. Sie nahm den Rubel und sagte in aller Ruhe zu mir:

„Zieh den Paletot an und nimm eine Decke mit, gegen Morgen wird's kalt sein..."

Ihre Worte erhöhten meine Zuversicht, daß mir nichts Schlimmes widerfahren würde. Walek stellte die Bedingung, daß ich bis Tagesanbruch auf dem Sarg sitzen oder liegen sollte, ohne mich vom Fleck zu rühren: was auch vorfallen mochte, selbst wenn der alte Kalinin aus dem Grabe stiege und der Sarg ins Wanken geriete — ich durfte nicht fort. Sowie ich nur auf die Erde sprang, hatte ich verloren.

„Ich werde dich die ganze Nacht beobachten, hörst du?" sagte Walek.

Als ich mich anschickte, nach dem Friedhof zu gehen, machte die Großmutter das Kreuzeszeichen über mich und gab mir ihren guten Rat mit auf den Weg.

„Sollte dir was erscheinen", sagte sie, „dann rühr dich nur nicht, sondern sprich das Gebet: ‚Freu dich, o Himmelskönigin!'"

Ich beschleunigte meine Schritte, um die Angelegenheit recht schnell zu erledigen. Walek, Kostroma und noch ein paar andere Jungen begleiteten mich. Ich kletterte über die Ziegelmauer, die den Friedhof umgab, stolperte beim Abspringen über meine Decke und fiel hin, sprang jedoch gleich wieder auf, als schleudere mich jemand in die Höhe. Lautes Lachen ertönte hinter der Mauer. Ein Zucken ging durch meine Brust, und ein kalter Schauer lief mir über den Rücken. Ich kam zu dem schwarzen Sarg, der teils schon mit Sand verschüttet war, teils noch bloßstand, als hätte jemand ihn aufzuheben versucht und sei dabei ins Schwanken geraten. Ich setzte mich auf das Fußende des Sarges und sah mich um. Das hügelige Friedhofsgelände war dicht mit Kreuzen besät, abendliche Schatten lagen bereits auf den Gräbern, und die borstigen Umrisse der grasbedeckten kleinen Hügel hoben sich gespenstisch von dem nächtlich grauen Hintergrund ab. Hier und da ragen, zwischen den Kreuzen verirrt, dünne, hochaufgeschossene Birken empor, mit ihren Zweigen die verstreuten Gräber vereinend. Zwischen ihren verästelten Schatten stehen Grashalme aneinandergereiht — diese grauen Borsten sind das Unheimlichste von allem! Klein und rund steht der Mond hoch oben zwischen den unbeweglichen Wolken, zu denen die weiße Kirche wie ein steiles Schneegebilde emporragt. Der Friedhofswächter, Jasjs Vater, der „elende Bauer", sitzt in seinem Häuschen und zieht jedesmal, wenn die Stunde es verlangt, an dem Seil, worauf der helle Glockenton kurz und knapp durch die Nacht hallt.

Ein Gruseln überkommt mich. Obschon die Nacht ziemlich frisch ist, wird's mir doch recht schwül, und der Schweiß bricht mir aus den Poren. Wenn der alte Kalinin wirklich aus dem Grabe aufstehen sollte — werde ich wohl noch Zeit genug haben, mich ins Wächterhäuschen zu flüchten?

Der Friedhof ist mir wohlbekannt, so manches Mal habe ich mit Jasj und den andern Kameraden auf ihm gespielt. Dort, neben der Kirche, liegt auch die Mutter begraben...

Noch schläft nicht alles in der Vorstadt, noch höre ich von Zeit zu Zeit ein Lachen oder eine verklingende Melodie. Irgendwo auf den Hügeln, im Kiesgrund neben der Eisenbahn oder im nahen Dorf Katysowka spielt eine Harmonika. Der ewig betrunkene Schmied Mjatschow geht singend am Friedhof vorüber — ich erkenne ihn an seinem Lied:

„Was für 'n Engel ist doch
Unsre Frau Mama:
Keinen andern liebt sie
Als den Herrn Papa!"

Es hat etwas so Trauliches, diese letzten Laute des Lebens zu vernehmen. Doch mit jedem Glockenschlag wird es stiller und stiller — wie ein Fluß, der immer weiter aus den Ufern tritt und alles mit seinen Fluten bedeckt, ist diese Stille. Die Seele schwimmt in der endlosen, abgrundtiefen Leere und verlöscht darin wie die Flamme eines Zündhölzchens in der Dunkelheit. Sie löst sich restlos auf in dem Ozean des Raumes, in dem nur hoch oben, unerreichbar, die funkelnden Sterne leben, während hier auf Erden alles so überflüssig, so winzig, so tot ist.

In meine Decke gewickelt, saß ich auf dem Grab, mit angezogenen Beinen, das Gesicht der Kirche zugewandt. Wenn ich mich bewegte, knarrte der Sarg, und der Sand unter ihm knirschte. Ein-, zweimal schlug hinter mir etwas auf den Sand auf, dann fiel ein Ziegelstück in meiner Nähe nieder. Ich fuhr zusammen, erriet jedoch sogleich, daß es Walek und seine Freunde waren, die mich da bewarfen, um mir einen Schreck einzujagen. Ich fühlte mich erleichtert: es waren doch immer Menschen in der Nähe... Ich dachte an meine Mutter. Einmal hatte sie mich beim Zigarettenrauchen erwischt und schlug mich darum.

„Schlag mich doch nicht", sagte ich zu ihr, „ich bin auch so schon gestraft, mir ist so übel..."

Als ich dann meine Prügel weghatte und grollend hinter dem Ofen saß, hörte ich, wie sie zur Großmutter sagte: „Dieser Bengel hat nicht ein bißchen Gefühl, niemanden liebt er!"

Es schmerzte mich, das zu hören. Wenn die Mutter mich strafte, tat sie mir immer leid, und ich empfand um ihretwillen etwas wie heimliche Scham: selten nämlich strafte sie mich gerecht und der Schuld angemessen. Doch wann sind die Menschen denn gerecht gegeneinander? Diese Burschen zum Beispiel, die mich mit ihren Steinwürfen schrecken — sie wissen sehr gut, daß ich Angst habe, so allein auf dem Friedhof, und doch macht es ihnen Freude, mich noch mehr zu ängstigen. Weshalb nur?

„Schert euch zum Teufel!" wollte ich ihnen zurufen, doch das war gefährlich — wer weiß, wie der Teufel das aufnehmen würde? Er lauerte sicherlich irgendwo in der Nähe.

Der Sand war stark mit Glimmersplittern durchsetzt, die matt im Mondlicht schimmerten. Das erinnerte mich daran, wie ich einmal auf der Oka auf einem Floß lag und ins Wasser guckte. Eine große Plötze kam mit einemmal fast bis an mein Gesicht herangeschwommen, wandte sich mit der Seite nach oben, daß sie wie eine glatte Menschenwange aussah, sah mich mit ihrem starren, runden Auge an und tauchte wieder unter — wie ein fallendes Ahornblatt ging sie, sich drehend und wendend, auf den Grund.

Das Gedächtnis arbeitete immer angestrengter und rief alle möglichen Erinnerungsbilder wach, um den Spuk, den die Einbildungskraft schuf, von sich abzuwehren.

Ein Igel kam dahergelaufen, ich hörte seine kräftigen Tatzen über den Sand hinrascheln: seine

strubbelige kleine Gestalt erinnerte mich an den Hausgeist, zu dem die Großmutter immer ihre Zuflucht nahm, wenn sie die Schaben loswerden wollte.

„Liebes, gutes Hausmännchen", bat sie, vor dem Ofenloch hockend, „schaff doch diese Schabenplage aus der Wohnung fort!"

Fern über der Stadt, die ich nicht sehen konnte, begann es heller zu werden. Eine kühle Brise schnitt mir in die Backen, meine Augen fielen zu. Ich rollte mich wie ein Kringel zusammen und zog die Decke über den Kopf — mochte kommen, was wollte...

Die Großmutter weckte mich. Sie stand plötzlich neben mir, zog mir die Decke vom Kopf und rief:

„Steh auf! Hast du dich auch nicht erkältet? Na, war's sehr schaurig?"

„Ja, aber sag's niemandem — die Jungen sollen nicht denken, daß ich Angst hatte."

„Warum willst du's verschweigen? Wenn's nicht schaurig war, ist nicht viel Rühmens dabei!"

Wir gingen nach Hause, und unterwegs meinte sie freundlich belehrend:

„Man muß alles selbst durchmachen, Herzchen, alles mit eigenen Augen sehen... Kein Mensch kann dir die eigne Erfahrung ersetzen..."

An diesem Abend war ich der „Held" der Straße, alle fragten mich:

„War's schaurig?"

„Ja", sagte ich, „ganz mächtig!"

Da schüttelten sie sich und riefen:

„Aha! Haben wir es nicht gesagt?"

Die Hökerin erklärte aber laut und voll Überzeugung:

„Es ist eben Schwindel, daß Kalinin umgeht. Wäre es der Fall — meint ihr, er hätte sich vor dem Jungen gefürchtet? Er wäre ihm schön auf den Kopf gekommen, wer weiß, wo er ihn hingesteckt hätte!"

Ludmilla sah mich mit freundlichem Staunen an; selbst der Großvater schien mit mir zufrieden und schmunzelte in einem fort. Nur Tschurka sagte mürrisch:

„Der hat's leicht gehabt — seine Großmutter kann doch zaubern!"

3

Unmerklich, wie ein kleiner Stern am Morgenhimmel, erlosch mein Bruder Kolja. Wir schliefen zu dritt — die Großmutter, er und ich — in einem kleinen Schuppen, auf Holzkloben, die mit allerhand Lumpen bedeckt waren. Ein Lattenzaun trennte uns vom Hühnerstall des Hauswirts, des Abends hörten wir das Gackern und Flügelschlagen der satten Hühner, die sich zum Schlaf anschickten, und am Morgen weckte uns das laute Krähen des goldgefiederten Hahns.

„Daß du die Platze kriegst", brummte die Großmutter ärgerlich, wenn sie davon erwachte.

Ich schlief nicht wieder ein und beobachtete, wie die Sonnenstrahlen durch die Ritzen in der Schuppenwand auf mein Lager fielen und der feine, silberige Staub in ihnen tanzte. Mäuse huschten raschelnd durch das Holz, und kleine rote Käfer mit schwarzpunktierten Flügeln liefen hin und her.

Zuweilen, wenn mir der Hühnermist gar zu stark roch, kroch ich aus dem Schuppen, kletterte auf sein Dach und sah zu, wie die Leute im Hause nach und nach erwachten. Mit verschlafenen Augen kamen sie heraus und schienen im Schlaf gedunsen und gewachsen. Dort steckt der Bootsknecht Fermanow, ein mürrischer Trunkenbold, den zottigen Kopf zum Fenster heraus; er blinzelt durch die enge Spalte der verschwollenen Augen nach der Sonne und grunzt wie ein Eber. Der Großvater kommt auf den Hof getrippelt, streicht sich mit beiden Händen das fuchsrote, dünne Haar glatt und läuft in die Badestube, um sich mit kaltem Wasser zu übergießen. Die geschwätzige, über und über mit Sommersprossen besäte Köchin des Wirts, die jetzt erscheint, erinnert mich mit ihrer spitzen Nase an einen Kuckuck, der Wirt selbst, der bald hinterher kommt, an einen fetten, alten Täuberich — alle Menschen überhaupt sind irgendeinem Vogel, irgendeinem zahmen oder wilden Tier ähnlich.

Der Morgen ist so herrlich, so klar — mir aber ist's ein klein wenig schwer ums Herz, es zieht mich hinaus ins Feld, wo keine Menschen sind: ich weiß schon, sie werden hier, wie immer, diesen schönen hellen Tag wieder besudeln.

Eines Morgens, als ich auf dem Schuppendach lag, rief mich die Großmutter, nickte mit dem Kopf nach ihrem Bett hin und sagte leise: „Kolja ist gestorben..."

Der Kleine war von dem buntbezogenen Kopfkissen geglitten und lag, den Kopf leicht zur Seite geneigt, auf der Filzunterlage; das Hemdchen war bis zum Hals hinaufgerutscht, man sah den blau angelaufenen, bloßen Körper, den gedunsenen Leib, die wunden krummen Beinchen und die unters Kreuz geschobenen Ärmchen: es war, als hätte er sich noch einmal aufrichten wollen.

„Dem Herrn sei Dank, daß er ihn zu sich genommen hat", sagte die Großmutter, während sie ihr Haar kämmte. „Wie hätte er auch leben sollen, der Ärmste?"

Der Großvater kam und trat seltsam tänzelnd heran: vorsichtig berührte er die geschlossenen Augen des Kindes mit dem Finger, die Großmutter aber sagte streng: „Wie kannst du ihn berühren, so mit den ungewaschenen Händen?"

Er murmelte vor sich hin: „Da ist er nun auf die Welt gekommen... hat gelebt, gegessen... und geht wieder hin..."

„Werd erst mal richtig wach", sagte die Großmutter zu ihm.

Er sah sie groß an und ging dann auf den Hof.

„Zum Begräbnis hab' ich kein Geld", sagte er im Fortgehen, „das mußt du schon selbst bezahlen..."

„Pfui, du... Jammermensch!" erwiderte sie nur.

Ich ging fort und kehrte bis zum Abend nicht wieder heim.

Am Morgen des nächsten Tages wurde Kolja begraben. Ich ging nicht in die Kirche, sondern saß während der ganzen Messe an dem offengelegten Grab der Mutter. Mein Hund und der Totengräber leisteten mir Gesellschaft. Dieser setzte mir auseinander, daß er „um der alten Bekanntschaft willen" das Grab ganz billig berechnen wolle — „sonst würde es wenigstens einen Rubel kosten".

Ich blickte in die gelbe Grube, aus der ein moderiger Dunst aufstieg. Auf ihrem Grund sah ich ein paar schwarze Bretter und ein Stück dunkeln, feuchten Stoffes dazwischen. Bei der geringsten Bewegung, die ich machte, rieselte der Sand von oben in die Grube hinein und fiel auf die Bretter. Ich wollte, daß er sie ganz verdecke, und bewegte mich absichtlich hin und her.

„Mach keinen Unsinn", sagte der Totengräber und paffte eine mächtige Rauchwolke aus.

Die Großmutter trug den kleinen weißen Sarg selbst auf den Armen zum Grab. Der Totengräber sprang in die Grube, nahm den Sarg in Empfang und stellte ihn neben die schwarzen Bretter. Dann kam er wieder herauf und begann mit den Füßen und der Schaufel den Sand in die Grube zu schütten, wobei seine Pfeife wie ein Weihrauchfaß qualmte. Schweigend halfen ihm die Großeltern beim Füllen des Grabes. Kein Pope, kein Bettler war anwesend — nur wir vier standen zwischen all den Grabkreuzen da.

Als die Großmutter den Totengräber bezahlte, sagte sie vorwurfsvoll: „Du hast aber doch Warjas Ruhestätte gestört!"

„Es ging nicht anders", erwiderte er, „ich habe auch so schon auf eine fremde Stelle übergreifen müssen. Was schadet es denn?"

Die Großmutter verneigte sich vor dem Grab bis zur Erde, schluchzte tief auf und stieß einen Klagelaut aus. Dann ging sie heim, und der Großvater folgte ihr, die Mütze tief in die Augen ziehend und an seinem schäbigen Rock herumzupfend.

„Das war ein Samenkorn, das auf ungepflügten Boden fiel", sagte er plötzlich und lief voraus — wie eine Krähe, die über den Acker hüpft.

„Was wollte er damit sagen?" fragte ich die Großmutter.

„Weiß Gott, was er sagen wollte! Er hat so seine eigenen Gedanken."

Es war heiß, das Gehen fiel der Großmutter schwer. Ihre Füße blieben in dem heißen Sand stecken, und sie blieb häufig stehen, um sich den Schweiß von der Stirn zu wischen.

Ich fragte sie mit einem Gefühl der Bedrücktheit: „Das Schwarze in dem Grab — das war wohl der Sarg der Mutter?"

„Ja", erwiderte sie ärgerlich. „Der dumme Kerl!... Noch kein Jahr ist sie tot, und schon ist sie verwest. Das kommt daher, daß sie im Sand liegt, der läßt das Wasser durchsickern. Im Lehm geht das nicht so schnell. Alle verwesen... Nur die Heiligen bleiben verschont..."

„Du wirst nicht verwesen!"

Sie blieb stehen, schob mir die Mütze auf dem Kopf zurecht und sagte ernsthaft: „Denk nicht nach über diese Dinge. Man soll's nicht tun, hörst du?"

Ich mußte aber darüber nachdenken. Wie häßlich war das doch, wie widerlich — der Tod! Abscheulich! Mir wurde ganz übel zumute.

Als wir zu Hause ankamen, hatte der Großvater bereits den Samowar hingestellt und den Tisch gedeckt.

„Wollen Tee trinken", sagte er, „bei der Hitze wird das guttun. Ich gebe von meinem Tee für alle."

Er ging auf die Großmutter zu und klopfte ihr auf die Schulter.

„Na, Mutter, was sagst du?" sprach er weich.

„Was soll ich sagen!" versetzte sie abwehrend.

„Ja, ja... Der liebe Gott zürnt uns, nimmt uns eins nach dem andern fort... Wenn alles in der Familie so zusammenhalten wollte wie die Finger an der Hand..."

Er hatte schon lange nicht so friedlich gesprochen. Ich hörte ihm zu und dachte, seine versöhnlichen Reden würden mir guttun, und ich würde darüber die gelbe Grube mit den feuchten schwarzen Fetzen darin vergessen. Aber da sagte die Großmutter unfreundlich:

„Spar dir die Worte, Vater! Dein Lebtag führst du sie im Mund, und wem nützen sie? Du bist es doch, der ewig an allen herumgenörgelt und gezehrt hat, wie der Rost am Eisen..."

Der Großvater räusperte sich, sah sie an und schwieg.

Als ich am Abend mit Ludmilla am Tor saß, erzählte ich ihr, immer noch mit innerer Pein, was ich am Morgen gesehen. Es machte weiter keinen Eindruck auf sie.

„Wenn man eine Waise ist, hat man es besser", sagte sie. „Sollten meine Eltern sterben, so würde die Schwester beim Bruder bleiben, und ich würde für immer ins Kloster gehen. Was sollte ich sonst anfangen? Heiraten wird mich niemand, weil ich lahm bin und nicht arbeiten kann. Schließlich würde ich gar noch lahme Kinder haben..."

Sie sprach so verständig wie alle die Weiber unserer Straße, und an jenem Abend war es wohl, daß sie mir gleichgültig wurde. Die Dinge fügten sich auch so, daß ich die Freundin immer seltener sah.

Ein paar Tage nach dem Tod des Bruders sagte der Großvater zu mir:

„Leg dich heute früher zu Bett, ich werde dich zeitig wecken. Wir fahren in den Wald, wollen Holz holen."

„Und ich gehe mit euch und will Kräuter sammeln", sagte die Großmutter.

Im Wald wuchsen Tannen und Birken durcheinander. Er stand auf sumpfigem Grund, war reich an Windbruch und trocknem Geäst und lag drei bis vier Werst von der Vorstadt. Nach der einen Richtung zog er sich bis zur Oka hin, nach der andern zur Moskauer Chaussee und darüber hinaus. Wie ein schwarzes Zelt erhob sich über ihm der aus mächtigen Kiefern bestehende Hochwald der „Sawelowa Griwa".

Dieser ganze gewaltige Reichtum war Eigentum des Grafen Schuwalow, der sich indes um seinen Besitz wenig kümmerte. Die Leute aus der Vorstadt sahen den Wald halb und halb als den ihrigen an, sammelten das Reisig, schlugen die abgestorbenen Bäume nieder und scheuten sich nicht, gelegentlich auch einen frischen Stamm mitgehen zu lassen. Scharenweise zogen sie im Herbst mit Äxten und Stricken in den Wald, um sich für den Winter mit Holzvorräten zu versehen.

So wandern auch wir zu dritt bei Tagesanbruch über das silberglänzende, taufrische Feld dem Walde zu. Links von uns, jenseits der Oka, erhebt sich langsam über den fuchsroten Spechtbergen und dem weißummauerten Nishni mit seinen grünen Gärten und goldenen Kuppeln die träge russische Sonne. Ein leiser Wind weht verschlafen von der stillen, trüben Oka her; goldiger Hahnenfuß, rote Nelkensterne, gelbweißes Ruhrkraut und blaue Glockenblumen wiegen sich auf der dürren Halde, die wir überschreiten.

Wir nähern uns dem Walde, der wie eine mächtige dunkle Wand vor uns liegt. Die breitästigen Tannen sehen wie riesige Vögel aus, die schlanken, grünen Birken wie junge Mädchen. Der Sumpf strömt seinen Modergeruch über die Felder; mein Hund bleibt schnuppernd stehen, läßt die rosige Zunge aus der Schnauze hängen und schüttelt verständnislos seinen Fuchskopf.

Der Großvater, in Großmutters warmer Jacke und einer alten Mütze ohne Schirm, blinzelt und lächelt in einem fort und trippelt, mit den dünnen Beinen vorsichtig schleichend, einher. Die Großmutter, in einer blauen Bluse, schwarzem Rock und weißem Kopftuch, marschiert rüstig drauflos, daß ich kaum mitkommen kann.

Je näher wir dem Walde kommen, desto lebhafter wird der Großvater. Er zieht die Luft hörbar durch die Nase ein, räuspert sich und spricht, zuerst abgebrochen und undeutlich, doch dann immer munterer und begeisterter, wie im Rausch:

„Die Wälder — das sind die Gärten unsres Herrgotts. Gottes Wind, der heilige Atem seines Mundes, hat sie gesät... In meiner Jugend, wie ich noch als Barkenknecht auf der Wolga arbeitete, habe ich Wälder gesehen, Alexej — die wirst du nie zu sehen bekommen! Hier an der Oka reichen die Wälder von Kassimow bis Murom, dort aber, über der Wolga, gehen sie bis an den Ural heran, ja! Alles ist dort so wunderbar, so unbegrenzt..."

Die Großmutter sieht ihn von der Seite an und blinzelt mir zu, er aber spricht weiter, stolpert ab und zu, nimmt jedoch immer wieder das Wort und streut seine Erinnerungen in mein empfängliches Ohr:

„Einmal schleppten wir ein großes Segelschiff mit einer Ladung Öl von Saratow nach Nishni zur Messe. Unser Aufseher hieß Kirillo, und die Wirtschaft führte ein Tatar aus Kassimow, Assaf hieß er. Wie wir an die Shigulewberge kamen, sprang flußaufwärts ein Wind auf und schnitt uns bös in die Augen. Wir zogen das Schiff mit aller Kraft, doch es ward uns zuviel, ganz schwindlig wurden wir und mußten halten. Wir gingen ans Ufer, um uns einen Grützbrei zu kochen. Es war im Monat Mai, die Wolga lag breit da wie das Meer, die Wogen gingen hoch wie eine Herde von Schwänen, unzählige Tausende, die zum Kaspischen Meer hinunterschwammen. Die Shigulewberge stiegen im jungen Grün zum Himmel auf, weiße Wolken standen wie eine weidende Lämmerherde am Himmel, und die Sonne ergoß sich als geschmolzenes Gold auf die Erde. Wir liegen da, erquicken uns an dem Anblick und werden alle gut zueinander, auf dem Fluß ist's kalt und rauh und am Ufer so warm und duftig. Gegen Abend erhebt sich unser Aufseher Kirillo, ein ernster, bejahrter Mann, nimmt die Mütze ab und sagt: ‚Nun, Jungens, ich will nicht länger euer Aufseher sein, seht zu, wie ihr euch ohne mich behelft. Ich gehe in die Wälder.' Wir sind ganz erschrocken: Was denn? Warum denn? Wir können doch nicht weiter, wenn keiner da ist, der vor unserm Brotherrn die Verantwortung trägt! Ohne Kopf können die Menschen doch nicht herumgehen! Wenn's auch ganz geradeaus geht, immer die Wolga hinauf, so kann man doch auch auf geradem Wege fehlgehen. Die Menschen sind böse Tiere, die kein Erbarmen kennen. Ganz ängstlich wurde uns ums Herz. Er aber redete immer weiter: ‚Ich will nicht länger so leben als euer Hirt, ich gehe in die Wälder!' Einige von uns machen sich über ihn her, prügeln und binden ihn, andre denken nach über seine Worte und rufen: ‚Halt! Laßt ihn los!' Der Tatar aber, der die Wirtschaft führt, schreit: ‚Auch ich gehe fort!' Da war die Not groß; der Brotherr hatte dem Tataren schon für zwei Fahrten nicht gezahlt, und das war jetzt die dritte Fahrt. Ein schönes Stück Geld für die Zeiten damals! Wir lärmten und schrien bis in die Nacht

hinein, und in der Nacht sind sieben von uns auf und davon gegangen. Sechzehn Mann sind geblieben oder vierzehn. Das ist der Wald, mein Junge, siehst du!“

„Sie sind wohl Räuber geworden?“

„Kann sein, daß sie Räuber geworden sind, kann aber auch sein, daß sie Einsiedler wurden. Das war damals kein großer Unterschied...“

Die Großmutter bekreuzigte sich und meinte:

„Heilige Mutter Gottes! Wenn man so über die Menschen nachdenkt, tun sie einem alle miteinander leid...“

„Jeder hat doch seinen Verstand — sieh zu, wo dich der Teufel hinlocken will!“

Auf einem feuchten Fußpfad, zwischen moosbewachsenen kleinen Erdhügeln und abgestorbenem Tannengestrüpp, gelangen wir in den Wald. Es scheint mir sehr verständig, was der Kirillo da getan hat: im Wald gibt's keine zänkischen Menschen, keine Prügeleien, keine Trunksucht, dort kann man den widerwärtigen Geiz des Großvaters vergessen und das Sandgrab der Mutter und all das andre, was so drückend und qualvoll auf dem Herzen lastet.

An einer trocknen Stelle sagt die Großmutter:

„Komm, wollen uns setzen und etwas essen!“

In ihrem Korb hat sie Roggenbrot, grüne Zwiebeln, Gurken, Salz und in einem Stück Leinwand weißen Quark. Der Großvater sieht verlegen blinzelnd zu, wie sie das alles auspackt.

„Und ich habe mir nichts mitgenommen...“, sagt er.

„Es wird für alle reichen, lang zu!“ erwidert die Großmutter.

An den kupferbraunen Stamm einer mächtigen Kiefer gelehnt, sitzen wir da und essen. Die Luft ist von Harzduft gesättigt, vom Feld weht ein leiser Wind, der die Äste bewegt. Die Großmutter pflückt mit ihrer dunkeln Hand allerlei Kräuter, nennt mir die gesundheitsfördernden Eigenschaften des Johanniskrauts, der Primel, des Bitterklees und die geheimnisvollen Heilkräfte des Farnkrauts, des Weiderichs und des Hartheus.

Der Großvater hackt den Windbruch klein, und ich soll das zerkleinerte Holz an einer Stelle zusammentragen. Ich ziehe es jedoch vor, mich unbemerkt aus dem Staube zu machen und der Großmutter nachzugehen, die unhörbar zwischen den Riesenstämmen hinwandelt und sich von Zeit zu Zeit, als ob sie untertauchte, zu dem nadelbedeckten Waldgrund hinbückt. Während sie dahinschreitet, hält sie ihre Selbstgespräche:

„Das wird wieder mal kein Pilzjahr, wie es scheint! Ach, du lieber Gott im Himmel, du sorgst gar nicht gut für die Armen! Für die ist doch selbst der Pilz ein Leckerbissen...“

Ich schleiche ganz leise hinter ihr her, damit sie mich nicht bemerkt — ich will sie nicht stören in ihrer Unterhaltung mit Gott, mit den Kräutern und den Fröschen. Aber sie hat mich schon gesehen und sagt: „Na, bist du ihm weggelaufen?“

Und während sie sich vor der im üppigen grünen Gräserschmuck prangenden schwarzen Erde verneigt, erzählt sie, wie Gott einmal, über die Menschen ergrimmt, die ganze Erde überschwemmt und alles, was da lebte, vertilgt habe.

„Seine heilige Mutter aber hatte schon vorher den Samen von jeder Art in ein Körbchen gesammelt und aufgehoben, und dann bat sie die Sonne: ‚Trockne doch die Erde von einem Ende zum andern, dafür werden die Menschen dich preisen und loben!‘ Und die Sonne machte die Erde wieder trocken. Sie aber säte auf ihr den gesammelten Samen. Der Herrgott guckt und sieht, wie wieder alles Lebende auf der Erde zu wachsen anfängt — Kräuter, Vieh und Menschen: alles ist da!... ‚Wer hat das gegen meinen Willen getan?‘ fragt er. Da gesteht sie ihm alles ein, und weil's ihm schon vorher leid getan hatte, daß alles so kahl war, sagt er zu ihr: ‚Du hast recht dran getan!‘“

Die Geschichte gefällt mir, ich bin jedoch erstaunt und frage ernsthaft:

„Ist's wirklich so gewesen? Die Mutter Gottes wurde doch lange nach der Sintflut geboren?“

Jetzt ist's an der Großmutter zu staunen:

„Wo hat man dir das gesagt?“

„In der Schule... es steht so in den Büchern...“

Meine Antwort beruhigt sie, und sie sagt:

„Ach so, in den Büchern! Was da drin steht, kannst du ruhig vergessen... Die lügen nämlich nur, die Bücher...“

Ein leises, fröhliches Lachen folgt diesen Worten.

„Das haben sie sich so ausgedacht, die dummen Kerle“, fährt sie fort. „Ein Gott war also da, und eine Mutter hat er nicht gehabt! Wer hat ihn denn da geboren, hä?“

„Ich weiß es nicht.“

„Aha, da haben wir's: ‚Ich weiß es nicht‘ — das ist alles, was du schließlich gelernt hast!“

„Der Pope sagte, Joachim und Anna seien die Eltern der Mutter Gottes gewesen.“

Die Großmutter wird nun ganz ernstlich böse — sie steht vor mir und sieht mir gerade in die Augen.

„Wenn du solchen Unsinn glaubst, hau' ich dir eine 'runter!“ sagt sie, gleich darauf erklärt sie mir jedoch:

„Die Mutter Gottes war immer da, früher als alles andere, von ihr wurde Gott geboren, und dann...“

„Und wie ist's mit Christus?“

Die Großmutter schweigt und schließt verwirrt die Augen.

„Wie's mit Christus ist... Na, eben... ja...“

Ich sehe, daß ich Sieger geblieben bin: ich habe sie unsicher gemacht in ihrem Wissen von den göttlichen Geheimnissen, und das ist mir peinlich.

Immer tiefer geraten wir in den Wald hinein, in seinen bläulichen, von goldenen Sonnenstrahlen durchbrochenen Nebeldunst. Wie ein leises Raunen, das allerhand Träume weckt, klingt es durch die würzig warme Luft. Die Kreuzschnäbel zirpen ihr „gip, gip, zok, zok", die Blaumeisen piepen, der Kuckuck lacht, der Pirol ruft sein „bülu, bülu", unaufhörlich pinkt und klingt das Liedchen des Buchfinks, schwirrt und lockt der Fichtengimpel, der Sonderling unter den Sängern. Smaragdgrüne Frösche hüpfen uns zwischen den Beinen durch; zwischen den Baumwurzeln belauert sie schon, das goldene Köpfchen hebend, die sich ringelnde Natter. Ein Knacken tönt oben im Kieferngezweig; der buschige Schwanz eines Eichhörnchens huscht durch die Äste. Immer mehr Neues, Herrliches sieht das Auge — und immer mehr will es sehen, immer weiter schweifen. Zwischen den Kiefernstämmen erscheinen durchsichtige Luftgebilde wie riesige Menschen — kommen und schwinden wieder in dem grünen, vom silberigen Himmelsblau durchbrochenen Dickicht. Unter den Füßen breitet sich schwellend der Moosteppich aus, Torfbeeren und Preiselbeeren heben sich in blutroten Tupfenmustern ab, herber Pilzduft steigt kitzelnd in die Nase.

„Heilige Mutter Gottes, du strahlendes Licht der Erde!" betet seufzend die Großmutter.

Wie eine Hausherrin, der alles ringsum vertraut ist, geht sie durch den Wald — wie eine Bärin, die in ihm heimisch ist. Sie sieht alles, lobt alles, dankt für alles. Es ist, als ob eine wohlige Wärme von ihr ausginge; ihr Fuß tritt das Moos zu Boden, doch mit einem Gefühl des Behagens sehe ich, wie es sich gleich wieder streckt und emporrichtet.

Ich gehe dahin und denke: Es muß doch schön sein, ein Räuber zu sein, die Geizhälse und Reichen auszuplündern und das, was man ihnen genommen hat, den Armen zu geben — mögen alle satt werden und sich des Lebens freuen, statt sich gegenseitig neidisch anzubellen wie böse Hunde! Es muß auch schön sein, zum Herrgott der Großmutter und ihrer Mutter Gottes hinzugehen und ihnen die ganze volle Wahrheit zu sagen, wie abscheulich die Menschen miteinander leben, wie sie die Verstorbenen in elendem Sand begraben und wie es überhaupt auf Erden sehr viel Häßliches und Abstoßendes gibt, das es nicht zu geben brauchte. Wenn die Mutter Gottes mir glaubt, soll sie mir so viel Klugheit schenken, daß ich das alles ändern und verbessern kann. Und dann soll sie bewirken, daß die Menschen mir vertrauen — ich würde schon einen Weg zum besseren Leben finden! Daß ich noch klein bin, macht dabei nichts aus — Christus war nur ein Jahr älter als ich, und doch haben schon damals weise Männer auf ihn gehört...

Als ich eines Tages wieder so in Gedanken durch den Wald spazierte, fiel ich in eine tiefe Grube, wobei ein Ast mir die Seite aufriß und auch die Nackenhaut einen tüchtigen Kratzer abbekam. Da saß ich nun unten in dem kalten Schlamm, der so klebrig war wie Pech, und sah zu meiner tiefen Beschämung, daß ich nicht imstande sein würde, allein hinauszuklettern. Die Großmutter wollte ich durch mein Geschrei nicht ängstigen, schließlich blieb mir aber doch nichts weiter übrig, als sie zu rufen. Sie machte sich hurtig daran, mich herauszuziehen, und sagte, sich bekreuzigend, unter Weinen und Lachen:

„Herrgott, da bist du richtig in eine Bärenhöhle geraten! Ein Glück, daß sie leer ist — wenn aber der Hausherr drin gelegen hätte?"

Sie führte mich an einen Bach, wusch meine Wunden, legte schmerzstillende Blätter darauf und verband sie mit Leinenstreifen, die sie von ihrem Hemd abriß. Der Blutverlust hatte mich arg geschwächt, ich war nicht imstande, bis nach Hause zu gehen, und so führte sie mich nach einem Bahnwärterhäuschen, wo man mich vorläufig aufnahm.

Meine Heilung ging rasch vonstatten, und bald begann ich die Großmutter wieder zu drängen:

„Laß uns doch in den Wald gehen!"

Sie war sogleich bereit dazu, und so verbrachten wir den ganzen Sommer bis zum Spätherbst mit dem Sammeln von Kräutern, Beeren, Pilzen und Nüssen. Die Großmutter verkaufte, was wir fanden, und davon lebten wir.

„Unnütze Fresser!" schalt der Großvater, obschon wir doch gar nicht sein Brot aßen.

Ich fühlte mich heimisch im Walde, und er gab meiner jungen Seele einen Frieden, der mich alle Widerwärtigkeiten und Kränkungen vergessen ließ. Er steigerte zugleich meine geistige Empfänglichkeit: Gehör und Gesicht wurden schärfer, das Gedächtnis erstarkte, die Eindrucksfähigkeit vertiefte sich.

Immer mehr wuchs meine Bewunderung für die Großmutter. Ich gewöhnte mich daran, sie als ein Menschenkind zu betrachten, das hoch über allen andern stand, als das beste und weiseste aller irdischen Wesen, und sie festigte diese Überzeugung in mir mit jedem Tag. Einmal hatten wir im Walde Steinpilze gesucht und machten auf dem Heimweg am Waldrand halt. Die Großmutter setzte sich, um auszuruhen, und ich suchte unter den Bäumen, ob ich nicht noch einen brauchbaren Pilz fände. Plötzlich höre ich ihre Stimme und drehe mich um: sie sitzt auf dem Fußpfad und säubert ruhig die Pilzstiele, während ein großer, grauer, magerer Hund mit heraushängender Zunge neben ihr steht.

„So geh doch, mach, daß du fortkommst!" spricht die Großmutter zu ihm — „geh in Gottes Namen!"

Kurz vorher hatte Walek meinen Hund vergiftet, und ich hatte nicht übel Lust, diesen neuen Hund statt seiner mitzunehmen. Ich lief auf den Fußpfad, um den Hund an mich zu locken, der aber duckte sich ganz seltsam, mit steifem Hals, warf mir aus

seinen grünen, hungrigen Augen einen Blick zu und sprang, den Schwanz zwischen die Beine klemmend, in den Wald. Ich ließ einen Pfiff ertönen — da jagte er wie toll durch die Büsche davon.

„Hast ihn gesehen?" fragte die Großmutter lächelnd. „Ich dachte anfangs, es sei ein Hund, dann sah ich aber die Zähne und den Hals und wußte Bescheid. Bin nicht schlecht erschrocken — ‚Na', sagte ich, ‚wenn du ein Wolf bist, dann geh schon lieber deiner Wege!' Es ist noch gut, daß die Wölfe im Sommer friedlich sind..."

Sie verirrte sich nie im Walde und wußte immer genau den kürzesten Weg nach Hause anzugeben. Nach dem Duft der Kräuter gab sie die Pilze an, die da oder dort wuchsen. Zuweilen prüfte sie mich in der Pilzkunde:

„Welchen Baum mag der Reizker am liebsten? Wie unterscheidet man den eßbaren Täubling vom giftigen? Welcher Pilz liebt das Farnkraut?"

Nach kaum sichtbaren Kratzspuren an der Baumrinde gab sie mir an, wo die Eichhörnchen ihre Nester haben. Ich kletterte auf die Bäume und plünderte die Wintervorräte der Tierchen: aus manchem hohlen Baum holte ich bis zu zehn Pfund Nüsse heraus.

Als ich wieder einmal die Eichhörnchennester plünderte, schoß mir ein Jäger eine Ladung Schnepfenschrot in die rechte Seite; siebenundzwanzig Körner waren es, elf davon zog mir die Großmutter mit einer Nadel aus dem Leib, die übrigen kamen nach und nach, zum Teil erst nach langen Jahren, zum Vorschein.

Der Großmutter gefiel es, daß ich die Schmerzen geduldig ertrug.

„Recht so, Junge", sagte sie, „immer hübsch tapfer! Trag mit Geduld den Schmerz — das macht dich weise und stärkt dein Herz."

Jedesmal, wenn sie bei ihrem Handel mit Pilzen und Nüssen etwas Geld erübrigt hatte, trug sie ihr „stilles Almosen" zu den Fenstern der Armen. Dabei ging sie selbst auch an Feiertagen in geflickten und zerrissenen Kleidern umher.

„Schlimmer als eine Bettlerin", knurrte der Großvater, „machst mir nur Schande!"

„Tut nichts, ich bin nicht deine Tochter", sagte sie, „es wird kein Freier nach mir fragen."

Immer häufiger wurden ihre Zänkereien.

„Ich bin kein ärgerer Sünder als andere", schrie der Großvater unwillig, „und bin doch schwerer gestraft!"

„Die Teufel wissen schon, was einem zukommt", neckte ihn die Großmutter.

Waren wir allein, so sagte sie zu mir:

„Er hat eine Heidenangst vor den Teufeln, der Alte! Die Furcht macht ihn vorzeitig alt — ein Unglücksmensch, weiß Gott!"

Ich war im Walde sehr kräftig geworden, doch auch sehr menschenscheu. An meinen Freunden nahm ich keinen Anteil mehr, und auch Ludmilla, die mir jetzt mit ihrer Verständigkeit ziemlich langweilig vorkam, war mir gleichgültig geworden ...

Eines Tages, im Herbst, kam der Großvater ganz durchnäßt aus der Stadt. Er schüttelte sich an der Schwelle wie ein nasser Spatz und sagte in triumphierendem Ton:

„Na, Landstreicher, morgen geht's in eine neue Stelle!"

„Wohin denn noch?" fragte die Großmutter ärgerlich.

„Zu Matrjona Sergejewna, deiner Verwandten, oder vielmehr zu ihrem Sohn."

„Ach, Vater, das hast du dir schlecht überlegt!"

„Schweig, dumme Gans! Vielleicht machen sie einen Zeichner aus ihm."

Die Großmutter ließ stumm den Kopf hängen.

Am Abend erzählte ich Ludmilla, daß ich in die Stadt ziehen und dort wohnen würde.

„Auch mich wird man bald hinbringen", erwiderte sie nachdenklich. „Mein Vater will, daß man mir das Bein ganz abnimmt — dann werde ich gesund, meint er."

Sie war während des Sommers magerer geworden, ihre Haut hatte einen bläulichen Anflug, und ihre Augen kamen mir größer vor.

„Hast du Angst?" fragte ich sie.

Sie bejahte und begann still zu weinen. Ich wußte nicht, was ich ihr zum Trost sagen sollte — ich fürchtete mich selbst vor dem Leben in der Stadt. Wir saßen lange, dicht aneinandergeschmiegt, in düsterem Schweigen zusammen. Wäre es im Sommer gewesen, so hätte ich die Großmutter gebeten, mit uns beiden gemeinsam auf die Bettelfahrt zu gehen, wie sie es als junges Mädchen getan hatte. Ludmilla hätte ich in einem Wägelchen gefahren. Aber nun war es Herbst, ein feuchtkalter Wind fegte durch die Gassen, der Himmel hing voller Wolken, und die Erde war zusammengeschrumpft, schmutzig und trübselig anzuschauen.

4

Ich wohne wieder in der Stadt, in einem zweistöckigen weißen Hause, das wie ein Sarg aussieht und vielen, vielen Menschen Obdach gibt. Es ist ein neues Haus, doch hat es etwas Ungesundes, Gedunsenes, wie ein Bettler, der plötzlich zu Reichtum gekommen ist und keine größere Sorge hat, als recht viel zu essen und möglichst bald Fett anzusetzen. Es steht mit dem Giebel zur Straße und zählt in jedem Stockwerk acht Fenster, von denen vier auf die Front kommen. Aus dem Erdgeschoß blickt man in eine enge Einfahrt und auf den Hof, aus dem Oberstock über den Zaun hinweg auf das kleine Häuschen einer Waschfrau und in eine schmutzige Schlucht.

Eine eigentliche Straße ist nicht vorhanden. Die au zwei Stellen von schmalen Dämmen durchschnittene Schlucht zieht sich zur Linken nach der Kaserne der Militärsträflinge hin. Aller Schutt und Unrat von den Nachbarhöfen wird in diese Schlucht abgeladen, auf deren Grund sich eine dunkelgrüne Schmutzpfütze gebildet hat. Zur Rechten, am Ende der Schlucht, liegt der schlammige Swjesdinsche Teich, während die unserem Hause gegenüberliegende Mitte zum Teil von Brennesseln, Lattich und Ampfer überwuchert, zum Teil von Vater Dorimedont, dem Priester an der Mariä-Fürbitten-Kirche, in einen Garten umgewandelt ist. Mitten im Garten befindet sich eine grün angestrichene Laube aus dünnen, schmalen Latten, die krachend bersten, wenn man einen ordentlichen Feldstein dagegen wirft.

Es ist ein wüster, widerlich anmutender Platz. Der Herbst hat den lehmigen Boden in eine Art rostbraunen Pechs verwandelt, das zäh an den Füßen haftet. Ich hatte noch nie so viel Schmutz auf einem so kleinen Raum beisammen gesehen, und nach dem freien, reinen Leben in Feld und Wald erschien mir dieser Stadtwinkel doppelt abstoßend.

Jenseits der Schlucht ziehen sich verwitterte alte Zäune hin, und zwischen ihnen hindurch sehe ich in einigem Abstand das braungestrichene Haus mit dem Laden, in dem ich während des Winters als Lehrling tätig war. Seine Nähe bedrückt mich — warum muß ich nur wieder in dieser Straße leben?

Meinen neuen Lehrherrn kenne ich bereits: er war öfters bei meiner Mutter zu Besuch, in Gesellschaft seines Bruders, der immer so spaßig sang: „Andrej — Papa, Andrej — Papa!"

Sie sind beide noch ganz die alten: der Ältere, Wassja, mit dem langen Haar und der Habichtsnase, ist ein angenehmer und anscheinend guter Mensch; der Jüngere, Viktor, hat immer noch seine Sommersprossen und sein Pferdegesicht. Ihre Mutter, eine Verwandte meiner Großmutter, ist eine böse, zänkische Alte. Der ältere der beiden Brüder ist verheiratet, seine Frau ist eine volle, quabbelige Person, so weiß wie Weizenbrot, mit großen, auffallend dunkeln Augen.

Gleich am ersten Tage erzählte sie mir zweimal:

„Ich habe deiner Mutter eine seidene Bluse mit Schmelzbesatz geschenkt..."

Es schien mir nicht recht glaubwürdig, daß sie meiner Mutter die Bluse geschenkt hatte und daß diese das Geschenk angenommen haben sollte. Als sie mir die Geschichte zum zweitenmal erzählte, erwiderte ich: „Na ja, so prahl doch nicht damit!"

Sie fuhr erschrocken zurück:

„Wa—as war das? Mit wem sprichst du denn, Junge?"

Ihr Gesicht bedeckte sich mit roten Flecken, die Augen traten groß hervor, und sie rief ihren Gatten. Den Zirkel in der Hand und den Bleistift hinterm Ohr, kam er in die Küche, hörte die Beschwerde seiner Gemahlin an und sagte zu mir:

„Merk dir, mein Lieber, man darf nicht frech sein, und man sagt zu allen Leuten ‚Sie'!"

Dann wandte er sich zu seiner Frau um und brummte unwirsch: „Belästige mich nicht mit jedem Quark!"

„Was? Einen Quark nennst du das? Wenn deine Verwandten..."

„Der Teufel soll sie holen, meine Verwandten!" rief mein Lehrmeister zornig und lief hinaus.

Auch ich war auf die Leute, die sich als meine Verwandten bezeichneten, nicht gut zu sprechen, und daß diese hier mit der Großmutter verwandt sein sollten, wollte mir vollends nicht in den Kopf. Es war mir schon aufgefallen, daß Verwandte sich gegenseitig weit schlechter zu behandeln pflegen als Fremde, daß Klatsch und Zank, Gespött und üble Nachrede unter jenen oft mehr gang und gäbe sind als unter diesen.

Mein Lehrmeister gefiel mir, namentlich wenn er das lange Haar in den Nacken warf und hinter die Ohren zurückstrich. Ein vergnügtes Lächeln spielte öfters um seinen Mund; die grauen Augen blickten dabei gutmütig drein, und leichte Spottfältchen bildeten sich um die kühn geschwungene Nase.

„Hört doch endlich auf, euch zu zanken, ihr bissigen Hühner!" pflegte er zu seiner Frau und seiner Mutter zu sagen, wobei ein mildes Lächeln seine kleinen, dicht stehenden Zähne sehen ließ.

Jeden Tag gerieten Schwiegermutter und Schwiegertochter einander in die Haare. Ich staunte jedesmal, wie rasch und leicht das bei ihnen ging. Vom frühen Morgen an fegten sie beide, ungekämmt und unordentlich angezogen, durch die Zimmer und machten so viel Wesens, als ob es im Hause brenne. Den ganzen Tag blieben sie in einer ewigen Hast und kamen nur bei den Mahlzeiten ein wenig zur Ruhe. Alle aßen und tranken so viel, daß sie übervoll und müde wurden. Das Tischgespräch drehte sich nur ums Essen, falls sie sich nicht durch träge Wortscharmützel auf ihre eigentlichen großen Kämpfe vorbereiteten. Was die Schwiegermutter auch an Speisen zubereitet haben mochte, die Schwiegertochter war nie zufrieden und sagte jedesmal:

„Meine Mama hat das anders gekocht!"

„Anders? Das heißt natürlich: schlechter!"

„Im Gegenteil, besser hat sie gekocht!"

„Na, dann geh doch wieder zu deiner Mama!"

„Hab' ich nicht nötig. Ich bin doch hier die Herrin!"

„So — und was bin ich?"

„Nun macht aber Schluß, ihr bissigen Hühner!" mischte der Hausherr sich ein. „Seid ihr denn ganz verrückt geworden?"

Alles im Hause hatte einen absonderlichen, lächerlichen Anstrich. Der Weg von der Küche nach dem Eßzimmer führte durch das einzige kleine, enge

Klosett. Alle Speisen wie auch der Samowar mußten den Weg durch diesen diskreten Raum nehmen, was zu zahlreichen komischen Mißverständnissen Anlaß gab. Es gehörte zu meinen Obliegenheiten, das Klosettbecken in Ordnung zu halten, und mein Nachtlager hatte ich in der Küche, der Klosettür gegenüber; mit dem Kopf stieß ich gegen den heißen Herd, während meine Füße den kalten Luftzug vom Flur zu spüren bekamen.

In dem großen, öden Salon mit den beiden Spiegeln an den Fensterpfeilern standen zwei Spieltische und ein Dutzend Rohrstühle; als Wandschmuck dienten ein paar Bilder in Goldleisten, Extraprämien der illustrierten Zeitschrift „Niwa". Das kleine Wohnzimmer war eng mit grellfarbigen Polstermöbeln verstellt; Teegeschirr und etliche Silbersachen, die zur Ausstattung der Frau gehörten, standen nebst drei Lampen da und dort auf Wandbrettern umher. In dem dunkeln, fensterlosen Schlafzimmer standen, außer einem breiten Bett, etliche Schränke und Koffer, die stark nach Knaster und Kamillen rochen. Diese drei Räume wurden fast nie benutzt, die Hausbewohner zwängten sich, so gut es ging, in das kleine Eßzimmer hinein, in dem sie sich ewig im Wege waren. Gleich nach dem Morgentee, um acht Uhr, zog der Hausherr mit Hilfe seines Bruders den Tisch aus. Zeichenpapier, Reißzeuge, Bleistifte und Tuschen wurden zurechtgelegt, und nun gingen die beiden Zeichner, jeder an seinem Tischende, an die Arbeit. Der Tisch, der das ganze Zimmer einnahm, stand ein wenig wacklig. Kam die Wärterin mit der Hausfrau aus dem Kinderzimmer, so stieß die eine oder die andre ganz sicher an, und es gab dann regelmäßig einen kleinen Streit:

„Was habt ihr hier zu suchen? Macht, daß ihr fortkommt!" schrie Viktor.

„Hörst du, Wassja?" wandte sich die Hausfrau entrüstet an ihren Gatten. „Sag ihm doch, daß er mich nicht so anschreien soll!"

„Ihr müßt euch ein bißchen in acht nehmen, daß ihr nicht anstoßt", erwiderte der friedliebende Wassja.

„Du weißt, daß ich in andern Umständen bin, hier ist's so eng..."

„Nun gut, dann werden wir im Salon arbeiten."

„Im Salon arbeiten!" rief die Hausfrau außer sich. „Um Gottes willen, wer hat so was gehört!"

In der Klosettür erschien das von der Küchenhitze gerötete, boshafte Gesicht von Matrjona Sergejewna.

„Hörst du, Wassja?" schrie sie. „Du kannst im Ofenwinkel arbeiten, und sie braucht vier Zimmer, um ein Kind zu kriegen. Nein, wie vornehm und edel — wär' nur nicht so leer der Schädel!"

Viktor lachte höhnisch, und der Hausherr schrie: „Nun hab' ich's aber satt!"

Die Schwiegertochter gibt eine Flut von giftigen Schimpfworten von sich, läßt sich breit auf den Stuhl fallen und kreischt:

„Ich geh' fort von hier! Ich sterbe!"

„So stört mich doch nicht bei der Arbeit!" brüllt der Hausherr, ganz bleich vor Anstrengung. „Schert euch zum Teufel! Das richtige Tollhaus ist das! Für wen sitze ich denn hier den ganzen Tag krumm, wenn nicht für euch, ihr bissigen Hühner!"

Anfangs flößten mir diese Zänkereien Furcht ein. Ganz besonders groß war mein Schreck, als die Hausfrau einmal nach einer solchen Szene mit einem großen Küchenmesser ins Klosett stürzte, die Tür verriegelte und wie wahnsinnig zu schreien begann. Der Hausherr stürzte ihr nach, bückte sich vor der verriegelten Tür, stemmte sich mit den Armen dagegen und rief mich heran:

„Rasch, Junge — klettre auf meine Schultern, schlag das Fenster oben ein und schieb den Riegel zurück!"

Ich sprang flink auf seinen Rücken, schlug die Scheibe über der Klosettür ein und neigte mich vor, um die von innen verriegelte Tür zu öffnen. Kaum aber hatte ich den Kopf hindurchgesteckt, als die Hausfrau meinen Schädel unbarmherzig mit dem Messergriff zu bearbeiten begann. Dennoch gelang es mir, die Tür zu öffnen, und nun zog Wassja seine sich heftig sträubende Lebensgefährtin in das Eßzimmer hinein und nahm ihr das Messer ab. Als ich dann in der Küche saß und die Beulen an meinem Schädel kühlte, dämmerte in mir der Gedanke auf, daß ich umsonst gelitten hatte: das Messer war nämlich, wie ich mich überzeugen konnte, so stumpf, daß es schwer war, damit auch nur ein Stück Brot abzuschneiden; zum Halsabschneiden war es ganz und gar nicht geeignet. Ich sagte mir, daß das alles nur Spiegelfechterei gewesen sei, und ließ mich fortan durch die häuslichen Zänkereien nicht mehr in Schrecken jagen.

Die beiden Brüder sangen im Kirchenchor, und zuweilen begannen sie bei der Arbeit leise zu summen:

„Des Mägdleins goldnes Ringelein
Ließ fallen ich ins Meer..."

sang der Ältere mit seinem angenehmen Bariton, und der Jüngere fuhr im Tenor fort:

„Ach, alle Freude, alles Glück
Entfloh von mir seither!"

Aus der Kinderstube ertönte vorwurfsvoll die leise Stimme der Hausfrau: „Ihr seid wohl nicht bei Trost? Das Kind schläft, und ihr singt!"

Oder auch: „Schäm dich doch, Wassja — du singst von einem Mägdelein und bist doch verheiratet! Es wird gleich zur Abendmesse läuten..."

„Gut, dann singen wir ein Kirchenlied!" sagte Wassja.

Doch die Hausfrau meinte, es schicke sich nicht, in der Nähe eines gewissen Ortes — sie wies in der Richtung nach der Küche hin — Kirchenlieder zu singen.

„Weiß der Teufel, du hast recht", versetzte Wassja. „Es wird nichts weiter übrigbleiben, als die Wohnung zu wechseln."

Die Wohnung wurde jedoch sowenig gewechselt, wie der Tisch umgestellt wurde, was der Hausherr gleichfalls als unbedingt notwendig erklärt hatte.

Hörte ich die Menschen, mit denen ich nun zusammenlebte, über andere Leute reden, so mußte ich immer an den Schuhladen zurückdenken: dort wie hier sprach man von den lieben Nächsten nur das Allerschlechteste. Offenbar hielten sich meine Wirtsleute für die besten Menschen in der Stadt und ihre Ansichten und Grundsätze für die einzig richtigen, woraus sie das Recht ableiteten, über ihre Mitmenschen das unbarmherzigste Urteil zu fällen. Ihre Grundsätze blieben mir jedoch unklar, und ihr Urteil empörte mich oft, so daß ich ein Vergnügen daran fand, mich dagegen aufzulehnen.

An Arbeit fehlte es mir nicht. Ich hatte alle Obliegenheiten eines Dienstmädchens zu erfüllen, scheuerte jeden Mittwoch den Fußboden in der Küche, reinigte den Samowar und alles sonstige Messingzeug, scheuerte am Sonnabend die Dielen in sämtlichen Zimmern und die beiden Treppen. Ich zerkleinerte das Holz, trug es nach den Öfen, wusch das Geschirr auf, putzte das Gemüse, lief zum Krämer und Apotheker und trug der Hausfrau den Korb nach, wenn sie auf den Markt einkaufen ging.

Meine nächste Vorgesetzte war die Schwiegermutter, eine lärmende, jähzornige alte Megäre. Sie stand um sechs Uhr morgens auf, wusch sich rasch, kniete im bloßen Hemd vor dem Heiligenbild nieder und beklagte sich sehr lange beim Herrgott über ihr schweres Leben, über ihre Kinder und die Schwiegertochter.

„O Herr", sprach sie mit schluchzender Stimme, während sie ihre Stirn in einem fort bekreuzigte, „ich bitte dich um nichts, o Herr, um rein gar nichts: nur ausruhn laß mich, und Frieden gib meiner Seele, o Herr, durch deine Kraft und Güte!"

Ihre Seufzer weckten mich aus dem Schlaf, ich schaute unter der Decke hervor und vernahm mit innerem Schaudern ihr leidenschaftliches Gebet. Der Herbstmorgen blickte matt durch die vom Regen getrübten Küchenfenster; in dem kalten Dämmerlicht bewegte sich unruhig die graue Gestalt hin und her, hob und senkte den rechten Arm und schob mit dem linken das herabgleitende Tuch immer wieder auf dem kleinen Kopf zurecht, von dem das spärliche, hell schimmernde Haar auf Hals und Schultern fiel.

„Daß dich das Mäuslein beiße!" murmelte sie ärgerlich, schlug sich dann wieder gegen Stirn, Leib und Schultern und fuhr fauchend fort: „Und meine Schwiegertochter, o Herr, die suche heim um meinetwillen! Laß sie alle, alle Kränkungen entgelten, die sie mir angetan hat! Meinem Sohn öffne die Augen, damit er ihr nicht immer nachgebe, und auch Viktorchens wegen, damit er etwas aus ihm mache! Meinem Viktorchen aber steh bei, schenke ihm deine Gnade, o Herr..."

Viktorchen schläft mit uns in der Küche, auf dem Hängebett über dem Ofen. Das zornige Gebet der Alten hat auch ihn geweckt, und er ruft ihr mit verschlafener, ärgerlicher Stimme zu:

„Müssen Sie schon am frühen Morgen so laut brüllen, Mama? Das ist einfach unerträglich."

„Nun, nun, schlaf schon noch", flüsterte die Alte schuldbewußt. Ein oder zwei Minuten lang wiegt sie sich dann schweigend hin und her, bricht aber von neuem ingrimmig los: „Daß ihnen die Knochen im Leibe bersten — daß sie sich den Hals brechen, o Herr!"

So furchtbar pflegte selbst mein Großvater nicht zu beten. Hatte sie ihr Morgengebet beendet, so trat sie an mein Lager heran, um mich zu wecken:

„Steh auf, Faulpelz — bist nicht da, um dich zu rekeln!... Mach den Samowar zurecht, hol Brennholz herauf! Hast wohl wieder vergessen, den Kienspan zurechtzulegen? Abscheulicher Schlingel!"

Ich beeile mich bei meiner Arbeit, so sehr ich kann, nur um dieses zischende Geflüster der Alten nicht zu hören, doch kann ich's ihr auf keine Weise recht machen. Wie der winterliche Schneesturm fegt sie durch die Küche und heult und wettert:

„Mach keinen Lärm, du Satan! Weckst du mir mein Viktorchen auf, dann reiß' ich dir die Ohren ab. Jetzt lauf zum Krämer, aber flink!"

An den Wochentagen wurden zum Morgentee zwei Pfund Weizenbrot gekauft, außerdem für zwei Kopeken kleine Brötchen für die junge Frau. Brachte ich das Brot, so beguckten es die beiden Frauen mißtrauisch von allen Seiten, wogen es in der Hand und meinten: „Hat's auch nicht übergewogen, hä? Mach mal den Mund auf!"

Und nachdem sie das Innere meines Mundes sorgfältig besichtigt hatten, riefen sie triumphierend:

„Aha, da sitzen ja noch die Krümchen an den Zähnen! Er hat von dem Weißbrot genascht, Wassja! . . ."

... Ich arbeitete gern, und es machte mir Spaß, den Schmutz im Hause zu beseitigen, die Fußböden zu scheuern und die Türklinken und sonstigen Messingsachen zu putzen. Waren die beiden Frauen friedlich gestimmt, so hörte ich sie öfters sagen:

„Er gibt sich Mühe, das muß man sagen!"

„Ja, und auch reinlich ist er!"

„Wenn er nur nicht so frech wäre!"

„Du lieber Gott, wer hat ihn auch erzogen!"

Sie gaben sich beide redliche Mühe, mir Respekt einzuflößen, es wollte ihnen jedoch ganz und gar nicht gelingen. Ich hielt sie beide für halb verrückt, hatte nichts für sie übrig, hörte nicht auf sie und redete grob mit ihnen. Die junge Frau hatte wohl

gemerkt, daß gewisse Redewendungen ganz besonders aufreizend auf mich wirkten.

„Du darfst nie vergessen, daß du von sehr armem Herkommen bist", sagte sie häufig zu mir. „Ich habe deiner Mutter eine seidene Bluse mit Schmelzbesatz geschenkt!"

„Jetzt verlangen Sie wohl meine Haut für diese Bluse?" fragte ich sie einmal.

„O Gott, der ist ja imstande, das Haus anzuzünden!" rief sie erschrocken aus.

„Das Haus anzünden — wieso denn?" fragte ich gleichgültig.

Sie liefen beide zu Wassja und verklagten mich bei ihm.

„Hör mal, lieber Freund, solche Reden spar dir lieber!" sagte er streng zu mir. Als sie jedoch das nächste Mal wieder über mich Beschwerde führten, meinte er gleichmütig: „Ihr seid mir auch die rechten! Reitet auf dem Jungen herum wie auf einer alten Schindmähre. Ein anderer wäre längst fortgelaufen oder von der schweren Arbeit verreckt..."

Die beiden Weiber brachen in Tränen aus vor Wut, und die Jüngere stampfte mit dem Fuß auf und schrie ganz außer sich:

„Wie kannst du in seiner Gegenwart so etwas sagen, du langhaariger Satan! Wie kann er jetzt noch vor mir Respekt haben? Und dabei bin ich in andern Umständen!"

„Gott verzeih dir, Wassja!" flennte die Alte. „Denk an mein Wort: du wirst den Jungen ganz und gar verderben!"

Als sie im Zorn gegangen waren, sagte der Hausherr streng zu mir:

„Siehst du, du kleiner Teufel, was für einen Skandal du angerichtet hast? Ich schicke dich zu deinem Großvater zurück, kannst wieder Lumpensammler werden."

„Als Lumpensammler hab' ich's besser gehabt als hier bei Ihnen", sagte ich gekränkt. „Sie haben mich als Lehrling angenommen, und was lern' ich bei Ihnen? Den Spülichteimer wegtragen..."

Er fuhr mir mit den Fingern ins Haar, doch ganz sacht, daß es mir nicht weh tat, und sagte mit einer gewissen Verwunderung, während er mir in die Augen sah:

„Bist doch ein borstiger Schlingel! Das gefällt mir nicht, mein Sohn, ga—ar nicht!"

Ich dachte, sie würden mich hinauswerfen, am nächsten Tage jedoch kam der Hausherr zu mir in die Küche und legte zwei zusammengerollte Bogen starken Papiers sowie einen Bleistift, ein Winkelmaß und ein Lineal vor mich hin.

„Sobald du mit dem Messerputzen fertig bist, wirst du das hier abzeichnen", sagte er.

Auf dem einen Blatt war die Fassade eines zweistöckigen Hauses mit zahlreichen Fenstern und Stuckverzierungen dargestellt.

„Hier ist auch ein Zirkel. Miß alle Linien ab, merk ihre Enden durch Punkte auf dem leeren Blatt an, und zieh mit Hilfe des Lineals Linien von Punkt zu Punkt! Zuerst von oben nach unten, das nennt man vertikal, und dann von rechts nach links, das heißt horizontal. Rasch, mach dich ans Werk!"

Ich freute mich über die saubere Arbeit, die mir da aufgegeben wurde, wie überhaupt über den Beginn des Unterrichts, doch betrachtete ich die Vorlage und die mir übergebenen Instrumente ohne jegliches Verständnis und mit einer Art andächtiger Scheu. Ich wusch mir die Hände und begann zu zeichnen. Zuerst zog ich alle Horizontalen und maß sie nach — es stimmte. Drei davon schienen mir allerdings überflüssig. Dann zog ich die Vertikalen und sah zu meiner nicht geringen Verwunderung, daß das Aussehen des Hauses sich in meiner Wiedergabe ganz seltsam verändert hatte: die Fenster befanden sich dort, wo eigentlich die Pfeiler sein sollten, und eins hatte sich gar über die Mauer hinausgeschoben und hing nun neben dem Hause in der Luft. Die Treppe war in den zweiten Stock emporgerutscht, das Gesims befand sich auf dem Dach und das Giebelfenster auf dem Schornstein.

Lange blickte ich, fast in Tränen, auf diese schnurrigen Verschiebungen und suchte zu begreifen, wie sie zustande gekommen sein mochten. Als ich ganz und gar nicht dahinterkommen konnte, beschloß ich, die Sache mit Hilfe der Phantasie wieder einzurenken. Ich zeichnete auf dem Gesims und dem Dachfirst lauter sitzende Krähen, Tauben und Spatzen, auf der Erde aber eine Anzahl krummbeiniger Leute mit Regenschirmen. Dann schraffierte ich das Ganze mit feinen, schrägen Strichen und brachte die Arbeit meinem Lehrer.

Er zog die Brauen hoch, warf sein Haar zurück und fragte in düsterem Ton:

„Was soll das eigentlich bedeuten?"

„Es regnet", erklärte ich, „und bei Regenwetter erscheinen alle Häuser schief, weil der Regen selbst schief herunterfällt. Das hier sind Vögel, die verstecken sich vor dem Regen, und die Leute unten laufen alle nach Hause. Hier die Dame ist hingefallen, und der Mann da ist ein Zitronenverkäufer..."

„Da hat's aber geschnappt!" rief mein Lehrmeister laut auflachend, neigte sich über den Tisch, daß sein Haar überfiel, und fegte damit meine Zeichnung auf den Fußboden hinunter. „Daß dich das Zipperlein plage, du frecher, kleiner Spatz!"

Die Hausfrau kam, mit dem tonnenförmigen Leibe wackelnd, heran, beguckte sich meine Arbeit und sagte zu ihrem Mann:

„So prügle ihn doch durch!"

„Nicht doch", entgegnete der Hausherr gutmütig, „ich habe selbst ganz ebenso angefangen."

Er strich die schlimmsten Fehler, die ich gemacht hatte, mit einem Rotstift an, gab mir ein neues Blatt Papier und sagte:

„Da, mach's noch einmal! Du wirst die Sache so oft abzeichnen, bis alles klappt..."

Die zweite Kopie fiel schon besser aus, nur das eine Fenster war zu nahe nach der Eingangstür hingerutscht. Es mißfiel mir jedoch, daß das Haus so ganz leer sein sollte, und ich bevölkerte es mit allen möglichen Leuten, Damen und Herren guckten aus den Fenstern, jene mit Fächern in den Händen, diese mit Zigaretten, und einer, der nicht rauchte, machte den andern eine lange Nase. An der Haustür hielt eine Droschke, und ein Hund lag davor.

„Warum hast du das wieder vollgesudelt?" fragte mein Lehrmeister ärgerlich.

Ich erklärte ihm, daß die Sache ohne Menschen zu kahl aussehe, er fuhr jedoch fort zu schelten:

„Unsinn! Wenn du lernen willst, dann lerne, das aber ist wieder eine Ungezogenheit!"

Endlich gelang es mir, eine Kopie fertigzubringen, die dem Original einigermaßen ähnlich war.

„Na, siehst du — es geht doch!" sagte mein Meister zufrieden. „Wenn es so weitergeht, wirst du schon vorwärtskommen."

Er stellte mir nun neue Aufgaben, die ich löste, so gut ich konnte. Einmal sagte er:

„Zeichne einen Grundriß der Wohnung — gib an, wie alle Zimmer liegen, wo die Türen und Fenster sind und wo die Möbel stehen! Ich werde dir nichts zeigen, du sollst alles selber machen."

Ich ging in die Küche und begann darüber nachzudenken, wie ich die Sache wohl anzufangen hätte. Hier nahm jedoch meine Zeichnerlaufbahn ein jähes Ende. Die alte Schwiegermutter kam auf mich zu und fragte boshaft:

„Ein Zeichner willst du werden?"

Sie faßte mich bei den Haaren und stieß mich so heftig gegen den Tisch, daß ich mir Nase und Lippen blutig schlug. Dann nahm sie das Blatt Papier und zerriß es, warf die Zeichenutensilien vom Tisch herunter, stellte sich, die Ellbogen in die Hüften gestemmt, vor mich hin und rief triumphierend:

„Da, nun zeichne! Das wäre ja noch schöner: ein Fremder soll hier Geld verdienen, und der leibliche Bruder soll aus dem Hause? Nei—ein, das gibt es nicht!"

Mein Lehrmeister kam herbeigelaufen, seine Frau schwebte wackelnd heran, und ein fürchterlicher Lärm entstand. Alle drei sprangen fauchend und schreiend aufeinander los, und das Ende vom Liede war, daß die Weiber hinausgingen, um sich auszuweinen.

„Wir wollen das Zeichnen lieber lassen", sagte der Meister zu mir, „du siehst selbst, was dabei herauskommt."

Wie er jetzt so dastand, ganz hilflos, wie zerknittert und vom Geschrei der Weiber betäubt, tat er mir wirklich von Herzen leid.

Ich hatte schon vorher gemerkt, daß die Alte meine Zeichenkünste scheel ansah und mich absichtlich darin behinderte. Bevor ich mich an meine Zeichnung setzte, fragte ich sie jedesmal:

„Ist sonst noch etwas zu tun?"

„Ich werd's dir schon sagen, wenn es was zu tun gibt", versetzte sie mürrisch. „Sitz nur an deinem Kram da und faulenze!"

Nach einem Weilchen hieß sie mich dann irgend etwas holen, oder sie sagte:

„Wie hast du wieder die Treppe gefegt! Überall liegt Staub und Schmutz in den Winkeln. Geh, feg sie noch einmal!"

Ich ging hinaus, sah, daß die Treppe ganz sauber war, und sagte es ihr.

„Was — du wirst noch streiten?" schrie sie mich wütend an, und ich mußte die sauber gefegte Treppe noch einmal fegen.

Einmal begoß sie meine Zeichnung mit Bier, ein anderes Mal stellte sie das Öllämpchen darauf, das vor dem Heiligenbild zu brennen pflegte, kurz, sie spielte mir allen möglichen Schabernack, ganz so naiv und ungeschickt, wie kleine Mädchen es tun. Niemals, weder vorher noch nachher, habe ich einen Menschen kennengelernt, der so rasch und so leicht in Wut zu bringen gewesen wäre wie diese Alte und sich so maßlos über alles beklagt hätte. Sie tat das mit wahrer Lust und Leidenschaft, als sänge sie ein Lied.

Ihren Sohn Viktor liebte sie mit einer ganz unsinnigen Liebe, deren Heftigkeit mich erschreckte und mir zugleich lächerlich vorkam. Nach dem Morgengebet kletterte sie öfters auf den Ofenvorsprung, stützte sich mit den Ellbogen auf den Rand von Viktors Lager und begann heiß und innig zu flüstern:

„Ach, du mein Geliebter, den mir Gott geschenkt hat, du mein lebendiges, reines, diamantenes Blut, du leichter Engelsfittich! Er schläft noch — ja, schlaf, mein Junge, möge ein froher Traum deine Seele umgaukeln! Träume von einem süßen Bräutchen, einem schönen Mägdlein, einer Königin, einem reichen Kaufmannstöchterchen! Deine Feinde mögen sterben, ehe sie noch zur Welt kommen, deine Freunde mögen hundert Jahre alt werden, die jungen Mädchen aber mögen hinter dir herziehen wie die Enten hinter dem Enterich!"

Ich mußte im stillen lachen: der plumpe, träge Viktor sah eher wie ein Specht aus, ebenso bunt und großnäsig war er, ebenso dickköpfig und stumpfsinnig. Zuweilen erwachte er von dem Geflüster der Mutter und brummte mürrisch im Halbschlaf:

„Scheren Sie sich zum Teufel, Mama — was prusten Sie mir so ins Gesicht? ... Nicht auszuhalten ist das!"

Sie stieg dann gewöhnlich von dem Ofenvorsprung herunter und sagte mit demütigem Lächeln:

„Nun, schlaf, schlaf, du ... Grobian!"

Es kam aber auch vor, daß sie sein Schelten gehörig übelnahm; dann knickte sie zusammen, saß

eine Weile schwer ächzend, mit offenem Mund, auf dem Ofenrand und belferte schließlich los:

„Wa—as? Zum Teufel schickst du deine Mutter, du Schweinehund? Ach, du meine mitternächtige Scham, du mein verfluchtes Herzweh! Der Satan hat dich mir in den Leib gesetzt, du Höllenkind — ach, wärst du doch vor der Geburt verwest!"

Schmutzige, trunkene Gassenreden entquollen ihrem Mund — widerlich war es, ihr zuzuhören.

Sie hatte einen schlechten, unruhigen Schlaf, sprang häufig mehrmals in der Nacht vom Ofen herunter, legte sich neben mich auf das Sofa und weckte mich.

„Was ist Ihnen?" fragte ich sie ängstlich.

„Schweig still", flüsterte sie, während sie sich bekreuzigte und nach irgend etwas in der dunkeln Küche hinstarrte. „O Herr im Himmel ... heiliger Prophet Elias ... Erzmärtyrerin Barbara ... behütet mich vor einem plötzlichen Tode! ..."

Mit zitternder Hand zündete sie das Licht an. Ihr rundes, großnäsiges Gesicht nahm einen gespannten Ausdruck an, und die ängstlich blinzelnden grauen Augen glitten suchend über die Küchenmöbel hin, deren Umrisse im Halbdunkel verzerrt schienen. Die Küche war an sich groß, doch die vielen Schränke und Kästen ließen sie jetzt, zur Nachtzeit, klein erscheinen. Die Mondstrahlen fallen still durchs Fenster herein, das Flämmchen der Ewigen Lampe zittert vor dem Heiligenbild, an der Wand schimmern die Blechgeschirre wie kleine Eisschollen, starren die schwarzen Bratpfannen gleich augenlosen Fratzen ...

Vorsichtig, als wenn sie vom Flußufer ins kalte Wasser stiege, klettert sie vom Ofen herunter, tappt mit den bloßen Füßen nach dem Winkel, in dem über dem Wasserfaß das große Henkelbecken hängt, schöpft dieses voll Wasser und trinkt daraus in vollen Zügen, glucksend und ächzend. Dann guckt sie durch das Fenster, das der Reif mit bläulich schimmernden Mustern bedeckt hat, und betet im Flüsterton:

„Erbarme dich, o Herr, erbarme dich ..."

Zuweilen kniete sie, nachdem sie die Kerze ausgelöscht, mitten in der Küche hin und stöhnte:

„Kein Mensch liebt mich, o Herr, kein Mensch braucht mich!"

Dann kroch sie wieder auf den Ofen, schlug ein Kreuz über der Schornsteintür, um den Hausgeist zu bannen, betastete die Ofenklappe, schalt, daß sie sich dabei die Hände mit Ruß beschmutzt hatte, und sank plötzlich, wie von einer unsichtbaren Macht bezwungen, in Schlaf. Wenn sie mir besonders arg zusetzte, dachte ich bei mir: Wie schade, daß sie nicht des Großvaters Frau geworden ist — da hätte er eine gefunden, die ihm gewachsen war! Und auch sie wäre nicht auf Rosen gebettet gewesen. Mich quälte und schurigelte sie in einem fort, es gab jedoch Tage, an denen ihr gedunsenes, gleichsam wattiertes Gesicht einen Ausdruck von Trauer annahm; ihre Augen schwammen in Tränen, und sie sagte voll Überzeugung:

„Glaubst wohl, es sei mir leicht ums Herz? Da hab' ich nun Kinder geboren, hab' sie gewartet und aufgezogen, und was ist mein Lohn? Die Köchin spiel' ich bei ihnen! Meinst wohl, das sei mir gleichgültig? Der Herr Sohn bringt ein fremdes Weib ins Haus, läßt sein eignes Blut mit Füßen treten — findest du das schön?"

„Durchaus nicht", antwortete ich mit Überzeugung.

„Aha, da haben wir's!" sagte sie und begann in schamloser Weise von ihrer Schwiegertochter zu reden: „Ich hab' sie im Bad gesehen! Was ihn an der eigentlich gelockt hat? Schöne Frauen sehen anders aus ..."

Von den Beziehungen zwischen Männern und Frauen sprach sie stets mit erstaunlichem Zynismus. Anfangs fühlte ich mich von ihren Reden angewidert, bald jedoch begann ich aufmerksam hinzuhören und ahnte irgendeine peinliche Wahrheit hinter ihren Worten.

„Das Weib ist eine Macht", sagte sie einmal und klopfte dabei mit der flachen Hand derb auf den Tisch. „Der Herrgott selbst hat sich vom Weib betrügen lassen, nur Eva ist schuld, daß wir alle in die Hölle kommen."

Über die Macht des Weibes konnte sie ohne Aufhören reden, und es schien mir immer, als wolle sie mit ihren Reden irgend jemandem Angst einjagen. Das Wort von der Eva, die „den Herrgott betrogen", blieb mir ganz besonders fest im Gedächtnis haften.

Auf unserm Hof stand ein Seitenflügel, der ebenso groß war wie das Vorderhaus. Von den acht Wohnungen der beiden Gebäude waren vier von Offizieren bewohnt, die fünfte hatte der Regimentsgeistliche inne. Der ganze Hof wimmelte nur so von Burschen und Ordonnanzen, die von ungezählten Wäscherinnen, Stubenmädchen und Köchinnen besucht wurden. In sämtlichen Küchen spielten sich unaufhörlich Romane und Dramen ab, bei denen es nicht ohne Tränen, Gezänk und Prügeleien abging. Die Soldaten schlugen sich untereinander oder mit den Wallgräbern oder mit den Arbeitern des Hauswirts, oder sie prügelten die Weiber. Auf dem Hof feierte die Ausschweifung beständig ihre Feste, die ungebändigte Begierde der jungen Burschen forderte ihren Tribut. Dieses von wilder Sinnlichkeit, überflüssiger Quälerei und schlüpfriger Prahlsucht gesättigte Leben bildete im Hause meines Lehrmeisters einen willkommenen Unterhaltungsstoff, der bei Tisch sehr eingehend durchgesprochen wurde. Die Alte kannte alle Geheimnisse und Geschichten des Hofes und gab sie mit boshaftem Eifer zum besten. Die Schwiegertochter verzog bei ihren Erzählungen die dicken Lippen zu einem lüsternen

Schmunzeln, während Viktor aus vollem Halse dazu lachte und der Hausherr stirnrunzelnd abwinkte:

„So hören Sie doch endlich auf, Mama ..."

„Herrgott, nicht ein Wort darf man sagen!" brauste die Alte auf.

„Immer los, Mama", ermutigte sie Viktor, „legen Sie sich keinen Zwang auf! Wenn man unter sich ist, darf niemand was dagegen haben."

Ich begriff nicht, weshalb man eigentlich so schamlose Reden führen durfte, wenn man „unter sich" war. Der ältere der beiden Söhne stand mit der Mutter überhaupt nicht besonders; er vermied es, mit ihr allein zu sein, denn er wußte, daß sie ihm dann nur mit Klagen über seine Frau kam und daß sie unfehlbar Geld von ihm erbat. Er steckte ihr ärgerlich einen Rubelschein zu oder ein paar Silbermünzen und sagte:

„Da, nehmen Sie, Mama — ich kann's Ihnen nicht verweigern, aber einen Zweck hat es wirklich nicht!"

„Ich brauch's für die Armen, für Kerzen in der Kirche ..."

„Schon gut, ich kenne Ihre Armen! Sie werden Viktor noch ganz und gar verderben ..."

„Du liebst eben deinen Bruder nicht ... Das ist eine große Sünde!"

Er zuckte die Achseln und machte sich rasch von ihr los. Viktor behandelte die Mutter grob und höhnisch. Er war ein Vielfraß und hatte ewig Hunger. Am Sonntag pflegte seine Mutter Pfannkuchen zu backen und versteckte jedesmal für ihn ein paar davon in einem Topf, den sie unter meinen Schlafdiwan schob. Wenn Viktor aus der Messe kam, zog er den Topf hervor und brummte:

„Konntest du mir nicht mehr aufheben? Nagel ist Trumpf!"

„Mach nur, iß sie rasch auf, damit sie nichts sieht ..."

„Grade sag' ich's ihr, daß du Pfannkuchen für mich stiehlst, da setzt es was!"

Einmal geriet ich über den Topf und aß einige von den Pfannkuchen auf, wofür mich Viktor tüchtig verprügelte. Er konnte mich nicht leiden, und ich vergalt ihm mit gleicher Münze. Er quälte mich auf jede Weise, ließ sich dreimal am Tage von mir die Stiefel putzen, und wenn er oben auf seiner Pritsche lag, schob er die Bretter auseinander und suchte mir durch die Spalte auf den Kopf zu spukken. Die „bissigen Hühner" seines Bruders Wassja hatten es ihm angetan, er versuchte sich gleichfalls in witzigen Redensarten und Wortspielen, doch kam dabei nur sehr albernes Zeug heraus. So verfolgte er mich beispielsweise mit dummen Fragen wie die folgenden:

„Antworte mir mal, Aljoschka: Warum schreibt man ‚Glocken' und sagt dabei ‚Flocken'? Warum sagt man ‚Futterrübe' und nicht ‚Mutterliebe'? Warum heißt es ‚am Baume' und nicht ‚in der Pflaume'?"

Auch sonst mißfiel mir die Art, wie diese Leute sprachen, aufs höchste. Ich war an die kraftvolle, klare Sprache der Großeltern gewöhnt und begriff anfangs gar nicht, wie man in Ausdrücken wie „furchtbar lächerlich", „schrecklich lustig", „entsetzlich klein" ganz unvereinbare Begriffe koppeln konnte.

„Wie kann man nur so reden!" sagte ich einmal — „was lächerlich ist, kann doch nicht furchtbar sein!"

„Ei seht doch!" hieß es da — „jetzt will er gar den Schulmeister spielen! Die Ohren sollte man ihm abreißen!"

Auch dieser Ausdruck verfiel meinem Tadel, und als sie mich wirklich bei den Ohren nahmen, ohne sie natürlich abzureißen, rief ich triumphierend:

„Hab' ich nicht recht? Abgerissen habt ihr sie mir doch nicht!"

Rings um mich machte sich so viel schmutzige Schamlosigkeit breit, weit mehr als in den Gassen der Vorstadt Kunawino mit ihren Freudenhäusern und Dirnen. Dort, in Kunawino, konnten wenigstens das Hungerleben und die schwere Arbeit als Erklärung des Schmutzes und der Sittenlosigkeit dienen, hier aber führte man doch ein leichtes, sattes Leben. Die Arbeit wurde durch ein sinnloses, überflüssiges Hasten und Hin- und Herrennen ersetzt, auf dem der Stempel einer ätzenden, aufreizenden Langeweile lag.

Ganz besonders peinlich war mir zumute, wenn mich einmal die Großmutter besuchte. Sie kam die Hintertreppe herauf nach der Küche, bekreuzigte sich vor dem Heiligenbild und verneigte sich tief vor der Mutter meines Lehrherrn, ihrer jüngeren Verwandten. Dieser demütige Gruß lag auf mir wie eine drückende Zentnerlast.

„Ach, du bist es, Akulina!" sagte unsre Alte obenhin, in wegwerfendem Ton, zur Großmutter.

Ich erkannte die Großmutter nicht wieder; sie hatte die Lippen tief eingezogen, und das ganze Gesicht war verändert. Ganz still saß sie auf der Bank an der Tür, neben dem Spülichteimer, schwieg zumeist oder gab auf die an sie gestellten Fragen nur leise und unterwürfig Antwort. Dieses Benehmen verdroß mich, und ich sagte ärgerlich:

„Wo hast du dich denn da hingesetzt?"

„Schweig still, du hast hier nicht mitzureden", sagte sie in belehrendem Ton, blinzelte mir dabei jedoch freundlich zu.

„Ja, so ist er", klagte die Alte, „in alles steckt er seine Nase, so sehr man ihn auch ausschimpft und prügelt."

Zuweilen fragte sie die Großmutter mit offener Schadenfreude: „Du lebst also jetzt vom Betteln, Akulina?"

„Aus lauter Not ..."

„Ja, Not kennt kein Gebot!"

„Man sagt, daß auch Christus von Almosen gelebt hat ..."

„Das kann nur ein Tölpel sagen, ein Ketzer — und du alte Närrin hörst auf solche Menschen! Christus war kein Bettler, sondern Gottes Sohn, und es steht geschrieben, daß er kommen wird in seiner Herrlichkeit, zu richten die Lebendigen und die Toten. Auch die Toten, verstehst du? Vor ihm verbirgst du dich nicht, Mütterchen, selbst wenn du zu Asche verbrennst... Er wird dir und deinem Mann euren Hochmut vergelten, wird euch strafen um meinetwillen... Ihr wart reich, und ich bin zu euch gekommen und hab' euch um Unterstützung gebeten..."

„Ich hab' dir gegeben, was ich konnte", versetzte die Großmutter in aller Ruhe. „Der Herr hat uns ja auch gestraft, wie du weißt..."

„Viel zuwenig hat er euch gestraft, viel zuwenig!"

Eine ganze Weile ließ sie in dieser Weise die Bosheit ihrer Zunge an der Großmutter aus. Ich hörte ihre giftigen Reden mit an und dachte voll Unwillen, wie nur die Großmutter sich diese Behandlung gefallen lassen könne. Ich war ihr allen Ernstes gram darum.

Die Frau meines Lehrherrn kam herein und nickte ihr herablassend zu.

„Kommen Sie doch ins Eßzimmer", sagte sie, „tut nichts, kommen Sie nur!"

Die Großmutter folgte der Einladung, während die Alte ihr nachrief: „Wisch dir die Füße ab, alte Dorfgans! Weißt wohl nicht, was sich schickt?"

Mein Lehrmeister begrüßte die Großmutter mit heiterer Miene: „Ah, weise Akulina, wie geht's uns denn? Was treibt der alte Kaschirin? Ist er noch flott auf den Beinen?"

Die Großmutter antwortete ihm mit einem herzlichen Lächeln.

„Quälst dich noch immer, Tantchen? Rackerst dich immer noch ab?"

„Freilich, freilich — wie ein Arbeitshäusler..."

Die Großmutter sprach mit ihm freundlich und lieb, doch wie die Ältere zum Jüngeren. Zuweilen kam er auf meine Mutter zu sprechen:

„Warwara Wassiljewna — ah, das war eine Frau! Ein wahres Heldenweib!"

Seine Frau mischte sich ins Gespräch.

„Ich hab' ihr die schwarzseidene Bluse mit dem Schmelzbesatz gegeben — erinnern Sie sich noch?"

„Freilich, freilich..."

„Sie war noch so gut wie neu, die Bluse..."

„Ja doch, ja", brummte der Hausherr. „Schmelzbesatz, Bluse... und das Leben ist eine Meduse!"

„Was sagst du?" fragte seine Frau ihn argwöhnisch.

„Ich? Nichts weiter... Die heitern Tage entweichen, die guten Menschen desgleichen..."

„Ich verstehe dich nicht... was willst du damit sagen, Wassja?" versetzte die Hausfrau, lebhaft beunruhigt, doch Wassja gab keine Antwort. Sie führte die Großmutter in die Kinderstube, um ihr das Neugeborene zu zeigen. Während ich das Teegeschirr abräumte, sagte der Lehrmeister leise, in nachdenklichem Ton zu mir:

„Eine prächtige Alte deine Großmutter!"

Ich war ihm aufrichtig dankbar für dieses Wort. Als ich mit der Großmutter allein war, sagte ich innerlich entrüstet zu ihr:

„Warum kommst du nur hierher, Großmutter? Du siehst doch, wie diese Weiber sind!"

„Ja doch, Aljoscha, freilich seh' ich's", antwortete sie mit einem gutherzigen Lächeln in dem lieben alten Gesicht. Und dann sieht sie sich vorsichtig um, ob niemand kommt, umarmt mich zärtlich und spricht so recht innig: „Würde ich denn herkommen, wenn du nicht hier wärst? Was mach' ich mir aus denen? Aber der Großvater ist doch krank geworden, und da hab' ich nun so viel Zeit versäumt, konnte nicht arbeiten und habe kein Geld. Und dann hat auch mein Sohn Michailo den Sascha aus dem Hause geworfen, und jetzt hockt er bei uns herum, und ich muß ihn füttern. Sie haben mir für dich sechs Rubel jährlich versprochen, und da dachte ich, sie würden mir vielleicht einen Rubel geben, weil du doch schon fast ein halbes Jahr hier bist..."

Im Flüsterton fuhr sie dann fort:

„Sie sagten mir, ich soll dir gehörig den Kopf waschen, du seist so trotzig und ungehorsam, sagten sie. Sieh schon zu, mein Herzchen, daß du's aushältst bei ihnen, zwei Jährchen wird's wohl zu tragen sein, bis du fester auf den Beinen stehst — was? Zwing dich, mein Junge, und trag es!"

Ich versprach ihr, mein möglichstes zu tun. Leicht ist mir das Versprechen nicht geworden; dieses erbärmliche, öde Leben, das sich einzig und allein um das bißchen Essen drehte, lastete wie ein drückender Alp auf mir. Zuweilen trug ich mich mit Fluchtplänen, doch es war Winter, der Schneesturm heulte durch die Nacht und rüttelte an den Dachsparren — wohin sollte ich da fliehen?

Man gestattete mir nicht spazierenzugehen, und es war auch wirklich keine Zeit dazu, denn der kurze Wintertag war bei der Hast der Hausarbeit herum, ehe man sich's versah. Dagegen hielt man mich streng zum Kirchenbesuch an: am Sonnabend mußte ich in die Abendmesse und am Sonntag ins Hochamt gehen.

Ich ging gern zur Kirche. Es machte mir Freude, irgendwo im Winkel zu stehen, wo nicht so viel Licht und so viel Volk war, und von weitem nach der mit Heiligenbildern verzierten Altarwand zu schauen. Es schien mir, als schmelze diese Wand im Feuer der Kerzen, als fließe sie in dicken goldenen Bächen auf die grauen Steinfließen der Altarerhöhung herab. Die dunkeln Gestalten der Heiligen schwanken leise, die goldenen Zieraten an der Tür zum

Allerheiligsten zittern freudig, die Kerzenflammen schweben in der bläulichen Luft wie goldene Bienen, und die Köpfe der Frauen und Mädchen gleichen in ihren Tüchern bunten Blumen.

Alles ringsum fließt harmonisch mit dem Chorgesang zusammen, alles lebt sein seltsames Märchenleben, die ganze Kirche schwankt leise wie eine Wiege, schaukelt in der dunkeln, pechschwarzen Leere hin und her.

Zuweilen war mir, als sei die Kirche ganz tief auf den Grund eines Sees versunken, als sei sie der Erde entflohen, um ihr eignes, von allem andern Leben verschiedenes Leben zu führen. Diese Vorstellung hatte wohl ihren Ursprung in einer Erzählung der Großmutter von der Stadt Kitesh; häufig sprach ich, von meiner Umgebung träumend mitgewiegt und von dem Chorgesang, dem Murmeln der Gebete und den Seufzern der Andächtigen eingelullt, die Worte der ehrwürdigen alten Sage leise vor mich hin:

„Wild berannten die Tataren da
Mit dem gottvergeßnen Heidenheer
Kitesh, die berühmte, fromme Stadt.
Um die Zeit der Morgenandacht war's.
Vorm Altare fleht der Gläubigen Schar:
Gott im Himmel! Gottgebärerin!
Spendet uns die eine Gnade nur:
Laßt die Messe hören uns zu End'
Und das hehre Wort der Heiligen Schrift!
Duldet nicht, daß dieses Gotteshaus
Zum Gespötte mache der Tatar,
Daß er Frauen schände, Kinder spieße,
Schwache Greise ohne Mitleid morde!
Und der Herr, Gott Zebaoth, vernahm
Ihre Seufzer, sah ihr christlich Leid,
Rief den Engel Michael und sprach:
‚Geh, Michailo, nach der Stadt Kitesh,
Rüttle unter ihr die Erde auf,
Daß ein See entstehe und die Stadt
Samt dem Gotteshause drin versinke!
Mögen in der Tiefe bis zu Ende
Morgenandacht wie auch Abendmesse
Meine Gläubigen hören ungestört!'"

Ich war in jenen Jahren so bis obenhin angefüllt mit den Versen der Großmutter wie ein Bienenstock mit Honig, und ich glaube, daß auch mein Denken sich im Rhythmus dieser Verse bewegte. In der Kirche betete ich nicht, es widerstrebte mir, vor dem Herrgott der Großmutter die zornigen Gebete des Großvaters oder die weinerlichen Psalmen zu wiederholen, ich war davon überzeugt, daß dieser Gott sowenig wie ich selbst daran Gefallen finden konnte. Überdies waren ja jene Gebete und Psalmen in Büchern gedruckt, Gott kannte sie also wie alle Leute, die des Lesens kundig sind. Ich zog es vor, wenn weiche Sehnsucht mein Herz erfüllte oder die Erinnerung an die kleinlichen Kränkungen des Tages es bedrückte, mir meine Gebete selbst zurechtzulegen. Ich brauchte mir nur mein trauriges Los zu vergegenwärtigen, da flossen mir auch schon ungezwungen die Worte zu:

„O Herr, der Gram drückt mich so schwer!
Wenn ich doch nur erst größer wär'!
Ich kann das Leben kaum noch tragen,
Zum Aufhängen ist's, mit Verlaub zu sagen!
Die alte Matrjona brüllt auf mich los,
Reißt das Maul auf so weit und groß;
Mit dem Lernen will es nichts werden —
Ach, Herr, ich hab's nicht gut auf Erden!"

Verschiedene meiner „Gebete" habe ich bis zum heutigen Tage im Gedächtnis behalten — der Geist arbeitet in der Kindheit ganz besonders lebhaft, und diese Arbeit hinterläßt tiefe Spuren in der Seele, die oft das ganze Leben hindurch nicht schwinden.

In der Kirche war es wunderbar schön, ich atmete dort ebenso frei wie im Wald oder auf dem Feld. Das junge Herz, dem schon so mancherlei Böses widerfahren, das von der Roheit des Lebens besudelt war, fand hier in heißer, wenn auch noch unklarer Sehnsucht nach besseren Dingen seine Läuterung.

Ich ging jedoch nur dann in die Kirche, wenn draußen der Frost schon gar zu streng regierte oder der Schneesturm in tollen Wirbeln durch die Gassen jagte, als sei der Himmel zugefroren und von den Winden in lauter Schneegewölk zerstäubt, das nun die gleichfalls gefrorene Erde für immer verschüttete. In ruhigen Nächten zog ich es vor, von Straße zu Straße durch die Stadt zu wandern und ihre entlegensten Winkel zu durchstöbern. Wenn ich so dahinschlenderte, war mir, als schwebe ich auf Fittichen einher. Ich war allein wie der Mond am Himmel, nur mein Schatten lief lautlos vor mir her, löschte die glitzernden Lichtsternchen im Schnee aus, stieß gegen Prellsteine und Zäune und verschob sich dabei auf höchst putzige Art. Mitten auf der Straße schreitet der Nachtwächter hin, im unförmlichen Schafpelz, die Schnarre in der Hand und den Hund an der Seite; wie eine wandelnde Hundehütte, die von irgendeinem Hof fortgelaufen ist, sieht der plumpe Kerl aus. Zuweilen begegne ich lustigen Herren- und Damen, auch sie schwänzen wohl, gleich mir, heute die Abendmesse.

Gelegentlich bleibe ich vor einem Klappfenster stehen, das irgendwo in einem hellerleuchteten Hause geöffnet ist. Seltsame Düfte strömen aus dem Zimmer in die reine Luft, so fein und fremdartig, wie Boten eines anderen, mir unbekannten Lebens. Ich bleibe stehen, schnuppre und lausche und suche zu erraten, was für Menschen wohl in dem Hause wohnen und wie sie leben mögen. In der Kirche wird die Abendandacht gehalten — und sie lärmen und lachen hier ganz vergnügt und spielen auf so merkwürdigen großen Instrumenten, deren Akkorde von den metallenen Saiten hell auf die Straße klingen.

Ganz besondere Teilnahme erweckte in mir ein einstöckiges, niedriges Haus in der stillen Tichonowskajastraße, gerade an der Ecke der Martynowskaja. Es war in einer mondhellen Nacht kurz vor der Butterwoche, bei Tauwetter, als ich in die Gegend geriet. Aus dem quadratischen Klappfenster strömten mit dem warmen Dampf zugleich seltsame Klänge heraus, als wenn ein sehr starker, guter Mensch mit geschlossenem Munde sänge; Worte hörte man nicht, doch schien mir das Lied ganz bekannt und verständlich. Ich setzte mich auf einen Prellstein; ich hatte begriffen, daß man dort drinnen auf einer Geige von wunderbarer Macht und Fülle spielte, die anzuhören fast Schmerz verursachte. Zuweilen erklang sie mit solcher Macht und Kraft, daß das ganze Haus davon zu erbeben schien und die Fensterscheiben mittönten. Vom Dach tropfte und tropfte es, und auch aus meinen Augen rannen Tropfen.

Ohne daß ich's merkte, war der Nachtwächter herangekommen, stieß mich vom Prellstein herunter und fuhr mich an:

„Was hast du hier herumzulungern?"

„Die Musik...", sagte ich nur.

„Ach was, Musik! Scher dich zum Teufel..."

Ich lief rasch um das ganze Häuserviertel herum und kehrte wieder an das Fenster zurück. Das Spiel war verstummt, nur fröhlicher Lärm drang durch das Stimmengewirr auf die Straße. Er stimmte so wenig zu der ergreifenden, schwermütigen Musik, daß ich diese geträumt zu haben meinte.

Fast jeden Sonnabend lief ich zu diesem Haus, doch nur ein einziges Mal noch, im Frühling, hörte ich das Cello. Es spielte fast ununterbrochen bis Mitternacht; als ich nach Hause kam, bekam ich eine Tracht Prügel.

Diese nächtlichen Wanderungen durch die öden Straßen der Stadt, unter dem kalten Sternenhimmel, bereicherten mich ungemein. Ich wählte absichtlich recht entlegene Viertel; im Zentrum gab es zu viele Laternen, da konnte ich leicht von Bekannten gesehen werden, und meine Leute wären dahintergekommen, daß ich die Abendandacht schwänzte. Es gab dort auch zu viele Polizisten, Betrunkene und „Mädchen"; man konnte nicht so in die Fenster der Erdgeschosse gucken wie in den entfernteren Straßen, wo es so mancherlei Bilder zu sehen gab, wenn die Fenster nicht gar zu dicht verhängt oder mit Eisblumen bedeckt waren. Ich sah da die Menschen beten und sich prügeln, Karten spielen und sich küssen, in ernstem Gespräch oder heiterer Unterhaltung beisammensitzen — wie die Szenen eines Guckkastens zog dieses stumme Leben an meinen Augen vorüber.

In einer Wohnung, zu ebener Erde gelegen, sah ich zwei Frauen, eine junge und eine ältere, einander am Tisch gegenübersitzen. Ein langhaariger Gymnasiast las ihnen, lebhaft gestikulierend, aus einem Buch vor. Die Jüngere saß weit zurückgelehnt da und hörte mit finster zusammengezogenen Brauen zu; die Ältere, eine zarte Erscheinung mit üppigem Haar, bedeckte plötzlich ihr Gesicht mit den Händen, und ein Zittern lief über ihre Schultern. Der Gymnasiast warf das Buch fort, und als die Jüngere aufsprang und hinauslief, sank er vor der mit dem üppigen Haar in die Knie und begann ihre Hände zu küssen.

In einem andern Fenster sah ich, wie ein großer, bärtiger Mensch ein Mädchen in einer roten Jacke auf dem Schoß hielt und wie ein Kind hin und her wiegte, wobei er die Augen rollte und den Mund weit aufriß; offenbar sang er irgend etwas. Sie schüttelte sich vor Lachen, warf den Oberkörper weit zurück und zappelte mit den Beinen; er aber richtete sie jedesmal wieder gerade empor und sang weiter, was sie zu neuem Gelächter anfeuerte. Ich sah den beiden lange zu, und als ich endlich ging, war ich überzeugt, daß sie die ganze Nacht so vergnügt und lustig bleiben würden.

Viele solcher Szenen prägten sich für immer meinem Gedächtnis ein. Sie fesselten mich oft so, daß ich erst ganz spät nach Hause kam und den Verdacht meines Lehrmeisters und seiner Damen erregte.

„In welcher Kirche warst du?" hieß es dann — „welcher Pope hat Andacht gehalten?"

Sie kannten alle Popen der Stadt und wußten, welche Evangelien auf die einzelnen Sonntage fielen, sie konnten mich also leicht bei einer Lüge ertappen. Frau und Schwiegermutter glaubten beide an den zornigen Gott meines Großvaters, der von den Menschen verlangte, daß sie sich ihm nur mit Zittern und Zagen nahten. Sein Name war beständig auf ihren Lippen, selbst wenn sie sich zankten, kamen sie ohne ihn nicht aus: „Wart nur, der Herr wird dich strafen, er wird dich schon kleinkriegen, du gemeines Stück!"

Am ersten Fastensonntag buk die Alte Pfannkuchen, die ihr alle anbrannten. Ganz rot vor Anstrengung und Ärger, schrie sie die Pfannkuchen an: „Daß euch der Teufel hole, ihr Äser!"

Dann schien ihr plötzlich etwas einzufallen: sie roch an der Pfanne, erbleichte, warf die Pfanne auf den Fußboden und heulte laut auf:

„Um Go—ottes willen! Das ist ja die Fleischpfanne! Ach du niederträchtiges Ding! Ich hab' ganz vergessen, sie am Montag vor der heiligen Fastenzeit auszuglühen. Da wundert's mich nicht, daß die Pfannkuchen anbrennen — nein, so was!"

Sie kniete nieder und betete unter Tränen:

„O Gott-Väterchen, verzeih mir sündigem altem Weibe um deiner Leiden willen! Strafe mich nicht, o Herr, für meine große Schuld..."

Die Pfannkuchen bekam nun der Hund, und die Bratpfanne wurde sorgfältig ausgeglüht. Die Alte

aber mußte es sich von der Schwiegertochter so manches Mal sagen lassen:

„Sie backen ja sogar die Pfannkuchen in der Fastenzeit auf 'ner ungeglühten Pfanne!"

So mischten sie ihren Herrgott in alle ihre häuslichen Angelegenheiten, in alle Sorgen ihres kleinlichen, nichtigen Lebens hinein, das dadurch äußerliche Bedeutsamkeit erlangte und im ständigen Dienst einer höheren Macht zu stehen schien. Diese Verquickung Gottes mit den alltäglichsten, unwichtigsten Dingen hatte für mich etwas Beklemmendes, ich glaubte mich unter einer unsichtbaren Aufsicht, richtete unwillkürlich den scheuen Blick in alle Ecken und fühlte mich des Nachts von einer Wolke des Grauens umhüllt, das von den dunkeln Heiligenbildern und dem kleinen Lämpchen im Küchenwinkel ausströmte.

Neben dem Wandbrett befand sich das große Fenster, die unendliche, tiefblaue Leere da draußen blickte zu mir herein. Alles, das Haus, die Küche, ich selbst, schien am äußersten Rande dieser Leere zu schweben, und bei der geringsten Bewegung mußte das alles sich losreißen und in die stumme, kalte Tiefe stürzen — an den Sternen vorbei, geräuschlos wie ein Stein, den man ins Wasser geworfen. Eine ganze lange Zeit lag ich unbeweglich, wagte nicht, mich auch nur auf die andere Seite zu legen und erwartete das Ende der Dinge.

Ich weiß nicht mehr, wie ich diese Furcht los wurde; genug — ich wurde sie los. Der gute Gott meiner Großmutter hat mir wohl dabei geholfen, und ich glaube, daß schon damals die schlichte Wahrheit in mir aufdämmerte: hab' ich nichts Böses getan, so kann mich auch keine Strafe treffen, und für fremde Schuld bin ich nicht haftbar.

Ich schwänzte auch das Hochamt am Sonntag, namentlich im Frühling, der mich mit unwiderstehlicher Gewalt vom Kirchenbesuch ablenkte. Gab man mir ein Zweikopekenstück, damit ich dafür eine geweihte Kerze kaufe, so wurde das vollends mein Verderben. Ich kaufte mir dafür Knöchel, spielte die ganze Zeit, während das Hochamt stattfand, und kam natürlich zu spät nach Hause. Einmal verspielte ich sogar ein Zehnkopekenstück, das ich zum Verlesen eines Totengebetes und für ein Weihbrot hatte verwenden sollen. Es blieb mir nichts weiter übrig, als von dem Teller, den der Küster aus dem Altarraum gebracht hatte, ein Stück Weihbrot zu stehlen.

Ich spielte leidenschaftlich gern, war auch ziemlich geschickt und kräftig und galt in meiner Jugend bald als ein guter Knöchel-, Ball- und Klötzchenspieler.

In der Fastenzeit sollte ich zum Abendmahl gehen, und ich ging zu unserm Nachbar, dem Vater Dorimedont von der Mariä-Fürbitten-Kirche, zur Beichte. Ich hielt ihn für einen sehr strengen Mann und hatte ihm gegenüber kein reines Gewissen: ich hatte mit Steinen nach seiner Laube geworfen, mich mit seinen Kindern herumgebalgt und war auch sonst ihm gegenüber über die Grenzen des Respekts hinausgegangen. Als ich nun in der Kirche stand und wartete, bis ich mit der Beichte an die Reihe käme, war mir nicht eben wohl zumute.

Doch Vater Dorimedont schien gar nicht so schlimm zu sein.

„Ah, ein Nachbar!" brummte er gutmütig. „Knie nieder! Was für Sünden hast du begangen?"

Unter dem schweren Samt, der meinen Kopf bedeckte, ward mir das Sprechen in der von Wachs- und Weihrauchdunst erfüllten Luft nicht leicht.

„Gehorchst du den Erwachsenen, die über dich gesetzt sind?" fragte Vater Dorimedont.

„Nein", erwiderte ich zögernd.

„Es heißt nicht ‚nein', sondern: ‚ich bekenne meine Schuld'."

„Ich habe Weihbrot gestohlen", platzte ich unvermutet heraus.

„Wie denn? Wo?" fragte der Priester gedehnt.

„Bei den Drei Heiligen, beim Heiligen Nikolaus, bei Mariä-Fürbitten..."

„Nun, nun — in allen Kirchen also! Das ist nicht schön, mein Lieber, das ist eine Sünde, verstanden?"

„Ja."

„Es heißt nicht ‚ja', sondern: ‚ich bekenne meine Schuld'. Du scheinst schwer von Begriff. Du hast das Weihbrot gestohlen, um es zu essen, nicht wahr?"

„Manchmal hab' ich's gegessen, und manchmal hab' ich's nach Hause gebracht. Man hat mir Geld mitgegeben, damit ich's für das Weihbrot opfere, aber ich habe das Geld verspielt und mußte darum das Weihbrot stehlen."

Vater Dorimedont begann mit müder Stimme irgend etwas, was ich nicht verstand, vor sich hin zu murmeln, stellte noch ein paar Fragen und sagte dann plötzlich:

„Hast du nicht auch heimlich gedruckte Bücher gelesen?"

Ich verstand ihn nicht und fragte ihn meinerseits:

„Was für Bücher?"

„Verbotene Bücher — hast du keine gelesen?"

„Nein, gar keine..."

„Deine Sünden sind dir vergeben... Steh auf!"

Ich sah ihm verwundert ins Gesicht — es hatte einen nachdenklichen, gutmütigen Ausdruck. Ich geriet in einige Verlegenheit; die beiden Frauen hatten mir große Angst vor der Beichte eingejagt und mir auf die Seele gebunden, nur ja alle meine Sünden ehrlich zu bekennen. Das wollte ich denn auch tun, und so erklärte ich dem Vater Dorimedont:

„Ich habe mit Steinen nach Ihrer Laube geworfen..."

„Auch das ist unrecht“, erwiderte er — „nun geh schon!“

„Auch nach Ihrem Hund habe ich geworfen...“

„Der nächste!“ rief Vater Dorimedont, ohne weiter auf mich zu achten.

Ich entfernte mich, im Innersten unzufrieden und in meinen Erwartungen enttäuscht. Da hatte ich nun um dieser Beichte willen so viel Angst ausgestanden, und dabei war's doch eine so harmlose Sache und nicht einmal interessant! Eindruck hatte auf mich nur die Frage des Priesters nach den verbotenen Büchern gemacht — ob's wohl ein solches Buch gewesen war, aus dem damals im Erdgeschoß der Gymnasiast den beiden Frauen vorgelesen hatte?

Am nächsten Tage gab man mir ein silbernes Fünfzehnkopekenstück und hieß mich zum Abendmahl gehen. Das Osterfest fiel diesmal auf einen späten Termin, der Schnee war längst weggetaut, die Straßen waren trocken, und von den Landwegen stieg sogar schon der Staub auf. Es war ein prächtiger, sonnenheller Tag. Vor der Mauer, die den Kirchhof umgab, hatte sich eine ganze Schar von Handwerksburschen beim Knöchelspiel zusammengefunden. Ich glaubte für den Kirchgang noch Zeit genug zu haben und bat sie, mich mitspielen zu lassen.

„Der Eintritt kostet eine Kopeke“, erklärte ein pockennarbiger, rothaariger Mensch von oben herab.

„Drei Kopeken gegen das zweite Paar links“, erklärte ich ebenso stolz.

„Gib das Geld her!“

Und das Spiel begann. Ich wechselte meine Silbermünze und legte drei Kopeken vor das mir bezeichnete Knöchelpaar in der langen Paarreihe; wer dieses Paar traf, nahm mein Geld — fehlte er, so mußte er drei Kopeken an mich zahlen. Ich hatte Glück: zwei Gegner nacheinander zielten nach meinem Geld und trafen fehl, so daß ich sechs Kopeken gewann. Sechs Kopeken hatte ich starken, erwachsenen Männern abgenommen — das hob mein Selbstgefühl ganz gewaltig...

„Gebt acht, Jungens, daß er sich nicht mit seinem Gewinn aus dem Staube macht!“ rief einer von den Spielern.

Diese Worte kränkten mich in tiefster Seele, und ich rief trotzig: „Neun Kopeken gegen das äußerste Paar links!“

Meine Erklärung machte keinen großen Eindruck, nur ein Bursche, etwa so alt wie ich, ließ seine warnende Stimme ertönen:

„Nehmt euch in acht vor ihm, er hat großes Glück im Spiel! Ich kenne ihn, er ist ein Zeichner aus dem Hause neben dem Swjesdinschen Teich.“

„Ein Zeichner ist's? Na, dem wollen wir mal was hinzeichnen!“ versetzte ein magerer, langer Mensch, dem Geruch nach ein Kürschner, mit giftigem Spott. Er zielte mit dem bleigefüllten Knöchel, traf und nahm meinen Einsatz an sich.

„Na, nun heul mal los!“ rief er, sich zu mir vorbeugend.

„Drei Kopeken gegen das letzte Paar rechts!“ lautete meine Antwort.

„Auch die will ich mir noch holen“, sagte der Kürschner, diesmal jedoch verlor er.

Nur dreimal hintereinander darf jeder Spieler setzen, dann muß er, wenn er weiterspielen will, selbst schlagen, während die andern setzen.

Ich gewann noch vier Kopeken und einen ganzen Haufen Knöchel hinzu. Als dann aber die Reihe des Setzens wieder an mich kam und ich dreimal gesetzt hatte, war all mein Geld verloren. Im selben Augenblick begannen die Glocken zu läuten, die Gläubigen kamen aus der Kirche — das Hochamt war vorüber.

„Hast die Nase voll, was?“ höhnte der Kürschner. Er wollte mich bei den Haaren packen, doch ich entwand mich ihm und lief fort. Ein sonntäglich gekleideter junger Mensch ging vor mir her — ich trat auf ihn zu und fragte höflich:

„Sind Sie zum Abendmahl gewesen?“

„Ja — warum?“ fragte er seinerseits und sah mich mißtrauisch an.

Ich bat ihn, mir zu sagen, was der Priester bei der Erteilung des Abendmahls tue und spreche, und wie derjenige, der das Abendmahl empfängt, sich dabei zu verhalten habe.

Der Gefragte sah mich voll Entrüstung an und brüllte auf mich los:

„Verdammter Ketzer — das Abendmahl hast du geschwänzt? Nein, nun sag' ich dir grade nichts, mag dir dein Vater nur das Fell vergerben!“

Ich lief nach Hause, fest überzeugt, daß man mich ganz genau ausfragen und bald dahinterkommen würde, daß ich nicht zum Abendmahl gegangen war.

Es ging jedoch alles glimpflich ab, man beglückwünschte mich, und nur die Alte fragte:

„Was hast du denn dem Küster gegeben?“

„Fünf Kopeken“, antwortete ich aufs Geratewohl.

„Drei hätten's auch getan, Dummkopf — hättest zwei für dich behalten können!...“

... Der Frühling ist da. Jeder neue Tag trägt ein neues Kleid, und eins ist immer bunter und lieblicher als das andere. Es duftet so berauschend nach jungem Gras und frischem Birkengrün, und es zieht und lockt so unwiderstehlich ins Feld hinaus, wo man, mit dem Rücken auf der durchwärmten Erde liegend, der Lerche lauschen kann. Ich aber muß die Winterkleider ausklopfen und in die Truhe einräumen helfen, muß Tabak schneiden, die Möbel ausstauben und vom Morgen bis zum Abend hunderterlei andere unangenehme und für mich zwecklose Dinge treiben.

In meinen wenigen Mußestunden weiß ich wirklich nicht, was ich anfangen soll. In unserer ärmlichen Straße ist es trostlos öde, und weiter hinaus darf ich nicht gehen. Auf dem Hof tummeln sich die brummigen, ermüdeten Erdarbeiter und die zerzausten Köchinnen und Waschmädel, Abend für Abend gibt es „Hundehochzeit". Das alles ist mir so zuwider, daß ich am liebsten blind sein möchte, um es nicht zu sehen.

Ich steige auf den Boden hinauf, eine Schere und buntes Papier in der Hand, verarbeite es zu allerhand krausen Spitzen und schmücke damit die Dachsparren aus — es vertreibt mir wenigstens die Langeweile. Eine geradezu schmerzliche Sehnsucht erfüllt mich, irgendwohin zu gehen, wo die Menschen weniger schlafen, sich weniger zanken, dem lieben Gott nicht so zudringlich mit ihren Klagen in den Ohren liegen und über ihresgleichen nicht so boshaft urteilen...

... Am Sonnabend in der Osterwoche bringt man aus dem Oransker Kloster das wundertätige Bild der Mutter Gottes von Wladimir nach der Stadt. Sie bleibt da bis Mitte Juni zu Gast und besucht alle Kirchensprengel, alle Häuser, jede einzelne Wohnung. Zu uns kam sie eines Tages mitten in der Woche, ganz früh am Morgen. Ich war gerade in der Küche mit dem Putzen des Kupfergeschirrs beschäftigt, als vom Eßzimmer her der ängstliche Ruf der jungen Frau ertönte:

„Öffne den Salon! Sie bringen die Oranskerin!"

Schmutzig wie ich war, die Hände voll Talg und Ziegelmehl, stürzte ich davon, um die Tür zu öffnen. Ein junger Mönch mit einer Laterne in der einen und dem Weihrauchfaß in der anderen Hand knurrte mich leise an:

„Na, schlaft ihr hier? So hilf doch..."

Zwei brave Bürger schleppten den schweren Heiligenschrein die enge Treppe hinauf. Ich faßte mit meinen schmutzigen Händen zu, um ihnen zu helfen, und stemmte die Schulter gegen den Heiligenschrein. Zwei dicke Mönche trotteten schwerfällig hinterher und sangen mit träger, tiefer Stimme:

„Heilige Mutter Gottes, bitte Gott für u—u—uns!"

Ein beängstigender Gedanke durchzuckte mich:

Sie wird mir zürnen, weil ich sie so mit den schmutzigen Händen trage... meine Hände werden verdorren!

Das Bild wurde in einer Ecke des Salons auf zwei mit einem sauberen Laken bedeckte Stühle gestellt. Zwei Mönche, jung und schön wie Engel, helläugig, in voller Lockenpracht, mit freudig leuchtendem Antlitz, traten links und rechts neben den Schrein und hielten ihn fest. Ein kurzer Gottesdienst wurde abgehalten.

„O selige Mutter!" intonierte ein riesiger Pope mit hoher Stimme, während er mit dem roten Finger sein unter dem dichten Haarwald hervorlugendes, geschwollenes Ohrläppchen betastete.

„Heilige Mutter Gottes, erbarme dich u—unser!" sangen die Mönche in schleppendem Tempo. Ich liebte die Mutter Gottes. Nach den Erzählungen der Großmutter war sie es, die zum Trost der armen Leute alle Blumen und Freuden, alles Herrliche und Schöne auf die Erde säte. Als nun die Anwesenden zum Kuß an das Heiligenbild herantraten, machte auch ich mich zu dieser Huldigung bereit. In meiner Begeisterung jedoch sah ich nicht, daß die andern ihr nur die Hand küßten, und drückte meinen Kuß mitten ins Gesicht der Heiligen, genau auf die Lippen.

Eine kräftige Faust packte mich beim Wickel und schleuderte mich in den Winkel neben der Tür. Des Abzugs der Mönche erinnere ich mich nicht mehr, so viel nur weiß ich, daß nach ihrem Weggang meine Leute mich, während ich noch auf dem Boden hockte, mit entsetzten Gesichtern umstanden und in höchster Besorgnis erörterten, was nun wohl mit mir werden würde.

„Man muß mit einem gelehrten Priester Rücksprache nehmen", meinte mein Lehrmeister, und zu mir gewandt sagte er gutmütig brummend: „Wie konntest du das nur tun, du Tölpel! Auf die Lippen küßt man die Heiligen nicht, das mußtest du doch wissen! Hast doch die Schule besucht!"

Von einem Tag zum andern erwartete ich meine Strafe. Aber die Mutter Gottes schien die unfreiwillige Sünde, die doch nur meiner großen Liebe zu ihr entsprungen war, verziehen zu haben, oder ihre Strafe war so milde ausgefallen, daß ich sie angesichts der häufigen Abstrafungen, die mir von meinen lieben Mitmenschen zuteil wurden, gar nicht gemerkt hatte.

„Die Mutter Gottes hat wohl vergessen, mich zu strafen", sagte ich mit geheuchelter Zerknirschung zu der Alten, um sie ein wenig zu ärgern.

„Wart's ab", erwiderte sie giftig, „noch ist nicht aller Tage Abend!"

Oben auf dem Boden hatte ich mir ein recht hübsches Eckchen eingerichtet, aus rosa Einschlagpapier, Stanniolblättchen, grünem Laub und ähnlichen wohlfeilen Rohstoffen war da eine wunderschöne Dekoration entstanden. Dort saß ich nun und sang nach der Melodie irgendeines Kirchenliedes, in der Art der Kalmücken, die auf ihren Wanderungen alles besingen, was sie sehen, meine selbstgedichteten Reime:

„Da sitz' ich nun auf dem Boden
Mit Schere und Papier,
Schneide dies und jenes aus,
Doch weh ist's ums Herze mir.
Wär' ich ein Hund, ich liefe,
Wohin ich laufen will —
Bei mir aber heißt es immer:
‚Kerl, halt den Mund und sitz still!'
Das wird mir wirklich zuviel..."

Die Alte kam herauf, um meinen Krimskrams zu besichtigen, und schüttelte lächelnd den Kopf.

„Die Küche müßtest du so ausputzen", meinte sie.

Auch mein Lehrmeister besuchte mich einmal auf dem Boden und besah sich meine papierne Herrlichkeit.

„Bist ein spaßiger Junge, Peschkow, hol's der Teufel", sagte er. „Hätt's dir gar nicht zugetraut. Willst wohl mal ein Zauberkünstler werden?"

Er schenkte mir einen großen kupfernen Fünfer, wie sie zur Zeit des Zaren Nikolaus geprägt wurden. Ich versah die Münze mit einer Öse aus dünnem Draht und hängte sie mitten zwischen meine bunten Papierchen, gerade an die sichtbarste Stelle. Am nächsten Tage war sie verschwunden — ich war fest überzeugt, daß die Alte sie für Viktorchen gemaust hatte.

5

Im Frühling noch ging ich auf und davon. Eines schönen Morgens sollte ich beim Krämer Weißbrot zum Tee holen und wurde Zeuge eines Streites zwischen dem Krämer und seiner Frau. Er schlug sie mit einem Gewicht auf den Kopf, sie stürzte zur Ladentür hinaus und blieb auf der Straße liegen. Leute kamen herbeigelaufen, man setzte sie in eine Droschke und brachte sie ins Krankenhaus. Ich lief hinter der Droschke her und befand mich, ehe ich mich's versah, am Wolgakai — das Zwanzigkopekenstück, für das ich Brot holen sollte, hielt ich noch fest in der Hand.

In milder Pracht erstrahlte der Frühlingstag. Die Wolga lag breit und schimmernd da, die Welt war so weit, so froh und laut — und ich lebte wie die Maus im Kellerloch. Ich entschloß mich, nicht mehr zu meinem Lehrherrn zurückzukehren und auch die Großmutter nicht wieder aufzusuchen; ich schämte mich vor ihr, da ich ja mein Versprechen, auszuharren, nicht gehalten hatte, und der Großvater würde mich verhöhnen. Zwei, drei Tage lang trieb ich mich am Uferkai herum, lebte von dem, was mir die gutmütigen Lastträger zusteckten, und nächtigte mit ihnen auf den Anlegeplätzen. Dann sagte einer von ihnen zu mir:

„Hör mal, Kleiner, du treibst dich hier zwecklos herum — auf dem ‚Dobry' braucht man jemanden zum Tellerabwaschen. Geh hin und melde dich!"

Ich begab mich nach dem „Dobry". Der Büfettier, ein großer, bärtiger Mensch in einer schwarzseidenen Kappe, musterte mich mit den trüben Augen durch seine Brille und sagte leise: „Zwei Rubel monatlich. Zeig den Paß!"

Ich hatte keinen Paß, und so sagte der Büfettier nach kurzem Nachdenken:

„Hol deine Mutter her!"

Ich lief rasch zur Großmutter, die meinen Entschluß billigte. Sie veranlaßte den Großvater, auf dem Gewerbeamt einen Paß für mich zu holen, und begleitete mich selbst zu dem Dampfer. Der Büfettier führte mich nach dem Achterdeck, wo an einem Tischchen der Oberkoch, ein riesiger Mensch in weißer Jacke und Mütze, bei einem Glas Tee saß und eine dicke Zigarette rauchte.

„Der neue Aufwäscher", sagte der Büfettier, schob mich vor den Riesen hin und entfernte sich wieder. Der Koch sträubte seinen bürstenartigen schwarzen Schnurrbart und knurrte hinter ihm her:

„Den ersten besten Burschen stellt er ein, wenn er nur billig ist..."

Ärgerlich warf er den großen, kurzgeschorenen schwarzen Kopf zurück, richtete die dunkeln Augen fest auf mich, reckte und dehnte sich und schrie laut:

„Wer bist du?"

Er gefiel mir gar nicht, dieser Mensch mit den dichtbehaarten Fingern und den Haarbüscheln in den Ohren, der trotz seiner weißen Jacke einen unsauberen Eindruck machte.

„Hunger hab' ich", lautete meine Antwort.

Er blinzelte mich an, und in seinem grimmigen Gesicht erschien plötzlich ein breites Lächeln, die roten, dicken Backen verschoben sich nach den Ohren hin, große, breite Pferdezähne wurden im Mund sichtbar, der Schnurrbart senkte sich weich, und er sah jetzt einer gutmütigen, dicken, alten Frau ähnlich.

Er goß den Teerest, der noch in seinem Glase war, über Bord, füllte das Glas von neuem und schob es samt einer ganzen Semmel und einem großen Stück Wurst vor mich hin.

„Da, hau tüchtig ein!" sprach er. „Hast du noch Eltern? Kannst du stehlen? Na, hab keine Angst, hier sind lauter Diebe — die werden dir's schon beibringen!"

Wenn er sprach, klang's, als ob er bellte. Sein mächtiges, dunkelblau angelaufenes, glattrasiertes Gesicht war um die Nase herum von einem dichten Netz roter Äderchen durchzogen, die geschwollene, kupferrote Nase berührte fast den Schnurrbart, die Unterlippe hing mit einem launischen Ausdruck schwer herab, und die qualmende Zigarette steckte wie festgeklebt im Mundwinkel. Er kam anscheinend frisch aus dem Dampfbad, roch noch ganz nach Birkenlaub und Pfefferschnaps und schwitzte an Hals und Schläfen ganz mächtig.

Als ich den Tee ausgetrunken hatte, schob er mir einen Rubelschein hin und sagte:

„Geh, kauf dir zwei Schürzen mit Brustlatz — oder laß es, ich will sie selbst kaufen."

Er schob seine Mütze zurecht und entfernte sich, schwerfällig wackelnd und wie ein Bär mit den Füßen nach dem Boden tastend...

... Es ist Nacht, und ich stehe auf dem Verdeck. Der Mond scheint hell und entweicht links vom Schiff nach den Wiesen hin; der alte, rotbraun gestrichene Dampfer mit dem weißen Streifen am Schornstein schlägt mit den Schaufeln ungleichmäßig und ohne Hast die silberne Flut. Die dunkeln Ufer schweben ihm stumm entgegen, ihre Schatten fallen auf das Wasser, hoch über ihnen leuchten mit rotem

Schein die Fenster der Bauernhäuschen, aus den Dörfern erklingen Reigenlieder — „ai—luli, ai—luli“ singen die Mädchen, fast klingt es wie „Halleluja“ ...

Hinter dem Dampfer her folgt an einem Schleppseil eine Barke, die gleichfalls rotbraun gestrichen ist. Ein eiserner Käfig ist auf ihrem Verdeck errichtet, in dem befinden sich Sträflinge, die zur Ansiedlung in Sibirien oder zu Zwangsarbeit verurteilt sind. Auf dem Bug der Barke blinkt wie eine Kerze das Bajonett des Wachtsoldaten, und auch die kleinen Sternchen oben am Nachthimmel blinken wie winzige Kerzen. Auf der vom Mondlicht überfluteten Barke ist es still, hinter dem schwarzen Gitternetz sieht man undeutlich rundliche graue Flecke: die Sträflinge sind es, die auf die Wolga schauen. Das Wasser kluckert — halb klingt's wie ein schüchternes Lachen, halb wie ein Schluchzen. Alles ringsum hat etwas Kirchliches, auch nach Öl riecht es stark, wie in einer Kirche.

Ich schaue auf die Barke und erinnere mich meiner frühen Kindheit, der Fahrt von Astrachan nach Nishni. Ich sehe das eiserne Gesicht der Mutter vor mir, und die Großmutter, diesen prächtigen Menschen, der mich in das bunte, wenn auch beschwerliche Leben unter fremden Leuten eingeführt hat. Sooft ich der Großmutter gedenke, weicht alles Böse, Quälende von mir, alles wandelt sich, wird milder und anziehender, und auch die Menschen scheinen mir besser und liebenswerter.

Fast zu Tränen rührt mich diese Schönheit der Nacht; nur die sargartige Barke scheint mir überflüssig auf dem breit ausladenden Flußspiegel, in dem sinnenden Schweigen dieser warmen Nacht. Die wechselnde Uferlinie, die bald ansteigt, bald sich senkt, weckt im Herzen eine wohlige Unruhe — ich möchte gut sein und den Menschen nützen.

Was ich von ihnen auf unserem Dampfer sehe, ob jung oder alt, ob Männer oder Frauen, scheint mir von ganz besonderer Art und dabei von ganz gleichem Schlage. Unser Dampfer fährt langsam; Geschäftsleute, die es eilig haben, benutzen die Postdampfer, zu uns aber kommen lauter stille Müßiggänger, die vom Morgen bis zum Abend nur essen und trinken und sehr viel Geschirr, sehr viele Messer, Gabeln und Löffel schmutzig machen. Meine Aufgabe ist es, das alles aufzuwaschen und zu putzen, von sechs Uhr morgens bis Mitternacht gibt es da sehr viel zu tun.

Am Nachmittag, zwischen zwei und sechs Uhr und nach zehn Uhr abends läßt die Arbeit etwas nach, dann ruhen die Passagiere vom Essen aus und trinken nur Tee, Bier oder Branntwein. In dieser Zeit gönnt auch das Küchenpersonal sich etwas Ruhe. Am Tisch neben dem Ausguß trinken sie ihren Tee: der Oberkoch Smury, sein Gehilfe Jakow Iwanytsch, der erste Aufwäscher Maxim und der Kellner für die Deckpassagiere, der bucklige Sergej, ein pockennarbiger Mensch mit eckigem Gesicht und schmachtenden Augen. Jakow Iwanytsch erzählt allerhand zotige Geschichten, die er mit einem weinerlich klingenden Kichern begleitet, wobei er seine morschen grünen Zähne zeigt. Sergej verzieht sein Froschmaul zu einem von Ohr zu Ohr reichenden Grinsen, und der finstere Maxim schweigt und sieht die andern mit seinen Augen von unbestimmbarer Farbe streng und mürrisch an.

„Asiaten! Mordwinen!“ ruft von Zeit zu Zeit der Oberkoch mit seiner lauten Stimme.

Diese Leute gefallen mir nicht. Der dicke, kahlköpfige Jakow Iwanytsch sprach nur von Weibern, und immer nur schmutzige Sachen. Sein flaches, leeres Gesicht war voll graublauer Flecke; auf der einen Backe saß eine Warze mit einem Büschel fuchsroter Haare, die er ganz spitz zusammenzudrehen pflegte. Befand sich unter den Fahrgästen eine Frau, die ihm gefiel, so begann er sie schüchtern und ängstlich, wie ein Bettler, zu umschleichen, sprach mit ihr in kläglich-süßlichem Ton und leckte sich von Zeit zu Zeit mit einer raschen Zungenbewegung lüstern die Lippen. So etwa wie diesen widerlich feisten Burschen stellte ich mir einen Henker vor.

„Man muß es verstehen, eine Frau richtig anzuheizen“, sagt er in belehrendem Ton zu Sergej und Maxim, die ihm begierig zuhören.

„Asiaten!“ platzt Smury mit Widerwillen heraus, erhebt sich langsam und kommandiert: „Marsch, Peschkow, in die Kajüte!“

In seiner Kajüte reicht er mir ein in Leder gebundenes Buch, legt sich auf die Koje neben der Wand des Eisschrankes und sagt:

„Lies mir vor!“

Ich setze mich auf eine Makkaronikiste und lese drauflos:

„Umbracul, mit Sternen geschmückt, bedeutet eine günstige Verbindung mit dem Himmel, die sie durch ihre Befreiung von Profanen und Propheten erreichten ...“

Smury hat sich eine Zigarette angezündet, bläst den Rauch weit von sich und brummt:

„Die Kamele! Was sie da zusammenschreiben!“

„Die Entblößung der linken Brust bedeutet Unschuld des Herzens ...“

„Entblößung — bei wem?“

„Das steht nicht da.“

„Bei den Weibern jedenfalls ... Äh, solche Schweinigel ...“

Er schließt die Augen und liegt mit unter den Kopf geschobenen Armen da; die Zigarette in seinem Mundwinkel qualmt nur ganz wenig, bis er mit der Zunge daran herumzuquirlen beginnt und einen gewaltigen Zug tut, daß es in seiner Brust pfeift und sein großes Gesicht in einer Rauchwolke untertaucht. Zuweilen scheint er mir zu schlafen, ich höre auf zu

lesen und begucke mir dieses verdrehte Buch, das mir schon zum Halse heraushängt. Doch plötzlich ruft er heiser:

„Lies weiter!"

Und ich lese:

„Vénérable[1] antwortet: ‚Sieh, mein lieber Bruder Suwerjan'..."

„‚Sewerjan' heißt es..."

„Es steht aber ‚Suwerjan' da..."

„Wirklich! Das ist doch toll! Dort, am Ende des Buches, sind Verse — lies die mal vor..."

Ich lese:

„Die Profanen möchten gern hinter unsere Geheimnisse kommen,
Doch werden ihre schwachen Augen sie niemals schauen,
Nicht einmal den Gesang der Brüder werden sie vernehmen."

„Halt", sagt Smury, „das sind ja gar keine Verse! Gib mal das Buch her..."

Er schlägt ärgerlich die dicken bläulichen Seiten um und steckt das Buch unter die Matratze.

„Nimm ein anderes Buch..."

Zu meinem Leidwesen hat er in seinem eisenbeschlagenen schwarzen Koffer noch eine ganze Menge anderer Bücher, wie zum Beispiel: „Omirs Unterweisungen", „Artilleristische Memoiren", „Briefe des Lord Sedengalli", „Von der Wanze als einem schädlichen Tier und ihrer Ausrottung" usw. Manche der Bücher waren ohne Anfang und ohne Ende. Zuweilen ließ er mich alle Bücher herausnehmen und laut ihre Titel lesen. Er hörte zu und knurrte unwillig:

„Sie schreiben schon was zusammen, die Halunken!... Als ob sie einem in die Fresse schlagen wollten — weshalb, kann ich nicht begreifen. Gerwassi! Was Teufel fällt mir gerade dieser Gerwassi ein? Umbracul!..."

Die seltsamen Worte und fremdartig klingenden Namen wollten mir nicht aus dem Gedächtnis, sie kitzelten meine Zunge, daß ich sie unwillkürlich jeden Augenblick wiederholen mußte, um vielleicht auf diese Weise hinter ihre Bedeutung zu kommen. Draußen aber, unter dem Fenster der Kajüte, sang und plätscherte unaufhörlich das Wasser. Ich möchte aufs Achterdeck hinaus, wo mitten zwischen den Warenballen die Matrosen und die Heizer sich versammeln, den Passagieren im Kartenspiel das Geld abnehmen, lustige Lieder singen und unterhaltsame Geschichten erzählen. Es ist so angenehm, mitten unter ihnen zu sitzen und ihre schlichten, klar verständlichen Reden zu hören, dabei auf die Ufer der Kama zu schauen, wo die Kiefern schnurgerade gleich kupfernen Saiten in die Höhe streben und der blaue Himmel sich in den kleinen Seen spiegelt, die auf dem weiten Wiesengelände von der Frühjahrsüberschwemmung übriggeblieben sind und wie Scherben eines zerschlagenen Riesenspiegels daliegen. Unser Dampfer scheint losgelöst von der Erde, sucht vor ihr zu fliehen, während vom Ufer her durch die Stille des müden Tages fernes Glockengeläut ruft und von Menschen und menschlichen Siedlungen kündet. Ein Fischerboot schaukelt auf den Wellen — wie ein schwimmender Brotranft sieht es aus. Jetzt wird am Ufer ein Dörfchen sichtbar, eine Kinderschar plätschert im Wasser, ein Bauer im roten Hemd schreitet auf dem gelben Sandstreifen am Ufer entlang. Aus der Ferne, vom Fluß her, erscheint alles so unterhaltsam und nett wie ein buntes Spielzeug — man möchte den Leuten dort drüben gute, freundliche Worte zum Gruß hinüberrufen.

Und auch den Leuten auf der Barke hinter uns möchte man etwas Freundliches sagen. Diese rotbraune Barke übte auf mich eine starke Anziehungskraft aus, eine ganze Stunde wohl konnte ich zuschauen, wie sie sich mit ihrem stumpfen Bug in das trübe Wasser einwühlte. Der Dampfer schleppte sie wie ein Schwein hinter sich her; das Tau erschlaffte und straffte sich abwechselnd, klatschte aufs Wasser oder zerrte, reichliche Tropfen versprühend, die Barke am Bug vorwärts. Ich war sehr neugierig, die Gesichter der Menschen zu sehen, die dort gleich wilden Tieren in dem eisernen Käfig saßen. Als sie in Perm an Land geführt wurden, gelang es mir, mich nach dem Landungsplatz der Barke hindurchzustehlen. Viele Dutzend grauer Menschlein gingen an mir vorüber, laut aufstampfend, mit ihren Ketten klirrend, unter der Last ihrer Bündel tief gebeugt. Männer und Frauen, Alte und Junge, Hübsche und Häßliche waren darunter — alle genau so wie die andern Menschen, nur in ihrer besonderen Tracht und durch die kahlgeschorenen Köpfe entstellt. Gewiß, es waren Räuber — aber die Großmutter hatte doch so viel Gutes von den Räubern erzählt!

Smury, der selbst wie ein wilder Räuber aussah, schaute mit düsterm Blick nach der Barke hin und brummte in sich hinein:

„Gott bewahre unsereinen vor solch einem Schicksal!"

Eines Tages fragte ich ihn:

„Wie kommt das nur, daß Sie zum Beispiel kochen, während andere morden und rauben?"

„Ich koche nicht, sondern bereite Gerichte zu. ‚Kochen' sagt man von Weibern", erwiderte er lächelnd. Und nach kurzem Sinnen fügte er hinzu: „Der Unterschied zwischen den Menschen liegt in der Dummheit: der eine ist klug, der andere weniger klug, der dritte ganz dumm. Um klug zu werden, muß man die richtigen Bücher lesen, die schwarze Magie, und was es sonst noch gibt. Alle Bücher muß man lesen, dann findet man schon die richtigen heraus..."

Er wiederholte beständig:

„Immer lies, lies! Verstehst du ein Buch nicht, dann lies es siebenmal, und hast du es dann noch nicht verstanden, lies es zwölfmal..."

[1] Französisch: Hochehrwürden. *(Anm. d. Red.)*

Mit allen Leuten, die auf dem Dampfer waren, auch mit dem schweigsamen Büfettier, sprach Smury in seiner kurz angebundenen Weise, als wenn er ihnen Steine an den Kopf schleuderte. Sein Schnurrbart sträubte sich dabei wie eine Bürste, und die Unterlippe senkte sich launisch. Gegen mich war er sanft und rücksichtsvoll, doch war in seinem Verhalten etwas, das mich ein bißchen ängstigte. Zuweilen erschien er mir halb verrückt wie die Mutter meines ehemaligen Lehrmeisters, des Zeichners.

„Hör auf zu lesen!" rief er plötzlich mitten in einem Kapitel. Mit geschlossenen Augen lag er dann eine ganze Weile da und schnaubte mit der Nase. Sein großer Bauch wogte auf und nieder, und die haarigen, wie bei einem Verstorbenen auf der Brust gefalteten Hände bewegten sich mit und fingerten hin und her, als wenn sie mit unsichtbaren Nadeln einen unsichtbaren Strumpf strickten. Und plötzlich kollerte er dann wieder los:

„Ja... da hast du deinen Verstand — geh, versuch damit zu leben! Sehr knapp ist er zugemessen, der Verstand, und nicht gleichmäßig verteilt. Ja, wenn alle gleich verständig wären. Aber so ist's eben nicht: der eine versteht, der andere versteht nicht, und der dritte will einfach nicht verstehen. Aha!"

Stockend und stolpernd beginnt er Geschichten aus seinem Soldatenleben zu erzählen — ihren Sinn vermochte ich nicht zu erfassen, sie erschienen mir recht langweilig, und er erzählte sie nicht von Anfang an, sondern wie's ihm gerade in den Sinn kam.

„Der Oberst ruft also den Soldaten und fragt ihn: ‚Was hat der Leutnant zu dir gesagt?' Da erzählte er, wie alles zugegangen, ein Soldat muß eben die Wahrheit sagen. Der Leutnant aber sah ihn an wie eine Wand, kehrte sich ab und ließ den Kopf sinken. Ja..."

Er wird ärgerlich, stößt ein paar mächtige Qualmwolken aus und kollert weiter:

„Kann ich denn wissen, was man sagen darf und was nicht? Sie schickten also den Leutnant auf die Festung, und seine Mutter sprach... Ach, mein Gott, ich kann's nicht so wiederholen, hab' zu wenig gelernt..."

Es ist heiß, alles ringsum vibriert und summt leise, hinter der eisernen Kajütenwand plätschert das Wasser, klatscht dumpf das Rad des Dampfers, an dem Bullauge gleitet das breite Band des Stromes träge vorbei, in der Ferne grünt das flache Wiesenufer, zeichnet sich undeutlich der Baumwuchs ab. Das Ohr hat sich an alle Laute gewöhnt, und es scheint ringsum still zu sein, nur vorn am Bug des Dampfers ruft ein Matrose eintönig die Wassertiefe aus:

„Si—ieben... si—ieben..."

Nichts möchte man hören oder tun, an nichts nimmt man teil — nur irgendwo im Schatten möchte man sitzen, wohin der fettige, warme Küchendunst nicht dringt, möchte sitzen und im Halbschlummer zuschauen, wie dieses leise, müde Leben auf dem Wasser dahingleitet...

„Lies!" herrscht der Oberkoch mich unwirsch an.

Vor ihm haben selbst die Kajütenkellner Angst, und auch der wortkarge Büfettier scheint ihn zu fürchten.

„Heda, du, Schweinepack!" brüllt er die Leute vom Büfett an — „komm mal her, du Spitzbube! Asiaten... Umbracul..."

Die Matrosen und die Heizer verhielten sich respektvoll gegen ihn und schmeichelten ihm; er ließ ihnen das ausgekochte Suppenfleisch zukommen, fragte sie über ihr Dorf, ihre Familie aus. Die öligen, rußigen Heizer, größtenteils Weißrussen, galten auf dem Dampfer als ein minderwertiger Menschenschlag und wurden ihres Dialektes wegen von den andern verhöhnt. Wenn Smury das hörte, wurde er wütend und schrie:

„Was laßt ihr euch denn von ihnen auslachen, ihr Bastgesichter? Schlagt die Kazapen[1] in die Fresse!"

Er selbst war von kleinrussischer Herkunft. Eines Tages verspottete ihn der Bootsmann, ein hübscher Bursche, mit dem nicht gut Kirschen essen war:

„Jagut oder Chochol[2] — alles ein Schlag!"

Der Oberkoch packte ihn beim Kragen und Gurt, hob ihn in die Luft empor und begann ihn zu schütteln.

„Soll ich dich zu Mus hauen, Lümmel?" schrie er, außer sich vor Zorn.

Zank und Prügeleien waren nicht selten, an Smury jedoch, der ganz ungewöhnliche Kraft besaß, wagte sich keiner heran. Es gab ihm auch einen gewissen Nimbus, daß die Frau des Kapitäns, eine hochgewachsene, stattliche Person mit männlichen Zügen und kurzgeschorenem Haar, öfters freundlich mit ihm sprach. Er trank sehr viel Branntwein, wurde jedoch nie davon berauscht. Schon am frühen Morgen begann er zu trinken, leerte eine ganze Flasche in kurzen Abständen und ließ dann bis zum Abend eine Flasche Bier nach der andern durch die Kehle gleiten. Sein Gesicht wurde nach und nach immer brauner, und die dunkeln Augen weiteten sich erstaunt. Des Abends setzte er sich zuweilen auf das Abflußrohr, saß da wohl eine Stunde lang oder länger und schaute finster in die fliehende Weite. Wie er so dasaß, groß und breit, in dem weißen Zeug, fürchteten sich alle vor ihm, mir aber tat er herzlich leid.

Jakow Iwanytsch, der Gehilfe, kommt, ganz rot und schweißbedeckt, aus der Küche; er bleibt stehen, kratzt sich den kahlen Schädel, macht kehrt und entfernt sich, ohne den Oberkoch angesprochen zu haben. Oder er meldet ihm von weitem:

„Der Sterlet ist nicht mehr einwandfrei..."

„Nimm ihn zum Ragout..."

---

[1] Kazap — verächtliche Bezeichnung der Russen. *(Anm. d. Red.)*

[2] Jagut — verächtliche Bezeichnung der Bjelorussen, Chochol — verächtliche Bezeichnung der Ukrainer. *(Anm. d. Red.)*

„Wenn aber Fischsuppe oder gedämpfter Fisch bestellt wird?"

„Kannst ihn auch nehmen. Werden ihn schon fressen."

Zuweilen wagte ich es, mich ihm zu nähern. Schwerfällig wandte er sich nach mir um, sah mich an und fragte:

„Was gibt's?"

„Nichts..."

„Na, also!"

Damit war unsere Unterhaltung beendet. Einmal jedoch wagte ich ihn zu fragen:

„Warum jagen Sie allen solche Angst ein? Sie sind doch gut!"

Wider Erwarten nahm er meine Worte gnädig auf.

„Gut bin ich nur gegen dich."

Im nächsten Augenblick jedoch fügte er treuherzig, in nachdenklichem Ton hinzu:

„Kannst übrigens recht haben: ich bin gegen alle gut, nur zeig' ich's nicht. Man darf das den Menschen nicht zeigen, sonst erwürgen sie einen. Ist einer gut, so gehen alle auf ihn los, trampeln auf ihm herum, wie auf 'nem Mooshügel im Sumpf... und zertreten ihn... Geh, hol mir Bier..."

Glas um Glas trank er die Flasche leer, beleckte sich den Schnurrbart und sagte:

„Wärst du älter, kleiner Spatz, dann könnt' ich dir so manches beibringen. Ich kann den Leuten viel erzählen, bin nicht auf den Kopf gefallen. ‚Lies Bücher', sag' ich dir, ‚findest in ihnen alles, was du brauchst. Bücher sind eine schöne Sache.' Willst du Bier trinken?"

„Ich mach' mir nichts daraus."

„Hast recht, trink lieber nicht! Trinken ist ein böses Laster. Der Branntwein ist Teufelswerk. Wenn ich reich wäre, ließe ich dich was Ordentliches lernen. Ein Mensch, der nichts gelernt hat, ist ein Ochse, ob man ihn ins Joch spannt oder zum Schlachten führt — er hält sich nur die Fliegen mit dem Schwanz vom Leibe..."

Die Kapitänsfrau gab ihm einen Band Gogol, und ich las ihm daraus die „Grausame Rache" vor. Mir gefiel die Erzählung, doch Smury schrie wütend: „Unsinn! Märchen! Ich weiß — es gibt noch andere Geschichten..."

Er nahm mir das Buch aus den Händen, holte von der Kapitänsfrau einen andern Band und sagte finster:

„Lies vom ‚Taras'... Wie heißt er doch?... ‚Bulba!' Such's auf! Sie sagt, das sei schön... Ihr mag's gefallen, aber ob's mir gefällt, ist die Frage. Die Haare hat sie sich abschneiden lassen... warum nicht auch die Ohren?"

Als ich las, wie Taras den Ostap zum Kampf herausfordert, lachte er aus vollem Halse.

„So ist's recht!" rief er. „Was soll's gelten? Du bist gelehrt, und ich bin stark. Was sie alles zusammendrucken! Die Kamele . . ."

Er hörte aufmerksam zu und brummte nur von Zeit zu Zeit:

„Ach, Unsinn! Man kann einen Menschen nicht von der Schulter bis zum Gesäß spalten, das ist unmöglich. Auch auf die Pike spießen kann man ihn nicht, die Pike zerbricht. Ich bin doch Soldat gewesen!"

Andrejs Verrat empörte ihn.

„Ein gemeiner Bursche, was? Um eines Weibes willen! Pfui..."

Als ich dann las, wie Taras den Sohn niederschoß, richtete sich Smury in seiner Koje auf, ließ die Beine herunterbaumeln, stützte die Hände auf und begann zu weinen — langsam rannen die Tränen über seine Wangen und fielen auf den Boden.

„O mein Gott... mein Gott...", murmelte er und räusperte sich schnaufend. Und plötzlich schrie er auf mich los:

„So lies doch, verdammter Teufelsknochen!"

Wieder begann er zu weinen, ganz bitterlich und heftig, als Ostap vor seinem Tode ausrief: „Hörst du, Väterchen?"

„Alles ist vorbei!" schluchzte Smury auf — „alles, ach! Schon aus? Eine ganz verdammte Geschichte! Das waren Kerle, was? Dieser Taras — nicht wahr? Ja—a — das waren Menschen!"

Er nahm mir das Buch aus der Hand und beguckte es aufmerksam von allen Seiten, wobei seine Tränen den Einband befeuchteten.

„Ein schönes Buch! So recht ein Feiertagsbuch."

Dann lasen wir „Ivanhoe". Smury fand großen Gefallen an Richard Plantagenet.

„Das ist ein richtiger König!" sagte er überzeugt, was mich jedoch nicht hinderte, das Buch langweilig zu finden.

Überhaupt stimmten wir in unserem Geschmack nur selten überein. So war ich begeistert von „Tom Jones", für den Smury gar nichts übrig hatte.

„Unsinn!" sagte er. „Was geht mich dieser Tom an? Was soll er mir? Es muß noch andere Bücher geben..."

Ich sagte ihm, ich wüßte, daß es noch andere Bücher gibt, nämlich geheime, verbotene, die man nur des Nachts lesen dürfe.

Er sah mich groß an, und sein Haar sträubte sich.

„Was sagst du? Was schwindelst du da?"

„Ich schwindle nicht — der Pope hat mich in der Beichte über solche Bücher ausgefragt. Ich hab' auch selbst gesehen, wie Leute sie gelesen haben und dabei weinten..."

Der Koch sah mir finster ins Gesicht und fragte:

„Wer weinte?"

„Die Dame, die zuhörte. Und die andere lief sogar weg vor Angst..."

„Du redest im Schlaf, wach auf!" sagte Smury und schloß langsam die Augen. Nach einem Weilchen brummte er dann:

„Gewiß — irgendwo gibt's ... so was Geheimes. Es muß so was geben ... Das ist aber nichts für meine Jahre und auch nicht für meinen Charakter ... Nun, aber doch ...“

Eine ganze Stunde konnte er manchmal in solcher Art reden.

Unmerklich gewöhnte ich mich ans Lesen und nahm die Bücher gern zur Hand. Das, wovon sie erzählten, stand in erfreulichem Gegensatz zu der Wirklichkeit des Lebens, die sich immer bedrückender gestaltete. Auch Smury gewann immer mehr Interesse am Lesen und rief mich oft von der Arbeit weg:

„Peschkow, komm, wir wollen lesen!“

„Ich habe noch einen ganzen Haufen Geschirr abzuwaschen.“

„Ach was — Maxim kann's abwaschen.“

Er trieb in seiner groben Weise den älteren Aufwäscher an, meine Arbeit zu tun, und der schlug in seinem Ärger darüber die Gläser entzwei.

„Wenn das so weitergeht“, sagte der Büfettier in seiner ruhigen Weise zu mir, „mußt du vom Dampfer herunter.“

Einmal ließ Maxim absichtlich eine Anzahl Gläser in dem Spülgefäß, und als ich dieses in den Fluß ausgoß, flogen die Gläser mit über Bord.

„Das war meine Schuld“, sagte Smury zu dem Büfettier, „schreiben Sie mir die Gläser an!“

Die Kellner sahen mich mit feindseligen Blicken an und sagten:

„He, du, Bücherwurm — wofür bekommst du eigentlich dein Geld?“

Sie verunreinigten das Geschirr mit Absicht und halsten mir so viel Arbeit wie möglich auf. Ich sah voraus, daß das alles nicht gut enden würde, und ich sollte mich in meiner Befürchtung nicht täuschen.

Als wir eines Abends an einer Anlegestelle haltmachten, kamen zwei Frauenspersonen an Bord, eine ältere mit auffallend rotem Gesicht und ein junges Mädchen mit einer neuen rosa Jacke und einem gelben Tuch. Sie waren beide angetrunken, die ältere lächelte allen Leuten zu, verneigte sich nach allen Seiten und erzählte:

„Entschuldigt nur, meine Lieben, ich hab' 'nen kleinen Schwips — hab' vor Gericht gestanden, bin freigesprochen worden, und aus lauter Freude hab' ich ein paar Gläschen getrunken ...!“

Auch das Mädchen lachte, guckte alle Leute aus den trüben Augen an und stieß die Frau in die Seite:

„Komm schon, komm — daß dich die Pest ... Hörst du wohl? Komm!“

Sie wurden in einem Verschlag neben der zweiten Klasse untergebracht, gegenüber dem Raum, in dem Jakow Iwanytsch und Sergej schliefen. Das Weib verschwand bald irgendwohin, neben dem Mädchen aber nahm Sergej Platz, dessen Froschmaul sich vor Begehrlichkeit noch mehr als sonst verzog.

In der Nacht, als ich nach getaner Arbeit mich auf dem Abwaschtisch schlafen legte, trat Sergej an mich heran und nahm mich bei der Hand.

„Komm“, sagte er, „wir werden dich verheiraten.“

Er war betrunken. Ich suchte ihm meine Hand zu entziehen, da schlug er mich.

„Wirst du wohl kommen — was?“

Maxim, der gleichfalls betrunken war, kam hinzu, und nun schleppten sie mich beide über das Verdeck, an den schlafenden Passagieren vorüber, nach ihrer Kabine. Vor dieser aber stand Smury, während in der Tür, gegen die beiden Pfeiler gestemmt, Jakow Iwanytsch sich breitmachte und das in die Enge getriebene Mädchen mit den Fäusten auf seinem Rücken loshämmerte.

„Laßt mich los!“ schrie sie mit trunkener Stimme.

Smury befreite mich aus den Händen der beiden Burschen, packte sie bei den Haaren und stieß sie mit den Köpfen zusammen. Dann schleuderte er sie fort, daß sie beide hinpurzelten.

„Asiat!“ schrie er Jakow an, schlug die Tür vor seiner Nase zu und stieß mich vorwärts:

„Mach dich fort von hier, rasch!“

Ich lief nach dem Achterdeck. Der Nachthimmel war dicht bewölkt, der Strom lag ganz schwarz da. Nur zwei graue, schaumige Streifen zogen sich von unserem Dampfer nach den unsichtbaren Ufern hin, und zwischen ihnen schlappte die Barke daher. Bald rechts, bald links tauchen, ohne Leuchtkraft in dem tiefen Dunkel, rote Feuerflecke auf und verschwinden hinter einer unerwarteten Flußbiegung. Noch unheimlicher erscheint die Dunkelheit, wenn sie weg sind.

Der Oberkoch gesellt sich zu mir, läßt sich mit einem schweren Seufzer nieder und zündet sich eine Zigarette an.

„Sie wollten dich zu der da hinschleppen“, begann er. „Diese Heiden! Ich hörte es, wie sie sich verabredeten ...“

„Sie haben sie von ihnen befreit?“

„Befreit — die?“ Er schalt das Mädchen mit groben Worten und sagte dann mit dem Ausdruck schmerzlichen Widerwillens:

„Hier sind alle gleich gemein. In dem alten Kasten hier geht's schlimmer zu als auf dem Dorfe. Hast du schon mal auf dem Dorfe gelebt?“

„Nein.“

„Das Dorf ist ganz und gar verderbt. Wie sie es da treiben, namentlich im Winter ...“

Er warf den Zigarettenstummel über Bord, schwieg ein Weilchen und begann dann von neuem:

„Wirst umkommen, armes Kerlchen, in dieser Schweineherde ... tust mir herzlich leid! Ich weiß manchmal nicht, was ich machen soll ... Niederknien möcht' ich und sie bitten: ‚Was tut ihr denn, ihr Schweinehunde? Seid ihr denn ganz verblendet? Kamele ...‘“

Der Dampfer heulte laut auf, das Schleppseil klatschte ins Wasser. In der Finsternis leuchtete das Licht einer Laterne auf, die dem Schiff den Weg zum Hafen wies. Andere Lichter folgten.

„Pjany Bor[1]", murmelte der Koch. „Es gibt auch einen Fluß, der heißt Pjanaja[2]. Wir hatten einen Zeughauswärter namens Pjankow[3], einen Schreiber Sapiwochin[4] und einen Kapitän Nepej-Piwo[5] ... Na, ich will mal an Land gehen ..."

Ein Trupp von Frauen und Mädchen von dem kräftigen Schlage, der im Gebiet der Kama gedeiht, schaffte auf langen Tragstangen Holz auf den Dampfer. Von den Traggurten niedergezogen, schritten sie mit elastisch tänzelnden Schritten Paar hinter Paar zu dem Heizraum, warfen jedesmal eine halbe Klafter Holz in die schwarze Grube und riefen mit heller Stimme:

„Trusch—scha!"

Wenn sie mit ihrer Holzlast daherschritten, faßten die Matrosen sie an die Brüste, an die Beine. Die Weiber kreischten und spuckten nach den Männern, und wenn sie zurückgingen, wehrten sie sich durch Stöße mit den Tragstangen gegen die Angreifer, die sie zu kneifen und zu puffen suchten. Viele dutzendmal sah ich das — auf jeder Fahrt, an jedem Landungsplatz, wo Holz eingenommen wurde, wiederholte sich dasselbe Schauspiel.

Es war mir, als sei ich schon ein alter Mann, als lebte ich schon seit Jahren auf dem Dampfer und wüßte alles, was morgen, in einer Woche, im kommenden Herbst, im nächsten Jahre sich auf ihm ereignen könne.

Der Morgen graute bereits. Auf dem sandigen Uferhang über dem Hafen hob sich der hochstämmige Föhrenwald immer deutlicher ab. Die Weiber gingen lachend und singend bergauf, dem Walde zu. Mit den langen Tragstangen, die sie geschultert hatten, glichen sie einem Trupp Soldaten.

Das Weinen war mir nahe, es kochte in mir, und ums Herz ward mir heiß und bang. Aber die Scham hielt die Tränen zurück, und um die innere Qual abzuleiten, half ich dem Matrosen Bljachin beim Scheuern des Verdecks. Es war ein unscheinbares, kleines Kerlchen, dieser Bljachin. Er hatte etwas Verwaschenes, Ausgebleichtes, versteckte sich immer irgendwo im Winkel und blinzelte von da aus mit den kleinen Äugelchen zu den andern hinüber.

„Ich heiße nämlich in Wirklichkeit nicht Bljachin", erzählte er mir. „Meine Mutter hat ein liederliches Leben geführt, verstehst du, und meine Schwester treibt's nicht besser; 's ist ihnen mal so vom Schicksal beschieden. Das Schicksal, siehst du, Bruderherz, ist wie ein Anker — du möchtest dich losmachen und weiterziehen, aber es ruft dir zu: „Halt gemacht, du — warte!""

[1] „Betrunkenes Wäldchen." — [2] „Betrunkener Fluß." — [3] „Trunkenbold." — [4] „Säufer." — [5] „Trink kein Bier." — *(Anm. d. Red.)*

Er wischte mit dem Schrubber über das Verdeck und fuhr leise fort:

„Hast du gesehen, wie sie die Weiber beleidigten? 's ist unrecht, wie? Auch nasses Holz fängt schließlich Feuer, wenn's lange in die Glut gehalten wird. Hab' das nicht gern, Junge, halte nichts davon. Wär' ich als Weib geboren, ich ginge lieber ins Wasser, Christus sei mir gnädig. Haben gar kein Verlangen danach, die Weiber, und hier reizen sie sie noch! Da lob' ich mir die Skopzen[1], das sind keine dummen Leute. Hast du von den Skopzen gehört? Sehr verständiges Volk, haben's ganz richtig erkannt: fort mit allen kleinlichen Dingen, leb nur für Gott allein, in Reinheit ..."

Die Kapitänsfrau ging an uns vorüber, mit hochgerafftem Rock, um sich in den Wasserpfützen auf dem Verdeck nicht naß zu machen. Sie stand immer sehr früh auf. Sie war hochgewachsen und schlank und hatte ein so treuherziges, klares Gesicht. Ich hätte hinter ihr herlaufen und sie so recht von Herzen bitten mögen:

„Sagen Sie doch etwas zu mir, nur ein einziges Wörtchen! ..."

Der Dampfer löste sich langsam vom Landungsplatz. Bljachin bekreuzigte sich und sagte: „Endlich geht's weiter ..."

6

In Sarapul verließ Maxim den Dampfer — schweigend ging er davon, ohne von jemandem Abschied zu nehmen, ernst und in aller Ruhe. Die lustige Frau mit den roten Backen ging lächelnd hinter ihm her, und das Mädchen folgte ihr, zerzaust, mit verschwollenen Augen. Sergej kniete eine ganze Weile vor der Kajüte des Kapitäns, küßte die Türfüllung, schlug mit der Stirn dagegen und bettelte:

„Verzeihen Sie mir, ich bin unschuldig! Maxim war es ..."

Matrosen, Kellner, selbst einige von den Passagieren ermutigten ihn, obschon sie wußten, daß er log:

„Immer los, immer los — er wird dir schon verzeihen!"

Der Kapitän jagte ihn fort und versetzte ihm sogar ein paar Fußtritte, daß er Purzelbäume schoß, doch schließlich verzieh er ihm. An Maxims Stelle wurde im nächsten Hafen ein ausgedienter Soldat aus Wjatka angenommen, ein mageres Bürschchen mit einem winzigen Kopf und roten Augen. Der Gehilfe des Kochs gab ihm sogleich den Auftrag, ein paar Hühner zu schlachten. Zwei davon schlachtete er, die andern ließ er auf das Verdeck laufen, wo die Passagiere eine förmliche Jagd auf sie eröffneten, und drei flogen gar über Bord. Der kleine Soldat setzte sich auf den Brennholzhaufen neben der Küche und begann bitterlich zu weinen.

[1] Eine Kastratensekte. *(Anm. d. Red.)*

„Was fällt dir ein, du Narr?“ knurrte Smury ihn an. „Wie kann ein Soldat nur weinen?“

„Ich war ja beim Train“, erwiderte der Soldat leise.

Das war sein Unglück; eine halbe Stunde später lachte alles, was an Bord war, über den armen Burschen. Sie kamen ganz dicht an ihn heran, starrten ihn an und fragten:

„Also beim Train bist du gewesen? So, so!“

Sie schüttelten sich vor Lachen, und es lag etwas so Beleidigendes, Albernes in ihrem Lachen.

Der Soldat sah die Leute erst gar nicht und hörte sie auch nicht. Er wischte sich mit dem Ärmel seines fadenscheinigen alten Kattunhemds die Tränen vom Gesicht — es sah aus, als wolle er sie in den Ärmel sammeln und darin aufbewahren. Dann flackerte der Zorn in seinen kleinen roten Äuglein auf, und er begann in dem schnattrigen Dialekt von Wjatka zu schelten.

„Was glotzt ihr mich alle so an? Daß euch der Donner in 'n Hals fahre!“

Das steigerte noch die Heiterkeit des Publikums, sie piekten den Soldaten mit dem Finger, zupften ihn am Hemd oder an der Schürze, spielten mit ihm wie mit einem Ziegenbock, und das ging so ohne Unterbrechung, bis man zu Tisch ging. Nach dem Mittagessen hatte sich jemand einen ganz besonders gelungenen Scherz geleistet: man hatte ihm hinten ans Schürzenband einen hölzernen Kochlöffel angebunden, an dem ein ausgepreßtes Stück Zitrone bammelte, und mit dieser Verzierung lief er nun ahnungslos auf dem Verdeck herum. Alles lachte, er aber wußte nicht, worüber man lachte, und drehte und wandte sich wie eine Maus in der Falle.

Smury beobachtete ihn schweigend mit ernstem Gesicht, in dem der frauenhaft weiche Zug hervortrat. Ich fragte den Oberkoch: „Soll ich ihm sagen, daß ihm der Löffel da hinten hängt?“

Er nickte mit dem Kopf. Als ich dem Soldaten verriet, weshalb die andern lachten, griff er nach dem Löffel, riß ihn los, warf ihn auf den Boden und zertrat ihn. Dann fuhr er mir mit beiden Händen ins Haar, und wir wurden zur höchsten Belustigung der Fahrgäste, die sogleich einen Ring um uns bildeten, miteinander handgemein. Smury durchbrach die Kette der Zuschauer, riß uns auseinander, gab mir ein paar Klapse und nahm den Soldaten beim Ohr. Als das Publikum den kleinen Kerl unter der Hand des Kochs zappeln und mit dem Kopf wackeln sah, brüllte es auf vor Vergnügen, stampfte mit den Füßen, pfiff und war ganz aus dem Häuschen.

„Hurra! Unsre Garnison soll leben! Gib doch dem Koch eins mit dem Kopf vor den Bauch!“

Die wilde Freude dieser Menschenherde empörte mich, ich hätte mich auf sie stürzen und ihre schmutzigen Köpfe mit dem Knüttel bearbeiten mögen.

Smury ließ den Soldaten los und ging zähnefletschend, die Hände auf dem Rücken, wie ein wütender Eber auf die Umstehenden los.

„Marsch an eure Plätze! Asiaten!“ rief er grimmig, mit wild gesträubtem Schnurrbart.

Der Soldat warf sich wieder auf mich, doch Smury packte ihn mit beiden Armen, trug ihn an die Wasserleitung, öffnete den Hahn und hielt seinen Kopf darunter, wobei er seinen armseligen Körper wie eine Puppe aus Lumpen hin und her drehte. Die Matrosen, der Bootsmann, der Gehilfe des Kapitäns — alles lief lachend herbei, nur der Büfettier stand still und stumpf da wie immer. Der Soldat setzte sich wieder auf das Brennholz neben der Küche, zog mit zitternden Händen seine Stiefel aus und begann auch die Fußlappen abzunehmen, die indes ganz trocken geblieben waren.

„Tut nichts“, sprach er mit piepsender Fistelstimme, „ich schlage den Bengel doch tot!“

Smury, der wie zum Schutz seine Hand auf meine Schulter gelegt hatte, sprach mit dem Gehilfen des Kapitäns, worauf die Matrosen alles, was ringsherum stand, aufs Vorderdeck trieben. Dann wandte sich der Koch an den Soldaten:

„Was soll man nun mit dir machen?“

Der Kleine schwieg und sah mich mit grimmigen Augen an, wobei ein seltsames Zucken durch seinen Körper ging.

„Stillgestanden, Zappelhans!“ kommandierte Smury.

„Hat sich was!“ erwiderte der Soldat. „Bist hier nicht auf dem Exerzierplatz!“

Der Koch wurde verlegen, seine aufgeblasenen Backen wurden welk. Er spuckte aus und ging fort. Mich nahm er mit — den Blick auf den Soldaten gerichtet, schritt ich ganz benommen hinter ihm her.

„Ist das ein Jammerkerl!“ murmelte Smury kopfschüttelnd. „Nicht zu sagen ...“

Sergej kam hinter uns hergelaufen und sagte flüsternd:

„Er will sich den Hals abschneiden!“

„Was?“ schrie Smury auf und lief sogleich zurück.

Der Soldat stand mit einem großen Messer in der Hand in der Tür der Kellnerkabine. Mit diesem Messer, das auch zum Kienspalten benutzt wurde, hatte er den Hühnern die Köpfe abgeschnitten, es war stumpf und schartig wie eine Säge. Vor der Kajüte war schon wieder eine Menschenansammlung, neugierig starrten sie auf den lächerlichen kleinen Menschen mit dem nassen Kopf. Sein stülpnäsiges kleines Gesicht zitterte wie Gallert, der Mund stand welk und müde offen, die Lippen bebten.

„Solche Quälgeister“, heulte er dumpf, „solche Quälgeister! ...“

Ich sprang irgendwo hinauf, daß ich in die Gesichter der Leute sehen konnte. Sie lachten, kicherten und redeten aufeinander los.

„Da — sieh doch, sieh!“

Als er mit der mageren kleinen Kinderhand sein aus den Beinkleidern gezerrtes Hemd in Ordnung

brachte, meinte ein ehrbar dreinschauender Mann neben mir mit einem mißbilligenden Seufzer:

„Sterben will er und zieht sich die Hosen zurecht..."

Das Lachen der Zuschauer wurde lauter: niemand glaubte offenbar, daß der Soldat sich den Hals abschneiden würde. Auch ich glaubte es nicht.

Smury warf einen flüchtigen Blick auf ihn, schob die Leute mit seinem Bauch zur Seite und brüllte sie an:

„Weg hier, dummer Kerl!" Er nannte sie alle miteinander einen „dummen Kerl", und wirklich hatte sich das liebe Publikum an diesem Morgen als ein solcher erwiesen.

Als die Leute fort waren, trat er zu dem Soldaten hin und streckte ihm die Hand entgegen: „Gib das Messer her!"

„Meinetwegen", sagte der Soldat und reichte ihm das Messer mit der Klinge voran. Smury gab es mir und stieß den Soldaten in die Kabine.

„Leg dich hin und schlaf! Was ist eigentlich mit dir los? Sag!"

Der Soldat setzte sich schweigend auf das Hängebett.

„Er wird dir zu essen bringen und Branntwein — du trinkst doch, nicht?"

„Ein bißchen trink' ich..."

„Vergreif dich nicht an dem Jungen, hörst du? Er ist unschuldig, die andern sind's gewesen..."

„Warum haben sie mich so gequält?" fragt der Soldat leise.

Smury antwortete nicht sogleich. Nach einer Weile sagte er dann: „Weiß ich's, warum?"

Als er mit mir nach der Küche ging, murmelte er:

„Ja... sie haben dem armen Kerl schlimm mitgespielt! So ist das Volk, siehst du. Um den Verstand können sie einen bringen, weiß Gott. Wie die Wanzen hängen sie sich einem an... Was sag' ich: schlimmer als die Wanzen!"

Ich brachte dem Soldaten Brot, Fleisch und Branntwein. Er saß auf der Koje, wiegte sich hin und her und schluchzte leise wie ein Weib.

„Iß...", sagte ich, als ich den Teller auf das Tischchen vor ihm gesetzt hatte.

„Schließ die Tür..."

„Dann hast du kein Licht..."

„Schließ nur, sonst kommen sie mir wieder auf den Hals..."

Ich ging. Der Soldat war mir unangenehm, er weckte kein Mitleid in mir. „Man muß Mitleid mit den Menschen haben", hatte die Großmutter oft gesagt, „sie haben's alle so schwer, sind alle unglücklich." Ich konnte mir jedoch nicht helfen, mit diesem da hatte ich beim besten Willen kein Mitleid.

„Nun — hast du ihm das Essen gebracht?" fragte mich der Koch. „Was treibt er?"

„Er weint."

„Ein schlapper Kerl! Und das will ein Soldat sein!"

„Mir tut er nicht leid..."

„Was heißt das — nicht leid?"

„Man soll doch mit den Leuten Mitleid haben, und bei dem fühl' ich keins..."

Er faßte mich bei der Hand, zog mich zu sich hin und sagte in eindringlichem Ton:

„Zum Mitleid zwingen kann man sich nicht, und heucheln soll man es nicht. Merk dir das! Kümmre dich im übrigen nicht zuviel um andre und grüble nicht immer..."

Er schob mich von sich weg und sagte brummig:

„Du bist hier nicht am rechten Platz, Junge. Da, rauch dir eine an..."

Ich war durch das Betragen der Fahrgäste aufs tiefste erregt. Es lag etwas unsagbar Quälendes, Empörendes in der Art, wie sie alle den kleinen Soldaten hetzten und förmlich aufjubelten, als Smury ihn beim Ohr nahm. Was konnte sie daran nur belustigen und zum Lachen reizen? Nun saßen und lagen sie wieder unter dem niedrigen Zeltdach, tranken, aßen, spielten Karten oder plauderten friedlich, schauten nach den wechselnden Uferbildern, als seien sie ganz andre als jene, die vor einer halben Stunde geheult und gepfiffen hatten. Langsam, gemächlich, wie Mücken im Schwarm oder Stäubchen im Sonnenstrahl, bewegten sie sich auf dem Verdeck. Eben verläßt ein Dutzend, sich fromm bekreuzigend, unter Drängen und Stoßen den Dampfer, während ein anderes, ebensolches Dutzend, mit Bündeln und Koffern bepackt, von der Landungsbrücke her auf sie zudrängt...

Dieser beständige Wechsel der Menschen ändert nichts an dem Leben auf dem Dampfer, die neuen Fahrgäste werden Wort für Wort von denselben Dingen reden wie die alten — vom Feldbau, von Geschäften, von Gott, von den Weibern und noch von diesem und jenem.

„Gott der Herr hat es so bestimmt, daß der Mensch leiden soll: immer leide, leide! Dagegen ist nichts zu machen, das ist nun mal unser Schicksal..."

Es ärgert mich, immer wieder diese Worte zu hören, sie reizen mich zum Widerspruch. Ich kann den Schmutz nicht leiden, und ich will das Böse, das Unrecht, das grobe, verletzende Verhalten gegen meine Person nicht leiden; ich fühle es, ja, ich weiß es ganz bestimmt, daß ich ein solches Verhalten nicht verdiene. Auch der Soldat mag es nicht verdient haben, was man ihm angetan hat — doch wer weiß, vielleicht wollte er selbst diese lächerliche Rolle spielen...

Maxim, ein ernster, gutmütiger Bursche, wurde vom Dampfer fortgejagt, während der schuftige Sergej seine Stelle behielt. Das schien mir nicht in der Ordnung. Und wie kam es, daß diese Menschen, die imstande waren, einen Mitmenschen in Wahnsinn und Tod zu hetzen, sich demütig fügten, wenn

die Matrosen sie anschrien, und ihre groben Beschimpfungen ohne Murren hinnahmen?

„Was drängt ihr euch alle nach einer Seite?" fährt der Bootsmann sie an und kneift dabei unwillig die schönen Augen zusammen. „Seht ihr nicht, daß das Schiff sich auf die Seite legt? Auseinander da, ihr Trottel!..."

Die „Trottel" gehen ruhig nach der andern Seite hinüber, von wo sie wiederum wie eine Hammelherde fortgejagt werden:

„Nun seht doch die Bande! Weg da!..."

In warmen Nächten ist es schwül und stickig unter dem tagsüber von der Sonne durchglühten Zeltdach; gleich Schaben kriechen die Fahrgäste auf dem Verdeck herum und machen es sich bald da, bald dort bequem. Nähert sich der Dampfer einem Anlegeplatz, so wecken die Matrosen sie mit kräftigen Fußtritten: „Heda, was habt ihr euch hier quer in den Weg gelegt? Weg da, marsch an eure Plätze..."

Sie stehen verschlafen auf und schleppen sich dahin, wohin man sie gewiesen. Die Matrosen, die sich doch nur in der Kleidung von ihnen unterscheiden, kommandieren sie wie die Polizisten. Sie sehen so still, schüchtern und demütig aus, diese Menschen, daher wirkt es doppelt peinlich, wenn plötzlich diese sinnlose, grausame Lust am Bösen die Außenrinde ihrer Demut durchbricht. Es scheint mir, als wüßten alle diese Leute gar nicht, wohin man sie fährt, als sei es ihnen gleichgültig, wo sie abgesetzt werden. Wo man sie auch ausladen mag — sie bleiben ein Weilchen am Ufer sitzen, besteigen wieder diesen oder einen andern Dampfer und fahren irgendwohin weiter. Sie haben alle so etwas Heimatloses, Verirrtes, als fühlten sie sich fremd auf dieser Erde. Und feig sind sie — bis zur Verrücktheit feig! Einmal, um Mitternacht, gab es einen Knall in der Maschine, wie wenn man eine Kanone abgeschossen hätte. Eine dichte weiße Dampfwolke stieg aus dem Maschinenraum auf und breitete sich auf dem Verdeck aus, und eine Stimme rief aus dem Dunkel:

„Gawrilo, bring Filz zum Abdichten!"

Ich schlief neben dem Maschinenraum auf dem Abwaschtisch und erwachte von dem Knall und der Erschütterung. An Bord war alles still, der Dampf zischte laut in der Maschine, man hörte ein eifriges Hämmern. Eine Minute später begannen die Deckpassagiere in allen möglichen Tonarten zu jammern und zu heulen, daß mir angst und bange wurde. Weiber mit aufgelöstem Haar und Männer mit erschrockenen Fischaugen drängten und stießen einander in dem sich rasch verflüchtigenden weißen Dunst, schleppten Bündel, Säcke und Koffer daher, stolperten und fielen, flehten Gott und den heiligen Nikolaus an und prügelten einander. Es war beängstigend, aber doch auch reizvoll, und ich lief hinter den Leuten her und beobachtete, was sie trieben.

Es war das erste Mal, daß ich Zeuge einer nächtlichen Panik war. Ich wußte, daß es ein falscher Alarm war — der Dampfer ging ruhig in gewohntem Tempo; am Ufer, ganz in nächster Nähe, brannten die Lagerfeuer der Schnitter, die Nacht war hell, und der Vollmond stand hoch am Himmel. Doch das alles existierte nicht für die Leute an Deck, immer hastiger rannten sie hin und her, stürzten aus den Kajüten, sprangen über Bord, erst einer, dann ein zweiter und ein dritter. Zwei Bauern und ein Mönch schlugen mit Holzscheiten wie toll auf eine festgeschraubte Bank ein, um sie loszubrechen, vom Achterdeck her wurde ein großer Käfig mit Hühnern ins Wasser geschleudert, neben der Kommandobrücke kniete ein Mann, verneigte sich tief vor jedem, der vorüberlief, und heulte wie ein Wolf:

„Rechtgläubige Brüder, ich bekenne meine Schuld!"

„Ein Boot her, ihr Satansbrut!" schrie ein dicker Herr ohne Hemd, in bloßen Unterhosen, und schlug sich wütend mit der Faust gegen die Brust. Die Matrosen rannten hin und her, packten die Leute am Schlafittchen, schlugen sie über den Schädel, warfen sie zu Boden. Mit schwerfälligem Schritt bewegte sich Smury auf dem Verdeck, im Paletot über dem bloßen Nachtgewand, und suchte die kopflos Gewordenen mit lauter Stimme zu beschwichtigen:

„So schämt euch doch! Was ist euch in die Knochen gefahren? Es ist gar nichts passiert! Ein paar Narren sind über Bord gesprungen, die Schnitter drüben haben sie aufgefischt... so, jetzt hält der Dampfer, gleich wird man sie zurückbringen... Seht ihr die zwei Boote da, wie?..."

Die Fahrgäste dritter Klasse schlug er mit der Faust über den Schädel, daß sie lautlos zusammensackten.

Kaum hatte sich die Aufregung etwas gelegt, da stürzte eine Dame in einer Seidenmantille, einen Eßlöffel in der Hand, auf Smury zu und schrie, ihm mit dem Löffel vor der Nase herumfuchtelnd:

„Wie wagst du es bloß — du..."

Ein Herr, patschnaß, suchte sie zurückzuhalten, leckte sich den Schnurrbart und sagte verdrießlich:

„So laß ihn doch — den Dummkopf."

Smury blinzelte mich mit ratloser Gebärde verlegen an und fragte:

„Was soll das bloß? Was will sie von mir? Eine nette Bescherung! Ich hab' sie nie im Leben gesehen!"

Ein schmächtiges Bäuerlein spie Blut und schrie:

„Diese Räuber! Nein, solche Menschen..."

Zweimal erlebte ich im Laufe des Sommers solch eine Panik auf dem Dampfer, und jedesmal war sie nicht durch einen Unfall, sondern durch die Angst vor der Möglichkeit eines Unfalls verursacht.

Einmal ertappten die Fahrgäste zwei Diebe, von denen einer als Pilger verkleidet war, auf frischer Tat und prügelten sie insgeheim, daß die Matrosen

es nicht bemerkten, wohl eine Stunde lang. Als die Schiffsleute schließlich die beiden halbtot geprügelten Gauner aus ihren Händen befreiten, um sie auf dem nächsten Landungsplatz der Polizei zu übergeben, schimpfte das Publikum:

„Ein Dieb kommt dem andern zu Hilfe, natürlich!..."

Jeden Augenblick fiel etwas vor, was mich im Innersten erregte und den Zweifel in mir wachrief: was ist's nur mit den Menschen, sind sie böse oder gut, heimtückisch oder friedlich? Warum erscheinen sie mir zuweilen so grausam hart und dann wieder so beschämend demütig?

Ich befragte den Koch über diese Dinge. Er stieß eine Wolke von Zigarettendampf aus, in der sein Gesicht fast verschwand, und sagte kurz angebunden:

„Äh, Unsinn — laß dieses dumme Getüftel! Menschen sind Menschen... Der eine ist dumm, der andre verständig. Lies Bücher und grüble nicht! In den Büchern ist das alles beantwortet — das heißt, wenn's die richtigen Bücher sind..."

Fromme Bücher mochte er nicht, „das ist was für Popen und Popensöhne", pflegte er zu sagen. Um ihm eine Freude zu machen, kaufte ich einmal, als wir in Kasan anlegten, von einem fliegenden Buchhändler einen Groschenschmöker mit dem Titel: „Wie Peter der Große von einem Soldaten gerettet wurde." Ich wollte ihm das Heftchen zum Geschenk machen, da er aber gerade stark getrunken hatte und schlechter Laune war, zog ich es vor, einen geeigneten Zeitpunkt abzuwarten und das Buch erst einmal selbst zu lesen. Es gefiel mir ausgezeichnet, alles war so einfach und klar, so knapp und anziehend geschildert. Ich zweifelte nicht daran, daß das kleine Buch auch den Beifall meines Lehrers finden würde. Als ich es ihm jedoch übergab, knüllte er es schweigsam zwischen den Handflächen zusammen und warf es über Bord.

„Da hast du dein Buch, Schafskopf!" sagte er brummend. „Ich bemühe mich, einen ordentlichen Hund aus dir zu machen, und du möchtest immer wildern! Ich kenne diesen Schmöker. Was ist denn das für ein Buch?" fuhr er, mit dem Fuße aufstampfend, fort. „Lauter Unsinn steht darin, nie ist dem Zaren was Ähnliches begegnet."

Bei nächster Gelegenheit kaufte ich mir nochmals dieses kleine Buch von Peter dem Großen, las es zum zweitenmal und mußte zu meinem Erstaunen zugeben, daß Smury recht hatte: das Buch taugte nichts. Mein Respekt vor dem Oberkoch stieg ganz beträchtlich, er aber wiederholte immer öfter, immer verdrießlicher:

„Lernen müßtest du, mein Junge, lernen!" wiederholte er immer wieder. „Hier bist du nicht am rechten Platz..."

Ich sollte auch nicht mehr lange an meinem Platz bleiben: Sergej, mein heimlicher Feind, sorgte dafür, daß ich vom Dampfer wegkam. Ich hatte schon öfters bemerkt, daß er von meinem Aufwaschtisch Teegeschirr fortnahm, um es ohne Wissen des Büfettiers den Fahrgästen zur Benutzung zu geben. Das galt als Diebstahl, und Smury hatte mich schon mehrfach gewarnt, irgend etwas von meinem Tisch an die Kellner abzugeben. Es gab noch manches, was mich bedrückte. Oft spürte ich den heftigen Wunsch, am ersten besten Landungsplatz auszurücken und in die Wälder zu fliehen. Ich tat es aber nicht, weil ich an Smury, der mich immer sanfter und rücksichtsvoller behandelte, hing, und weil die Dampferfahrt einen starken Reiz auf mich ausübte. Mir wurde beklommen zumute, wenn er anlegte, und ich erwartete beharrlich, daß sich etwas Außergewöhnliches ereignen würde und wir aus der Kama in die Belaja, die Wjatka oder auch wolgaabwärts fahren und neue Ufer, neue Städte und Menschen an mir vorbeigleiten würden. Doch nichts dergleichen geschah — und mein Verweilen auf dem Dampfer nahm ein jähes, ruhmloses Ende. Eines Abends nun, als wir von Kasan nach Nishni fuhren, rief der Büfettier mich in seine Kabine, in der auch Smury anwesend war.

„Sag mal", begann Smury finster, als der Büfettier die Tür hinter mir geschlossen hatte — „hast du Sergej Geschirr gegeben?"

„Er nimmt es sich selbst, wenn ich's nicht sehe."

„Er sieht es nicht — und weiß es doch!" sagte der Büfettier leise, während er mich durch seine Brille forschend ansah.

Smury kratzte sich am Knie und sagte:

„Es hat ja noch Zeit... warten Sie doch ab..."

Er schwieg und sann nach. Der Büfettier sah mich durch seine Brille aus leeren, glanzlosen Augen an.

Er lebte still für sich hin, ging geräuschlos, sprach mit gedämpfter Stimme. Zuweilen tauchten sein verschossener Bart und die leeren Augen unvermutet irgendwo auf, um gleich wieder zu verschwinden. Abends kniete er stundenlang in der Anrichte vor dem Heiligenbild, an dem ein Ewiges Licht brannte. Ich beobachtete ihn durch eine Ritze in der Tür, sah ihn aber nie beten: er kniete bloß und blickte, seufzend und seinen Bart glättend, unverwandt nach dem Heiligenbild hin.

Nach einer Weile fragte mich Smury:

„Hat dir Sergej dafür Geld gegeben?"

„Nein, niemals."

„Er lügt nie", sagte Smury zu dem Büfettier.

„Mag sein", erwiderte dieser — „doch ich kann ihn nicht mehr brauchen..."

Ich war aus dem Dienst entlassen. Ich begab mich an meinen Aufwaschtisch, und Smury begleitete mich.

„Dummkopf!" sagte er, mit dem Finger gegen meinen Schädel tippend. „Auch ich hab' mich dumm benommen: ich hätte auf dich mehr achtgeben sollen..."

In Nishni rechnete der Büfettier mit mir ab — acht Rubel zahlte er mir aus, die erste größere Geldsumme, die ich verdient hatte.

„Nun reiß dich zusammen, Junge“, sagte Smury ernst, als er von mir Abschied nahm. „Halt die Augen offen und den Mund hübsch zu…“

Er steckte mir einen perlengestickten Tabaksbeutel in die Hand.

„Behalt ihn zum Andenken“, sagte er. „Eine hübsche Arbeit, mein Patenkind hat sie angefertigt. Na, nun leb wohl — und lies fleißig, hörst du? Bücher sind die besten Freunde des Menschen.“

Er faßte mich unter die Achseln, hob mich hoch, küßte mich auf die Wange und stellte mich auf die Holzverschalung der Landungsbrücke zurück. Ein tiefes Weh überkam mich. Fast hätte ich aufgeheult, als ich ihn jetzt so einsam, schwer und wuchtig, die Lastträger zur Seite stoßend, nach dem Dampfer zurückschreiten sah.

Wie viele solcher einsamen, vom Leben der andern losgerissenen Prachtmenschen habe ich später noch kennengelernt!

7

Die Großeltern waren wieder nach der Stadt gezogen. Ich kam verärgert und kampflustig bei ihnen an — wie konnten die Leute auf dem Dampfer mich nur für einen Dieb halten?

Die Großmutter begrüßte mich herzlich und ging gleich, den Samowar bereitzustellen, während der Großvater, spöttisch wie immer, fragte:

„Na, wieviel Geld hast du nun zusammengescharrt?“

„So viel's auch sein mag — es gehört mir“, erwiderte ich grob, setzte mich ans Fenster, zog mit wichtiger Miene eine Schachtel Zigaretten aus der Tasche und zündete mir eine davon an.

„So, so!“ sprach der Großvater gedehnt — „das Teufelskraut rauchst du! Ist das nicht zu früh?“

„Hab' sogar einen Tabaksbeutel geschenkt bekommen“, prahlte ich.

„Einen Tabaksbeutel!“ kreischte der Großvater auf. „Willst du mich foppen — wie?“

Seine grünen Augen blitzten, die dünnen, sehnigen Arme streckten sich vor, und er warf sich zornig auf mich. Ich sprang auf und stieß ihn mit dem Kopf gegen den Leib, daß er sich auf den Boden setzte. Einige peinliche Augenblicke folgten — mit bestürztem Blinzeln, den dunkeln Mund weit geöffnet, sah er mich an.

„Mich hast du gestoßen?“ fragte er dann unheimlich ruhig — „mich, deinen Großvater? Den leiblichen Vater deiner Mutter?“

„Sie haben mich schon genug geprügelt“, murmelte ich, in dem Bewußtsein, etwas sehr Häßliches getan zu haben.

Mager und leicht, wie er war, sprang er hurtig vom Boden auf, setzte sich neben mich, nahm mir mit flinkem Griff die Zigarette fort und warf sie zum Fenster hinaus.

„Weißt du auch, du ungebärdiger Bursche“, begann er fast ängstlich, „daß Gott dir das nie verzeihen wird? Niemals, in deinem ganzen Leben nicht! Denk dir, Mutter“, sagte er zur Großmutter, die eben eingetreten war — „er hat mich gestoßen! Der da — gestoßen hat er mich! Frag ihn selbst!“

Sie fragte mich nicht erst, sondern trat einfach auf mich zu, griff mir ins Haar und zauste mich tüchtig.

„So muß man ihn dafür schütteln, so!“ sagte sie.

Es tat nicht gerade weh, war aber tief beschämend für mich. Das spöttische Gekicher, mit dem der Großvater den Strafakt begleitete, schmerzte mich ganz besonders; er hüpfte auf seinem Stuhl auf und ab, schlug sich mit den flachen Händen auf die Knie und krächzte triumphierend:

„So ist's recht! Ha, ha, ha! So ist's recht!“

Ich riß mich los, stürzte in den Hausflur und warf mich dort in einer Ecke nieder. Stumpf und betäubt lag ich da und hörte zu, wie der Samowar summte.

Die Großmutter kam zu mir heraus, neigte sich über mich und flüsterte kaum hörbar:

„Nimm's mir nicht übel, mein Junge — ich wollte dir nicht weh tun, aber es mußte sein. Der Großvater ist ein alter, gebrechlicher Mann, der in seinem Leben viel Bittres geschluckt hat. Du bist alt genug, Aljoscha… er verdient Schonung, siehst du, Schonung und Achtung! Er ist ja das reine Kind! Geh, gib ihm gute Worte… Und rauch nicht gleich wieder in seiner Gegenwart, laß ihm Zeit, sich daran zu gewöhnen…“

Ihre Worte wirkten läuternd auf mich, wuschen mich rein wie ein warmes Bad. Scham und Erleichterung empfand ich, als sie so herzlich mit mir flüsterte, und wir umarmten uns innig und küßten uns. Ich ging in die Stube, sah den Großvater an und hätte fast hell aufgelacht: ja, er war wirklich das reine Kind! Er strahlte vor Zufriedenheit über das ganze Gesicht, schlenkerte mit den Beinen und schlug mit den kleinen, rotbehaarten Händchen auf den Tisch.

„Na, Ziegenbock? Willst du noch mal stoßen? Ach, du Räuber du! Ganz wie dein seliger Vater! Freimaurer du! Kommst ins Haus, vergißt dich zu bekreuzigen und fängst gleich an zu rauchen! Ach, du Bonaparte, Stück für Stück 'nen Groschen!“

Ich erwiderte kein Wort, und auch ihm versiegte schließlich der Redefluß.

Beim Tee jedoch begann er mich zu belehren:

„Gottesfurcht ist für den Menschen notwendig wie für das Pferd der Zügel. Wir haben nur einen wahren Freund — das ist Gott der Herr! Der Mensch ist des Menschen grimmigster Feind.“

Was er vom Menschen sagte, schien mir wahr, das übrige kümmerte mich wenig.

„Jetzt kannst du wieder zur Tante Matrjona ziehen", sagte er, „und zum Frühjahr kehrst du dann auf den Dampfer zurück. Den Winter über bleibst du bei dem Zeichner, sag aber nicht, daß du zum Frühjahr fortgehst..."

„Warum soll man die Menschen betrügen?" versetzte die Großmutter, die doch eben selbst mit meiner vorgeblichen Bestrafung einen kleinen Betrug verübt hatte.

„Ohne Betrug geht's nicht ab im Leben", sagte der Großvater. „Wer kommt denn ganz ohne Betrug durch, sag!"

Als sich der Großvater gegen Abend in seinen Psalter vertiefte, ging ich mit der Großmutter zum Tor hinaus ins Freie. Das elende, zweifenstrige Häuschen, in dem die Großeltern wohnten, stand weit draußen an der Weichbildgrenze, an den Hinterhöfen der Seilerstraße, in der einst der Großvater sein eigenes Haus besessen hatte.

„Hierher haben wir wieder zurückgefunden", sagte die Großmutter lächelnd. „Der Alte kann nirgends Ruhe finden, zieht immer von Ort zu Ort. Auch hier gefällt's ihm schon wieder nicht — aber mir gefällt es!"

Vor uns dehnte sich wohl drei Werst weit ein von dürftigem Rasen bedecktes, schluchtenreiches Feld, dessen Grenze teils der Wald, teils die birkenumsäumte Kasaner Landstraße bildete. Aus den Schluchten streckte das Buschwerk seine Reiser und Ruten empor, die der herbstliche Sonnenuntergang blutigrot färbte. Das dürftige Gras erzitterte leise im lauen Wind. Hinter der nahen Schlucht hoben sich die dunkeln Gestalten der Vorstadtburschen und ihrer Mädchen vom Abendhimmel ab. Nach rechts hin lag der Friedhof der Altgläubigen, eine dunkle Baumgruppe zur Linken markierte den Friedhof der Judengemeinde. Alles ringsum war karg und ärmlich; die Häuschen der Vorstadt blickten schüchtern auf die staubige Straße, wo kleine, magere Hühner vergeblich nach Körnern suchten. Am Nonnenkloster zieht eine Herde vorüber, man hört das Muhen der Kühe; vom Exerzierplatz tönt das Gellen und Schmettern der Trompeten.

Ein Betrunkener, der wie rasend an seiner Harmonika zerrt, kommt des Weges daher. Er stolpert und murmelt vor sich hin:

„Schadet nichts... ich komme doch noch zu dir..."

„Dummes Kerlchen", sagt die Großmutter und blinzelt nach der Sonne — „wie willst du denn noch hinkommen? Wirst hinpurzeln und einschlafen, und dann kommen sie und nehmen dir alles weg, auch die Harmonika, deine liebste Freundin..."

Ich erzähle ihr von meinem Leben auf dem Dampfer und lasse dabei den Blick in die Runde schweifen. Nach all dem Schönen, das ich geschaut, erscheint mir die Gegend um mich her recht traurig, ich fühle mich beklommen und beengt. Die Großmutter hört mir schweigend und mit Aufmerksamkeit zu, so wie auch ich ihr zuzuhören pflege. Als ich ihr von Smury erzähle, sagt sie, sich herzlich und aufrichtig bekreuzigend:

„Was für ein guter Mensch — steh ihm gnädig bei, o Mutter Gottes! Und du, mein Junge, vergiß ihn nicht! Behalt alles Gute, das man dir tut, im Gedächtnis und das Böse — das vergiß..."

Es wurde mir schwer, ihr zu erzählen, weshalb man mich vom Dampfer fortgeschickt hatte, aber schließlich faßte ich mir doch ein Herz und sagte es ihr. Es machte auf sie gar keinen Eindruck, in gleichgültigem Ton bemerkte sie nur:

„Ja, ja, du bist noch recht jung, verstehst noch nicht zu leben..."

„So sprechen sie alle", erwiderte ich — „die Bauern, die Matrosen, Tante Matrjona, wenn sie mit ihrem Sohn spricht: ‚verstehst nicht zu leben'. Was ist denn daran groß zu verstehen?"

Sie kniff die Lippen ein und schüttelte den Kopf.

„Ich weiß es nicht, offen gesagt..."

„Und doch sprichst auch du so wie sie..."

„Warum sollt' ich nicht?" entgegnete sie in aller Ruhe. „Reg dich darum nicht auf, du bist noch klein und kannst es einfach nicht verstehen. Und schließlich, wer versteht's denn zu leben? Einzig die Gauner und die Spitzbuben. Der Großvater, siehst du — der ist doch gewiß nicht dumm und hat auch was gelernt, aber zu leben hat er auch nicht verstanden..."

„Und du — hast du es verstanden? Hast du gut gelebt?..."

„Ich? Ja und nein — bald gut, bald schlecht, wie's gerade kam..."

Wir näherten uns wieder dem Häuschen, in dem die Großeltern lebten. Spaziergänger kamen an uns vorüber, gemächlich, den langen Abendschatten hinter sich herschleppend und mit den Füßen graue Staubwolken aufwirbelnd. Schwermütige, drückende Abendstimmung lag über dem Häuschen, aus dessen Fenstern die mürrische Stimme des Großvaters erklang:

„O Herr, suche mich nicht heim mit deinem Grimm, strafe mich nicht in deinem Zorn!"

„Abend für Abend wimmert er so", sagte die Großmutter lächelnd. „Muß dem Herrgott doch wirklich über werden! Er ist schon alt, hat nichts nötig — und doch winselt und klagt er in einem fort. Lachen muß der liebe Gott, wenn er ihn so Abend für Abend hört: ‚Aha, da hat Wassili Kaschirin wieder sein Klagelied angestimmt!'... Na, komm, wir wollen uns schlafen legen..."

... Ich beschloß, mich auf den Vogelfang zu verlegen, der mir als ein lohnender Broterwerb erschien: ich würde die Vögel fangen, und die Großmutter sollte sie feilbieten. Ich kaufte mir ein Vogelgarn, ein Reifennetz und Vogelfallen, baute eine Anzahl Käfige und saß nun Tag für Tag im Morgengrauen irgendwo in einer Schlucht, im Ge-

büsch versteckt, während die Großmutter mit Korb und Beutel den Wald durcheilte und die letzten Pilze, Beeren und Nüsse einsammelte.

Eben ist die müde Septembersonne am Himmel emporgestiegen, ihre bleichen Strahlen verlöschen im Gewölk oder fallen als silberner Fächer zu mir in die Schlucht, von deren dämmerigem Grund weißliche Nebelschwaden aufsteigen. Die eine Wand der Schlucht, kahl und lehmig, steigt dunkel und steil empor, während die andere, schräg abfallende, mit dürftigem Gras und dichtem, gelb, braun und rot belaubtem Buschwerk bewachsen ist. Ein frischer Windhauch reißt das Laub herunter und jagt es in Wirbeln durch die Schlucht.

Unten auf dem Grund, in den Disteln, zwitschern und schreien die Stieglitze, ich sehe die roten Kappen auf den kecken Vogelköpfchen durch das zottige, graue Steppengras schimmern. Rings um mich wispern die neugierigen Meisen, blasen possierlich die weißen Bäckchen auf und flitzen geräuschvoll hin und her wie die jungen Vorstadtfrauen am Feiertag; flink, schlau und bissig, wie sie sind, wollen sie alles wissen, alles berühren und geraten in die Falle, ehe sie sich's versehen. Sie tun mir herzlich leid, wenn sie so verzweifelt mit den Flügelchen schlagen, aber ich bin ein Geschäftsmann und treibe mein Gewerbe mit Ernst. Ich setze sie in die kleinen Käfige, die ich mitgebracht habe, und stecke diese in den Sack — da drinnen im Dunkeln sitzen sie dann still.

Dort auf dem Weißdornbusch hat sich ein Schwarm von Zeisigen niedergelassen. Sonnenschein fällt auf den Busch, und die Zeisige, die die Sonne lieben, zwitschern hell und fröhlich und gebärden sich wie eine Schar von munteren Schuljungen. Ein Neuntöter, der den Abflug in wärmere Länder verpaßt hat, wiegt sich auf einem biegsamen Heckenrosenzweig — der gefräßige, wohlgenährte Vogel putzt mit dem Schnabel sein Gefieder und späht mit den schwarzen Augen scharf nach Beute aus. Wie eine Lerche flattert er plötzlich auf, fängt eine Hummel, spießt sie vorsichtig auf einen Dorn und sitzt, den grauen Spitzbubenkopf nach allen Seiten wendend, wieder lauernd da. Geräuschlos fliegt ein Kernbeißer über mich hinweg — längst schon träume ich davon, solch einen listigen Burschen zu fangen. Ein Gimpel hat sich vom Schwarm der Genossen verflogen — er sitzt auf einer Erle, hübsch bunt und vornehm wie ein General, bewegt den schwarzen Schnabel und läßt ein ärgerliches Knarren hören.

Je höher die Sonne am Himmel emporsteigt, desto mehr Vögel fliegen herbei, desto munterer erklingt ihr Gezwitscher. Die ganze Schlucht ist von Musik erfüllt, ihren Grundton bildet das leise Rauschen des Windes in den Büschen, dieses sanfte, schmerzlich süße Gesäusel, das die lärmenden Vogelstimmen nicht zu überschreien vermögen. Ich höre aus diesem Säuseln das Abschiedslied des Sommers heraus, es flüstert mir seltsame Worte ins Ohr, die sich von selbst zum Lied formen, während zugleich ganz unwillkürlich Bilder des Erlebten in meiner Seele aufsteigen.

Irgendwoher aus der Höhe ertönt die Stimme der Großmutter:

„Wo bist du?"

Sie sitzt am Rande der Schlucht, hat ein Tuch hingebreitet und Brot, Gurken, Rüben und Äpfel darauf gelegt. Mitten zwischen all den guten Sachen steht, in der Sonne blinkend, eine hübsche kleine Kristallkaraffe mit einem Napoleonskopf als Pfropfen. Ein Achtel Branntwein befindet sich darin, mit Bitterkraut angesetzt.

„Wie schön ist doch die Welt, o Gott!" spricht die Großmutter, dankbar zum Himmel aufblickend.

„Ich hab' ein Lied gedichtet", sage ich.

„Wirklich?"

Ich sage ihr etwas her, ungefähr in der Art:

„Der Winter naht mit raschem Schritt,
Leb wohl, meine Sommersonne! . . ."

Sie unterbricht mich, ohne mein Lied bis zu Ende zu hören: „Ein solches Lied gibt es schon, nur ist es hübscher als dein's!"

Und langsam, in singendem Ton beginnt sie:

„Ach, schon flieht die Sommersonne fort
Hintern dunkeln Wald, an finstern Ort,
Und ich armes, armes Mägdelein
Bleib' verlassen hier und ganz allein!
Durch die kahlen Felder irr' ich hin,
Lenke zum Vergangnen meinen Sinn:
Ach, du mein entschwundnes Maienglück,
Nimmer, nimmer kehrest du zurück!
Deckt die Flur der erste weiche Schnee,
Endet, Freundinnen, mein bittres Weh:
Nehmt mir aus der weißen Brust das Herz,
Bettet's in den Schnee — da heilt mein Schmerz . . ."

Meine Dichtereitelkeit ist nicht im geringsten verletzt: das Lied gefällt mir, und das verlassene Mädchen tut mir leid.

„Siehst du, so besingt man seinen Kummer! Das hat ein Mädchen gedichtet: im Frühling hat sie einen Burschen geliebt, der hat sie zum Winter vielleicht um einer andern willen verlassen, und nun weint sie bitterlich in ihrem Gram und Leid . . . Ja, was man nicht selbst erfährt, das kann man auch nicht beschreiben, sie aber hat ein Liedchen gedichtet, das Hand und Fuß hat, siehst du!"

Als sie zum ersten Male vierzig Kopeken aus unserem Vogelhandel eingenommen hatte, war sie sehr erstaunt.

„Nun sieh einer an!" sprach sie. „Ich dachte, das sei nur ein kindischer Einfall von dir, eine Liebhaberei für Knaben, und nun springt 'ne Menge dabei 'raus!"

„Dabei hast du sie viel zu billig verkauft!"

„Wirklich? Ei, ei, da werden wir ja bald reich werden!“

An Markttagen betrug ihre Einnahme einen Rubel und mehr, und sie verwunderte sich höchlichst darüber, wieviel man mit solch einer Liebhaberei verdienen konnte.

„Eine Scheuerfrau oder eine Wäscherin verdient kaum 'nen Viertelrubel den Tag — das versteh nun ein Mensch! Und genau genommen ist's auch unrecht, die armen Vögel zu fangen und in Bauern zu halten. Laß es lieber sein, Aljoscha!“

Ich war jedoch gar zu sehr erpicht auf den Vogelfang, der mich unabhängig machte und niemandem außer den Vögeln Unbequemlichkeiten bereitete. Ich schaffte mir die besten Fanggeräte an, machte die Bekanntschaft alter Vogelfänger, von denen ich mancherlei lernte, und unternahm Wanderungen von dreißig Werst und mehr, bis fern ans Ufer der Wolga, wo ich in dem hohen Föhrenwald den Kreuzschnabel und die von Liebhabern sehr geschätzte weiße Schwanzmeise fing. Zuweilen brach ich schon am Abend auf und trottete, des Herbstregens und des tiefen Kotes nicht achtend, die ganze Nacht auf der Kasaner Straße dahin. Auf dem Rücken trug ich den mit Wachstuch umnähten Sack mit dem Fangzeug, den Käfigen und dem Köder, und die Rechte schwang einen kräftigen Haselnußstock. Kalt und schaurig war diese herbstliche Dunkelheit, wirklich schaurig! Die alten, vom Blitz gespaltenen Birken am Straßenrand strecken von rechts her ihr nasses Geäst über meinen Kopf, während zur Linken, am Fuß des Berges, der schwarze Wolgastrom sich daherwälzt, die spärlichen Lichter an den Masten der letzten Dampfer und Barken in die bodenlose Finsternis entschwinden, die Radschaufeln klatschen, die Sirenen heulen.

Auf dem dunkeln Erdengrund tauchen die Bauernhäuschen der am Wege liegenden Dörfer auf, bissige Hunde fahren mir zwischen die Beine, und der Nachtwächter schlägt mit dem Bleuel gegen sein Klopfbrett und ruft ängstlich:

„Heda, wer geht denn dort? Wen reitet der Teufel, Gott verzeih mir, jetzt zur Nachtzeit hier vorbei?“

Ich hatte große Angst, daß man mir einmal mein Fangzeug wegnehmen könnte, und hielt stets einen Fünfer für den Nachtwächter bereit. In dem Dorfe Fokino schloß der Wächter Freundschaft mit mir und krächzte mir jedesmal entgegen:

„Kommst du schon wieder, Junge? Bist doch ein unruhiger Nachtvogel, scheinst gar nicht zu wissen, was Furcht ist!“

Er hieß Nifont und war ein kleines, graues Männchen, ganz wie man die Heiligen auf den Bildern malt. Fast jedesmal holte er aus den Tiefen seiner Tasche irgend etwas hervor, eine Wasserrübe, einen Apfel, eine Handvoll Schoten, steckte sie mir in die Hand und sagte:

„Nimm, Junge, und laß dir's gut schmecken!“

Und dann begleitete er mich bis zur Dorfgrenze und sagte mir Lebewohl.

Im Wald pflegte ich beim Morgengrauen einzutreffen. Ich legte mein Fangzeug zurecht, hängte den Köder aus, streckte mich im Gebüsch am Waldsaum nieder und erwartete den Anbruch des Tages. Rings um mich war es still, alles lag im tiefen, festen Herbstschlaf. Die weiten Wiesen am Fuße des Berghangs, die der Strom quer durchschneidet, sind durch den dichten, grauen Nebel kaum sichtbar, sie scheinen in ihm zu verschwimmen und zu verschmelzen. In der Ferne, hinter den Wäldern des flachen östlichen Ufers, steigt, allmählich heller und heller werdend, die Sonne empor, die Spitzen des schwarzen Waldrückens färben sich feurigrot, und ein seltsam fesselndes Schauspiel, von dem das Auge sich nicht loszureißen vermag, beginnt: Immer schneller steigt der Nebel von den Wiesen empor und nimmt im Sonnenlicht einen silbrigen Ton an, hinter ihm aber scheinen sich die Sträucher, Bäume und Heuschober von der Erde loszulösen, und die Wiesen zerschmelzen unter den Sonnenstrahlen und fließen goldigbraun nach allen Seiten auseinander. Jetzt berührt die Sonne das stille Wasser am Ufer, und der ganze Fluß scheint plötzlich in Bewegung zu geraten und der einen Stelle zuzustreben. Immer höher steigt sie, Freude und Segen spendend, und wärmt die nackte, fröstelnde Erde, die ihr zum Dank herbstlich würzigen Weihrauchduft spendet. In der durchsichtigen Luft erscheint die Erde ungeheuer groß, ohne Grenzen, alles verschwimmt ins Weite und lockt nach der blauen Randlinie in der Ferne. Viele dutzendmal sah ich an dieser Stelle den Sonnenaufgang, und jedesmal erstand vor mir eine neue Welt in neuer Schönheit...

Ich liebe die Sonne auf meine ganz besondere Art, ihr Name schon gefällt mir mit seinem geheimnisvoll weichen Klang; ich liebe es, mit geschlossenen Augen mein Gesicht ihrem heißen Strahl darzubieten, ihn mit der Hand aufzufangen, wenn er einem Schwert gleich durch eine Spalte im Zaun oder durchs Baumgeäst dringt. Der Großvater ist ein großer Verehrer des Fürsten Michael von Tschernigow und des Bojaren Fjodor[1], „die beide vor der Sonne ihr Haupt nicht beugten“ — mir aber erschienen diese frommen Männer wie schwarze Zigeuner, finster und böse und triefäugig wie arme Mordwinen. Wenn die Sonne sich über den Wiesen erhebt, lächle ich unwillkürlich vor Freude.

Über mir rauscht leise der Nadelwald und schüttelt die Tautropfen von den zottigen Zweigen; im Schatten unter den Bäumen schimmern die feingemusterten Farnkrautblätter im Silberbrokat des Reifs, mit dem der leichte Morgenfrost sie belegt hat. Das vergilbte Gras ist vom Regen niedergeschlagen, die zur Erde geneigten Halme stehen unbeweglich, kaum aber fällt ein Sonnenstrahl darauf, so geht ein leichtes Zittern über sie hin: die

letzte Spur von Leben vielleicht, die sich in ihnen regt.

Die Vögel sind erwacht; die grauen Tannenmeisen schweben als gefiederte kleine Kugeln von Ast zu Ast, die feuerroten Kreuzschnäbel zerhacken mit den krummen Schnäbeln die Samenzapfen in den Wipfeln der Kiefern, an der Spitze des Tannenastes wiegt sich, die langen Ruderfedern bewegend und mißtrauisch nach dem von mir ausgelegten Netz blinzelnd, die weiße Schwanzmeise. Und plötzlich erklingt der ganze Wald, der eben noch feierlich schwieg, von zahllosen Vogelstimmen, und die lieblichen kleinen Sänger, nach deren Ebenbild der schönheitsdurstige Mensch seine Elfen und seine Engel geschaffen, erfüllen den hohen, grünen Dom mit ihrem geschäftigen Treiben.

Ich fühle wohl ein klein wenig Mitleid, wenn ich die Vögelchen ihrer Freiheit beraube und in die Käfige sperre, es macht mir mehr Freude, ihnen zuzuschauen und zu lauschen, aber die Lust am Sport und die Aussicht auf Verdienst tragen den Sieg davon.

Zu spaßig gebärden sich die listigen kleinen Tierchen. Da hat eine azurblaue Meise sich die Falle ganz genau besehen und richtig erraten, was ihr von der verdächtigen Vorrichtung droht. Pfiffig nähert sie sich ihr nun von der Seite und weiß die als Köder gestreuten Körner geschickt und ohne Gefahr herauszupicken. Bei aller Schlauheit aber sind die Meisen wiederum sehr neugierig, und das wird ihnen zum Verhängnis. Die Gimpel, diese Wichtigtuer, sind im Grunde genommen dumme Kerle — sie gehen scharenweise in die Falle, wie satte Bürgersleute zur Kirche.

Will man sie herausnehmen, so sind sie sehr erstaunt, gucken einen groß an und hacken mit den dicken Schnäbeln nach den Fingern. Der Kreuzschnabel geht ruhig und gelassen in die Falle; der braungraue Baumläufer, ein Vogel eigner Art, der sich gern in Gesellschaft der Meisen aufhält, sitzt lange vor dem Netz, bewegt den langen Schnabel und stützt sich dabei auf seinen dicken Schwanz. Ein Sonderling unter dem gefiederten Volk, einsam für sich lebend und unbeliebt, ist er, gleich der Elster, ein Dieb, der gern kleine glänzende Gegenstände verschleppt.

Gegen Mittag beende ich meinen Fang und gehe quer durch Wald und Feld nach Hause. Die Landstraße darf ich nicht benutzen, da mir die Bauernburschen in den Dörfern die Vögel wegnehmen und die Fanggeräte zerbrechen würden, wie ich es zu meinem Leidwesen schon habe erfahren müssen.

Müde und hungrig komme ich am Abend heim, und es ist mir, als hätte ich an diesem Tag etwas Neues gelernt, als sei ich gewachsen und stärker geworden. Dieses Gefühl des Erstarktseins läßt mich den Spott des Großvaters ruhig und gelassen ertragen. Er sieht das und spricht nun ernst und vernünftig zu mir:

„Laß ab von den Dummheiten, Junge, ein Vogelfänger hat's noch nie zu was Rechtem gebracht. Such dir eine richtige Stelle und sieh zu, daß du vorwärtskommst! Nicht zu Narrenpossen ist der Mensch geboren, er ist ein Samenkorn Gottes, das zu einer Ähre voll guter Körner werden soll. Der Mensch ist wie der Rubel: bringt man ihn richtig in Umlauf, so werden drei Rubel aus ihm. Glaubst wohl, es sei leicht zu leben? Durchaus nicht, sag' ich dir! Die Welt ist für den Menschen wie die dunkle Nacht, und jeder muß sich selbst eine Leuchte sein. Jedem sind zehn Finger gegeben, und jeder sucht damit zu greifen, soviel er nur kann. Kraft mußt du zeigen, und hast du keine Kraft, so versuch's mit der List; wer klein und schwach ist, paßt weder fürs Paradies noch für die Hölle. Lebe mit den andern in Gemeinschaft, vergiß aber nicht, daß du schließlich doch ganz allein bist; hör dir alle an, glaub aber keinem: wer zu leicht vertraut, hat meist auf Sand gebaut. Lerne auch schweigen: Häuser und Städte baut man nicht mit der Zunge, sondern mit Rubel und Beil. Du bist kein Baschkire und kein Kalmücke, der ohne Dach auskommt und außer seinen Schafen nur Läuse im Besitz hat . . ."

Er konnte den ganzen Abend in dieser Weise reden, und die meisten seiner Schlagworte kannte ich auswendig. An ihrer Form fand ich wohl Gefallen, ihren Inhalt nahm ich jedoch mit Mißtrauen auf. Zwei feindliche Gewalten griffen nach seiner Meinung in das Leben des einzelnen bestimmend ein: Gott und die Menschen.

Die Großmutter saß am Fenster und spann Garn für ihre Stickarbeiten. Die Spindel schnurrte in ihren flinken Händen, und schweigend hörte sie die Reden des Großvaters an, bis sie plötzlich herausfuhr:

„Schließlich wird doch alles so, wie die Mutter Gottes es will."

„Was schwätzest du?" schrie der Großvater. „Gott ist's, der alles lenkt. Ich habe Gott nicht vergessen, kenne ihn sehr wohl! Meinst du vielleicht, alte Gans, er habe die Menschen auf der Erde ausgesät, damit sie Dummköpfe werden?"

Das schönste Leben auf Erden führten nach meiner damaligen Meinung die Kosaken und die Soldaten. Einfach und heiter floß ihr Leben dahin. Bei gutem Wetter erschienen sie frühmorgens vor unserem Haus, jenseits der Schlucht, die sich in der Nähe hinzog, zerstreuten sich über das Feld, auf dem sie in ihren weißen Hemden sich wie riesige Pilze ausnahmen, und begannen ein merkwürdiges, verwickeltes Spiel. Flink und kraftvoll liefen sie mit dem Gewehr im Arm hin und her, verschwanden in der Schlucht, und stürzten auf ein Trompetensignal wieder vor, stürmten mit lautem Hurra-

rufen, unter gellenden Trommelwirbeln, auf unser Haus zu und machten Miene, es mit den gefällten Bajonetten wie einen Heuhaufen auseinanderzuwerfen.

Auch ich rief Hurra und lief ganz selbstvergessen mit ihnen; der aufregende Trommelklang weckte in mir den lebhaften Wunsch, irgend etwas zu zerstören, einen Zaun umzureißen oder irgendeinen Jungen durchzuprügeln.

Während der Exerzierpausen ließen die Soldaten mich aus ihren Tabakspfeifen rauchen, zeigten mir ihre schweren Gewehre, und der eine und der andere setzte mir das Bajonett auf den Leib und schrie mit grimmiger Gebärde:

„Ich steche dich durch und durch!"

Das Bajonett schien zu leben, es blitzte mich an und schlängelte sich wie eine Natter, die beißen will. Ein leichter, fast wohliger Angstschauer überlief mich.

Ein Tambour, Mordwine von Geburt, brachte mir das Trommeln bei. Er faßte meine Hände und bog sie im Gelenk hin und her, daß es ganz gehörig schmerzte. Dann schob er mir die Trommelschlegel zwischen die geschmeidig gemachten Finger.

„So — nun klopp zu! Eins — ßuei, eins — ßuei! Tram—ta—ta—tam! Links — schwach, rechts — stark! Tram—ta—ta—tam!" kommandierte er streng und riß dabei seine Vogelaugen weit auf.

Bis zum Schluß des Exerzierens lief ich hinter den Soldaten her und begleitete sie dann durch die ganze Stadt bis zur Kaserne. Ich lauschte ihren laut schallenden Liedern und schaute in ihre gutmütigen Gesichter — sie sahen alle so blank und neu aus wie große Fünfkopekenstücke, die eben aus der Münze kamen. Die geschlossene Masse dieser ganz gleich aussehenden Menschen strömte wie eine starke, einheitliche Kraft durch die Straßen, erregte sympathische Gefühle im Herzen und weckte den lebhaften Wunsch, in ihr unterzutauchen wie in einem Fluß oder einem Wald. Diese Menschen kannten keine Furcht, blickten auf alles keck und kühn, konnten alles überwinden, alles erreichen, was sie wollten, und waren vor allem, einer wie der andere, einfach und gut.

Eines Tages jedoch, während der Exerzierpause, gab mir einer von ihnen, ein junger Unteroffizier, eine dicke Zigarette.

„Da, rauch mal! 's ist eine gute Sorte, und ich gebe sie dir nur, weil du ein so netter Junge bist."

Ich steckte die Zigarette in den Mund und zündete sie an. Er trat einen Schritt zurück, und plötzlich blendete mich eine grellrote Flamme, versengte mir die Finger, die Nase, die Brauen. Ein grauer, salziger Rauch ließ mich niesen und husten. Geblendet und aufs tiefste erschrocken, begann ich vor Angst auf einer Stelle hin und her zu trampeln, während die Soldaten, die mich in engem Kreis umstanden, aus vollem Halse lachten. Ich lief nach Hause, ihr Lachen und Pfeifen aber folgte mir; es klang wie der Knall der Peitsche in der Hand des Hirten. Die versengten Finger schmerzten heftig, im Gesicht spürte ich ein Jucken und Reißen, aus den Augen flossen die Tränen, mich aber peinigte nicht so sehr der Schmerz als vielmehr der quälende, dumpfe Gedanke: Warum haben sie mir das angetan? Wie konnten diese Burschen, die so gutmütig schienen, daran ihre Freude haben?

Zu Hause angelangt, kroch ich auf den Boden, saß da lange und dachte über all das Grausige und Häßliche nach, das mir auf meinem Lebenswege schon begegnet war. Ich sann und sann und konnte es nicht begreifen. Der kleine Trainsoldat von dem Dampfer trat mir vor die Seele, leibhaft und lebendig sah ich ihn vor mir und hörte ihn fragen:

„Na, hast du's endlich begriffen?"

Bald sollte ich ein zweites Erlebnis haben, das noch peinlicher und abschreckender auf mich wirkte.

Ich drückte mich häufig in der Kosakenkaserne herum, die sich in der Nähe der Petscherskischen Vorstadt befand. Die Kosaken schienen mir von den andern Soldaten verschieden, nicht darum allein, weil sie geschickte Reiter und schmucker gekleidet waren, sondern weil sie anders sprachen, andre Lieder sangen und vortrefflich tanzten. Am Abend, wenn sie ihre Pferde gestriegelt hatten, pflegten sie sich neben den Ställen zu versammeln, und einer von ihnen, ein rothaariger kleiner Bursche, stimmte, die Locken schüttelnd, mit tremolierender, hoher Stimme ein Lied an; ganz leise, sich reckend und die Glieder spannend, sang er sein schwermütiges Lied vom stillen Don und der blauen Donau. Er schloß dabei die Augen wie jener Vogel im Märchen, der so leidenschaftlich singt, daß er zuweilen vom Ast tot zu Boden fällt. Sein Hemdkragen stand offen, und man sah die Schlüsselbeine, die dem Gebiß an einem Zaumzeug glichen, wie überhaupt der ganze Mensch aus Erz gegossen schien. Er wippte auf den schlanken Beinen, als wenn die Erde unter ihm schwankte, und hatte die Arme weit ausgebreitet; und wie er so, gleichsam blind und ganz Klang geworden, inmitten der andern stand, war's fast, als sei er nicht mehr ein Mensch, sondern eine Hirtenschalmei oder eine Posaune.

Zuweilen schien es mir, als müßte er im nächsten Augenblick rücklings zu Boden fallen und sterben, wie der Vogel im Märchen, nachdem seine Seele mit all ihrer Kraft restlos im Lied ausgeklungen.

Die Hände in den Taschen oder auf dem breiten Rücken, stehen die Genossen im Kreise rings um den Sänger, schauen ernst in sein ehernes Gesicht, folgen mit dem Blick seiner Hand, die leise durch die Luft schwebt, und singen gemessen und feierlich wie im Kirchenchor mit. Sie glichen in diesem Augenblick, ob bärtig oder bartlos, den Heiligenbildern — ebenso düster und weltfern erschienen

sie. Das Lied war lang wie die Landstraße und ebenso breit und einförmig; lauschte man ihm, so vergaß man, ob's Tag oder Nacht war auf Erden, ob man alt war oder jung — kurz: alles vergaß man. Schwiegen die Stimmen der Sänger, so vernahm man das seufzende Schnaufen der Pferde, die nach ihrer freien Steppe bangten, und die leisen Laute der langsam, unabwendbar vom Felde hereinbrechenden Herbstnacht. Und das Herz ist so voll und möchte zerspringen von dem Übermaß ungewohnter Empfindungen und der großen, stummen Liebe zu den Menschen und ihrer Mutter, der Erde.

Der eherne kleine Kosak erschien mir als etwas Überirdisches, als ein sagenhaftes Wesen, das besser war und höher stand als alle Menschen. Ich war außerstande, mit ihm zu sprechen — wenn er mich nach etwas fragte, so schwieg ich verwirrt und lächelte nur glücklich. Stumm und demütig wie ein Hund hätte ich hinter ihm herlaufen mögen, nur um ihn zu sehen und ihn singen zu hören.

Einmal sah ich ihn, wie er in einer Ecke des Pferdestalles stand und einen glatten silbernen Ring an seiner Hand betrachtete. Seine feingeschnittenen Lippen bewegten sich, der kleine rote Schnurrbart zuckte, und ein Ausdruck von schmerzlichem Unwillen lag auf seinem Gesicht.

Und dann kam ich eines Abends, als es schon ganz dunkel war, mit meinen Vogelkäfigen in ein Wirtshaus am alten Heumarkt. Der Schankwirt war ein Liebhaber von Singvögeln und gehörte zu meiner Kundschaft.

Der kleine Kosak saß in der Nähe des Ausschanks, in der Ecke zwischen Ofen und Wand. In seiner Gesellschaft befand sich ein stattliches Weibsbild, wohl doppelt so umfangreich wie er. Ihr rundes Gesicht glänzte wie Saffian, und sie blickte ihn mit den gütigen Augen einer Mutter an. Sie schien ein wenig ängstlich, er war betrunken, scharrte mit den ausgestreckten Beinen auf dem Boden und mußte wohl ihre Füße berührt und ihr weh getan haben, denn sie zuckte schmerzlich zusammen und bat leise:

„Nicht doch! Lassen Sie den Unsinn ...!“

Er zog nicht ohne Anstrengung die Brauen empor, doch sanken sie gleich wieder herab. Es schien ihm heiß zu sein, er knöpfte Uniform und Hemd auf und entblößte seinen Hals. Die Frau hatte ihr Tuch vom Kopf auf die Schultern fallen lassen und die kräftigen weißen Arme mit den fest ineinander geschlungenen Fingern auf den Tisch gelegt. Je länger ich sie beide ansah, desto mehr erschien er mir als der schuldige Sohn, der sich gegen seine gute Mutter vergangen hatte. Sie redete im Tone sanften Vorwurfs auf ihn ein, offenbar hatte er auf die wohlverdienten Vorwürfe nichts zu erwidern.

Plötzlich erhob er sich ganz jäh, als wenn ihn etwas gestochen hätte, setzte unsicher seine Mütze auf und drückte sie mit der flachen Hand ganz tief in die Stirn. Ohne seinen Rock zuzuknöpfen, schritt er nach der Tür zu. Auch die Frau brach auf.

„Wir kommen gleich wieder, Kusmitsch“, rief sie dem Schankwirt zu.

Die Gäste lachten hinter ihnen her und machten spöttische Bemerkungen.

„Wenn ihr Lotse nach Hause kommt, wird er ihr's schon besorgen!“ sagte irgend jemand in tiefem Baß.

Ich entfernte mich gleich nach ihnen. Sie gingen im Dunkeln etwa zehn Schritt entfernt vor mir her, quer über den kotigen Platz in der Richtung nach dem schräg abfallenden, hohen Wolgaufer. Ich sah, wie die Frau, die den Kosaken stützte, mit ihm hin und her schwankte, und ich hörte den Kot unter ihren Füßen glucksen.

„Wohin wollen Sie denn? Wohin denn?“ fragte die Frau leise, mit ängstlich flehender Stimme.

Ich folgte ihnen durch den Schmutz, obschon ich eigentlich einen andern Weg hatte. Als sie den Bürgersteig betraten, der an der Böschung entlang lief, blieb der Kosak stehen, trat einen Schritt zurück und versetzte der Frau plötzlich einen Schlag ins Gesicht. Sie schrie bestürzt und erschrocken auf:

„O weh, was hab' ich denn getan?“

Auch ich war erschrocken und lief ganz nahe an sie heran. Ich sah, wie der Kosak die Frau um den Leib faßte und über das Geländer der Böschung warf, wie er dann hinter ihr hersprang und beide als ein großer schwarzer Knäuel die grasbewachsene schräge Böschungswand hinabkollerten. Wie betäubt stand ich da und horchte, wie dort unten an den Kleidern der Frau gerissen wurde, hörte den Kosaken brüllen und die Frau mit angsterstickter Stimme murmeln:

„Ich werde schreien ... werde schreien ...“

Sie stöhnte laut und schmerzlich auf, und dann ward es still. Ich tastete im Dunkeln nach einem Stein, warf ihn hinab und hörte, wie er durch das raschelnde Gras rollte. Auf dem Platz klirrte die Glastür der Schenke, irgend jemand polterte heraus und fiel ächzend hin; dann trat wieder Todesstille ein — jeder Augenblick konnte einen neuen Schrekken bringen.

Von unten, die Böschung herauf, kam schnaufend und schluchzend ein großer weißer Klumpen emporgekrochen. Langsam kam es näher, und ich sah, daß es die Frau war; sie ging auf allen vieren, wie ein Schaf, und war bis zu den Hüften nackt. Ihre großen Brüste hingen herab, und es sah aus, als hätte sie drei Gesichter. Nun hat sie das Geländer erreicht — ganz dicht neben mir setzt sie sich darauf, atmet schwer wie ein dämpfiges Pferd und beginnt ihr zerzaustes Haar zu ordnen. Auf dem weißen Körper sind deutlich die dunkeln Kotspuren zu sehen. Sie weint und wischt sich die Tränen von den Backen —

wie wenn eine Katze sich wäscht, so sieht's aus. Dann bemerkt sie mich plötzlich und schreit leise auf:

„O Gott — wer ist denn da! Mach dich fort, schämst du dich nicht?"

Ich vermag nicht fortzugehen — wie versteinert bin ich in meiner Bestürzung, der sich ein anderes, beklemmendes Gefühl zugesellt. Ich mußte an den Ausspruch der alten Matrjona denken:

„Das Weib ist eine Kraft, und Eva hat den Herrgott selbst betrogen..."

Die Frau erhob sich, bedeckte ihre Brust mit den Kleiderresten, die ihr noch geblieben waren, wobei sie ihre Beine entblößen mußte, und entfernte sich rasch. Die Böschung herauf kam nun der Kosak, einen Knäuel weißer Fetzen in der Luft schwenkend, pfiff leise, lauschte und begann dann munter und vergnügt:

„He, Darja, was sagst du nun? Ein Kosak nimmt immer, was er braucht... Dachtest wohl, ich sei betrunken? Nei—ein, das kam dir nur so vor... Wo steckst du denn, Darja?"

Er stand fest auf den Beinen, und seine Stimme klang nüchtern und spöttisch. Er bückte sich, wischte seine Stiefel mit den weißen Fetzen ab und begann von neuem:

„Da, nimm deine Jacke... Daschka! So hab dich doch nicht..."

Er fügte ein schmutziges Wort hinzu, das jede Frau als kränkend empfinden mußte.

Ich saß auf einem Haufen zerklopfter Steine und lauschte auf seine Stimme, die einsam und gebieterisch durch die nächtliche Stille klang. Vor meinen Augen tanzten die Lichter der Laterne auf dem Platz; zur Rechten hob sich das weiße Gebäude des Instituts für adelige Jungfrauen von dem dunkeln Häuserhaufen ab. Der Kosak schreitet auf den Heumarkt zu, stößt Schimpfwort auf Schimpfwort aus, schwingt die weißen Fetzen durch die Luft und verschwindet schließlich wie ein häßliches Traumbild.

Unten, am Fuß der Böschung, faucht in der Pumpstation das Dampfableitungsrohr, irgendwo fährt eine Droschke, sonst ist es ringsum still. Wie benommen gehe ich die Böschung entlang, den kalten Stein in der Hand, den ich dem Kosaken hatte nachschleudern wollen. Neben der Georgskirche hält der Nachtwächter mich an und fragt mich, wer ich sei und was ich da in dem Sack auf dem Rücken trage.

Ich erzähle ihm die Geschichte mit dem Kosaken. Er lacht hell auf und meint:

„Ein fixer Kerl, ha ha! Die Kosaken, Bruder — die sind flink und geschickt, da kann unsereins nicht mitkommen. Und das Weib ist 'ne Drecksau..."

Er wollte sich krank lachen, ich aber ging weiter und wußte nicht, worüber er lachte. Und entsetzt dachte ich: „Wie, wenn es meiner Mutter oder der Großmutter so ergangen wäre?!"

8

Als der erste Winterschnee fiel, brachte mich der Großvater wieder zu den Verwandten der Großmutter.

„Wirst es da gut haben", tröstete er mich, „wirklich ganz gut!"

Ich hatte während des Sommers gar viel erlebt, war älter und verständiger geworden, im Hause meines Lehrmeisters aber schien die Langeweile noch drückender geworden. Ebenso häufig wie früher überfraßen sie sich, litten an Magenbeschwerden, schilderten einander bis ins einzelne ihre Krankheiten, und ebenso wütend und boshaft betete die Alte zu Gott. Die junge Hausfrau war nach der Entbindung schlank geworden, aber obschon sie an Umfang abgenommen, bewegte sie sich doch ebenso feierlich und langsam, als wäre sie schwanger. Wenn sie für ihre Kinder Wäsche nähte, summte sie leise immer dasselbe Lied:

„Spira, Spira, Spiridon,
Spira, du mein Brüderlein —
Fahr' ich heut' im Schlitten aus,
Fährst du mit mir, Spira klein..."

Trat ich ins Zimmer, so hielt sie sogleich in ihrem Gesang inne und schrie mich wütend an:

„Was willst du schon wieder?"

Ich war überzeugt, daß sie außer diesem einen Lied kein anderes kannte.

Des Abends riefen mich die Herrschaften ins Zimmer und forderten mich auf, von meinem Leben auf dem Dampfer zu erzählen. Ich setzte mich auf den Stuhl neben der Klosettür. In diesem Leben, zu dem man mich wider meinen Willen verurteilt hatte, war es mir eine Erholung, an jenes andere Leben zurückzudenken, und ich erzählte davon mit Begeisterung. Meine Zuhörerinnen aber unterbrachen mich:

„Aber bange warst du doch, was?"

Sie waren noch nie auf einem Dampfer gefahren. Ich begriff nicht, was einem dabei bange machen sollte.

„Wenn er zum Beispiel an eine tiefe Stelle gerät und sinkt?"

Mein Lehrmeister lachte laut auf. Ich suchte den Frauen klarzumachen, daß eine solche Gefahr für den Dampfer nicht bestehe, es gelang mir jedoch nicht, sie zu belehren. Die Alte war fest davon überzeugt, daß der Dampfer nicht an der Oberfläche des Wassers schwimmt, sondern sich im Flußbett auf Rädern bewegt, wie der Wagen auf der Landstraße.

„Wie kann er denn schwimmen, wenn er von Eisen ist? Ein Beil kann doch auch nicht schwimmen..."

„Ein Blechgefäß aber schwimmt..."

„Was für ein Vergleich! Ein Blechgefäß ist doch klein, und leer dazu..."

Als ich von Smury und seinen Büchern sprach, sahen sie mich mißtrauisch an. Die Alte meinte, alle Bücher würden von Dummköpfen und Ketzern geschrieben.

„Und der Psalter? Den hat doch König David geschrieben!"

„Der Psalter ist ein heiliges Buch, und als König David ihn schrieb, hat er Gott deshalb um Verzeihung gebeten."

„Wo steht das geschrieben?"

„Hier, auf meiner flachen Hand! Ich pack' dich gleich am Schopf, dann kannst du's lesen."

Sie weiß alles, spricht über alles in sicherem Ton und redet den größten Unsinn, ohne mit der Wimper zu zucken.

„In der Petscherskischen Vorstadt", erzählte sie beispielsweise, „ist ein Tatar gestorben, dem floß die Seele zum Halse heraus, so schwarz wie Teer war sie."

„Die Seele ist doch ein Geist", erwiderte ich, doch sie rief verächtlich:

„Was? Eine Tatarenseele? Dummkopf!"

Auch die junge Frau fürchtet sich vor Büchern.

„Das Bücherlesen ist sehr gefährlich", sagte sie, „namentlich in jungen Jahren. In unserm Kirchspiel hat ein junges Mädchen aus guter Familie so lange gelesen, bis es sich in den Diakon verliebte. Die Frau des Diakons hat ihr dann vor allen Leuten Bescheid gesagt, mitten auf der Straße... Ein Skandal war's...!"

Aus Smurys Büchern hatte ich mir gewisse Ausdrücke angewöhnt, die ich nun öfters im Gespräch anwandte. Ein Satz vor allem, den ich in irgendeinem zerfetzten Band gelesen, hatte sich meinem Gedächtnis eingeprägt. Er lautete: „Im Grunde genommen hat niemand das Pulver erfunden; auch diese Erfindung war das Endergebnis einer langen Kette von Einzelbeobachtungen und Entdeckungen." Ganz besonders hatte mir die Redensart „im Grunde genommen" gefallen, sie klang so voll und wuchtig und hatte so etwas Geheimnisvolles. Sie sollte mir aber Kummer und Ärger bringen. Als mich nun meine Leute eines Tages wieder aufforderten, ihnen etwas vom Dampfer zu erzählen, antwortete ich:

„Im Grunde genommen weiß ich nichts mehr zu erzählen..."

„Wie war das? Was hast du gesagt?" quiekten die beiden Frauen.

Alle vier begannen im Chor zu lachen und riefen höhnisch:

„Im Grunde genommen — ha, ha, ha, nein, so was!"

„Da hast du dir was Rechtes ausgedacht!" spottete auch mein Lehrmeister.

Fortan riefen sie mich eine ganze Weile nur bei diesem Spitznamen:

„Du, ‚Im-Grunde-genommen', geh und wisch den Fußboden auf — das Kind hat ihn bekleckert, im Grunde genommen..."

Ich fühlte mich durch diese albernen Hänseleien nicht gerade beleidigt, doch mußte ich mich über sie wundern.

Ich lebte im Nebel einer dumpfen, trüben Stimmung dahin, und, um sie loszuwerden, arbeitete ich soviel wie möglich. An Beschäftigung fehlte es mir nicht; es waren zwei kleine Kinder im Hause, und die Kinderfrauen wurden jeden Augenblick fortgejagt, da mußte ich denn jedesmal einspringen. Ich hatte die Kinder zu warten, mußte alle Tage die Windeln waschen und ging einmal in der Woche nach dem Gendarmenbach, um die Wäsche zu spülen.

„Wie kommst du denn zu der Weiberarbeit?" fragten mich die Waschfrauen spöttisch.

Zuweilen trieben sie es so toll, daß ich ihnen die nassen Wäschestücke um die Ohren schlug, was sie mir dann mit gleicher Münze vergalten. Im übrigen ging es ganz lustig zu in ihrer Gesellschaft. Der Gendarmenbach floß auf dem Grunde einer tiefen Schlucht der Oka zu und schnitt das nach einer altheidnischen Gottheit benannte Jarilofeld[1] von der Stadt ab. Auf diesem Feld fanden am Semik, dem siebenten Donnerstag nach Ostern, große Volksbelustigungen statt, an denen sämtliche Bürger der Stadt teilnahmen. Die Großmutter hatte mir erzählt, daß in ihrer Jugend das Volk noch an Jarilo geglaubt und ihm Opfer dargebracht habe. Allerhand heidnische Bräuche waren noch lebendig: man nahm ein Rad, umwickelte es mit pechgetränktem Werg, das in Brand gesetzt wurde, ließ es unter Johlen und Singen bergab rollen und beobachtete, ob das flammende Rad bis zur Oka hinunterrollte. War es der Fall, so bedeutete dies, daß Jarilo das Opfer annahm und daß ein sonniger, gesegneter Sommer bevorstand.

Die Wäscherinnen waren zumeist kecke, schlagfertige Weiber, die das Leben und Treiben der ganzen Stadt kannten. Es war recht belustigend, ihnen zuzuhören, wenn sie von den Kaufleuten, den Beamten und den Offizieren erzählten, für die sie arbeiteten. Es war keine leichte Sache, im Winter bei knisterndem Frost die Wäsche in dem eiskalten Wasser des Baches zu spülen — die Haut an den Armen war ihnen ganz aufgesprungen. Über den in hölzerne Wandungen gefaßten Bach gebeugt, knieten sie unter dem alten, rissigen Schutzdach, das weder Schnee noch Wind abhielt, und zogen die Wäschestücke im Wasser hin und her. Der Frost kniff ihre Backen, die ganz blutunterlaufen waren, biß sie in die nassen, steifen Finger, preßte die Tränen aus ihren Augen — und sie schwatzten und erzählten unaufhörlich alle möglichen Geschichten.

Am besten erzählte Natalja Koslowskaja, eine Frau von etwa dreißig Jahren, frisch, kräftig, mit

---

[1] Jarilo — Gott der Fruchtbarkeit bei den alten Slawen. *(Anm. d. Red.)*

spöttisch lächelnden Augen und einer ganz besonders flinken und scharfen Zunge. Sie wurde in allen Dingen um Rat gefragt und war wegen ihrer Geschicklichkeit und ihrer adretten Kleidung von allen Kameradinnen geachtet. Ganz besonders hoch aber wurde es ihr angerechnet, daß sie ihre Tochter das Gymnasium besuchen ließ. Wenn sie, zwei schwere Körbe mit nasser Wäsche tragend, auf dem schlüpfrigen Fußweg den Abhang heruntergeschritten kam, wurde sie fröhlich bewillkommnet und sogleich gefragt:

„Na, wie geht es deiner Tochter?"

„Ich danke, gut. Sie ist Gott sei Dank recht fleißig."

„Wird wohl mal ein richtiges Fräulein werden?"

„Darum lass' ich sie doch auf die hohe Schule gehen. Woher stammen denn all die Herrschaften mit den glatten Gesichtern? Alle aus unsern Reihen, aus dem einfachen Volk. Je mehr einer lernt, desto länger werden seine Arme, desto mehr können sie nehmen; und wer recht viel genommen, ist noch immer zu Ehren gekommen... Gott schickt uns als dumme kleine Kinder auf diese Welt und will uns als kluge alte Leute zurückhaben, also müssen wir eben recht tüchtig lernen."

Wenn sie sprach, schwiegen alle und lauschten aufmerksam ihren wohlgefügten, überzeugten Worten. Man lobte sie offen ins Gesicht und hinterm Rücken, man bewunderte ihre Klugheit und Ausdauer, doch versuchte niemand, es ihr gleichzutun. Sie hatte die Ärmel ihrer Jacke mit dem braunen Leder eines alten Stiefelschaftes eingefaßt, so daß sie die Arme nicht bis zum Ellbogen zu entblößen brauchte und die Ärmel trocken behielt.

Alle lobten den Einfall, doch niemand folgte ihrem Beispiel, und als ich es tat, lachten sie mich aus:

„Ach, seht doch — von einer Frau läßt er sich belehren!"

Von ihrer Tochter hieß es:

„Was ist schon groß dabei! Es wird eben ein Fräulein mehr auf der Welt sein. Wer weiß, vielleicht lernt sie gar nicht aus, vielleicht stirbt sie..."

„Schließlich haben es auch die gelehrten Mädchen nicht so sehr gut — wenn sie zum Beispiel Lehrerin wird, kann sie nicht einmal heiraten..."

„Frauenverstand sitzt mal nicht im Kopf..."

Es berührte mich peinlich zu hören, daß sie selbst von ihrem Geschlecht mit so wenig Zartgefühl sprachen. Ich wußte bisher nur, wie die Matrosen, die Soldaten, die Erdarbeiter von den Frauen redeten und wie die Männer voreinander mit ihren Siegen über sie prahlten, doch schien mir aus ihren Reden stets ein gut Teil Aufschneiderei herauszuklingen. Die Wäscherinnen schwiegen voreinander über ihre Liebesabenteuer, aus allem jedoch, was sie über die Männer sagten, hörte ich etwas Böses, Spöttisches heraus, und der Ausspruch, daß das Weib „eine Macht" sei, schien mir wirklich eine tiefe Wahrheit zu enthalten.

„Wie sich auch einer dreht und wendet — dem Weibe entgeht er nicht", sagte Natalja einmal, und ein altes Frauchen stimmte ihr heiser krächzend zu:

„Das stimmt schon! Von Gott laufen sie weg und kommen zu uns, die Mönche und die Einsiedler zum Beispiel..."

Diese Gespräche auf dem Grunde der Schlucht, beim Plätschern des Wassers und Klatschen der nassen Wäsche, diese schamlosen Reden über den geheimnisvollen Ursprung alles Lebenden, aller Menschen und Völker riefen in mir eine Art angstvollen Abscheus hervor. Mein Fühlen und Denken sträubte sich gegen die „Romane", die mich da zudringlich umgaben, und ich stellte mir fortan alles, was Roman heißt, als eine schmutzige, lasterhafte Geschichte vor.

Immerhin war es jedoch dort unten in der Schlucht, in den Küchen bei den Offiziersburschen und im Keller bei den Erdarbeitern unvergleichlich unterhaltsamer als zu Hause, wo die starre Einförmigkeit der Reden, Vorstellungen und alltäglichen Geschehnisse nur eine dumpfe, drückende Langeweile hervorrief. Meine Leute lebten in einem Zauberkreis, in dem nur Essen, Kranksein, Schlafen und was damit im Zusammenhang stand, eine Rolle spielte. Höchstens sprachen sie noch von der Sünde und vom Tode, den sie gar sehr fürchteten.

War ich mit der übrigen Arbeit fertig, so ging ich nach dem Schuppen, um Holz zu zerkleinern. Ich hoffte dort ungestört zu sein, doch das gelang mir nur selten, da die Offiziersburschen sich einfanden und vom Leben und Treiben auf dem Hof erzählten.

Am häufigsten kamen Jermochin und Sidorow zu mir in den Schuppen. Jener war ein langer, gebückt gehender Bursche aus der Gegend von Kaluga, mit kleinem Kopf und trüben Augen, ganz wie aus dicken, festen Sehnen zusammengeflochten. Er war träg und beschränkt, bewegte sich langsam und ungeschickt, und wenn er eine Frau sah, ließ er eine Art Blöken hören und neigte sich vor, als wollte er vor ihr niederknien. Alle im Hof wunderten sich, wie rasch er seine Siege über die Köchinnen und die Stubenmädchen erfocht, und fürchteten ihn um seiner Riesenkraft willen. Sidorow, ein magerer, knochiger Junge aus Tula, war immer traurig, sprach leise und hustete viel. In seinen Augen glühte ein unruhiges Feuer, und er liebte es, in dunkle Ecken zu schauen; ob er etwas mit halblauter Stimme erzählte oder schweigend dasaß, stets suchte sein Blick den dunkelsten Winkel.

„Was guckst du denn dahin?"

„Vielleicht kommt 'ne Maus gelaufen... Ich liebe die Mäuse, sie huschen so leise hin..."

Ich schrieb den Burschen ihre Briefe ins Heimatdorf und an ihre Bräute, was mir viel Spaß machte. Am liebsten schrieb ich Sidorows Briefe — pünktlich an jedem Sonnabend schickte er einen Brief an seine Schwester nach Tula. Er rief mich zu sich in

die Küche, setzte sich mit mir an den Tisch, rieb mit den flachen Händen kräftig seinen geschorenen Kopf und flüsterte mir dann ins Ohr:

„Nun leg los! Zuerst, wie sich's gehört: ‚Mein liebes Schwesterchen, sei mir vielmals gegrüßt!' Und dann weiter: ‚Den Rubel habe ich erhalten, aber es war gar nicht nötig, ihn zu schicken, doch ich danke Dir. Ich brauche nichts, wir leben hier sehr gut' — das heißt, wir leben durchaus nicht gut, sondern vielmehr wie die Hunde, aber davon schreib ihr nichts. Sie ist noch klein, erst vierzehn Jahre alt, was braucht sie es zu wissen? Jetzt schreib selbst so weiter, wie man's dich gelehrt hat..."

Er drängte sich von links her ganz dicht an mich heran, so daß sein heißer, übelriechender Atem mich anwehte und flüsterte mir eindringlich ins Ohr: „Sie soll sich nicht von den Burschen umarmen und an die Brust fassen lassen und so dergleichen. Schreib auch: ‚Wenn einer zu Dir freundlich spricht, so glaub ihm nicht, denn er will Dich betrügen und verführen...'"

Er suchte seinen Husten zu unterdrücken; das graue Gesicht lief vor Anstrengung dunkelrot an, die Augen standen voll Tränen. Er blies die Backen auf, rückte auf dem Stuhl hin und her und stieß mich an.

„Du bist mir im Wege!" rief ich ärgerlich.

„Tut nichts, immer schreib! ‚Den feinen jungen Herren glaub am wenigsten, die verdrehen den Mädchen am schnellsten den Kopf. So ein feiner Junge hat seine ganz besonderen Worte, er kann alles sagen, wie er will, und wenn Du ihm glaubst, bist Du bald fürs öffentliche Haus reif. Sparst Du Dir einen Rubel, so gib ihn dem Popen zum Aufbewahren, wenn er ein guter Mensch ist. Oder vergrab ihn lieber in die Erde, doch so, daß keiner es sieht, und merk Dir's, wo Du ihn vergraben hast...'"

Immer wieder unterbrach ihn der Husten — es war ein peinliches Stück Arbeit, dieses Briefschreiben in der von Fliegenschmutz starrenden und von Schaben wimmelnden Küche, in der es nach Rauch, Petroleum, angebranntem Fett roch.

Wehmut erfüllte meine Seele, ich empfand Mitleid mit dem armen Soldaten und seiner Schwester. War denn solch ein Leben noch zu ertragen? Ich hörte nicht mehr auf Sidorows Geflüster, sondern schrieb drauflos, wie trostlos und schwer das Leben sei. Er sah mir zu, stieß einen Seufzer aus und meinte:

„Du schreibst ja so viel — ich dank' dir auch! Jetzt wird sie wissen, wovor sie sich zu fürchten hat..."

„Vor nichts soll man sich fürchten", sagte ich trotzig, obschon ich mich selbst vor gar vielem fürchtete.

Der Soldat lachte und meinte hüstelnd:

„Bist 'n komischer Junge! Wie sollte man sich denn nicht fürchten?... Vor den Herrschaften zum Beispiel und vor Gott, und so?"

Bekam er einen Brief von der Schwester, so bat er mich hastig:

„Lies, bitte, schnell!"

Und ich mußte ihm den mühsam hingekritzelten, bedauerlich kurzen, nichtssagenden Brief drei- und viermal vorlesen.

Er war ein gutmütiger, weichherziger Junge, gegen die Frauen jedoch betrug er sich zynisch und roh wie alle andern. Ich konnte, ob ich wollte oder nicht, seine sich oft mit verblüffender, widerlicher Schnelligkeit vor meinen Augen abspielenden Liebschaften während ihres ganzen Verlaufs beobachten. Ich hörte, wie er durch Klagen über sein hartes Soldatenlos das Mitgefühl der Frauen zu erwecken wußte, wie er sie durch wohlklingende Lügen berauschte und wie er dann Jermochin von seinen Erfolgen erzählte, wobei er mit dem Ausdruck des Widerwillens ausspuckte, als hätte er eine bittere Medizin eingenommen. Sein Verhalten empörte mich, und ich fragte ihn unwillig, weshalb sie alle Weiber betrögen, sich über sie lustig machten, sie von Hand zu Hand gehen ließen und oft gar prügelten.

Er lächelte still in sich hinein und meinte:

„Kümmre dich nicht um diese Dinge, das ist alles sündhaft und häßlich. Du bist noch zu klein, brauchst das noch nicht zu wissen..."

Eines Tages jedoch gab er mir ausführlicher Bescheid, und ich behielt es wohl im Gedächtnis, was er mir da sagte.

„Meinst wohl, sie wisse nicht, daß ich sie betrüge?" sagte er blinzelnd und hustend. „Sie wei—eiß es! Sie will es selbst, daß man sie betrügt. Alle lügen in dieser Sache, und alle schämen sich ihrer. Keins hat das andere lieb, 's ist einfach Mutwillen. Beschämend ist es — na, du wirst es ja selbst kennenlernen. Darum geschieht's auch in der Nacht, und ist's Tag, so geht es im Dunkeln vor sich, in der Rumpelkammer. Ja! Das ist's, weshalb Gott den Menschen aus dem Paradies vertrieben hat und um dessentwillen alle unglücklich sind..."

Er sprach so klar, so voll Trauer und Reue, daß ich mich mit seinen Liebesromanen ein wenig aussöhnte. Ich stand mit ihm auf freundlicherem Fuße als mit Jermochin, den ich nicht leiden konnte und auf jede Weise zu necken suchte. Es gelang mir denn auch zumeist, ihn zu reizen, er lief mir wütend nach, und nur seiner Ungeschicklichkeit verdankte ich es, daß er mich nicht einholte und durchwalkte.

„Verbotene Dinge" hatte Sidorow einmal diese Liebesangelegenheiten genannt. Ich wußte, daß sie „verboten" waren; daß die Menschen jedoch unbedingt durch sie unglücklich werden müßten, wollte mir nicht in den Kopf. Ich sah wohl, daß sie unglücklich wurden, und konnte es doch nicht glauben, denn ich hatte öfters den Ausdruck der Güte in den Augen von Liebesleuten beobachtet und für den Festtag des Herzens, den sie begingen, stets ein freudiges Mitempfinden gehabt. Alles in allem

genommen, erschien mir das Leben täglich härter und qualvoller, und ich zweifelte nicht an der ein für allemal feststehenden Unabänderlichkeit der Formen, in denen es sich abspielte. Die Möglichkeit einer Umwandlung des Bestehenden, eine Besserung dessen, was unabwendbar, Tag für Tag vor sich ging, kam mir nicht in den Sinn.

Eines Tages erzählten mir die Soldaten eine nach ihrer Meinung sehr lustige Geschichte von einem Ehepaar, das in unserem Hause lebte. Der Mann war Zuschneider in dem ersten Garderobengeschäft der Stadt, ein stiller, bescheidener Mensch von nichtrussischer Herkunft; sein kleines Frauchen war kinderlos und las Tag und Nacht Bücher. In dem geräuschvollen Hause lebten die beiden ganz still für sich, empfingen keine Gäste und besuchten nur sonntags das Theater. Der Mann war den ganzen Tag im Geschäft tätig, und die Frau, die wie ein halbwüchsiges Mädchen aussah, ging zweimal in der Woche nach der Bibliothek, um Bücher umzutauschen. Ich sah sie öfters mit kleinen Schritten über den Damm gehen, das Bücherpaket im Tragriemen wie eine Gymnasiastin, einfach, nett und sauber, mit Handschuhen an den kleinen Händen. Ihr Gesicht mit den lebhaft blitzenden Augen hatte etwas Vogelartiges, und ihre ganze Erscheinung erinnerte an ein Porzellanfigürchen auf einer Konsole. Ihr Gang war ein wenig schwankend — die Soldaten sagten, daß ihr auf der rechten Seite eine Rippe fehle. Wie dem auch sein mochte, jedenfalls gefiel sie mir weit besser als die im Hause wohnenden Offiziersfrauen, die trotz ihren lauten Stimmen, dem bunten Putz und den hohen Frisuren etwas Verschlissenes, Abgenutztes hatten, als hätten sie lange irgendwo in einer dunkeln Rumpelkammer unter unnützem Gerümpel gelegen.

Es hieß im Hause, die kleine Zuschneidersfrau habe sich um ihren halben Verstand gelesen, sie sei, man denke nur, nicht mehr imstande, Schweinefleisch von Kalbfleisch und Petersilie von Meerrettich zu unterscheiden, und ihr Mann müsse selbst alle Einkäufe besorgen und der einäugigen, mürrischen Köchin, die bei ihnen im Dienst stand, die nötigen Anweisungen für den Mittags- und den Abendtisch geben. Nein, diese Leutchen paßten nicht in unser Haus — sie kamen mir vor wie ein Waldameisenpaar, das sich auf der Flucht vor dem Winterfrost in einen muffigen, unsauberen Hühnerstall verflogen hatte.

Da erzählten mir nun die Soldaten, die Herren Offiziere trieben mit der Zuschneidersfrau einen bösen Spaß. Sie ließen ihr fast täglich, bald der eine, bald der andere, kleine Liebesbriefchen zukommen, in denen sie ihre Schönheit priesen und die Herzensqual schilderten, die sie ihnen bereite. In ihren Antworten bitte sie sie, ihre Ruhe nicht zu stören, bedaure, ihnen ein Weh zugefügt zu haben, und versichere, daß sie zu Gott bete, er möge sie von ihrer unseligen Leidenschaft erlösen. Die Offiziere läsen sich gegenseitig ihre Antworten vor, lachten über sie und berieten gemeinsam den nächsten Brief an sie.

Auch die Offiziersburschen lachten, als sie mir diese Geschichte erzählten, und schimpften über die kleine Frau.

„Die krumme Liese!“ sagte Jermochin mit seiner tiefen Baßstimme — „wie kann sie nur so dumm sein!“

Und Sidorow meinte leise:

„Alle Weiber wollen belogen sein. Sie weiß, daß die Offiziere nur spaßen...“

Ich konnte es nicht glauben, daß die Zuschneidersfrau den Spaß, den die Offiziere mit ihr trieben, durchschaute, und beschloß sogleich, ihr alles zu sagen. Ich gab acht, wann ihre Köchin nach dem Keller ging, lief flink die Hintertreppe hinauf und betrat die Küche ihrer Wohnung. Als ich dort niemanden antraf, ging ich weiter und kam in ein Zimmer, in dem die kleine Frau an einem Tisch saß, in der einen Hand eine große vergoldete Tasse, in der andern ein aufgeschlagenes Buch. Mein Eintritt erschreckte sie — das Buch an die Brust drückend, rief sie leise:

„Wer ist da? Auguste!... Wer bist du?“

Ich begann hastig und wirr zu erzählen, jeden Augenblick gewärtig, daß sie mir das Buch oder die Tasse an den Kopf werfen würde. Sie saß in einem großen kirschroten Sessel, hatte einen blauen, an Kragen und Ärmeln mit Spitzen besetzten Morgenrock an, und das gelöste dunkelblonde, wellige Haar fiel ihr über den Rücken. Ganz wie ein Engel an der Altartür in der Kirche sah sie aus. In den Sessel zurückgelehnt, schaute sie mich mit ihren großen Augen an — zuerst streng und befremdet, dann mit erstauntem Lächeln.

Als ich alles gesagt hatte, was ich mir zu sagen vorgenommen, schwand mir der Mut, und ich wandte mich der Tür zu, um zu gehen.

„Bleib noch!“ rief sie mir zu, setzte die Tasse auf das Tablett, warf das Buch auf den Tisch, faltete die kleinen Hände und sprach mit der reifen, vollen Stimme einer Erwachsenen:

„Bist du ein merkwürdiger Junge... Tritt doch näher!“

Ich trat mit großer Vorsicht zu ihr hin, und sie nahm meine Hand, streichelte sie mit den kalten kleinen Fingern und fragte:

„Hat dir niemand gesagt, daß du mir das alles erzählen sollst? Nun gut, ich seh's, ich glaube es dir — du hast dir das selbst ausgedacht...“

Sie ließ meine Hand los, schloß die Augen und sagte gedehnt, mit leiser Stimme:

„Diese schmutzigen Soldaten reden also schon davon...“

„Ziehen Sie lieber fort aus diesem Hause“, riet ich ihr treuherzig.

„Weshalb?“

„Man wird Ihnen keine Ruhe lassen ..."

Sie lächelte anmutig. Dann fragte sie mich:

„Hast du die Schule besucht? Liest du gern Bücher?"

„Ich habe keine Zeit zum Lesen."

„Wenn du sie liebtest, fändest du schon Zeit dazu. Nun, ich danke dir."

Sie hielt mir die Hand hin, zwischen den Fingerspitzen sah ich eine Silbermünze blinken. Ich schämte mich, das kalte Geldstück zu nehmen, wollte es jedoch auch nicht ausschlagen und legte es auf das Treppengeländer.

Es war ein tiefer, neuer Eindruck, den ich mit mir nahm. Es war mir, als sei ein Morgenrot vor mir aufgegangen, und einige Tage lang lebte ich in einer freudigen Stimmung, sah immer nur dieses große Zimmer und darin die kleine Frau in dem blauen Engelsgewand. Alles um sie herum war so fremdartig schön; ein schwellender, golddurchwirkter Teppich lag zu ihren Füßen, und der Wintertag schaute durch die silberglänzenden Scheiben herein und wärmte sich in ihrer Nähe.

Ich empfand den lebhaften Wunsch, sie noch einmal zu sehen — was konnte es schaden, wenn ich hinging und sie um ein Buch bat?

Ich tat es und sah sie wieder in demselben Sessel, mit einem Buch in der Hand. Ihre Backe war mit einem braunen Tuch umwickelt, das eine Auge verschwollen. Sie gab mir ein schwarz eingebundenes Buch und murmelte irgend etwas, was ich nicht verstand. Ich ging traurig davon, das nach Kreosot und Anistropfen duftende Buch in der Hand. Um es vor meinen Leuten in Sicherheit zu bringen, trug ich es auf den Boden, umwickelte es mit einem sauberen Hemd, schlug es sorgfältig in Papier ein und versteckte es so, daß niemand außer mir es finden konnte.

Meine Leute hielten die „Niwa" nur wegen der Schnittmuster und der Bilderprämien, sahen sich die Bilder an und legten die Hefte dann auf den Schrank im Schlafzimmer. Hier lagen sie, bis sie am Schluß des Jahrgangs eingebunden wurden und unter das Bett wanderten, wo bereits drei Bände einer andern Zeitschrift lagerten. Wenn ich im Schlafzimmer den Fußboden scheuerte, lief das schmutzige Wasser unter die Bücher. Außerdem abonnierte mein Lehrmeister den „Russischen Kurier". Er las ihn des Abends und schimpfte dabei:

„Wozu sie das alles nur schreiben? Weiß der Teufel! Langweiliges Zeug ..."

Als ich am Sonnabend auf dem Boden die Wäsche aufhängte, erinnerte ich mich des Buches und holte es aus dem Versteck hervor. Ich schlug es auf und las den Anfangssatz: „Die Häuser haben, wie die Menschen, jedes sein eignes Gesicht." Diese Worte verblüfften mich durch ihre einfache Wahrheit, ich trat an die Dachluke und las weiter. Ich las und las, bis ich ganz starrgefroren war, und am Abend, als meine Leute zur Kirche gegangen waren, holte ich das Buch in die Küche herunter und vertiefte mich ganz in die zerlesenen, an herbstlichgelbes Laub erinnernden Blätter. Leicht und unmerklich leiteten sie mich in ein anderes Leben, zu Menschen mit neuen Namen und Beziehungen. Sie führten mir edelmütige Helden und finstere Bösewichte vor, die mit den mir sattsam bekannten lebendigen Menschen keine Ähnlichkeit hatten. Es war ein Roman von Xavier de Montépin, sehr lang, wie alle seine Romane, reich an Personen und Ereignissen, kurz, eine Welt voll Bewegung und mir ganz fremd und neu. Alles in dem Roman war wunderbar einfach und klar, wie wenn ein zwischen den Zeilen verborgenes Licht das Gute und das Böse erhellte, Lieben und Hassen lehrte und die Anteilnahme an dem Schicksal all dieser in einem Schwarm vereinigten Menschen mit Macht festhielte. Im Herzen regte sich der lebhafte Wunsch, dem einen zu helfen und den andern in seinen Anschlägen zu behindern — daß diese ganze, plötzlich entdeckte Welt nur auf dem Papier lebte, war völlig vergessen. Die Teilnahme an dem hin und her wogenden Kampf, die Freude und die Betrübnis, die abwechselnd durch die geschilderten Vorgänge hervorgerufen wurden, überwogen jedes andere Interesse.

Ich hatte mich so festgelesen, daß, als plötzlich die Klingel an der Vordertreppe ertönte, ich gar nicht begriff, was das wohl bedeuten könnte. Das Licht war schon fast ausgebrannt, und der Leuchter, den ich erst am Morgen geputzt hatte, war ganz mit Talg betropft. Der Docht des Lämpchens vor dem Heiligenbild, auf den ich hatte achtgeben sollen, war aus dem Dochthalter gerutscht und verlöscht. Ich lief ganz kopfscheu in der Küche hin und her, um die Spuren meiner Verbrechen zu tilgen, steckte den Roman in das Ofenloch und begann die Lampe in Ordnung zu bringen. Da kam aber schon aus dem Zimmer die Kinderfrau hereingestürzt:

„Bist du taub? Es klingelt!"

Ich rannte davon, um die Tür zu öffnen.

„Hast wohl geschlafen, wie?" fragte mein Lehrmeister streng. Seine Frau kam schwerfällig die Treppe herauf und klagte, ich sei schuld, wenn sie sich erkältet habe, und die Alte schimpfte gleich wütend auf mich los. Als sie in der Küche das brennende Licht sah, begann sie mich zu verhören, was ich getrieben hätte. Ich schwieg, als wenn ich von irgendwo aus der Höhe abgestürzt wäre, und zitterte vor Furcht, daß sie das Buch finden könnte.

Sie schrie, ich würde noch das Haus anzünden, und als das junge Ehepaar in die Küche kam, um Abendbrot zu essen, zogen sie alle drei über mich her, zählten alle Verbrechen auf, die ich schon begangen, und meinten, ich würde ganz sicher einmal schlecht enden. Ich erwiderte nichts auf alle ihre Redereien — wußte ich doch schon längst, daß sie ihre Strafpredigten weder aus Bosheit noch aus Sorge

um mein Wohlergehen hielten, sondern aus der drückenden Langenweile heraus, die sie plagte. Ich dachte mir nur im stillen, was für klägliche, lächerliche Leute sie doch wären im Vergleich zu den Menschen in dem Buch.

Nun sind sie mit dem Abendbrot fertig, haben sich den Bauch vollgeschlagen und gehen träge zur Ruhe. Die Alte versäumt es nicht, den lieben Gott mit ihren wilden Klagen zu belästigen, kriecht dann auf den Ofen und verstummt. Darauf habe ich nur gewartet; ich ziehe das Buch aus dem Ofenloch und trete ans Fenster. Die Nacht war hell, der Vollmond warf sein Licht durch die Scheiben, aber die Schrift in dem Buch war zu klein. Doch ich wollte um jeden Preis weiterlesen, und so nahm ich eine blinkende Kupferkasserolle vom Wandbrett und versuchte, indem ich den Mondschein darin auffing, etwas mehr Helligkeit zu erzeugen. Aber nun wurde es noch dunkler, und so stieg ich auf die Bank unter dem Heiligenbild und las dort stehend, beim Schein des Ewigen Lichtes, das vor ihm brannte. Ich las, bis ich vor Müdigkeit auf die Bank sank und mit dem Buch in der Hand einschlief.

Das Geschrei und die Püffe der Alten weckten mich; das Buch in der Hand, stand sie vor mir, barfüßig, in bloßem Hemd und ganz rot vor Wut, und immer von neuem schlug sie mit dem Buch nach meinen Schultern.

„Mama, so schreien Sie doch nicht so laut! Das ist ja nicht auszuhalten!“ rief Viktor von seiner Pritsche. Ich aber dachte: ‚Nun ist das Buch verloren, sie wird es zerreißen.‘

Frühmorgens beim Tee wurde dann Gericht über mich gehalten.

„Wie bist du zu dem Buch gekommen?“ fragte mein Lehrmeister streng.

Die Weiber überschrien sich gegenseitig, während Viktor das Buch beschnüffelte und stirnrunzelnd sagte:

„Es riecht nach Parfüm, bei Gott ...“

Ich log ihnen vor, der Priester hätte mir das Buch gegeben. Darauf beguckten sie es noch einmal, waren sehr verwundert und entrüsteten sich darüber, daß ein Priester Romane lese. Immerhin beruhigte sie meine Antwort ein wenig, wiewohl mein Lehrmeister nicht müde wurde, mir zu versichern, daß das Bücherlesen etwas sehr Schädliches und Gefährliches sei.

„Die Bücherleser sind es, die die Eisenbahnen in die Luft sprengen und die Attentate ausführen!“ erklärte er mir; seine Frau aber schrie ganz ängstlich: „Himmel, was erzählst du ihm da? Bist wohl nicht bei Trost?“

Ich brachte den Montépin zu Sidorow, erzählte ihm, wie es mir mit dem Buch ergangen, und bat ihn, es mir zu verwahren. Er nahm es, schlug es in ein sauberes Handtuch ein, legte es schweigend in seinen kleinen Kasten und sagte:

„Laß sie nur reden! Komm zu mir und lies, soviel du willst, ich sag's keinem Menschen. Den Schlüssel häng' ich immer hinter das Heiligenbild — nimm ihn ruhig, wenn ich nicht da bin, und lies.“

Daß meine Leute eine so schlechte Meinung von den Büchern hatten, konnte deren Wert in meinen Augen nur erhöhen. Es fiel mir ein, was Smury, der Schiffskoch, von den „richtigen“ Büchern gehalten und daß mich der Pope in der Beichte nach „verbotenen“ Büchern gefragt hatte. Ich erinnerte mich der Dinge, die der Großvater von den Freimaurern zu erzählen pflegte: „Unter Kaiser Alexander dem Ersten hatten die Adligen sich den Freimaurern und den Schwarzkünstlern verschrieben und wollten das russische Volk dem Papst ausliefern. Der General Araktschejew ist aber hinter ihre Ränke gekommen und hat sie, ohne auf Rang und Titel zu achten, nach Sibirien verschickt in die Zwangsarbeit, wo sie denn auch elend umkamen.“ Auch der mit „Sternen besäte Umbracul“ fiel mir ein und das geheimnisvolle zerfetzte Buch, aus dem sich Smury von mir vorlesen ließ — offenbar stand ich an der Schwelle irgendwelcher großer Geheimnisse, die mir durch die Bücher enthüllt werden sollten. Gar zu gern hätte ich meinen Montépin zu Ende gelesen, aber die Alte stand auf der Lauer und litt es nicht, daß ich zu den Soldaten lief. Ein paar Tage ging ich wie im Traum umher und lebte um des Buches willen in ständiger Unruhe, bis mich eines Abends die Köchin der Zuschneidersfrau im Hof traf und mir zurief:

„Hör mal, du sollst das Buch zurückbringen!“

Tags darauf nach dem Mittagessen, als meine Leute schliefen, trug ich das Buch zurück. Die kleine Frau, die diesmal eine graue Jacke, ein schwarzes Samtkleid und ein Kreuz von blauen Türkisen am bloßen Hals trug und wie ein Gimpelweibchen aussah, empfing mich sehr freundlich. Ich erzählte ihr, was für Schwierigkeiten ich mit dem Buch gehabt hätte und daß meine Leute mir das Bücherlesen nicht gestatteten.

„Was für dumme Menschen!“ sagte sie, die feinen Augenbrauen emporziehend. „Und dabei hat dein Lehrmeister ein so eigenartiges Gesicht! Laß gut sein, ich will ihm darüber schreiben.“

Ich erschrak heftig und bat sie, nicht zu schreiben — ich hätte meinen Leuten gesagt, das Buch habe mir der Priester gegeben.

„Man wird Sie nur auslachen“, sagte ich, „und über Sie schimpfen. Niemand liebt Sie hier im Hause, man nennt Sie halbverrückt und behauptet, Ihnen fehle eine Rippe ...“

Kaum war ich mit diesen Worten herausgeplatzt, als ich sogleich begriff, daß ich etwas sehr Überflüssiges und für sie Beleidigendes gesagt hatte. Sie biß sich auf die Lippen und schlug sich auf die Hüfte, ich aber senkte die Augen und wäre am lieb-

sten in den Boden gesunken. Im nächsten Augenblick jedoch hörte ich sie ganz vergnügt lachen.

„Nein, wie dumm, wie dumm!“ rief sie aus. Und nachdem sie mich mit durchdringendem Blick gemustert hatte, fuhr sie fort: „Ja, was ist da zu tun? Du bist wirklich ein sehr merkwürdiger Junge...“

Ich blickte in den Spiegel neben ihr und sah dort ein eckiges, breitnäsiges, von zottigem Haar umrahmtes Knabengesicht mit einer großen, blauen Beule auf der Stirn — das war der „sehr merkwürdige Junge“, der zu ihrer zarten Porzellanfigur freilich wenig paßte.

„Du hast damals das Geldstück nicht genommen, das ich dir gab — weshalb nicht?“

„Ich brauche es nicht...“

„Nun, wie du willst... Komm also und hol dir wieder Bücher, sobald man dir das Lesen erlaubt...“

Auf der Kommode lagen drei Bücher — der Montépin war das dickste darunter. Mit einem sehnsüchtigen Blick nahm ich von ihm Abschied.

„Nun, leb wohl“, sagte die kleine Frau und reichte mir ihr rosiges Händchen.

Ich berührte vorsichtig ihre Finger und ging rasch davon.

9

Wehmut und Lachen wandeln mich an, wenn ich mich erinnere, wie viele Erniedrigungen, Kränkungen und Sorgen ich meiner jäh entflammten Lesewut verdankte.

Ich war der Meinung, daß die Bücher der Zuschneidersfrau sehr teuer sein mußten, und da ich fürchtete, daß die alte Matrjona sie doch einmal bei mir finden und unweigerlich verbrennen würde, so schlug ich sie mir ganz aus dem Sinn und holte mir statt dessen aus dem Kramladen, in dem ich jeden Morgen das Weißbrot zum Tee kaufte, die kleinen bunten Schmöker, die dort verliehen wurden.

Der Krämer war ein widerwärtiger, nach Schweiß riechender Bursche mit dicken Lippen, weißen Augen, Skrofelnarben in dem blassen, schlaffen Gesicht und kurzen, plumpen Fingern an den feisten Händen. Sein Laden, der mit einem Ausschank verbunden war, diente den jungen Leuten und leichtfertigen Mädchen der Straße zum abendlichen Sammelpunkt; auch unser Viktor ging fast jeden Abend hin, um Bier zu trinken und Karten zu spielen. Ich mußte ihn häufig zu Tisch holen und sah ihn dann öfters in dem engen, kleinen Hinterzimmer des Ladens sitzen, mit der rotbäckigen, einfältigen Krämersfrau auf dem Schoß, die im übrigen nicht ihm allein ihre Gunst zuwandte. Der Krämer schien diese Vertraulichkeit durchaus nicht übelzunehmen, wie er es auch zuließ, daß die Soldaten, die Sänger und sonst noch bei ihm verkehrenden Gäste seine im Laden mithelfende Schwester mit groben Zärtlichkeiten belästigten. Er hielt sich auch einen Vorrat von schmutzigen Bildern, die er seinen Gästen und Kunden zeigte, und gab ihnen allerhand zotige Verse zum Abschreiben.

Mir gab er, gegen eine Leihgebühr von einer Kopeke für den Band, seine Kolportagebücher zu lesen — „Guak, oder die unverbrüchliche Treue“, „Franzil, der Venezianer“, „Kampf der Russen gegen die Kabardiner, oder die schöne Mohammedanerin, die auf dem Grabe ihres Gatten den Tod fand“, und ähnliches Zeug. Diese Art Lektüre machte mir wenig Vergnügen, und ich ärgerte mich zuweilen sogar darüber, da es mir schien, daß das Buch sich über mich lustig machte und mir, wie dem ersten besten Dummkopf, mit großspurigen Worten ganz unwahrscheinliche Dinge erzählte. Besser schon gefielen mir „Die Schützen“, „Juri Miloslawski“, „Der geheimnisvolle Mönch“, „Japantscha, der tatarische Bandit“, von denen doch wenigstens etwas in meinem Kopf haftenblieb. Noch mehr Anziehungskraft aber übten auf mich die „Heiligenlegenden“ aus, in denen ich so mancherlei fand, was mich ernst stimmte und tief bewegte. Irgendwie erinnerten mich die Märtyrer an meinen alten Freund „Schöne Sache“, die Märtyrerinnen an die Großmutter, die Gerechten an den Großvater, wenn er seinen guten Tag hatte.

Ich las entweder im Holzschuppen unter dem Vorwand, Holz zu zerkleinern, oder auf dem Boden, wo es ebenso kalt und unbequem war wie dort. War das Buch besonders aufregend, so stand ich auch wohl in der Nacht auf und las heimlich irgendwo in einem Winkel bei Licht. Aber die Alte maß am Abend die Länge des Lichtes ab, und wenn es über Nacht kürzer geworden war, so gab's am Morgen unfehlbar einen Höllenspektakel.

„Machen Sie doch keinen solchen Lärm, Mama!“ fiel Viktor eines Tages seiner Mutter ins Wort. „Natürlich hat er das Licht herunterbrennen lassen, er liest doch in der Nacht immer Bücher! Beim Krämer leiht er sie sich, ich weiß es. Sehen Sie mal auf dem Boden nach.“

Die Alte lief auf den Boden, fand dort ein Buch und riß es in Stücke. Meine Lesewut wurde jedoch durch dieses Mißgeschick nur noch mehr angefacht. Es war mir klar, daß meine Leute selbst einem Heiligen, der in ihr Haus verschlagen worden wäre, mit ihren Belehrungen zugesetzt hätten, um ihn nach ihrer eigenen Fasson zurechtzustutzen — und zwar aus purer Langerweile. Sie würden ja, falls sie aufhörten, die Menschen zu beschimpfen, zu verhöhnen, zu verurteilen, die Sprache verlieren, ja sich selbst verlieren. Um sein eigenes Ich zu empfinden, muß der Mensch in irgendeinem Verhältnis zu seinen Mitmenschen stehen. Das Verhältnis meiner Leute zu allen anderen Menschen war gehässig, verdammend; wollte man es aber versuchen, ebenso zu leben, ebenso zu denken und zu empfinden wie sie,

so würden sie einen auch dafür verdammen. Sie waren nun einmal so. Ich wurde immer verschlagener in der Auffindung von Verstecken für die Bücher und von Lesegelegenheiten, und mein Schuldkonto für entliehene Bücher schwoll beim Krämer immer mehr an — es betrug bereits siebenundvierzig Kopeken! Er verlangte sein Geld von mir und drohte, es vom Geld meines Brotherrn in Abzug zu bringen, wenn ich für ihn Einkäufe machte.

„Wie wird's dir dann ergehen, he?" fragte er höhnisch.

Ich hatte einen ausgesprochenen Ekel vor ihm, und er muß das wohl herausgefühlt haben, denn er peinigte mich mit allerhand Drohungen und schien daran eine wahre Wollust zu empfinden. Trat ich in den Laden, so zerfloß sein fleckiges Gesicht förmlich vor Freundlichkeit.

„Na, bringst du das Geld?" fragte er mit lauerndem Blick.

„Nein", gab ich mürrisch zur Antwort.

„Noch immer nicht?" versetzte er, während seine Miene sich verfinsterte. „Soll ich dich verklagen? Willst du, daß man dich in das Gefängnis für Jugendliche bringt?"

Ich wußte nicht, woher ich das Geld nehmen sollte. Meinen Lohn bekam der Großvater, und andere Einnahmen hatte ich nicht. Ich bat den Krämer, noch zu warten, und er hielt mir seine widerlich fettige Hand hin und sagte:

„Küß mir die Hand, dann warte ich noch!"

Ich nahm ein Gewicht vom Ladentisch und wollte es nach ihm werfen — da wich er entsetzt zurück und schrie:

„Was ... was fällt dir ein? Ich scherze doch nur!"

Ich sah es ihm jedoch an, daß er nicht scherzte, und beschloß, das Geld zu stehlen, um den Quälgeist loszuwerden. Wenn ich des Morgens die Kleider meines Herrn ausklopfte, hörte ich fast jedesmal darin ein paar Münzen klimpern, zuweilen sprangen sie aus der Hosentasche und rollten auf den Fußboden, und eine verschwand einmal in einem Spalt und fiel in den Holzstall unter der Treppe. Ein paar Tage später fand ich sie dort, gab sie richtig ab und erzählte, wie sie dahin geraten war.

„Siehst du?" begann die junge Frau mit ihrem Gatten zu keifen — „du mußt dein Geld immer zählen, wenn du es in der Tasche läßt!"

„Ach, was", versetzte der Gatte lächelnd — „ich weiß, er wird mich nicht bestehlen!"

Sein vertrauensvolles Lächeln machte mich in meinem Entschluß schwankend. Drei Tage lang quälte ich mich mit schweren Zweifeln, ein paarmal nahm ich das Kleingeld aus der Tasche, zählte es nach und legte es doch wieder zurück.

„Was ist dir eigentlich, Peschkow?" fragte mich mein Lehrherr teilnehmend. „Bist du krank, oder fehlt dir sonst etwas?"

Kurz entschlossen vertraute ich ihm an, was mich drückte. Er runzelte die Stirn und sagte:

„Da siehst du, wohin diese Bücher führen ...! So oder so — irgendwie bringen sie jedenfalls Unglück ..."

Er gab mir einen halben Rubel und bemerkte dabei streng:

„Laß nicht etwa meine Frau was davon merken oder gar die Mutter, sonst gibt es einen Heidenlärm." Und dann fügte er mit gutmütigem Lächeln hinzu: „Ein Dickkopf bist du doch, weiß der Teufel! Na, schaden kann es nicht. Laß aber das Bücherlesen, von Neujahr an will ich eine gute Zeitung halten, die kannst du dann lesen ..."

Ich las fortan meinen Leuten nach dem Tee, bis zum Abendbrot, aus dem „Moskauer Blättchen" die Romane von Waschkow, Rokschanin, Rudnikowski und sonstige, auf die Verdauungstätigkeit gelangweilter Leute berechnete Literaturerzeugnisse vor. Ich las nicht gern vor, weil mich das an der klaren Erfassung des Gelesenen hinderte. Aber meine Zuhörer hatten an der Sache Geschmack gefunden, sie schienen von einer Art andächtiger Spannung erfaßt, riefen „Oh!" und „Ach!", verwunderten sich über die Niedertracht der in den Romanen geschilderten Schurken und sprachen zueinander:

„Und wir leben hier so ruhig und friedlich vor uns hin und wissen, Gott sei Dank, von nichts!"

Sie brachten öfters die Personen und die Ereignisse durcheinander, und wenn ich dann in ihrem Gehirn ein wenig Ordnung zu schaffen suchte, meinten sie erstaunt:

„Nein, hat der Junge ein Gedächtnis!"

Zuweilen bringt das „Blättchen" auch Gedichte von Grawe, Struschkin, Graf Memento-Mori und andern. Manche von ihnen gefallen mir, und ich schreibe sie mir ab, unsre Damen aber meinen, Verse seien Unsinn, die wären nur etwas für Schauspieler und für den Hanswurst im Marionettentheater.

Recht öde und langweilig waren für mich diese Winterabende in dem engen, kleinen Zimmer, in der Gesellschaft meiner Brotgeber. Draußen ist finstere Nacht, von Zeit zu Zeit knistert der Frost, und meine Leute sitzen um den Tisch herum und schweigen wie gefrorene Fische. Ein andermal fegt der Schneesturm gegen die Fensterscheiben, der Wind heult im Schornstein, rüttelt an den Ofenklappen und weckt die Kinder in der Kinderstube, die zu schreien beginnen. Ich möchte mich am liebsten in einen dunkeln Winkel setzen, den Buckel krumm machen und heulen wie ein Wolf.

An dem einen Tischende sitzen die Frauen und nähen oder stricken, am andern kopiert Viktor eine Zeichnung und schreit jeden Augenblick:

„So sitzt doch still, der Tisch wackelt! Schockschwerenot ..."

Abseits von den andern sitzt der Hausherr an einem großen Stickrahmen, in den ein leinenes Tischtuch eingespannt ist. Er stickt darauf mit kleinen Kreuzchen allerhand bunte Ornamente, rote Krebse, blaue Fische, gelbe Falter und rostbraunes Herbstlaub. Das Muster hat er selbst entworfen, und er sitzt bereits den dritten Winter an der Arbeit, die ihm schon zum Halse heraushängt. Sehr oft, wenn ich am Tage Zeit habe, sagt er zu mir:

„Na, Peschkow, setz dich an das Tischtuch, tu was!"

Ich gehe an die Arbeit und stochere mit der dicken Sticknadel drauflos — ich helfe ihm, wo ich kann, denn er tut mir, im Grunde genommen, leid. Es ist mir immer, als würde er einmal ganz plötzlich das Zeichnen, Sticken und Kartenspielen an den Nagel hängen und irgend etwas anderes, Verlockenderes beginnen. Es schwebt ihm längst vor, und er denkt daran, wenn er unerwartet von seiner Arbeit aufblickt und mit erstaunten, unbeweglich starren Augen auf seine Zeichnungen sieht wie auf etwas, das ihm ganz fremd ist. Sein langes Haar hängt dabei um Stirn und Backen wie bei einem Klosternovizen.

„Woran denkst du eigentlich?" fragt ihn seine Frau.

„An nichts", antwortet er und geht wieder an seine Arbeit.

Ich höre schweigend zu und muß mich wundern: kann man überhaupt jemanden fragen, woran er denkt? Es gibt keine Antwort auf diese Frage: man denkt zur selben Zeit an gar vielerlei, an alles, was man vor Augen hat, an das, was diese Augen gestern und vor einem Jahr gesehen haben — alles das läuft wirr und unfaßbar durcheinander, ist in stetiger Bewegung und Wallung.

Das Feuilleton des „Moskauer Blättchens" reichte nicht für den ganzen Abend, und ich schlug vor, man solle doch die Zeitschriften lesen, die unterm Bett im Schlafzimmer lagen.

„Dort sind doch nur Bilder — was soll man denn da lesen?" meinte die junge Frau ungläubig.

Es stellte sich heraus, daß die Hefte unter dem Bett neben vielem andern auch einen Roman des Grafen Salias mit dem Titel „Graf Tjatin-Baltiski" enthielten, und den begann ich nun vorzulesen. Der trottelhafte Held des Romans gefiel meinem Lehrherrn ganz besonders, er wollte sich totlachen über seine kläglichen Abenteuer und rief immer wieder:

„Nein, ist das spaßig, ist das amüsant!"

„Dummes Geschwätz ist's", sagte die junge Frau, um zu zeigen, daß sie gleichfalls ihre Meinung hatte.

Die Literatur, die ich unter dem Bett hervorgezogen hatte, leistete mir einen guten Dienst; ich setzte es durch, daß ich die Bände in die Küche nehmen durfte, und so erhielt ich Gelegenheit, auch während der Nacht zu lesen. Die Alte war damals gerade in die Kinderstube übergesiedelt, da die Kinderfrau sich dem Trunk ergeben hatte und hinausgeworfen worden war. Viktorchen war mir nicht im Wege — sobald alles im Hause schlief, zog er sich heimlich an und verschwand für die ganze Nacht. Das Licht wurde mit hinausgenommen, und Geld, um mir welches zu kaufen, hatte ich nicht. So sammelte ich denn heimlich die Talgreste von den Leuchtern in einer Sardinenbüchse, goß Öl aus der Ewigen Lampe hinzu, stellte aus Zwirnsfäden einen Docht her und las bei dieser abscheulich qualmenden Beleuchtung, solange Talg und Öl reichten. Jedesmal, wenn ich die Seiten des großen Bandes umschlug, schwankte und zitterte die rötliche Flamme meiner selbstverfertigten Lampe. Immer wieder versank der Docht in dem übelriechenden Gemisch, aus dem ich ihn herausfischen mußte, und der Rauch biß und zwickte mich in die Augen, doch für alle diese Unbequemlichkeiten hielt mich der Genuß schadlos, den mir die Bilder der Zeitschriften und die ihnen beigegebenen Texte bereiteten. Immer weiter und weiter enthüllten sie das Erdenrund vor meinen Blicken, führten mir märchenhafte Städte, hohe Berge, prächtige Meeresgestade vor Augen. Das Leben weitete sich lockend vor mir, die Erde wurde anziehender, belebter und bunter. Wenn ich jetzt über die Wolga in die Weite blickte, wußte ich, daß dort die Welt nicht mit Brettern vernagelt war. Früher hatte ich nur diese flachen Wiesen, das karge dunkle Gebüsch, den einer zackigen, finsteren Mauer gleich aufragenden fernen, dunklen Wald dahinter und den kalten, von leichten Nebeln umflorten Himmel darüber gesehen. Die Erde schien leer und öde — und auch in meinem Herzen wurde es öde, eine sanfte Traurigkeit beschlich mich, alle Wünsche, alle Gedanken erstarben. Am liebsten hätte ich die Augen geschlossen und an nichts mehr gedacht. Diese öde Leere sog alles aus dem Herzen, was an Leben drin war, und ließ nichts als Hoffnungslosigkeit zurück.

Die Zeitschriften erzählten auch mancherlei aus Vergangenheit und Gegenwart, das mir ernstlich zu denken gab. Fremdartige Ausdrücke beunruhigten mich — was bedeuteten die Wörter „Metaphysik", „Chiliasmus", „Chartist"? Sie krallten sich in meinem Gehirn fest, bis ins Ungeheure anschwellend, alles andere verdrängend; es war mir, als würde ich nie etwas verstehen können, ehe ich den Sinn dieser Worte ergründet hätte, als wären sie die Wächter, die an der Schwelle sämtlicher Geheimnisse stehen. Wie ein Splitter im Finger saß manchmal solch ein Wort tagelang im Gedächtnis und störte alles ruhige Denken. Einmal hatten es mir die Hunnen angetan, die ich in einem Gedicht erwähnt fand. Wer oder was sind diese Hunnen? Ich fragte meinen Lehrherrn nach ihnen, doch er wußte keine Antwort. Ich hielt den im Hause wohnenden Regimentsgeistlichen, einen blassen, kränklichen Menschen mit roten Augen und sandgelbem Bärtchen, auf dem Hof an und bat ihn um Auskunft.

„Was gehen dich die Hunnen an — he?“ fuhr er mich barsch an.

Der Leutnant Nesterow, den ich gleichfalls fragte, riß die Augen weit auf und näselte nur: „Wa—as?“

Endlich entschloß ich mich, in der Apotheke nachzufragen. Der Provisor, Paul Goldberg, ein freundlicher Mensch mit einer goldenen Brille auf der großen Nase, erklärte mir, die Hunnen seien ein ausgestorbenes Nomadenvolk, in der Art wie die Kirgisen. Ich war enttäuscht — ich hatte von den Hunnen mehr erwartet. Immerhin verdankte ich ihnen die nähere Bekanntschaft des Provisors, den ich fortan jedesmal, wenn ich Magnesia für die an Sodbrennen leidenden Wirtsleute oder ein Abführmittel für die Kinderchen holte, in meine sprachlichen Sorgen einweihte. Er wußte alle die Worte zu deuten, die mich plagten, und besaß den Schlüssel zu sämtlichen Geheimnissen, die mir unergründlich schienen. Er rückte seine Brille zurecht, sah mich durch die dicken Brillengläser prüfend an und sprach eindringlich, die Worte wie kleine Nägel in meinen Schädel hineinhämmernd: „Worte sind wie Blätter am Baum, lieber Freund; um zu verstehen, warum ein Blatt so aussieht und nicht anders, muß man wissen, wie der Baum beschaffen ist, an dem es wächst, muß man eben lernen. Bücher, lieber Freund, sind wie ein schöner Garten, wo man allerhand findet — Angenehmes und Nützliches.“ Er belehrte mich gern und trug sein gut Teil dazu bei, daß meine Beziehungen zu den Büchern immer ernster und inniger wurden. Es ging mir mit ihnen nun schon wie dem Trinker mit dem Branntwein — ich konnte ohne sie nicht mehr leben. Ich ersah aus ihnen immer deutlicher, daß da draußen in der Welt ein anderes Leben pulsierte als um mich herum, ein Leben, erfüllt von leidenschaftlichen Wünschen und Gefühlen, die die Menschen zu Heldentaten und auch zu Verbrechen trieben. Ich sah, daß die Leutchen meiner Umgebung weder dieser Heldentaten noch dieser Verbrechen fähig waren, daß sie abseits, fern von den Dingen lebten, die in den Büchern geschildert werden: es war mir unbegreiflich, was ihnen das Leben Lebenswertes bieten mochte. Ich für mein Teil wollte dieses Leben nicht ewig mitleben. Das stand für mich fest. Die Bilder, die ich mir in den Zeitschriften ansah und deren Begleittext ich eifrig las, hatten mich darüber belehrt, daß in Prag, London und Paris die Häuser und die Kirchen anders waren als bei uns, daß es dort keine Schluchten, keine schmutzigen, aus Kehricht aufgeworfenen Dämme inmitten der Stadt gab wie bei uns, sondern schnurgerade, breite Straßen. Dort war auch der Winter kürzer, er hielt die Menschen nicht sechs Monate lang im Haus eingesperrt wie bei uns: man kannte dort auch keine Fastenzeit, während deren es nur Sauerkraut, Salzgurken, Hafermehlbrei und Kartoffeln mit abscheulichem Leinöl zu essen gab.

Die Fastenzeit kam, und man sagte mir, in diesen frommen Wochen sei auch das Bücherlesen verboten. Man nahm mir die großen illustrierten Bände wieder fort — es war für mich ein bitteres Fasten. Hatte ich vorher rasch und flott gearbeitet, um recht bald zum Lesen zu kommen, so wurde ich nun träge und vergeßlich, und es gab so manchmal herbe Auseinandersetzungen zwischen mir und meinen Leuten.

In jener Fastenzeit war es, daß sich eines Tages etwas ganz Ungewöhnliches ereignete: Spät am Abend, als sich schon alle zur Ruhe gelegt hatten, begann plötzlich die große Kathedralglocke zu läuten. Das ganze Haus geriet in Aufruhr, halb angekleidet stürzte alles ans Fenster und einer fragte den andern:

„Wird Sturm geläutet? Brennt's wieder mal?“

Unsere Alte schrie, man habe sicher die Kathedrale ausgeraubt, und als der Sohn ihr das ausgeredet hatte, meinte sie:

„Dann ist ganz bestimmt der Erzbischof gestorben.“

Viktorchen kletterte von der Ofenpritsche herab und murmelte, während er sich anzog:

„Ich weiß schon, was los ist... ich weiß es!“

Mein Lehrherr schickte mich auf den Boden, ich sollte mich umschauen, ob ein Feuer zu sehen sei. Ich kletterte durch das Bodenfenster aufs Dach — nirgends war eine Röte am Himmel zu entdecken... Die Glockentöne gellten gemessen durch die kalte Frostnacht, die schlafende Stadt lag im Finstern da, nur vereinzelt ließen sich das Knirschen von Schlittenkufen und der Laufschritt unsichtbarer Menschen vernehmen. Ich meldete, daß ich keinen Feuerschein gesehen hätte. Die beiden Brüder liefen nun auf die Straße und kehrten schon nach wenigen Minuten zurück.

„Der Zar ist ermordet worden“ — das war die Nachricht, die sie mitbrachten...

„Ermordet — also doch!“ schrie die Alte auf.

„Ja, ein Offizier hat es mir gesagt; was wird nun kommen?“

„Und ich glaubte, es gäbe Krieg“, brummte Viktorchen vor sich hin, während er sich auszog.

Der Samowar wurde noch einmal aufgestellt, man trank unter leisem Gespräch, ängstlich aufhorchend, seinen Tee. Das Glockengeläut war verstummt. Zwei bis drei Tage flüsterten die Leute über das Ereignis. Bekannte kamen und flüsterten gleichfalls. Ich konnte nicht dahinterkommen, wie sich eigentlich alles abgespielt hatte — die Zeitungen wurden vor mir versteckt, und als ich Sidorow fragte, weshalb man den Zaren ermordet habe, antwortete er nur leise:

„Darüber darf nicht gesprochen werden...“

So ging diese Angelegenheit unter dem Einerlei täglicher Sorgen spurlos an mir vorüber. Ich hatte um jene Zeit mein eignes schmerzliches Erlebnis. Eines Sonntags hatten meine Leute sich zur Früh-

messe begeben, und ich war mit dem Aufräumen der Zimmer beschäftigt. Ich hatte in der Küche den siedenden Samowar zurechtgestellt, und das ältere der beiden Kinder hatte unbemerkt den Hahn herausgezogen und spielte damit unter dem Tisch. Der Samowar war voll Kohlen, und als das Wasser ausgelaufen war, geriet die Messingwandung in Glut. Ich hörte das verdächtige Summen, lief in die Küche und sah entsetzt die Bescherung. Der Samowar war ganz blau angelaufen und zitterte und dröhnte, als wenn er sich auf mich stürzen wollte. Der Aufsatz saß schief, der Auslauf war losgelöst und hing traurig herab, unter den Griffen tropfte das Blei herunter — der glühende Samowar schien unrettbar verloren. Ich begoß ihn mit Wasser — da zischte er laut auf und fiel auf höchst klägliche Weise in sich zusammen.

An der Vordertreppe ertönte die Klingel — ich ging, die Tür zu öffnen. Die Alte fragte, ob der Samowar fertig sei, und ich antwortete kurz: „Ja..."

Dieses „Ja", das ich vor lauter Verwirrung und Furcht hervorgebracht hatte, wurde mir als eine Verhöhnung ausgelegt, die ihre Strafe heischte. Ich bekam eine gehörige Tracht Prügel, die Alte bearbeitete mich mit einem Bund Kienspleißen, was zwar nicht sehr weh tat, aber dafür in der Haut des Rückens eine ganze Anzahl tief eingedrungener Splitter hinterließ. Gegen Abend schwoll mein Rücken wie ein Kissen an, und am Mittag des nächsten Tages mußte mein Lehrherr mich ins Krankenhaus bringen.

Als der Arzt, ein langer, unheimlich hagerer Mensch, mich untersucht hatte, sagte er mit seinem ruhigen, tiefen Baß:

„N—ja — da müssen wir wohl ein Protokoll wegen gröblicher Mißhandlung aufnehmen!"

Mein Lehrherr wurde rot, begann verlegen mit den Füßen zu scharren und sprach dann leise auf den Doktor ein.

„Ich kann nicht... es geht einfach nicht!" versetzte dieser kurz, über den Kopf des andern hinwegsehend.

Dann fragte er mich: „Willst du dich beschweren?"

„Nein", sagte ich, während der Rücken mich ganz abscheulich schmerzte. „Machen Sie mich nur rasch gesund..."

Ich wurde in ein anderes Zimmer gebracht und auf einen Tisch gelegt. Der Doktor zog die Splitter mit einer angenehm kühlenden Pinzette heraus und scherzte dabei:

„Sie haben dir das Fell ja ganz gehörig gegerbt, alter Freund! Jetzt bist du sicher wasserdicht..."

Als er mit der Arbeit fertig war, meinte er:

„Zweiundvierzig Spänchen habe ich dir aus dem Fell gezogen, alter Freund. Merk dir die Zahl, kannst damit vor den Leuten prahlen. Morgen um diese Zeit kommst du zum Verbinden her. Prügeln sie dich oft?"

Ich dachte einen Augenblick nach und sagte dann: „Früher kam es öfters vor..."

Der Doktor lachte im tiefsten Baß:

„Es ist also damit besser geworden, wie? Na also!"

Er führte mich meinem Lehrherrn zu, der draußen wartete, und sagte: „Da haben Sie ihn, er ist repariert. Ein Glück für Sie, daß er Spaß versteht..."

Als wir in der Droschke heimfuhren, sagte mein Lehrherr zu mir:

„Auch ich habe meine Prügel bekommen, lieber Peschkow, und was für welche! Das ist nun mal so in der Welt. Du hast wenigstens jemanden, der dich bedauert, ich aber hatte keinen Menschen! Das wimmelt überall nur so von Menschen, aber nicht ein Aas fühlt Mitleid mit einem. Lauter ‚bissige Hühner'..."

Ich war ihm im stillen dankbar, daß er so menschlich mit mir sprach. Zu Hause wurde ich empfangen, als wenn ich Geburtstag hätte. Die Frauen ließen sich ganz ausführlich erzählen, wie es im Krankenhaus hergegangen sei und was der Doktor gesagt hätte. Sie lauschten begierig, bald vergnügt mit der Zunge schnalzend, bald finster dreinblickend. Immer wieder staunte ich über die gespannte Teilnahme, die sie für alles bekundeten, was mit Krankheit, Schmerz, Verdruß zusammenhing. Mein Bericht schien ihnen sehr nahezugehen, und ganz besonders zufrieden waren sie damit, daß ich keine Beschwerde hatte einreichen wollen. Zum Lohn dafür erbat ich mir die Erlaubnis, von der Zuschneidersfrau Bücher zu leihen. Die Alte rief zwar verwundert: „Nein, so ein Teufelskerl!" — doch wagte sie schließlich nicht, mir die Bitte abzuschlagen.

Am nächsten Tage schon sprach ich bei der kleinen Dame vor, und nun las ich bunt durcheinander die dicken Bücher von Dumas dem Älteren, Ponson du Terrail, Montépin, Gaboriau, Aimard, Boisgobey und ähnlichen Autoren. Band um Band verschlang ich, und mir war dabei wohl zumute. Ich lebte ganz in der fremdartigen Welt, die da geschildert wurde — sie beschäftigte meine Einbildungskraft aufs lebhafteste und hielt mich fest in ihrem Bann. Wieder brennt die selbstverfertigte Funzel, sie greift meine Augen an, und unsre Alte prophezeit mir baldige Erblindung, doch das beeinträchtigt meinen Leseeifer nicht im geringsten, jede Nacht findet mich wieder bei diesen ereignisreichen, spannenden Büchern.

Sehr bald jedoch kam ich dahinter, daß in allen diesen Büchern, trotz der abwechslungsreichen Handlung und der Verschiedenartigkeit des Schauplatzes, es sich stets um ein und dasselbe handelt: die guten Menschen sind unglücklich und werden von den bösen verfolgt, die Bösen sind stets schlauer und erfolgreicher als die Guten — bis eine geheimnisvolle Macht die Bösen überwindet und den Guten zum Siege verhilft. Auch der „Liebe", von der alle Männer und Frauen mit denselben einförmigen

Worten reden, wurde ich bald überdrüssig. Zuerst langweilte mich diese Einförmigkeit bloß, dann wurde aber ein unklarer Verdacht in mir rege. Schon nach den ersten Seiten erriet ich oft, wer unterliegen und wer siegen wird. Die Phantasie arbeitet lebhaft mit, den künstlich geschürzten Knoten der Handlung lösen zu helfen, und das Ganze stellt sich als eine Art Rechenaufgabe dar, die zu lösen mir immer häufiger gelingt. Dahinter sehe ich allerdings auch noch etwas anderes. Es entgeht mir nicht, daß die Kutscher, die Arbeiter, die Soldaten und das sonstige einfache Volk in Paris von anderer Art sind als in Nishni-Nowgorod, in Kasan und Perm, daß sie mit den Angehörigen der oberen Stände dort, im Ausland, freier und selbstbewußter sprechen als bei uns zulande. Hier, in diesem Band, wird ein Soldat geschildert — er hat weder mit Sidorow noch mit Jermochin oder dem Trainsoldaten auf dem Dampfer etwas gemein, höchstens an Smury erinnert er mich, doch ist er nicht so brutal und grob wie dieser. Der Krämer in dem Buch gefällt mir weit besser als alle Krämer, die ich kenne, die Priester verhalten sich gegen die Menschen herzlicher und teilnehmender als die Priester meiner Bekanntschaft. Überhaupt ist das Leben dort, jenseits der Grenze, nach der Schilderung der Bücher in jeder Hinsicht bunter, leichter und besser als das Leben, das ich vor Augen habe: man prügelt sich dort nicht so oft und so roh, man kennt dort nicht diese grausame Verhöhnung des Menschen, wie sie der kleine Soldat aus Wjatka von den Dampferpassagieren erfahren mußte, und man sendet zu Gott keine so wütenden Gebete empor, wie sie unsere Alte jeden Abend zu sprechen pflegt. Selbst die Bösewichte in den Büchern, diese raffgierigen, schurkischen Kerle, scheinen mir erträglich und in ihren inneren Beweggründen verständlich, sie haben nichts von dieser sinnlosen Härte, dieser Lust an der Verhöhnung des Menschen, die ich in meiner Welt oft beobachtet habe. Sie sind sachlich in ihrer Grausamkeit — die Grausamkeit aber, die ich rings um mich her sehe, ist zweck- und sinnlos, ein Zeitvertreib für Menschen, die sich daran ergötzen, ohne irgendwelchen Nutzen davon zu erwarten. Mit jedem neuen Buch sprang der Unterschied zwischen dem russischen Leben und dem Leben in den anderen Ländern deutlicher in die Augen, und das weckte, neben einem unbestimmten Ärger, meinen Widerspruch und meinen Zweifel an der Richtigkeit der Darstellung dieser vergilbten, abgegriffenen Bücher.

Da fielen mir eines Tages die „Brüder Zemganno" der beiden Goncourt in die Hände. Ich las den Roman in einem Zug, während einer einzigen Nacht, und ein neuartiges, noch nie vorher empfundenes Gefühl trieb mich an, diese schlichte, traurige Geschichte noch einmal von vorn zu beginnen. Sie hatte keinen künstlich geschürzten Knoten, nichts äußerlich Spannendes, sondern war gleich von den ersten Seiten an nichts weiter als eine ernste, trokkene Erzählung, die mich an die Heiligenlegenden erinnerte. Ich war zuerst verwundert über die nüchtern wahre, jeden Schwulst vermeidende Sprache des Buches. Aber diese kargen Worte, die festgefügten Sätze nahmen mein Herz doch gefangen und erzählten ihm das Drama der beiden Akrobatenbrüder mit solcher Eindringlichkeit, daß meine Hände in der Freude dieses ungewohnten Genusses zitterten. Ich schluchzte laut auf, als ich las, wie der unglückliche Artist mit den gebrochenen Beinen auf den Boden kroch, wo sein Bruder sich heimlich in der geliebten Kunst übte.

Ich brachte das köstliche Buch der Frau des Zuschneiders zurück und bat sie, mir noch irgendein Buch dieser Art zu geben.

„Welcher Art denn?" fragte sie lächelnd.

Ihr Lächeln verwirrte mich, und ich vermochte ihr nicht zu erklären, was ich meinte.

„Das ist doch ein langweiliges Buch!" sagte sie. „Warte, ich werde dir ein anderes geben, das viel unterhaltsamer ist."

Sie gab mir Greenwoods „Wahrhafte Geschichte eines kleinen Betteljungen" — der Titel gab mir einen leisen Stich, aber schon die erste Seite ließ mich vor Entzücken lächeln, und dieses Lächeln verließ mich nicht mehr, bis ich das ganze Buch zu Ende gelesen hatte. Manche Seite war so köstlich schön, daß ich sie zwei-, selbst dreimal hintereinander las.

So hart und grausam faßt also auch dort, im Auslande, das Leben zuweilen die kleinen Jungen an! Nun, mir ging es so übel nicht — ich hatte also keinen Grund zum Verzweifeln.

Hatte schon Greenwood meinen Mut ganz beträchtlich gehoben, so fand ich bald darauf in Balzacs „Eugénie Grandet" ein wirklich „richtiges" Buch, wie Smury sich ausgedrückt hatte. Der alte Grandet erinnerte mich lebhaft an den Großvater. Ich bedauerte, daß das Buch einen so geringen Umfang hatte, und ich wunderte mich, daß gleichwohl so viel tiefe Wahrheit darin steckte. Diese Wahrheit, die mir so wohlbekannt war und die im Leben so abstoßend auf mich gewirkt hatte, erschien mir in dem Buch in einem völlig neuen, sanfteren, ruhigeren Licht. Alle Bücher, die ich bisher gelesen hatte, urteilten, vielleicht von den Goncourts abgesehen, über die Menschen ebenso streng und in ebenso keifendem Ton, wie meine Leute es zu tun pflegten, so daß ich sehr oft aus Widerspruch mein Mitgefühl den Bösewichten zuwandte und für die Tugendbolde nichts übrig hatte. Es verdroß mich, daß ein Mensch trotz einem noch so großen Aufwand an Verstand und Willenskraft sein Ziel nicht zu erreichen vermochte, weil die tugendhaften Leute ihm von der ersten bis zur letzten Seite unerschütterlich wie steinerne Säulen im Wege standen. Steine vermögen nun einmal kein Mitgefühl zu erwecken, wenn sie

die bösen Anschläge des Lasters auch noch so wirksam aufhalten. So schön und so widerstandsfähig eine Mauer an sich auch sein mag — wenn man den Apfel von einem Baum pflücken will, der hinter ihr steht, kann man von ihr nicht entzückt sein. Und ich hatte nun einmal die heimliche Vermutung, daß das wirklich Wertvolle und wahrhaft Lebendige irgendwo jenseits der Tugend zu suchen sei...

Bei den beiden Goncourt, bei Greenwood, bei Balzac gab es weder Bösewichte noch Tugendbolde, dort gab es einfach Menschen, wunderbar lebendige Menschen. Es blieb da für keinen Zweifel Raum, daß alles, was sie sagten und taten, von ihnen so und nicht anders gesagt worden war, daß es einfach nicht anders sein konnte.

So war ich allmählich dahintergekommen, was für ein herrlicher Festgenuß ein wirklich gutes, „richtiges" Buch sein mußte. Aber wie sollte ich es finden? Die Frau des Zuschneiders, so schien es, würde mir kaum wieder dazu verhelfen. Sie brachte mir nach den Goncourt und nach Balzac Romane von Belot, Paul de Kock, Paul Féval — „da nimm", sagte sie, „das ist ein sehr schönes Buch", und gab mir Arsène Houssayes „Hände voll Rosen, Gold und Blut". Aber ich mußte mich zu dieser Lektüre schon zwingen.

Sie liebte die Romane Marryats und der Werner, die mir langweilig erschienen. Auch Spielhagen gefiel mir nicht, dagegen machten mir Auerbachs Geschichten viel Freude. Auch Eugène Sue und Victor Hugo lockten mich nicht sehr, ich zog ihnen Walter Scott vor. Meine Sehnsucht ging nach Büchern, die mein Gemüt in Wallung brachten und ihm Freude gaben, wie der wunderbare Balzac.

Auch die kleine Porzellanfrau gefiel mir immer weniger.

Wenn ich zu ihr in die Wohnung ging, zog ich jedesmal ein sauberes Hemd an und kämmte mich sorgfältig, um einen anständigen Eindruck zu machen. Ich dachte, sie würde das bemerken und vielleicht einmal etwas schlichter und freundlicher mit mir reden, nicht immer so mit diesem starren Fischlächeln in dem klaren, festtäglich dreinblickenden Gesicht. Aber sie blieb sich stets gleich und fragte jedesmal mit derselben müden, süßlichen Stimme:

„Na, hast du es gelesen? Hat es dir gefallen?"

„Nein."

Sie zog die feinen Brauen ein klein wenig hoch, sah mich an, stieß einen leichten Seufzer aus und sagte näselnd:

„Wieso denn nicht?"

„Ich habe d a v o n schon früher gelesen."

„Davon? Wovon denn?"

„Von der Liebe..."

Ihre Lider schlossen sich leicht, und ein zuckersüßes Lächeln spielte um ihre Lippen.

„Ach so! Aber von der Liebe handeln doch alle Bücher!"

Sie sitzt in dem großen kirschroten Sessel, zappelt mit den in Pelzpantoffeln steckenden Füßchen, gähnt, wickelt sich fester in den blauen Morgenrock und trommelt mit den rosigen Fingern auf dem Einband des Buches auf ihrem Schoß.

Ich fühle mich versucht, ihr zu sagen:

„Warum ziehen Sie nicht fort aus diesem Hause? Die Offiziere schreiben Ihnen noch immer Briefe und lachen über Sie."

Ich finde jedoch nicht den Mut, ihr das zu sagen, und traurig und enttäuscht ziehe ich mit einem neuen dicken Buch über „die Liebe" von dannen.

Auf dem Hofe werden über diese Frau immer boshaftere, höhnischere Reden geführt. Ich ärgere mich, wenn ich diese Klatschgeschichten höre, die ebenso schmutzig wie, nach meiner Überzeugung wenigstens, erlogen sind. Sie tut mir leid, wenn ich das alles höre, und es wird mir angst um sie. Komme ich jedoch wieder zu ihr und sehe ich ihre scharfblickenden Äuglein, die katzenartige Geschmeidigkeit ihres kleinen Körpers und das ewig feiertägliche Gesicht, dann verflüchtigen sich Mitleid und Furcht wie leiser Rauch.

Im Frühjahr verreiste sie plötzlich irgendwohin, und ein paar Tage darauf gab auch ihr Mann die Wohnung in dem Hause auf. Die Wohnung stand leer und wartete auf neue Mieter. Ich ging eines Tages hinein und beguckte mir die kahlen Wände, an denen große viereckige Flecke, gekrümmte Nägel und Nagellöcher die Stellen erkennen ließen, wo Bilder gehangen hatten. Auf dem gestrichenen Fußboden lagen bunte Flicken, Papierfetzen, zerbrochene Arzneischachteln, leere Parfümfläschchen und mitten dazwischen eine große gelbe Stecknadel.

Schade, daß sie fort war, die kleine Porzellanpuppe — ich hätte sie gern noch einmal sehen und ihr danken mögen...

10

Noch vor der Abreise der Zuschneidersfrau war unter der Wohnung meines Lehrherrn eine schwarzäugige junge Dame eingezogen mit einem Töchterchen und mit ihrer Mutter, einer weißhaarigen Alten, die ununterbrochen aus einer Bernsteinspitze rauchte. Die Dame war sehr schön; es lag etwas Stolzes, Gebieterisches in ihrem Wesen, sie hatte eine angenehme, tiefe Stimme und schaute alle Menschen von oben herab mit halbgeschlossenen Lidern an, als wenn sie sehr weit von ihr entfernt wären und sie sie nicht gut sähe. Fast jeden Tag führte der schwarzhaarige Soldat Tjufajew einen schlankbeinigen Fuchs vor den Aufgang zu ihrer Wohnung, und die Dame trat in einem langen stahlgrauen Samtkleid, weißen Stulphandschuhen und gelben Stiefeln auf die Treppe hinaus. Mit der einen Hand die Schleppe und die Reitpeitsche mit

dem violetten Edelstein am Stielende haltend, streichelte sie mit der andern freundlich das Maul des am ganzen Körper zitternden Tieres, dessen feuriges Auge von der Seite nach ihr hinblinzelte, während der Huf leicht den festgetretenen Boden stampfte.

„Robert, Robert", sagte sie leise und klopfte das Tier mit der kleinen Hand auf den schön gebogenen Hals. Dann setzte sie den Fuß auf Tjufajews Knie und sprang behend in den Sattel. Stolz tänzelnd schritt das Tier auf dem Damm mit seiner Reiterin davon, die so elegant und sicher im Sattel saß, als wenn sie angewachsen wäre.

Ihre Schönheit war von jener ganz besonderen Art, die stets neu und noch nie dagewesen erscheint und das Herz mit berauschender Freude erfüllt. Bei ihrem Anblick sagte ich mir: So müssen die schönen Heldinnen der historischen Romane, eine Diana von Poitiers, eine Königin Margot, eine Mademoiselle de Lavallière und wie sie alle hießen, ausgesehen haben.

Beständig war sie von den Offizieren der in der Stadt liegenden Division umschwärmt, an den Abenden wurde bei ihr Klavier, Geige und Gitarre gespielt, gesungen und getanzt. Ihr häufigster Gast war Major Olessow, ein kurzbeiniger dicker Herr mit rotem Gesicht und grauem Haar, schmierig wie ein Dampfermaschinist. Er spielte sehr gut Gitarre und benahm sich wie ein unterwürfiger Diener der schönen Dame.

Ebenso bezaubernd schön wie die Mutter war auch das fünfjährige kleine Mädchen, ein pausbäckiger Lockenkopf mit großen, ins Bläuliche spielenden, wie in ernster, ruhiger Erwartung vor sich hin blickenden Augen; etwas Sinnendes, Grüblerisches hatte das Mädchen.

Die Großmutter war vom frühen Morgen bis zum späten Abend in der Hauswirtschaft tätig, wobei ihr der mürrische, wortkarge Bursche Tjufajew und ein dickes, schielendes Stubenmädchen zur Hand gingen, Eine Kinderfrau hatte die Kleine nicht, sie wuchs fast ohne Aufsicht auf und spielte den ganzen Tag auf der Haustreppe oder einem Balkenstapel, der dem Hause gegenüberlag. Ich ging öfters des Abends hinaus, mit ihr zu spielen, und gewann sie sehr lieb, und auch sie gewöhnte sich schnell an mich, ließ sich von mir Märchen erzählen und schlief dabei oft in meinen Armen ein. Ich trug sie schlafend in ihr Bett, und bald kam es so weit, daß sie des Abends beim Schlafengehen unbedingt darauf bestand, mir gute Nacht zu sagen. Ich kam zu ihr hinein, und sie reichte mir ernsthaft ihr rundes, weiches Händchen und sagte:

„Leb wohl bis morgen! Großmütterchen, wie muß man sagen?"

„Gott schütze dich!" sagte die Alte, während sie aus dem Mund und der scharf gebogenen Nase blaue Tabakwolken hervorblies.

„Gott schütze dich bis morgen, ich will jetzt schlafen", sagte die Kleine und wickelte sich fest in die spitzenbesetzte Decke.

„Nicht bis morgen, sondern immer!" belehrte sie die Großmutter.

Sie liebte das Wort „morgen" und pflegte alles, was ihr gefiel, in die Zukunft zu verlegen. Sie steckte Blumen, die sie sich gepflückt, und abgebrochene Zweige in die Erde und erklärte:

„Morgen wird das ein Garten sein ..."

Oder sie sagte:

„Ich kauf' mir auch mal morgen ein Pferdchen und werde reiten wie Mama ..."

Sie war sehr klug, doch für ein Kind zu ernst — mitten im lebhaften Spiel hielt sie plötzlich inne und fragte mit nachdenklicher Miene:

„Warum tragen die Priester so lange Haare wie die Frauen?"

Hatte sie sich an einer Brennessel verbrannt, so drohte sie ihr mit dem Finger und sagte:

„Du, ich sag's dem lieben Gott, der wird dich dafür bestrafen! Gott kann jeden bestrafen, auch die Mama ..."

Zuweilen lag auf ihrem Gesicht eine stille, versonnene Trauer, sie schmiegte sich an mich, sah mit ihren blauen Augen erwartungsvoll zum Himmel empor und sagte:

„Großmütterchen ist öfters böse, aber Mama ist niemals böse, sie lacht nur. Alle Leute haben sie gern, immer kommen Gäste und wieder Gäste und schauen sie an, weil sie so schön ist. Sie ist lieb, die Mama. Und Olessow sagt immer zu ihr: ‚Liebe Mama'!"

Ich hörte die Kleine gar zu gern sprechen — sie erzählte von einer Welt, die mir unbekannt war. Von ihrer Mutter erzählte sie sehr viel, es machte ihr offenbar Freude, von ihr zu sprechen. Vor mir öffnete sich leise ein neues Leben, und ich dachte wieder an Königin Margot, was meinen Glauben an die Bücher und mein Interesse für das Leben noch mehr erhöhte.

Eines Abends saß ich mit der Kleinen auf der Treppe vor dem Hause und erwartete meine Leute, die am Flußufer spazierengingen. Sie war eben in meinen Armen eingeschlafen, als ihre Mutter plötzlich angeritten kam, mit leichtem Schwung aus dem Sattel sprang und nach ihr hinschauend fragte:

„Wie — sie ist eingeschlafen?"

„Ja ..."

„Ach, sieh doch!"

Der Soldat Tjufajew lief herzu und nahm den Fuchs in Empfang. Die Dame schob die Peitsche hinter den Gürtel und sagte, die Arme vorstreckend:

„Gib sie mir her!"

„Ich werde sie selbst hineintragen."

„Nanu!" schrie sie mich an wie ein Pferd und stampfte mit dem Absatz auf die Treppenstufe.

Die Kleine erwachte, sah die Mutter an und streckte gleichfalls die Ärmchen aus. Sie gingen hinein.

Ich war es gewöhnt, daß man mich anschrie, daß aber auch diese Dame es tat, war mir unangenehm. Alle Welt hätte ihr ja gerne gehorcht, wenn sie auch nur ganz leise etwas befahl.

Nach ein paar Minuten rief mich das schielende Stubenmädchen hinein — die Kleine wolle durchaus nicht schlafen gehen, ohne mir gute Nacht gesagt zu haben.

Mit einem Gefühl des Triumphes betrat ich das Wohnzimmer. Die Kleine saß auf dem Schoß der Mutter, die sie mit flinken Händen auszog.

„Nun, da ist es also, dein Wundertier", sagte sie.

„Das ist kein Wundertier, sondern mein Junge..."

„Ach, sieh doch! Das ist ja reizend. Wir wollen deinem Jungen etwas schenken — willst du?"

„Ja."

„Schön, ich will das besorgen — du aber geh jetzt schlafen!"

„Leb wohl bis morgen!" sagte die Kleine und reichte mir die Hand. „Gott schütze dich bis morgen!"

„Wer hat dich das gelehrt — die Großmutter?" fragte die Dame erstaunt.

„Ja..."

Die Kleine wurde nach ihrem Zimmerchen gebracht, mir aber winkte die Dame mit dem Finger und fragte:

„Was soll ich dir schenken?"

Ich sagte, sie brauche mir nichts zu schenken, doch würde ich sie bitten, mir ein Buch zu leihen.

Sie hob mit ihren warmen, duftenden Fingern mein Kinn empor und fragte mit anmutigem Lächeln:

„Ach, sieh doch! Du liest also gern? Was für Bücher liest du denn?"

Sie war noch schöner als sonst, wenn sie lächelte. Ich nannte ihr verlegen die Titel einiger Romane.

„Was gefällt dir an diesen Büchern?" fragte sie, die Hände auf den Tisch legend und leise die Finger bewegend.

Ein seltsamer Duft, halb nach köstlich riechenden Blumen und halb nach Pferdeschweiß, ging von ihr aus. Sie sah mich durch die langen Wimpern ernst und nachdenklich an — noch niemand hatte mich bisher so angesehen.

Das Zimmer war mit eleganten, weichen Möbeln eng verstellt und bekam dadurch etwas von einem Vogelnest. Die Fenster waren von dem dichten Laub der Topfpflanzen beschattet, die schneeweißen Kacheln des Ofens schimmerten aus dem Halbdunkel, daneben leuchtete mit mattem Glanz der schwarze Flügel, und von den Wänden blickten aus verblichenen Goldrahmen altertümliche, in großer altslawischer Schrift ausgeführte Urkunden, an denen riesige dunkle Siegel mit Schnüren befestigt waren. Alle diese Gegenstände schienen auf die Frau, die da mitten zwischen ihnen saß, mit derselben Ehrfurcht wie ich selbst zu blicken.

Ich erklärte ihr, so gut oder so schlecht ich's verstand, daß das Leben schwer und traurig sei und daß man dies beim Bücherlesen vergesse.

„Ach, sieh doch!" sagte sie und stand auf. „Nun hör einer! Das ist gar nicht übel gesagt, und es ist auch richtig... Gut — also ich werde dir Bücher geben, doch habe ich augenblicklich keine da... Oder, halt: vielleicht nimmst du dieses da..."

Sie nahm ein zerlesenes Buch in gelbem Umschlag vom Sofa.

„Wenn du es ausgelesen hast, gebe ich dir den zweiten Teil, im ganzen sind's ihrer vier..."

Ich empfahl mich, das gelbe Buch in der Hand — es waren des Fürsten Meschtscherski „Geheimnisse von Petersburg". Ich las den Band mit großer Aufmerksamkeit, war jedoch schon nach den ersten Seiten nicht im Zweifel darüber, daß die „Geheimnisse" von Petersburg beträchtlich langweiliger waren als die von Madrid, London oder Paris. Nur die Fabel von der Freiheit und dem Knüppel machte mir Spaß:

„Ich bin mehr als du", sagte die Freiheit, „weil ich klüger bin als du."

Der Knüppel aber erwiderte: „Ich bin mehr als du, denn ich bin stärker."

Sie stritten so lange, bis sie sich zu fassen kriegten. Der Knüppel verprügelte die Freiheit, die, soweit ich mich entsinnen kann, an den erhaltenen Schlägen im Spital starb.

Das Buch handelte vom Nihilismus. Nach der Schilderung des Fürsten Meschtscherski ist ein Nihilist ein Mensch, der so durch und durch giftig ist, daß die Hühner an seinem Blick sterben. Das Wort „Nihilist" erschien mir als etwas Beleidigendes und Unanständiges. Im übrigen verstand ich vom Inhalt des Buches so gut wie nichts, alles ging mir wie ein Mühlrad im Kopfe herum. Offenbar war es mir nicht gegeben, gute Bücher zu begreifen; daß das Buch gut war, bezweifelte ich nicht einen Augenblick, eine so vornehme und schöne Dame hätte doch keine schlechten Bücher gelesen!

„Nun, hat es dir gefallen?" fragte sie, als ich ihr das gelbe Buch zurückbrachte.

Es wurde mir nicht leicht, ihr mit „Nein" zu antworten, doch tat ich es ehrlicherweise. Ich dachte, sie würde böse werden, aber sie lächelte nur, ging hinter die Portiere, die ihr Schlafzimmer von dem Wohnraum schied, und kehrte mit einem in blauen Saffian gebundenen kleinen Band zurück.

„Hier, das wird dir gefallen — aber beschmutze es nicht!"

Es waren Puschkins Gedichte. Ich las sie alle hintereinander in einem Zug, ganz erfüllt von jenem leidenschaftlichen Verlangen, das man beim ersten Anblick einer schönen Landschaft empfindet: alles, jeden Zollbreit, jeden Punkt auf einmal zu

begehen und zu schauen. Dasselbe Gefühl regt sich in der Seele, wenn man lange Zeit, von einem moosbewachsenen Erdhügel zum andern springend, durch einen moorigen Wald gewandert ist und unvermutet eine trockene Lichtung in hellem Sonnenschein und bunter Blütenpracht daliegen sieht. Einen Augenblick schaut man wie verzaubert hin, um dann beglückt den herrlichen Erdenfleck kreuz und quer zu durchmessen und in der stillen Freude zu schwelgen, die jede Berührung des Fußes mit dem weichen Grasteppich hervorruft.

Puschkin nahm mich durch die Schlichtheit und den Wohlklang seiner Verse so ganz gefangen, daß alle Prosa mir lange Zeit als etwas Unnatürliches erschien und mich förmlich abstieß. Der Prolog zum „Ruslan" erinnerte mich an die schönsten Märchen der Großmutter, die mir hier zu einem einzigen wundervollen Märchen vereinigt schienen. Manche Zeilen überraschten mich durch ihre scharfgeprägte, treffsichere Wahrheit:

„— die Spuren nie gesehener Tiere
Auf unbekannten Pfaden dort..."

Ich wiederholte in Gedanken die köstlichen Zeilen und sah im Geist diese kaum sichtbaren, mir sehr wohl bekannten Waldwege, sah die geheimnisvollen Spuren im Grase, das die quecksilberschweren Tropfen des Morgentaus noch nicht abgeschüttelt hatte. Die volltönenden Verszeilen hafteten so wunderbar leicht im Gedächtnis, verliehen allem, wovon sie sprachen, einen so feiertäglichen Glanz, spendeten mir eine köstliche innere Wonne und gaben meinem Dasein etwas Wohliges, Leichtes. Sie klangen wie das Einläuten eines neuen Lebens — welch ein Glück war es doch, das diese Kunst des Lesens dem Herzen gab!

Puschkins prächtige Märchen prägten sich mir ganz besonders leicht ein; las ich sie ein paarmal durch, so konnte ich sie auch schon auswendig. War ich zu Bett gegangen, so sagte ich leise, mit geschlossenen Augen so lange Verse her, bis ich einschlief. Nicht selten erzählte ich die Märchen den Offiziersburschen, sie hörten zu und lachten laut oder schalten gutmütig, und Sidorow sagte leise, während er meinen Kopf streichelte:

„Das gefällt dir, was? Ach, mein Gott...".

Die gehobene Stimmung, in der ich mich befand, entging meinen Leuten nicht, und die Alte brummte:

„Nun hat sich der Galgenstrick wieder mal festgelesen, und der Samowar ist schon seit drei Tagen nicht geputzt! Wenn ich die Teigrolle nehme..."

Was war mir die Teigrolle? Ich machte mich stark gegen die Drohung, indem ich im stillen Puschkins Verse zitierte:

„Der alten Hexe schwarzes Herz,
Dem Bösen zugetan..."

Die schöne Dame war in meiner Hochachtung noch ganz beträchtlich gestiegen — solche Bücher also las sie! Das war kein Porzellanpüppchen wie die Frau des Zuschneiders...

Als ich ihr das Buch zurückbrachte und mit stillem Bedauern übergab, sagte sie in überzeugtem Ton:

„Na, das hat dir doch gefallen! Hast du schon etwas von Puschkin gehört?"

Ich hatte bereits in einer der Zeitschriften etwas über den Dichter gelesen, doch wollte ich, daß sie selbst mir von ihm erzählen sollte, und so erklärte ich, ich hätte noch nichts von ihm gehört. Sie sagte mir kurz einiges über Puschkins Leben und Tod und fügte mit einem Lächeln, so entzückend wie der Frühling, hinzu:

„Du siehst, wie gefährlich es ist, die Frauen zu lieben!"

Aus all den Büchern, die ich gelesen hatte, wußte ich, daß es in der Tat gefährlich sei, daß es aber doch auch seine angenehmen Seiten habe.

„Kann sein, daß es gefährlich ist", erwiderte ich, „aber doch lieben alle die Frauen! Den Frauen bringt es aber auch viel Qual..."

Sie schaute mich durch die Wimpern an, wie sie alles anzuschauen pflegte, und sagte ernst:

„Ach, sieh doch! Du verstehst das also? Dann wünsche ich nur, daß du es nie vergessen möchtest."

Sie begann mich auszufragen, welche Verse mir am besten gefallen hätten. Ich antwortete irgend etwas und sagte dann, mit den Armen fuchtelnd, einige Gedichte auswendig her. Sie hörte schweigend zu, erhob sich darauf, schritt durchs Zimmer und sagte nachdenklich:

„Du solltest in eine gute Schule gehen, mein liebes Wundertier. Ich will darüber nachdenken... Die Leute, bei denen du hier wohnst, sind deine Verwandten?"

Ich bejahte die Frage, und sie sagte nichts weiter als „Oh!" — mit einer Betonung, in der etwas wie Mißbilligung lag.

Sie gab mir Bérangers Lieder, in einer sehr schön illustrierten Ausgabe, roter Ledereinband mit Goldschnitt. Diese Lieder brachten mich durch ihre seltsame Mischung herben Schmerzes und ungestümer Fröhlichkeit vollends um den Verstand. Ein kalter Schauer erfüllte meine Brust, als ich die bittern Worte des alten Bettlers las:

„Heimatlos' Gewürm — ach, wie zuwider!
Wirklich? Ei, so tretet mich doch nieder,
Wie's dem Wurm geziemt — sogleich, zur Stund'!
Hättet meine Kraft ihr recht entfaltet,
Wär' als Ameis' nun der Wurm gestaltet,
Hätte mitgewirkt in eurem Bund!
Wär' in treuer Brüder Arm gestorben,
Nicht als Bettler schnöd' am Weg verdorben,
Finstern Fluch als Scheidegruß im Mund..."

Und gleich darauf lachte ich, daß mir die Tränen in die Augen traten, als ich den „Weinenden Gatten" las. Ganz besonders aber gefielen mir Bérangers Worte:

„Heitern Lebens frohe Lehre
Fällt nicht schwer dem schlichten Sinn ..."

Béranger weckte in mir den fröhlichen Sinn, die Lust an losen Streichen und das Bestreben, allen Leuten Keckheiten zu sagen, worin ich sehr bald eine große Fertigkeit erlangte. Ich lernte seine Lieder auswendig und trug sie mit großer Begeisterung den Burschen in den Offiziersküchen vor, denen ich, sooft ich konnte, kurze Besuche machte. Diese Besuche gab ich jedoch sehr bald auf, und zwar gaben Bérangers Verse:

„Ist erst das Mägdlein siebzehn alt,
Guckt heimlich es nach jeder Mütze ..."

den Anlaß dazu. Die Soldaten knüpften an diese Worte eine unflätige Unterhaltung über Mädchen, die mich so in Wut brachte, daß ich Jermochin mit einer Kasserolle über den Kopf schlug. Sidorow und die anderen Burschen befreiten mich aus seinen Händen, ich wagte mich jedoch fortan nicht mehr in die Offiziersküchen.

Zum Spazierengehen hatte ich keine Zeit, dazu hatte ich schon in meiner dreifachen Eigenschaft als Stubenmädchen, Hausknecht und Laufbursche viel zuviel Arbeit. Nun mußte ich auch noch meinem Lehrmeister, der vom frühen Morgen bis zum späten Abend wie eine Maschine arbeitete, an die Hand gehen. Ich hatte tagtäglich den Zeichenkarton und die Pausleinwand aufzuspannen, Kostenanschläge abzuschreiben und die Rechnungen der Lieferanten zu prüfen. Es gab in jenen Jahren ganz besonders viel zu tun: die bis dahin dem Staat gehörenden Baulichkeiten auf dem Gelände der Messe gingen in den Besitz der Kaufleute über, die Verkaufshallen wurden in aller Eile renoviert, und mein Lehrherr beteiligte sich als Bauunternehmer an den Reparaturarbeiten und den Neubauten. Er entwarf die Zeichnungen für allerhand Durchbruchsarbeiten, Lichtfenster und sonstige Änderungen, und ich trug seine Zeichnungen samt einem geschlossenen Kuvert, das einen Fünfundzwanzigrubelschein enthielt, zu einem alten Architekten, der das Geld behielt und seinen stets gleichlautenden Vermerk unter die Zeichnung setzte: „Der Unterzeichnete hat nach Prüfung der Sachlage die Richtigkeit des Baurisses hiermit bescheinigt und die Aufsicht über die Bauausführung übernommen."

Natürlich hatte er die Sachlage nie geprüft, und die Aufsicht über die Bauarbeiten konnte er schon darum nicht übernehmen, weil ihn ein hartnäckiges Leiden am Ausgehen hinderte.

Auch dem Inspektor der Messe und verschiedenen anderen Herren, die in der Sache etwas zu sagen hatten, überbrachte ich oft Schmiergelder, wogegen sie mir die „amtliche Genehmigung zu jeder Art von Ungesetzlichkeit" aushändigten, wie mein Lehrherr die von mir heimgebrachten Dokumente nannte. Der einzige Lohn, der mir für alle meine zahlreichen Dienstleistungen zuteil wurde, bestand darin, daß ich mich des Abends, wenn meine Leute ausgegangen waren, vor die Tür setzen und ihre Rückkehr abwarten durfte. Das kam nicht sehr oft vor, doch blieben sie, wenn sie fortgingen, bis nach Mitternacht, so daß ich immerhin ein paar Stunden für mich hatte. Ich saß dann auf dem Treppenabsatz oder auf dem Balkenstapel gegenüber der Tür, guckte in die Fenster der Wohnung meiner Dame und lauschte begierig auf die heitere Unterhaltung und die Musik, die ich dort vernahm.

Die Fenster standen offen. Durch die Vorhänge und das Blätternetz der Pflanzen sah ich die schlanken Gestalten der Offiziere, den kugelrunden Major und sie selbst, wunderbar schön in ihrem einfachen Kleid.

„Königin Margot" hatte ich sie still für mich benannt.

„Das ist also jenes lustige Leben, von dem die französischen Bücher schreiben!" dachte ich, während ich in die Fenster schaute. Und jedesmal befiel mich eine leichte Traurigkeit — die kindliche Eifersucht vertrug es nicht, diese Männer um Königin Margot herumschwärmen zu sehen wie Wespen um eine Blume.

Seltener als die andern erschien bei ihr ein hochgewachsener, ernstblickender Offizier mit einer furchtbaren Narbe auf der Stirn und mit tiefliegenden Augen. Er brachte jedesmal seine Geige mit und spielte so herrlich, daß die Passanten vor den Fenstern stehenblieben und die Nachbarn auf dem Bretterstapel dicht zusammengedrängt andächtig lauschten. Auch meine Leute öffneten, wenn sie zu Hause waren, die Fenster, hörten zu und lobten den Geigenspieler. Ich erinnere mich nicht, daß sie sonst jemals einen Menschen mit ihrem Lob ausgezeichnet hätten, außer vielleicht den Protodiakon der Kathedrale, und ich weiß, daß ein Fischragout auf sie einen größeren Reiz ausübte als alle Musik. Zuweilen sang und deklamierte der Offizier mit gedämpfter Stimme, wobei er seltsam beklommen atmete und die Hand fest an die Stirn preßte. Einmal, als ich unter dem Fenster mit der Kleinen spielte und Königin Margot ihn bat, etwas zu singen, weigerte er sich lange und sagte dann mit scharfer Betonung:

„Wohl bedarf das Lied der Schönheit,
Doch die Schönheit nicht des Liedes ..."

Dieser Vers gefiel mir sehr gut, und ich empfand — weshalb, wußte ich selber nicht — Mitleid mit dem Offizier.

Ich sah meine Dame jedoch lieber allein am Flügel, wenn keine Gäste da waren und sie ganz für sich spielte. Die Musik berauschte mich, ich sah nur das Fenster und dahinter im gelben Lampenlicht die schlanke Frauengestalt mit dem stolzen Profil und den zarten Händen, die gleich weißen Vögeln über die Tasten hinflogen.

Ich schaute nach ihr hin, hörte die schwermütige Musik und ging meinen Phantasien nach. Einen Schatz wollte ich heben und ihr schenken, sie sollte reich sein! Oder ich wünschte, ich wäre der General Skobelew; dann hätte ich den Türken einen neuen Krieg angesagt, schweres Lösegeld von ihnen genommen und dafür meiner Dame an der schönsten Stelle der Stadt ein prächtiges Haus errichtet.

Aus unserm Hause aber und unsrer Straße sollte sie so bald wie möglich fortziehen, denn alle Welt redete schon gar zu häßlich und beleidigend von ihr. Die Nachbarn, die Dienstboten, meine Leute vor allem sprachen von Königin Margot in ganz demselben widerwärtigen und niederträchtigen Ton wie früher von der Zuschneidersfrau, nur taten sie es vorsichtiger, mit gedämpfter Stimme und spähendem Blick.

Sie hatten vor ihr Angst — vielleicht darum, weil sie die Witwe eines sehr hochgestellten Mannes war; die Urkunden an den Wänden ihres Zimmers waren den Vorfahren ihres Gatten von den alten russischen Zaren, den Godunow, dem Zaren Alexej und Peter dem Großen, verliehen. Ich erfuhr dies von dem Soldaten Tjufajew, einem wohlbelesenen Menschen, der die Evangelien in- und auswendig kannte. Vielleicht fürchteten die Klatschmäuler, sie könnten mit der edelsteinverzierten Reitpeitsche der Dame nähere Bekanntschaft machen, wie es bereits einem angesehenen Beamten ergangen sein sollte. Das, was sie halblaut, ängstlich um sich spähend, einander mitteilten, war aber auch häßlich genug.

Eine ganze Wolke von Feindseligkeit war es, in der meine Dame lebte, und ich konnte diese versteckte Bosheit, mit der man sie verfolgte, nicht begreifen und litt schwer darunter. Eines Tages erzählte Viktorchen, er habe, als er kurz nach Mitternacht heimkehrte, ins Schlafzimmerfenster der Königin Margot hineingeschaut und gesehen, wie sie im bloßen Hemd auf dem Ruhebett gesessen und der Major vor ihr gekniet habe — die Nägel an den Füßen habe er ihr beschnitten und diese mit einem Schwamm abgewaschen. Die Alte schimpfte und spuckte, während die Schwiegertochter errötend quiekte:

„Pfui, Viktor, wie schamlos! Nein, was für Schmutzfinken sind doch diese vornehmen Leute!“

Mein Lehrmeister schwieg und schmunzelte nur, wofür ich ihm schon dankbar war. Die beiden Weiber aber fragten Viktorchen unter „Ach!“ und „Oh!“ über alles mögliche aus, wie sie dagesessen habe, wie der Major gekniet habe, und Viktorchen wußte immer neue Einzelheiten beizubringen:

„Im Gesicht war er ganz rot, und die Zunge hat er so herausgestreckt...“

Ich sah nichts Anstößiges darin, daß der Major der Dame die Nägel an den Zehen beschnitt, daß er ihr jedoch die Zunge herausgestreckt habe, wollte ich nicht glauben, und ich hielt es für eine ganz abscheuliche Lüge.

„Wenn das unschicklich ist“, sagte ich zu Viktorchen, „warum haben Sie dann ins Fenster geguckt? Sie sind doch kein kleiner Junge?“

Man schalt mich wegen dieser Bemerkung, ich machte mir jedoch nichts daraus und hatte nur den einen Wunsch: zu Königin Margot hinunterzugehen, vor ihr niederzuknien, wie der Major es getan, und sie zu bitten:

„Ziehen Sie doch endlich aus diesem Hause fort!“

Nun, da ich wußte, daß es ein anderes Leben, andere Menschen, andere Gefühle und andere Gedanken gab, empfand ich einen stetig wachsenden Abscheu vor diesem Haus und seinen Bewohnern. Es schien mir ganz von einem Netz häßlicher Klatschgeschichten umsponnen, nicht einen Menschen gab es, den man nicht unbarmherzig durchgehechelt hätte. Der Regimentspriester, ein kranker, hinfälliger Mann, wurde als Trunkenbold und Wüstling hingestellt, die Offiziere und ihre Frauen lebten nach der Behauptung meiner Leute alle miteinander im Ehebruch, und die Art, wie die Soldaten von den Frauen redeten, war mir vollends zuwider. Die Gebrechen und die Fehler der andern zu beobachten und über sie Gericht zu halten — das war das billige Vergnügen, dem man in diesem Haus mit Leidenschaft frönte, um sich für das freudlose, langweilige Leben zu entschädigen, das man selber führte.

Die häßlichen Reden über Königin Margot empörten mich aufs tiefste. Ganz unkindliche Gefühle regten sich in meinem Herzen, ich haßte die Klatschmäuler und fühlte mich versucht, ihnen jeden erdenklichen Possen zu spielen. Zuweilen überkamen mich aber Anwandlungen von Mitleid mit mir selbst und allen Menschen, und dieses stumme Mitleid war vielleicht noch qualvoller und unerträglicher als der Haß.

Ich wußte von Königin Margot mehr als sie alle, und ich fürchtete, sie könnten vielleicht ebenfalls in Erfahrung bringen, was ich wußte.

Des Sonntags, wenn meine Leute in die Kathedrale zum Hochamt gingen, pflegte ich bei ihr vorzusprechen. Sie rief mich in ihr Schlafzimmer, ich nahm dort auf einem kleinen, mit goldschimmernder Seide überzogenen Sessel Platz, die Kleine kroch auf meinen Schoß, und ich erzählte der Mutter von den Büchern, die ich gelesen hatte. Sie lag auf dem breiten Bett, die gefalteten kleinen Hände unter der Wange, ganz in die seidene Bettdecke gehüllt, die von derselben goldenen Farbe war wie alles andere im Zimmer. Das dunkle Haar schlängelte sich, in einen Zopf geflochten, über die bräunliche Schulter und lag vor ihrem Kinn oder hing vom Bett auf den Boden herab.

Sie hört mir zu, sieht mir mit sanftem Blick ins Gesicht und sagt, kaum merklich lächelnd:

„Ach, sieh doch!“

Nur eine Königin konnte nach meiner Meinung so lächeln. Ihre tiefe Stimme hatte etwas zärtlich Liebkosendes, und es war mir, als hörte ich sie immer nur das eine sagen:

„Ich weiß, daß ich unvergleichlich besser und reiner bin als alle andern Menschen, und ich brauche sie alle miteinander nicht."

Zuweilen traf ich sie vor dem Spiegel an, sie saß auf einem niedrigen Sessel und kämmte ihr Haar, das ebenso lang und dicht war wie das Haar der Großmutter und über ihren Schoß und die Sessellehne hinweg fast bis auf den Boden reichte. Ich sah im Spiegel ihre prallen braunen Brüste, und sie zog sich vor mir ihr Leibchen und ihre Strümpfe an, doch ihre reine Nacktheit weckte in mir keine Scham, sondern nur ein freudiges Gefühl des Stolzes auf ihre Schönheit. Stets ging ein Duft von Blumen von ihr aus, der keinen häßlichen Gedanken über sie aufkommen ließ.

Ich war ein gesunder, kräftiger Bursche und kannte die geheimen Beziehungen zwischen Mann und Frau recht wohl, doch legten die Menschen, wenn sie von diesen Geheimnissen sprachen, so viel Roheit, Grausamkeit, unbarmherzige Schadenfreude an den Tag, daß ich mir diese Frau nicht in den Armen eines Mannes denken konnte, es mir nicht vorzustellen vermochte, daß jemand ihren Körper keck, ja schamlos berühren dürfte. Ich war überzeugt, daß für Königin Margot die Liebe der Küchen und Keller nicht bestand, daß sie andere, höhere Freuden und eine andere Liebe kannte. Eines Tages jedoch, als ich kurz vor Anbruch des Abends das Wohnzimmer betrat, vernahm ich hinter der Portiere des Schlafzimmers das helle Lachen der Dame meines Herzens und eine bittende männliche Stimme:

„So warte doch ... O Gott, ich kann's nicht glauben."

Ich begriff, daß ich mich zu entfernen hatte, doch vermochte ich mich nicht vom Fleck zu rühren.

„Wer ist da?" fragte sie — „du? Komm herein!"

Ein starker Blumenduft füllte das im Halbdunkel liegende Schlafzimmer, die Fenster waren verhängt. Königin Margot lag auf dem Bett, bis ans Kinn in die Decke gehüllt, und neben ihr an der Wand saß in Hemdsärmeln mit offener Brust der Geiger — auch auf seiner Brust befand sich eine Narbe, die sich als grellroter, noch im Dämmerlicht sichtbarer Streifen von der rechten Schulter nach der Brustwarze hinzog. Das Haar des Offiziers war spaßig zerzaust, und zum erstenmal sah ich auf seinem schwermütigen, zerhackten Gesicht ein Lächeln — er lächelte ganz seltsam, und seine großen, frauenhaften Augen schauten auf die Königin ganz so, als ob er ihre Schönheit zum erstenmal bemerkte.

„Das ist mein Freund", sagte Königin Margot — ich wußte nicht, ob sie es zu mir oder zu ihm sagte. „Wovor bist du so erschrocken?" klang ihre Stimme wie aus weiter Ferne an mein Ohr. „So komm doch näher..."

Als ich an ihr Bett kam, legte sie ihren nackten, warmen Arm um meinen Hals und sagte:

„Bist du einmal so groß, so wirst auch du glücklich werden... Geh jetzt!"

Ich stellte das Buch ins Fach, nahm mir ein anderes heraus und ging, wie ich gekommen war.

Es war mir, als sei etwas zersprungen in meinem Herzen. Ich glaubte natürlich nicht einen Augenblick, daß meine Königin so lieben könnte wie alle andern Frauen, und auch der Offizier ließ mich auf einen solchen Gedanken nicht kommen. Ich sah sein Gesicht vor mir, sein Lächeln — er lächelte so froh wie ein Kind, das plötzlich eine freudige Überraschung erlebt hat, und sein melancholisches Gesicht war dadurch ganz wunderbar verklärt. Er liebte sie jedenfalls — man mußte sie eben lieben, und auch sie mochte ihn freigebig mit ihrer Liebe beglücken, er spielte ja so herrlich, deklamierte so ergreifend...

Doch schon der Umstand, daß ich nach solchen Trostgründen suchen mußte, ließ mich klar empfinden, daß nicht alles in Ordnung war und daß in meinen Beziehungen zu dem, was ich gesehen, wie überhaupt zur Königin Margot etwas nicht stimmte. Ich hatte das Gefühl, daß mir etwas verlorengegangen war, und verbrachte ein paar Tage in tiefer Niedergeschlagenheit.

... Wieder einmal hatte ich irgendeinen tollen Streich ausgeführt, der sich im Hause herumsprach. Als ich bald darauf zu der Dame kam, um mir ein Buch zu holen, sagte sie in strengem Ton:

„Sag mal — was höre ich von dir? Du sollst ein ganz loser Strick sein! Das hätte ich nicht von dir gedacht!"

Ich konnte nicht an mich halten und begann zu erzählen, wie schwer mir ums Herz sei und welche Qualen es mir bereite, wenn ich die Leute so abscheulich von ihr reden höre. Die Hand auf meiner Schulter, stand sie vor mir und hörte mich mit Ernst und Aufmerksamkeit an. Bald jedoch lachte sie hell auf und schob mich leicht von sich.

„Schon gut", sagte sie, „ich weiß das alles — verstehst du? Ich weiß es!"

Dann nahm sie meine beiden Hände und sagte in herzlichstem Ton:

„Je weniger du auf all diese Gemeinheiten achtest, desto besser für dich... Deine Hände könntest du aber sorgfältiger waschen..."

Nun, das hätte sie sich sparen können; wenn sie das Kupfergeschirr putzen, die Fußböden scheuern und Windeln waschen müßte, hätten auch ihre Hände nicht viel besser ausgesehen als die meinigen.

„Wenn ein Mensch das Leben zu nehmen versteht, hassen und beneiden sie ihn; und wenn er es nicht versteht, verachten sie ihn", sprach sie nachdenklich, während sie mich an sich zog und mir

lächelnd in die Augen sah. „Sag einmal — liebst du mich?"

„Ja."

„Sehr?"

„Ja."

„Wie liebst du mich?"

„Ich weiß es nicht..."

„Ich danke dir, du bist ein Prachtjunge! Ich habe es gern, daß man mich liebt..."

Sie lächelte und wollte noch irgend etwas sagen, doch seufzte sie nur und schwieg dann eine ganze Weile, ohne mich aus ihren Armen zu lassen.

„Komm öfters zu mir", sagte sie dann: „komm, sooft du Zeit hast."

Ich machte von ihrer Erlaubnis Gebrauch, und ich habe viel Gutes von ihr empfangen. Nach dem Mittagessen pflegten meine Leute ihr Schläfchen zu halten, und ich lief hinunter — war sie zu Hause, so saß ich eine Stunde lang oder noch länger bei ihr.

„Lesen mußt du vor allem russische Bücher, man muß das Leben seines eignen Volkes kennen", belehrte sie mich, während sie mit ihren flinken rosigen Fingern die Nadeln in ihr duftendes Haar schob.

Sie zählte mir die Namen der russischen Schriftsteller auf und fragte mich: „Wirst du sie dir merken?"

Sie sagte oft nachdenklich, wie mit leisem Selbstvorwurf:

„Lernen müßtest du, auf eine gute Schule gehen... O Gott, ich vergesse es immer wieder..."

Ein neues Buch in der Hand, verließ ich sie und eilte nach meiner Küche hinauf. Es war mir, als hätte ich ein läuterndes Seelenbad genommen.

Ich hatte bereits Aksakows „Familienchronik" gelesen, ferner die prächtige Dichtung Melnikows „In den Wäldern", Turgenjews wundervolles „Tagebuch eines Jägers", ein paar Bände von Grebenka und Sologub und die Gedichte von Wenewitinow, Odojewski und Tjutschew. Diese Bücher reinigten meine Seele von dem Anflug all der häßlichen Eindrücke, die die erbärmliche Wirklichkeit des Lebens darin zurückgelassen hatte — ich wußte nun, was ein gutes Buch war, und begriff, wie notwendig ich seiner bedurfte. Diese Bücher pflanzten mir das ruhige, feste Vertrauen ins Herz, daß ich nicht allein war auf der Erde und nicht untergehen würde!

Wenn die Großmutter mich besuchte, erzählte ich ihr voll Begeisterung von der Königin Margot. Sie führte ein Prischen Tabak zur Nase und sagte zuversichtlich:

„Ei sieh, wie schön das ist! Ja, ja, es gibt viele gute Menschen, such nur, so wirst du sie schon finden!"

Und einmal fragte sie mich:

„Soll ich am Ende zu ihr hingehen und ihr dafür danken, was sie an dir getan hat?"

„Nein, laß es lieber..."

„Nun, wie du willst... O Gott, o Gott, wie schön ist das Leben doch! Ewig möcht' ich leben wollen — so schön ist es..."

Königin Margot kam nicht dazu, für meine weitere Ausbildung etwas zu tun — um Pfingsten herum ereignete sich ein häßlicher Vorfall, der mir beinahe verhängnisvoll geworden wäre.

Kurz vor dem Fest waren meine Augenlider gefährlich angeschwollen, die Augen schlossen sich ganz, und meinen Leuten wie auch mir selbst wurde angst und bange, daß ich erblinden könnte. Man brachte mich zu dem bekannten Arzt Rodsewitsch, der eine Operation an meinen Augen vornahm, und einige trübe Tage mußte ich nun mit einem Verband um die Augen in qualvoller, schwarzer Langeweile verbringen. Am Abend vor Pfingsten wurde mir der Verband abgenommen, und ich stand wieder auf den Beinen, als wäre ich aus dem Grab auferstanden, in das man mich lebendig gelegt. Nichts Schrecklicheres kann es geben als den Verlust des Augenlichts, neun Zehntel der Welt werden dem Menschen genommen.

Am Pfingstsonntag war ich als Rekonvaleszent von Mittag an frei und machte meine Besuche bei den Burschen in den Offiziersküchen. Alle außer dem sittenstrengen Tjufajew waren betrunken. Gegen Abend schlug Jermochin Sidorow über den Schädel, daß dieser im Hausflur bewußlos zusammenbrach, während der Täter voll Angst nach der Schlucht entfloh.

Im Hof verbreitete sich alsbald das Gerücht, daß Sidorow erschlagen sei. Auf der Treppe entstand eine Menschenansammlung, alles starrte nach dem Soldaten hin, der, mit dem Kopf im Flur, unbeweglich über die Küchenschwelle hingestreckt lag. Man flüsterte, die Polizei müsse geholt werden, doch holte sie niemand, wie auch niemand es wagte, den Soldaten zu berühren.

Da erschien Natalja Koslowskaja, die Wäscherin, in einem neuen fliederblauen Kleid, ein weißes Tuch um die Schultern, auf der Treppe. Ohne viel Federlesen stieß sie die Umstehenden zur Seite, kauerte sich neben dem Soldaten hin und sagte laut:

„Seid ihr ein dummes Volk — er lebt ja! Schnell Wasser her!"

„Misch dich nicht in Dinge, die dich nichts angehen!" rief man ihr zu.

„Wasser her, sag' ich!" schrie sie laut, als ob Feuer ausgebrochen wäre, schürzte kurz entschlossen ihr neues Kleid bis über die Knie auf, strich den Unterrock zurecht und legte den blutenden Kopf des Soldaten auf ihre Knie. Mißbilligend und ängstlich verliefen sich die Leute, während die tränengefüllten Augen der Wäscherin in dem runden, weißen Gesicht voller Unwillen funkelten. Ich brachte einen Eimer Wasser, und sie hieß mich Sidorows Kopf und Brust begießen, doch mit Vorsicht, damit ich ihre Kleider nicht naß mache; sie sei zu Gast geladen.

Der Soldat erwachte, öffnete die trüben Augen und ließ ein Stöhnen hören.

„Faß zu!" sagte Natalja zu mir, während sie selbst den Soldaten behutsam, um ihr Kleid nicht blutig zu machen, unter die Achseln faßte. Wir trugen Sidorow in die Küche und legten ihn auf sein Bett. Sie wischte sein Gesicht mit einem feuchten Lappen ab, reichte mir diesen und sagte:

„Da, tauch den Lappen in Wasser ein und halt ihn auf seinem Kopf fest. Ich muß jetzt gehen und den andern Dummkopf suchen — die Kerle bringen sich mit ihrem Saufen noch einmal ins Zuchthaus!"

Sie zog den blutigen Unterrock aus und warf ihn in die Ecke, dann glättete sie sorgfältig das zerdrückte fliederblaue Kleid und entfernte sich. Sidorow dehnte sich, schluckte und ächzte, während die schweren, warmen Blutstropfen von seinem Kopf auf meinen bloßen Fuß fielen. Ein gruseliges Gefühl durchzuckte mich jedesmal, wenn ein Tropfen niederfiel, vor lauter Angst jedoch wagte ich nicht, den Fuß wegzusetzen.

Es war eine unangenehme Lage. Draußen war helles Pfingstwetter, die Vortreppe des Hauses und das Tor waren mit jungen Birkenreisern geschmückt, und an jeden Prellstein war ein frischer Ebereschen- oder Ahornzweig gebunden. Die ganze Straße war in heiteres Grün getaucht, alles war so jung, so frisch. Des Morgens hatte ich bei mir im stillen gedacht:

Nun ist der Frühling da mit seinem festlichen Glanz — nun wird auch mein Leben wieder heller, heiterer, reiner werden.

Und da kam diese Störung dazwischen. Der Soldat hatte sich erbrochen, es roch in der Küche nach Branntwein und Schnittlauch, und am Fenster erschienen jeden Augenblick alberne Gesichter und glotzten neugierig herein. Der Soldat kam allmählich zur Besinnung und murmelte lallend:

„Was ist denn mit mir los? Bin ich gef—fallen? Jermochin — mein l—lieber Kamerad..."

Dann begann er zu husten, flennte in seiner Betrunkenheit und greinte: „Schwesterchen... mein armes Schwesterchen..."

Er stand auf, ganz naß, schlabberig und übelriechend, wankte, fiel wieder auf sein Lager und sagte, die Augen seltsam verdrehend:

„Totgeschlagen haben sie mich..."

Ich mußte lachen.

„Wer lacht da, zum Teufel?" fragte er und glotzte mich stier an. „Wie kannst du es wagen? Ganz totgeschlagen bin ich, für immer..."

Er stieß mich mit beiden Armen zurück und brummte dabei:

„Erster Schlag — Eliastag; zweiter Schlag — Georgitag; dritter Schlag — scher dich, Pack! Mach, daß du fortkommst, du Wolf..."

„Schwatz keinen Unsinn!" sagte ich.

Eine läppische Wut ergriff ihn, er brüllte und scharrte mit den Füßen.

„Mich haben sie totgeschlagen, und du..."

Und er schlug mir mit der schlaffen, unsauberen Hand gerade in die Augen. Ich schrie auf und stürzte, ganz geblendet, mit knapper Not auf den Hof hinaus, wo mich Natalja, die eben mit Jermochin ankam, glücklich auffing.

„Geh zu ihm hinein, du Ochse", sagte sie zu diesem; und dann wandte sie sich mir zu: „Was ist mit dir?"

„Er hat mich geschlagen..."

„Geschla—agen hat er dich?" versetzte sie erstaunt. „Er ist also wieder auf den Beinen? Na, danke deinem Schöpfer!" fügte sie, zu Jermochin gewandt, hinzu.

Ich wusch mir die Augen aus, und als ich dann wieder in die Offiziersküche hineinschaute, sah ich, wie die beiden Soldaten einander umarmten und weinten. Dann wollten sie auch gegen Natalja zärtlich werden, die wehrte sich jedoch und schrie sie an:

„Weg mit den Pfoten, ihr Köter! Meint wohl, ich sei so eine von euren Schlampen, hä? Legt euch in die Klappe und schlaft aus — wenn eure Herren nach Hause kommen, kann's euch schlecht ergehen! Na, vorwärts!"

Sie bettete sie wie kleine Kinder, den einen auf dem Fußboden, den andern auf seiner Feldbettstelle, und als sie beide alsbald zu schnarchen begannen, ging sie hinaus.

„Wie ich mich zugerichtet habe — da! Und so soll ich jetzt zu Besuch gehen... Geschlagen hat er dich? So ein Tölpel! Das macht der verdammte Fusel. Gewöhn dir nur das Trinken nicht an, Junge, trink niemals..."

Ich saß dann mit ihr auf der Bank am Tor und fragte sie, wie es komme, daß sie sich vor den Betrunkenen nicht fürchte.

„Ich fürchte mich auch vor den Nüchternen nicht — wozu hab' ich denn das, wie?" Sie zeigte ihre geballte rote Faust. „Mein verstorbener Mann kam auch manchmal bis oben voll nach Hause, da hab' ich ihn manchmal, wie er so war, an Händen und Füßen gebunden, und wenn er wach wurde, zog ich ihm die Hosen herunter und gab ihm eine ordentliche Tracht Prügel: ‚Da hast du, mein Lieber! Was hast du dich zu besaufen, wenn du verheiratet bist? Die Frau soll dein Zeitvertreib sein, nicht der Branntwein!' Ja... gehauen hab' ich ihn, bis ich müde wurde, und dann war mein liebes Männchen so weich wie Wachs..."

„Sie sind stark", sagte ich und dachte an Eva, die sogar den Herrgott betrog.

Natalja stieß einen Seufzer aus und sagte:

„Die Frau braucht auch mehr Kraft als der Mann, so stark wie zwei müßte sie sein. Der Herrgott hat sie benachteiligt, sie sollte dem Manne gewachsen sein."

Sie sagte das ganz ruhig, ohne Bosheit, und saß dabei mit dem Rücken gegen den Zaun gelehnt, die

Arme über der mächtigen Brust gefaltet und die sinnenden Augen auf den schmutzigen, mit Schutt aufgefüllten Damm gerichtet. Ich hörte auf ihre klugen Reden und achtete gar nicht auf die Zeit, bis ich plötzlich am Ende des Dammes meinen Lehrherrn mit seiner Gattin Arm in Arm daherkommen sah. Langsam und würdevoll, wie ein Puterpaar, schwebten sie heran, sahen uns forschend an und sagten irgend etwas zueinander.

Ich lief rasch nach der Tür zum vorderen Aufgang und öffnete sie. Als die junge Frau die Treppe hinaufging, sagte sie giftig zu mir:

„Den Wäscherinnen machst du den Hof? Das hast du wohl bei der Dame unten gelernt?"

Die Bemerkung war so albern, daß sie nicht den geringsten Eindruck auf mich machte. Ärgerlicher war mir schon, daß auch mein Lehrherr lächelnd sagte: „Na, 's ist ja auch Zeit!"

Als ich am nächsten Morgen Holz im Schuppen holte, fand ich hinter der Schuppentür, neben dem viereckigen Durchschlupf für die Katzen, einen leeren Geldbeutel. Ich hatte ihn wohl ein dutzendmal in Sidorows Händen gesehen und brachte ihn sogleich zu ihm.

„Und wo ist das Geld?" fragte er, mit dem Finger das Innere des Beutels untersuchend. „Dreißig Rubel... gib sie her!"

Sein Kopf war mit einem Handtuch umwunden, das wie ein Turban über dem gelben, mageren Gesicht saß. Seine verschwollenen Augen blinzelten zornig, und er wollte durchaus nicht glauben, daß ich den Beutel leer gefunden hätte.

Jermochin kam und redete ihm nach dem Munde.

„Ja, er hat's sicher gestohlen", sagte er, nach mir herübernickend — „führ ihn nur mal zu seinem Herrn hin! Ein Soldat wird doch den andern nicht bestehlen!"

Seine Worte verrieten mir, daß niemand anders als er selbst das Geld gestohlen und den leeren Beutel in den Schuppen geworfen hatte, um den Verdacht auf mich zu lenken.

„Lügner!" schrie ich ihm ins Gesicht — „du hast das Geld gestohlen!"

Die Angst und die Wut, die sein stumpfsinniges Gesicht verzerrten, bewiesen mir, daß ich richtig geraten hatte.

„Beweise es doch!" quiekte er schrill und begann sich hin und her zu winden.

Wie sollte ich hier etwas beweisen?

Jermochin zerrte mich unter lautem Gebrüll in den Hof, Sidorow folgte uns und schrie gleichfalls irgend etwas, an den Fenstern erschienen die Köpfe der Hausbewohner, und auch die Mutter der Königin Margot schaute ruhig rauchend zu. Ich begriff, daß ich in den Augen meiner Dame verloren war, und kam ganz von Sinnen.

Ich erinnere mich noch, wie sie mich verhörten; die beiden Soldaten hielten mich an den Armen fest, und meine Leute standen da, hörten die Anklage an und nickten einander verständnisvoll zu.

„Natürlich hat er's genommen!" sagte die junge Frau bestimmt. „Er hat gestern am Tor mit der Wäscherin schöngetan, also muß er doch Geld gehabt haben, denn ohne Geld kann er bei so einer nichts erreichen..."

„Ganz richtig, so ist's!" schrie Jermochin.

Ich glaubte, die Decke bricht über mir zusammen. Eine rasende Wut überkam mich, ich schrie die junge Frau zornig an und erhielt eine schwere Tracht Prügel.

Aber die Schläge schmerzten mich bei weitem nicht so sehr wie der peinigende Gedanke: Was wird nun Königin Margot von mir denken? Wie werde ich mich vor ihr rechtfertigen? Bittere Qualen erduldete ich in diesen schrecklichen Stunden.

Die Soldaten hatten dafür gesorgt, daß die Geschichte rasch im Hof und in der ganzen Straße bekannt wurde. Als ich nun gegen Abend in finsterem Groll mich auf dem Boden verkrochen hatte, hörte ich plötzlich unten Nataljas zornige Stimme:

„Nein, warum soll ich schweigen? Nein, mein Lieber, immer komm nur, komm! Na, wirst du wohl gehen? Sonst sag' ich's deinem Herrn, der wird dir schon Beine machen!"

Ich erriet sogleich, daß der Lärm da unten vor dem Eingang zu unserer Wohnung mit mir im Zusammenhang stand.

„Du hast mir gestern eine ganze Menge Geld gezeigt — nun sag mal, woher du es hattest!"

Der Atem stockte mir vor lauter Freude, als ich nun auch Sidorows vorwurfsvolle Stimme vernahm:

„Ei, ei, Jermochin..."

„Und da haben sie nun den Jungen beschimpft und geprügelt... eine Schande ist's!"

Ich hätte in den Hof hinunterspringen, vor lauter Lust herumtanzen und die Wäscherin aus Dankbarkeit küssen mögen, doch da vernahm ich, wahrscheinlich vom Fenster her, die Stimme unserer jungen Frau:

„Geprügelt hat man ihn, weil er frech geworden ist, verstanden? Daß er der Dieb sein könnte, hat kein Mensch gedacht, höchstens du, freches Weibsstück!"

„Ein freches Weibsstück sind sie selbst, meine Gnädige, und eine dumme Kuh obendrein, mit Verlaub zu sagen!"

Wie Musik klang dieses Gezänk in meinen Ohren, und ich weinte vor lauter Freude über die mir gewordene Genugtuung.

Nach einer Weile kam mein Lehrherr langsam die Bodentreppe herauf. Er setzte sich auf ein Balkenende neben mich und fuhr sich durchs Haar.

„Na, lieber Peschkow", begann er, „uns ist wieder mal Unrecht geschehen..."

Ich wandte mich schweigend von ihm ab.

„Ein freches Mundwerk hast du aber, das muß man dir lassen!" fuhr er fort.

„Sobald ich gesund bin, geh' ich von Ihnen fort", erklärte ich ihm leise.

Er saß eine Weile schweigend da, rauchte seine Zigarette, betrachtete von Zeit zu Zeit aufmerksam ihr glühendes Ende und sagte schließlich:

„Tu, was du nicht lassen kannst. Du bist kein kleines Kind mehr und mußt selbst wissen, was für dich am besten ist..."

Vier Tage später verließ ich das Haus. Gar zu gern hätte ich von Königin Margot Abschied genommen, doch besaß ich nicht Dreistigkeit genug, um zu ihr zu gehen — und ich erwartete eigentlich, offen gestanden, daß sie mich rufen lassen würde.

Als ich von der Kleinen Abschied nahm, bat ich sie:

„Sag der Mama, daß ich ihr sehr, sehr dankbar bin. Wirst du es ausrichten?"

„Ja", versprach sie mit einem entzückenden Lächeln. „Leb wohl bis morgen, nicht?"

Zwanzig Jahre später bin ich ihr wieder begegnet — sie hatte einen Gendarmerieoffizier geheiratet...

11

Ich bin wieder Abwäscher auf einem Wolgadampfer — diesmal auf dem schwanenweißen, geräumigen Schnelldampfer „Perm". Ich bekomme sieben Rubel Monatslohn und habe in der Küche den Köchen zu helfen.

Der Büfettier, ein rundlicher Mensch mit einer kahlen Platte, geht, aufgeblasen vor Stolz, die Hände auf dem Rücken, den ganzen Tag schwerfällig auf dem Verdeck umher, wie ein verschnittener Eber, der sich an einem heißen Tag einen kühlen Winkel sucht. Hinterm Büfett führt seine Gattin das Zepter, eine Dame in den Vierzigern, hübsch, doch schon recht stark mitgenommen und so arg gepudert, daß der klebrige weiße Staub ihr von den Backen fällt und das helle Kleid davon ganz mehlig aussieht.

In der Küche regiert der erste Koch Iwan Iwanowitsch Medweshonok, ein kleiner, untersetzter Mensch mit einer Habichtsnase und spottfrohen Augen. Er ist ein Stutzer, trägt gestärkte Hemdkragen, rasiert sich alle Tage, hat ganz blaue Backen und einen aufgezwirbelten dunkeln Schnurrbart, an dem er in seinen freien Stunden unter Benutzung eines runden Taschenspiegels beständig dreht und zupft. Der merkwürdigste Mensch auf dem Dampfer ist der Heizer Jakow Schumow, ein vierschrötiger, breitschultriger Mensch mit einem stülpnäsigen Gesicht so flach wie ein Spaten, kleinen Bärenaugen, die ganz unter den dichten Brauen verschwinden, und kurzgewachsenen, moosartigen Haarbüscheln um die Backen. Das Kopfhaar bildet einen dichten Schopf, durch den seine krummen Finger nur mit Mühe hindurchzudringen vermögen.

Er spielte gern Karten um Geld und setzte alle Welt durch seinen Riesenappetit in Erstaunen. Wie ein hungriger Hund drückte er sich beständig in der Nähe der Küche herum, erbat sich ein Stück Fleisch oder einen Knochen, trank des Abends mit Medweshonok Tee und erzählte von sich allerhand wunderbare Geschichten.

In seinen jungen Jahren war er bei dem Stadthirten von Rjasan als Kuhhirt in Diensten gewesen, ein durchreisender Mönch hatte ihn jedoch bewogen, ins Kloster zu gehen, in dem er viele Jahre als Novize geblieben war.

„Und so wäre ich denn ein Mönch, ein schwarzes Sternlein Gottes, geworden", erzählte er, „wenn nicht eine Pilgerin aus Pensa unserem Kloster einen Besuch gemacht hätte. Das war ein sehr spaßiges Frauchen, und sie verdrehte mir ganz den Kopf. ‚Was für ein schmucker Bursche bist du doch', sagte sie, ‚und wie kräftig — und ich bin eine ehrsame Witwe, stehe ganz allein da, möchtest du nicht lieber als Hauswart zu mir kommen? Ich hab' ein hübsches Häuschen', sagte sie, ‚betreibe einen Handel mit Bettfedern'...

Na, kurz und gut, ich wurde ihr Hauswart, und sie wurde mein Schätzchen, und so hab' ich wohl an die drei Jahre bei ihr recht mollig verbracht..."

„Du verstehst dich wirklich aufs Schwindeln", unterbrach ihn Medweshonok, während er mit besorgtem Blick die Hitzbläschen an seiner Nase im Spiegel betrachtete. „Wenn man dir deine Lügen alle bezahlte, wärst du ein steinreicher Mann..."

Jakow kaut ungestört weiter, die grauen Haarbüschel in seinem leeren Gesicht schieben sich hin und her, und die zottigen Ohren bewegen sich mit. Ohne auf die Bemerkung des Kochs etwas zu erwidern, fährt er in derselben raschen, eintönigen Sprechweise fort:

„Sie war älter als ich und wurde mir schließlich über — na, und aus Langerweile bändelte ich schließlich mit ihrer Nichte an. Leider kam sie dahinter und warf mich zum Hause hinaus..."

„Recht so, was man sich einbrockt, muß man auch auslöffeln", sagt der Koch in demselben singenden Tonfall wie Jakow.

Der Heizer steckt ein Stück Zucker hinter die Backe und fährt gleichmütig fort:

„Eine Zeitlang trieb ich mich nun in Wind und Wetter herum und schloß mich dann einem alten Hausierer aus Wladimir an, mit dem ich quer über die ganze Erde gewandert bin. Auf den Balkanbergen waren wir, und bei den Türken gar, bei den Rumänen und den Griechen, und auch zu allerhand Österreichern sind wir gekommen. Alle Völker haben wir besucht, bei den einen haben wir gekauft, bei andern verkauft..."

„Habt ihr nicht auch bei manchen gestohlen?" fragt der Koch ernsthaft.

„Dafür war der Alte nicht zu haben. Und auch zu mir sagte er: ‚Im fremden Land sei ehrlich, hier ist so eine Ordnung, daß sie einem für die erste beste Kleinigkeit gleich den Kopf abreißen.' Einmal hab' ich, offen gestanden, einen Streich gewagt, doch ist er nicht gut abgelaufen: einem Kaufmann stahl ich ein Pferd vom Hofe, wurde aber abgefaßt und ganz jämmerlich verdroschen. Dann brachte man uns zur Polizei — wir waren nämlich zwei Mann, ein richtiger Pferdedieb und ich, der ich's mehr aus Liebhaberei mitgemacht hatte. Bei dem Kaufmann hatte ich gearbeitet, einen Ofen hatte ich ihm in der neuen Badestube gesetzt, und wie sie mich ins Loch gesteckt haben, wurde er krank und träumte irgend etwas Schlimmes von mir. Da kriegte er einen Schreck und bat die Obrigkeit: ‚Laßt ihn laufen, denn er erscheint mir im Traum, und wenn ich ihm nicht verzeihe, werde ich nicht wieder gesund, weil er offenbar ein Zauberer ist.' Ich, heißt das, sollte der Zauberer sein! Na, der Kaufmann war ein sehr angesehener Mann, und so ließen sie mich laufen ..."

„In kaltes Wasser hätten sie dich drei Tage lang stecken sollen", versetzte der Koch, „damit die Dummheiten aus deinem Schädel herauskommen!"

„Das ist wohl wahr", lenkte Jakow sogleich ein, „Dummheiten hatte ich immer sehr viele im Kopf, fürs ganze Dorf hätt's gereicht ..."

Der Koch hat den Finger hinter seinen zu engen Halskragen gesteckt, zerrt daran ärgerlich herum und räsoniert kopfschüttelnd:

„Zu sonderbar: kraucht da so ein Spitzbube auf Gottes Erdboden herum, frißt, säuft, zieht von Ort zu Ort, und wozu das alles? Sag mal, wozu lebst du eigentlich?"

„Ja, das weiß ich selber nicht", erwiderte der Heizer, den das Schlucken ankommt. „Der eine liegt lang da, der andere wandert, und was der Beamte ist, der sitzt meistens. Na, und essen — muß schließlich jeder."

Der Koch wird immer wütender:

„Bei dir ist's aber kein Essen mehr, sondern ein Fressen! Wie wenn man ein Schwein mästet ..."

„Warum schimpfst du?" fragt Jakow verwundert. „Die Menschen sind alle Eicheln von einem Baum. Laß das Schimpfen, ich werde davon nicht besser ..."

Dieser Mensch machte gleich vom ersten Augenblick an einen starken Eindruck auf mich, ich schaute auf ihn mit unverhohlenem Staunen und hörte mit offenem Munde zu. Ich sagte mir, daß er irgendein ganz besonderes Wissen vom Leben besitzen müsse. Er duzte alle Welt, blickte unter seinen zottigen Brauen hervor, gerade und frei auf jedermann, und stellte alle, ob Kapitän, Büfettier oder Passagier erster Klasse, in eine Reihe mit sich selbst, mit Matrosen, Büfettpersonal und Deckpassagieren. Die langen Affenarme auf dem Rücken, stand er zuweilen vor dem Kapitän oder dem Maschinisten und hörte schweigend zu, wie man ihn seiner Trägheit wegen schalt oder ihm Vorwürfe machte, weil er jemandem im Kartenspiel das Geld abgenommen hatte. Doch weder Schelten noch die Drohung, ihn im nächsten Hafen abzusetzen, vermochten ihn zu rühren.

Es steckt etwas in ihm, das allen andern fremd ist, und er selbst glaubt an dieses ganz besondere Etwas, das die Leute in ihm nicht begreifen.

Ich habe diesen Menschen niemals beleidigt, niemals nachdenklich oder längere Zeit schweigend gesehen — unaufhörlich fließt aus seinem von filzigem Haarwuchs umgebenen Mund der Redestrom, als könnte er gar nicht anders. Schilt man ihn, oder hört er einer fesselnden Erzählung zu, so bewegen sich seine Lippen, als ob er das Gehörte für sich wiederholte oder seine eigene Rede leise fortführte. Jeden Tag kam er nach Beendigung seines Dienstes aus dem Heizraum herausgekrochen, barfüßig, schwitzend, mit Erdöl beschmutzt, im ungegürteten nassen Hemd, das die mit dichtem krausem Haar bedeckte Brust freiließ, und sogleich sickerte seine gleichförmige, eintönige, heisere Rede wie ein Dauerregen auf das Verdeck nieder:

„Guten Tag, Mutter! Wohin fährst du! Nach Tschistopol? Kenn' ich, bin dagewesen als Knecht bei einem reichen Tataren. Hussan Gubaidullin hieß er, war nicht mehr jung, aber noch ganz kräftig, ganz rot im Gesicht, und hatte drei Frauen. Die eine — Tatarin von Geburt — war noch sehr jung, ein spaßiges Weibchen — ich hatte mit ihr was vor ..."

Er war überall gewesen und hatte dort, wo er gewesen, mit allen Weibern „etwas vorgehabt". Er erzählte davon ganz harmlos und ruhig, als ob für ihn alles ruhig und glatt verlaufen wäre. Im nächsten Augenblick schon ließ sich seine Stimme irgendwo auf dem Hinterdeck vernehmen:

„Na, meine ehrlichen Leutchen, wie wär's mit einem Spielchen? Klopfspiel oder Dreiblatt oder Riemchen — wie? 'ne lustige Sache, das Kartenspiel, man sitzt da und nimmt Geld — richtig was für Kaufleute ..."

Es war mir aufgefallen, daß er selten die Ausdrücke „gut", „schön", „schlecht" gebrauchte, sondern dafür lieber „lustig", „spaßig", „zu dumm" oder etwas Ähnliches sagte. Eine schöne Frau war für ihn ein „nettes Weibchen", und einen sonnigen warmen Tag nannte er ein „prächtiges Tagchen". Eine besondere Vorliebe hatte er für den Ausdruck „ich pfeif' drauf!" Alle hielten ihn für einen Faulpelz, mir aber schien es, daß er seine schwere Arbeit vor dem Feuer in der stickigen, übelriechenden, unerträglichen Höllenglut ebenso gewissenhaft tat wie alle andern, nur daß er nie, wie die andern Heizer, über Müdigkeit klagte.

Einmal war einer alten Frau, die mit dem Dampfer fuhr, der Geldbeutel samt der ganzen Barschaft gestohlen worden. Es war ein heller, stiller Abend,

und an Bord war alles in guter Stimmung. Der Kapitän schenkte der Bestohlenen fünf Rubel, und die Passagiere sammelten gleichfalls für sie. Sie bedankte sich unter tiefen Verbeugungen und Bekreuzigungen und sagte:

„Aber, meine Lieben, da sind ja drei Rubel und zehn Kopeken mehr herausgekommen, als ich gehabt habe!"

„Behalt sie doch, Mütterchen, mach nicht erst viel Gerede!" rief irgend jemand gutmütig. „Drei Rubel kann man immer brauchen..."

Jakow aber trat an die Alte heran und schlug ihr allen Ernstes vor:

„Gib mir, was du zuviel hast, ich will mein Glück im Kartenspiel versuchen! Was brauchst du das Geld — mußt ja doch bald ins Gras beißen."

Die Fahrgäste nahmen seine Worte als einen Scherz und lachten, er aber fuhr fort, die Alte zu bearbeiten, und als man ihn schließlich fortjagte, sagte er verwundert zu mir:

„Warum sich die Leute gleich einmischen! Sie scheint das Geld doch nicht nötig zu haben, und ich könnte es so gut gebrauchen..."

Blanke Münzen machten ihm Spaß, er liebte es, während er sprach, ein Silber- oder ein Kupferstück an seiner Hose zu polieren und dann aufmerksam zu betrachten. Sonst jedoch lag ihm nicht viel an Geld. Einmal schlug er mir vor, mit ihm eine Partie Klopfspiel zu machen, und als ich sagte, ich könne keine Karten spielen, meinte er erstaunt:

„Du kannst keine Karten spielen? Und dabei kannst du schreiben und lesen! Dann muß ich dir's doch gleich beibringen. Spielen wir erst mal zum Spaß um Zucker..."

Er gewann mir ein halbes Pfund Würfelzucker ab und schob ein Stück nach dem andern hinter seine zottige Backe. Als er dann fand, daß ich bereits gut genug spiele, schlug er mir vor: „Jetzt wollen wir im Ernst spielen, um Geld. Hast du Geld?"

„Fünf Rubel hab' ich."

„Und ich habe zwei und 'nen Zehner."

Er nahm mir natürlich sehr rasch mein Geld ab. Ich wollte den Verlust wieder wettmachen, setzte mein gutes Wams, das fünf Rubel gekostet hatte, und verlor. Auch ein Paar neue Stiefel zu drei Rubeln gingen flöten. Da meinte Jakow ärgerlich:

„Nein, du kannst nicht spielen, du bist viel zu hitzig — gleich Wams und Stiefel drangeben, das geht nicht. Da, nimm deine Sachen und dein Geld zurück, nur einen Rubel behalt' ich als Lehrgeld... Einverstanden?"

Ich war sehr froh und drückte ihm meinen Dank aus.

„Ach, was — Dank!" erwiderte er. „Spiel ist eben Spiel, eine Belustigung heißt das, und du machst eine Prügelei draus. Auch bei 'ner Prügelei soll man übrigens nicht hitzig sein, sondern mit Berechnung zuschlagen. Was erreichst du schließlich mit deiner Hitze? Du bist jung, mußt dich beherrschen lernen. Merk dir das, mein Junge!"

Mancher Zug in seinem Wesen erinnerte mich an die Großmutter und gefiel mir sehr, doch stieß mich andrerseits seine völlige Gleichgültigkeit gegen die Menschen heftig ab. Eines Tages war ein Passagier zweiter Klasse, ein dicker, alter Kaufmann aus Perm, im Rausch über Bord gefallen — in der von der untergehenden Sonne beleuchteten goldigroten Flut schlug er mit Händen und Füßen um sich und stieß ein markerschütterndes Geschrei aus. Die Maschine stoppte, die Räder schlugen das Wasser zu brausendem Schaum, und in dem blutig gefärbten Meer von Gischt schwamm, schon ganz weit hinten, der zuckende, dunkle Körper. Die Passagiere liefen schreiend durcheinander, der gleichfalls betrunkene Freund des Verunglückten, rothaarig, mit einer Glatze, schlug auf alle mit den Fäusten los, wollte durchaus über Bord springen und schrie: „Weg da! Ich werde ihn gleich kriegen..."

Zwei Matrosen schwammen mit langen Stößen dem über Bord Gefallenen nach, das Rettungsboot ward vom Verdeck heruntergelassen, mitten durch die Kommandorufe aber und das Angstgeschrei der Frauen ließ sich ruhig und sicher Jakows heisere Stimme vernehmen:

„Er muß ertri—inken, unbedingt ertrinken, weil er nämlich den langen Rock anhat! In langen Kleidern muß einer ja untergehen. Die Weiber zum Beispiel — warum ertrinken die viel leichter als die Männer? Weil sie Röcke anhaben. Fällt so ein Weib ins Wasser, geht's gleich wie ein Pudgewicht auf den Grund... Da, seht — er ist richtig ertrunken! Wenn ich's sage, stimmt's schon!"

Der Kaufmann war in der Tat ertrunken. Zwei Stunden lang suchte man ihn, ohne ihn zu finden. Sein Freund, der inzwischen nüchtern geworden war, saß traurig auf dem Hinterdeck und murmelte schwer atmend vor sich hin:

„Das ist nun unsre Spritzfahrt! Was fang' ich jetzt an? Was soll ich seinen Leuten sagen? Er hat nämlich Familie..."

Die Hände auf dem Rücken stand Jakow vor ihm und sprach ihm Trost zu:

„Nimm's nicht zu schwer, Kaufmann, kein Mensch weiß, wo's ihm bestimmt ist zu sterben. Der eine ißt Pilze — schwapp, ist er weg. Tausende essen Pilze, und sie bekommen ihnen, und der eine ißt sich den Tod daran. Und was sind schließlich Pilze!"

Breit und ruhig wie ein Mühlrad stand er vor dem Kaufmann und überschüttete ihn mit seinen Worten wie mit einem Kleieregen. Der Kaufmann weinte erst still für sich und wischte sich mit den breiten Händen die Tränen aus dem Bart, dann aber, als er auf die Worte des Heizers hinhorchte, schrie er zornig auf: „Fort, du Satan! Was ziehst du mir die

Seele aus dem Leib? Führt ihn weg, ihr Rechtgläubigen, sonst geschieht ein Unglück!"

Jakow ging ruhig beiseite und sagte nur: „Sonderbares Volk! Man will sein Gutes, und er wird grob!..."

Zuweilen erschien mir der Heizer ein wenig einfältig, doch dachte ich bei mir, daß er sich vielleicht absichtlich dumm stelle. Gar zu gern hätte ich von ihm Genaueres über seine Wanderfahrten vernommen, doch wollte mir das nicht recht gelingen. Fing ich davon an, so warf er den Kopf in den Nacken, öffnete die dunkeln Bärenaugen ein klein wenig, fuhr sich mit der Hand über das bemooste Gesicht und begann dann langsam, als ob er sich besänne:

„Menschen ... ja, Menschen wimmeln dir überall 'rum, mein Lieber, wie die Ameisen! Da gibt's welche, dort gibt's welche — ein wahres Getümmel, sag' ich dir! Bauern vor allem, die sind am zahlreichsten — ganz besät ist die Erde mit Bauern, wie mit Blättern im Herbst, sag' ich dir. Da sind Bulgaren ... ich hab' sie gesehen, und auch Griechen, Serben, Rumänen und allerhand Zigeuner — eine Unmenge, alle möglichen Sorten! Wie sie sonst sind? Ja, wie sollen sie sein? In den Städten sind's Stadtleute, auf dem Lande Landleute, ganz wie bei uns. Sehr viel Ähnlichkeit. Manche sprechen sogar so wie wir, nur schlechter, in der Art wie Tataren oder Mordwinen. Die Griechen verstehen unsere Sprache nicht, die plappern, wie's ihnen auf die Zunge kommt; sollen wohl Worte sein, aber was sie meinen, was sie sagen wollen, kann man nicht verstehen. Durch Fingerzeichen verständigt man sich mit ihnen. Mein alter Hausierer, der tat wohl so, als ob er auch die Griechen verstände, schwatzte irgendwas: ‚Karamara, balimera ...' War ein Schlaufuchs, der Alte, hat sie ganz gehörig balbiert ... Wie sie aussahen, fragst du? Bist ein komischer Junge — wie sollen sie ausgesehen haben? Schwarz natürlich, und auch die Rumänen sind ganz schwarz, gehören zu demselben Glauben. Auch die Bulgaren sind schwarz, die haben aber unseren Glauben. Und die Griechen — die sind so in der Art wie die Türken ..."

Ich hatte den Eindruck, daß er nicht alles sagen wollte, was er wußte, daß es auch irgend etwas gab, wovon er nicht sprechen wollte. Athen, die Hauptstadt Griechenlands, kannte ich nach den Bildern in den Zeitschriften als eine sehr alte und sehr schöne Stadt, doch Jakow schüttelte zweifelnd den Kopf und leugnete einfach, daß es diese Stadt gäbe.

„Das hat man dir vorgelogen, mein Junge", sagte er, „es gibt kein Athen, sondern nur ein Athos, und das ist auch keine Stadt, sondern ein Berg mit einem Kloster drauf. Weiter nichts. Es heißt: der heilige Berg Athos — es gibt solche Bilder, mein Alter hat damit gehandelt. Ja, eine Stadt Belgrad gibt es, die liegt am Donaufluß in der Art wie Jaroslawl oder Nishni. Die Städte sind dort nicht sehr ansehnlich, die Dörfer sind ein ganz ander Ding! Und die Weiber — na, die sind dort einfach zu lieb. Wegen der einen wäre ich beinahe dageblieben — wie hieß sie doch gleich?" Er reibt sich das ausdruckslose Gesicht kräftig mit den Händen, daß die struppigen Haare leicht knistern. Irgendwo tief in seiner Kehle gurgelt ein Lachen, das wie das Klirren eines gesprungenen Tamburins klingt. „Wie leicht man doch vergißt! Als sie von mir Abschied nahm, weinte sie, und auch ich weinte ..."

In aller Ruhe, ohne jede Zurückhaltung, unterwies er mich, wie man es anfangen müsse, um die Weiber zu kirren.

Wir sitzen auf dem Hinterdeck, die laue Mondnacht schwebt uns entgegen, das Wiesenufer jenseits des silbrigen Wassers ist kaum mehr sichtbar, und vom Bergufer schimmern gelbe Feuer wie Sterne, die in die Gefangenschaft der Erde geraten sind. Alles ringsum ist in Bewegung, zittert schlummerlos, lebt sein schweigsames, doch tiefkräftiges Leben. Mitten in die schwermütige, lauschige Stille fallen die heiseren Worte:

„Manchmal öffnete sie die Arme so weit und schlug die Kleider zurück ..."

Jakows Erzählung kennt keine Scham, doch hat sie nichts Widerwärtiges, nichts von Prahlerei oder Roheit, sondern eher etwas Treuherziges, Wehleidiges. Der Mond am Himmel, der in seiner Nacktheit gleichfalls keine Scham kennt, erregt ähnliche Gefühle stiller Sehnsucht. Die köstlichsten Erinnerungen steigen in mir auf, Königin Margot und der schöne Vers des Geigers, der sich mir um seiner tiefen Wahrheit willen unauslöschlich eingeprägt hat:

„Wohl bedarf das Lied der Schönheit,
Doch die Schönheit nicht des Liedes ..."

Aber ich schüttle diese schwärmerische Stimmung von mir ab wie einen leisen Schlummer, und von neuem dringe ich in den Heizer, mir zu erzählen, was er erlebt und gesehen.

„Bist ein sonderbarer Kauz", sagt er, „was soll ich denn erzählen? Gesehen hab' ich alles. Du fragst, ob ich Klöster gesehen habe? Ja. Und Schenken? Auch die! Das Leben der Herren habe ich gesehen, und auch das Leben der Bauern. Satt hab' ich gelebt, und auch hungrig ..."

Langsam und vorsichtig, als ob er auf einer wackligen Brücke über ein tiefes Wasser ginge, rückt er mit seinen Erinnerungen heraus:

„Einmal, beispielsweise, saß ich wegen eines Pferdediebstahls im Loch und dachte schon, Sibirien sei mir sicher. Der Polizeimeister war wütend und schimpfte, weil die Öfen in seinem neuen Hause fürchterlich rauchten. Ich sage zu ihm: ‚Der Sache kann ich abhelfen, Euer Wohlgeboren!' Und er schreit mich an: ‚Ach was, halt's Maul! Der geschickteste Meister kann hier nichts machen ...!' Da sag' ich wieder zu ihm: ‚'s ist schon dagewesen, daß ein Kuhhirt klüger war als ein General' — ich hab' da-

mals eben alles gewagt, weil mir doch Sibirien bevorstand! ‚Na, meinetwegen‘, sagte er, ‚versuch's, aber wenn die Sache schiefgeht, zerbrech' ich dir alle Knochen im Leibe!‘ Was soll ich sagen? In zwei Tagen hatte ich die Sache in Ordnung gebracht. Der Polizeimeister ist ganz verwundert darüber und schreit mich an: ‚Mensch, du bist ja ein Rindvieh, ein Kamel! Du könntest der erste Meister sein — und gehst Pferde stehlen!‘ ‚Das hab' ich nur aus Dummheit getan, Euer Wohlgeboren‘, sag' ich, und er erwidert darauf: ‚Ja, das muß wohl sein, ich will Mitleid mit dir haben.‘ Verstehst du wohl? Mitleid, ein Polizeimensch, der von Amts wegen grausam sein soll, hat Mitleid mit mir gehabt ...“

„Nun, und was weiter?“ fragte ich.

„Nichts weiter. Mitleid hat er mit mir gehabt — was soll da sonst noch sein?“

„Du bist doch wie ein Stein — was machst du dir denn aus seinem Mitleid?“

„Bist ein Sonderling“, sagte Jakow gutmütig lachend. „Wie ein Stein, sagst du? Auch mit 'nem Stein soll man Mitleid haben, auch der tut an seinem Orte gute Dienste, man kann doch mit ihm die Straßen pflastern. Jedes Material soll man schonen, nichts ist ohne Zweck auf der Welt. Der Sand zum Beispiel — was ist Sand? Und doch wachsen auf ihm noch Hälmchen ...“

Wenn ich den Heizer so reden höre, bin ich mehr als je davon überzeugt, daß er irgendein geheimes Wissen besitzt, das mir noch verborgen ist.

„Wie denkst du über den Koch?“ frage ich Jakow.

„Wie soll ich über ihn denken? Da gibt's nichts zu denken“, sagt Jakow gleichgültig.

Die Antwort trifft zu: Iwan Iwanowitsch ist in allem so streng geregelt und glatt, daß das Denken nicht an ihm haften bleibt. Der einzig bemerkenswerte Zug an ihm ist seine Schwäche für den Heizer, den er in einem fort beschimpft und doch immer wieder zum Tee einlädt.

„Wenn's noch Leibeigene gäbe“, sagte er eines Tages zu ihm, „und ich dein Herr wäre, ließe ich dich Faulpelz siebenmal in der Woche prügeln!“

„Siebenmal?“ erwiderte Jakow ernsthaft — „das wäre ein bißchen viel!“

Scheltend und schimpfend steckt der Koch ihm alle möglichen guten Bissen in den Mund: „Da, friß!“

Jakow verputzt alles gemächlich und meint:

„Muß ich aber kräftig werden von deinen feinen Brocken, Iwan Iwanowitsch!“

„Und dabei verbrauchst du gar keine Kraft, alter Faulpelz!“

„Dafür werde ich aber lange leben!“

„Möcht' wissen, wozu du leben solltest, du Waldteufel!“

„Auch ein Waldteufel will leben. Ist das Leben nicht 'ne lustige Sache? Ein Vergnügen ist's zu leben, Iwan Iwanowitsch!“

„Du Idiot!“

„Wa—as?“

„Du Idiot!“

„Nein, was für Worte es doch gibt!“ staunt Jakow, der Koch aber sagt zu mir gewandt: „Nun sieh bloß, wir verbrennen uns die Knochen, dörren unser Fleisch in der Höllenglut am Herd, und er frißt sich voll wie ein Schwein!“

Dabei war Jakows Leben durchaus nicht leicht, wie ich mich selbst häufig überzeugen konnte, wenn ich ihm des Nachts im Heizraum Gesellschaft leistete. Die übrigen Heizer standen mit ihm auf gutem Fuß, sie lachten ihn höchstens wegen seiner Schwatzhaftigkeit und seiner Leidenschaft für das Kartenspiel aus. Ich fragte sie einmal:

„Ist Jakow eigentlich ein guter Mensch?“

„Jakow? Ganz gewiß! Er nimmt nichts übel, glühende Kohlen kannst du ihm in den Hemdlatz stecken!“

Auffallend war sein geringes Bedürfnis nach Schlaf. Ohne sich umzuziehen, kam er oft so, wie er ging und stand, von der Arbeit aufs Verdeck und schwatzte bis tief in die Nacht hinein mit den Passagieren oder spielte Karten. Ich blickte auf ihn wie auf einen verschlossenen Schrein, der irgend etwas für mich sehr Wertvolles barg, zu dem ich indes vergeblich den Schlüssel suchte. Wenn ich so fragend in ihn drang, um hinter sein Geheimnis zu kommen, wich er mir aus und begann irgendeine Geschichte zu erzählen, die ihm da oder dort begegnet war.

„Lebte da irgendwo in einer Kreisstadt ein junger Richter“, erzählte er, „ein schwindsüchtiges Männchen, der hatte eine Deutsche zur Frau, eine gesunde, kinderlose Person. Sie verliebte sich in einen Kurzwarenhändler, der selbst eine hübsche Frau und drei Kinderchen hatte. Wie der merkte, daß die Deutsche hinter ihm her war, beschloß er, ihr einen Streich zu spielen, und lud sie für die Nacht in seinen Garten ein, in dem er zwei seiner Freunde versteckt hatte. Meine Deutsche kommt: ‚Hier bin ich, mein Teurer‘ und so weiter, er aber sagt: ‚Ich kann dir leider nicht dienen, meine Liebe, weil ich nämlich verheiratet bin, aber ich habe dir zwei Freunde als Ersatz gebracht, der eine ein Witwer, der andre ein Junggeselle ...‘ Wie meine Deutsche ihn so reden hört — schwapp, hat er eine im Gesicht sitzen, daß er über die Bank auf die Erde purzelt, wo sie ihm dann, hast du nicht gesehen, mit dem Stiefelabsatz ordentlich das Gesicht bearbeitet hat. Ich stand bei dem Richter als Hauswart in Dienst und hatte sie bis an den Gartenzaun begleitet. Wie ich nun durch die Zaunlücke spähe, seh' ich, daß die Suppe ins Kochen kommt — sehe die beiden Freunde des Kaufmanns, wie sie die Frau bei den Zöpfen kriegen. Da spring' ich natürlich übern Zaun und stoße die beiden zurück: ‚Halt, meine Herren Kaufleute, so geht das nicht! Die

Dame kommt zu ihm mit liebenden Herzen und nicht zu schlechten Scherzen...' Und ich führte sie fort, während die Kaufleute mich mit Ziegelsteinen bewarfen. Nun wurde sie ganz traurig, ging wie nicht bei Sinnen im Hofe herum und sagte zu mir: ‚Wenn mein Mann stirbt, zieh' ich von hier fort, Jakow — zu meinen Leuten zieh' ich, zu den Deutschen!' Ich sage: ‚Gewiß, das wird wohl das beste sein' — na, und so ist sie denn nach seinem Tod fortgezogen. Eine freundliche Frau war's, sehr verständig ... und auch der Richter war ein sehr freundlicher Mann, Gott hab ihn selig!"

Ich wußte nicht, was ich zu dieser Geschichte denken sollte, und schwieg daher. Irgend etwas Bekanntes klang mir daraus entgegen, etwas Rohes, Herzloses, doch fand ich mich nicht darin zurecht.

„Gefällt dir die Geschichte?" fragte mich Jakow.

Ich brummte verlegen irgend etwas vor mich hin, worauf Jakow ruhig erklärend fortfuhr:

„'s ist eben mal so, wenn satte Leute sich 'nen Spaß erlauben wollen und es nicht verstehen. Kaufleute zum Beispiel, die von ihrer Schlauheit leben, was gar nicht leicht und sehr langweilig ist. Da möchten sie eben auch mal ein bißchen Kurzweil haben..."

Man hört das leise Rauschen der Flut hinter dem Schiffsrumpf, der an den schwarzen Ufern langsam hingleitet. Die Fahrgäste liegen schnarchend zwischen den Bänken auf dem Verdeck, und mitten hindurch schwebt still eine hohe, hagere Frauengestalt auf uns zu. Sie trägt ein schwarzes Kleid, und ihr graues Haar ist unbedeckt. Der Heizer stößt mich mit der Schulter an und sagt leise:

„Sieh doch — die scheint Kummer zu haben..."

Und es scheint mir in diesem Augenblick fast, daß fremder Kummer ihm Vergnügen bereitet. So viele Geschichten er mir auch erzählte — ich kann mich nicht erinnern, daß auch nur eine darunter wirklich lustig war. Seine Sprache war ruhiger, leidenschaftsloser als die Sprache der Bücher — aus diesen hörte ich oft das Empfinden des Verfassers, seinen Zorn, seine Freude, seinen Gram oder seinen Spott heraus. Der Heizer aber lachte nicht und verurteilte nicht, nichts freute ihn, und nichts empörte ihn merklich; er redete wie ein unparteiischer Zeuge vor dem Richter: Angeklagter, Kläger, Richter — alle sind ihm gleichgültig. Diese kalte Unparteilichkeit weckte in mir mehr und mehr ein Gefühl der Abneigung, ja der Feindseligkeit gegen Jakow.

„Man hat dich wohl schwer gekränkt im Leben?" fragte ich ihn einmal, als er vor dem Feuerkessel stand und mit dem hölzernen Hammer das Zuströmen des flüssigen Brennstoffes regelte.

„Wer sollte mich zu kränken wagen? Ich bin stark — wenn ich dreinschlage..."

„Ich spreche nicht von Schlägen... Deine Seele hat man vielleicht gekränkt?"

„Die Seele kann man nicht kränken, sie nimmt keine Kränkung an", sagte er. „Der menschlichen Seele kannst du auf keine Weise nahekommen..."

Die Fahrgäste, die Matrosen, alle Leute sprachen von der Seele ebensoviel und -sooft wie von der Erde, von der Arbeit, vom Brot und von den Frauen. Jedes zehnte Wort in der Rede einfacher Leute heißt „Seele" — es ist zur gangbaren Münze geworden wie ein kupferner Fünfer. Es mißfällt mir, daß dieses Wort auf den schlüpfrigen Zungen der Leute so heimisch geworden ist, und wenn ich höre, wie unsere Bauern mitten in ihren unflätigen Reden es immer wieder über die Lippen bringen, ist es mir, als wenn mich jemand mit Peitschenhieben traktierte. Ich weiß noch, wie vorsichtig und behutsam die Großmutter von der Seele redete, diesem geheimnisvollen Sitz der Liebe, der Schönheit und der Freude; ich glaubte, daß nach dem Tode eines guten Menschen weiße Engel seine Seele in den blauen Himmel tragen, zu dem guten Gott meiner Großmutter, der sie in Gnaden bei sich aufnimmt:

„Nun, meine Liebe, meine Reine — hast du genug geirrt und gelitten?"

Auch Jakow Schumow sprach von der Seele nur ungern und mit großer Vorsicht, wie die Großmutter. Er flocht sie nicht in seine Schimpfreden ein, und wenn andere sie zum Gegenstande ihrer Gespräche machten, senkte er seinen roten Stiernacken und schwieg. Fragte ich ihn, was die Seele sei, so antwortete er:

„Die Seele ist der Geist, der Atem Gottes..."

Und wenn ich noch mehr wissen wollte, erwiderte er mit gesenktem Kopf:

„Von der Seele, mein Lieber, verstehen auch die Popen nicht viel, das ist eine geheimnisvolle Sache..."

Immer wieder gab mir dieser seltsame Mensch zu denken — es war, als wenn er mit seiner breiten Gestalt alles andere ringsum vor meinem Blick verdeckte.

Die Frau des Büfettiers war von einer verdächtigen Liebenswürdigkeit gegen mich. Bei ihrer Morgentoilette ließ sie sich mit Vorliebe von mir bedienen, obwohl das zu den Obliegenheiten der munteren, schmucken Luscha gehörte, die in der zweiten Klasse aufwartete. Wenn ich in der engen Kabine neben der bis an die Hüften entblößten Dame stand und ihren welken, gelben, an gärenden Teig erinnernden Körper sah, mußte ich unwillkürlich an die prallen braunen Glieder Königin Margots denken und konnte mich eines Ekels nicht erwehren. Sie spricht in so sonderbarem Ton zu mir, bald klagend und lockend, dann wieder ärgerlich und spöttisch, und ich errate wohl ganz von fern den kläglich gemeinen, schamlosen Sinn ihrer Reden. Doch sie lassen mich kühl, ich lebe weit entfernt von der Büfettiersfrau und allem, was auf dem Dampfer vor sich

geht. Ich sehe Jakows ungeschlachte Gestalt vor mir, die diese ganze, Tag und Nacht dahinschwimmende Welt vor meinen Augen verbirgt.

„Unsre Gawrilowna ist ja ganz vernarrt in dich", höre ich wie im Traum Luschas Spottrede — „halte dich nur dran, verscherz dir dein Glück nicht, Junge..."

Auch das übrige Personal macht allerhand Anspielungen, Jakow aber rät mir väterlich:

„Wärst du so zwei Jahre älter, dann ließe sich von der Sache reden, aber in deinem Alter ist's besser, du gibst nicht nach. Übrigens, wie du willst..."

„Unsinn", sage ich, „das wäre doch Schmutzerei..."

„Hast recht", pflichtet er bei, doch hat er gleich wieder seine Gegengründe bereit:

„Man kann sich schließlich über sie nicht wundern, sie hat nichts vom Leben, es geht bei ihr auf'n Winter zu ... Auch der Hund will mal gestreichelt werden, um wieviel mehr der Mensch! Zärtlichkeit ist der Frau Bedürfnis wie Feuchtigkeit den Pilzen — sie lebt davon. Sie mag sich selbst dessen schämen, aber was soll sie machen? Der Körper verlangt's, da ist sie eben machtlos..."

„Sie tut dir also leid?" frage ich und sehe ihm forschend in die Augen.

„Leid tun? Mir? Ist sie vielleicht meine Mutter? Für die eigne Mutter hat man oft kein Mitleid, um wieviel weniger für so eine! Ein Sonderling bist du doch!"

Ein leises, spöttisches Lachen folgt seinen Worten.

Wenn ich ihn zuweilen so anschaue, ist mir, als stürzte ich in eine gähnende, dunkle Tiefe.

„Alle Menschen heiraten doch, Jakow — warum hast du es nicht getan?" frage ich ihn.

„Was soll mir das Heiraten? Ein Weib bekomm' ich immer, das ist, Gott sei Dank, sehr einfach... Hätt' ich geheiratet, so wär' ich an einen Ort gebunden gewesen, hätte den Acker bebauen müssen. Ich hatte nur wenig Land, und es taugte nicht viel, da hab' ich's an einen Onkel abgegeben. Wie mein jüngerer Bruder vom Militär zurückkehrte, da bekam er Streit mit dem Onkel — sie gingen vor Gericht, und das Ende vom Liede war, daß mein Bruder dem Onkel mit einem Pfahl über den Schädel schlug. Blut hat er vergossen! Dafür kam er ins Gefängnis auf anderthalb Jahre, und wie er erst einmal drin gewesen war, fand er bald zum zweitenmal den Weg hin. Und ein so liebes junges Frauchen hatte er — leid kann's einem tun..."

„Betest du denn auch, Jakow?" fragte ich einmal den Heizer.

„Gewiß bete ich ... Sonderling du!"

„Wie betest du?"

„Wie's kommt, mal so und mal so."

„Welche Gebete sagst du her?"

„Gar keine. Ich kann überhaupt keine Gebete auswendig, sondern sage einfach: ‚Herr Jesus, erbarm dich meiner im Leben und sei mir gnädig nach dem Tode, bewahr mich, o Herr, vor Krankheit...' Und noch so einiges in der Art..."

„Was denn?"

„Na, was es auch sein mag, es erreicht ihn schon!"

Er behandelt mich freundlich, mit einer gewissen Neugier — wie einen gelehrigen jungen Hund, der allerhand spaßige Kunststücke machen kann. Manchmal saß ich des Nachts mit ihm zusammen auf, ein Duft von Erdöl, Rauch und Zwiebeln — er war ein leidenschaftlicher Zwiebelesser und aß diese Frucht roh wie Äpfel — strömte von ihm aus. Und plötzlich forderte er mich auf:

„Na, Oljocha[1], kleiner Stift, sag mal 'nen Vers auf!"

Ich konnte viele Verse auswendig und hatte außerdem ein dickes Heft, in das ich alles eintrug, was mir von Gedichten gefiel. Ich lese ihm den „Ruslan" vor, er hört, ohne mit der Wimper zu zucken, stumm und blind zugleich zu, hält förmlich den Atem dabei an und sagt dann leise:

„Ein hübsches, unterhaltsames Märchen! Hat er das selbst ausgedacht, der Puschkin? Es gibt einen Herrn Muchin-Puschkin[2], den hab' ich gekannt..."

„Das ist er nicht — den andern hat man schon vor langer Zeit getötet..."

„Warum?"

Ich erzähle ihm von Puschkins Tode das wenige, was mir Königin Margot erzählt hat. Er hört zu und sagt dann ruhig:

„Ja, um eines Weibes willen ist schon manch einer umgekommen..."

Häufig erzähle ich ihm alle die mannigfachen Geschichten, die ich aus den Büchern herausgelesen habe; sie sind in meinem Kopf zu einer einzigen, endlos langen Geschichte zusammengewachsen, voll unruhigen, bunten, leidenschaftlich bewegten Lebens, reich an tollkühnen Unternehmungen, an purpurrotem Edelmut, an märchenhaften Erfolgen, Zweikämpfen und Sterbeszenen, an hochherzigen Reden und gemeinen Schurkenstreichen. Rocambole nahm bei mir die ritterlichen Züge Lamolles, Hannibals, Colonnas an, Ludwig XI. die Gestalt Vater Grandets. Der Kornet Otletajew floß mit Heinrich IV. in eins zusammen. Diese Geschichte, in der ich ganz nach Willkür die Charaktere der Menschen änderte und die Ereignisse umgruppierte, bildete meine besondere Welt, in der ich mich frei betätigte, wie der Gott meines Großvaters, der gleichfalls mit den Dingen nach Herzenslust schaltete. Ohne mich daran zu hindern, die Wirklichkeit so zu sehen, wie sie war, und die lebendigen Menschen um mich herum in ihrem inneren Wesen zu erkennen, umgab mich dieses Chaos zusammengelesener Eindrücke mit einem zugleich durchsichtigen und trennenden

---

[1] Volkstümliche Form von Alexej. *(Anm. d. Red.)*
[2] Ein Höfling namens Mussin-Puschkin. *(Anm. d. Red.)*

Wolkenschleier, der mir ein Schutz wurde gegen so manche böse Ansteckung und manches schlimme Gift des Lebens.

Die Bücher machten mich für vielerlei Übel unempfänglich. Mein Wissen von der Liebe und ihren Leiden hielt mich davon ab, in den öffentlichen Häusern die wohlfeile Lust zu suchen, die dort für jedermann dargeboten wurde; ich empfand starken Abscheu davor und bedauerte die Leute, die darin einen Genuß fanden. Rocambole lehrte mich standhaft sein und der Macht äußerer Umstände widerstehen, und die Helden von Dumas machten in mir den Wunsch lebendig, meine Kraft irgendeiner großen, wichtigen Lebensaufgabe zu widmen. Mein Lieblingsheld war der heitere König Heinrich IV. — auf ihn bezog ich Bérangers prächtige Zeilen:

„Er tat den Bauern manches Gute
Und liebt' auch selbst 'nen guten Wein —
Ist einem Volke wohl zumute,
Sollt fröhlich nicht sein König sein?"

Die Romane schilderten Heinrich IV. als einen guten Menschen, der es mit seinem Volke hielt; er war für mich die strahlende Sonne, die nach meiner Überzeugung Frankreich zum schönsten Land der Welt machte, zum Land der Ritter, gleich edel im Mantel des Königs wie im Wams des Bauern. Ange Pitou war für mich ebenso gut ein Ritter wie d'Artagnan. Heinrichs Ermordung entlockte mir bittere Tränen, und ich knirschte mit den Zähnen vor Wut und Entrüstung über seinen Mörder Ravaillac. Dieser König war fast ausnahmslos mein Held, wenn ich dem Heizer eine Geschichte erzählte, und ich glaube, daß auch er Frankreich und seinen „Henrik" liebgewann.

„Muß ein guter Mensch gewesen sein, dieser König Henrik", sagte er, „mit dem konnte man Pferde stehlen gehen."

Er unterbrach mich weder durch begeisterte Zwischenrufe noch durch Fragen, sondern hörte schweigend, mit gesenkten Brauen und unbeweglichem Gesicht zu — unbeweglich wie ein alter, moosbedeckter Stein. Hielt ich aus irgendeinem Grund inne, so fragte er:

„Ist's aus?"

„Nein, noch nicht."

„Dann halt doch nicht ein, erzähl weiter!"

Von den Franzosen meinte er seufzend:

„Die führen ein lustiges Leben..."

„Wieso?"

„Na, wir beide müssen doch tüchtig 'ran, müssen arbeiten — und die haben alle Tage Feiertag. Nichts zu tun — nur trinken und sich vergnügen: das lass' ich mir gefallen!"

„Sie arbeiten aber auch!"

„Nach deinen Geschichten scheint es nicht so", bemerkte der Heizer ganz richtig, und plötzlich ging mir ein Licht darüber auf, daß die meisten der Bücher, die ich gelesen hatte, sich fast gänzlich darüber ausschweigen, wovon eigentlich ihre edlen Helden leben, was für Arbeit sie verrichten.

„Na, nun will ich ein Nickerchen machen", sagte Jakow dann plötzlich, streckte sich dort, wo er gerade saß, lang auf den Rücken und schnarchte schon in der nächsten Minute.

... Im Herbst, als die Ufer der Kama sich rötlich färbten und die schrägen Sonnenstrahlen blasser und blasser wurden, verließ Jakow eines Tages Knall und Fall den Dampfer. Noch am Abend vorher hatte er zu mir gesagt:

„Übermorgen, lieber Stift, kommen wir nach Perm, da nehmen wir ein schönes heißes Dampfbad, und dann geht's in eine Schenke mit Musik — das soll mal lustig werden! Ich hör's zu gern, wenn die Musik spielt."

Da kam in Sarapul ein merkwürdiger Fahrgast an Bord: ein dicker Mensch mit welkem, weibischem, bartlosem Gesicht, den der lange, warme, schlafrockähnliche Kaftan und die Fuchspelzmütze mit Ohrenklappen einem Weib noch ähnlicher machten. Er belegte sogleich einen Tisch in der Nähe der Küche, wo es warm und mollig war, bestellte sich Tee und begann, ohne den Rock aufzuknöpfen oder die Mütze abzulegen, Glas auf Glas den siedendheißen Tee zu trinken, bis er in Schweiß geriet. Vom bewölkten Herbsthimmel sickerte ein feiner Dauerregen nieder, und sooft der Dicke sich mit dem gewürfelten Taschentuch den Schweiß vom Gesicht wischte, schien der Regen spärlicher zu werden, während er sogleich wieder stärker fiel, wenn der Mensch wieder zu schwitzen begann.

Es dauerte nicht lange, bis Jakow an seiner Seite auftauchte. Sie besahen sich beide in einem Kalender eine Landkarte, auf der der Fahrgast mit dem Finger hin und her fuhr, während der Heizer ruhig sagte:

„Mir soll's recht sein. Weg damit, ich pfeife darauf..."

„Abgemacht also", piepste der Fahrgast und steckte den Kalender in den offenen Ledersack zu seinen Füßen. Sie tranken zusammen Tee und besprachen sich dabei leise.

Bevor Jakow wieder zur Schicht antrat, fragte ich, was für ein Mensch das wäre.

„Das sieht man doch gleich, mein Lieber", antwortete er lächelnd — „ein Skopze ist es. Von weither, aus Sibirien! Ein fleißiger Mensch, lebt nach 'nem Plan..."

Er schritt breitspurig davon, wobei er mit den hufartigen schwarzen Fersen fest auf das Verdeck auftrat. Dann blieb er noch einmal stehen und kratzte sich an der Hüfte.

„Ich hab' mich als Knecht bei ihm vermietet", sagte er. „Sobald wir nach Perm kommen, geh' ich von Bord. Bleib mir gesund, lieber Stift! Wir fahren mit der Bahn weiter, dann auf 'nem Fluß und

schließlich noch fünf Wochen lang mit dem Wagen. So weit weg hat der Mensch sich verkrochen..."

„Kennst du ihn?" fragte ich Jakow, über seinen plötzlichen Entschluß erstaunt.

„Woher denn? Hab' ihn nie gesehen, bin nie in seiner Gegend gewesen..."

Am Morgen nahm Jakow von mir Abschied: in einem kurzen, schmierigen Halbpelz, zerrissenen Stiefeln an den bloßen Füßen und einem alten Strohhut ohne Rand, den ihm Medweshonok überlassen hatte, stand er vor mir, drückte mir mit den eisenharten Fingern die Hand und sagte:

„Komm doch mit mir, hm? Er nimmt dich auch mit, wenn ich ihm nur ein Wort sage. Willst du, daß ich's tue? Sie werden dir abschneiden, was du nicht brauchst, und dir Geld geben. Für sie ist's ein hohes Fest, wenn sie einen Menschen verstümmeln können, sie belohnen ihn dafür reichlich..."

Der Skopze stand mit einem weißen Bündel unter dem Arm an der Reling und hielt plump und aufgeschwemmt, wie ein Ertrunkener, den starren Blick auf Jakow gerichtet. Ich konnte ein Schimpfwort nicht unterdrücken, worauf der Heizer mir nochmals die Hand drückte.

„Pfeif auf ihn!" sagte er. „Ein jeder betet eben zu seinem Gott, was geht's uns an? Nun, leb wohl, viel Glück auf den Lebensweg, Junge..."

Und so schritt Jakow Schumow davon, plump, mit wiegendem Gang, wie ein Bär, und ließ in meinem Herzen ein unklares, beklemmendes Gefühl zurück. Es tat mir leid, daß er ging, wenn ich ihm auch ein wenig gram war. Etwas wie Neid regte sich in mir, und der Gedanke, daß er es fertigbrachte, so mir nichts, dir nichts ins Unbekannte hinauszuschreiten, bereitete mir einige Unruhe.

Was für ein Mensch war er überhaupt, dieser Jakow Schumow?

12

Im Spätherbst, als die Dampferfahrten aufgehört hatten, trat ich als Lehrling in eine Werkstatt für Heiligenmalerei ein. Schon am zweiten Tag erklärte mir die Besitzerin, eine gutmütige, dem Trunk ergebene Alte, in ihrem Wladimirer Dialekt:

„Die Tage sin' nu kurz und die Abende lang, da kannste von früh an im Laden als Lehrling helfen, und abends kannste malen lernen!"

Damit stellte sie mich unter die Aufsicht des flinken kleinen Kommis, der das Ladengeschäft führte — eines jungen Burschen mit hübschem, fadem Gesicht. Des Morgens wanderte ich im Halbdunkel der Dämmerung mit ihm durch die ganze Stadt, die verschlafene, von Kaufleuten bewohnte Iljinkastraße entlang bis nach dem Nishni-Basar[1], wo sich im zweiten Stockwerk des Gostiny Dwor[2] unser Laden befand. Es war ein enger, dunkler Raum, dessen eiserne Tür nach der mit Eisenblech gedeckten Terrasse hinausging und der mit Heiligenbildern jeden Formats, mit glatten und verzierten Heiligenschreinen, mit kirchenslawischen Büchern in gelbem Ledereinband vollgepfropft war.

Neben unserem Laden befand sich ein zweiter, in dem ein schwarzbärtiger Kaufmann gleichfalls mit Heiligenbildern und frommen Büchern Handel trieb. Er war mit einem altgläubigen Vorleser und Bibelkenner verwandt, der in den Bezirken um Kerschenez, jenseits der Wolga, wo die Altgläubigen zu Hause waren, großes Ansehen genoß. Ein Sohn des Ladeninhabers, ein magerer, behender Bursche in meinem Alter, mit dem grauen Gesichtchen eines Greises und den unruhigen Augen einer Maus, ging dem Vater im Geschäft zur Hand.

Hatte ich den Laden geöffnet, so holte ich in der nächsten Schenke kochendes Wasser zum Tee, und sobald ich mein Glas Tee getrunken hatte, machte ich Ordnung im Laden und wischte den Staub von den Bildern ab. Dann hatte ich mich auf der Terrasse aufzuhalten und dafür zu sorgen, daß die Kundschaft nicht in den Laden des Konkurrenten ging.

„Die Kunden sind dumm", sagte der Kommis zu mir im Brustton der Überzeugung. „Ihnen ist's gleich, wo sie kaufen, wenn sie nur billig kaufen. Von der Ware haben sie keine Ahnung."

Er hantierte klappernd mit den Bildtafeln herum, spielte sich als Sachkenner auf und belehrte mich:

„Mußt die Bilder nach der Güte unterscheiden lernen, Handwerk und Meisterarbeit sind himmelweit verschieden. Auch die Größe merk dir: drei zu vier Zoll, sechs zu sieben Zoll und so weiter... Kennst du die Heiligen? Weißt du, wofür sie gut sind? Daß du sie nicht verwechselst: Bonifaz hilft gegen Trunksucht, die Erzmärtyrerin Barbara gegen Zahnschmerzen und plötzlichen Tod, Wassili der Gerechte gegen Fieber und Hitze... Kennst du alle Marienbilder? Sieh her: das ist die Schmerzensreiche, hier die mit den drei Händen die Wundertäterin von Abalazk, ‚Weine nicht, Mutter', ‚Erlöse mich von allem Leid', die Mutter Gottes von Kasan, die Fürbitterin, die mit den sieben Pfeilen..."

Mit Leichtigkeit merkte ich mir, nach Format und Güte der Arbeit, die Preise der Bilder, und auch die verschiedenen Darstellungen der Mutter Gottes wußte ich bald zu unterscheiden, nur die „Spezialität" der verschiedenen Heiligen ging mir nicht schnell genug in den Kopf. In Gedanken versunken stehe ich zuweilen an der Ladentür, da fragt mich plötzlich der Kommis, um mich auf meine Sachkenntnis hin zu prüfen:

„Welcher Heilige wird bei einer schweren Entbindung angerufen?"

Antworte ich falsch, so meint er höhnisch:

„Wozu hast du denn deinen Schädel, Junge?"

[1] Basar — Marktplatz. *(Anm. d. Red.)*

[2] Kaufhof mit verschiedenartigen Läden. *(Anm. d. Red.)*

Noch schwerer fiel mir das Anlocken der Kunden; die abscheulich gemalten Heiligenbilder gefielen mir nicht, und es war mir peinlich, sie den Leuten anzupreisen. Nach den Erzählungen der Großmutter stellte ich mir die Mutter Gottes jung, schön und gütig vor, und so war sie auch in den Zeitschriften abgebildet, die Heiligenbilder aber stellten sie als eine alte, streng blickende Frau mit einer langen, krummen Nase und hölzernen kleinen Händen dar.

Am Mittwoch und am Freitag, den beiden Markttagen, war das Geschäft recht lebhaft, jeden Augenblick erschienen auf der Terrasse Bauern und Bäuerinnen, zuweilen auch ganze Familien — Altgläubige vom andern Wolgaufer, mißtrauische, finster blikkende Waldmenschen. Kommt da langsam und vorsichtig, als ob er durchzubrechen fürchtete, die Galerie entlang solch ein schwerfälliger, in Schafpelz und dickes Hausmachertuch gehüllter Mensch daher, und ich soll ihn anreden und in den Laden locken. Verlegenheit und Scham regen sich in mir, und ich muß mich gewaltsam dazu zwingen, ihm in den Weg zu treten, vor seinen plumpen, schweren Stiefeln daherzutänzeln und ihm mit der Zudringlichkeit einer Mücke ins Ohr zu summen:

„Womit kann ich dienen, Verehrter! Vielleicht ein Psalter gefällig, ursprünglicher Wortlaut, mit oder ohne Erklärungen? Die Schriften des Jefrem Sirin, das Ritual des Heiligen Kyrill, ein schönes Gebetbuch — bitte nur näherzutreten! Bilder von allen Heiligen, ganz nach Wahl, zu jedem Preis, beste Ausführung, in dunkeln Farben! Sämtliche Heilige und alle Muttergottesbilder werden auf Bestellung gemalt. Wie wär's mit einem Hausbild oder mit einer Bestellung zum Namenstag? Wir haben die beste Werkstatt in ganz Rußland, den ersten Laden in der Stadt!"

Der Kunde verharrt eine ganze Weile in unergründlichem Schweigen, sieht mich an wie einen lästigen Hund, schiebt mich dann plötzlich mit seiner knochigen Hand beiseite und geht in den Laden des Nachbars. Mein Kommis reibt sich die großen Ohren und brummt ärgerlich:

„Ein schöner Kaufmann — läßt sich 'nen Kunden durch die Lappen gehen!"

Im Nachbarladen läßt sich die weiche, süßliche Stimme des Verkäufers vernehmen:

„Wir handeln nicht mit Schafpelzen oder Stiefeln, guter Freund, sondern mit einer heiligen Gottesgabe, die kostbarer ist als Silber und Gold, die gar nicht zu bezahlen ist..."

„T—eufel noch eins!" flüstert mein Kommis mit einer Mischung von Neid und Entzücken — „wie der den Bauern Honig ums Maul schmiert! Hör zu und lerne, lerne!"

Ich lernte, so gut ich konnte — wenn man schon eine Sache angefangen hat, soll man sie ernsthaft betreiben. Mit dem Anlocken der Kunden und dem Warenabsatz wollte es jedoch gar nicht recht gehen, diese finsteren, wortkargen Bauern und ewig erschrocken dreinschauenden alten Weiber erregten mein Mitleid, und ich hätte ihnen am liebsten den wahren Preis der Bilder zugeflüstert, ohne auch nur eine Kopeke mehr zu nehmen. Sie machten mir alle einen so ärmlichen, verhungerten Eindruck, und ich wunderte mich, daß sie dreieinhalb Rubel für den Psalter bezahlen konnten, den sie häufiger als alle andern Bücher kauften. Sie setzten mich durch ihre Kenntnis der Bücher und ihr richtiges Urteil über den Wert der Bilder in Erstaunen — ein weißhaariger Greis, den ich einmal in den Laden gelockt hatte, sagte mir kurz und bündig:

„Es ist nicht wahr, mein Junge, daß eure Werkstatt die erste in ganz Rußland ist. Die besten Heiligenbilder liefert Rogoshin in Moskau..."

Ich schwieg verlegen, er aber ging still, auch am Nachbarladen vorüber, seiner Wege.

„Hast du die Pille geschluckt?" höhnte der Kommis, ich aber erwiderte:

„Sie haben mir nichts von Rogoshins Werkstatt gesagt!"

Er zog scheltend über den Alten her:

„Da kriechen sie überall herum, die Schleicher, verstehen alles und wissen alles, die alten Köter..."

Der satte, selbstgefällige hübsche Bengel konnte die Bauern nicht leiden, und wenn er gerade bei Laune war, öffnete er mir sein Herz:

„Ich bin ein gebildeter Mensch, liebe die Sauberkeit und gute Gerüche — Weihrauch und Kölnisches Wasser —, und da soll ich mich vor solch einem stinkenden Bauern tief verneigen, damit die Alte einen Fünfer mehr verdient! Steht mir das an? Was ist denn solch ein Bauer? Eine Erdlaus, ein ganz gemeiner Mistfink, nichts weiter..."

Er schwieg im Gefühl seiner beleidigten Würde.

Ich fand Gefallen an den Bauern — in jedem von ihnen fühlte ich etwas Geheimnisvolles wie in Jakow. Kommt solch eine schwere, plumpe Gestalt im langen Rock über dem kurzen Halbpelz in den Laden, nimmt die zottige Mütze ab, bekreuzigt sich mit zwei Fingern, guckt in den Winkel, in dem die Heilige Lampe brennt, sucht dabei möglichst an den nicht beleuchteten Bildern vorbeizusehen, tastet mit dem Blick alles um sich herum ab und sagt kurz angebunden:

„Gib mir einen Psalter mit Erklärungen!"

Ich reiche ihm das Buch, und nachdem er die Ärmel des Rockes aufgestreift hat, liest er eine ganze Weile, die erdfahlen, blutig aufgesprungenen Lippen bewegend, das Titelblatt.

„Kein älterer zu haben?" fragt er rauh.

„Alte Psalter kosten Tausende von Rubeln, wie ihr wißt..."

„Ja, das wissen wir."

Er befeuchtet den Zeigefinger an der Zunge und wendet die Seiten um — wo er sie angefaßt hat,

bleibt ein dunkler Abdruck seines Fingers zurück. Der Kommis guckt mit bösem Ausdruck nach seinem Scheitel und sagt:

„Die Heilige Schrift hat ihr ganz bestimmtes Alter, der Herr hat sein Wort nie geändert..."

„Das wissen wir, haben davon gehört. Der Herr hat es nicht geändert, aber Nikon[1] hat es geändert."

Und er schließt das Buch und verläßt den Laden.

Zuweilen disputierten diese Waldmenschen mit dem Kommis, und ich sah, daß sie in der Schrift besser bewandert waren als er.

„Heidenpack", schimpfte der Kommis, „dumme Sumpfhühner..."

Ich konnte beobachten, wie die Bauern, wenn auch ein Buch nicht nach ihrem Geschmack war, es doch achtungsvoll behandelten und vorsichtig anfaßten wie einen Vogel, der ihnen leicht entflattern könnte. Ich freute mich über diese Ehrfurcht vor dem gedruckten Wort — auch mir war ja das Buch ein Wunder, schloß es doch die Seele dessen ein, der es geschrieben. Öffne ich das Buch, so befreie ich diese Seele, und sie hält mit mir geheime Zwiesprache.

Sehr häufig boten die Bauern und die Bäuerinnen uns alte Druckwerke aus der Zeit vor dem Patriarchen Nikon zum Kauf an oder Abschriften solcher Druckwerke, die von den altgläubigen Einsiedlern am Irgis und Kerschenez angefertigt worden waren. Auch Abschriften der Heiligenlegenden in der noch nicht durch Demetrius von Rostow verbesserten Fassung boten sie an, ferner ganz alte Heiligenbilder, Kreuze und Messingschalen mit Emailverzierung, silberne Becher, die den Pächtern der Branntweinschenken durch die Zaren von Moskau verliehen worden waren, und andere altertümliche Gegenstände. Alles das wurde ganz heimlich gebracht und unter Beobachtung aller Vorsichtsmaßregeln unter den Rockschößen hervorgeholt.

Unser Kommis wie der Konkurrent nebenan hielten fleißig nach Leuten, die mit solchen Angeboten kamen, Ausschau und suchten sie sich gegenseitig abzujagen. Sie kauften die alten Raritäten für einen oder wenige Rubel und verkauften sie während der Messe den reichen Altgläubigen für Hunderte.

„Gib nur gut acht auf diese Waldteufel", belehrte mich der Kommis. „Daß uns keiner von ihnen entschlüpft — sie bringen uns das Glück ins Haus!"

Kam ein Bauer in den Laden, der solch ein Angebot machte, so schickte mich der Kommis zu dem Vorleser Pjotr Wassiljitsch, einem Sachverständigen für alte Druckschriften, Bilder und sonstige Altertümer. Das war ein hochgewachsener alter Mann mit klugen Augen in dem sympathischen Gesicht und mit langem Bart wie Wassili der Gerechte. Er hinkte mit dem Fuß infolge einer Verletzung und ging an einem langen Stock, trug Sommer und Winter ein dünnes, leichtes Gewand, das wie eine Mönchskutte aussah, und eine Samtmütze von eigentümlicher, kasserolleartiger Form. Munter und rüstig betrat er den Laden, ließ dann vor den Bildern demütig die Schultern sinken, beugte den Rücken, bekreuzigte sich unter leisen Seufzern mehrmals mit zwei Fingern[1] und murmelte in einem fort Gebete und Psalmen. Seine fromme Demut und greisenhafte Schwäche gewannen ihm sogleich das Vertrauen des Bauern.

„Nun, was gibt's bei euch Neues, meine Lieben?" fragte der Alte den Kommis.

„Wir sind eben dabei, ein Bild zu kaufen. Der Mann da hat es uns gebracht, es soll ein Stroganowsches sein."

„Was für eins?"

„Ein Stroganowsches."

„So, so... Ich höre nämlich schlecht, der Herr hat mein Ohr gegen die Schändlichkeiten der nikonianischen Worte gefeit..."

Er nimmt seine Mütze ab, hält das Bild waagerecht und senkrecht, betrachtet es von allen Seiten, beguckt die Querleiste an der Holztafel, kneift die Augen zusammen und murmelt:

„Wir müssen vor diesen gottlosen Nikonianern auf der Hut sein. Sie kennen unsere Vorliebe für alte Malerei, und der Teufel hat sie in seiner Tücke allerhand falsche Künste gelehrt, daß sie neuerdings selbst die heiligen Bilder nachahmen — ach, und wie geschickt! Äußerlich sieht so ein Bild wie ein Stroganowsches aus, oder eins von Ustjug, vielleicht auch von Susdal, beschaut man es aber recht mit dem innern Auge, so erkennt man: es ist gefälscht!"

Spricht er das Wort „gefälscht" aus, so bedeutet dies verabredetermaßen: das Bild ist wertvoll und selten. Eine Anzahl weiterer Ausdrücke, über die man sich vorher geeinigt hat, belehren den Kommis über den Preis, den er für das Bild oder das Buch bezahlen soll. Ich erinnere mich, daß die Worte „Kummer und Gram" zehn Rubel bedeuteten; „Nikon, der Tiger" wurde für fünfundzwanzig Rubel gesagt. Ich schämte mich, wenn ich sah, wie der Verkäufer von den beiden geprellt wurde, doch beobachtete ich andrerseits mit Bewunderung das pfiffige Spiel des „Sachverständigen".

„Die Nikonianer, diese schwarzen Kinder Nikons, des Tigers, bringen unter Anleitung des Satans das Schlimmste fertig. Hier zum Beispiel scheint die Grundierung echt und die Bekleidung scheint von derselben Hand gemalt, aber das Gesicht, sieh her! — das stammt von einem andern Pinsel. Die alten Meister, wie Pimen Uschakow, der allerdings

[1] Patriarch Nikon, gest. 1681, berichtigte die altslawischen Kirchenbücher und gab damit den Anlaß zum Abfall der sogenannten Altgläubigen. *(Anm. d. Red.)*

[1] Im Gegensatz zu den Rechtgläubigen bekreuzigten sich die Altgläubigen mit zwei anstatt mit drei Fingern. *(Anm. d. Red.)*

ein Ketzer, aber doch auch ein großer Maler war, führten ihre Bilder vollständig mit eigener Hand aus, Bekleidung und Gesicht malten sie selbst, hobelten auch die Tafel selbst und grundierten selber. Das verstehen die gottlosen Leutchen unserer Tage nicht! Früher war die Heiligenmalerei ein wahrhaft heiliger Beruf, heute aber ist sie eine ‚Kunst', wie sie es nennen, eine freie Kunst!"

Er legt das Bild behutsam auf den Ladentisch, setzt seine Mütze auf und sagt:

„Ach, die Sünde, die Sünde!"

Dieses Wort bedeutet: „Kauf's auf jeden Fall!"

Der Bauer ist ganz berauscht von den süßlich frommen Worten des Alten und von seiner Sachkunde, und er wagt die angstvolle Frage:

„Was ist also mit dem Bild, Verehrter?"

„Was mit dem Bild ist? Es ist von einem Nikonianer gemalt."

„Das kann nicht sein. Die Großväter und die Urgroßväter haben davor ihre Gebete verrichtet..."

„Nikon hat aber früher gelebt als dein Urgroßvater!"

Der Alte nimmt das Bild, hält es dem Verkäufer vor die Augen und sagt, diesmal schon in ganz strengem Ton:

„Sieh es dir doch ganz genau an, wie heiter die Farben sind! Das soll ein Heiligenbild sein! Ein Gemälde ist es, eitel Kunstgeschmiere, nikonianische Tändelei! Keine Spur des alten Geistes ist darin! Wie käme ich dazu, dir die Unwahrheit zu sagen! Ich bin ein alter Mann, habe um der Wahrheit willen Verfolgungen erlitten, werde mich bald vor Gott zu verantworten haben — da sollte ich so gegen mein Gewissen handeln! Das hätte wirklich keinen Sinn!"

Er tritt aus dem Laden auf die Terrasse hinaus, ganz gebeugt von greisenhafter Schwäche und gekränkt durch das Mißtrauen in sein kundiges Urteil. Der Kommis bezahlt für das Bild ein paar Rubel, und der Verkäufer entfernt sich mit einer tiefen Verneigung gegen Pjotr Wassiljitsch. Mich schickt man in die Schenke nach kochendem Wasser zum Tee. Bei meiner Rückkehr finde ich den Vorleser sichtlich erholt und gutgelaunt vor, er betrachtet den Kauf mit zärtlichem Blick und belehrt den Kommis:

„Sieh doch her: das Bild ist von strengster Schule, die Malerei sehr fein, mit Gottesfurcht ist's gemalt! Alles Menschliche ist darin ausgeschieden..."

„Wer hat es gemalt?" fragt der Kommis, vor Freude umherhüpfend und übers ganze Gesicht strahlend.

„Das brauchst du nicht zu wissen."

„Und wieviel würde ein Kenner wohl zahlen?"

„Das weiß ich nicht. Gib es mir, ich will's jemandem zeigen..."

„Ach, Pjotr Wassiljitsch..."

„Verkauf ich's, so bekommst du fünfzig Rubel ab, was darüber ist, gehört mir..."

„Ach, Pjotr Wassiljitsch..."

„Was heißt da ach, ach!"

Sie trinken Tee und feilschen dabei schamlos um das Heiligenbild, wobei sie einander mit rechten Gaunerblicken ansehen. Der Kommis ist offenbar ganz in der Hand des Alten. Sobald dieser fort ist, wird er mir sicherlich auf die Seele binden, daß ich mich der Ladenbesitzerin gegenüber nicht verplappern soll, jetzt aber fragt er, nachdem er endlich mit dem Alten handelseins geworden, in munterem Ton:

„Na, und was gibt's sonst Neues in der Stadt, Pjotr Wassiljitsch?"

Der Vorleser fährt sich mit der gelben Hand durch den Bart, wobei seine schmalzigen Lippen zum Vorschein kommen, und beginnt vom Leben der reichen Kaufleute zu erzählen, von ihren Geschäften, ihren Trinkgelagen, ihren Krankheiten, ihren Hochzeiten, von den Liebesverhältnissen der Männer und Frauen. Wie eine geschickte Köchin die Pfannkuchen, so bäckt er diese fettigen Erzählungen fix und rund zurecht und gießt sein zischendes Lachen als Tunke darüber. Das runde Gesicht des Kommis färbt sich dunkel vor Neid und Bewunderung, seine Augen sind ganz in schwärmerisches Sinnen versunken, und er sagt trübselig seufzend:

„Die Leute leben! Und ich armer Schlucker..."

„Jeder hat sein Schicksal", tönt die gedämpfte Baßstimme des Schriftkundigen. „Dem einen schmieden es die Engel mit silbernen Hämmerchen, dem andern der Teufel mit dem Beilrücken..."

Dieser zähe, sehnige Greis weiß alles, kennt das Leben der ganzen Stadt, alle Geheimnisse der Kaufleute, der Beamten, der Popen und der Kleinbürger. Er ist scharfsichtig wie ein Raubvogel und hat etwas vom Wolf und zugleich vom Fuchs in seinem Wesen. Ich fühle mich versucht, mit ihm anzubinden, doch blickt er auf mich nur so aus der Ferne, wie durch einen Nebel. Er scheint mir von einem leeren Raum umgeben; will ich mich ihm nähern, so ist mir, als stürze ich irgendwohin ab. Ich fühle in ihm eine gewisse Verwandtschaft mit dem Heizer Schumow heraus.

Der Kommis ist von der geistigen Überlegenheit des Vorlesers überzeugt und kann sie vor ihm und in seiner Abwesenheit nicht genug rühmen. Doch hat er auch Augenblicke, in denen er, gleich mir, das Bedürfnis empfindet, dem Alten die Wahrheit zu sagen.

„Eigentlich bist du doch ein rechter Leutebetrüger", sagt er plötzlich und sieht ihm keck ins Gesicht.

Pjotr Wassiljitsch lächelt müde und erwidert darauf:

„Gott allein kommt ohne Betrug aus. Unsereins aber lebt unter lauter Dummköpfen — wenn man

die nicht betrügen soll, was hat man dann von ihnen?"

„Nicht alle Bauern sind dumm", versetzt der Kommis mit Eifer — „auch die Kaufleute stammen doch von Bauern ab!"

„Wir reden nicht von Kaufleuten, sondern von Dummköpfen, die dazu da sind, von pfiffigen Leuten hochgenommen zu werden. Der Dummkopf ist ein frommes Schaf, sein Hirn, das ruht in tiefem Schlaf ..."

Immer müder und gelassener spricht der Alte. Es ist, als stünde er auf einem bemoosten Hügel, inmitten eines tiefen Morastes.

Es ist ihm nicht beizukommen, entweder kennt er keinen Ärger oder er weiß ihn ganz tief in sich zu verbergen. Zuweilen bindet er jedoch schon selbst durch kleine Neckereien mit mir an. Er tritt an mich heran, lächelt in seinen Bart hinein und fragt:

„Wie heißt dein französischer Schriftsteller — Ponaus?"

Ich ärgere mich über die Verdrehung des Namens, zeige es jedoch nicht und antworte:

„Ponson du Terrail."

„Was hat er erreicht?"

„Reißen Sie keine dummen Witze, Sie sind doch kein alberner Junge."

„Das stimmt. Was liest du denn da?"

„Ephräm den Syrer."

„Wer schreibt besser, deine weltlichen Schriftsteller oder dieser da?"

Ich schweige.

„Worüber schreiben denn die weltlichen Schriftsteller?" fragte er weiter.

„Über alles, was im Leben vorkommt."

„Also auch über Hunde und Pferde, und was bei denen vorkommt?"

Der Kommis lacht aus vollem Halse, und ich bin wütend. Ich will sie allein lassen und wende mich der Tür zu, doch der Kommis ruft mich zurück. Der Alte setzt seine Späße mit mir fort:

„Hör mal, du Schriftgelehrter — löse mal folgende Aufgabe: vor dir stehen tausend nackte Menschen, fünfhundert Männer und fünfhundert Weiber, und unter ihnen sind auch Adam und Eva. Wie wirst du die beiden herausfinden?"

Er fragt und bohrt eine ganze Weile, und endlich erklärt er triumphierend:

„Dummes Kerlchen — sie sind doch nicht geboren, sondern erschaffen, also haben sie keinen Nabel!"

Der Alte weiß zahllose „Aufgaben" dieser Art zu stellen und kann einen damit totquälen.

In der ersten Zeit meiner kaufmännischen Tätigkeit hatte ich dem Kommis den Inhalt einiger von mir gelesenen Bücher erzählt, das sollte mir jetzt zum Bösen ausschlagen. Der Kommis erzählte dem Alten die Geschichten wieder, wobei er sie absichtlich entstellte und ihnen einen schmutzigen Sinn unterlegte. Der Alte unterstützte ihn durch allerhand schamlose Fragen, die er an mich richtete, und ihre schlüpfrigen Zungen wetteiferten darin, die Gestalten der Eugénie Grandet, Ludmillas, Heinrichs IV., die mir so teuer waren, mit zweideutigen Worten zu besudeln.

Ich begreife wohl, daß sie dies nicht in böser Absicht, sondern aus lauter Langerweile taten, doch konnte das die Sache für mich nicht bessern. Sie wühlten in ihrem eignen Schmutz wie die Schweine und grunzten vor Vergnügen, daß sie das Schöne, das sie nicht begriffen und lächerlich fanden, so verunglimpfen und in den Kot ziehen konnten.

Der ganze Kaufhof, alles, was in ihm hauste, Kaufleute und Handlungsdiener, führte ein seltsames Leben, in dem allerhand kindische und zumeist recht boshafte Belustigungen eine Rolle spielten. Fragte ein Bauer, der in der Stadt fremd war, wie er am schnellsten nach dieser oder jener Straße gelangen könne, so wurde ihm regelmäßig eine falsche Richtung angegeben. Das war so allgemein Brauch, daß es den Lügnern gar keinen Spaß mehr machte. Sie fingen ein paar Ratten, banden sie mit den Schwänzen aneinander und ließen sie so laufen. Mit Behagen sahen sie zu, wie die Tiere nach entgegengesetzten Richtungen zerrten und aufeinander losbissen; zuweilen begossen sie sie noch mit Petroleum und zündeten dieses an. Oder sie banden einem Hund einen alten Blecheimer an den Schwanz — der Hund lief vor Schreck über das ratternde Gefäß winselnd davon, und alles sah zu und lachte.

Noch viele andere Belustigungen dieser Art gab es. Es war, als ob alle Menschen, insbesondere die vom Lande, einzig darum auf der Welt wären, daß der Kaufhof sein Vergnügen habe. In den Beziehungen von Mensch zu Mensch trat stets und überall das Bestreben hervor, sich über den andern lustig zu machen, ihm Schmerz zuzufügen, ihn in Verlegenheit zu setzen. In den Büchern, die ich gelesen hatte, war von einem solchen Verhalten der Menschen zueinander, von diesem beharrlichen, unausgesetzten Bemühen, einander zu verhöhnen und zu erniedrigen, nichts zu finden.

Eine im Kaufhof sehr beliebte Unterhaltung war mir ganz besonders zuwider: ich meine das Essen um die Wette oder auf Kommando. Unter unserem Laden befanden sich die Geschäftsräume eines Händlers mit Wollwaren und Filzstiefeln, und der Kommis, der dort angestellt war, setzte durch seine Riesenleistungen auf dem Gebiet der Speisenvertilgung den ganzen Nishni-Basar geradezu in Erstaunen. Sein Herr prahlte mit dieser Eigenschaft seines Angestellten, wie man sonst etwa mit der Bissigkeit eines Hundes oder der Stärke eines Pferdes prahlt. Er schlug beispielsweise seinem Ladennachbarn eine Wette vor:

„Wer setzt zehn Rubel dagegen, daß mein Mischka in zwei Stunden zehn Pfund Schinken vertilgt?"

Man kennt aber Mischka schon von dieser Seite und weiß, daß er diese Leistung fertigbringt. Es erfolgt also ein Gegenvorschlag:

„Wetten wollen wir nicht, den Schinken aber können wir ja kaufen: mag er ihn fressen, und wir werden zusehen!"

„Aber lauter schieres Fleisch, ohne Knochen!"

Sie reden noch ein Weilchen lässig hin und her, und dann wird Mischka gerufen. Aus dem dunkeln Lagerraum kommt ein hagerer, bartloser Bursche mit knochigem Gesicht hervorgekrochen, in einem langen Tuchpaletot mit rotem Gürtel, ganz von Wollflocken bedeckt. Ehrerbietig zieht er die Mütze von dem kleinen Kopf und richtet schweigend den trüben Blick der tiefliegenden Augen auf das blutunterlaufene, von dickem, borstigem Haar bedeckte Vollmondgesicht des Prinzipals.

„Bist du imstande, zehn Pfund Schinken aufzufressen?"

„In welcher Zeit?" fragt Mischka in geschäftsmäßigem Ton mit dünner Fistelstimme.

„In zwei Stunden."

„Das dürfte schwerhalten!"

„Ach was — schwerhalten!"

„Wenn ich ein paar Glas Bier dazu trinken könnte..."

„Na, los also!" sagt der Prinzipal und brüstet sich vor den andern: „Glaubt nicht etwa, daß er nüchtern ist, er hat schon zum Frühstück zwei Weißbrote verputzt und gehörig zu Mittag gegessen..."

Der Schinken wird gebracht, und die Zuschauer versammeln sich: lauter gesetzte Kaufleute in dicken, eng zugeknöpften Pelzen — wie riesige Gewichte sehen sie aus. Alle haben große Bäuche und kleine, von Fettwülsten umgebene, von einem Ausdruck öder Langweile verschleierte Augen. Die Hände in die Ärmel geschoben, umstehen sie in engem Ring den mit einem Messer und einem großen Stück Roggenbrot ausgerüsteten Eßkünstler; er bekreuzigt sich andächtig, setzt sich auf einen Ballen Wolle, legt den Schinken auf eine neben ihm stehende Kiste und mißt ihn mit leeren Augen. Dann schneidet er eine dünne Brotschnitte und eine dicke Scheibe Schinken ab, legt beides genau aufeinander und führt es mit beiden Händen zum Mund. Seine Lippen zittern, er beleckt sie mit der schmalen, langen Hundezunge, man sieht die kleinen scharfen Zähne — und ganz so wie ein Hund neigt er die Schnauze nach dem Fleisch hin.

„Er hat angefangen!"

„Seht auf die Uhr!"

Aller Augen richten sich mechanisch nach dem Gesicht des Essers, auf seinen Unterkiefer und die runden Wülste an seinen Ohren. Sie beobachteten, wie das spitze Kinn sich gleichmäßig hebt und senkt, und tauschen träg ihre kleinen Gedanken aus:

„Ganz wie ein Bär frißt er!"

„Hast du denn einen Bären schon fressen sehen?"

„Leb' ich vielleicht im Walde? Man sagt eben so: ‚Er frißt wie ein Bär.'"

„Man sagt: ‚Er frißt wie ein Schwein.'"

„Das Schwein wird von seinesgleichen nicht fressen..."

Sie lachen träge, und irgendein Besserwisser sagt belehrend:

„Im Gegenteil: es frißt alles, seine eignen Ferkel sogar und die eignen Geschwister..."

Das Gesicht des Eßkünstlers färbt sich immer dunkler, die Ohren werden blau, die eingesunkenen Augen quellen aus ihren Höhlen, er atmet schwer, doch sein Kinn bewegt sich nach wie vor im Gleichmaß.

„Halt dich 'ran, Michailo, 's ist Zeit!" ermuntert man ihn. Unruhig mißt er mit den Augen den Rest des Fleisches, trinkt einen Schluck Bier, und beginnt wieder mit der Kauarbeit. Die Zuschauer werden lebhaft, immer häufiger blicken sie auf die Uhr, die Mischkas Prinzipal in der Hand hält, und einer sagt zum andern:

„Daß er nur die Uhr nicht zurückstellt! Nehmt sie ihm lieber ab!"

„Gebt auf Mischka acht, daß ihm nicht ein Stück Schinken in den Ärmel rutscht!"

„Er schafft's nicht zur rechten Zeit, ich sehe es schon!"

„Ich halte vier gegen eins! Daß du mir durchhältst, Mischka!" ruft der Prinzipal.

Die Zuschauer reizen und necken ihn, doch mag keiner die Wette halten. Mischka aber kaut und kaut, sein Gesicht hat schon ganz die Farbe des Schinkens angenommen, und die spitze, knorplige Nase pfeift ganz kläglich. Sein Anblick ist schrecklich — mir ist, als müßte er jeden Augenblick weinend ausrufen:

„Erbarmt euch doch..."

Oder als würde er, ganz vollgestopft mit Fleisch, vor den Zuschauern zusammenbrechen und sterben.

Endlich hat er alles aufgegessen, und mit den trunkenen Augen vor sich hin glotzend, röchelt er müde:

„Gebt mir was zum Nachtrinken..."

Der Prinzipal sieht auf die Uhr und brummt:

„Um vier Minuten hast du dich verspätet, Halunke!"

„Schade, daß wir nicht gewettet haben!" spotten die andern — „wärst schön 'reingefallen!"

„Ein toller Kerl ist's aber doch, der Mischka!"

„Der müßte so im Zirkus auftreten — was?"

„Was für Mißgeburten der Herrgott so auf der Erde herumlaufen läßt!"

„Kommt, jetzt wollen wir Tee trinken — wie?"

Und wie schwer beladene Barken schwimmen sie hinaus in die nächste Teestube.

Ich möchte dahinterkommen, was diese schwerfälligen, wie aus Eisen gegossenen Menschen hier um den unglücklichen Burschen zwei Stunden lang zusammenhält, warum seine krankhafte Gefräßigkeit ihnen so viel Spaß macht.

Dunkel und öde ist's in der schmalen Galerie, die eng mit Wolle, Schaffellen, Hanf, Tauwerk, Filzstiefeln und Lederwaren vollgestopft ist. Vom hölzernen Bürgersteig ist sie durch dicke plumpe Ziegelsteinsäulen getrennt, die von der Zeit benagt und über und über vom Straßenkot bespritzt sind. Alle Ziegelsteine, alle Fugen zwischen ihnen sind sicherlich schon tausendmal gezählt worden und in der Erinnerung von Tausenden als ein plumpes, mit häßlichen Mustern bedecktes Netzwerk haftengeblieben.

Auf dem Bürgersteig schreiten langsam die Fußgänger dahin, auf dem Straßendamm bewegen sich ohne Hast die Droschken und die Warenschlitten. Jenseits der Straße, innerhalb des roten Ziegelsteingevierts der in zwei Stockwerken angeordneten Läden, liegt der mit Kisten, Stroh, zerknülltem Packpapier und grauem, niedergetretenem Schnee angefüllte Platz.

Alles dies, samt den Menschen und den Pferden, erscheint trotz aller Bewegung doch unbeweglich, kreist träg an derselben Stelle, an die es durch unsichtbare Ketten gebannt ist. Plötzlich hat man das Gefühl, daß dieses Leben fast lautlos, bis zur Stummheit arm an Klängen und Tönen ist. Schlittenkufen kreischen, Ladentüren werden zugeschlagen, Pasteten- und Honigkuchenhändler schreien ihre Ware aus, aber die Stimmen der Menschen haben etwas Unfrohes, Widerwilliges, Einförmiges, man gewöhnt sich rasch an sie und bemerkt sie nicht mehr.

Wie zum Begräbnis hallen die Kirchenglocken — ihr dumpfes Geläut bleibt ewig im Ohr haften. Ununterbrochen, vom Morgen bis in die Nacht hinein, scheint es über dem Basar in der Luft zu schwingen, durchdringt alles Denken und Fühlen, legt sich wie ein schwerer metallischer Niederschlag auf alle Eindrücke.

Langeweile, kalte, öde Langeweile atmet alles ringsum: die von schmutzigem Schnee bedeckte Erde, die grauen Schneehaufen auf den Dächern, das fleischfarbene Ziegelgemäuer der Gebäude. Langeweile steigt mit dem grauen Rauch aus den Schornsteinen auf, kriecht zu dem grauen, niedrigen, leeren Himmel empor. Langeweile strömen Menschen und Pferde aus, sie hat ihren eignen Geruch — einen schweren, muffigen Geruch nach Schweiß, Fett, Hanföl, gesäuertem Brot und Rauch. Dieser Geruch beengt den Kopf wie eine zu enge, warme Mütze, durchsetzt die Brust und erzeugt einen seltsamen Rausch, den dunkeln Wunsch, die Augen zu schließen, einen gellenden Schrei auszustoßen und sich an der ersten besten Mauer den Schädel einzurennen.

Ich schaue in die feisten, prall mit dickem, fettem Blut gefüllten, vom Frost zerzwickten und wie im Traum unbeweglichen Gesichter der Kaufleute; sie gähnen von Zeit zu Zeit und sperren dabei den Mund auf wie Fische, die man auf den Sand geworfen hat.

Im Winter ist das Geschäft ruhig, den Augen der Kaufleute fehlt jener gierig spähende Ausdruck, der ihnen im Sommer ein wenig Leben und Farbe gibt. Die schweren Pelze hemmen die Bewegungen und drücken die Leute zur Erde. Ihre Unterhaltung ist träg, und, werden sie erregt, so zanken sie sich gleich — ich meine, sie tun es absichtlich, um einander zu beweisen: Seht, wir leben noch!

Ich sehe ganz deutlich, daß die Langeweile schwer auf ihnen lastet, daß sie sie würgt und drückt — nur als ein erfolgloses Ankämpfen gegen ihre unwiderstehliche Gewalt kann ich mir ihre grausamen, törichten Belustigungen erklären.

Ich spreche darüber zuweilen mit Pjotr Wassiljitsch. Er behandelt mich immer noch von oben herab und spart seinen Spott nicht, aber meine Vorliebe für Bücher gefällt ihm, und gelegentlich läßt er sich herbei, mit mir in ernstem, belehrendem Ton zu sprechen.

„Das Leben, das die Kaufleute führen, gefällt mir nicht", sage ich.

Er wickelt eine Strähne seines Bartes auf den langen Zeigefinger und fragt:

„Woher kannst du wissen, wie sie leben? Bist wohl oft bei ihnen zu Gast, wie? Hier sind wir auf der Straße, Junge, und auf der Straße ‚leben' die Menschen nicht, da treiben sie nur Handel oder gehen mal rasch ein Stück entlang und beeilen sich, wieder nach Hause zu kommen. Auf die Straße gehen die Leute in Kleidern — wie einer unter seinem Rock aussieht, kannst du nicht wissen. Nur zu Hause, zwischen seinen vier Wänden, gibt sich der Mensch wie er ist. Wie die Kaufleute da leben, das weißt du nicht!"

„Ihre Gedanken sind doch dieselben, ob sie hier oder zu Hause sind!"

„Wer will die Gedanken seines Nachbars kennen?" fragt der Alte mit strengem Augenrollen in feierlichem Baß. „Gedanken sind wie Läuse — beide sind schwer zu zählen, sagen unsre alten Leute. Vielleicht fällt solch ein alter Mensch, der draußen gesündigt hat, zu Hause auf die Knie und weint und betet: ‚Vergib mir, o Herr, daß ich an deinem heiligen Tage gesündigt habe!' Vielleicht ist sein Haus ihm ein Kloster, in dem er mit Gott allein zusammenlebt. So liegen die Dinge! Jede Spinne hat ihren Winkel und spinnt ihr Netz, sie mag nur zusehen, daß sie ihr Gewicht kennt, damit der Faden sie trägt..."

Wenn er ernsthaft spricht, klingt seine Baßstimme noch tiefer und voller, als hätte er wichtige Geheimnisse zu erkunden.

„Du urteilst über die Menschen — das ist aber noch zu früh, mein Junge! In deinem Alter lebt man nicht mit dem Verstand, sondern mit den Augen. Schauen, merken, schweigen — das ist für dich das Richtige! Verstand ist Sache des Geschäfts, Glaube — Sache der Seele. Daß du Bücher liest, ist gut, doch muß man in allem Maß zu halten wissen — es gibt Leute, die sich um ihren Verstand und ihren Glauben gelesen haben..."

Er schien mir unsterblich, ich konnte mir schwer vorstellen, daß er altern, verfallen würde. Er erzählte gern Geschichten von Kaufleuten, von Räubern und Falschmünzern, die es zu Wohlstand und Ansehen gebracht hatten. Ich hatte schon verschiedene Geschichten dieser Art vom Großvater gehört, der sie besser zu erzählen wußte als Pjotr Wassiljitsch. Darin jedoch stimmten die Geschichten beider überein, daß großer Reichtum stets der Sünde gegen die Menschen und Gott seinen Ursprung verdanke. Mit den Menschen hatte Pjotr Wassiljitsch kein Mitleid, aber von Gott sprach er mit einem Gefühl der Wärme — er seufzte dabei und schlug die Augen nieder.

„Ja, ja, sie betrügen ihn, den lieben Gott! Und er, Väterchen Jesus, sieht alles und spricht weinend: ‚Ihr sündigen Menschen, meine Schmerzenskinder, die Hölle ist euch bereitet!'"

Einmal erlaubte ich mir zu bemerken:

„Auch Sie betrügen doch die Bauern..."

Er nahm diese Worte keineswegs übel:

„Was betrüge ich sie schon groß?" sagte er. „Wenn ich mal drei oder fünf Rubel erwische — ist das 'ne schwere Sünde?"

Traf er mich über einem Buch an, so nahm er es mir aus der Hand, begann mich über das Gelesene zu prüfen und sagte bewundernd und ungläubig zu dem Kommis:

„Nun sieh doch — er scheint wirklich zu verstehen, was er liest, der Schelm!"

Und eindringlich begann er zu dozieren:

„Merk auf meine Worte, es steht dir wohl an! Es gab zwei Bischöfe mit dem Namen Kyrill, der eine lebte in Alexandrien, der andere in Jerusalem. Jener stritt wider den fluchwürdigen Ketzer Nestorius, der die unzüchtige Lehre predigte, daß die Mutter Gottes von menschlicher Herkunft gewesen sei und darum nicht einen Gott, sondern einen Menschen geboren habe, welcher den Namen Christus trug, das heißt Heiland der Welt. Man müsse sie also nicht Mutter Gottes, sondern Mutter Christi nennen — verstanden? Das ist aber eine Ketzerei! Der Bischof Kyrill von Jerusalem hat gegen den Ketzer Arius gestritten..."

Seine kirchengeschichtlichen Kenntnisse entzückten mich, und er wußte sie auch in ein recht helles Licht zu setzen.

„Ich bin ein Haupthahn auf diesem Gebiet", sagte er, mit der wohlgepflegten Popenhand seinen Bart streichend. „In der Moskauer Dreifaltigkeitskirche habe ich mich mit den verbissensten Gelehrten der nikonianischen Kirche, Geistlichen wie Weltlichen, herumgestritten, sogar mit Professoren habe ich disputiert, mein Sohn! Einen Popen habe ich mit der Peitsche meiner Worte so weit gebracht, daß er Nasenbluten bekam!"

Seine Wangen röteten sich bei der Erinnerung, und seine Augen strahlten. Das Nasenbluten seines Gegners erschien ihm als der Höhepunkt seines Triumphes, als der funkelnde Rubin im goldenen Kranz seines Ruhmes, und er erzählte von diesem Ereignis mit wahrem Entzücken:

„Ein Staatskerl von Pope war es, ein wahrer Hüne! Er stand vor dem Chorpult, und aus der Nase floß es: tropf, tropf! Und er merkte seine Schmach gar nicht! Ein wilder Pope war's, ein richtiger Wüstenlöwe, und seine Stimme dröhnte wie eine Glocke. Und ich fiel ihn so ganz behutsam an, und meine Worte trafen ihn mitten in die Seele, immer zwischen den Rippen durch wie mit 'ner Schusterahle ... Wie ein glühender Ofen war er angeheizt mit ketzerischer Bosheit ... Ach ja, man hat was erlebt..."

Nicht selten fanden sich auch noch andere Vorleser im Laden ein: Pachomi, ein schieläugiger Mensch in einem schmierigen Wams, mit einem mächtigen Schmerbauch, gedunsenem Gesicht und grunzender Stimme; Lukian, ein kleiner Greis, freundlich und flink, glatt wie eine Maus, und noch ein dritter, ein großer, finsterer Mensch, der wie ein Kutscher aussah, schwarzbärtig, mit einem regelmäßigen, doch unangenehmen, abstoßenden Gesicht und unbeweglichen Augen.

Sie brachten fast jedesmal alte Bücher, Heiligenbilder, Weihrauchkessel oder Metallschalen mit, oder sie führten uns auch wohl die Käufer, alte Männer und Frauen von jenseits der Wolga, zu. Waren die Geschäfte erledigt, so nahmen sie am Ladentisch Platz, wie Krähen auf dem Feldrain, tranken Tee mit Fastenzucker, aßen große weiße Kringel dazu und erzählten einander von den Verfolgungen durch die nikonianische Kirche: dort hatte eine Haussuchung oder eine Beschlagnahme von gottesdienstlichen Büchern stattgefunden, da hatte die Polizei einen Betsaal geschlossen und den Besitzer des Hauses, in dem er sich befand, auf Grund des Artikels 103 in Anklagezustand versetzt. Dieser Artikel 103 war sehr häufig ihr Gesprächsthema, doch sie sprachen ganz ruhig von ihm als von einem Übel, das unvermeidlich war wie der Winterfrost.

Die Worte Polizei, Haussuchung, Gefängnis, Gericht, Sibirien, die ständig aus ihren Gesprächen über die erlittenen Glaubensverfolgungen hervorklangen, fielen in meine Seele wie glühende Kohlen und entflammten mein Mitgefühl für diese Greise;

die Bücher, die ich gelesen, hatten mich gelehrt, zielbewußte Männer zu schätzen und die Standhaftigkeit in geistigen Dingen hochzuachten.

Ich sah über alle Mängel hinweg, die ich an diesen Lehrmeistern des Lebens beobachtete, und fühlte aus ihrem Verhalten nur den ruhigen Trotz heraus, hinter dem sich mir ein unerschütterlicher Glaube an die von ihnen verkündeten Lehren und die Bereitwilligkeit, jegliche Marter für sie zu erdulden, zu verbergen schien.

Später, als ich mehr solche und ähnliche Hüter des alten Glaubens, aus den Kreisen des Volkes wie aus denen der Intelligenz, kennengelernt hatte, kam ich dahinter, daß dieser Trotz nichts weiter ist als die orientalische Passivität von Menschen, die nicht wissen, wohin sie sich von ihrem Standort wenden sollen, und die sich auch nirgends sonst hinwenden wollen, da sie, durch die Fesseln alter Worte und alter Begriffe gefesselt, in diesen Worten und Begriffen erstarrt sind. Ihr Wille hat keinen Trieb zur Bewegung, ist einer Entwicklung in der Richtung auf die Zukunft hin nicht fähig, und wenn ein Stoß von außen sie von dem gewohnten Platz herunterwirft, stürzen sie ganz passiv und mechanisch herab wie ein Stein vom Berge. Sie halten sich auf ihrem Posten vor dem Friedhof ihrer abgestorbenen Wahrheiten lediglich durch die tote Schwerkraft ihrer Erinnerungen an die Vergangenheit und durch ihre krankhafte Vorliebe für Leid und Unterdrückung: nimmt man ihnen die Möglichkeit des Leidens, so ist ihnen ihr Lebensinhalt geraubt, und sie schwinden hin wie die Wolken an einem frischen, windigen Tag.

Der Glaube, für den sie mit Freuden, doch auch mit einem reichlichen Maß von Eitelkeit zu leiden bereit sind, ist zweifellos ein sehr fester Glaube, doch erinnert er stark an einen abgetragenen Anzug, in dem sich aller nur erdenkliche Schmutz angesammelt hat und der eben nur darum dem zerstörenden Einfluß der Zeit widersteht. Ihr Denken und ihr Fühlen haben sich an die enge, drückende Decke der Vorurteile und der Dogmen gewöhnt, und wenn ihnen auch die Flügel beschnitten, wenn ihre Glieder verstümmelt und verkrüppelt sind, so fügen sie sich doch in ihre Lage und finden sie schließlich ganz bequem und behaglich.

Dieser Glaube aus Gewohnheit ist eine der betrübendsten und schädlichsten Erscheinungen unseres Lebens. Im Bereich dieses Glaubens wächst, wie im Schatten einer steinernen Mauer, alles Neue nur langsam, verkümmert, saft- und kraftlos empor. In diesem finsteren Glauben gibt es zu wenig strahlende Liebe, zu viel Unrecht, Verbitterung und Mißgunst, die mit dem Haß stets Hand in Hand gehen. Das Licht dieses Glaubens ist nichts weiter als der Phosphorglanz der Fäulnis.

Um zu dieser Einsicht zu gelangen, mußte ich viele schwere Jahre durchleben, gar vieles in meiner Seele zerbrechen und auch aus meinem Gedächtnis ausmerzen. In jenen Tagen jedoch, als ich inmitten der trostlos langweiligen, herzlosen Wirklichkeit zum erstenmal jenen Lehrern des Lebens begegnete, erschienen sie mir als Männer von hoher sittlicher Kraft, als die edelsten Menschen auf Erden. Fast jeder von ihnen hatte vor Gericht gestanden oder im Kerker gesessen, war aus verschiedenen Städten ausgewiesen und mit den Sträflingen per Schub befördert worden. Alle führten sie das versteckte, vorsichtige Leben der Verfolgten.

Ich bemerkte indes, daß, sosehr diese Greise auch über die „geistige Bedrückung" durch die Nikonianer klagten, sie doch auch selbst einander ganz gern ein klein wenig bedrückten. Hatte der einäugige Pachomi beispielsweise eins über den Durst getrunken, so begann er, mit seinem in der Tat ganz erstaunlichen Gedächtnis zu prahlen. Einzelne Bücher kannte er, wie manche Juden den Talmud, „nach dem Finger" auswendig: er steckte aufs Geratewohl den Finger zwischen die Seiten des Buches, und bei dem Wort, auf das sein Finger hinzeigte, begann er mit seiner weichen, näselnden Stimme den Text auswendig herzusagen. Er blickte dabei stets zur Erde, und sein einziges Auge irrte unruhig über den Fußboden, als wenn es etwas sehr Kostbares, Abhandengekommenes suchte. Am häufigsten zeigte er dieses Kunststück an einem Buch des Fürsten Myschezki mit dem Titel „Der russische Weinstock". Sehr genau wußte er in den „Vielgeduldig und tapfer ertragenen Leiden der höchst bewunderswerten und mannhaften Märtyrer" Bescheid. Pjotr Wassiljitsch suchte ihn jedesmal bei einem Irrtum zu ertappen:

„Lüge nicht. Das ist nicht mit dem gottseligen Cyprian, dem Armen im Geiste, geschehen, sondern mit Denis dem Keuschen..."

„Was für ein Denis? Dionys heißt es..."

„Brauchst dich nicht so genau ans Wort zu halten!"

„Und du hast mich nicht zu belehren!"

Im nächsten Augenblick schon blickten sie sich zornfunkelnd an und schrien aufeinander los:

„Bauchdiener du, schamloser Mensch! Seht doch, was für einen Wanst er sich angemästet hat!"

„Und du bist ein geiler Lüstling, ein Bock, ein Schürzenjäger!" erwiderte Pachomi, und es klang, als ob er die Ausdrücke auf der Rechentafel abzählte.

Der Kommis stand da, die Hände in den Ärmeln, grinste höhnisch und hetzte die Hüter der alten Frömmigkeit wie kleine Jungen aufeinander:

„Recht so—o! Immer gib's ihm ordentlich, hähä!"

Einmal kam es sogar zu einer Prügelei. Pjotr Wassiljitsch schlug ganz unerwartet den Genossen auf die Backe, daß dieser die Flucht ergriff.

„Nun hast du die Sünde auf dich geladen!" rief er ihm nach, während er sich den Schweiß von der

Stirn wischte. „Hast meine Hand zum Unrecht verführt, Verruchter — pfui über dich!“

Mit Vorliebe machte er seinen Genossen den Vorwurf, sie seien nicht fest genug im Glauben und neigten bedenklich zur Irrlehre der „Verneiner“[1].

„Dieser Alexander ist es, der euch allen die Köpfe verdreht!“ sagte er. „Ein schöner Hahn, der da zu krähen begann!“

Die Lehre der „Verneiner“ erregte seinen Zorn und jagte ihm offenbar auch Angst ein, auf die Frage jedoch, worauf sie eigentlich hinausliefe, gab er eine ziemlich unklare Antwort.

„Die Lehre der ‚Verneiner‘“, sagte er, „ist die schlimmste Ketzerei, sie beruht auf dem bloßen Verstand und nicht auf Gott. Die Kosaken, hör' ich, sollen an gar nichts mehr glauben außer an die Bibel, und die Bibel haben sie von den Deutschen in Saratow, von Luther, über den geschrieben steht: ‚Sein Name[2] bedeutet soviel wie der Grausame, der Wüterich.‘ Man nennt die Verneiner auch ‚Windbeutel‘ oder ‚Stundisten‘, und sie alle stammen vom Westen her, von den dortigen Ketzern.“

Er stampfte mit dem verstümmelten Fuß auf und sagte kalt und hart:

„Diese Leute sollte die nikonianische Kirche mit Brand und Zerstörung verfolgen und nicht uns, denn wir sind von Urzeiten her Russen, unser Glaube ist der wahre östliche, festverwurzelte russische Glaube, und was jene bekennen, kommt alles vom Westen, verruchte Freidenkerei ist es. Was kann uns von Deutschen und Franzosen wohl Gutes kommen? Wie sie damals im Jahre Zwölf bei uns in Rußland waren ...“

Wenn er so, von seinem Thema fortgerissen, mir einen Vortrag hielt, vergaß er ganz, daß er einen Knaben vor sich hatte, faßte mit kräftiger Hand in meinen Gurt, zog mich an sich und stieß mich wieder zurück und redete dabei mit jugendlichem Feuer und heller Begeisterung.

„Es irrt der menschliche Geist im Dickicht seiner Erdichtungen wie ein Wolf umher und foltert nach Satans Gebot die Seele, die Gott dem Menschen geschenkt hat. Was haben sie nicht ausgetüftelt, diese Novizen des Teufels! Die Bogomilen, von denen alle Verneiner sich herleiten, lehren, daß Satan der Sohn Gottes sei, der ältere Bruder Jesu Christi — so weit sind sie gegangen! Sie haben auch gelehrt, man solle der Obrigkeit nicht gehorchen, solle keine Arbeit verrichten und Weib und Kinder verlassen — nichts brauche der Mensch, keine Ordnung des Lebens, vielmehr solle er leben, wie er will, wie der Teufel es ihm eingibt. Jetzt ist dieser Alexaschka[1] wieder aufgetaucht — oh, das Gewürm ...“

Zuweilen, wenn er so zu mir sprach, gab der Kommis mir irgendeinen Auftrag — ich ließ dann den Alten stehen und ging an die Arbeit, er aber blieb auf der Galerie und fuhr fort, ins Leere hinein zu reden:

„O ihr unbeflügelten Seelen, ihr blindgeborenen Kätzchen — wohin soll ich vor euch entfliehen!“

Und dann saß er, den Kopf im Nacken, die Hände auf den Knien, eine ganze Weile schweigend da und schaute mit durchdringendem, unbewegtem Blick zum grauen Winterhimmel auf.

Er sah es stets gern, wenn ich über einem Buch saß, war dann besonders freundlich gegen mich, klopfte mir auf die Schulter und sagte:

„Immer lies, Junge, lies recht fleißig, es verlohnt sich der Mühe! Dumm bist du nicht, nur schade, daß du vor alten Leuten keinen Respekt hast und mit jedermann gleich anbindest, immer Zahn um Zahn! Wohin soll eine solche Frechheit führen? Doch nur in die Sträflingskompanie! Vergiß nur das eine über dem Bücherlesen nicht: ‚Buch bleibt Buch — das Sicherste ist der eigne Versuch!‘ Bei den Chlysten war einmal ein Vorleser namens Danilo, der ging so weit, daß er alle Bücher, die alten wie die neuen, als überflüssig verwarf, auf einen Haufen packte und ins Wasser warf. Ja ... das ist natürlich auch eine Dummheit. Nun verdreht ihnen dieser Alexaschka, der Hundsfott, wieder die Köpfe ...“

Immer häufiger erwähnte er diesen Alexaschka, und eines Tages kam er bekümmert und brummig in den Laden und sagte zu dem Kommis:

„Alexander Wassiljew ist hier in der Stadt — gestern ist er angekommen. Ich hab' ihn gesucht und gesucht, aber nicht gefunden. Er versteckt sich! Ich will ein Weilchen hier bleiben, vielleicht guckt er herein ...“

„Ich weiß von nichts, kenne ihn gar nicht“, sagte der Kommis unfreundlich.

„Recht so!“ versetzte der Alte und nickte mit dem Kopf. „Für dich sind alle Menschen nur Kunden oder Verkäufer, etwas anderes kennst du nicht! Laß wenigstens für mich Tee holen!“

Als ich die mit siedendem Wasser gefüllte große Messingkanne zurückbrachte, fand ich im Laden Gäste vor. Der alte Lukian war da mit seinem heiteren Lächeln, und hinter der Tür, in einem dunkeln Winkel, saß ein mir Unbekannter in einem dikken Paletot und hohen Filzstiefeln, die Mütze tief in die Augen gedrückt und einen grünen Gurt um die Hüften. Sein Gesicht hatte nichts Auffallendes, er machte einen stillen, bescheidenen Eindruck,

---

[1] *Njetowzy, Njetowschtschina* — eine Sekte der Altgläubigen, die behauptete, seit Nikon sei die Gnade Gottes für die Menschheit verlorengegangen. *(Anm. d. Red.)*

[2] Er leitet ihn von russ. *ljuty* — grausam, grimmig ab. *(Anm. d. Red.)*

[1] Koseform von Alexander. *(Anm. d. Red.)*

wie etwa ein Handlungsdiener, der eben seine Stellung verloren hat und durch dieses Ungemach schwer bedrückt ist.

Pjotr Wassiljitsch sagte irgend etwas in seiner scharf betonenden Weise, ohne nach dem Unbekannten hinzusehen, während dieser mit einer nervösen Bewegung seiner rechten Hand die Mütze lüftete und sie dann wieder bis an die Augenbrauen herunterzog.

„Böse Quappen tummeln sich in unserm trüben Flüßchen und trüben sein Wasser immer mehr", begann Pjotr Wassiljitsch.

„Soll das auf mich gehen?" fragte der neue Gast in ruhigem Ton.

„Und wenn's auf dich ginge?" fragte der Vorleser spitz.

„Was wirst du dann von dir sagen, o Mensch?" versetzte der andere herzlich mit gedämpfter Stimme.

„Von mir rede ich nur mit Gott, das geht nur mich allein an..."

„Nein, Mensch, es geht auch mich an!" sagte der neue Besucher feierlich und voll Kraft. „Kehre dein Antlitz nicht von der Wahrheit ab, verschließe ihr nicht dünkelhaft dein Auge, denn das ist eine große Sünde vor Gott und den Menschen!"

Es gefiel mir, daß er Pjotr Wassiljitsch mit „Mensch" anredete, und seine sanfte, feierliche Stimme wirkte auf mich seltsam erregend. Beim Sprechen neigte er sich weit vor und bewegte die Hand vor seinem Gesicht auf und ab.

„Verdamme mich nicht, ich bin nicht sündiger als du", fuhr er fort.

„Hört doch, wie er kocht und zischt gleich einem Samowar!" sagte der alte Vorleser geringschätzig, worauf der andere erwiderte:

„Nur Gott allein weiß, was die Quellen des heiligen Geistes am meisten trübt — vielleicht geschieht das gerade durch eure Sünde, ihr papiernen Büchermenschen! Ich habe mit Papier und Büchern nichts zu schaffen, ich bin ein einfacher, lebendiger Mensch..."

„Ich kenne deine Einfachheit, hab' genug davon gehört..."

„Ihr seid es, die die Menschen verwirren und die geraden Gedanken zerbrechen, ihr Schriftgelehrten und Pharisäer... Was hab' ich denn gesagt? Sprich!"

„Ketzereien hast du gesagt!" rief Pjotr Wassiljitsch, sein Gegner aber erwiderte mit Wärme, während er die Hand vor seinem Gesicht auf und ab bewegte, als wolle er seine Worte von ihr ablesen:

„Ihr meint, es sei den Menschen schon wohler zumute, wenn ihr sie aus einem Stall in den andern treibt? Ich erwidere darauf: ‚Keineswegs!' Ich sage: ‚Befreie dich, o Mensch! Was gilt dein Haus, deine Gattin und alles, was dein ist, vor dem Herrn? Mache dich frei, o Mensch, von allem, wofür die Toren einander würgen und morden — von Gold, Silber und jeglichem Eigentum, denn sie sind nichts als Verwesung und Unflat. Nicht auf irdischen Fluren ist die Rettung der Seele zu finden, sondern in den Tälern des Paradieses! Reißt euch von allem los', sage ich, ‚sprengt alle Fesseln und Stricke, vernichtet das Netz dieser Welt, dieses Flechtwerk des Antichristen... Ich gehe einen geraden Pfad, ich lasse meine Seele keine Winkelzüge machen, habe kein Begehr nach dieser finstern Welt...'"

„Aber Speise und Trank und Kleidung — nach denen hast du Begehr? Das sind doch Dinge dieser Welt!" sagte der Alte höhnisch.

Doch auch dieser Einwurf glitt an Alexander ab, er sprach immer eindringlicher weiter, und wenn er auch nicht laut sprach, so klang es doch wie heller Posaunenschall.

„Was soll dir teuer sein, o Mensch? Nur Gott allein sei dir teuer! Tritt rein von allem Erdenschmutz vor ihn hin, reiß die irdischen Fesseln von deiner Seele ab, und der Herr wird schauen: du bist der einzige, er ist der einzige! So wirst du ihm nahekommen, dies ist der einzige Weg, der zu ihm führt. Dies ist das Heil, das uns gewiesen ward — verlaß Vater und Mutter, wirf alles von dir, selbst das Auge, das dir Ärgernis gibt, reiß aus! Tilge dich aus im Fleisch um Gottes willen und bewahre dich im Geist, dann wird deine Seele aufflammen von Ewigkeit zu Ewigkeit..."

„Fort mit dir zu den stinkenden Hunden!" sprach Pjotr Wassiljitsch, während er sich erhob. „Ich dachte, du wärest seit dem letzten Jahr gescheiter geworden — statt dessen steht's ärger um dich denn je..."

Der Alte ging schwankend aus dem Laden nach der Terrasse hinaus. Das machte Alexander betroffen, und er fragte unruhig und verwundert zugleich:

„Du gehst fort? Warum das?"

Doch der gutmütige Lukian blinzelte ihm beruhigend zu und sagte:

„Hat nichts zu sagen, nichts zu sagen..."

Da wandte sich Alexander zu ihm um:

„Auch du, sorgender Erdenwurm, streust kraftlose Worte ohne Sinn aus... Nun, doppelt und dreifach Halleluja..."

Lukian lächelte ihn an und ging gleichfalls nach der Terrasse. Alexander wandte sich zu dem Kommis um und sagte voll Überzeugung:

„Sie können meinen Geist nicht ertragen — nein, nein! Sie verschwinden wie der Rauch vor dem Antlitz des Feuers..."

Der Kommis sah ihn mißtrauisch von der Seite an und bemerkte nach einem Weilchen trocken:

„Ich vermag in diese Dinge nicht einzudringen."

Alexander schien verblüfft, drückte seine Mütze tiefer in die Augen und murmelte:

„Wie sollte man da nicht eindringen? Das sind solche Dinge ... die verlangen, daß man in sie eindringt!"

Er saß noch eine Weile schweigend, mit gesenktem Haupt da. Dann riefen ihn die beiden Alten, und alle drei entfernten sich gemeinsam, ohne Abschied.

Dieser Mensch loderte vor mir auf wie ein Wachtfeuer in der Nacht, brannte ein Weilchen, erlosch und ließ in mir das Gefühl zurück, daß in seiner Lebensverneinung eine tiefe Wahrheit stecke.

Am Abend, in der Werkstatt, erzählte ich dem ältesten der Heiligenmaler, dem stillen, freundlichen Iwan Larionytsch, von dem merkwürdigen Besucher.

„Er ist offenbar ein ‚Bjegun' — das ist eine Sekte, die gar nichts anerkennt."

„Wie leben sie eigentlich?"

„Sie sind immer unterwegs, wandern unstet auf der Erde umher und haben davon ihren Namen. Die Erde und alles, was zu ihr gehört, ist ihnen fremd, wie sie sagen. Die Polizei hält sie für gefährlich und stellt ihnen nach ..."

Obschon mein Leben bitter genug war, konnte ich es doch nicht fassen, wie man vor allem fliehen könne. In dem Leben, das mich damals umgab, fand ich sehr viel Interessantes, vieles, das mir teuer war, und Alexander Wassiljews Gestalt war bald in meiner Erinnerung verblaßt.

Von Zeit zu Zeit jedoch, in schweren Stunden, taucht er wieder vor meiner Seele auf. Er schreitet auf der grauen Landstraße durch die Fluren, dem Walde zu, schiebt mit einer krampfhaften Bewegung der arbeitsungewohnten weißen Hand seine Mütze auf dem Kopf hoch und murmelt:

„Ich wandle den rechten Weg, ich erkenne nichts an! Zerreißt eure Fesseln..."

Und neben ihm sehe ich meinen Vater daherschreiten, wie ihn die Großmutter einst im Traum gesehen hat, mit einem Haselnußstock in der Hand, und hinter ihm her läuft ein scheckiger Hund, dem die Zunge zum Hals heraushängt...

13

Die Werkstatt der Bildermaler war in zwei Zimmern eines großen, halbmassiven Hauses untergebracht. Das eine der beiden Zimmer ging mit drei Fenstern nach dem Hofe, mit zweien nach dem Garten hinaus, das andere hatte ein Fenster nach dem Garten und eins nach der Straße. Die Fenster waren klein und quadratförmig, die Scheiben schillerten vom Alter in allen Regenbogenfarben und ließen das spärliche, zerstreute Licht der Wintertage nur schwer durch.

Beide Zimmer waren eng mit Tischen verstellt, und an jedem der Tische saßen, über ihre Arbeit gebeugt, ein oder auch zwei Bildermaler. Von der Decke hängen an Schnüren wassergefüllte Glaskugeln herab, die das Lampenlicht sammeln und in weißem, kaltem Reflex auf die quadratischen Tafeln der Heiligenbilder werfen.

In der Werkstatt ist es heiß und stickig, gegen zwanzig Heiligenmaler aus Palech, Choluj und Mstera sind in ihr beschäftigt. Alle sitzen in Baumwollhemden mit offenem Kragen, Zwilchhosen und altem Schuhwerk an den bloßen Füßen da. Über den Köpfen der Gesellen hängt eine blaue Wolke von brandigem Tabaksqualm, vermischt mit dem scharfen Geruch von Firnis, Lack und muffigen Eiern. Langsam, wie Teer, fließt das schwermütige Wladimirer Lied hin:

„Was nicht heutzutage in der Welt passiert:
Hat ein Knab' ein Mägdlein öffentlich verführt..."

Man hört wohl auch andere, ebenso melancholische Lieder, dieses jedoch wird am häufigsten gesungen. Sein langatmiges Motiv hindert das Denken nicht, man kann dabei ruhig mit dem feinen Hermelinhaarpinsel über die Zeichnung des Heiligenbildes hinfahren und die Kleiderfalten wie auch die feinen Leidensrunzeln in den knochigen Gesichtern der Heiligen ausführen. Dicht am Fenster klopft mit seinem Hämmerchen der Ziseleur Gogolew, ein trunksüchtiger Alter mit einer mächtigen blauen Nase, in den trägen Fluß des Liedes tönt ununterbrochen das trockene Aufschlagen seines Hammers wie das Bohren eines Holzwurms hinein.

Das Bildermalen macht keinem der Maler eine besondere Freude, irgendein böswilliger Weiser hat die Arbeit in eine ganze Reihe langweiliger Verrichtungen zerschlagen, die keine Liebe zum Werk und kein Interesse dafür aufkommen lassen. Der schielende Tischler Pamfil, ein böser, spottsüchtiger Mensch, bringt die von ihm zurechtgehobelten und zusammengeleimten Tafeln verschiedenen Formats, aus Zypressen- oder Lindenholz; der schwindsüchtige junge Dawidow grundiert sie; sein Genosse Sorokin trägt den weißen Kitt aus Kreide und Leim auf; Miljaschin führt die Zeichnung nach dem Original aus, der alte Gogolew bringt die Vergoldung an und prägt das Muster auf das Gold auf; die „Kleidermaler" führen die Landschaft und die Kleidung auf den Bildern aus; dann steht es, ohne Gesicht und Hände, an die Wand gelehnt da und wartet, bis der „Gesichtsmaler" es vornimmt.

Einen unerfreulichen Anblick bieten die großen Bilder für die Heiligenschreine und die Altartüren, wenn sie so ohne Gesicht, ohne Hände und Füße, nur mit den Gewändern, Verzierungen und kurzen Engelshemden versehen, gespensterhaft an der Wand stehen. Ein Hauch des Todes weht einen von den bunt bemalten Brettern an; das, was ihnen Leben verleihen soll, fehlt, doch hat man den Eindruck, als sei es schon dagewesen und auf irgendeine wunderbare Weise, unter Zurücklassung dieses schweren, zierenden Beiwerks, verschwunden.

Hat der Gesichtsmaler das Fleisch hingemalt, so kommt das Bild in die Hände des Meisters, der auf dem Muster der Ziselierung das Email aufträgt. Die Schrift wird gleichfalls von einem besonderen Arbeiter ausgeführt, und das Lackieren besorgt dann der Vorsteher der Werkstatt, der stille Iwan Larionytsch in eigner Person.

Iwan Larionytsch ist ein Mensch mit grauem Gesicht, auch sein Bärtchen aus feinem, seidenweichem Haar ist grau, und die grauen Augen haben etwas ganz besonders Tiefes und Schwermütiges. Um seinen Mund spielt ein gutherziges Lächeln, doch wird es einem schwer, ihm mit einem Lächeln zu antworten. Er hat einige Ähnlichkeit mit Simeon, dem Säulenheiligen, ist ebenso trocken und hager, und seine unbeweglichen Augen blicken ebenso abwesend, durch Menschen und Wände hindurch, in die Ferne.

Ein paar Tage nach meinem Eintritt in die Werkstatt hatte der Fahnenträger Kapendjuchin, ein Donkosak, ein stattlicher, kräftiger Mensch, seinen wilden Tag. Er kam betrunken in die Werkstatt und begann, die Zähne aufeinanderbeißend und die weichen, frauenhaften Augen zusammenkneifend, schweigend die anderen mit seinen eisernen Fäusten zu bearbeiten. Wie ein Kater unter den Ratten im Keller strich der nicht sehr große, ebenmäßig gebaute Mensch durch die Werkstatt, und die aufgestörten Maler flüchteten sich vor ihm in die Ecken und schrien von da aus einander zu:

„Schlagt ihn doch nieder!"

Dem Gesichtsmaler Jewgeni Sitanow gelang es, den tollgewordenen Raufbold durch einen Schlag mit einem Schemel auf den Schädel zu betäuben. Der Kosak setzte sich platt auf den Fußboden, wurde zugleich niedergeworfen und mit Handtüchern gefesselt, kratzte und biß jedoch wie ein wildes Tier um sich. Da wurde auch Jewgeni von der Wut übermannt, sprang auf seinen Tisch, preßte die Ellbogen in die Seiten und schickte sich zum Sprung auf den Kosaken an. Der hochgewachsene, sehnige Mensch hätte ihm sicherlich den Brustkasten eingedrückt; da tauchte jedoch noch rechtzeitig Larionytsch in Paletot und Mütze neben Sitanow auf, drohte ihm warnend mit dem Finger und sagte leise und bestimmt zu den anderen:

„Tragt ihn in den Flur, daß er nüchtern wird..."

Der Kosak wurde aus der Werkstatt geschleppt, man stellte die Tische und die Stühle auf und ging wieder an die Arbeit. Kurze Bemerkungen über die Körperkraft des Kameraden fielen, und irgend jemand meinte, der tolle Bursche würde noch einmal bei einer Prügelei totgeschlagen werden.

„Leicht wird's nicht sein, ihn totzuschlagen", sagte Sitanow in aller Ruhe, als wenn er von der ersten besten gleichgültigen Sache redete.

Ich sah auf Larionytsch und fragte mich im stillen, wie es wohl komme, daß diese kräftigen, ungestümen Burschen sich ihm so ohne weiteres unterordneten.

Er zeigte ihnen allen, wie sie ihre Arbeit anzufassen hätten, und selbst die geschicktesten unter ihnen hörten willig auf seine Ratschläge. Kapendjuchins nahm er sich ganz besonders an.

„Du nennst dich einen Maler, Kapendjuchin", führte er unter reichem Wortaufwand aus, „mußt also auch wirklich malen, auf italienische Manier! Das Malen mit Ölfarben verlangt eine Einheit von warmen Tönen, du aber hast hier viel zuviel Weiß aufgetragen, so daß die Mutter Gottes ganz kalte, frostige Augen hat. Die Backen sind rot wie Äpfel, dazu passen diese Augen eben nicht. Sie sitzen auch schief, das eine guckt auf die Nasenwurzel, das andere nach der Schläfe, das Gesicht hat dadurch nicht einen heiligen, sondern einen listigen, irdischen Ausdruck bekommen. Du hast die Gedanken nicht bei der Arbeit, Kapendjuchin!"

Der Kosak hört sich den Tadel an und verzieht das Gesicht; dann blitzt ein freches Lachen in seinen weibischen Augen auf, und er läßt seine angenehme, vom Branntwein ein wenig heisere Stimme vernehmen:

„Ach, Vater Larionytsch, das Malen ist gar nicht meine Sache! Ich bin zum Musikanten geboren, und man hat mich zu den Mönchen gegeben, daß sie mir das Malen beibringen!"

„Mit Eifer und Fleiß kann man alles erlernen!"

„Nein, das sag mir nicht! Eigentlich hätte ich Kutscher werden mögen, so mit 'nem Dreigespann von flotten Braunen dahinzujagen — ha!"

Und er streckt den Adamsapfel vor und schmettert sein Lied heraus:

„Hei, nun schirr' ich meine Braunen an —
Tummle dich, mein flinkes Dreigespann!
Führ im Schlitten durch die Winternacht
Mich zum Häuschen, wo die Liebste wacht!"

Iwan Larionytsch lächelt ergeben, schiebt die Brille auf seiner grauen, trübseligen Nase zurecht und entfernt sich, während ein Dutzend kräftiger Stimmen das Lied aufnimmt, das in machtvollem Anschwellen dahinströmt, als wollte es die ganze Werkstatt in die Luft emporheben.

„Hei, sie kennen schon den Weg dahin,
Meine Braunen finden sicher hin..."

Paschka Odinzow, der Lehrling, der eben dabei ist, die Farben mit Eidotter zu mischen, hält in seiner Beschäftigung inne und fällt, in jeder Hand eine halbe Eierschale haltend, mit seinem prächtigen Diskant ein.

Von den Tönen berauscht, sind alle in Selbstvergessenheit versunken, atmen alle mit einer Brust, leben in einem Gefühl. Und alle schauen dabei von der Seite nach dem Kosaken; wenn er sang, sah die Werkstatt gern und willig in ihm ihren Führer.

Alle strebten zu ihm hin, folgten den weitausholenden Bewegungen seiner Arme, die er durch die Luft schwang, als ob er auffliegen wollte. Ich war überzeugt, daß, wenn er plötzlich sein Lied abgebrochen und laut ausgerufen hätte: „Zerbrecht und zerschlagt alles!“ die Werkstatt im Handumdrehen in einen Trümmerhaufen verwandelt worden und selbst die Vernünftigsten unter den Gesellen nicht untätig geblieben wären.

Kapendjuchin sang nur selten, doch die Wirkung seiner Lieder war jedesmal gleich hinreißend und sieghaft. So trüb auch die Stimmung der Leute war, er wußte sie zu erfrischen und anzufeuern, alle strafften sich und wurden im lebenswarmen Zusammenfluß der Kräfte zu einem machtvollen Orgelwerk.

In mir erregten diese Lieder ein lebhaftes Gefühl der Mißgunst, ich beneidete den Sänger um seine Zaubermacht über die Herzen; ein leises Erschauern ging durch meine Seele, es war, als ob sich mein Inneres weitete, das Weinen war mir nahe, und ich hätte diesen singenden Menschen zurufen mögen:

„Ich liebe euch, ihr Brüder!“

Der schwindsüchtige, gelbe Dawidow stand ganz zerzaust da und öffnete gleichfalls den Mund, was ihn einer eben aus dem Ei gekrochenen jungen Dohle ganz seltsam ähnlich machte.

Fröhliche, kecke Lieder wurden immer nur dann gesungen, wenn der Kosak den Ton angab, für gewöhnlich sangen sie schwermütige, gedehnte Weisen, wie die von „dem Knaben und dem Mägdelein“, oder „Als am Walde dort, an dem Wäldchen...“ oder das Lied vom Tod Alexanders I.: „Als einst unser Zar Alexander ging, sein Heer zu inspizieren...“

Zuweilen versuchte man es auch, dem Vorschlag unseres besten Gesichtsmalers, Shicharew, folgend, ein Kirchenlied in Gang zu bringen, doch wollte das nur selten gelingen. Shicharew strebte immer irgendeinen ganz besonderen, nur ihm allein erfaßbaren Zusammenklang an, und in diesem Bestreben verdarb er alles. Er war ein Mann von fünfundvierzig Jahren, hager von Gestalt, mit einem Halbkranz von lockigem, schwarzem Zigeunerhaar um den kahlen Scheitel und starken, schnurrbartartigen, schwarzen Brauen. Ein dichter Spitzbart gab seinem feinen, brünetten, nichtrussischen Gesicht einen eigenen Reiz, der borstige Schnurrbart jedoch, der unter der Adlernase saß, schien angesichts der starken Brauen eigentlich überflüssig. Die blauen Augen waren von verschiedener Größe, das linke war auffallend größer als das rechte.

„Paschka!“ rief er mit seiner Tenorstimme meinem Kameraden, dem zweiten Lehrling, zu — „stimm einmal an: ‚Preiset...‘ Hört zu, ihr anderen!“

Paschka wischte sich die Hände an der Schürze ab und begann:

„Prei—eiset...“

„Den Na—amen des Herrn“, nahmen ein paar Stimmen die Melodie auf, doch Shicharew rief schon störend dazwischen:

„Tiefer singen, Jewgeni!... Aus dem Schoß der Seele laß die Stimme hervorklingen!“

Sitanow singt nun ganz dumpf, als wenn er gegen ein leeres Faß schlüge.

„Ihr—r Knechte Gottes...“

„Nicht richtig! Das muß so mächtig dröhnen, daß die Erde erbebt und Türen und Fenster von selbst auffliegen!“

Shicharew zappelt und zuckt in ganz unverständlicher Erregung, seine sonderbaren Brauen rutschen auf der Stirn auf und ab, seine Stimme überschlägt sich, und seine Finger spielen auf einer unsichtbaren Harfe.

„Knechte Gottes — verstehst du?“ sagt er bedeutungsvoll. „Das muß man bis in den Kern hinein erfassen, durch die ganze Schale! Ihr—r Knechte, preiset den Herrn! Könnt ihr das nicht begreifen, Leute?“

„Sie wissen doch, daß das bei uns nicht recht herauskommt“, versetzt Sitanow höflich.

„Na, dann lassen wir's eben!“

Gekränkt setzt sich Shicharew an seine Arbeit. Er ist der beste Maler, kann die Gesichter in jedem Stil malen, byzantinisch, neuitalienisch, wie man es wünscht. Wenn Larionytsch einen Auftrag auf einen Heiligenschrein übernimmt, berät er sich jedesmal mit ihm — er ist ein feiner Kenner der Originale, alle die teuren Kopien der wundertätigen Bilder von Fjodorow, Smolensk, Kasan und anderen Orten gehen durch seine Hände. Während er in den Originalen wühlt, brummt er laut:

„Gefesselt haben uns diese Originale... ganz offen herausgesagt: gefesselt...“

Trotz seiner angesehenen Stellung in der Werkstatt ist er weniger hochmütig als die anderen, ist freundlich zu uns Lehrlingen und sucht uns in der Kunst, die wir erlernen sollen, vorwärtszubringen, was sonst niemandem in der Werkstatt einfällt.

Es ist nicht leicht, sich in ihm zurechtzufinden. Er ist im allgemeinen kein Mensch von heiterem Wesen und arbeitet zuweilen eine ganze Woche schweigend, als wäre er stumm. Staunend und fremd blickt er alle an, als wenn er die ihm längst bekannten Leute zum erstenmal sähe. Obwohl er ein Freund des Gesanges ist, singt er doch an diesen Tagen nicht mit und scheint die Lieder, die gesungen werden, gar nicht zu hören. Alle beobachten ihn und machen einander durch Blinzeln auf ihn aufmerksam. Über das schräg gestellte Bild gebeugt, sitzt er da, hält die gegen den Tischrand gelehnte Bildtafel auf seinem Knie, und sein feiner Pinsel führt sorgfältig das dunkle, weltfremde Gesicht des Heiligen aus. Er selbst erscheint dabei ganz düster und weltfremd.

Plötzlich läßt er sich in brummigem Ton, als wenn er mit jemandem stritte und ihm etwas deutlich zu machen suchte, vernehmen:

„Vorläufer[1] — was heißt das eigentlich? Wenn er laufen soll, müßte er eigentlich nicht in einem Schafpelz gemalt werden, sondern mit Flügeln an den Schultern ..."

Die Genossen verstummen und hören lächelnd nach ihm hin.

„Mit wem redest du eigentlich?" fragt jemand.

Er hat die Frage nicht gehört oder will nicht antworten, jedenfalls schweigt er eine ganze Weile. Dann läßt er wieder in die erwartungsvolle Stille einige Worte fallen:

„Man müßte ihre Lebensgeschichte kennen — wer aber kennt die? Uns fehlt der höhere Flug ... Wo bleibt die Seele, die Seele? Originalbilder — ja, die haben wir, aber das Herz ist nicht bei der Sache ..."

Dieses laute Denken erscheint allen außer Sitanow lächerlich, und irgendeiner findet sich bestimmt, der spöttisch bemerkt:

„Am Sonnabend wird er ‚durchgehen', gebt acht ..."

Der lange, sehnige Sitanow, ein junger Mensch von zweiundzwanzig Jahren mit einem runden Gesicht ohne Schnurrbart und Brauen, blickt ernst und traurig in die Zimmerecke.

Eines Tages hatte Shicharew eine Kopie der Mutter Gottes von Fjodorow, die nach der Stadt Kungur gehen sollte, fertiggemalt. Er legte das Bild auf den Tisch und sagte laut, in lebhafter Erregung:

„Da bist du nun glücklich vollendet, Mütterchen! Du bist wie ein Kelch — ein Kelch ohne Boden, in den nun die bitteren Herzenstränen der Menschenwelt sich ergießen werden ..."

Er warf den ersten besten Paletot, den er hängen sah, um die Schultern und ging — in die Schenke. Die jungen Leute lachten und pfiffen, die älteren sandten ihm neidisch einen Seufzer nach, Sitanow aber trat an den Tisch, betrachtete aufmerksam das Muttergottesbild und sagte dann:

„Nun wird er sicher ‚durchgehen' — aus Herzeleid darüber, daß er das Bild fortgeben muß. Zu solchem Herzeleid ist nicht jeder befähigt ..."

Wenn Shicharew „durchging", so geschah das stets an einem Sonnabend. Es war nicht die gewöhnliche Form des alkoholischen Exzesses, wie sie bei trunksüchtigen Handwerkern vorkommt, die Sache nahm vielmehr bei ihm ihren eignen Verlauf. Des Morgens schrieb er irgendwohin einen Brief, den der Lehrling Paschka wegzubringen hatte, und vor dem Mittagessen sagte er zu Larionytsch:

„Ich möchte heut' — in die Badestube gehen ..."

„Auf wie lange? ..."

„Nun, mein Gott ..."

[1] Bezieht sich auf Johannes den Täufer, den Vorläufer Christi. *(Anm. d. Red.)*

„Höchstens bis zum Dienstag, möcht' ich bitten ..."

Shicharew nickte zustimmend mit dem kahlen Schädel, während seine Brauen zuckten.

War er aus der Badestube zurück, so zog er sich wie ein Stutzer an, band sich Vorhemd und Krawatte um, ließ die lange silberne Uhrkette über die Atlasweste heraushängen und machte sich schweigend auf den Weg, nachdem er mir und Pawel befohlen hatte:

„Macht zum Abend die Werkstatt hübsch sauber; den großen Tisch müßt ihr scheuern und glatt schaben!"

Unter den Leuten der Werkstatt war eine feiertägliche Stimmung bemerkbar, alle säuberten und putzten an sich herum, gingen in die Badestube und beeilten sich mit dem Abendbrot. Nach dem Abendbrot erschien dann Shicharew mit ein paar Paketen, die allerhand Leckerbissen enthielten, und einem reichlichen Vorrat an Bier und Branntwein, und hinter ihm kam eine Riesendame von ganz unglaublichen Ausmaßen dahergeschritten. Sie maß gut ihre zwei Arschin und zwölf Zoll[1], unsre Stühle und Schemel erschienen im Vergleich zu ihrer Gestalt wie Puppenmöbel, und selbst der lange Sitanow kam uns neben ihr wie ein Junge vor. Sie war von ebenmäßigem Wuchs, nur ihr Busen wölbte sich allzu mächtig nach dem Kinn empor, und die Bewegungen hatten etwas Langsames, Plumpes. Sie zählte sicher schon über vierzig Jahre, doch das runde, unbewegliche Gesicht mit den riesengroßen Pferdeaugen war noch frisch und glatt, und der kleine Mund erschien aufgemalt wie bei billigen Puppen. Lächelnd streckte sie jedem einzelnen ihre breite, warme Hand entgegen und sagte ihm irgend etwas Überflüssiges.

„Guten Abend! 's ist recht kalt heute! Wie scharf es hier riecht! Das sind wohl die Farben? Guten Abend!"

Ihre Erscheinung, ruhig und stark wie ein großer, wasserreicher Fluß, bot einen angenehmen Anblick, ihre Reden jedoch hatten etwas Einschläferndes, Ermüdendes. Bevor sie ein Wort herausbrachte, blies sie die knallroten Backen auf, die dadurch noch runder wurden.

Die jungen Leute flüsterten schmunzelnd:

„Ist das 'ne Maschine!"

„Der richtige Glockenturm."

Die Lippen zu einem Schleifchen zusammenziehend und die Arme unter der Brust kreuzend, setzte sie sich an den gedeckten Tisch, gerade vor den Samowar, und ließ den gutherzigen Blick ihrer Pferdeaugen der Reihe nach über die Anwesenden schweifen. Alle benehmen sich ehrerbietig gegen sie, und die jungen Leute fürchten sich sogar ein klein wenig vor ihr. Ihre Blicke ruhen wohl begehrlich auf dem mächtigen Frauenleib; begegnen sie

[1] 1,95 Meter. *(Anm. d. Red.)*

aber dem gleichsam zufassenden Auge der Riesin, so senken sie sich verlegen. Auch Shicharew wahrt den Respekt vor dem Gast, er redet seine Dame mit „Sie“ an, nennt sie „Gevatterin“ und verneigt sich tief, wenn er ihr die Schüssel reicht.

„Aber bemühen Sie sich doch nicht!“ sagt sie, die Worte süßlich ziehend — „wie unruhig Sie sind, Gevatter!“

Sie selbst scheint es in nichts eilig zu haben. Die Ellbogen fest in die Seiten stemmend und nur die Unterarme bewegend, sitzt sie am Tisch und spricht den Speisen zu, während ein leichter Weingeistduft, wie von warmem, frischem Brot, ihrem Körper entströmt. Der alte Gogolew preist, vor Begeisterung stammelnd, die Schönheit des Weibes — es klingt, als wenn ein Küster den Lobgesang zu Ehren Mariä herleierte. Herablassend lächelnd hört sie zu, und wenn er steckenbleibt, prahlt sie:

„Und dabei waren wir als junges Mädchen gar nicht hübsch, das ist alles erst später gekommen, wie wir verheiratet waren. Im dreißigsten Jahr waren wir so auffallend hübsch, daß sich sogar adlige Personen für uns interessierten. Ein Kreismarschall hat uns einmal Wagen und Pferde versprochen ...“

Kapendjuchin, der stark angetrunken ist und ganz zerzaust aussieht, sieht sie feindselig an und fragt grob:

„Wofür hat er das versprochen?“

„Für unsere Liebe natürlich“, versetzte sie ruhig.

„Liebe ... was für Liebe?“ murmelte Kapendjuchin ungläubig.

„Sie sind ein so hübscher junger Mann — Sie werden schon wissen, was Liebe ist!“ erwidert sie harmlos.

Die Werkstatt schüttelt sich vor Lachen, und Sitanow sagt leise zu Kapendjuchin:

„Eine Gans oder noch was Schlimmeres! Um so eine zu lieben, muß man wirklich einen tiefen Gram im Herzen tragen.“

Er wird blaß vom Trinken, an seinen Schläfen perlt der Schweiß herunter, und die klugen Augen flackern unruhig. Der alte Gogolew bewegt die mißgestalte Nase hin und her, wischt sich mit den Fingern die Tränen aus den Augen und fragt die Riesin:

„Wie viele Kinder hast du denn gehabt?“

„Nur eins haben wir gehabt ...“

Über dem Tisch hängt eine Lampe, hinter der Ofenecke eine zweite. Sie geben nur wenig Licht, in den Ecken der Werkstatt, aus denen die unfertigen, kopflosen Bilder hervorlugen, lauern dunkle Schatten. Die flachen grauen Stellen, die für die Gesichter und die Hände offen geblieben sind, haben etwas Gespenstisches; mehr als sonst hat man den Eindruck, daß die Körper der Heiligen auf geheimnisvolle Weise aus ihren bunten Kleidern und überhaupt aus diesem düstern Raum entschwunden sind. Die Glaskugeln sind ganz hoch an die Decke emporgezogen, von wo sie aus einer Wolke von Rauch bläulich niederschimmern.

Shicharew geht unruhig um den Tisch herum und bewirtet alle, bald zu diesem, bald zu jenem neigt sich sein kahler Schädel herab, und die feinen Finger sind in ewiger Bewegung. Er erscheint magerer als sonst, seine Habichtsnase hat einen besonders kühnen Schwung; wenn er mit der Seite zum Licht steht, fällt der schwarze Schatten der Nase auf seine Backe.

„Eßt und trinkt, Freunde!“ läßt sich seine helle Stimme vernehmen.

Die Riesin aber spielt sich als Wirtin auf und flötet:

„Was beunruhigen Sie sich denn, Gevatter? Jeder hat doch seine Hand zum Zugreifen und seinen Appetit — mehr, als ihm schmeckt, ißt keiner!“

„Nun wollen wir eine Pause machen!“ ruft Shicharew gut aufgelegt. „Wir sind alle miteinander Knechte des Herrn, meine lieben Freunde, laßt uns also singen: ‚Preiset den Namen!‘“

Der Chorgesang mißlingt natürlich, alle sind schon schlaff geworden vom Essen und Trinken. Kapendjuchin hat mit einemmal eine zweireihige Harmonika zur Hand, und der junge Viktor Salautin, ein ernstes Bürschchen, so schwarz wie ein Rabe, fingert auf der prallen Haut eines Tamburins herum, daß die Schellen keck erklingen.

„Den Russentanz!“ kommandiert Shicharew. „Gevatterin — darf ich bitten?“

„Ach“, seufzt die Riesin, während sie sich erhebt — „wie Sie sich doch bemühen!“

Sie tritt in den freien Raum und steht da, breit und fest wie eine Kapelle. Sie trägt einen weiten braunen Rock, dazu eine gelbe Batistbluse und ein knallrotes Kopftuch.

Die Harmonika plärrt und greint drauflos, ihre Glöckchen klirren, und das Tamburin schrillt mitten hinein, während sein Fell dumpfe Seufzerlaute von sich gibt, wie wenn ein Verrückter ächzend und schluchzend mit der Stirn gegen eine Wand schlägt.

Shicharew kann nicht tanzen, er trippelt einfach auf derselben Stelle hin und her, stampft gelegentlich mit den Absätzen der blankgewichsten Stiefel auf und hüpft dann wieder ganz gegen den Takt der langgezogenen Musik wie ein Bock auf und ab. Seine Beine bewegen sich linkisch, der Körper dreht sich in unschönen Windungen, er zappelt wie eine Wespe im Spinngewebe und wie ein Fisch im Netz. Es ist ein unschöner Anblick, doch folgen alle, auch jene, die betrunken sind, mit Aufmerksamkeit seinen krampfhaften Bewegungen und beobachten schweigend sein Gesicht und seine Hände. Sein Mienenspiel ist sehr abwechslungsreich, bald blickt er zärtlich, bald verlegen, um dann auf einmal stolz oder gar finster und streng dreinzuschauen. Jetzt scheint er verwundert, erstaunt, schließt für einen

Augenblick die Lider und öffnet sie wieder mit einem Ausdruck der Trauer. Die Fäuste ballend, schleicht er sich an das Weib heran, stampft plötzlich mit dem Fuß auf, sinkt in die Knie, breitet die Arme weit aus, zieht die Brauen empor und lächelt selig. Und auch sie lächelt von oben herab und sagt ruhig warnend: „Sie werden müde werden, Gevatter!"

Sie versucht die Augen holdselig zu schließen, doch das gelingt ihr nicht, denn für diese Augen, die so groß sind wie Dreikopekenstücke, erweisen sich die Lider als nicht ausreichend, und so bekommt ihr Gesicht, das sich in Fältchen gelegt hat, etwas Maskenhaftes.

Auch sie kann nicht tanzen, sondern schaukelt nur ihren mächtigen Leib hin und her und bewegt ihn geräuschlos von Ort zu Ort. Mit der Linken schwenkt sie träg ein Tüchlein, die Rechte ist in die Seite gestemmt, was sie einem riesigen Krug sehr ähnlich macht.

Shicharew aber kreist immer wieder um dieses steinerne Riesenweib herum, in stetem Wechsel des Ausdrucks, und es scheint, daß nicht einer da tanzt, sondern ein halbes Dutzend, jeder verschieden von den anderen: ein stiller, demütiger Mensch, ein finsterer, der uns schrecken möchte, ein dritter, der selbst vor irgend etwas Angst hat und leise stöhnt, als wolle er am liebsten diesem unheimlichen Riesenweib unbemerkt entwischen. Und nun kommt noch einer, zähnefletschend und sich krampfhaft windend wie ein verwundeter Hund. Dieser unschöne, unerfreuliche Tanz macht einen abstoßenden Eindruck auf mich, weckt in mir peinliche Erinnerungen an die Soldaten, die Wäscherinnen und die Köchinnen und ihre Hundehochzeiten.

Ich muß an Sidorows stille Worte denken:

„In dieser Sache lügen alle, das ist nun mal nicht anders: alle schämen sich, keins liebt das andere, 's ist einfach Mutwillen, was sie treiben ..."

Es will mir nicht in den Kopf, daß „in dieser Sache alle lügen" — wie stünde es dann um Königin Margot? Und auch Shicharew lügt nicht, ganz sicher nicht. Auch von Sitanow weiß ich, daß er nicht lügt. Er hat ein Mädchen „von der Straße" liebgewonnen, das ihn mit einer häßlichen Krankheit angesteckt hat, doch er schlägt sie darum nicht, wie die Kameraden ihm raten, sondern hat ihr ein Zimmer gemietet, läßt sie vom Arzt behandeln und spricht von ihr stets mit einer Art zärtlicher Befangenheit.

Das Riesenweib wiegt sich immer noch, das Tüchlein schwenkend und mit einem starren Lächeln, hin und her, und Shicharew springt krampfhaft um sie herum, ich aber schaue zu und denke: War jene Eva, die den Herrgott betrogen hat, wirklich diesem Pferd ähnlich? Ein Gefühl des Hasses gegen das Riesenweib steigt in mir auf.

Die gesichtlosen Heiligenbilder starren von den dunkeln Wänden, und zum Fenster herein schaut die finstre Nacht. Die Lampen brennen trüb in der dicken Werkstattluft, und durch das schwere Stampfen und den Lärm der Stimmen hört man die Wassertropfen aus dem Waschbecken in den Spülichteimer fallen. Wie wenig Ähnlichkeit hat das alles mit dem Leben, das ich aus den Büchern kenne — ganz unheimlich wenig!

Endlich scheinen alle von dem Tanz der beiden genug zu haben, Kapendjuchin reicht die Harmonika dem schwarzen Salautin und ruft laut:

„Da, spiel! Aber mit Dampf!"

Er tanzt wie Wanjka der Zigeuner, als wenn er durch die Luft flöge. Dann tanzt Pawel Odinzow, sehr flott und herausfordernd, und nach ihm Sorokin, und selbst der schwindsüchtige Dawidow schleift seine Beine im Takt über den Boden und hustet dabei ganz schrecklich von dem Staub und dem Rauch, dem starken Fuselgeruch und dem herben Duft der geräucherten Wurst, der an gegerbte Häute erinnert.

Sie tanzen, singen und schreien, und jeder von ihnen sucht sich einzureden, daß er sich vortrefflich unterhalte und daß er vor den anderen den Beweis seiner Geschicklichkeit und Unermüdlichkeit erbringen müsse.

Sitanow, der stark angetrunken ist, fragt bald diesen, bald jenen: „Wie kann man nur ein solches Weib lieben — was?" Larionytsch zieht seine spitzen Schultern hoch und antwortet ihm: „Weib bleibt Weib — was verlangst du mehr?"

Die beiden, von denen die Rede ist, sind unbemerkt verschwunden. Shicharew wird sich erst wieder nach zwei, drei Tagen in der Werkstatt zeigen, wird in die Badestube gehen und dann vierzehn Tage lang schweigsam und ernst, ohne sich um die andern zu kümmern, in seiner Ecke arbeiten.

„Sind sie fort?" fragte Sitanow sich selbst, während seine melancholischen blaugrauen Augen durch die Werkstatt schweifen. Diese Augen sind klar und gut und sind das einzig Schöne in seinem Gesicht, das etwas Greisenhaftes hat. Er steht mit allen in der Werkstatt auf gutem Fuß, und auch ich bin dank dem dicken Heft, in das ich die mich ansprechenden Verse eintrage, mit ihm befreundet. Er glaubt nicht an Gott — doch wer in der Werkstatt glaubt, von Larionytsch abgesehen, überhaupt an Gott, und wer liebt ihn? Alle reden über diesen Gegenstand leichtfertig und spöttisch, in der Art etwa, wie sie von der Prinzipalin reden. Dabei bekreuzigen sie sich natürlich vor dem Mittag- und dem Abendessen, verrichten vor dem Schlafengehen ihr Gebet und gehen des Sonntags zur Kirche.

Nur Sitanow beachtet diese Bräuche nicht.

„Es gibt keinen Gott", sagt er.

„Woher stammt dann aber alles, was besteht?"

„Ich weiß es nicht ..."

Fragte ich ihn: „Wie soll ich das verstehen: ‚Es gibt keinen Gott?'" so erwiderte er, den langen Arm in die Höhe streckend:

„Schau empor: Gott ist das Erhabene!“

Und dann ließ er den Arm sinken, hielt die abmessende Hand etwa eine Elle hoch über dem Fußboden und fuhr fort:

„Der Mensch ist das Niedrige, das Gemeine. Stimmt doch, nicht? In der Schrift heißt es freilich, wie bekannt: ‚Der Mensch ist nach dem Ebenbilde Gottes geschaffen‘ — aber nach wessen Ebenbilde mag dann wohl Gogolew geschaffen sein?“

Diese Beweisführung ist wohl geeignet, meine Vorstellung von der Gottheit zu erschüttern. Der schmutzige, trunksüchtige alte Gogolew ist trotz seinen Jahren der Sünde Onans ergeben. Ich denke an den Trainsoldaten aus Wjatka, an Jermochin, an die Schwiegermutter des Zeichners — was ist an ihnen wohl gottähnlich zu nennen?

„Die Menschen sind Schweine — das weiß man ja längst“ — sagt Sitanow, fügt aber gleich darauf tröstend hinzu: „Es gibt aber auch gute Menschen, Maximytsch, gewiß gibt's auch solche!“

Wir hatten uns rasch angefreundet. Wußte er etwas nicht, so sagte er offen heraus:

„Das weiß ich nicht, darüber hab' ich nie nachgedacht!“

Das war mir neu: bis dahin hatte ich nur Menschen gekannt, die alles wußten, über alles mitredeten.

Es berührte mich peinlich, daß er neben schönen, erhebenden und rührenden Versen auch schlüpfrige, zotige, Scham und Ekel erregende in sein Heft schrieb. Wenn ich Puschkin vor ihm erwähnte, wies er auf die „Gawriliade“ hin, die in das Heft eingetragen war.

„Was redest du immer von Puschkin? Puschkin war ein Possenreißer; mir geht nichts über Benediktows Gedichte.

Er schloß die Augen und rezitierte träumerisch:

„Schau hin: des schönsten Weibes Busen
Bezaubernd dir entgegenwogt ...“

Aus irgendeinem Grunde hob er die letzten drei Zeilen besonders hervor und rezitierte sie mit stolzer Freude:

„Doch diese Pforte zu durchdringen,
Wird selbst dem Adler nicht gelingen:
Ihr Herz verschließt sich seinem Blick ...“

„Hast du verstanden?“

Ich wagte es nicht einzugestehen, daß ich sein Entzücken nicht verstehen konnte.

14

Meine Obliegenheiten in der Werkstatt waren von ziemlich einfacher Art. Des Morgens, während alle andern noch schliefen, hatte ich für die Meister und die Gesellen den Samowar bereitzumachen, und während sie in der Küche den Tee tranken, räumte ich mit Pawel zusammen die Werkstatt auf, rührte das Eigelb für die Farben zurecht und machte mich dann auf den Weg in den Bilderladen. Des Abends mußte ich Farben reiben und durfte bei der Arbeit zusehen. Das Zusehen fesselte mich anfangs sehr, doch kam ich sehr bald dahinter, daß diese in eine große Zahl von Einzelverrichtungen zerstückelte Kunst keinem der Bildermaler eine Befriedigung gewährte, sondern ihnen nur quälende Langeweile bereitete.

Die Zeit nach Feierabend hatte ich für mich. Ich erzählte dann den Leuten in der Werkstatt von meinem Leben auf dem Dampfer, gab Geschichten aus den Büchern, die ich gelesen hatte, zum besten und gelangte so unvermerkt, ehe ich mich versah, zur Stellung eines anerkannten Erzählers und Vorlesers.

Ich hatte rasch erkannt, daß alle diese Leute weniger gesehen hatten und weniger wußten als ich. Sie waren fast ohne Ausnahme von Kindheit an in den Arbeitskäfig gesperrt worden, in dem sie noch immer saßen. Ein einziger, Shicharew, war einmal in Moskau gewesen, von dem er in seiner eindringlichen, brummigen Weise zu sagen pflegte:

„Moskau glaubt nicht an Tränen, dort heißt es, auf der Hut sein!“

Die anderen waren höchstens bis Schuja oder Wladimir gekommen. Wenn die Rede auf Kasan kam, fragten sie mich:

„Sind dort viele Russen? Gibt's da auch rechtgläubige Kirchen?“

Perm lag nach ihrer Meinung in Sibirien; sie wollten es nicht glauben, daß Sibirien jenseits des Urals liege.

„Von dort kommen die Zander und die Störe, nicht wahr? Man fängt sie im Kaspischen Meer — also muß doch der Ural am Meer liegen?“

Zuweilen kam es mir so vor, als machten sie sich über mich lustig — wenn sie beispielsweise sagten, daß England jenseits des Ozeans liege oder daß Bonaparte ein Edelmann aus der Gegend von Kaluga gewesen sei. Wenn ich ihnen erzählte, was ich selbst gesehen, schienen sie mir öfters nicht recht glauben zu wollen. Sehr gern hörten sie schaurige Märchen und Geschichten mit recht verwickelter Handlung. Selbst die Älteren unter ihnen zogen etwas Erdichtetes der nackten Wahrheit vor. Je unwahrscheinlicher die Ereignisse waren, je freier die Phantasie in der Erzählung waltete, desto aufmerksamer hörten sie mir zu. Die Wirklichkeit hatte für sie überhaupt kein Interesse, sie blickten alle schwärmerisch in die Zukunft und wollten von der Armut und dem Widersinn des Bestehenden nichts wissen.

Das setzte mich um so mehr in Erstaunen, als ich den Widerspruch zwischen Leben und Buch bereits scharf herausfühlte. Ich hatte nun schon eine ganze Anzahl lebendiger Menschen kennengelernt, wie sie in den Büchern nicht vorkamen; einem Smury,

einem Heizer Jakow, einem Sektierer Alexaschka, einem Shicharew oder einer Wäscherin Natalja war ich dort nie begegnet...

In Dawidows Koffer fanden sich ein paar zerlesene Bände — Golizinskis Erzählungen, Bulgarins „Iwan Wishigin" und ein Bändchen von Baron Brambeus. Ich las das alles laut vor, und es gefiel allen.

„Das Lesen verbannt Zänkereien und Lärm", meinte Larionytsch, „das ist gut!"

Ich suchte Bücher zu bekommen, wo ich irgend konnte, und las fast jeden Abend vor. Das waren schöne Abende. In der Werkstatt war es still wie in der Nacht, über den Tischen hingen, weißen, kalten Sternen gleich, die gläsernen Kugeln und beleuchteten die über die Tische gebeugten, zerzausten oder kahlen Köpfe — ich sehe die ruhigen, sinnenden Gesichter und nehme von Zeit zu Zeit ein Wort des Lobes für die Rechnung des Verfassers oder des Helden entgegen. Die Leute sind sanftmütig und rücksichtsvoll gegeneinander, ganz anders als sonst. Ich liebe sie in diesen Stunden, und auch sie sind gut gegen mich; ich fühlte mich wohl und heimisch unter ihnen.

„Seit wir die Bücher haben", sagte Sitanow einmal, „ist es bei uns wie im Frühling, wenn die Winterrahmen ausgehängt sind und zum erstenmal die frische Luft ins Zimmer weht."

Die Beschaffung der Bücher hatte ihre Schwierigkeiten — auf den Gedanken, sie aus einer Leihbibliothek zu entnehmen, kamen wir nicht. Ich wandte meine ganze List an, um den nötigen Lesestoff zu besorgen, und erbettelte mir Bücher, wo ich nur konnte. Eines Tages gab mir der Brandmeister der Feuerwehr den ersten Band von Lermontows Werken: kein Buch lehrte mich so wie dieses die Macht der Poesie und ihren Einfluß auf die Menschen kennen.

Ich sehe es noch, wie Sitanow gleich bei den ersten Versen des „Dämons" in Erregung geriet, wie er abwechselnd in das Buch und in mein Gesicht schaute, den Pinsel weglegte, und, die langen Hände zwischen die Knie pressend, sich schmunzelnd auf dem knarrenden Stuhl hin und her wiegte.

„Still, meine Lieben", sagte Larionytsch, legte gleichfalls seine Arbeit beiseite und trat an Sitanows Tisch heran, an dem ich las. Die Dichtung ergriff mich schmerzlich und süß zugleich, die Tränen traten mir in die Augen, und die Zeilen verschwammen, die Stimme versagte mir den Dienst. Noch tiefer aber erregte mich die leise, gedämpfte Bewegung, die in der Werkstatt entstand; es war wie ein schweres Kreisen, wie die Wirkung eines starken Magneten, der alles zu mir hinzog. Als ich den ersten Teil beendet hatte, sah ich fast alle um den Tisch herum stehen, eng aneinander geschmiegt, den Arm um den Nachbarn geschlungen, mit einem Ausdruck, halb finster und halb lächelnd.

„Lies weiter, weiter!" sagte Shicharew, während er meinen Kopf zu dem Buch niederbeugte.

Ich las bis zu Ende. Als ich fertig war, nahm er den Band, betrachtete den Titel, schob darauf das Buch unter den Arm und erklärte:

„Das müssen wir noch einmal hören, das Buch will ich aufheben."

Er ging an seinen Tisch, schloß den Lermontow in die Schublade ein und machte sich an seine Arbeit. In der Werkstatt war es still, jeder begab sich leise an seinen Tisch. Sitanow trat ans Fenster, preßte die Stirn gegen die Scheibe und stand so eine ganze Weile, während Shicharew den Pinsel wieder fortlegte und in seiner herben Weise sagte:

„Darin steckt Leben, ihr Knechte Gottes... ja!"

Und den Kopf in die Schultern einziehend, fuhr er fort:

„Den Dämon könnte ich sogar malen: schwarz und zottig müßte er am Körper sein, die Flügel feuerrot, wie Mennig, und das Gesicht, die Hände, die Füße — bläulichweiß, wie Schnee im Mondschein..."

Die ganze Zeit aber bis zum Abendbrot drehte und wand er sich ganz gegen seine Gewohnheit unruhig auf dem Schemel, spielte mit den Fingern und führte allerhand unverständliche Reden vom Dämon, von Eva und den Weibern, vom Paradies und von den sündigen Verfehlungen der Heiligen.

„Das ist alles wahr!" versicherte er. „Wenn die Heiligen sogar mit lasterhaften Weibern sündigen, muß es den Dämon wohl locken, einmal mit einer reinen Seele zu sündigen..."

Man hörte ihm schweigend zu — niemand schien Lust zum Sprechen zu haben. Mit der Arbeit wollte es nicht mehr gehen, alles sah nach der Uhr, und als es neun schlug, hörten alle einmütig auf zu arbeiten.

Sitanow und Shicharew gingen auf den Hof, und ich schloß mich ihnen an. Zum Nachthimmel emporschauend, rezitierte Sitanow:

„Sah er der Sterne Karawanen
Verstreut im weiten Weltenraum..."

„Das ist gar nicht auszudenken!" fügte er sinnend hinzu.

„Worte habe ich mir nicht gemerkt", versetzte Shicharew, in der strengen Kälte zitternd — „nichts hab' ich behalten, aber ich sehe ihn. Wie merkwürdig — zwingt uns da ein Mensch, mit dem Teufel Mitleid zu haben! Denn er tut einem doch leid, nicht wahr?"

„Ganz gewiß", stimmte Sitanow zu.

„Das ist das Große am Menschen!" rief Shicharew mit ganz besonderer Betonung.

Als wir in die Werkstatt zurückkehrten, sagte er mir noch im Flur:

„Sag nur keinem Menschen im Laden etwas von diesem Buch, Maximytsch, es ist ganz sicher verboten!"

Ich blickte überrascht auf: das war also eins von jenen Büchern, nach denen der Priester in der Beichte mich gefragt hatte!

Beim Abendbrot ging es still zu, ohne das gewohnte Schwatzen und Lärmen. Alle machten den Eindruck, als sei ihnen etwas Bedeutsames begegnet, das wohl des Nachdenkens verlohnte. Nach dem Essen, als bereits alle sich hingelegt hatten, nahm Shicharew das Buch aus der Schublade und sagte zu mir:

„Nun lies es noch einmal vor! Langsam, ohne Hast…"

Einige standen schweigend von den Betten auf, kamen an den Tisch heran, an dem ich las, und nahmen unangekleidet, mit untergeschlagenen Beinen, rundherum Platz.

Als ich zu Ende gelesen hatte, sagte Shicharew wieder, mit den Fingern auf den Tisch klopfend:

„Dieses Leben, ach! Ja, der Dämon, der Dämon — was, Bruder, hm?"

Sitanow neigte sich über meine Schulter, las ein paar Verse in dem Buch und sagte auflachend:

„Nein, das muß ich mir abschreiben…"

Shicharew erhob sich, um das Buch wieder in seine Schublade zu tragen. Plötzlich blieb er jedoch stehen und sagte empört mit zitternder Stimme:

„Da leben wir nun so hin wie blinde junge Hunde, wissen von nichts und sind weder Gott noch dem Dämon zu was nütze. Was für Knechte Gottes sind wir denn nun? Hiob war auch ein Knecht — aber der Herr hat selbst mit ihm gesprochen! Auch mit Moses hat er gesprochen, hat ihm sogar den Namen gegeben: Moissej, das heißt so viel wie: mein ist dieser[1], ein Mann Gottes ist er. Und wir — wessen Leute sind wir?"

Er schloß das Buch ein, zog sich an und fragte Sitanow:

„Kommst du mit in die Schenke?"

„Ich muß heute meine Kleine besuchen", erwiderte Sitanow leise.

Als sie fort waren, suchte ich mein Lager neben der Tür auf dem harten Fußboden auf, wo ich mit Paschka Odinzow zusammen schlief. Er warf sich lange hin und her, schnaubte und räusperte sich und begann leise zu weinen.

„Sie tun mir alle hier in der Werkstatt so schrecklich leid", sagte er — „ich bin nun im vierten Jahr mit ihnen zusammen und kenne sie alle…"

Auch mir taten diese Menschen leid. Wir konnten lange nicht einschlafen, unterhielten uns flüsternd von ihnen, hoben an jedem die guten Seiten hervor und fanden immer wieder etwas heraus, was unser kindliches Mitgefühl für sie noch erhöhte.

Ich stand mit Pawel Odinzow auf freundschaftlichstem Fuß. Er brachte es in seinem Fach zu einer hohen Geschicklichkeit, verlor jedoch nach und nach den sittlichen Halt und war mit dreißig Jahren unrettbar dem Trunk verfallen. Ich traf ihn später als obdachlosen Stromer auf dem Chitrowomarkt in Moskau und hörte kürzlich, er sei am Typhus gestorben. Es überläuft mich kalt, wenn ich daran denke, wie viele prächtige Menschen ich um nichts und wieder nichts vor meinen Augen habe zugrunde gehen sehen. Gewiß, der Mensch wird verbraucht und findet schließlich sein Ende — aber nirgends geht das so entsetzlich schnell und auf so sinnlose Art vor sich wie bei uns in Rußland…

Damals, als wir zusammen in der Werkstatt waren, war Paschka ein liebenswürdiger rundköpfiger Junge, etwa zwei Jahre älter als ich. Ein flinker, gewandter, kluger und ehrlicher Bursche und dazu ein Talent; er zeichnete mit großem Geschick Vögel, Katzen und Hunde und karikierte sehr drollig die Leute in der Werkstatt, die er als Vögel darstellte. Sitanow erschien da als melancholische Schnepfe auf einem Bein, Shicharew als Hahn ohne Kamm und Kopffedern, der kranke Dawidow als ängstlicher Kiebitz. Am besten jedoch traf er den alten Ziseleur Gogolew, den er als Fledermaus mit großen Ohren, lächerlicher Nase und sechszehigen kleinen Füßen darstellte. Aus dem runden, dunkeln Gesicht blickten die weißen Kreise der Augen, die Pupillen sahen wie Linsen aus und standen quer zu den Augen — das gab dem Gesicht einen sehr bezeichnenden widerlichen Ausdruck.

Die Leute nahmen es Pawel nicht übel, wenn er ihnen seine Karikaturen zeigte. Gogolews Karikatur jedoch mißfiel ihnen, und sie gaben dem Künstler den guten Rat, seine Zeichnungen lieber zu zerreißen, da er von dem Ziseleur Hiebe gewärtigen könne. Der schmuddelige, widerwärtige, ewig betrunkene Alte war ein scheinheiliger, boshafter und klatschsüchtiger Bursche, der dem Kommis alles hinterbrachte, was irgend in der Werkstatt vorfiel. Den Ladenschwengel hatte die Prinzipalin nämlich zum Gatten ihrer Nichte und einzigen Erbin erkoren, und er fühlte sich bereits als Herr des Hauses und seiner Bewohner. Die Werkstatt haßte ihn, fürchtete ihn jedoch gleichzeitig und hatte daher auch vor Gogolew Angst.

Pawel setzte dem Ziseleur ganz unglaublich zu, als hätte er sich vorgenommen, ihm nicht einen Augenblick Ruhe zu gönnen. Ich unterstützte ihn darin nach Kräften, und die Werkstatt hatte ihren Spaß an den zumeist recht groben Scherzen, die wir uns mit dem Alten erlaubten. Man unterließ es jedoch nicht, uns zu warnen: „Euch wird's noch mal schlecht gehen, Jungens! Kusjka, der Käfer, wird euch hinauswerfen!"

„Kusjka, der Käfer", nannte man in der Werkstatt den Kommis, und der Spitzname war nicht übel erfunden.

Die Warnungen schreckten uns jedoch nicht, nach wie vor bemalten wir dem Ziseleur, wenn er im

[1] Er leitet das Wort „Moissej" von den Wörtern „moi" (= mein) und „ssej" (= dieser) ab. *(Anm. d. Red.)*

Schlaf lag, das Gesicht. Einmal vergoldeten wir ihm die Nase, und er quälte sich wohl drei Tage lang, das Gold aus den Rissen und Fältchen seiner schwammigen großen Nase wegzuwaschen. Jedesmal freilich, wenn wir den Alten so in Wut versetzt hatten, fiel mir der kleine Soldat auf dem Dampfer ein, und es wurde mir dabei unbehaglich zumute. Der Alte besaß trotz seinen Jahren noch Kraft genug, um uns zu verprügeln, und wir bekamen oft genug seine Hiebe zu spüren. Obendrein verklagte er uns dann noch bei der Prinzipalin, die gleich ihm alle Tage betrunken und darum stets heiter und gutmütig war. Sie suchte uns einzuschüchtern, schlug mit den geschwollenen Händen auf den Tisch auf und schrie:

„Seid ihr wieder mal frech gewesen, ihr Satanskerle? Er ist ein alter Mann, ihr müßt ihn doch achten! Wer hat ihm statt Branntwein Photogen ins Glas gegossen?"

„Wir waren's..."

„Nun hört bloß — sie rühmen sich womöglich noch! Ihr verdammten Bengel! Alte Leute muß man achten, verstanden?"

Sie jagte uns hinaus und erzählte am Abend den Vorfall dem Kommis, der mich grob anfuhr:

„Wie kannst du so frech sein, hä? Und dabei liest du Bücher, sogar die Heilige Schrift! Nimm dich in acht, Bursche!"

Die Prinzipalin führte ein recht verlassenes Dasein und hatte oft Anwandlungen von Trübsal. Hatte sie ihren selbstbereiteten süßen Fruchtlikören tüchtig zugesprochen, so pflegte sie sich ans Fenster zu setzen und zu singen:

„Niemand hat mit mir Erbarmen,
Niemand weiß, wie mir ums Herz,
Niemand kennt sie, meine Sehnsucht —
Ach, wem klag' ich meinen Schmerz?"

Und leise aufschluchzend begann sie mit ihrer alten, zittrigen Stimme zu greinen:

„Ju—u—u..."

Einmal sah ich, wie sie, mit beiden Händen einen Topf voll abgekochter Milch haltend, die Treppe herunterkam — ihre Knie versagten plötzlich, sie setzte sich und rutschte auf dem Gesäß von Stufe zu Stufe die Treppe herunter, ohne dabei den Topf aus den Händen zu lassen. Die Milch schwappte über und bespritzte ihr Kleid, sie aber streckte die Arme vor und schrie wütend den Topf an:

„Wohin, du Waldteufel? Wohin willst du denn?"

Sie war nicht dick, sondern eher weich und welk und erinnerte mich an eine alte Katze, die keine Mäuse mehr fangen kann, sondern verbraucht und lebenssatt daliegt und in süßem Zurückdenken an durchkostete Genüsse vor sich hin schnurrt.

„Was war das mal für ein Geschäft!" sagte Sitanow, nachdenklich vor sich hin brummend. „Eine hervorragende Werkstatt, und ein kluger Mensch war's, der sie hochgebracht hatte — jetzt aber geht alles, wie es gehen will, und schließlich kriegt Kusjka mal den ganzen Krempel. Da hat man nun gearbeitet — und zuletzt wird ein Fremder alles schlucken. Wenn man so richtig darüber nachdenkt, ist's einem, als platze 'ne Sprungfeder im Kopf. Man hat zu nichts Lust, möchte am liebsten die Arbeit hinwerfen und aufs Dach kriechen, um den ganzen Sommer dazuliegen und in den blauen Himmel zu starren..."

Pawel Odinzow hat sich ganz Sitanows Denkweise angeeignet. Er raucht mit den Manieren eines Erwachsenen seine Zigarette, philosophiert über Gott, über den Branntwein, die Frauen und ist der Meinung, daß alle Arbeit für die Katze ist, daß alles, was die einen schaffen, von den andern ohne Verständnis und richtige Wertschätzung wieder zerstört wird.

In solchen Augenblicken legte sein spitzes, liebes Gesicht sich in Falten und schien plötzlich gealtert. Die Knie mit den Armen umfassend, saß er auf seinem Lager am Fußboden und schaute nach den blauen Fensterquadraten und den Sternen am Winterhimmel.

Die Gesellen schnarchen und schnauben im Schlaf, irgend jemand murmelt, die Worte verschluckend, etwas im Traum, und oben auf dem Hängebett hustet Dawidow sich den Rest seiner Lebenskraft aus der Lunge. In einer Ecke, Körper an Körper geschmiegt, liegen, von Schlaf und Rausch gefesselt, Kapendjuchin, Sorokin und Perschin, die „Knechte Gottes". Von den Wänden starren die Schemen der Heiligenbilder ohne Gesicht, ohne Hände und Füße. Der starke Firnisduft, vermischt mit dem Geruch der muffigen Eier und des in den Fußbodenritzen säuernden Schmutzes, legt sich atembeklemmend auf die Lunge.

„Wie sie mir alle leid tun — o Gott!" flüstert Pawel.

Dieses Mitleid mit den Menschen beunruhigt auch mich immer mehr. Uns beiden erschienen alle diese Werkstattleute als gute Menschen, das Leben aber, zu dem sie verurteilt waren, taugte nichts, war ihrer unwürdig und unerträglich öde. Wenn draußen die Winterstürme tobten, wenn alles ringsum — die Häuser, die Bäume — erzitterte, heulte und weinte, wenn die Kirchenglocken ihr dumpfes Fastengeläut ertönen ließen, wälzte sich die graue Langeweile in breiter, bleischwerer Woge zur Werkstatt herein, würgte die Menschen, erstickte in ihnen alles Lebendige, trieb sie in die Schenke und zu den Weibern, die ihnen, gleich dem Branntwein, ein bloßes Betäubungsmittel waren.

An solchen Abenden blieben die Bücher ohne Wirkung, und wir sannen mit Pawel auf andere Mittel, um unsre Leute zu unterhalten. Wir schwärzten unsre Gesichter mit Ruß oder bemalten sie mit Farben, putzten uns mit Hilfe von Hanfflocken

phantastisch heraus und spielten allerhand selbstgedichtete Komödien, mittels deren wir den Kampf gegen die Langeweile heldenmütig aufnahmen und die Leute zum Lachen zu bringen suchten. So dramatisierte ich die „Geschichte von dem Soldaten, der Peter dem Großen das Leben gerettet hat". Wir kletterten zu Dawidow auf das Hängebett hinauf, mimten dort lustig drauflos, hieben einer ganzen Schar unsichtbarer Schweden den Kopf ab und brachten durch unsern Mummenschanz das Werkstattpublikum in eine bessere Stimmung.

Ganz besonders gefiel den Leuten die Legende vom chinesischen Teufel Tsing-Ju-Tong. Paschka stellte den unglücklichen Teufel dar, der den Einfall gehabt hatte, ein gutes Werk zu vollbringen, und ich spielte alle übrigen Rollen: Männlein, Weiblein, Requisiten, auch den guten Geist und sogar den Felsblock, auf dem der chinesische Teufel jedesmal tieftraurig ausruhte, wenn ihm wieder ein Versuch, etwas Gutes zu tun, mißlungen war.

Die Zuschauer lachten aus vollem Halse, und ich wunderte mich, wie leicht es war, sie zum Lachen zu bringen.

„Ach, ihr Hanswürste!" riefen sie uns zu — „ihr Mordskerle!"

Diese Neigung zum Lachen berührte mich anfangs peinlich. Je schärfer ich dann zusah, desto deutlicher erkannte ich, daß ihnen die Traurigkeit doch näher lag als die Freude. Die Fröhlichkeit kommt bei uns zulande nicht aus sich heraus, wird nicht mit eignem Maß gemessen, sondern muß erst unter dem Scheffel hervorgeholt werden, als ein Mittel, die schläfrige russische Langeweile zu mildern. Diese verborgene Fröhlichkeit aber, die kein selbständiges Dasein führt, die nicht um ihrer selbst willen lebt, weil sie eben leben will, sondern erst unter dem Druck der Traurigkeit hervortritt, hat etwas Verdächtiges, Unnatürliches. Nur zu oft schlägt die russische Fröhlichkeit ganz plötzlich aus unbekannten Ursachen in ein grausames Drama um. Dreht da ein Mensch sich im Tanz, als wenn er die Fesseln zerrisse, die ihn binden — und plötzlich stürzt er sich, die Bestie in sich loslassend, in grausamem Weh auf alle und jeden und zerfetzt, zerfleischt, zerstört, was ihm in den Weg kommt...

Diese erzwungene, durch äußeren Antrieb hervorgerufene Fröhlichkeit wirkte auf mich bedrükkend und erregend. Ich wollte die Menschen heiter und froh sehen, wollte die freie, leichte, natürliche Fröhlichkeit in ihnen wecken, und um dies zu erreichen, ließ ich meiner Phantasie ganz die Zügel schießen und erzählte und spielte aus dem Stegreif frisch drauflos. Ich hatte auch einigen Erfolg. Sie lobten und bewunderten mich. Aber der schwermütige Gram, den ich schon verscheucht zu haben meinte, kehrte allmählich zurück, gewann an Stärke und drückte mit aller Wucht auf die Gemüter.

Der Graukopf Larionytsch meinte freundlich:

„Bist ein unterhaltsamer Junge, Gott erhalte dich so!"

„Ein Tröster bist du uns", pflichtete Shicharew ihm bei.

„Im Zirkus solltest du auftreten, Alexej, oder im Theater — würdest einen guten Hanswurst abgeben!"

Das Theater besuchten, in der Christwoche und in der Butterwoche, nur zwei aus der ganzen Werkstatt, nämlich Kapendjuchin und Sitanow; die älteren Leute rieten ihnen freilich allen Ernstes, diese Sünde durch ein Bad in geweihtem Wasser von ihrer Seele abzuwaschen. Sitanow wiederholte mir immer wieder:

„Laß alles liegen und werde Schauspieler!"

Er erzählte gern von Maria Stuart, die er eine „Schelmin" nannte, und war ganz besonders von dem „Spanischen Edelmann" entzückt.

„Dieser Don Cesar de Bazán ist wirklich der edelmütigste Mensch, Maximytsch", sagte er — „ein wundervoller Held!"

Er hatte selbst etwas vom „Spanischen Edelmann" an sich. Als einmal auf dem Platz vor der Feuerwache drei Feuerwehrleute sich damit belustigten, einen Bauern zu prügeln, und ein Haufe von wenigstens vierzig Menschen ihnen beifällig schmunzelnd zusah, stürzte sich Sitanow auf die Männer, warf sie, mit seinen langen Armen rasch um sich schlagend, zu Boden, hob den Bauern auf und schob ihn den Zuschauern hin.

„Da — führt ihn rasch fort!" rief er, er selbst aber blieb, einer gegen drei, am Platz. Seine Gegner brauchten nur nach der Wache hinüberzurufen, um Zuzug zu erhalten, zum Glück für Sitanow jedoch bekamen die Feuerwehrleute einen solchen Schreck, daß sie nach der Wache entflohen.

„Schämt euch, ihr Hunde!" rief er ihnen nach.

An den Sonntagen pflegten die jungen Burschen sich zum Faustkampf hinter den Peter-und-Paul-Friedhof zu begeben, wo mit den Latrinenreinigern und den Bauernburschen der benachbarten Dörfer mancher harte Strauß ausgefochten wurde. Die Latrinenreiniger konnten gegen die Stadtburschen einen berühmten Kämpfer ins Feld stellen — einen riesigen Mordwinen mit winzigem Kopf und kranken, ewig tränenden Augen. Mit dem schmutzigen Ärmel des kurzen Kaftans seine Augen auswischend, stand er breitbeinig vor der Schar der Seinen und forderte die Gegenpartei gutmütig zum Kampf heraus.

Von unsrer Seite stellte sich ihm für gewöhnlich der Kosak Kapendjuchin, der dem Mordwinen gegenüber freilich den kürzeren zog. „Ich will des Todes sein, wenn ich den Kerl nicht noch unterkriege!" sagte er jedesmal, wenn er blutig und außer Atem als Besiegter zurückkehrte.

Es wurde schließlich sein Lebensziel, den Mordwinen zu schlagen. Er gab das Trinken auf, rieb

vor dem Schlafengehen seinen Körper mit Schnee ab, aß viel Fleisch und bediente sich, um seine Muskeln zu stärken, eines Zweipudgewichts — das hob er hoch und machte, solange er konnte, mit der so belasteten Hand das Zeichen des Kreuzes. Als das alles nichts helfen wollte, nähte er Bleistücke in seine Fausthandschuhe ein und rühmte sich Sitanow gegenüber:

„Jetzt soll der Mordwine dran glauben!"

„Laß das lieber", warnte ihn Sitanow streng, „oder ich verrat's vor dem Kampf."

Kapendjuchin glaubte ihm nicht, als sie jedoch auf den Kampfplatz kamen, sagte Sitanow plötzlich zu dem Mordwinen:

„Tritt ab, Wassili Iwanytsch — zuerst will i c h mit Kapendjuchin kämpfen!"

Dem Kosaken stieg das Blut ins Gesicht, und er schrie Sitanow an:

„Mach, daß du fortkommst — mit dir schlage ich mich nicht!"

„Du wirst es doch tun!" rief Sitanow und ging auf den Kosaken los, während er ihm scharf in die Augen sah.

Kapendjuchin begann in verhaltener Wut auf der Stelle zu treten, riß dann die Handschuhe von den Händen, steckte sie unter seinen Rock und trat rasch vom Kampfplatz ab.

Beide Parteien waren verblüfft, und ein Biedermann von der Gegenpartei meinte mißbilligend:

„Es gehört sich nicht, alter Freund, hier auf dem öffentlichen Kampfplatz häusliche Händel zu erledigen!"

Von allen Seiten drangen sie auf Sitanow ein und schimpften über ihn. Er stand schweigend da und sagte schließlich zu dem Biedermann:

„Wenn ich nun einen Mord verhindert habe?"

Der Biedermann erriet sofort, um was es sich handelte, nahm die Mütze ab und sagte:

„Dann sind wir dir von unsrer Seite Dank schuldig!"

„Häng's aber nicht an die große Glocke, Onkelchen!"

„Weshalb sollt' ich das tun? Kapendjuchin ist ein tüchtiger Kämpfer, und daß einer wütend wird, wenn er immer geschlagen wird, begreifen wir. Wir werden uns aber jetzt immer seine Handschuhe ansehen, bevor es zum Kampf geht!"

„Das haltet, wie ihr wollt..."

Als der Biedermann sich entfernt hatte, zogen unsre Leute über Sitanow her:

„Hast wohl den Rappel bekommen, lange Latte? Der Kosak hätt' ihn untergekriegt — und jetzt können wir als die Geschlagenen herumlaufen!"

Sie schimpften sehr lange und ausgiebig, und das Schimpfen schien ihnen Vergnügen zu machen. Sitanow stieß einen Seufzer aus und sagte:

„Ach, ihr seid nicht recht gescheit..."

Und dann forderte er plötzlich, ehe sich's jemand versah, den Mordwinen selbst zum Zweikampf heraus. Der stellte sich in Positur, fuchtelte mit den Fäusten in der Luft herum und scherzte:

„Gut — wollen uns erwärmen..."

Etliche von den Umstehenden faßten sich bei den Händen und drängten, rückwärts schreitend, die andern zurück, bis die beiden Kämpfer mitten in dem großen Kreis standen. Sie maßen sich mit den Blicken und standen unschlüssig, die rechten Fäuste vorgestreckt, die linken auf der Brust. Den Kennern fiel es sogleich auf, daß Sitanows Arme länger waren als die des Mordwinen. Stille trat ein; man hörte den Schnee unter den Füßen der beiden Streiter knirschen. Irgend jemandem dauerte es zu lange, es erklang die leise, ungeduldige Mahnung:

„So fangt doch endlich an!"

Sitanow holte mit der Rechten zum Schlage aus. Der Mordwine parierte, Sitanow aber versetzte ihm blitzschnell mit der Linken einen geraden Stoß in die Herzgrube, daß der Riese zurückwich.

„Jung, aber nicht dumm!" sagte dieser anerkennend. Sie begannen aufeinander loszuspringen und sich gegenseitig mit schweren Fäusten zu bearbeiten. Von hüben und drüben ermunterte man Sitanow mit lebhaften Zurufen: „Immer fix, Heiligenmaler! Bemal ihn ordentlich, ziselier ihn!"

Der Mordwine war viel stärker als Sitanow, doch zugleich schwerfälliger. Er konnte nicht so rasch zuschlagen und bekam jedesmal zwei oder drei Schläge für einen, schien sie jedoch ziemlich leicht zu nehmen, denn er lachte bei der Sache und ließ seine scherzhaften Zurufe: „Hau-ruck!", wie wenn er mit Kameraden bei gemeinsamer Arbeit wäre, vernehmen. Dann aber führte er plötzlich einen schweren Hieb, der Sitanows rechten Arm aus dem Schultergelenk renkte.

„Unentschieden! Laßt sie aufhören!" riefen ein paar Stimmen zu gleicher Zeit. Der Kreis wurde durchbrochen, und man trennte die Kämpfer.

„Sehr stark ist er nicht, der Heiligenmaler", sagte der Mordwine gutmütig, „aber recht gewandt! Wird mal 'ne gute Faust führen, das sag' ich vor allem Volk!"

Die jungen Burschen gingen zum Massenkampf über, ich aber begleitete Sitanow zum Feldscher, der ihm den Arm einrenken sollte. Sein Verhalten hob ihn noch in meinen Augen, und die Sympathie und die Achtung, die ich für ihn empfand, wuchsen beträchtlich.

Er war überhaupt ein aufrichtiger, ehrlicher Bursche, der die Ehrlichkeit einfach für seine Pflicht hielt. Der kecke Kapendjuchin machte sich über ihn lustig:

„Ah, Jewgeni, so hab dich doch nicht! 's ist alles nur Schein bei dir. Hast deine Seele blankgeputzt wie 'nen Samowar vor den Feiertagen, und nun prahlst du: seht doch, wie sie glänzt! Deine Seele

aber ist nur von Messing, und du bist ein recht langweiliger Kerl..."

Sitanow schwieg zu seinen Spöttereien, tat eifrig seine Arbeit und schrieb in seiner freien Zeit Lermontows Gedichte in sein Heft ab. Ich riet ihm, sich das Buch zu kaufen, er habe doch das Geld dazu, aber er meinte:

„Nein, es ist besser, ich schreib's eigenhändig ab."

Hatte er eine Seite in seiner gefälligen, durch hübsche Schnörkel verzierten kleinen Schrift übertragen, so wartete er, bis die Tinte getrocknet war, und las leise vor sich hin:

„Wirst ohne warmes Mitempfinden
Hinschauen auf der Erde Leid,
Auf der kein warmes Glück zu finden
Und ewige Schönheit nicht gedeiht..."

Und die Augen schließend, sagte er:

„Das ist wahr! Ach, wie trefflich er die Wahrheit kennt!"

Sonderbar erschienen mir die Beziehungen Sitanows zu Kapendjuchin — war der Kosak betrunken, so suchte er jedesmal Streit mit dem Kameraden und wollte sich mit ihm prügeln.

„Laß mich in Ruhe! Geh weg!" warnte ihn Sitanow immer wieder, bis ihm schließlich der Geduldsfaden riß und er wütend auf den Betrunkenen losschlug, so wütend, daß die andern, die sonst nur die allzu häufigen Raufereien zwischen den Genossen als ein belustigendes Schauspiel hinnahmen, sich einmischten und die Kampfhähne trennten.

„Wenn man den Jewgeni nicht rechtzeitig zurückhält, ist er imstande, 'nen Menschen totzuschlagen", sagten sie. „Schont sich selber nicht in seiner Wut!"

Auch wenn der Kosak nüchtern war, suchte er beständig mit Sitanow anzubinden. Er verspottete ihn wegen seiner Leidenschaft für Gedichte und machte sich über seine unglückliche Liebesgeschichte lustig, indem er, allerdings erfolglos, durch schmutzige Anspielungen seine Eifersucht zu wecken suchte. Sitanow hörte seine spitzen Reden schweigend, ohne böse zu werden, an und lachte zuweilen sogar selbst mit.

Sie schliefen Bett an Bett und flüsterten zur Nachtzeit oft lange miteinander. Ihr Geflüster ließ mir keine Ruhe — ich wollte gern wissen, worüber zwei einander so unähnliche Menschen sich wohl so vertraulich unterhalten konnten. Näherte ich mich ihnen jedoch, so knurrte der Kosak mich an:

„Was hast du hier zu suchen?"

Sitanow wiederum tat, als ob er mich nicht sähe. Einmal jedoch riefen sie mich zu sich heran, und der Kosak fragte:

„Wenn du reich wärst, Maximytsch — was würdest du tun?"

„Ich würde mir Bücher kaufen."

„Und was noch?"

„Ich weiß nicht..."

„Äh", sagte Kapendjuchin ärgerlich und wandte sich von mir ab.

„Siehst du — keiner weiß was, ob jung oder alt", bemerkte Sitanow ruhig. „Ich sage dir: der Reichtum an sich hat keinen Wert, es kommt immer darauf an, wie man ihn anwendet..."

Ich fragte: „Wovon sprecht ihr eigentlich?"

„Wir können nicht einschlafen, und da reden wir so über dies und das", erwiderte der Kosak.

Nach und nach kam ich dahinter, worum sich ihre nächtliche Unterhaltung drehte — es waren die Themen, die auch die Tagesgespräche der Leute beherrschten. Sie sprachen von Gott, von der Wahrheit und vom Glück, von der Dummheit und der List der Frauen, von der Habgier der Reichen und der Verworrenheit und Unbegreiflichkeit des Lebens.

Ich lauschte stets gierig auf diese Gespräche, die mich stark erregten. Es gefiel mir, daß fast alle darin einig waren: das Leben, das wir führen, taugt nichts, wir müssen zusehen, daß wir besser leben können. Zugleich aber sah ich, daß diese Sehnsucht nach einem besseren Leben ihnen keinen Antrieb gab, irgend etwas an den Zuständen in der Werkstatt und an ihrem Verhältnis zueinander zu bessern. Alle diese Reden, die das Leben vor mir erhellten, ließen zugleich im Hintergrund eine Art düsterer Leere erkennen, in der dieselben Menschen, die sich über das Sinnlose und Unwürdige des bestehenden chaotischen Zustandes beklagten, hilflos und ohne Ziel dahintrieben, wie verwehte Blätter, mit denen der Wind an der Oberfläche des Teiches sein Spiel treibt.

Immer hatten sie über irgend etwas zu disputieren, zogen über irgend jemanden her, beichteten ihre Fehler, prahlten und begannen wegen der ersten besten Kleinigkeit zu streiten, wobei sie sich gegenseitig saftige Grobheiten an den Kopf warfen. Sie suchten zu erraten, was wohl nach ihrem Tode mit ihnen geschehen würde. Neben der Werkstattür aber, dort, wo der Schmutzeimer stand, war eine Bohle unter dem Fußboden vermorscht und ein feuchtes, fauliges Loch entstanden, von dem es kalt und modrig in die Werkstatt wehte. Ich hatte mit Pawel Heu und Lumpen hineingestopft, und häufig war die Rede davon, daß die Bohle erneuert werden müßte, das hinderte jedoch nicht, daß das Loch immer größer wurde. Wenn draußen der Sturmwind raste, zog es ganz fürchterlich, und es gab Erkältungen und Husten. Das Kappfenster kreischte jedesmal unangenehm beim Öffnen, es wurde weidlich darüber geschimpft, als ich jedoch die Angel mit Öl schmierte, sagte Shicharew aufhorchend:

„Das Kappfenster kreischt ja nicht mehr — gleich ist's hier langweiliger!"

Kamen die Leute aus der Badestube, so legten sie sich unbekümmert in die verstaubten, schmutzigen Betten. Schmutz und widerliche Gerüche fochten überhaupt niemanden an. Tausend Kleinigkeiten gab es, die das Leben erschwerten, aber mit Leich-

tigkeit zu beseitigen waren, doch niemand dachte daran, es auch wirklich zu tun.

„Niemand hat Mitleid mit den Menschen", hörte ich sie oft sagen, „weder Gott noch sie selber..."

Als ich eines Tages mit Pawels Hilfe den von Schmutz und Insekten starrenden, dahinsiechenden Dawidow gründlich gesäubert hatte, verspotteten sie uns, zogen ihre Hemden aus und reichten sie uns zum Absuchen, nannten uns „Bademeister" und machten sich über uns lustig, als ob wir etwas Lächerliches oder Schimpfliches getan hätten.

Von Weihnachten bis in die Fastenzeit hinein lag Dawidow auf seinem Hängebett, hustete ganz schrecklich und spie große Fetzen übelriechenden Blutes aus. Verfehlte er den Spülichteimer, so fiel der ansteckende Auswurf auf den Fußboden. Zur Nachtzeit schrie der Kranke laut im Fieber auf und störte den Schlaf der andern.

„Man muß ihn ins Krankenhaus bringen", hieß es fast alle Tage. Doch da stellte sich zunächst heraus, daß er keinen ordnungsgemäßen Paß hatte, dann wurde ihm wieder besser, und schließlich sagte man:

„Ach was — er wird ja bald sterben!"

„Ja, ich werde bald sterben", sagte er selber, um sie zu trösten.

Er war ein humorvoller Mensch, der durch kleine Scherze dazu beizutragen suchte, die böse Langeweile aus der Werkstatt zu bannen. Das dunkle, knochige Gesicht über den Bettrand vorstreckend, rief er mit pfeifender Stimme in die Werkstatt hinunter:

„Hört, ihr Leute, die Stimme des Rufenden aus der Höhe!"

Und dann sagte er irgendeinen trübseligen Unsinn her:

„Unter der Decke schweb' ich,
Nicht sehr lustig leb' ich,
Bei Tage und bei Nacht
Halten die Schaben bei mir Wacht..."

„Hoho, der verzagt nicht!" riefen die Zuhörer entzückt.

Zuweilen kroch ich mit Pawel zu ihm hinauf. Er scherzte gezwungen:

„Womit kann ich euch bewirten, meine teuren Gäste? Vielleicht eine frische Spinne gefällig?"

Er siechte langsam dahin, was ihn recht sehr verdroß.

„Ich kann und kann nicht sterben", sagte er mit aufrichtigem Unwillen — „'s ist zum Verzweifeln!"

Die Furchtlosigkeit, mit der er in den Tod ging, ängstigte Pawel, und er weckte mich häufig in der Nacht und flüsterte:

„Ich glaube, er ist tot, Maximytsch... Wenn er nun mitten in der Nacht stirbt — wir liegen gerade unter ihm, o Gott... Ich fürchte mich vor Toten..."

Oder er sagte:

„Noch nicht zwanzig Jahre ist er alt und muß schon sterben — wozu hat er nun gelebt?"

Einmal, in mondheller Nacht, weckte er mich und sagte erschrocken mit weit aufgerissenen Augen:

„Da — horch!"

Von Dawidows Hängebett vernahm man ein Röcheln.

„Gi—ib mir doch... gib mir...", rief der Kranke deutlich, mit großer Hast, und begann zu schlucken.

„Er stirbt, bei Gott — wirst sehen!" rief Pawel erregt.

Ich hatte den ganzen Tag Schnee vom Hof aufs Feld gefahren, war sehr müde und wollte schlafen. Aber Pawel bat mich:

„Schlaf nicht, ich bitte dich um Christi willen — schlaf nicht!"

Und plötzlich sprang er hoch und schrie entsetzt:

„Steht auf, Dawidow ist gestorben!"

Der eine und der andere erwachten, ein paar Gestalten erhoben sich vom Lager, und ärgerliche Fragen wurden laut. Kapendjuchin kletterte auf das Hängebett und rief erstaunt:

„Ja, wirklich — er ist tot! Das heißt... er fühlt sich noch warm an..."

Es wurde still. Shicharew bekreuzigte sich, wikkelte sich fester in seine Decke und sagte:

„Nun, Gott geb ihm die ewige Seligkeit!"

Irgend jemand schlug vor: man solle ihn in den Flur tragen...

Kapendjuchin kletterte vom Bett herunter und sah zum Fenster hinaus.

„Laßt ihn bis zum Morgen liegen, er hat uns auch im Leben nicht gestört..."

Pawel steckte den Kopf unter die Decke und weinte bitterlich.

Und Sitanow — war gar nicht erwacht.

15

Auf den Feldern taute die Schneedecke, und oben am Himmel zerschmolzen die Winterwolken, um in nassen Flocken und Regentropfen zur Erde niederzugehen. Immer mehr Zeit ließ sich die Sonne, um ihre Tageswanderung zurückzulegen, immer wärmer wurde die Luft, und der Frühling mit seiner Lust und Fröhlichkeit schien schon da zu sein und sich nur neckisch irgendwo auf den Fluren vor der Stadt zu verstecken, um bald lachend angerannt zu kommen. Auf den Straßen liegt graubrauner Schmutz, neben dem Bürgersteig rinnen kleine Bäche hin, auf dem Gefängnisplatz hüpfen, dort, wo der Schnee schon weggetaut ist, munter die Spatzen umher. Auch an den Menschen ist eine spatzenhafte Lebendigkeit zu bemerken. Über dem Frühlingstreiben tönt fast ununterbrochen vom Morgen bis zum Abend das Fastengeläut und rührt mit sanften Stößen an die Menschenherzen. Es klingt aus diesem Geläut wie

geheime Kränkung, als ob ein Greis wehmütig spräche:

„Weiß scho—on, alles dagewesen, weiß scho—on..."

Am Tage des heiligen Alexej, meinem Namenstage, verehrte mir die Werkstatt ein schön gemaltes Bild dieses Heiligen, und Shicharew hielt mir eine lange, salbungsvolle Rede.

„Wer bist du?" sagte er, die Brauen emporziehend und mit den Fingern spielend. „Nur ein Knabe, eine Waise, dreizehn Jahre alt, aber obschon ich fast viermal so alt bin wie du, muß ich dich doch darum loben, daß du allen Dingen von vorn entgegentrittst und ihnen nicht ausweichst. Halt's immer so, mein Sohn, das wird gut sein!"

Er sprach von Knechten und Menschen Gottes, ich begriff jedoch nicht recht, welcher Unterschied zwischen den einen und den andern bestehen sollte, und ich glaube, auch ihm ist dieser Unterschied nicht ganz klar geworden. Er sprach ziemlich langweilig, und die Gesellen lachten wieder einmal über ihn, ich aber stand mit dem Bild in der Hand da, war sehr gerührt und verlegen und wußte nicht, was ich tun sollte.

„So hör doch endlich auf, ihn zu loben!" rief Kapendjuchin ärgerlich dem Redner zu — „er hat schon ganz blaue Ohren davon bekommen!"

Dann aber erteilte auch er mir ein Lob und sagte, mich auf die Schulter klopfend:

„Das eine gefällt mir an dir, daß du gegen alle offen bist. Man fühlt sich gar nicht versucht, dich zu schlagen oder zu schelten, selbst wenn mal ein Grund dazu vorliegt."

Alle sahen mich mit freundlichen Blicken an und lachten gutmütig über meine Verwirrung — es fehlte nicht viel, so hätte ich vor lauter Freude darüber, daß ich diesen Leuten etwas galt und ihre Wertschätzung besaß, zu heulen begonnen.

Der Zufall wollte es, daß gerade an diesem Morgen der Kommis im Laden sich gegen Pjotr Wassiljew recht wegwerfend über mich geäußert hatte:

„Ein unangenehmer Bursche, zu gar nichts zu gebrauchen!"

Ich war, wie alle Tage, so auch diesmal in den Laden gegangen, am Nachmittag jedoch hatte der Kommis mich nach Hause geschickt — ich sollte den Schnee vom Speicherdach in den Eiskeller schaffen. Er wußte nicht, daß ich meinen Namenstag hatte, und ich nahm an, daß es auch sonst niemand wußte. Um so überraschter war ich über die Aufmerksamkeit der Werkstattleute, als ich zum Schneeschaufeln heimkam. Nach der Beglückwünschung zog ich mich um, kletterte auf das Schuppendach und begann den schweren, festen Schnee, der in diesem Winter ganz besonders reichlich gefallen war, in den Hof hinabzuwerfen. In meiner Aufregung jedoch hatte ich vergessen, die Kellertür zu öffnen, die nun ganz mit Schnee verbarrikadiert war. Um den Fehler wiedergutzumachen, sprang ich vom Dach hinunter und begann voll Eifer mit der hölzernen Schaufel — eine eiserne war nicht vorhanden — die Tür freizulegen. Da plötzlich — knacks! — brach der Stiel der Schaufel ab, und weil ein Unglück selten allein zu kommen pflegt, mußte im selben Augenblick der Kommis in der Hoftür erscheinen.

„Aha!" rief er höhnisch aus, als er mich vor der zerbrochenen Schaufel stehen sah — „ein schöner Arbeiter bist du schon, ja! Um den Schädel werde ich dir die Schaufel schlagen..."

Er griff nach dem Stiel und holte damit aus, ich sprang jedoch zur Seite und rief zornig:

„Ich hab' mich hier nicht als Hausknecht verdingt..."

Er warf mir den Schaufelstiel vor die Füße, ich nahm einen Klumpen Schnee, formte einen Schneeball und traf ihn damit gerade ins Gesicht. Wutschnaubend lief er fort, ich aber ließ die Arbeit liegen und ging in die Werkstatt.

Ein paar Minuten darauf kam die Nichte der Prinzipalin, ein eitles Flittchen mit einem nichtssagenden, finnigen Gesicht, in die Werkstatt herunter.

„Maximytsch soll 'raufkommen!" rief sie.

„Ich geh' nicht hinauf!" war meine Antwort.

„Du gehst nicht? Was soll das heißen?" fragte Larionytsch leise, in verwundertem Ton.

Ich erzählte ihm, was vorgefallen war. Er ging nun selbst nach oben, nachdem er mir stirnrunzelnd zugeflüstert hatte:

„Bist doch ein gar zu keckes Bürschchen..."

In der Werkstatt wurde es nun laut, alle zogen über den Kommis her, und Kapendjuchin meinte:

„Jetzt werden sie dich doch wohl hinauswerfen!"

Das schreckte mich nicht weiter. Meine Beziehungen zu dem Kommis waren allerdings schon längst unerträglich geworden, er haßte mich ganz offenbar, und auch ich konnte ihn nicht ausstehen. Er verbot mir, im Laden Bücher zu lesen, warf Geld auf den Fußboden, um mir eine Falle zu stellen. Ich fand es beim Auskehren, las die Münzen auf und legte sie auf den Ladentisch, in die Schale, wo man Kupfermünzen für die Bettler vorrätig hielt. Ich erriet, was diese Funde zu bedeuten hatten, und sagte zum Kommis:

„Sie wollen mich 'reinlegen — das wird Ihnen aber nicht gelingen!"

Er wurde über und über rot und schrie mich an:

„Was fällt dir ein? Ich weiß, was ich zu tun habe..."

Er merkte aber, daß er sich verraten hatte, und fügte hastig hinzu:

„Was denkst du dir bloß? Ich kann doch nichts dafür, daß Münzen 'runterfallen."

Doch setzte er dieses Spiel auch weiter fort. Ich wußte — sollte es einmal passieren, daß ein Zwanzig-

kopekenstück beim Auskehren in eine Ritze rollte, so würde er mich unverzüglich des Diebstahls bezichtigen. Noch einmal suchte ich ihn zu bewegen, dieses Spiel aufzugeben — hörte aber am gleichen Tage, als ich Teewasser aus der Schenke brachte, wie er dem Kommis aus dem Nachbarladen zuredete, mich zum Diebstahl zu verleiten:

„Bring ihn so weit, daß er einen Psalter stiehlt — es sollen grade drei Packen Psalter 'reinkommen ...“

Ich hatte erraten, daß es sich um mich handelte — als ich den Laden betrat, wurden sie verlegen. Und auch sonst schien es mir aus mancherlei Gründen nur zu glaubhaft, daß die beiden alberne Ränke gegen mich schmiedeten. Der Kommis des Nachbars war ein schwächlicher, dem Trunk ergebener Bursche, den sein Brotherr schon mehrmals dieses Lasters wegen fortgejagt, jedoch immer wieder in Gnaden aufgenommen hatte. Dieser mickrige, schlau dreinblickende Mensch stellte sich lammfromm, seinem Prinzipal treu ergeben. Er lächelte beständig in sein Bärtchen hinein und hatte immer ein Witzwort bereit. Ein unangenehmer Geruch, wie Menschen mit schlechten Zähnen ihn verbreiten, ging von ihm aus, obschon er große, weiße Zähne hatte.

Eines Tages ging er freundlich lächelnd auf mich zu, um mich gleich darauf anzufallen. Er riß mir die Mütze vom Kopf und packte mich bei den Haaren. Als ich mich zu wehren suchte, stieß er mich von der Galerie in den Laden hinein und suchte mich an die mächtigen Heiligenschreine zu drängen, die dort aufgestellt waren. Wäre es ihm gelungen, so hätte ich die Scheiben eingedrückt, das Schnitzwerk beschädigt und die teuren Heiligenbilder zerkratzt. Er war aber schwächlich, und so wurde ich bald mit ihm fertig. Der bärtige Mann saß auf dem Fußboden, wischte sich die blutig geschlagene Nase und fing zu meinem größten Erstaunen bitterlich zu weinen an.

Am andern Morgen, als unsre Vorgesetzten fort waren, sagte er mir vertraulich, indes er mit dem Finger über sein verschwollenes Nasenbein und die Backe fuhr:

„Meinst du, ich hätte dich aus freien Stücken angefallen? So dumm bin ich nicht — ich wußte ja, daß du mich unterkriegen würdest, wo ich doch schwächlich bin und ein Trinker dazu. Der Alte hat mich gezwungen:

‚Du sollst ihn gehörig verwichsen und zusehen, daß er dabei im Laden recht viel Schaden anrichtet — 'ne Stange Geld soll's ihnen kosten', hieß es. Von alleine hätt' ich nicht mit dir angebunden — du hast mich ja schön zugerichtet.“

Ich glaubte ihm, und er tat mir leid. Doch konnte ich mich nicht enthalten, ihn zu fragen:

„Wenn der Alte dich nun zwingen wollte, jemanden zu vergiften — würdest du es tun?“

„Der würde mich schon dazu zwingen“, antwortete der Kommis leise, mit einem kläglichen Lächeln — „der kann alles!“

„Hör mal“, sagte er bald darauf zu mir, „ich habe keinen Groschen in der Tasche und zu Hause nichts zu beißen — bring doch irgendein Heiligenbild auf die Seite und gib es mir, ich will es für mich verkaufen!“

Ich sagte mir wohl: Der Mensch wird dich verraten! — fand aber nicht den Mut, ihm seine Bitte abzuschlagen, und gab ihm ein Bild von geringem Wert — denn einen Psalter zu nehmen, der immerhin einige Rubel kostete, hielt ich für ein großes Verbrechen. Das ist nun einmal so: der menschlichen Moral liegen mathematische Größenverhältnisse zugrunde. Dieses kleine Geheimnis, hinter dem die große Lüge des Eigentums steckt, offenbart sich mit naiver Deutlichkeit in den Bestimmungen des Strafgesetzbuches.

Als ich nun hörte, wie mein Kommis diesem elenden Menschen zuredete, er solle mich verleiten, einen Psalter zu stehlen, erschrak ich nicht wenig — kein Zweifel, der Verkäufer des Nachbars hatte es verraten, daß ich ihm das Bild gegeben. Ich war auf fremde Kosten wohltätig gewesen; das war gewiß nicht schön, und ich empfand tiefe Beschämung, während andrerseits die heimtückische Falle, die mir gestellt wurde, mich arg empörte. Eine neue Sendung von Psaltern wurde erwartet — ich sah ihrer Ankunft in qualvoller Unruhe entgegen. Endlich waren die Bücher da, und als ich noch beim Auspacken war, kam auch schon der Versucher leise herangeschlichen und bat um einen Psalter.

„Du hast meinem Kommis von dem Heiligenbild gesagt?“ fragte ich ihn.

„Ja, Bruder“, versetzte er mit trübseliger Miene — „ich kann nämlich nichts für mich behalten ...“

Diese Antwort verblüffte mich so, daß ich mich platt auf den Fußboden setzte und ihn groß ansah. Er begann irgend etwas hastig vor sich hin zu murmeln und machte einen höchst kläglichen Eindruck.

„Nämlich, siehst du — deiner hat's selbst erraten“, sagte er, „oder vielmehr: nein, der meinige hat's erraten und hat es deinem gesagt ...“

Jetzt glaubte ich bestimmt verloren zu sein — ein Platz in der Kolonie für jugendliche Verbrecher schien mir sicher. Nun war mir alles gleich: wenn's schon ans Ertrinken ging, dann sollte es wenigstens an einer tiefen Stelle sein. Ich schob dem Verkäufer einen Psalter in die Hand, und er steckte ihn unter den Paletot und entfernte sich, kam jedoch sogleich zurück — und ließ das Buch vor meine Füße fallen.

„Ich nehm' ihn nicht“, sagte er im Weggehen, „ich komme sonst mit dir zugleich in die Patsche ...“

Es war mir eine Erleichterung, daß er das Buch nicht genommen. Unser Kommis sah mich aber nach diesem Vorfall noch böser und argwöhnischer an als vordem.

Alle diese Dinge gingen mir durch den Kopf, als Larionytsch hinaufgegangen war. Gegen Abend kam

er noch einmal wieder, ganz gedrückt und kleinlaut, und sagte warnend zu mir:

„Sei auf deiner Hut vor Kusjka — er ist dir feindlich gesinnt... Ich bat und bat, man solle dich in der Werkstatt arbeiten lassen, anstatt im Laden — es ist aber nichts daraus geworden. Kusjka war dagegen."

Auch im Hause gab es jemanden, der mir gar nicht wohlwollte. Es war die Braut des Kommis, die sonst mit allen jungen Burschen in der Werkstatt herumliebelte und höchstens leise quiekte, wenn einer von ihnen sie im Hausflur mit derben Zärtlichkeiten bedachte. Den ganzen Tag naschte sie Pfefferkuchen und andere Süßigkeiten, unaufhörlich waren ihre Kiefer in Bewegung, während die ruhelosen kleinen Augen suchend umherflitzten. Mir und Pawel gab sie zweideutige Rätsel auf oder trug uns zotige Verschen vor.

„Du hast auch nicht ein bißchen Scham, Mädchen!" sagte einmal einer unserer älteren Meister zu ihr.

Sie diente ihm schlagfertig mit den Worten eines zweideutigen Liedes:

„Schämet sich das Mägdelein,
Wird es nie ein Frauchen sein..."

Zum erstenmal sah ich ein solches Mädchen — sie war mir zuwider und schreckte mich zugleich mit ihren schamlosen Schäkereien. Als sie sah, daß ich auf diese nicht einging, wurde sie immer zudringlicher. Einmal halfen wir ihr mit Pawel im Keller beim Ausbrühen der Gurkenfässer, da machte sie uns ganz unerwartet den Vorschlag:

„Soll ich euch mal das Küssen beibringen, Jungens?"

„Ich versteh' das besser als du", antwortete ihr Pawel lachend, und ich erwiderte grob, sie solle ihre Kunst bei ihrem Bräutigam versuchen.

„Nein, dieser Grobian!" sagte sie. „Ein junges Fräulein will mit ihm schäkern, und er rümpft die Nase! Wie wichtig er sich vorkommt!"

Und mit dem Finger drohend, fügte sie hinzu:

„Wart, das will ich dir eintränken!"

Pawel wollte mir zu Hilfe kommen und sagte zu ihr:

„Wenn dein Bräutigam von deinen Frechheiten hört, wirst du was erleben!"

„Vor dem fürcht' ich mich nicht!" sagte sie, das finnige Gesicht geringschätzig verziehend. „Mit meiner Mitgift find' ich zehn andere, noch viel hübscher als er. Wann soll denn ein Mädchen ein bißchen herumtollen, wenn nicht vor der Hochzeit?"

Sie versuchte nun mit Pawel „herumzutollen", während ich an ihr eine geschworene Feindin hatte, die mich anschwärzte, wo sie nur konnte.

Der Dienst im Laden wurde mir mit jedem Tag lästiger. Die alten Kirchenschriften, die dort feilgehalten wurden, hatte ich alle gelesen, und die Dispute der Vorleser, die immer dasselbe wiederholten, übten auf mich keine Anziehungskraft mehr aus. Nur Pjotr Wassiljew, der die dunkeln Seiten des Menschenlebens so genau kannte und darüber so anregend und mit so viel Leidenschaft zu reden wußte, fesselte mich immer noch. So wie diesen Vorleser stellte ich mir den Propheten Elisa vor, der einsam und voll Rachsucht über die Erde dahinschritt. Nur eins verdroß mich an dem Alten: daß er alles, was ich offen und vertrauend über Menschen und Dinge ihm gegenüber äußerte, brühwarm dem Kommis weitersagte, der mich deshalb in kränkender Weise verlachte oder wütend beschimpfte.

Einmal sagte ich dem Alten, daß ich mir zuweilen seine Äußerungen in ein Heft notierte, in das ich auch allerhand Verse und Auszüge aus Büchern einzutragen pflegte.

„Warum tust du das?" fuhr er erschrocken auf mich los. „Um's besser zu behalten? Laß das lieber, Junge! Was für ein Einfall — laß mich's doch mal sehen, dieses Heft!"

Er drängte mich lange, ihm das Heft zu geben oder es zu verbrennen, und dann begann er eifrig mit dem Kommis zu tuscheln.

Als ich mit diesem nach Hause ging, sagte er in strengem Ton zu mir:

„Du machst dir da irgendwelche Notizen — das hört mir auf, verstanden? So etwas machen nur Spitzel!"

„Und Sitanow?" fuhr ich heraus. „Der schreibt sich doch auch verschiedenes auf!"

„Der auch? Dieser langbeinige Tölpel..."

Er schwieg eine ganze Weile und sagte dann in ungewohnt freundlichem Ton:

„Hör mal, zeig mir doch dein Heft und auch das von Sitanow — ich schenke dir einen halben Rubel. Mach's aber so, daß Sitanow nichts merkt, ganz heimlich..."

Als ich Sitanow erzählte, welches Ansinnen der Kommis an mich gestellt hatte, runzelte er mißbilligend die Stirn.

„Hättest ihm nichts davon sagen sollen", meinte er. „Er wird nun jemanden anstiften, uns die Hefte zu stehlen. Gib mir das deinige, ich will es verwahren. Er wird dich übrigens sicher bald hinauswerfen, wirst sehen!"

Auch ich zweifelte nicht daran, daß Kusjka mich wegzukriegen trachtete, und so dachte ich ernsthaft daran, von selbst zu gehen. Ich wollte damit nur warten, bis die Großmutter wieder in der Stadt wäre, sie war nämlich von irgend jemandem nach Belachna eingeladen worden, wo sie während des Winters junge Mädchen im Klöppeln unterrichtete. Der Großvater wohnte wieder in der Vorstadt Kunawino — wir sahen uns gar nicht mehr; als ich ihn einmal auf der Straße traf — er schritt in seinem schweren Waschbärpelz würdevoll und langsam daher —, begrüßte

ich ihn; er legte die flache Hand über die Augen, sah mich groß an und sagte nachdenklich:

„Ach so, du bist es ... Du bist jetzt Heiligenmaler, ja, ja ... Nun, geh, geh!"

Sprach's, schob mich mit der Hand zur Seite und setzte ebenso würdevoll und langsam seinen Weg fort.

Auch die Großmutter hatte ich im letzten Jahr nur selten gesehen. Sie arbeitete unermüdlich, um den Großvater, der auf seine alten Tage schwachsinnig zu werden begann, durchzufüttern und die Kinder ihrer Söhne unterstützen zu können. Viel Sorge machte ihr namentlich Michails Sohn Sascha, ein hübscher, nachdenklicher Junge, der gern Bücher las. Er arbeitete in Färbereien, wechselte oft die Stelle und lag ihr, wenn er ohne Beschäftigung war, jedesmal auf der Tasche, bis sie wieder neue Arbeit für ihn gefunden hatte. Auch für seine Schwester, die mit einem trunksüchtigen Handwerker verheiratet war und von ihm geprügelt und alle Augenblicke aus dem Hause geworfen wurde, mußte die arme Alte sich abmühen.

Sooft ich die Großmutter traf, hatte ich meine Freude an ihrer prächtigen Seele, doch erkannte ich immer deutlicher, daß diese vom Märchenzauber geblendete Seele die Erscheinungen der rauhen Wirklichkeit nicht zu sehen vermochte und meinen Sorgen und Gedanken fremd gegenüberstand.

„Man muß eben dulden, Aljoscha" — das war alles, was sie mir erwiderte, wenn ich ihr von dem Widersinn des Lebens sprach, von der Not und dem Gram der Menschen und von allem, was mich selbst bewegte und empörte.

Ich war nicht fürs Dulden geschaffen, und wenn ich mich zuweilen in dieser Tugend der Haustiere, der Bäume und der Steine versuchte, so tat ich es nur, um mich selbst zu prüfen und meinen Vorrat an Kraft und Widerstandsfähigkeit zu ermessen. Man sieht oft junge Burschen, die sich in törichter Großmannssucht abmühen, es den Erwachsenen gleichzutun, Lasten zu heben, die für ihre Muskeln und ihre Knochen viel zu schwer sind, sich gleich erwachsenen Kraftmenschen mit einem Zweipudgewicht in der Hand zu bekreuzigen. Auch ich habe, im wörtlichen wie im übertragenen Sinn, mich an solchen Aufgaben versucht, und wenn ich dabei nicht zu Schaden gekommen, nicht fürs ganze Leben zum Krüppel geworden bin, so verdanke ich das nur dem Zufall. Weit schlimmer jedoch als dieser Schaden ist die Verstümmlung und Verunstaltung, die dem Menschen durch das vielgepredigte Gebot der Geduld, der demütigen Unterordnung unter die Macht der äußeren Verhältnisse zugefügt wird. Und wenn ich zu guter Letzt, am Ende meiner Tage, doch nicht ganz unversehrt und heil ins Grab steige, so kann ich wenigstens in meiner letzten Stunde nicht ohne Stolz behaupten, daß, wenn auch gute Menschen sich durch ganze vierzig Jahre ernsthaft Mühe gegeben haben, meine Seele zu verstümmeln, ihr redliches Bemühen doch nicht allzu großen Erfolg gehabt hat.

Immer stärker wurde in mir der Hang zu mutwilligen Possen, an denen die Leute in der Werkstatt ihren Spaß haben könnten.

Ich erzählte ihnen von den Kaufleuten im Nishni-Basar, wobei ich die einzelnen Personen mimisch vorführte. Ich brachte den Bilderhandel im Laden zur Vorstellung, die Bauern und die Bäuerinnen, die bei uns kauften oder verkauften, den pfiffigen Kommis, der sie betrog, die Vorleser, die miteinander stritten.

Die Leute in der Werkstatt ließen die Arbeit liegen und folgten lachend meinen Faxen. Larionytsch aber riet mir, die Vorstellungen doch lieber nach dem Abendbrot zu veranstalten, damit die Arbeit nicht gehemmt würde. War die Vorstellung beendet, so fühlte ich mich erleichtert, als hätte ich eine Bürde von mir abgeworfen. Für eine halbe, eine ganze Stunde entstand in meinem Kopf eine angenehme Leere, dann schien es mir, als sei er wieder voll von spitzen, kleinen Nägeln, die darin durcheinanderwirbelten und sich erhitzten.

Das Leben rings um mich wurde immer unerträglicher, es war mir, als steckte ich mitten in einem häßlichen, brodelnden Grützbrei, in dem auch ich bald gargesotten sein würde.

War denn das menschliche Dasein überall so beschaffen! Werde ich nie etwas Besseres finden, soll auch ich einst so leben wie alle diese Menschen um mich her?

„Du wirst jetzt so böse, Maximytsch, so bissig", sagte Shicharew zu mir, während er mich forschend ansah.

Und Sitanow fragte mich öfters:

„Sag — was ist mit dir los?"

Ich wußte ihm keine Antwort zu geben. Beharrlich tilgte das Leben mit rauher Hand die klaren, schönen Schriftzeichen, die es im Laufe der Zeit selber in meine Seele hineingeschrieben hatte — und ersetzte sie, sich höhnisch daran ergötzend, durch allerhand unnützes Gekritzel. Trotzig und hartnäckig versuchte ich dagegen anzukämpfen. Ich hatte das Gefühl, als schwämme ich in demselben Fluß wie die andern, nur daß das Wasser für mich kälter war als für sie und mich nicht so leicht trug, so daß ich zuweilen langsam irgendwohin in die Tiefe zu sinken glaubte. Die Menschen, mit denen ich zusammenlebte, behandelten mich gut; sie fuhren mich nicht grob an, wie sie es mit Pawel taten, waren rücksichtsvoll gegen mich und nannten mich, um ihre Achtung zu zeigen, beim Vatersnamen, Maximytsch.

Das alles tat mir wohl — dagegen verdroß es mich tief, zu sehen, wie sehr sie dem Branntwein frönten, wie widerlich sie sich betrugen, wenn sie berauscht waren, und wie häßlich ihre Beziehungen zu den Frauen waren. So viel hatte ich freilich schon begriffen, daß das Leben ihnen keine andern Genüsse darbot als eben den Branntwein und die Frauen. Es

hatte mich peinlich berührt, daß auch die kecke Natalja Koslowskaja die Frau einen „Zeitvertreib“ des Mannes genannt hatte. Wie sollte ich dann die Großmutter ansehen und Königin Margot, an die ich nur mit einem scheuen Gefühl, wie an ein entschwundenes Traumbild zurückzudenken wagte?

Meine Gedanken verweilten jetzt nur allzu häufig bei den Frauen, und schon beschäftigte mich auch die Frage: Soll ich nicht am nächsten Feiertag dahin gehen, wohin auch die andern gingen? Das war kein physisches Begehren — ich war gesund und zurückhaltend, doch überkam mich zeitweise ein leidenschaftlicher Drang, mich an jemanden, der recht klug und recht lieb zu mir wäre, zärtlich anzuschmiegen und mit ihm lange, endlos lange über das, was meine Seele beunruhigte, in aller Offenheit, wie mit einer Mutter, zu reden. Ich beneidete Pawel, der mir in nächtlichen Stunden von seinem Roman mit einem Stubenmädchen aus dem Hause gegenüber erzählte.

„Denk dir, Bruder“, sagte er flüsternd, „vor einem Monat gefiel sie mir noch gar nicht, und ich bewarf sie immer mit Schnee — und jetzt sitz' ich neben ihr auf der Bank, dicht angeschmiegt, und habe niemanden auf der Welt, der mir teurer wäre!“

„Wovon redet ihr denn miteinander?“

„Von allem möglichen. Sie erzählt mir von sich und ich ihr von mir. Nun, und wir küssen uns auch, aber sie ist ein anständiges Mädchen ... Und hübsch ist sie, sag' ich dir. Aber du rauchst ja wie ein alter Soldat!“

Ich rauchte damals viel — der Tabak betäubte die beunruhigenden Gedanken und Gefühle. Ein Glück war's für mich, daß mir Geruch und Geschmack des Branntweins zuwider waren, während Pawel ihn gerne trank. Hatte er getrunken, so begann er kläglich zu weinen:

„Ich will nach Hause, nach Hause! Laßt mich doch nach Hause gehn, ach ...“

Er war, soviel ich mich erinnere, eine Waise. Seine Eltern waren längst gestorben, Geschwister hatte er nicht — seit seinem achten Jahr lebte er unter fremden Leuten.

In meiner zerrissenen, unzufriedenen Stimmung, die durch den Lockruf des Frühlings noch erhöht wurde, entschloß ich mich, wieder auf einem Dampfer Dienste zu nehmen. Bis Astrachan wollte ich fahren und dann nach Persien durchbrennen.

Weshalb ich gerade Persien zu meinem Ziel erwählte, weiß ich nicht mehr — vielleicht, weil mir die persischen Kaufleute auf der Nishni-Nowgoroder Messe ganz besonders gefallen hatten, wie sie so gleich steinernen Götzenbildern dasaßen, die gefärbten Bärte in die Sonne streckten, ruhig ihre Wasserpfeife rauchten und aus den großen, dunkeln, wissenden Augen in die Welt schauten.

Sicherlich wäre ich tatsächlich irgendwohin fortgelaufen, wenn mir nicht der Zufall meinen alten Lehrherrn, den Zeichner, in den Weg geführt hätte. Es war ein sonniger Tag in der Osterwoche, die Leute aus der Werkstatt waren nach Hause gefahren oder zechten in den Schenken der Nachbarschaft herum. Ich ging auf dem Feld am Ufer der Oka spazieren, als mir der Bauzeichner unerwartet entgegenkam — in einem leichten grauen Paletot, die Hände in den Hosentaschen, die Zigarette zwischen den Zähnen und den Hut keck im Nacken. Sein sympathisches Gesicht lächelte mir freundlich zu, und es lag etwas bestechend Heiteres, Freies in seinem Wesen. Niemand außer uns beiden war weit und breit zu sehen.

„Ah, sieh: Freund Peschkow! Christ ist erstanden[1]!“

Wir gaben einander den Osterkuß, und er fragte mich nach meinem Ergehen. Ich gestand ihm offen, daß ich die Werkstatt, die Stadt und überhaupt alles längst satt habe und nach Persien gehen wolle.

„Unsinn!“ sagte er ernsthaft. „Was zum Henker willst du in Persien! Ich kenne das, mein Lieber — in deinen Jahren wollte ich auch zu allen Teufeln rennen ...!“

Es gefiel mir, wie er so frank und frei mit den Teufeln umsprang; etwas Frühlingsmäßiges, Gutherziges, Burschikoses sprach aus ihm.

„Rauchst du?“ fragte er mich und reichte mir auch schon sein silbernes Etui, das mit dicken Zigaretten gefüllt war.

Nun, das besiegte mich vollends.

„Hör mal, Peschkow“, sagte er — „komm doch wieder zu mir! Ich habe dies Jahr auf der Messe für vierzigtausend Rubel Arbeit übernommen, da kann ich dich gut brauchen: Du wirst eine Art Aufseher sein, wirst Material abnehmen, für rechtzeitige Lieferung sorgen und den Arbeitern auf die Finger sehen — einverstanden? Gehalt: fünf Rubel monatlich und einen Fünfer zum Mittagessen. Mit den Weibern hast du nichts zu tun, du gehst frühmorgens fort und kommst am Abend heim. Du gehst sie gar nichts an. Sag ihnen nicht, daß wir uns gesehen haben, sondern finde dich einfach am nächsten Sonntag bei mir ein! Abgemacht, wie?“

Wir schieden als Freunde — er drückte mir beim Abschied die Hand und schwenkte sogar noch einmal von weitem den Hut.

Als ich in der Werkstatt erzählte, daß ich fortginge, sprachen die meisten ihr Bedauern darüber aus, und Pawel versuchte ernstlich, mich von meinem Vorsatz abzubringen.

„Bedenk doch“, sagte er vorwurfsvoll, „wie wirst du denn mit diesen Bauern zusammenleben, nachdem du dich an uns hier gewöhnt hast? Zimmerleute, Anstreicher — nein, hör mal, das ist geradeso, als wenn ein Diakon auf einmal Kirchendiener werden wollte!“

„Der Fisch strebt nach der Tiefe und ein tüchtiger Bursche dahin, wo er's schwer hat“, brummte Shicharew.

---

[1] Der russische Ostergruß. *(Anm. d. Red.)*

Der Abschied von den Bildermalern gestaltete sich ziemlich trübselig und gezwungen. Shicharew, der den Katzenjammer hatte und ganz gelb aussah, philosophierte:

„Gewiß, man muß dies und das probieren — aber richtiger ist's schon, sich für eine Sache zu entscheiden und ihr treu zu bleiben ..."

„Und zwar fürs ganze Leben", fügte Larionytsch leise hinzu.

Ich fühlte etwas Gezwungenes, Pflichtmäßiges aus ihren Worten heraus — der Faden, der mich mit ihnen verband, war bereits morsch und gerissen.

Auf dem Hängebett wälzte sich der ewig betrunkene Gogolew und krächzte:

„Nur ein Wort brauch' ich zu sagen, und ihr kommt alle ins Loch! Ich weiß nämlich etwas von euch: wer glaubt hier noch an Gott? Aha—a!"

Wie immer starrten die gesichtlosen, unfertigen Heiligenbilder von den Wänden, und die Glaskugeln, die jetzt, da die Tage länger geworden, nicht mehr benutzt wurden, schwebten verstaubt oben an der Decke. Alle Einzelheiten des großen Raumes haben sich mir so fest eingeprägt, daß ich sie auch bei geschlossenen Augen noch sehe — die Pfosten, auf denen die Decke ruhte, die Farbentöpfe auf den Fensterbrettern, die Pinsel mit den Pinselhaltern, den Spülichteimer in der Ecke unter dem kupfernen, einem Feuerwehrhelm ähnlichen Waschbecken und das aus der Höhe herabhängende Bein des Ziseleurs, das ganz blau angelaufen war wie das Bein eines Ertrunkenen.

Ich wollte den Abschied beschleunigen, doch in Rußland liebt man es, die traurigen Minuten recht in die Länge zu ziehen — wenn die Leute dort voneinander Abschied nehmen, ist's, als ob sie für einen Verstorbenen eine Seelenmesse hielten.

„Und jenes Buch, den ‚Dämon'", sagte Shicharew, die Brauen hochziehend, zu mir — „das kann ich dir nicht geben. Hier, willst du zwanzig Kopeken dafür haben?"

Das Buch war mein Eigentum, der Brandmeister hatte es mir geschenkt. Ich wollte es nicht weggeben und weigerte mich, leicht beleidigt, Geld dafür zu nehmen. Shicharew steckte die zwanzig Kopeken wieder in seinen Beutel und erklärte mit unerschütterlicher Ruhe:

„Wie du willst — aber das Buch bekommst du nicht. Das ist nichts für dich; es ist ein Buch, das dich im Handumdrehen zur Sünde verführen kann ..."

„Aber man bekommt es doch im Laden zu kaufen, ich hab's da gesehen!"

„Das will nichts besagen", erklärte er hartnäckig, „im Laden bekommt man auch Pistolen zu kaufen ..."

So war ich denn um meinen Lermontow gekommen.

Als ich nach oben ging, um mich von der Prinzipalin zu verabschieden, stieß ich im Flur auf ihre Nichte.

„Du gehst also fort?" fragte sie mich.

„Ja."

„Wenn du nicht von selbst gingest, würde man dich doch hinauswerfen", versetzte sie zwar nicht sehr höflich, aber wenigstens aufrichtig.

Und die betrunkene Prinzipalin meinte:

„Leb wohl, Christus sei mit dir! Du bist ein boshafter, frecher Junge. Ich hab' zwar nichts Schlimmes von dir gesehen, aber alle sagen es, daß du nichts taugst."

Und plötzlich brach sie in Tränen aus und sagte weinend:

„Wenn mein Gottseliger noch lebte, mein liebes, gutes Männchen — der hätte dich ordentlich durchgewalkt, dir ein paar hinter die Ohren gegeben — und dich behalten. Jetzt aber ist keiner da, der das besorgt, jetzt heißt es: ‚Pack dich, 'raus mit dir!' O Gott, was wirst du armer Junge nun anfangen, wo wirst du unterkriechen?"

16

Ich fahre mit meinem neuen Prinzipal in einem Boot durch die Straßen der „Messestadt", zwischen den massiven Lagerhäusern, die durch die Überschwemmung bis zum zweiten Stock hinauf unter Wasser gesetzt sind. Ich rudere, und der Prinzipal führt ungeschickt das Steuer; das Boot gleitet auf der stillen, trübsinnigen Flut unbeholfen schaukelnd von Straße zu Straße.

„Steht das Wasser aber diesmal hoch, weiß der Teufel! Das wird die Arbeit sehr verzögern", brummt der Prinzipal und zieht an seiner Zigarre, deren Rauch stark nach versengtem Tuch riecht.

„Halt!" ruft er plötzlich erschrocken. „Wir fahren auf die Laterne zu!"

Er steuert seitwärts und beginnt auf das Boot zu schimpfen:

„Einen tollen Kasten haben sie uns da gegeben!"

Er zeigte mir die Stellen, an denen nach dem Fallen des Wassers die Ausbesserungsarbeiten ihren Anfang nehmen sollten. Mit den glattrasierten Backen, dem gestutzten Schnurrbart und der Zigarre im Munde sah er gar nicht wie ein Nishni-Nowgoroder Bauunternehmer aus. Er trug eine Lederjoppe, hohe, bis an die Knie reichende Stiefel und eine Jagdtasche über der Schulter; zwischen den Beinen starrt der Doppellauf eines nagelneuen Jagdgewehrs empor. Jeden Augenblick rückt er unruhig an seiner Ledermütze, zieht sie in die Stirn, bläst die Lippen auf und läßt den Blick besorgt in die Runde schweifen. Dann schiebt er die Mütze in den Nacken und lächelt, an irgend etwas Angenehmes denkend, in seinen Schnurrbart, was ihn viel jünger erscheinen läßt. Offenbar sind es nicht geschäftliche Dinge, die ihm, dem Vielbeschäftigten, den das langsame Sinken der Flut doch beunruhigen sollte, durch den Kopf gehen.

Mich erfüllt ein Gefühl stillen Staunens, es kommt mir so seltsam vor, diese tote Stadt mit den schnurgeraden Gebäudereihen und den verrammelten Fenstern, ganz vom Wasser überschwemmt, an unserem Boot gleichsam vorüberschweben zu sehen.

Der Himmel ist grau. Die Sonne hat sich hinter den Wolken versteckt und leuchtet nur zuweilen als großer Silberfleck durch ihren dichten Schleier hindurch. Auch das Wasser ist grau, dazu kalt und unbewegt. Es scheint zugleich mit diesen leeren Häusern und schmutziggelb angestrichenen Ladenreihen erstarrt und eingeschlummert. Sobald die Sonne weißlich durch die Wolken schimmert, hellt alles ringsum sich ein wenig auf, die grauen Wolkengebilde spiegeln sich im Wasser, und unser Boot scheint zwischen zwei Himmeln in der Luft zu schweben. Die steinernen Gebäude scheinen zu wachsen und langsam, kaum merklich, der Wolga und der Oka zuzuschweben. Zerschlagene Fässer, Kisten und Körbe, Späne und Stroh schwimmen um unser Boot herum; zuweilen gleitet eine Stange oder ein Balken, einer toten Wasserschlange gleich, vorüber.

An einer Stelle stehen die Fenster offen, auf den Dächern der Ladengalerie wird Wäsche getrocknet, Filzstiefel stehen daneben. Aus einem der Fenster blickt eine Frau auf das graue Wasser; an der Spitze eines gußeisernen Galeriepfeilers ist ein rot angestrichenes Boot befestigt, das sich wie ein riesiges Stück Fleisch im Wasser spiegelt.

Der Prinzipal macht mich auf diese Anzeichen menschlichen Lebens durch ein Kopfnicken aufmerksam.

„Hier wohnt der Wächter", sagt er. „Er klettert zum Fenster aufs Dach hinaus, setzt sich ins Boot und fährt herum, um zu sehen, ob nicht irgendwo Diebe sind. Und findet er keine Diebe, so stiehlt er selbst..."

Er sagt das so obenhin und denkt offenbar an ganz andere Dinge. Ringsum ist alles öde und still und unwahrscheinlich wie in einem Traum. Die Wolga und die Oka sind zu einem ungeheuren See zusammengeflossen. Auf dem Berge droben thront in abwechslungsreicher Buntheit die Stadt. Die zahlreichen Gärten, die die Häuser und Kirchen umgeben, prangen im ersten schüchternen Grün. Das Ostergeläut tönt laut und voll über das Wasser, das Lärmen und Tosen der Stadt dröhnt herüber — und hier, in dem überschwemmten Messeviertel, herrscht die Ruhe eines vergessenen Friedhofs.

Das Boot dreht und windet sich zwischen zwei Reihen schwarzer Bäume hindurch, wir fahren auf der Hauptstraße zur alten Messekathedrale. Die Zigarre stört den Prinzipal, ihr beißender Qualm behindert seinen Blick. Das Boot stößt jeden Augenblick mit Bug oder Bord gegen einen Baumstamm.

„Ein ganz verdammter Kasten!" ruft der Prinzipal ärgerlich.

„Steuern Sie lieber nicht!" rate ich ihm.

„Weshalb nicht?" brummt er. „Wenn zwei Mann im Boot sind, muß der eine rudern und der andere steuern. Da, guck: die chinesischen Häuser..."

Ich kenne das Messeviertel längst in- und auswendig, kenne auch die spaßigen Chinesenhäuser mit ihren grotesken Dächern. An den Ecken dieser Dächer sitzen mit gekreuzten Beinen Chinesen aus Gips; so manches Mal habe ich sie in früheren Jahren mit meinen Kameraden zusammen einem Steinbombardement unterzogen, und manchem von ihnen habe ich wohl, worauf ich mir übrigens längst nichts mehr einbilde, den Kopf oder eine Hand abgeschlagen.

„Geschmacklose Buden", sagt mein Prinzipal, auf die Ladenreihen zeigend. „Wenn ich das hätte bauen sollen..."

Er pfeift und schiebt seine Mütze in den Nacken.

Mir geht der Gedanke durch den Kopf, daß, hätte er diese steinerne Stadt bauen sollen, sie gewiß ebenso unansehnlich ausgefallen und an dieselbe tiefgelegene Stelle gekommen wäre, wo alljährlich die Frühjahrsflut der beiden Flüsse sie überschwemmt hätte. Auch die chinesischen Häuser hätte er so hingebaut...

Er warf den Stummel seiner Zigarre über Bord, spuckte hinter ihr her und sagte:

„Ach, lieber Peschkow, das Leben ist doch recht langweilig! Trostlos geradezu! Es gibt keine gebildeten Menschen, man kann mit niemandem reden. Man möchte ein bißchen prahlen — aber vor wem? 's ist niemand da! Nichts als Zimmerleute, Maurer, Bauern, Betrüger..."

Er blickt nach rechts, wo die weiße Moschee sich aus dem Wasser erhebt, und fährt dann fort, als erinnere er sich an vergessene Dinge:

„Ich trinke jetzt Bier und rauche Zigarren, lebe auf deutsche Art. Die Deutschen sind ein tüchtiges Volk, mein Lieber, so recht ‚bissige Hühner'. Bier trink' ich gern, an die Zigarren aber hab' ich mich noch nicht gewöhnt. Wenn ich mal geraucht habe, brummt meine Frau: ‚Wonach riechst du denn? Wie ein Sattler!' Ja, mein Lieber, so quält man sich und sieht zu, wo man bleibt... Na, nun rudre mal allein..."

Er legt das Ruder, mit dem er gesteuert hat, auf den Bootsrand, nimmt das Gewehr zur Hand und zielt nach einem der Chinesen auf dem Dach. Der Chinese blieb unverletzt, die Schrotladung ging in das Mauerwerk und wirbelte eine graue Staubwolke auf.

„Vorbeigeschossen!" brummt der Schütze vor sich hin und lädt das Gewehr von neuem. „Sag mal", fährt er, zu mir gewandt, fort — „wie hältst du es eigentlich mit den kleinen Mädchen? Hast du schon mal angebissen? Nein? Ich hatte mit dreizehn Jahren schon meine regelrechte Liebschaft."

Er erzählte mir, als ob er einen Traum zum besten gäbe, die Geschichte seiner ersten Liebe — ihr

Gegenstand war das Stubenmädchen des Architekten, bei dem er das Bauzeichnen erlernt hatte. Leise plätschert das graue Wasser, das die Häuserecken bespült, und hinter der Kathedrale schimmert matt die Wasserwüste, aus der hier und da dunkle Weidenäste emporstarren. Ich schaue nach der weiten, schimmernden Fläche und denke im stillen: wie groß und weit mag wohl erst das Meer sein! — das blaue Meer, von dem die Bildermaler in der Werkstatt so sinnige Lieder sangen...

Der Prinzipal plauderte weiter von seinem ersten Liebesabenteuer:

„In der Nacht konnte ich nicht schlafen, sondern stand auf, schlich an ihre Tür und stand da wie ein kleines Hündchen, zitternd vor Kälte. Auch ihr Herr pflegte sie des Nachts zu besuchen, wie leicht hätte er mich abfassen können, aber ich hatte gar keine Angst..."

Er sagte das in so nachdenklichem Ton, als ob er sich einen alten, abgetragenen Rock daraufhin ansähe, ob er ihn noch einmal anziehen könne.

„Als sie merkte, daß ich da war, machte sie die Tür auf und rief mich mitleidig herein: ‚So komm doch, dummes Kerlchen.'"

Ich hatte schon viele solcher Bekenntnisse gehört, und ich legte ihnen keinen großen Wert bei, wenn ihnen auch allen ein sympathischer Zug gemeinsam war. Von ihrer ersten „Liebe" sprachen fast alle ohne Prahlerei und ohne zotigen Nebensinn, ja bisweilen sogar zartfühlend und schwärmerisch, so daß ich mir sagte: es muß das schönste Erlebnis seines Lebens gewesen sein, von dem der Mensch da erzählt. Vielleicht war es bei vielen sogar das einzige Schöne, das sie je erlebt hatten...

Vor sich hin lachend und den Kopf schüttelnd, sagte der Prinzipal mit einer Art naiven Erstaunens:

„Seiner Frau darf man so was natürlich nicht erzählen, Gott behüte! Obwohl schließlich nichts weiter dabei ist — aber man tut's eben nicht..."

Er sprach das alles mehr zu sich selbst als zu mir. Hätte er geschwiegen, so hätte ich reden müssen — in dieser Öde und Stille mußte man sprechen, singen, Harmonika spielen, um mitten in der toten, im kalten grauen Wasser versunkenen Stadt nicht für immer einzuschlafen.

„Die Hauptsache ist, nicht zu früh zu heiraten!" belehrte er mich. „Die Ehe, mein Lieber, ist eine Angelegenheit von höchster Bedeutung. Bist du ledig, so kannst du leben, wo und wie du willst. Kannst in Persien leben als Mohammedaner oder in Moskau als Polizist oder sonstwo als sonstwas — alles läßt sich wiedergutmachen, wenn's verkehrt angefangen war. Aber 'ne Frau — die ist wie das Wetter, mein Lieber, da ist von Wiedergutmachen nicht die Rede... Das ist kein Stiefel, den man auszieht und in die Ecke wirft..."

Der Ausdruck seines Gesichts hatte sich verändert, er blickte stirnrunzelnd auf das Wasser, fuhr mit dem Finger über seine Adlernase und brummte vor sich hin:

„Nja, Bruder — nur die Augen offengehalten! Für jeden ist das Fuchseisen gelegt... mag er zusehen, wie er daran vorbeikommt..."

Wir fuhren an das Gebüsch um den Meschtscherski-See heran, der mit der Wolga zusammengeflossen war.

„Rudre ganz leise", flüsterte er, das Gewehr in der Richtung nach dem Gebüsch anlegend.

Er schoß ein paar magere Schnepfen und sagte dann:

„Jetzt fahren wir nach Kunawino! Ich bleibe dort bis zum Abend — zu Hause kannst du sagen, ich hätte noch mit den Lieferanten zu tun..."

Ich setzte ihn in einer gleichfalls überschwemmten Vorstadtstraße ab und fuhr quer durch die Messestadt nach der Landzunge, an der die Oka in die Wolga mündet. Dort machte ich das Boot fest und schaute auf das Ineinanderströmen der beiden Flüsse, auf die Stadt, die Dampfer und den Himmel, der mit seinem weißen Wolkenbehang dem mächtigen Fittich eines ungeheuren Riesenvogels glich. Dort, an einer kleinen Stelle in dem weißen Wolkenkleid, erscheint die goldene Sonne und ruft mit einem einzigen Blick auf die Erde eine gewaltige Wandlung hervor. Alles ringsum erscheint lebendiger und frischer, die rasche Strömung scheint die unabsehbare Kette der Holzflöße leichter zu tragen, die bärtigen Flößer greifen fester in die langen Ruder, schreien lauter aufeinander und auf die vorübergleitenden Dampfer los. Ein kleiner Dampfer schleppt eine leere Barke stromaufwärts — der Fluß wirft und schüttelt ihn, sein Bug fällt unruhig vor wie die Schnauze eines Hechtes, und er schnauft und bäumt sich mit den Rädern trotzig auf gegen die heftige Strömung. Auf der Barke sitzen Schulter an Schulter vier Bauern und lassen die Beine über den Schiffsrand herabhängen; einer von ihnen trägt ein rotes Hemd, und sie singen ein Lied, dessen Text nicht zu verstehen ist, das ich aber kenne.

Es ist mir, als wenn ich hier, auf dem lebendigen Strom, mit allem vertraut wäre, alles kenne und verstände. Die überschwemmte Stadt aber dort hinter mir — die scheint mir nichts als ein böser Traum, eine phantastische Erdichtung des Prinzipals zu sein, so unverständlich wie er selbst.

Ich sehe mich satt an allem und kehre nach Hause zurück, in dem Gefühl, ein erwachsener Mensch zu sein, zu jeglicher Arbeit tauglich. Vom Kremlberge schaue ich noch einmal auf die Wolga zurück — von oben her, aus der Höhe, erscheint die Erde so gewaltig und verspricht, alles zu geben, was man von ihr verlangt.

Um Bücher bin ich nun nicht verlegen. Die Wohnung, in der einst Königin Margot hauste, hat jetzt eine kinderreiche Familie inne. Fünf Töchter haben die Leute, eine immer hübscher als die andere, und

zwei Söhne, Gymnasiasten, und diese jungen Leute versehen mich reichlich mit Lesestoff. Mit wahrem Heißhunger verschlinge ich Turgenjew, und ich bin voll Bewunderung, wie klar, wie einfach und herbstlich durchsichtig bei ihm alles ist, wie sauber seine Gestalten sind und wie lieb und gut die Dinge, die er so zart schildert.

Ich lese Pomjalowskis „Burßa" und bin gleichfalls erstaunt: die Ähnlichkeit der Zustände, die da geschildert werden, mit dem Leben der Heiligenmaler ist verblüffend. Ich kenne nur zu gut diese Verzweiflung der Langenweile, die plötzlich in grausame Lust zum Bösen umschlägt.

Es war ein Genuß für mich, diese russischen Bücher zu lesen, aus denen stets etwas Bekanntes hervorklang, ein schwermütiger Grundton, der heimlich zwischen den Seiten eingeschlossen war und leise zu tönen begann, sobald das Buch aufgeschlagen wurde.

Gogols „Tote Seelen" las ich ohne besonderes Interesse, ebenso Dostojewskis „Tagebuch aus einem Totenhaus". „Tote Seelen", „Totes Haus", „Der Tod", „Die drei Tode"[1], „Lebende Reliquie"[2] — die Einförmigkeit dieser Buchtitel ließ mich unwillkürlich aufmerken und weckte in mir eine unbestimmte Abneigung gegen Bücher dieser Art. Auch literarische Werke wie Tschernyschewskis „Was tun?", wie „Zeichen der Zeit", „Schritt für Schritt", „Chronik des Dorfes Smurin" und ähnliche dieser Art gefielen mir nicht.

Dagegen fand ich an Dickens und Walter Scott viel Gefallen, ich las ihre Bücher zwei-, auch dreimal mit höchstem Genuß. Scotts Romane erinnerten mich an ein festtägliches Hochamt in einer reich geschmückten Kirche — sie waren ein wenig lang und einförmig, doch immer sehr feierlich. Dickens ist für mich d e r Schriftsteller geblieben, vor dem ich mich ehrfurchtsvoll verneige — dieser Mensch hat die Kunst der Menschenliebe erstaunlich tief erfaßt.

Des Abends pflegte sich auf der Veranda vor dem Haus eine zahlreiche Gesellschaft zu versammeln: die Brüder K. mit ihren Schwestern, der stupsnäsige Gymnasiast Wjatscheslaw Semaschko, zuweilen erschien auch Fräulein Ptizyna, die Tochter irgendeines hohen Beamten. Man sprach von Büchern und Versen, also von Dingen, in denen auch ich mitreden konnte — ich hatte mehr als sie alle gelesen. Noch öfter jedoch unterhielten sie sich vom Gymnasium und beklagten sich über die Lehrer; wenn ich ihnen so zuhörte, fühlte ich mich freier als sie und wunderte mich über das Maß ihrer Geduld, beneidete sie jedoch andrerseits darum, daß sie lernen und sich bilden durften.

Meine Kameraden waren älter als ich, doch kam ich mir selbst erwachsener, reifer und erfahrener vor als sie. Das war mir gar nicht recht, ich hätte mich gern mit ihnen befreundet. Ich kam spät am Abend nach Hause, schmutzig und voll Staub, gesättigt von den Bildern eines ganz anderen Lebenskreises, die sich von den einförmigen Eindrücken, die sie empfingen, gar sehr unterschieden. Sie sprachen sehr viel von jungen Mädchen, waren bald in die eine, bald in die andere verliebt, versuchten Verse zu machen. Nicht selten nahmen sie dabei meine Hilfe in Anspruch, und ich übte mich gern in der Reimkunst und fand die Reime mit Leichtigkeit, doch hatten meine Verse sonderbarerweise immer eine humoristische Färbung; Fräulein Ptizyna, für die die Verse meist bestimmt waren, verglich ich regelmäßig mit einer Zwiebel oder irgendeinem anderen Gartenerzeugnis.

„Was sind denn das für Verse?" sagte Semaschko zu mir — „das sind ja die reinen ‚Schuhnägel'!"

Um in keinem Punkt hinter den andern zurückzubleiben, verliebte ich mich gleich ihnen in die Ptizyna. Ich weiß nicht mehr, welchen Verlauf die Sache im einzelnen nahm, das Ende war jedenfalls nicht sehr schön. Auf dem grünen, fauligen Wasser des Swesdinschen Teiches schwamm eine Bohle herum, und ich machte der jungen Dame den Vorschlag, mit mir eine Lustpartie auf diesem fragwürdigen Wasserfahrzeug zu machen. Sie willigte ein, und ich lenkte das Brett, das mich allein ganz gut trug, ans Ufer. Als nun das Fräulein in seinem reich mit Spitzen und Bändern verzierten Kleid graziös auf das andere Ende trat und ich stolz mit meinem Stock vom Land abstieß, kippte das verdammte Brett unter uns, und das Fräulein fiel in den Teich. Ich stürzte mich ritterlich hinter ihr in die Flut und zog sie ans Ufer, die Schönheit meiner Dame aber hatte unter dem Schreck und dem schmutzigen grünen Teichwasser arg gelitten.

„Du hast mich absichtlich hineingeworfen!" rief sie und drohte mir mit der nassen kleinen Faust. Ich bestritt das natürlich, doch sie glaubte mir nicht, und mit unsrer Freundschaft war es für immer aus.

Im Haushalt des Prinzipals hatte sich gegen früher nicht viel verändert, es ging da ebenso langweilig zu wie einst. Die Alte war mir ebenso feindlich gesinnt wie zuvor, und die Junge sah mich mit Mißtrauen an. Viktorchen, der von den vielen Sommersprossen noch röter als sonst aussah, war ewig mißgestimmt und fuhr alle grob an.

Der Prinzipal hatte sehr viel zu zeichnen, er konnte die Arbeit mit Viktor allein nicht bewältigen und nahm meinen Stiefvater als Gehilfen an.

Eines Tages, als ich früher als sonst von der Messe zurückkehrte und das Eßzimmer betrat, sah ich ihn, den ich längst vergessen hatte, mit meinen Leuten zusammen am Teetisch sitzen. Er streckte mir die Hand entgegen und sagte mir guten Abend. Ich war ganz verblüfft durch das unerwartete Zusammentreffen, die Vergangenheit

[1] Eine Erzählung L. N. Tolstois. *(Anm. d. Red.)*
[2] Eine Erzählung Turgenjews. *(Anm. d. Red.)*

tauchte jäh und schmerzlich in meiner Erinnerung auf.

„Hast 'nen Schreck gekriegt, was?“ rief der Prinzipal mir zu.

Der Stiefvater sah mich mit einem Lächeln in dem unheimlich abgemagerten Gesicht an. Seine dunkeln Augen waren noch größer geworden, und seine ganze Erscheinung hatte etwas Abgetragenes, Zerknittertes. Ich schob meine Hand zwischen seine heißen, dünnen Finger.

„Ja, so trifft man sich wieder“, sagte er hüstelnd.

Ich ging aus dem Zimmer mit einem Gefühl, als hätte ich Prügel bekommen.

Unser Verhältnis zueinander gestaltete sich unklar und abwartend. Er redete mich mit dem Vor- und Vatersnamen an und sprach mit mir wie mit einem Gleichgestellten.

„Wenn Sie zum Kaufmann gehen“, sagte er zum Beispiel, „bringen Sie mir doch, bitte, ein Viertelpfund Tabak, Marke Laferme, und hundert Zigarettenhülsen mit, außerdem ein Pfund Bratwurst...“

Das Geld, das er mir zu den Einkäufen gab, war stets von seiner fieberheißen Hand unangenehm angewärmt. Es war klar, daß er die Schwindsucht hatte und nicht mehr lange leben würde. Er wußte das und sagte, an seinem spitzen schwarzen Kinnbart drehend, in seinem tiefen Baß:

„Ich leide an einer Krankheit, die fast unheilbar ist. Doch wenn ich viel Fleisch esse, kann ich vielleicht noch geheilt werden. Ausgeschlossen ist es nicht...“

Er aß unheimlich viel und rauchte dabei ununterbrochen Zigaretten — nur wenn er aß, nahm er sie aus dem Mund. Ich kaufte für ihn jeden Tag Wurst, Schinken, Sardinen, aber unsre Alte meinte in ihrer boshaften Weise:

„Der Tod läßt sich durch die besten Bissen nicht abwenden, den betrügst du nicht, nein!“

Der Prinzipal und seine Frau erwiesen meinem Stiefvater eine Art ironischer Aufmerksamkeit, die etwas Verletzendes hatte: sie schlugen immer neue Mittel gegen seine Krankheit vor, um sich hinter seinem Rücken über ihn lustig zu machen.

„Ein schöner Edelmann!“ meinte die junge Frau. „Die Krümel müsse man öfters vom Tisch abfegen, sagt er, damit sich die Fliegen nicht so vermehren!“

„Freilich, immer vornehm!“ höhnte die Alte. „Mag der Kittel noch so verschabt sein und glänzen, gebürstet wird er immerzu, daß ja kein Stäubchen dransitzt! Zu heikel ist der adlige Herr.“

„Laßt ihn schon in Ruhe, ihr ‚bissigen Hühner‘ — er wird ja doch bald sterben“, sagte der Prinzipal ihnen zum Trost.

Diese törichte kleinbürgerliche Feindseligkeit gegen den Adligen brachte mich unwillkürlich meinem Stiefvater näher; ist der Fliegenpilz auch ein Giftpilz, so ist er doch wenigstens schön.

Wie ich den mühsam Atmenden da so mitten unter diesen Leuten sah, kam er mir wie ein Fisch vor, der durch einen seltsamen Zufall in einen Hühnerhof geraten ist. Ich entdeckte an ihm manchen Zug, der mich an meinen alten Freund „Schöne Sache“ erinnerte: wie dieser, lebte er fremd und ungeliebt unter den Menschen, behandelte alle auf gleiche Weise, sprach niemanden zuerst an und gab, wenn man Fragen an ihn richtete, stets ausgesucht höfliche, kurze Antwort. Ganz besonders gefiel mir die Art, wie er dem Prinzipal Belehrungen erteilte. Am Tische stehend, beugte er den Oberkörper weit vor, klopfte mit dem trocknen Fingernagel auf das dicke Zeichenpapier und erklärte ruhig und gemessen:

„Hier muß unbedingt eine Verbindung zwischen den Dachsparren hergestellt werden, dadurch wird der Druck auf die Wände verringert...“

„Ja, das stimmt, weiß der Teufel“, brummte der Prinzipal. Die junge Frau aber sagte, als der Stiefvater fort war, im Ton des Vorwurfs:

„Ich muß mich sehr wundern, daß du von ihm solche Belehrungen annimmst!“

Ganz besonders ärgerte es sie, daß der Stiefvater nach dem Abendessen seine Zähne putzte und sich den Mund ausspülte, wobei er den spitzen Kehlknorpel weit vorstreckte.

„Sie sollten doch den Kopf nicht so weit zurückbeugen“, sagte sie mit saurer Miene, „das kann Ihnen nur schaden...“

„Wieso?“ fragte er höflich lächelnd.

„Na... eben so...“

Er pflegte sich mit einem Stäbchen die Nägel zu putzen — das brachte die junge Frau vollends aus der Fassung.

„Nun sieh einer bloß“, fauchte sie. „Es geht mit ihm zu Ende, und er putzt sich die Nägel...“

„Ach Gott!“ seufzte mein Lehrmeister — „wieviel Dummheit doch in euch steckt, ihr ‚bissigen Hühner‘...“

Die Alte beklagte sich in ihrem Abendgebet bitterlich beim Herrgott darüber, daß ihr Viktorchen wieder hinter einem Fremden zurückstehen müsse — Viktorchen aber hatte sich den Stiefvater zum Muster genommen und ahmte ihn in seinen Gewohnheiten, der langsamen Gangart, den sicheren Handbewegungen, nach, suchte seine Krawatte ebenso schwungvoll zu binden und beim Essen das Schmatzen zu unterdrücken.

„Sagen Sie, Maximow — wie heißt ‚Knie‘ auf französisch?“ fragte er den Stiefvater grob.

„Ich heiße Jewgeni Wassiljewitsch“, erwiderte dieser ruhig, mit leiser Rüge.

„Nun, schön! Und wie heißt ‚Brust‘?“

Beim Abendbrot redete Viktorchen seine Mutter auf französisch an:

„Ma mère, donnez-moi encore von dem Pökelfleisch!“

„Ach, du Französchen!" lachte die Alte ganz entzückt.

Der Stiefvater saß da, ohne jemanden anzusehen, und kaute an seinem Fleisch.

Einmal sagte der ältere Bruder zum jüngeren:

„Na, Viktor, nun hast du Französisch gelernt — jetzt mußt du dir auch eine Geliebte anschaffen!"

Der Stiefvater lächelte schweigend bei diesen Worten — das einzige Mal, daß ich ihn lächeln sah. Die junge Frau war empört über diese Bemerkung, warf den Löffel auf den Tisch und schrie ihren Gatten an:

„Schämst du dich nicht, in meiner Gegenwart solche Zoten auszusprechen?"

Gelegentlich besuchte mich der Stiefvater auf dem Flur, wo ich unter der Bodentreppe schlief und am kleinen Flurfenster meine Bücher las.

„Was lesen Sie denn?" fragte er, den Tabakrauch ausstoßend, während es in seiner Brust rasselte und zischte.

Ich zeigte ihm das Buch, und er las den Titel.

„Das hab' ich, glaube ich, auch mal gelesen", sagte er und bot mir eine Zigarette an.

Wir rauchten und sahen durchs Fenster auf den schmutzigen Hof.

„Ich glaube, Sie sind gut befähigt", fuhr er fort. „Schade, daß Sie sich nicht weiterbilden können..."

„Ich lerne, soviel ich kann, ich lese viel..."

„Das ist nicht genug — Schule ist nötig, System..."

Ich fühlte mich versucht, ihm zu sagen:

„Sie haben Schule gehabt, mein Herr, und System — und was ist dabei herausgekommen?"

Er schien jedoch meine Gedanken zu erraten und fuhr fort:

„Wenn ein Mensch Charakter hat, kann die Schule viel für seine Ausbildung leisten. Nur sehr gebildete Menschen vermögen die Menschheit vorwärtszubringen..."

Einmal gab er mir den Rat:

„Sie sollten lieber von hier fortgehen — es hat keinen Sinn, daß Sie hier länger bleiben. Es bringt Ihnen keinen Nutzen..."

„Ich finde an den Arbeitern Gefallen..."

„Inwiefern?"

„Das Zusammenleben mit ihnen ist interessant."

„Wohl möglich..."

Und ein andermal sagte er:

„Was für ein Gesindel sind doch unsre Leute hier... der Prinzipal und die beiden Frauen..."

Ich fuhr unwillkürlich zurück: die Szene fiel mir ein, da meine Mutter ein ähnliches Wort von ihm selbst gebraucht hatte.

„Sind Sie nicht auch dieser Ansicht?" fragte er, als ich nicht sogleich erwiderte.

„Allerdings..."

„Na also... Ich sah es Ihnen an..."

„Das heißt — er gefällt mir...", bemerkte ich einschränkend.

„Gewiß, er ist ein guter Kerl... aber so komisch..."

Ich suchte die Unterhaltung auf die Bücher zu lenken, er schien jedoch kein Freund von vielem Lesen und sagte einmal zu mir:

„Lassen Sie sich von den Büchern nicht zu sehr hinreißen, die schildern alles viel zu kraß, entstellen die Dinge in dem einen oder dem andern Sinne. Die meisten Bücherschreiber sind kleine Leute, Menschen vom Schlage unsres Prinzipals..."

Diese und ähnliche Äußerungen machten durch ihre Gewagtheit einigen Eindruck auf mich.

„Haben Sie Gontscharow gelesen?" fragte er mich einmal.

„Nur die ‚Fregatte Pallada'."

„Ein sehr langweiliges Buch, diese ‚Pallada'. Sonst jedoch ist Gontscharow entschieden der gescheiteste russische Schriftsteller. Ich rate Ihnen, seinen ‚Oblomow' zu lesen, das ist sein kühnstes und aufrichtigstes Buch. Es ist überhaupt das beste Buch in der russischen Literatur..."

Über Dickens sagte er:

„Das ist abgeschmacktes Zeug, glauben Sie mir... Dagegen erscheint jetzt in ‚Nowoje Wremja' ein sehr interessantes Werk, ‚Die Versuchung des heiligen Antonius', das müssen Sie lesen! Sie lieben ja wohl die Kirche und alle diese frommen Dinge. Die ‚Versuchung' wird Ihnen da sehr nützen..."

Er brachte mir selbst ein ganzes Paket von Zeitungsbeilagen, und ich las Flauberts eigenartiges Werk. Es erinnerte mich an die zahllosen Heiligenlegenden, die ich schon gelesen hatte, machte jedoch sonst keinen besonders tiefen Eindruck auf mich. Weit besser gefielen mir die „Aufzeichnungen des Tierbändigers Upilio Faimali", die gleichfalls in den Beilagen erschienen.

Als ich dem Stiefvater das bekannte, sagte er ruhig:

„Sie sind eben noch zu jung, um solche Sachen zu lesen. Aber vergessen Sie dieses Buch auf keinen Fall!"

Zuweilen saß er eine ganze lange Zeit bei mir, ohne ein Wort zu sprechen, immer nur qualmend und hustend, während aus seinen schönen Augen Fieberglut strahlte. Ich sah ihn schweigend an und vergaß, daß dieser Mensch, der so schlicht und tapfer ohne ein Wort der Klage hinsiechte, dereinst meiner Mutter nahegestanden und sie bitter gekränkt hatte. Ich wußte, daß er mit irgendeiner Näherin zusammenlebte, und ich konnte es nicht verstehen, wie sie es über sich gewinnen konnte, diese langen Knochen zu umarmen und diesen Mund zu küssen, aus dem es schon ganz nach Verwesung roch. Er machte öfters unerwartet ganz eigenartige Bemerkungen.

„Ich liebe die Jagdhunde", sagte er einmal, „sie sind dumm, aber ich liebe sie. Sie sind sehr schön. Auch schöne Frauen sind oft dumm..."

Ich dachte nicht ohne heimlichen Stolz: „Wenn du Königin Margot gekannt hättest!"

Ein andermal sagte er:

„Alle Leute, die lange Zeit in demselben Hause zusammenleben, bekommen nach und nach ähnliche Gesichter."

Ich trug alle solche Äußerungen in mein Heft ein und empfand sie jedesmal als eine Wohltat. Alles, was sonst um mich herum gesprochen wurde, trug so sehr den Stempel der abgebrauchten, starren Phrase, war so farblos und fad, daß ich für jedes nicht ganz alltägliche Wort aufrichtig dankbar war.

Von meiner Mutter sprach der Stiefvater niemals mit mir, nicht einmal ihren Namen hat er, soweit ich mich erinnern kann, je erwähnt. Das gefiel mir und ließ mich eine Art Respekt vor ihm empfinden.

Einmal stellte ich ihm irgendeine Frage über Gott. Er sah mich an und antwortete in seiner ruhigen Weise:

„Ich weiß es nicht. Ich glaube nicht an Gott."

Ich dachte an Sitanow und erzählte dem Stiefvater von ihm. Er hörte aufmerksam zu und sagte dann:

„Er hat sich in Gedanken noch mit dem Gegenstand beschäftigt, und wer das tut, der glaubt noch. Ich — glaube einfach nicht mehr."

„Aber kann man denn das?"

„Gewiß kann man es. Sie sehen doch: ich glaube nicht..."

Ich sah jedenfalls das eine: daß es mit ihm zu Ende ging. Mitleid empfand ich kaum für ihn, zum erstenmal jedoch fühlte ich ein starkes, natürliches Interesse für den sterbenden Mitmenschen und das Geheimnis des Todes.

Da sitzt nun ein Mensch und berührt mein Knie mit dem seinen — ein lebenswarmer, denkender Mensch; er teilt die Leute nach den Richtlinien ein, die sich aus seinen Beziehungen zu ihnen ergeben, und spricht über die Dinge wie einer, der die Macht hat, zu richten und zu entscheiden, es ist in ihm etwas, dessen ich bedarf, das mein Ich irgendwie ergänzt und erweitert. Ein Wesen von unbegreiflicher Kompliziertheit ist es, ein Gefäß, von einem unbegrenzten Gedankenwirbel erfüllt; wie ich mich auch zu ihm stellen mag, er erscheint als ein Teil meiner selbst, lebt irgendwo in mir, mein Denken beschäftigt sich mit ihm, und der Schatten seiner Seele ruht auf meiner Seele. Morgen wird er ganz und gar verschwinden, mit allem, was sich in seinem Kopf, seinem Herzen birgt, was ich, wie ich mir einbilde, in seinen schönen Augen zu lesen vermag. Wenn er nicht mehr sein wird, ist einer der lebendigen Fäden, die mich mit der Welt verbinden, zerrissen; wohl bleibt noch die Erinnerung — aber die ist, für immer festgelegt und unverändert, ganz und gar in mir. Das Lebendige, Wandelbare aber ist fort...

Doch das sind nur Gedanken, und hinter ihnen liegt jenes in Worte nicht zu Fassende, das sie erzeugt und nährt, das gebieterisch zur Versenkung in die Erscheinungen des Lebens zwingt und von jeder von ihnen eine Antwort heischt — warum?

„Es scheint, ich werde bald bettlägerig werden", sagte er eines Tages, als es draußen wieder einmal heftig regnete. „So eine dumme Schwäche überkommt mich... zu nichts hab' ich Lust..."

Tags darauf, beim Abendbrot, entfernte er mit ganz besonderer Sorgfalt die Krümchen vom Tisch und von seinen Knien, als wenn er irgend etwas Unsichtbares wegzuscheuchen suchte.

„Sieh doch", flüsterte die Alte grinsend der Schwiegertochter zu — „wie er sich säubert und putzt..."

Zwei Tage kam er nun nicht zur Arbeit, und am dritten brachte mir die Alte ein großes weißes Kuvert.

„Da — das hat gestern mittag ein Weibsbild gebracht, hab's ganz vergessen, es dir zu geben. Ein liebes Ding war's — wohl so 'n bißchen Verwandtschaft von dir, aber welcher Art, ist schwer zu sagen..."

In dem Kuvert lag ein Briefbogen mit dem Aufdruck des Krankenhauses, und in großer Schrift stand darauf geschrieben:

„Wenn Sie mal eine freie Stunde haben, besuchen Sie mich doch, bitte. Ich liege im Krankenhaus in der Martynowskajastraße. E. M."

Am nächsten Morgen saß ich in einem Zimmer des Krankenhauses, auf dem Bett des Stiefvaters. Er war länger als das Bett, und seine in grauen, nur halb übergestreiften Socken steckenden Füße ragten über den Bettrand hinweg. Seine schönen Augen irrten mit trübem Blick über die gelben Wände und blieben dann an meinem Gesicht und an den kleinen Händen des Mädchens haften, das auf einem Schemel neben seinem Kopfkissen saß. Sie legte die Hände auf die Bettdecke, und der Stiefvater rieb, den Mund öffnend, seine Wange an ihnen. Das Mädchen, ein rundliches Ding mit ovalem Gesicht, trug ein glattes dunkles Kleid; über ihre Wangen flossen langsam die Tränen, und die feuchten blauen Augen blickten unaufhörlich auf das Gesicht des Stiefvaters, auf die scharf vorspringenden Backenknochen, die große, spitze Nase und den dunkeln Mund.

„Man müßte den Priester holen!" sagte sie leise zu mir, „aber er will's nicht haben... begreift nichts mehr..."

Sie nahm die Hände vom Bett und preßte sie wie betend an ihre Brust.

Für einen Augenblick kam der Sterbende wieder zu sich, sah zur Decke empor und zog die Stirn in ernste Falten. Dann schien er sich an etwas zu erinnern und streckte mir langsam die fleischlose Hand hin.

„Sie sind's? Ich danke... Da, sehen Sie... Ich fühle mich... nicht gut..."

Das ermüdete ihn schon, und er schloß die Augen. Ich streichelte die langen, kalten Finger mit den blauen Nägeln, und das Mädchen fragte leise:

„Jewgeni Wassiljitsch — lassen Sie ihn doch, bitte, kommen!"

„Macht euch bekannt", sagte er, mit den Augen nach ihr hinwinkend — „ein lieber Mensch..."

Er schwieg und öffnete den Mund immer weiter. Plötzlich schrie er auf, heiser wie ein Rabe, rückte im Bett hin und her, warf die Decke herunter und begann mit den entblößten Armen suchend um sich zu greifen. Auch das Mädchen stieß einen Schrei aus und barg das Gesicht in dem zerknüllten Kissen.

Er starb sehr rasch — und sein Gesicht nahm sogleich einen schönen, ruhigen Ausdruck an.

Ich verließ das Krankenhaus Arm in Arm mit dem Mädchen. Sie schwankte wie eine Kranke und weinte. In der Hand hielt sie ein fest zusammengeknülltes Taschentuch, das sie abwechselnd an das eine und das andere Auge führte, jedesmal noch fester zusammenknüllte und mit einem Ausdruck betrachtete, als gäbe es für sie nichts Kostbareres auf der Welt als dieses Taschentuch.

Plötzlich blieb sie stehen und sagte, sich dicht an mich anschmiegend, in vorwurfsvollem Ton:

„Nicht mal bis zum Winter konnt' er am Leben bleiben... O Gott, o Gott, wie ist das nur möglich?"

Dann reichte sie mir die tränenfeuchte Hand.

„Leben Sie wohl. Er hat Sie sehr gelobt. Begraben wird er morgen."

„Soll ich Sie nach Hause begleiten?"

Sie sah sich um.

„Wozu? Jetzt ist's doch Tag, nicht Nacht."

An der nächsten Straßenecke wandte ich mich um und sah ihr nach; sie ging langsam, wie jemand, der keine Eile hat.

Es war im August, das Laub begann bereits von den Bäumen zu fallen.

Ich hatte keine Zeit, meinem Stiefvater das letzte Geleit zu geben, und habe jenes Mädchen nie wiedergesehen.

17

Täglich um sechs Uhr früh begab ich mich zur Arbeit nach der „Messestadt". Dort erwarteten mich recht eigenartige Leute: der Zimmermann Ossip, der mit seinem Silberbart dem heiligen Nikolaus ähnlich war, ein geschickter Arbeiter und dazu ein Witzbold; der bucklige Dachdecker Jefimuschka; der fromme Maurer Pjotr, ein nachdenklicher Mensch, der gleichfalls etwas von einem Heiligen hatte; der Stukkateur Grigori Schischlin, ein stattlicher Mensch mit einem blonden Vollbart und blauen Augen voll stiller, strahlender Güte.

Ich kannte diese Leute bereits von der Zeit her, als ich zum zweitenmal bei dem Zeichner war. Jeden Sonntag fanden sie sich in der Küche ein, feierlich, gesetzt, eine wohlklingende Sprache redend, die mit ihren für mich neuen Ausdrücken recht nach meinem Geschmack war. Alle diese gesetzten Männer erschienen mir damals so durch und durch brav und schlicht; jeder war auf seine Weise merkwürdig, und alle miteinander unterschieden sich sehr zu ihrem Vorteil von den boshaften, diebischen, trunksüchtigen Kleinbürgern der Vorstadt Kunawino.

Am besten von allen gefiel mir der Stukkateur Schischlin, ich wollte sogar in sein Artel[1] eintreten, doch schlug er meine Bitte mit sanften Worten ab.

„Es ist noch zu früh für dich", sagte er, mit dem gipsweißen Finger seine goldblonden Augenbrauen kratzend. „Unsere Arbeit ist nicht leicht, wart noch ein oder zwei Jahre..."

Dann warf er den schöngeformten Kopf in den Nacken und fragte:

„Bist du denn mit deinem Leben nicht zufrieden? Halt nur durch, reiß dich in deinem Innern fest zusammen, dann wird's schon gehen!"

Ich weiß nicht, ob mir dieser gute Rat etwas genützt hat — jedenfalls habe ich ihn mir dankbaren Herzens gemerkt.

Auch jetzt fanden sich diese Männer wieder jeden Sonntagmorgen ein, nahmen auf den Bänken um den Küchentisch herum Platz und führten, während sie den Prinzipal erwarteten, allerhand anregende Gespräche. Der Prinzipal begrüßte sie lärmend und heiter und drückte ihre schwieligen Hände, dann setzten sie sich zurecht, die Rechentafel wurde herbeigeholt und ein Päckchen Geldscheine auf den Tisch gelegt. Die Handwerker zogen ihre Rechnungen und die zerknitterten Notizbücher aus der Tasche, und die Wochenabrechnung begann.

Unter Scherzen und Mätzchen suchte der Prinzipal sie übers Ohr zu hauen, und sie vergalten ihm mit gleicher Münze. Zuweilen kam es dabei zu heftigem Zank, meist jedoch ging die Sache unter gemütlichem Lachen vonstatten.

„Äh, lieber Mann", sagten die Handwerker zu dem Unternehmer, „du bist wirklich der geborene Spitzbube!"

„Na, und ihr seid erst Gauner", erwiderte er mit verlegenem Lächeln — „so richtige ‚bissige Hühner'!"

„Freilich, freilich, wie kann's auch anders sein?" gab Jefimuschka zu, und der ernsthafte Pjotr meinte:

„Das, was man stiehlt, braucht man doch zum Leben! Was man mit redlicher Arbeit schafft, geht für Gott und den Zaren drauf."

„Na also! Darum muß ich eben zusehen, wie ich euch was abzwacke", lachte der Prinzipal.

„Wie du uns übern Löffel balbierst, was?" pflichteten sie ihm gutmütig bei.

„Wie du uns sozusagen beschummelst?"

„Nun laßt uns einfach geschäftlich rechnen, Brüder, ohne Gaunerei", sprach Grigori Schischlin mit singender Stimme, während er seinen üppigen Vollbart mit der Hand an die Brust drückte. „Es lebt sich viel schöner und ruhiger, wenn alles ehrlich zugeht. Wir sind doch alle eines Volkes Kinder — nicht?"

---

[1] Hier — eine Gruppe von Arbeitern, die gemeinsam eine bestimmte Arbeit übernimmt. *(Anm. d. Red.)*

Seine blauen Augen wurden dunkel, wie von einem feuchten Anflug — er war in solchen Augenblicken ganz auffallend schön. Seine Worte schienen die andern verlegen zu machen, sie wandten sich, als ob sie sich getroffen fühlten, von ihm ab.

„Was können wir Bauern dich schließlich viel betrügen", brummte der biedere Ossip mit einem leichten Seufzer, als wenn er die Bauern bedauerte, daß sie nicht um mehr betrügen können.

Der nachdenkliche Maurer neigte den leicht gekrümmten Rücken über den Tisch vor und sagte in tiefem Baß:

„Die Sünde ist wie ein Sumpf — je weiter man hineinsteigt, desto ärger wird der Schlamm!"

Und der Prinzipal geht ganz auf ihren Gedankengang ein:

„Was tu' ich denn schließlich? Wie es in meinen Wald hereinschallt, so ruf' ich's wieder hinaus..."

Nachdem sie eine Weile so philosophiert haben, gehen sie wieder daran, sich gegenseitig zu betrügen, bis schließlich die Abrechnung fertig ist und alle miteinander, schweißbedeckt und erschöpft von der ungewohnten Anstrengung, sich nach dem nächsten Wirtshaus zu einem Glas Tee begeben, zu dem sie auch den Prinzipal mit einladen.

In der Messestadt hatte ich darauf zu sehen, daß diese Leute keine Nägel, Ziegelsteine oder Bretter stahlen. Jeder von ihnen arbeitete noch nebenher irgendwo auf eigene Rechnung und suchte etwas von dem Material, das ich zu beaufsichtigen hatte, mir vor der Nase wegzustibitzen.

Sie benahmen sich recht freundlich gegen mich, und Schischlin sagte zu mir:

„Erinnerst du dich noch, daß du mal in mein Artel eintreten wolltest? Und jetzt bist du, hoho, so hoch gestiegen, bist gar mein Vorgesetzter!"

„Nun, nun — sieh uns nur recht scharf auf die Finger!" scherzte Ossip. „Gott mag dich beschützen!"

„Der junge Kranich soll auf die alten Mäuse achtgeben!" brummte Pjotr, der Maurer, unfreundlich.

Meine Pflichten brachten mich in die größte Verlegenheit. Ich schämte mich vor diesen Leuten — sie schienen mir alle im Besitz eines ganz besonderen, wertvollen Wissens, und ich sollte sie wie Diebe und Betrüger ansehen!

In den ersten Tagen fiel mir die Sache ganz besonders schwer, doch Ossip hatte bald meine schwierige Lage bemerkt und sagte mir einmal unter vier Augen:

„Hör mal, mein Junge, bläh dich nicht so auf, das führt ja doch zu nichts — verstanden?"

Ich hatte ihn natürlich nicht verstanden, wohl aber fühlte ich, daß der Alte wußte, wie mir zumute war. Das führte denn auch sehr rasch dazu, daß wir beide ganz offen miteinander redeten. Irgendwo in in einer Ecke gab er mir dann seine heimlichen Winke:

„Der Hauptspitzbube unter uns", sagte er, „ist, wenn du es schon mal wissen willst, der Maurer Petrucha — er hat eine große Familie und ist sehr habgierig. Auf den gib ganz besonders acht; er verachtet nichts, heißt alles mitgehen, was er stahl: ob's ein Pfund Nägel ist oder ein Dutzend Ziegelsteine oder ein Sack Kalk — immer her damit! Er ist ein guter Mensch und fromm, von strenger Denkweise, kann lesen — aber stehlen tut er gern. Jefimuschka ist hinter den Weibern her, er ist ein friedlicher Mensch und wird dir nichts zu schaffen machen. Ist ein kluger Bursche, wie alle Buckligen. Grigori Schischlin ist ein bißchen beschränkt — der würde lieber vom Seinen etwas abgeben, als daß er etwas nimmt. Wer will, kann ihn hochnehmen, er aber kriegt's nicht fertig, jemanden zu benachteiligen, ist nicht schlau genug dazu..."

„Er ist also ein guter Mensch?"

Ossip sah mich wie aus der Ferne an und sagte darauf:

„Freilich ist er das. Trägen Leuten fällt das Gutsein leicht, zum Gutsein gehört nicht viel Verstand, mein Lieber..."

„Nun — und du selbst?" fragte ich Ossip.

„Was soll ich dir von mir viel sagen?" versetzte er lächelnd. „Ich bin wie ein junges Mädchen — wenn das mal 'ne alte Frau geworden ist, kann es sagen, wes Geistes Kind es ist. Mußt eben so lange warten, kannst aber inzwischen selbst herauszufinden suchen, was so in mir steckt. Such also, mein Junge, such!"

Er warf alle Vorstellungen über den Haufen, die ich mir von ihm selbst und seinen Kameraden gemacht hatte. Ich konnte an der Aufrichtigkeit seiner Worte kaum zweifeln — ich sah, daß die andern, Jefimuschka, Pjotr, Grigori, ihn in allen Angelegenheiten des Lebens für klüger und beschlagener hielten, als sie selbst waren, daß sie ihn um Rat fragten und ihm auf jede Weise ihren Respekt erwiesen.

Hinter seinem Rücken hörte ich freilich den Maurer einmal zu Grigori sagen:

„Ein Ketzer ist er, der Alte!"

Und Grigori meinte seinerseits lachend:

„Ein Hanswurst!"

Mir aber gab er den freundschaftlichen Rat:

„Sei vorsichtig mit dem Alten, ehe du dich versiehst, hat er dich um den Finger gewickelt. Solche durchtriebenen Greise können einem Gott weiß was antun."

„Was denn antun?"

„Ich weiß, was ich sage", versetzte der Stukkateur mit vielsagendem Blinzeln.

Ich wußte nicht, was er eigentlich meinte.

Den Maurer Pjotr hielt ich für den biedersten und gottesfürchtigsten Menschen, er hatte eine eindringliche, kurz angebundene Art, von den Dingen zu reden, und beschäftigte sich ganz besonders gern mit Gott, Hölle und Tod.

„Ach, Kinder", pflegte er zu sagen, „wie der Mensch sich auch abrackert, was er auch erhofft — dem Sarge und dem Friedhof entgeht er nicht!"

Er litt an Verdauungsbeschwerden, und es gab Tage, an denen er überhaupt nichts essen konnte und jedes kleinste Stückchen Brot, das er aß, ihm krampfartige Schmerzen und Übelkeit verursachte.

Der bucklige Jefimuschka machte gleichfalls den Eindruck eines gutmütigen, ehrlichen Mannes, doch hatte er stets etwas Lächerliches an sich, und zuweilen konnte man ihn sogar für schwachsinnig, für einen närrischen Kauz halten. Er war beständig in alle möglichen Weiber verliebt und sprach von ihnen allen mit der gleichen Begeisterung:

„Ich kann euch sagen: so was Süßes, der reine Zucker! Ach!..."

Wenn die kecken Kleinbürgerinnen von Kunawino sich einfanden, um die Fußböden in den Läden zu scheuern, kam Jefimuschka vom Dach heruntergekrochen, stellte sich irgendwo in die Ecke, kollerte wie ein Truthahn, kniff die lebhaften grauen Augen zusammen und zog den großen Mund von einem Ohr zum andern auseinander.

„Was für ein strammes Weibchen hat mir unser Herrgott da hergeführt, eine solche Freude soll ich erleben! Der reine Zucker, weiß der liebe Himmel! Wie soll ich dem Schicksal für ein solches Geschenk nur danken? Ich verbrenn' ja bei lebendigem Leib, wenn ich so viel Schönheit sehe!"

Die Weiber lachten erst über ihn, machten sich gegenseitig auf ihn aufmerksam und sagten:

„Nun seht doch bloß, wie der bucklige Kerl zerschmilzt! Nein, so was!"

Ihr Spott schreckte ihn durchaus nicht ab, sein eckiges Gesicht nahm etwas Verschlafenes an, und er sprach wie im Traum, lauter süße, berauschende Dinge, die ihre Wirkung auf die Frauen nicht verfehlten.

Irgendeine von den älteren sagte verwundert zu den Freundinnen:

„Nun hör einer den alten Sünder! Tut schön wie ein junger Bursche!"

„Singt wie ein Vogel auf dem Zweig..."

„Oder wie ein Bettler an der Kirchentür..."

Aber Jefimuschka hatte durchaus nichts vom Bettler, er stand fest wie ein knorriger Stamm, seine Stimme wurde immer verlockender, seine Worte klangen immer verführerischer, und die Weiber hörten ihm schweigend zu. Es schien in der Tat, als ob er hinschmölze, in zärtlicher, berauschender Rede.

Das Ende vom Lied war, daß er in der Vesperpause oder nach Feierabend, den eckigen, plumpen Kopf schüttelnd, zu den Freunden mit dem Ausdruck des Erstaunens sagte:

„Nein, so ein süßes Weibchen, so lieb — zum erstenmal im Leben ist mir so eins begegnet."

Wenn Jefimuschka von seinen Siegen erzählte, so lag darin weder Prahlerei noch Spott über die Besiegten, wie bei den andern Arbeitern. Es sprach vielmehr eine freudige, dankbare Rührung aus seinen Worten, während die grauen Augen voller Staunen dreinblickten.

Ossip hörte ihn kopfschüttelnd an und meinte:

„Mensch, du bist doch unersättlich! Wie alt bist du eigentlich?"

„Vierundvierzig Jahre bin ich alt. Aber das hat nichts zu sagen. Ich bin heute um fünf Jahre jünger geworden, wie wenn ich in einem Jungbrunnen gebadet hätte. So gesund fühl' ich mich und so ruhig im Herzen. Nein, was es doch für Weiber gibt!"

„Wenn du erst über die Fünfzig bist", sagte der Maurer unwirsch zu ihm, „werden dir die unzüchtigen Gewohnheiten bitter aufstoßen!"

„Bist wirklich ein schamloser Mensch, Jefimuschka", sprach Grigori Schischlin mit einem Seufzer.

Ich hatte den Eindruck, daß der schöne Stukkateur den Buckligen um seine Erfolge beneidete.

Ossip sah sie alle mit einem spöttischen Ausdruck an und scherzte:

„Jedes Schätzelein hat sein Mätzelein, die eine liebt Spangen und Ringelein, die andre Täßchen und andre Dingelein, und schließlich werden sie alle mal alte Großmütterchen sein..."

Schischlin war verheiratet, seine Frau war jedoch im Dorf geblieben, so daß auch er für die Reize der Scheuerfrauen nicht blind war. Sie waren alle leicht zu haben, jede von ihnen nahm einen kleinen „Nebenverdienst" mit. Diese Art Verdienst wurde in der hungrigen Vorstadt genau so wie jede andere Arbeit angesehen. Der schöne Grigori wagte sich jedoch an die Frauen nicht heran, er betrachtete sie nur aus der Ferne mit ganz besonderen Blicken, als ob er jemanden — sich selbst oder sie — bedauerte. Suchten sie selbst mit ihm anzubändeln und ihn zu verführen, so lächelte er verlegen und drückte sich zur Seite.

„Laßt mich in Ruhe", sagte er abweisend.

„Bist du ein Sonderling!" sprach Jefimuschka verwundert zu ihm. „Wie kannst du dir die Gelegenheit entgehen lassen?"

„Ich bin verheiratet", versetzte Grigori.

„Deine Frau wird's doch nicht erfahren!"

„Die Frau weiß es immer, wenn der Mann sie betrogen hat, er kann sie nicht täuschen."

„Aber wie soll sie es denn erfahren?"

„Das weiß ich nicht, aber jedenfalls erfährt sie es, wenn sie selbst ehrlich lebt. Und wenn ich ehrlich lebe, sie aber sündigt, dann erfahre ich es..."

„Ja — wie denn?" schrie Jefimuschka ihn an. Grigori aber antwortete ruhig:

„Das weiß ich nicht."

Der Dachdecker schlug die Hände über dem Kopf zusammen:

„Nun sag einer: ehrlich hin, ehrlich her... Ach, du bist ja ein Schafskopf!“

Die Leute, die zu Schischlins Kolonne gehörten, sieben Mann an der Zahl, machten nicht viele Umstände mit ihm, behandelten ihn gar nicht als einen, der ihnen etwas zu sagen hatte, und nannten ihn hinter seinem Rücken ein Kalb. Wenn er auf den Arbeitsplatz kam und sah, daß sie faulenzten, nahm er Handbrett und Kelle und begann selbst kunstgerecht zu arbeiten, wobei er die andern freundlich ermunterte:

„Immer flott, Kinder, flott!“

Im Auftrage des Prinzipals machte ich Grigori einmal Vorhaltungen darüber, daß seine Leute so langsam arbeiteten.

„Deine Leute taugen nicht viel“, sagte ich zu ihm.

„Wieso?“ fragte er ganz erstaunt.

„Diese Arbeit hätte gestern vormittag beendet sein müssen, und sie werden auch heute noch nicht fertig werden.“

„Das stimmt — sie werden nicht fertig“, gab er mir zu, und nach einer Weile fuhr er vorsichtig fort:

„Ich sehe das wohl, aber ich möchte sie nicht antreiben. Es sind nämlich lauter Landsleute, alle aus demselben Dorf wie ich. Vergiß auch nicht Gottes Gebot: ‚Im Schweiße deines Angesichts sollst du dein Brot essen‘ — das gilt für alle Menschen, also auch für dich und mich. Wir beide arbeiten aber weniger als sie, da ist's einem peinlich, sie anzutreiben...“

Er war ein ausgemachter Träumer. Zuweilen, wenn er durch die leeren Straßen der Messestadt hinschlenderte, blieb er plötzlich auf einer der Kanalbrücken stehen und schaute, an das Geländer gelehnt, ins Wasser oder nach dem Himmel oder in die weite Ferne jenseits der Oka. Trat man zu ihm hin und fragte ihn, was es gäbe, so erwachte er aus seinem Sinnen, lächelte verlegen und meinte: „Nichts weiter . . . ich bin nur so stehengeblieben, guckte ein bißchen...“

„Schön hat der liebe Gott alles eingerichtet“, sprach er öfters. „Himmel, Erde, die Ströme fließen, die Dampfer eilen dahin. Man steigt ein und fährt, wohin man will: nach Rjasan oder nach Rybinsk, nach Perm, nach Astrachan. In Rjasan bin ich gewesen — ein langweiliges Städtchen, langweiliger als Nishni. Unser Nishni ist eine lustige Stadt, die sich sehen lassen kann. Auch Astrachan ist langweiliger. Dort gibt's zu viele Kalmücken, die kann ich nicht ausstehn. Alle diese Mordwinen, Kalmücken, Perser, Deutschen und sonstigen Fremdvölker sind mir zuwider...“

Er sprach langsam, seine Worte suchten gleichsam vorsichtig tastend einen gleichgesinnten Menschen. Den fand er nun stets in dem Maurer Petrucha.

„Fremdvölker heißen sie“, sagte dieser voll Überzeugung in seiner barschen Art, „weil ihnen Christus fremd ist, weil sie nicht seine Völker sind...“

Grigori wird lebendig, er strahlt übers ganze Gesicht.

„Sage man, was man wolle“, sprach er, „ich liebe mal das reine russische Volk. Auch die Juden liebe ich nicht, versteh' überhaupt nicht, wozu Gott der andern Völker bedarf. Sonderbar ist das eingerichtet...“

„Sonderbar, ja“, bestätigte der Maurer finster, „und es ist viel Überflüssiges dabei.“

Ossip hörte nach ihnen hin und sagte in seiner spitzen Weise:

„Überflüssig ist vieles — eure Reden zum Beispiel, die sind ganz überflüssig. Ach, ihr Sektierer, prügeln sollte man euch alle...“

Ossip hat seinen eigenen Standpunkt, und man weiß nie, wem er recht oder unrecht gibt. Zuweilen scheint es, als sähe er geringschätzig auf alle herab, als seien in seinen Augen alle miteinander halbe Narren, und er sagt zu Pjotr, zu Grigori und Jefimuschka:

„Ach, ihr Schweinsköpfe, ihr dummen jungen Hunde...“

Sie lächeln gezwungen, wenn er sie mit diesen Titeln beehrt.

Der Prinzipal hatte mir einen Fünfer täglich für Brot bewilligt. Das reichte nicht weit, und ich hungerte ein wenig. Die Arbeiter merkten das und luden mich ein, an ihrem Frühstück und Abendbrot teilzunehmen, und die Bauunternehmer bewirteten mich in der Schenke mit Tee. Ich ging bereitwillig mit, saß gern unter ihnen, hörte ihre gemächlichen Reden und merkwürdigen Erzählungen an, während sie wiederum an meiner Belesenheit und meiner Vertrautheit mit den kirchlichen Büchern Gefallen fanden.

„Hast dich gehörig drangehalten, dir den Kopf tüchtig mit Bücherweisheit gefüllt“, meinte Ossip, während er mich mit seinen kornblumenblauen Augen forschend ansah. Ihren Ausdruck zu ergründen, war nicht leicht, da sie beständig schillerten und zu schmelzen schienen.

„Bewahre dir diesen Schatz und mehre ihn“, sagte er, „es verlohnt sich wirklich. Bist du mal groß, dann geh unter die Mönche, kannst dem Volke viel Trost spenden, oder unter die Millionäre...“

„Missionäre“, verbesserte ihn der Maurer in einem Ton, als hätte Ossip ihn persönlich gekränkt.

„He?“ warf Ossip kurz hin.

„Missionäre heißt es ... du weißt es doch, bist nicht taub...“

„Nun schön, also Missionäre. Wirst dich mit den Ketzern herumstreiten, oder laß dich selber unter die Ketzer einschreiben — ist auch ein Amt, das seinen Mann ernährt. Wer nicht auf den Kopf gefallen ist, bringt sich auch mit Ketzerei durchs Leben.“

Grigori lachte verlegen, und Pjotr brummte in seinen Bart:

„Auch die Zauberer und die sonstigen Gottlosen leben nicht schlecht..."

„Ein Zauberer braucht keine Buchweisheit", entgegnet ihm Ossip rasch, „die paßt nicht zur Zauberei."

Und er gibt mir sogleich eine Geschichte zum besten:

„Laß dir mal erzählen", sagt er, „von einem armen Kerl aus unserm Dorf, der kein Stückchen Land sein eigen nannte. Tuschka hieß er und war ganz mager und zu gar nichts nütze. Lebte wie die Feder, die der Wind dahin und dorthin treibt, und drückte sich vor der Arbeit, wo er nur konnte. Eines Tages nun begab er sich, weil er nichts Besseres zu tun hatte, auf die Pilgerfahrt und zog wohl zwei Jahre in der Welt umher. Und dann kam er plötzlich wieder, in ganz neuer Verfassung: das Haar bis zu den Schultern, auf dem Kopf ein Käppchen und am Leibe eine braune Kutte aus rauhem Stoff. Sieht alle finster an und schreit wild: ‚Tut Buße, ihr Verfluchten!' Na, warum sollen sie nicht Buße tun? Die Weiber namentlich waren ganz verrückt drauf. Und nun ging das Geschäftchen glatt: Tuschka hatte zu essen, Tuschka hatte zu trinken, Tuschka war mit den Weibern höchst zufrieden..."

„Kommt's denn aufs Essen und Trinken an?" unterbrach ihn der Maurer ärgerlich.

„Worauf sonst?"

„Auf das Wort."

„In seine Worte bin ich nicht weiter eingedrungen, an Worten bin ich selbst reich genug."

„Wir kennen ihn ziemlich gut, diesen Tuschnikow", knurrt Pjotr beleidigt, während Grigori schweigend den Kopf sinken läßt und in sein Glas blickt.

„Das bestreit' ich auch nicht", erklärt Ossip versöhnlich. „Ich erzähl' nur hier unserm Maximytsch, wie man auf verschiedenen Wegen zu 'nem Stück Brot kommen kann..."

„Es gibt aber auch Wege, auf denen man ins Loch kommt", versetzte der Maurer.

„Freilich, freilich", stimmte Ossip zu. „Man muß es eben verstehen, an der rechten Stelle abzubiegen..."

Die frommen Biedermänner bekamen seine Spottreden häufig zu hören, mit Jefimuschka dagegen ging er ganz freundlich um. An den Gesprächen über Gott, über das Sektenwesen, die Wahrheit, den Jammer des menschlichen Daseins, an diesen Gesprächen der andern nahm Jefimuschka nicht teil. Er saß auf seinem Stuhl, den er des Buckels wegen mit der Lehne seitwärts an den Tisch zu stellen pflegte, und trank ruhig Glas auf Glas seinen Tee, bis er plötzlich die Ohren spitzte, den Blick scheu durch den verräucherten Raum schweifen ließ, einen Augenblick in das wirre Durcheinander der Stimmen hineinlauschte, dann aufsprang und rasch verschwand. Einer seiner zahlreichen Gläubiger hatte die Schenke betreten — das war der Grund seines rätselhaften Verhaltens. Es gab wohl ein gutes Dutzend von Leuten, denen der Dachdecker Geld schuldig war, und da etliche von ihnen ihn prügelten, so ging er ihnen lieber aus dem Wege.

„Sie sind mir böse, die Sonderlinge", meinte er verwundert. „Ich würde ja herzlich gern zahlen, wenn ich nur Geld hätte!"

Zuweilen saß er auch lange Zeit in sich gekehrt da und sah und hörte nicht, was um ihn herum geschah. Mit einemmal nahm sein eckiges Gesicht einen weichen Ausdruck an, und die gutmütigen Augen blickten noch gutmütiger.

„Was bist du so vertieft, Kamerad?" fragte ihn irgend jemand.

„Ich dachte, wenn ich so reich wäre, ach — da wollt' ich mir eine richtige vornehme Dame zur Frau nehmen, ein wirkliches Edelfräulein, bei Gott, eine Oberstentochter zum Beispiel, und die wollt' ich lieben — o Himmel! Bei lebendigem Leibe wollt' ich vor ihren Augen verbrennen... Ich hab' nämlich mal, wißt ihr, bei einem Obersten das Dach seines Landhauses ausgebessert..."

„Und der hatte eine Tochter, die Witwe war... hast uns die Geschichte schon erzählt...", fiel ihm Pjotr unfreundlich ins Wort.

Doch Jefimuschka ließ sich nicht abschrecken, sondern rieb sich mit den Handflächen die Knie, bewegte seinen Buckel vorwärts und rückwärts und fuhr in seiner verzückten Schilderung fort:

„Wenn sie manchmal in den Garten kam, ganz in Weiß, und so vornehm und stolz, da guckt' ich vom Dach nach ihr hin und dachte: ‚Was braucht' ich die Sonne und die ganze weite Welt, wenn so eine meine Frau wäre?' Wie ein Täuberich hätte ich zu ihren Füßen niederfliegen mögen: ach, du Zuckersüße, du mein himmelblaues Blümchen! Mit solch einer vornehmen Dame könnt's für mich das ganze Leben lang Nacht sein..."

„Und was würdet ihr fressen?" fragte Pjotr ihn rauh, doch das machte Jefimuschka durchaus keine Sorgen.

„Du lieber Gott", rief er aus, „was würden wir denn viel brauchen? Und überdies ist sie ja reich..."

„Du wirst ihren Reichtum rasch klein kriegen, Verschwender!" bemerkte Ossip lachend.

Die Frauen bildeten für Jefimuschka den einzigen Gesprächsstoff. Seine Arbeitsleistungen waren sehr ungleichmäßig, zuweilen arbeitete er gut und flott, und dann schwang er wieder seinen Holzhammer höchst nachlässig und ließ Lücken im Dach. Ein frischer, gesunder Geruch, wie von eben gefälltem Holz, ging von ihm aus und vermischte sich mit dem tranigen Öldunst, den seine Kleider ausströmten.

Mit Ossip konnte man über alle möglichen Dinge reden, und die Unterhaltung mit ihm war stets anregend, wenn auch seine Neigung zum Spott nie recht erkennen ließ, ob er im Ernst sprach oder

scherzte. Grigoris Lieblingsthema war der liebe Gott. Ich sagte einmal zu ihm, daß es Menschen gäbe, die nicht an Gott glauben.

„Das weiß ich wohl", erwiderte er darauf; „schon König David sagt: ‚Der Tor spricht in seinem Herzen: es ist kein Gott.' Man kommt aber ohne Gott nicht aus..."

Ossip schien ihm beizupflichten, er meinte: „Nimm dem Petrucha seinen Gott, und er stiehlt dir das Hemd vom Leibe."

„Gott wohnt in allem Fleische", sprach Grigori ernst. in geheimnisvollem Ton, während er mit den Fingern seiner Rechten, an deren Nägeln noch der trockene Kalk saß, sich durch den langen Bart fuhr. „Das Gewissen und alles Gute in uns ist uns von Gott gegeben."

„Und die Sünde?"

„Die Sünde stammt aus dem Fleisch, vom Satan. Die Sünde ist etwas Äußerliches, wie die Pocken. Am meisten sündigt, wer viel an die Sünde denkt. Denk nicht dran, so sündigst du nicht. Die sündigen Gedanken flüstert Satan, der Vater des Fleisches, dem Menschen ein..."

Der Maurer Petrucha äußert seinen Zweifel daran, daß sich die Sache so verhalte.

„Doch, doch, so ist es", meint der Stukkateur. „Gott ist ohne Sünde, und der Mensch ist das Bild und Ebenbild Gottes. Als Bild. das heißt als Fleisch, sündigt er, als Ebenbild aber vermag er nicht zu sündigen, denn das Ebenbild ist Geist..."

Er lächelte überlegen, Petrucha aber brummt:

„Es will mir noch nicht recht eingehen..."

„Du meinst", warf Ossip ein, „man müsse sündigen, um Buße tun zu können? Und Buße müsse man tun, um Gnade zu finden?"

„So scheint es mir richtiger", versetzte der Maurer. „Wer den Teufel vergißt, wird auch Gott nicht lieben, pflegten unsre Väter zu sagen..."

Schischlin ist kein Trinker, von zwei Gläschen wird er schon berauscht. Dann wird sein Gesicht ganz rosig, seine Augen blicken kindlich, seine Stimme singt.

„Ach, Brüder, wie schön ist doch alles! Wir leben, arbeiten ein bißchen, sind, Gott sei Dank, satt — ach, wie schön ist das!"

Er brach in Tränen aus, die ihm in den Bart niederrannen und auf dem seidigen Haar wie Glasperlen schimmerten.

Dieses ewige Loblied auf das Leben und diese Tränen berührten mich unangenehm. Auch meine Großmutter ließ sich oft lobpreisend über das Leben vernehmen, aber sie tat das aufrichtiger, einfacher, nicht so aufdringlich.

Alle diese Gespräche hielten mich in beständiger Spannung und Unruhe. Ich hatte schon viele Erzählungen gelesen, die in Bauernkreisen spielten, und sah nun, wie sehr sich die Bauern der Bücher von den wirklichen Bauern unterschieden. In den Büchern sind alle Bauern unglücklich; mögen sie gut oder böse sein — an Worten und Gedanken sind sie ärmer als die wirklichen Bauern. Der Bauer im Buch spricht weniger von Gott, von den Kirchensekten und dafür um so mehr von der Obrigkeit, vom Acker, von der Gerechtigkeit und den Mühsalen des Lebens. Auch von den Frauen spricht er weniger und nicht so roh, eher freundschaftlich. Für den wirklichen Bauer ist die Frau ein Zeitvertreib, aber ein gefährlicher Zeitvertreib — er muß auf der Hut sein und alle List anwenden, damit sie ihm nicht über den Kopf wächst und sein ganzes Leben verpfuscht. Der Bauer des Buches ist entweder böse oder gut, aus einem Guß sozusagen, die lebendigen Bauern sind weder gut noch böse, dafür aber ungemein interessant. So frei und offen sich der wirkliche Bauer auch vor dir ausspricht, du hast stets das Gefühl, daß er noch etwas für sich behalten hat und daß dieser unausgesprochene, verheimlichte Rest, den er für sich behält, vielleicht gerade der Kern seines Wesens ist.

Unter allen „Buchbauern" hatte mir am besten die Gestalt des Pjotr in Pissemskis „Zimmermannsbund" gefallen. Ich brachte das Buch in die Messestadt, um es meinen Freunden dort vorzulesen — öfters nämlich blieb ich, wenn ich allzusehr ermüdet war oder wenn es stark regnete, bei der einen oder der andern Arbeitergruppe über Nacht. Als ich erzählte, daß es ein Buch von den Zimmerleuten gäbe und daß ich es besitze, horchten alle, namentlich Ossip, gleich auf. Er nahm es mir aus der Hand, begann darin zu blättern und schüttelte mißtrauisch seinen Kopf, der mich an den Kopf eines Heiligen erinnerte.

„So, so, von den Zimmerleuten!" sagte er. „Daß sie gerade über uns schreiben, die Schelme! Wer hat es denn geschrieben — einer von den Herren? Hab' mir's wohl gedacht! Die Herren und die Beamten, ja, die sind zu allem fähig. Was selbst dem lieben Gott entgeht, das schnüffelt dir sicher der Beamte aus. Zu scharf sind die Burschen auf so was..."

„Sprich nicht so unvorsichtig vom Herrgott, Ossip!" wies Pjotr ihn zurecht.

„Hat nichts zu bedeuten. Für den lieben Gott hat mein Wort weniger zu sagen als 'ne Schneeflocke oder ein Regentropfen für meinen Glatzkopf. Wir beide, sag' ich dir, reichen an Gott nicht heran..."

Er wurde plötzlich von einer spielerischen Unruhe ergriffen, warf, gleich einem funkensprühenden Feuerstein, witzige Worte nach allen Seiten und schnitt jeden Widerspruch wie mit einer Schere ab. Ein paarmal im Laufe des Tages fragte er:

„Na, Maximytsch, wir wollen also lesen? Das ist 'ne Sache, ja! Fein ausgedacht!"

Nach Feierabend begaben wir uns nach der Herberge, in der seine Leute nächtigten. Auch Pjotr mit

seinem Gehilfen Ardalion und Schischlin mit einem jungen Burschen namens Foma fanden sich dort ein. In dem Schuppen, der den Zimmerleuten als Schlafraum diente, wurde die Lampe angezündet, und ich begann zu lesen. Schweigend, ohne sich zu rühren, hörte man mir zu, bald jedoch sagte Ardalion mürrisch:

„Na, ich hab' genug!"

Und er entfernte sich. Zuerst schlief dann Grigori ein, mit offenem Mund, als sei er über etwas erstaunt; nach ihm fielen auch die Zimmerleute in einen tiefen Schlaf, nur Pjotr, Ossip und Foma, die näher an mich herangerückt waren, hörten aufmerksam zu.

Als ich zu Ende war, löschte Ossip sogleich die Lampe aus — nach dem Stand der Sterne war es bereits gegen Mitternacht.

„Wozu ist das nun geschrieben? Gegen wen?" fragte Pjotr aus dem Nachtdunkel.

„Schlaf jetzt!" sagte Ossip, der eben seine Stiefel auszog.

„Ich sage: gegen wen ist das geschrieben?" wiederholte Pjotr nochmals beharrlich.

„Sie wissen schon, gegen wen sie schreiben", erwiderte Ossip, während er sich auf seinem Schlafgestell das Lager zurecht machte.

„Wenn's gegen die Stiefmütter gerichtet ist, dann ist's ganz überflüssig", fuhr der Maurer hartnäckig fort, „die Stiefmütter werden davon nicht besser. Und wenn's gegen Pjotr ist, hat es auch keinen Zweck: sein ist die Sünde, so muß er sich auch verantworten. Auf Totschlag steht Sibirien, da gibt's keine Widerrede. Das Buch kann da nichts ändern, bei solch einer Sünde. Ist's nicht so?"

Ossip schwieg. Der Maurer aber fuhr fort:

„Haben nichts zu tun, da stecken sie die Nase in fremde Angelegenheiten. Wie die Weiber, wenn sie am Abend zusammenhocken. Gute Nacht... ich geh' schlafen..."

Einen Augenblick blieb er in dem dunkelblauen Rechteck der offnen Tür stehen und fragte:

„Schläfst du schon, Ossip? Wie denkst du über die Sache?"

„Hä?" ließ sich der Zimmermann schlaftrunken vernehmen.

„Na, gut, dann schlaf nur", sagte der Maurer und entfernte sich. Schischlin hatte sich dort, wo er gesessen, lang hingestreckt. Foma legte sich auf das zerdrückte Stroh an meiner Seite. Die Vorstadt schlief, aus der Ferne ertönten das Pfeifen der Dampfboote, das dumpfe Rauschen der gußeisernen Räder, der Zusammenprall der Puffer. Die Schläfer in den Schuppen schnarchten in allen Tonarten. Ich war unzufrieden, enttäuscht — ich hatte irgendeinen Meinungsaustausch erwartet, und nun schwiegen alle...

Plötzlich jedoch nahm Ossip leise, mit scharfer Betonung, das Wort:

„Hört mal, Jungens", sagte er zu mir und Foma, „glaubt an all diesen Kram nicht! Ihr seid jung und habt das Leben noch vor euch, haltet nur selbst die Augen offen! Eigner Witz ist doppelt nütz, ist immer besser als fremder. Schläfst du, Foma?"

„Nein", ließ sich Foma lebhaft vernehmen.

„So, so! Ihr beide könnt lesen, so lest nur immerzu, aber glaubt nicht, was ihr lest! Die schreiben alles mögliche zusammen, haben das ganz in ihrer Hand."

Er richtete sich auf, hängte die Beine über das Bettgestell, stützte die Hände auf das Randbrett und fuhr, zu uns vorgeneigt, fort:

„Wie soll man so ein Buch auffassen? Eine Anzeige ist's, eine Beschwerde gegen die Menschen! Seht her, will es sagen, so ist der Mensch, der Zimmermann oder sonst wer, der Herr aber — der ist ganz anderer Art. Ein Buch wird nicht zwecklos geschrieben, sondern zu irgendwessen Verteidigung..."

„Pjotr hat recht daran getan, den Unternehmer zu töten", sagte Foma mit seiner tiefen Stimme.

„Nun, das stimmt wohl doch nicht — einen Menschen zu töten, ist niemals recht. Ich weiß, du stehst mit deinem Grigori nicht gut, laß lieber ab von solchen Gedanken! Wir sind alle miteinander keine reichen Leute, heute bin ich dein Brotgeber, morgen bin ich selbst wieder Arbeiter..."

„Ich rede nicht von dir, Onkel Ossip..."

„Ist alles eins, mein Junge..."

„Du bist wenigstens gerecht..."

„Laß dir mal sagen, zu welchem Zweck das Buch geschrieben ist", unterbrach Ossip die unzufriedenen Worte Fomas. „Das ist nämlich, siehst du, ein ganz schlaues Buch! Es zeigt, wie es dem Herrn ohne den Bauern und dem Bauern ohne den Herrn geht. Dem Herrn geht es schlecht, und dem Bauern geht's nicht gut. Der Herr — so heißt es — ist schlapp geworden und der Bauer ein Prahlhans und Trunkenbold, dabei kränklich und empfindlich. So steht's heutzutage! Zur Zeit der Leibeigenschaft, wie noch die Herren regierten, war's besser; da steckte sich der Herr hinter den Bauern und der Bauer hinter den Herrn, und beide drehten sich satt und ruhig im Kreise... Ich kann's nicht bestreiten: unter den Herren war das Leben ruhiger, es lag nicht im Vorteil der Herren, wenn der Bauer elend war; sie befanden sich wohl, wenn er reich und dabei recht dumm war, das war ihnen eben recht. Ich kenne das, habe selbst fast vierzig Jahre als Leibeigener zugebracht, hab' so mancherlei am eignen Fell erfahren..."

Es fiel mir ein, daß auch Onkel Pjotr, der Kutscher, der sich die Kehle durchschnitten hatte, in dieser Art von den Herren zu sprechen pflegte, und es berührte mich peinlich, daß Ossips Gedankengang demjenigen dieses boshaften Alten glich.

„Die Bücher und die sonstigen Erdichtungen muß man richtig verstehen", sagte er, in seiner Rede fort-

fahrend, zu mir, während er mein Bein mit seiner Hand berührte. „Niemand tut etwas ohne Absicht, es scheint immer nur so, daß es ohne Absicht geschieht. Auch die Bücher werden nicht ohne Absicht geschrieben, sondern um den Kopf zu verwirren. Alles wird mit Berechnung gemacht, ohne Berechnung kannst du keinen Beilhieb führen, keinen Bastschuh flechten ..."

Er redete eine ganze Weile, legte sich hin und sprang wieder auf, um in der nächtlichen Stille und Finsternis leise seine bündigen Merksprüche vernehmen zu lassen:

„Es heißt, der Herr sei dem Bauern fremd. Das stimmt nun nicht! Sind beide Hose wie Jacke, stammen aus einem Sacke; belehrt sich der Herr aus seinem Buch, so machen mich die Kopfnüsse klug; am Hintern nur kannst du uns unterscheiden: er hat den weißern von uns beiden. Nei—ein, ihr Jungens, jetzt muß die Welt auf neue Weise leben: weg mit den Büchern, die gehören in die Ecke! Jeder mag sich fragen: Wer bin ich? Ein Mensch. Und was ist der Herr? Auch ein Mensch. Verlangt etwa Gott von ihm mehr als den festgesetzten Zinsgroschen! Nei—ein, vor Gott sind wir in den Steuern gleich ..."

Gegen Morgen endlich, als der Dämmerschein die Sterne am Himmel schon ausgelöscht hatte, schloß Ossip seine Betrachtungen.

„Hast du gesehen", sagte er zu mir, „wie auch ich zu dichten verstehe? Was hab' ich nicht alles zusammengeredet — lauter Zeug, das mir nie vorher in den Kopf gekommen. Aber glaubt mir nicht, Jungens — ich redete mehr, weil ich nicht schlafen konnte, als im Ernst. Man liegt da, liegt da und denkt sich zum Zeitvertreib irgend etwas aus. So zum Beispiel: ‚Es war mal eine Krähe, die lebte hier in der Nähe, flog von Rain zu Rain, bis schließlich ihre Zeit kam und der Herr sie zu sich nahm: gestorben ist sie und verdorben ...' Und was für einen Sinn hat die Geschichte? Gar keinen Sinn ... Na, nun wollen wir schlafen, bald heißt es wieder aufstehen ..."

18

Wie seinerzeit der Heizer Jakow, so wuchs jetzt Ossip in meinen Augen zu einer mächtigen Gestalt empor, hinter der alle andern Menschen für mich verschwanden. Er hatte in seinem Wesen etwas dem Heizer stark Verwandtes, zugleich jedoch erinnerte er mich an den Großvater, an den Vorleser Pjotr Wassiljew, an den Koch Smury, und indem er die Erinnerung an alle diese Leute, die sich meinem Gedächtnis fest eingeprägt hatten, wachrief, ätzte er selbst die tiefe Spur seines Wesens darin ein, wie ein Patinamuster ins Glockenerz.

Es fiel mir auf, daß in seiner Seele zwei Gedankenreihen nebeneinander herliefen. Die eine offenbarte sich am Tage, bei der Arbeit, wenn er unter seinen Leuten war — seine Gedanken waren dann rascher und einfacher, praktischer und verständlicher als jene, die er zur Zeit der Ruhe äußerte, des Abends zum Beispiel, wenn er mit mir nach der Stadt ging, um seine Gevatterin, eine Brezelverkäuferin, zu besuchen, oder des Nachts, wenn ihn Schlaflosigkeit quälte. Er hatte seine ganz besonderen Nachtgedanken, die nach allen Seiten flackerten wie das Licht in einer Laterne, sie leuchteten wohl hell, doch wußte man nie recht, wohin sie zielten und nach welcher Seite eigentlich Ossip selbst das hellste Licht fallen lassen wollte.

Er schien mir allen Leuten, die ich je kennengelernt hatte, an Verstand weit überlegen. Wie einst den Heizer Jakow, so umkreiste ich jetzt Ossip, um den Menschen in ihm, den Kern seines Wesens, zu erfassen — er aber entschlüpfte und entglitt mir immer wieder. Was war jener Kern? Was in ihm verdiente Glauben und Vertrauen?

„Such selbst herauszufinden, was in mir steckt, immer suche!" hatte er einmal zu mir gesagt.

Das Wort hatte an mein Selbstbewußtsein gerührt — doch mir war es um mehr zu tun als um mein Selbstgefühl, für mich war es eine unbedingte Lebensnotwendigkeit, den Alten zu begreifen.

Bei aller Unfaßbarkeit war doch auch etwas Festes, Dauerndes in ihm. Es machte auf mich den Eindruck, als würde er, selbst wenn er noch hundert Jahre lebte, inmitten der erschreckend wankelmütigen Menschen stets unverändert sich selbst gleichbleiben.

Auch der Vorleser im Bilderladen hatte einen solchen Eindruck der Festigkeit gemacht, aber dieser Eindruck hatte keine sympathische Empfindung in mir geweckt. Ossips Festigkeit war von anderer Art; sie war mir sympathischer.

Der Wankelmut, die Unzuverlässigkeit der Menschen fielen mir gar zu grell in die Augen, ihre gauklerischen Sprünge aus einer Lage in die andere, die mich einst verblüfft hatten, machten keinen Eindruck mehr auf mich und löschten allmählich mein Interesse für die Menschen und meine Liebe zu ihnen aus.

Eines Tages, Anfang Juli, fuhr an der Stelle, an der wir gerade arbeiteten, eine wacklige Droschke in vollem Trab vor. Auf dem Bock saß ein betrunkener Kutscher mit langem Bart, ohne Mütze, seine Lippe war aufgeschlagen, und er rülpste mürrisch; in der Droschke saß breit hingelümmelt Grigori Schischlin, Arm in Arm mit einem dicken, rotwangigen Mädchen in einem Strohhut mit grellrotem Band und dunkeln Glaskirschen, einen Schirm in der Hand und mit Gummischuhen an den bloßen Füßen. Sie fuchtelte mit dem Schirm, wiegte sich hin und her, lachte aus vollem Halse und schrie:

„Zum Teufel noch mal! Die Messe ist noch gar nicht eröffnet, und ihr sagt, ihr wollt mit mir nach der Messe fahren! Nein, so was!"

Grigori kroch aus der Droschke, ganz zerzaust und zerknirscht, setzte sich auf die Erde und erklärte uns, die wir ihn umstanden:

„Hier knie ich, ich böser Sünder! Hab's überlegt und die Sünde begangen! Jefimuschka sagte: ‚Grischa', sagte er, ‚tu's nur!' ... Und er tat recht, es zu sagen, ihr aber — vergebt mir! Ich will euch alle bewirten. Er sagte ganz richtig: ‚Nur einmal lebt der Mensch ... öfter als einmal geht's nicht, ganz unmöglich ...'"

Das Mädchen konnte sich nicht halten vor Lachen, stampfte mit den Füßen und verlor die Gummischuhe, der Kutscher aber rief knurrend:

„Laßt uns rasch weiterfahren! Schreit hier nicht herum, ihr macht das Pferd scheu!"

Das Pferd, eine alte, zerprügelte Schindmähre, stand, ganz mit Schaum bedeckt, wie angewurzelt da — das alles machte, mit einem Wort, einen unerträglich lächerlichen Eindruck. Grigoris Leute hielten sich die Seiten vor Lachen, als sie ihren Arbeitgeber mit seiner aufgetakelten Dame und dem betrunkenen Kutscher sahen. Nur Foma lachte nicht — er stand neben mir in der Tür eines Ladens und murmelte vor sich hin:

„Nun hat sich das Schwein doch verplempert ... Und dabei hat er eine Frau zu Hause, eine schöne Frau!"

Der Kutscher drängte in einem fort, sie sollten endlich fahren, das Mädchen aber stieg aus der Droschke, hob Grigori auf, bettete ihn auf ihren Schoß und schrie, ihren Schirm durch die Luft schwingend:

„So — nun fahren wir los!"

Die Leute, die Grigori wohl beneideten und sich in ihrer gutmütigen Weise über ihn lustig machten, gingen auf Fomas Anruf hin wieder an die Arbeit; ihm selbst war es offenbar unangenehm, Grigori in dem lächerlichen Zustand zu sehen.

„Das nennt sich nun Arbeitgeber!" brummte er. „Vor Ablauf eines Monats ist die Arbeit beendet, dann geht's ins Dorf zurück — aber nein, er hat's nicht ausgehalten ..."

Ich schämte mich für Grigori — dieses Mädchen mit den Kirschen auf dem Hut nahm sich neben ihm gar zu kläglich und abgeschmackt aus.

Ich dachte öfters: „Warum ist eigentlich Grigori Schischlin der Unternehmer und Foma Tutschkow nur einfacher Arbeiter?" Kräftig, von hellem Teint, mit lockigem Haar, klugen grauen Augen und einer kühn geschwungenen Adlernase in dem runden Gesicht, sah Foma gar nicht wie ein Bauernbursche aus — in besseren Kleidern hätte er als ein Kaufmannssohn aus guter Familie gelten können. Er hatte etwas Finsteres an sich und sprach wenig, doch was er sagte, hatte Hand und Fuß. Er konnte lesen und schreiben, führte die Bücher seines Arbeitgebers, machte die Bauanschläge für ihn und verstand es, die Genossen zur Arbeit anzutreiben, arbeitete jedoch selbst nicht gern.

„Alle Arbeit kann man doch nicht schaffen, so viel davon gibt's", sagte er ruhig.

Von Büchern hielt er nicht viel.

„Drucken kann man alles mögliche, ich tüftle dir aus, was du willst — alles dummes Zeug ..."

Er hörte jedoch mit großer Aufmerksamkeit auf alles, und wenn etwas seine Wißbegier erregte, so fragte er eingehend nach allen Einzelheiten, hatte dabei aber stets seine eignen Gedanken und legte an alles seinen eignen Maßstab an. Einmal sagte ich zu ihm, es wäre doch richtiger, wenn er der Unternehmer wäre und nicht Grigori.

„Ja, wenn man sogleich Tausende verdienen könnte!" erwiderte er lässig — „dann lohnte es sich noch. Aber um ein paar Groschen halber sich mit den Leuten herumzubalgen, das ist kein Geschäft. Nein, ich seh' mich noch ein Weilchen um, und dann geh' ich nach Oranki ins Kloster. Ich bin ein hübscher, kräftiger Bursche — vielleicht gefall' ich irgend'ner Kaufmannsfrau, einer Witwe, und mache mein Glück. So was kommt öfter vor, ein Bursche aus Sergazk hat es in zwei Jahren erreicht und hat dann später ein reiches Mädchen hier aus der Stadt geheiratet. Wie sie das wundertätige Bild in die Häuser trugen, hat sie sich in ihn vergafft ..."

Er hatte sich das alles genau zurechtgelegt und kannte eine ganze Anzahl solcher Geschichten von Klosternovizen, die es auf gleiche Weise „zu etwas gebracht" hatten. Mir gefielen diese Geschichten ebensowenig wie überhaupt Fomas Denkweise, doch glaubte ich ihm schon, daß er ins Kloster gehen würde. Als jedoch die Messe eröffnet wurde, trat Foma zu unser aller Überraschung als Kellner in ein Restaurant ein. Seine ehemaligen Arbeitsgenossen versäumten nicht, ihn deshalb ihren Spott fühlen zu lassen — des Sonntags, wenn sie ihren Tee trinken wollten, hieß es:

„Kommt, Kinder, nun gehen wir zu unserm Landsmann!"

Und kamen sie dann hin, so riefen sie gebieterisch:

„Heda, Kellner! Du, Lockenkopf, komm mal her!"

Er kam und fragte, den Kopf in den Nacken werfend:

„Was steht zu Diensten?"

„Sag mal, hast du uns nicht erkannt?"

„Dazu hab' ich keine Zeit. Was soll ich bringen?"

Er fühlte es, daß ihn die Genossen verspotteten, und suchte so rasch wie möglich von ihnen loszukommen. Ich fragte ihn, wie er dazu gekommen sei, Kellner zu werden, während er doch immer Mönch habe werden wollen.

„Ich? Mönch? Daß ich nicht wüßte", lautete seine Antwort. „Und Kellner bleib' ich auch nicht lange ..."

Vier Jahre später traf ich ihn in Zarizyn, er war immer noch Kellner. Später las ich dann in der Zeitung, daß Foma Tutschkow bei einem Einbruchsdiebstahl ertappt und verhaftet worden sei.

Einen besonders tiefen Eindruck machte auf mich die Geschichte des Maurers Ardalion, des ältesten und tüchtigsten Arbeiters in Petruchas Kolonne. Auch diesen vierzigjährigen, schwarzbärtigen, munteren Menschen konnte man nicht anschauen, ohne sich zu fragen, weshalb nicht er, sondern Pjotr der Unternehmer war. Er trank nur selten Branntwein und war kaum jemals berauscht, verstand sein Handwerk ausgezeichnet und arbeitete mit Lust — die Ziegelsteine flogen nur so wie rote Tauben durch seine Hände. Der magere, kränkliche Pjotr nahm sich neben ihm höchst kläglich und überflüssig aus.

„Für andre bau' ich steinerne Häuser, um für mich selbst einen hölzernen Sarg zu haben", pflegte Pjotr zu sagen, während Ardalion, selbst hurtig zugreifend, die Genossen heiter anfeuerte:

„Immer arbeitet, arbeitet, Kinder, zur Ehre Gottes!"

Er erzählte allen, er wolle im nächsten Frühjahr nach Sibirien gehen, nach Tomsk, wo sein Schwager ein großes Stück Arbeit bei einem Kirchenbau übernommen habe; er solle da eine Stelle als Aufseher bekommen.

„Die Sache mach' ich bestimmt", sagte er, „auf 'nen Kirchenbau hab' ich mich schon lange gespitzt. Wie wär's, wenn du mitkämst?" schlug er mir vor. „In Sibirien kann ein Mensch, der lesen kann, vorwärtskommen. Kannst dort dein Glück machen, Junge — ich rede im Ernst, nicht zum Spaß!"

Über Pjotr und Grigori spöttelte er gutmütig, wie ein Erwachsener über Kinder.

„Prahlhänse sind sie", meinte er zu Ossip, „jeder sucht dem andern zu zeigen, wie pfiffig er ist."

„Das Prahlen ist dem Menschen nun mal eigen", erwiderte Ossip, „auch die jungen Mädchen drücken die Brust heraus..."

„Haben immer den Herrgott im Mund und denken dabei nur ans Geldmachen..."

„Nun, Grigori hat noch nicht viel Geld gemacht..."

„Ich rede auch mehr von meinem Pjotr. Wenn's ihm schon so um Gott zu tun ist, sollte er in den Wald gehen und Einsiedler werden... Ach, ich hab' hier schon alles über — zum Frühjahr geht's nach Sibirien, abgemacht!"

Die übrigen Arbeiter beneideten Ardalion und sagten:

„Ja, wenn wir auch so einen Schwager in Tomsk hätten, würde uns Sibirien schon gefallen!"

Und plötzlich war dann Ardalion verschwunden. An einem Sonntag verließ er die Herberge der Maurer, und drei Tage lang wußte kein Mensch, wo er steckte. Alle möglichen Vermutungen wurden laut:

„Vielleicht hat ihn jemand kaltgemacht?"

„Oder er ist baden gegangen und ertrunken?"

Endlich löste Jefimuschka das Rätsel:

„Denkt euch: Ardalion ist auf den Bummel gegangen!" erklärte er mit einer Miene, die auf ein schlechtes Gewissen schließen ließ.

„Lüg doch nicht!" versetzte Pjotr ungläubig.

„Ich sag's euch! Er lumpt herum und säuft. Ist ganz in Brand geraten, richtig von mitten heraus, wie 'ne Korndarre. Aus Gram geschieht es, seine Frau soll gestorben sein..."

„Er ist doch Witwer! Wo steckt er denn?"

Pjotr ging wütend davon, um Ardalion zu „retten", der aber verprügelte ihn ganz gehörig. Da machte sich Ossip auf den Weg.

„Will doch mal sehen, was eigentlich mit ihm los ist", erklärte er, die Hände tief in die Taschen steckend, mit einem herben Zug um den Mund. „War doch immer ein so ordentlicher Bursche..."

Ich schloß mich Ossip an.

„Da lebt nun solch ein Mensch", sprach er unterwegs, „alles scheint gut und glatt, und mit einemmal reitet ihn der Teufel, und er zieht von Spelunke zu Spelunke. Kannst daraus lernen, Maximytsch..."

Wir kamen nach einem der ordinärsten Freudenhäuser des „lustigen Dorfes" Kunawino, wo uns ein altes Weib mit einem durchtriebenen Galgenvogelgesicht empfing. Ossip flüsterte ihr etwas zu, und sie führte uns in ein kleines, leeres Zimmer ohne Licht und so schmutzig wie ein Stall. Auf einem Ruhebett schlief eine große, dicke Person in Unterkleidern. Die Alte versetzte ihr einen Rippenstoß und rief:

„Scher dich aus dem Zimmer! Na, hörst du nicht?"

Die Person sprang erschrocken auf, rieb sich das Gesicht mit den flachen Händen und fragte:

„Was ist denn? O Gott — wer ist da?"

„Die Geheimpolizei", antwortete Ossip streng.

Mit einem Angstschrei verschwand das Weib. Ossip spuckte hinter der Davoneilenden aus und sagte erklärend zu mir:

„Vor der Geheimpolizei fürchten sie sich ganz gewaltig, mehr als vor dem Teufel..."

Die Alte nahm einen kleinen Spiegel von der Wand, und eine Ritze wurde sichtbar.

„Seht nach, ob er's ist", sagte sie zu uns.

Ossip blickte durch die Spalte in der Wand:

„Freilich ist er's. Schick das Mädel da drin fort!"

Ich blickte gleichfalls durch die Spalte und sah in ein enges Loch, ähnlich jenem, in dem wir uns befanden. Die Fensterläden waren dicht geschlossen, und bei dem Licht einer Blechlampe, die auf dem Fensterbrett stand, nähte eine nackte schlitzäugige Tatarin an ihrem Hemd. Hinter ihr hob sich auf dem Bett Ardalions gedunsenes Gesicht mit dem zerzausten schwarzen Bart von den Kissen ab. Die Tatarin fuhr zusammen, warf das Hemd über, ging an dem Bett vorüber und kam in unser Zimmer.

Ossip warf einen Blick auf sie und spuckte wieder aus.

„Schamloses Frauenzimmer!" sagte er verächtlich.

„Und du sein alter Dummkopf", erwiderte sie radebrechend und lachte.

Auch Ossip mußte lachen und drohte ihr mit dem Finger. Wir gingen nach ihrer Kammer, wo sich der

Alte zu Ardalions Füßen auf das Bett setzte und eine ganze Weile bemüht war, den Schlafenden zu wecken.

„Schon gut, schon gut", murmelte Ardalion halb im Schlaf. „Wart, wir gehen gleich..."

Er wurde endlich wach, sah Ossip und mich ganz verstört an, schloß die geröteten Augen und brummte:

„Nun, nun..."

„Was ist eigentlich mit dir?" sagte Ossip ruhig, ohne Vorwurf, aber ernst.

„Ich bin mal ‚durchgegangen'", erwiderte Ardalion unter Räuspern und Husten.

„Wie kam denn das?"

„Wie's eben kommt..."

„Schön ist's nicht..."

„Was soll daran schön sein?..."

Ardalion nahm eine Flasche mit Branntwein, die auf dem Tische stand, setzte an und trank und reichte sie dann Ossip.

„Willst du? Es muß auch noch was zum Beißen da sein."

Der Alte nahm einen Schluck Branntwein, verzog den Mund und begann langsam, an einem Stück Brot zu kauen, während Ardalion, der noch ganz benommen war, langsam weitersprach:

„Ja... da hab' ich nun mit 'ner Tatarin angebändelt. Hat alles Jefimuschka eingefädelt: ist 'n junges Ding, die Tatarin, sagte er, eine Waise aus Kassimow, die zur Messe hergekommen ist..."

Hinter der Wand ließ sich die Tatarin in ihrer gebrochenen Sprechweise vernehmen:

„Tatarin ist gut... ist wie junges Huhn! Jag ihm fort, ist nicht dein Vater..."

„Hörst du sie?" brummte Ardalion, während er stumpf nach der Wand blickte.

„Hab' sie sogar gesehen", versetzte Ossip.

„So treibt man's, Bruder, siehst du", sprach Ardalion zu mir.

Ich hatte erwartet, daß Ossip ihm Vorwürfe machen und gute Lehren geben und daß Ardalion Reue zeigen würde. Nichts Derartiges geschah jedoch, sie saßen Schulter an Schulter nebeneinander und unterhielten sich ruhig, in knappen Worten. Es war ein trübseliger Anblick, sie so in dem schmutzigen, dunkeln Loch dasitzen zu sehen. Die Tatarin rief durch den Spalt in der Wand allerhand spaßige Worte ins Zimmer, sie hörten jedoch nicht auf sie. Ossip nahm einen geräucherten Fisch vom Tisch, klopfte ihn gegen seinen Stiefelschaft und begann darauf, sorgfältig die Haut abzuziehen.

„Bist wohl dein ganzes Geld losgeworden?" fragte er Ardalion.

„Ich hab' noch was bei Pjotr stehen..."

„Sieh zu, daß du hier wieder loskommst. Solltest jetzt nach Tomsk gehen."

„Was soll ich in Tomsk?"

„Bist wieder andern Sinnes geworden?"

„Wenn's Fremde wären, die mich hinriefen..."

„Nanu?"

„Die Schwester ist's, der Schwager..."

„Na — und?..."

„Seinen eigenen Leuten untertan sein, macht wenig Freude..."

„Irgend jemandem ist man immer untertan."

„'s ist immer ein Unterschied."

Sie sprachen so ernst und so vertraut miteinander, daß die Tatarin es aufgab, sie weiter zu necken. Sie kam ins Zimmer, nahm schweigend ihr Kleid vom Nagel und verschwand wieder.

„Ein ganz junges Ding", meinte Ossip.

Ardalion sah ihn an und sagte in aller Ruhe:

„Hat alles Jefimuschka eingerührt, der Aufwiegler. Kennt nichts weiter als die Weiber... Ist übrigens ein munteres Ding, die Tatarin, hat lauter Dummheiten im Kopf..."

„Versuch's, dich hier frei zu machen", sagte Ossip, aß seinen Fisch auf und verabschiedete sich.

Auf dem Rückweg fragte ich Ossip, weshalb er eigentlich Ardalion aufgesucht habe.

„Ich wollt' ihn mal sehen ... 's ist doch ein Bekannter. Hab' viele solche Fälle erlebt, wie ein Mensch, der sonst ganz vernünftig war, mit einemmal über die Stränge schlug. Vor dem Branntwein muß man sich in acht nehmen", sagte er, fügte jedoch gleich darauf hinzu: „Ohne ihn ist das Leben freilich langweilig — hast du getrunken, so ist's, als wenn du in 'ner andern Welt wärest!"

Es gelang Ardalion nicht, sich „frei zu machen". Ein paar Tage darauf erschien er an der Arbeitsstätte, verschwand jedoch sogleich wieder, und im Frühjahr traf ich ihn dann in der Schar der „Barfüßler", die in der Wolgabucht das Eis von den Barken abschlugen.

Wir begrüßten uns und gingen zusammen in die Schenke Tee trinken.

„Weißt du noch, was für ein Arbeiter ich war?" prahlte er da. „Ich kann's dreist sagen: ein Hauptkerl war ich in meinem Fach! Hunderte konnt' ich verdienen..."

„Hast sie aber nicht verdient..."

„Stimmt — ich habe sie nicht verdient!" rief er stolz aus. „Ich pfeif' auf die Arbeit!"

Er nahm den Mund sehr voll, die Leute in der Schenke horchten auf.

„Erinnerst du dich noch, was Petrucha, dieser heimliche Dieb, von der Arbeit sagte? Für andre steinerne Häuser, für sich selbst — 'nen hölzernen Sarg. Das ist alles, was bei der Arbeit herauskommt!"

„Petrucha ist ein kranker Mensch", erwiderte ich, „er fürchtet sich vor dem Tode."

„Auch ich bin krank!" rief Ardalion laut. „Meine Seele kann wohl keine Ruhe finden."

Des Sonntags spazierte ich öfters aus der Stadt nach der Millionnajastraße hinaus, wo sich die Barfüßler herumdrückten, und konnte da beobachten,

wie schnell sich Ardalion bei der „goldnen Rotte" einlebte. Ein Jahr zuvor war er ein heiterer, gesetzter Mensch gewesen, und jetzt hatte er etwas Schreiendes, Großspuriges angenommen, sah alle Leute herausfordernd an, als ob er sich mit jedem einzelnen messen wollte, und rühmte sich vor mir:

„Sieh doch, wie sie mich hier alle hochhalten — ich bin hier so eine Art Häuptling!"

Freigebig bewirtete er die andern Barfüßler, sobald er Geld hatte, und wenn es eine Prügelei gab, stellte er sich stets auf die Seite des Schwächeren.

„Nur kein Unrecht!" sagte er. „Man muß immer gerecht handeln!"

Sie nannten ihn denn auch den „Gerechten", was ihm sehr gefiel.

Ich beobachtete mit Aufmerksamkeit die Menschen, die in jener Straße wie in einem alten, schmutzigen, steinernen Sack zusammengepfercht saßen. Es waren lauter vom Leben Abgebröckelte, die da ihr eigenes, lustiges, herrenloses Leben führten. Es lag etwas Sorgloses, Kühnes in ihrer Art, und sie gemahnten mich an Großvaters Erzählungen von den Wolgaschleppern, die im Handumdrehen zu Räubern oder Einsiedlern wurden. Wenn sie keine Arbeit hatten, verschmähten sie es nicht, kleine Diebstähle auf den Barken und den Dampfern auszuführen, was mich im übrigen nicht weiter beunruhigte, da ich das ganze Leben um mich herum von Spitzbübereien durchsetzt sah, die überall wie die grauen Nähte an einem alten Kaftan zutage traten. Andrerseits sah ich sie gelegentlich auf den Umladeböden, bei Feuersbrünsten, während des Eisgangs mit großem Eifer, unter Aufbietung ihrer ganzen Kraft arbeiten. In ihrem Dasein lag ein festtäglicher Zug, der dem Leben der gewöhnlichen Arbeitsmenschen fremd war.

Meine Freundschaft mit Ardalion war Ossip aufgefallen, und er warnte mich väterlich:

„Hör mal, meine liebe Seele, du hältst dich schon gar zu eng an die Millionnaja — daß dir das nur nicht schlecht bekommt!"

Ich sagte ihm, so gut ich's verstand, daß ich an diesen Leuten, die ohne feste Arbeit so vergnügt lebten, Gefallen fände.

„Wie die Vögel im Himmel leben sie, ja", erwiderte er, „sind aber Faulpelze, träges Volk, das sich vor der Arbeit scheut..."

„Was heißt Arbeit?" versetzte ich. „Man sagt doch immer: ‚Von redlichem Eifer wird niemand reicher...'"

Ich hatte diese Redensart oft genug gehört und fühlte, daß etwas Wahres in ihr lag. Ossip nahm die Sache jedoch krumm und schrie mich an:

„Wer ist's, der das sagt? Dummköpfe und Müßiggänger, du junger Dachs aber solltest nicht auf sie hören! Nun sieh einer! Neidhammel und Pechvögel mögen solchen Unsinn reden, du aber sollst dir erst mal die Federn wachsen lassen, dann magst du fliegen! Ich will's übrigens, mit Verlaub, deinem Brotgeber sagen, was für 'nen Verkehr du dir ausgesucht hast..."

Und er sagte es wirklich. Mein Prinzipal nahm mich in seiner Gegenwart vor:

„Hör mal, lieber Peschkow, die Millionnaja ist nichts für dich! Dort gibt es nur Diebe und Dirnen, ins Gefängnis, ins Krankenhaus führt von da der Weg! Daß du mir nicht mehr hingehst!"

Ich verheimlichte hinfort meine Besuche in der Millionnaja, und bald mußte ich sie ganz und gar unterlassen. Ich saß eines Tages mit Ardalion und seinem Freunde Robenok im Hofe eines der Nachtasyle auf dem Schuppendach und hörte zu, wie Robenok seine Fußwanderung von Rostow am Don nach Moskau schilderte. Der Erzähler war ein Invalide, ehemaliger Sappeur, Inhaber des Georgskreuzes — er hatte im letzten Feldzug gegen die Türken eine schwere Knieverletzung davongetragen. Er war ein stämmiger Bursche von kleinem Wuchs und hatte eine ganz gewaltige Kraft in den Armen, die ihm jedoch zu nichts nützte, da er seiner Lahmheit wegen nicht arbeiten konnte. Während irgendeiner Krankheit hatte er Kopf- und Barthaar verloren, so daß sein Schädel dem eines Neugeborenen glich.

„Ich komme nach Serpuchow", erzählt er, mit den geröteten Augen blinzelnd, „da seh' ich einen Popen in seinem Garten sitzen. ‚Väterchen', sag' ich, ‚ein Held aus dem Türkenkriege bittet um eine kleine Gabe'..."

„Immer schneid auf, schneid auf", sagt Ardalion kopfschüttelnd.

„Was ist da aufgeschnitten?" fragt Robenok, ohne sich weiter verletzt zu fühlen, während mein Freund in lehrhaftem, müdem Ton fortfährt:

„Du bist kein Mensch von Verlaß. Du solltest dir 'ne Stelle als Wächter suchen, wie es die Lahmen immer machen — statt dessen treibst du dich in der Welt herum und lügst Löcher in den Himmel..."

„Ich tu's doch nur spaßeshalber, um mich über die Leute lustig zu machen..."

„Solltest dich über dich selbst lustig machen..."

Auf dem Hofe, der trotz dem trocknen, sonnigen Wetter feucht und dunkel war, erschien eine Frau und rief, irgendeinen Lappen schwenkend:

„Wer kauft 'nen Unterrock? Heda, liebe Freundinnen..."

Aus allen Winkeln des Hauses kamen die Weiber herbei und umringten die Verkäuferin, die ich sofort erkannt hatte: es war die Wäscherin Natalja. Ich sprang vom Dach herunter und lief ihr nach — sie hatte den Unterrock für den ersten gebotenen Preis losgeschlagen und verließ eben wieder still den Hof. Vor dem Tor holte ich sie ein und begrüßte sie freudig.

„Was gibt's?" fragte sie kurz und sah mich befremdet an. Dann aber blieb sie stehen und rief erschrocken und entrüstet zugleich:

„Gott erbarme sich! Was machst du denn hier?"

Ihre Worte verwirrten und rührten mich zugleich. Ich begriff, daß sie um meinetwillen erschrocken war, und beeilte mich, ihr zu erklären, daß ich in dieser Straße nicht wohnte, sondern nur gelegentlich hineinguckte.

„Was ist denn da zu gucken?" versetzte sie ärgerlich und spöttisch zugleich. „Guckst wohl den Stromern hier in die Taschen? Oder den Weibern hinters Brusttuch?"

Ihr Gesicht hatte etwas Zerknittertes, unter den Augen lagen tiefe Schatten, und die Lippen hingen welk herunter.

Vor der Tür einer Schenke machte sie halt.

„Komm, trink ein Glas Tee mit", sagte sie. „Gekleidet bist du ja ganz sauber, nicht wie die andern hier, aber ich trau' dir noch nicht recht..."

In der Schenke jedoch gewann sie ihr Vertrauen zu mir wieder. Während sie mir den Tee einschenkte, erzählte sie mit müder Stimme, sie sei erst vor einer Stunde aufgestanden und habe noch nicht gefrühstückt.

„Bin gestern ganz betrunken zu Bett gegangen — Gott weiß, wo und mit wem ich herumgezecht habe..."

Sie trank ein Glas Branntwein und darauf den heißen Tee. In einem groben, nicht mißzuverstehenden Straßendirnenton begann sie dann drauflloszureden, bis ich sie zaghaft, verlegen nach ihrer Tochter fragte — da wurde sie mit einemmal nüchtern.

„Was geht dich meine Tochter an?" schrie sie auf mich los. „Auf die spitzt du dich wohl? Nein, mein Lieber, das gibt's nicht!"

Sie trank noch ein Glas Branntwein und fuhr dann fort:

„Meine Tochter hat mit mir nichts gemein. Wer bin ich denn? Eine Waschfrau. Was für eine Mutter bin ich ihr? Sie ist gebildet, gelehrt — verstehst du, mein Sohn? Sie ist von mir weggezogen, zu einer reichen Freundin ... Die Waschfrau paßte ihr nicht — nun gut, vielleicht wird ihr die Straßendirne passen..."

Ich sah es ihr an, daß sie zur Straßendirne geworden war, es gab ja in dieser Straße keine andern Frauen. Als sie sich jedoch selbst so nannte, traten mir vor Scham und Mitleid die Tränen in die Augen. Sie, die mir noch vor kurzem so kühn, so unabhängig und verständig erschienen war, eine Dirne — es war mir bei ihrem Selbstbekenntnis, als ob ich mich an einer glühenden Kohle versengt hätte.

„Ach, Junge", sagte sie und sah mich dabei seufzend an —„geh fort von hier! Ich bitte dich darum und rate es dir: komm nicht mehr her, du gehst hier zugrunde!"

Dann begann sie leise, wie im Selbstgespräch, vor sich hin zu reden, wobei sie den Kopf über den Tisch neigte und mit dem Finger auf dem Teebrett irgend etwas zeichnete.

„Freilich, was machst du dir aus meinen Bitten und Ratschlägen? Hat doch die eigne Tochter nicht auf mich gehört ... Ich schrei' sie an: ‚Du darfst die eigne Mutter nicht im Stich lassen, was fällt dir ein?' Und sie sagt darauf: ‚Ich erhäng' mich, wenn ich bei dir bleiben soll', und ist nach Kasan gegangen, um weiterzulernen. Hebamme will sie werden. Nun, meinetwegen, meinetwegen ... Und ich — was sollt' ich anfangen? Wo sollt' ich Anschluß suchen? Hier ... bei den Heimatlosen ... hab' ich ihn gefunden..."

Sie schwieg lange und bewegte nur stumm die Lippen — offenbar hatte sie meine Gegenwart vergessen und hing ihren Gedanken nach. Ihre Mundwinkel hatten sich gesenkt, die Lippen bildeten eine Sichel, und die zitternden und zuckenden Fältchen um den Mund, die ihre eigne, stumme Sprache redeten, boten einen schmerzlichen Anblick. Der Ausdruck ihres Gesichts hatte etwas Kindliches, Gekränktes. Eine Haarsträhne fiel unter ihrem Kopftuch auf die Wange hervor und wand sich nach dem kleinen Ohr hinüber. In den abgestandenen Tee fiel aus ihrem Auge eine Träne; als sie es merkte, schob sie das Glas von sich, schloß die Augen fest, daß noch zwei kleine Tränen heraustraten, und trocknete dann ihr Gesicht mit dem Taschentuch.

Ich hielt es nicht länger aus, mit ihr so dazusitzen, und erhob mich.

„Leben Sie wohl", sagte ich.

„Wie? Ach so ... Nun, geh schon, geh zum Teufel!" sagte sie mit einer abweisenden Handbewegung — offenbar hatte sie ganz vergessen, mit wem sie zusammensaß.

Ich kehrte auf den Hof zu Ardalion zurück, er hatte mit mir auf den Krebsfang gehen wollen. Ich ging rasch, um ihm von dieser Frau zu erzählen, traf jedoch weder ihn noch Robenok auf dem Dach an. Während ich sie auf dem winkligen Hofe suchte, erhob sich auf der Straße lauter Lärm, wie ich ihn hier schon gewohnt war. Ich trat aus dem Tor und stieß sogleich auf Natalja. Sie schluchzte, wischte sich mit dem Kopftuch das blutig geschlagene Gesicht, strich mit der andern Hand ihr zerzaustes Haar zurecht und ging wie blind den Bürgersteig entlang, während Ardalion und Robenok hinter ihr herschritten.

„Gib ihr noch eins, immer feste!" rief Robenok dem Gefährten zu.

Ardalion holte Natalja ein und schwang seine Faust gegen sie. Sie wandte sich ihm zu — ihr Gesicht war ganz schrecklich verzerrt, die Augen glühten vor Haß.

„Da — schlag doch zu!" schrie sie.

Ich fiel Ardalion in den Arm.

„Was fällt dir ein?" rief er und sah mich verwundert an.

„Rühr sie nicht an!" brachte ich mühsam heraus.

Er lachte laut auf.

„Sie ist wohl deine Braut? Ei, ei, mein Bübchen — hast ein saubres Liebchen!“

Auch Robenok wollte platzen vor Lachen und schlug sich auf die Hüften vor Vergnügen. Eine ganze Weile rösteten sie mich förmlich am Kreuzfeuer ihrer schmutzigen Spottreden — es war eine Folter für mich. Natalja fand Zeit, sich zu entfernen, mir aber riß schließlich der Geduldsfaden. Ich rannte mit dem Kopf gegen Robenoks Brust an, warf ihn rücklings zu Boden und lief fort.

Lange Zeit blieb ich dann der Millionnaja fern. Ardalion sah ich noch einmal — ich begegnete ihm auf einem Fährschiff.

„Wo steckst du denn, Junge?“ fragte er mich ganz vergnügt.

Als ich ihm sagte, wie sehr mich seine Roheit gegen Natalja und die häßliche Kränkung, die er mir angetan, empört habe, meinte er, gutmütig lachend:

„Das war doch nicht ernst gemeint, Junge! Wir haben dich nur zum Spaß ein bißchen gehänselt. Und sie — wie soll man sie nicht prügeln, da sie doch eine Dirne ist? Die Männer prügeln ihre Frauen, da wird man doch mit so einer keine Umstände machen! Nur nicht weichlich sein! So viel weiß ich schließlich selbst: die Faust ist ein schlechter Lehrer ...“

„Was hast du sie auch zu belehren? Worin bist du besser als sie? ...“

Er legte seinen Arm um meine Schultern und sagte, mich schüttelnd, mit leichtem Spott:

„Das ist ja das Häßliche an unserem Leben, daß einer so wenig taugt wie der andre ...“

Er lachte hellauf und fügte prahlerisch hinzu:

„Ich begreife das alles, mein Lieber, sehe alles von außen und von innen! Ich bin kein dummer Dorfteufel ...“

Er war ein wenig angeheitert und sprach zu mir mit dem freundlichen Mitgefühl eines guten Lehrers für einen einfältigen Schüler ...

... Zuweilen traf ich auch noch Pawel Odinzow, meinen Kameraden aus der Malerwerkstatt. Er war noch kecker und flotter geworden, kleidete sich stutzerhaft, sprach mit mir von oben herab und warf mir jedesmal vor:

„Daß du dir solch eine Arbeit ausgesucht hast — du gehst dabei zugrunde! Diese Bauern ...“

Dann erzählte er mir einige Neuigkeiten aus der Werkstatt:

„Shicharew schleppt sich immer noch mit dieser Kuh herum, und Sitanow muß irgendein Herzeleid haben — er trinkt ganz gewaltig. Den alten Gogolew haben die Wölfe aufgefressen, er fuhr zu Weihnachten nach Hause, war natürlich betrunken und wurde ohne viel Umstände von ihnen verspeist. Und als sie ihn gefressen“, fuhr er lachend in der Ausmalung des traurigen Ereignisses fort, „da wurden sie selbst bezecht, spazierten wie gelehrte Pudel auf den Hinterpfoten durch den Wald und starben tags darauf alle miteinander eines elenden Todes ...“

Ich lachte mit ihm, hatte jedoch das Gefühl, daß die Malerwerkstatt mit allem, was ich dort erlebt hatte, für mich ein abgetanes Kapitel war. Und das tat mir doch wieder ein klein wenig leid.

19

Im Winter gab es in der „Messestadt“ so gut wie gar keine Arbeit. Zu Hause hatte ich, wie früher, allerhand kleine Obliegenheiten zu erfüllen, die meinen Tag verschlangen, dafür hatte ich jedoch die Abende frei. Ich las meinen Leuten wieder die langweiligen Romane der „Niwa“ und des „Moskauer Blättchens“ vor; die Nächte widmete ich dem Lesen guter Bücher, auch versuchte ich mich selbst im Versemachen.

Eines Tages, als die Frauen in der Abendmesse waren, fragte mich der Prinzipal, der sich nicht wohl fühlte und daher zu Hause geblieben war:

„Sag mal, Peschkow — Viktor macht sich über dich lustig: du schriebest Verse, meint er. Stimmt das? Lies mir doch was vor!“

Ich fand keinen Vorwand, es ihm abzuschlagen, und las ihm einige meiner Gedichte vor. Sie schienen ihm nicht zu gefallen, doch sagte er aufmunternd:

„Immer schreib, schreib! Vielleicht wirst du mal ein zweiter Puschkin. Hast du Puschkin gelesen? ‚Ob eine Hexe Hochzeit macht? Ein Kobold wird zu Grab gebracht?‘ Zu Puschkins Zeiten glaubte man noch an Hexen und Kobolde — er selbst glaubte wohl nicht daran, sondern hat nur gescherzt ... Ja, ja, mein Lieber“, fuhr er nachdenklich fort — „du hättest 'ne höhere Schule besuchen sollen, aber jetzt ist es zu spät. Weiß der Teufel, wie du dich durch die Welt schlagen wirst ... Dein Heft versteck nur gut; sonst fällt es den Weibern in die Hände, und die werden dich verspotten und verhöhnen, das ist ihnen ja 'ne rechte Freude — wenn sie jemanden kränken können ...“

Seit einiger Zeit war der Prinzipal auffallend still und nachdenklich geworden, sah sich immer ängstlich um und erschrak, wenn die Türglocke ging. Zuweilen wurde er ohne ausreichenden Grund ganz plötzlich von einer krankhaften Aufregung ergriffen, schrie alle Welt heftig an und lief aus dem Hause, um erst spät in der Nacht betrunken heimzukehren. Man hatte das Gefühl, daß ihm irgend etwas ganz Besonderes begegnet sein müsse — etwas, was nur ihm allein bekannt war, was sein Herz schwer bedrückte, ihn unsicher machte und ihm das Leben vergällte.

Des Sonntags, vom Mittagessen an bis neun Uhr abends, ging ich spazieren, und den Abend verbrachte ich in einer Schenke in der Jamskajastraße. Der Wirt, ein dicker, ewig schwitzender Mensch, war ein leidenschaftlicher Verehrer der Gesangs-

kunst, und die Sänger fast sämtlicher Kirchenchöre wußten das und versammelten sich mit Vorliebe in seinem Lokal. Sie sangen ihre Lieder, und er bewirtete sie dafür mit Branntwein, Bier und Tee.

Die Sänger, denen es nur um die Bewirtung zu tun war, trugen meist Kirchenlieder vor — sie sangen ohne besonderen Schwung und waren überhaupt ein ziemlich langweiliger Menschenschlag. Die Frommen unter den Gästen nahmen Anstoß daran, daß die kirchlichen Gesänge in der Schenke vorgetragen wurden, der Wirt lud die Sänger daher in seine Wohnung ein, so daß ich ihre Lieder nur durch die Tür hören konnte. In der Schenke ließen sich dafür öfters Sänger aus dem Volke, Bauern und Handwerker, vernehmen, und der Wirt ließ es sich angelegen sein, immer neue Kräfte heranzuziehen. Er suchte nach ihnen in der Stadt und fragte an den Markttagen die vom Dorfe hereinkommenden Bauern nach tüchtigen Sängern aus, die er dann zu sich einlud.

Für den Sänger stand vor der Theke ein Stuhl bereit, gerade unter dem Branntweinfäßchen, von dessen den Gästen zugekehrtem Boden sich der Kopf des Sängers wie in einem runden Rahmen abhob. Alle andern Sänger übertraf, auch durch die Auswahl seiner besonders schönen Lieder, ein kleiner, magerer Sattler namens Kleschtschow, ein zerzaustes, verkümmertes Kerlchen mit roten Haarbüscheln auf dem Kopf, einer großen, leichenhaft glänzenden Nase und kleinen, verschlafenen, unbeweglichen Augen. Wenn er sang, schloß er sie ganz, lehnte den Kopf an den Boden des Fäßchens, streckte die Brust vor und stimmte in raschem Tempo mit einem zarten, jedoch unwiderstehlich alles niederzwingenden Tenor sein Lied an:

„Ach, schon fiel der Nebel auf das freie Feld
Und verhüllte weithin Pfad und Weg..."

Nun stand er auf, lehnte sich mit dem Rücken gegen den Schanktisch und sang, das Gesicht der Decke zugekehrt, so recht aus Herzensgrund:

„Ach, wohin, wohin nur wend' ich mich,
Und wie komm' ich auf den breiten Weg?"

Seine Stimme war von kleinem Umfang, wie er selbst nur klein war, dabei jedoch recht ausdauernd; sie durchsetzte den dumpfen Schenkenlärm wie ein schönes Muster aus Silberfäden einen dunkeln Teppich. Der schwermütige Text, die Seufzer und Ausrufe bannten alle Zuhörer, selbst die Betrunkenen schauten verwundert vor sich hin, und ich wurde aufs stärkste von jenem machtvollen Gefühl ergriffen, das bei den Tönen schöner Musik stets aus den Tiefen der Seele emporsteigt.

In der Schenke ward es still wie in einer Kirche, und der Sänger erschien darin wie ein guter Priester, der nicht kalt predigt, sondern aufrichtig, aus vollem Herzen, für das ganze Menschengeschlecht betet und alle Kümmernisse des Menschendaseins laut durchdenkt. Bärtige Menschen blicken von allen Seiten nach ihm hin; in den vertierten Gesichtern blinzeln sinnende Kinderaugen, und von Zeit zu Zeit wird ein Seufzer hörbar, der die sieghafte Macht des Liedes zu bestätigen scheint. In solchen Augenblicken war ich immer des Glaubens, daß dies das wahre menschliche Leben sei und daß das traurige Leben, das die Menschen tatsächlich führen, nichts weiter sei als ein böser Traum.

Dort sitzt in einer Ecke die dicke Hökerin Lyssucha, ein schamloses, lasterhaftes Weib von widerwärtigem Aussehen; sie hat den Kopf zwischen die fetten Schultern eingezogen und weint — die still rinnenden Tränen sind ein läuterndes Bad für ihre frechen Augen. Nicht weit von ihr hat sich der finster blickende Oktavensänger Mitropolski am Tisch hingelümmelt, ein baumlanger Kerl, zottig wie ein Bär, einem ausgestoßenen Mönch recht ähnlich, mit mächtigen Glotzaugen in dem trunknen Gesicht; er sieht in das Branntweinglas, das vor ihm steht, nimmt es auf und führt es an die Lippen, setzt es jedoch wieder auf den Tisch zurück, ganz behutsam und geräuschlos — es ist ihm unmöglich zu trinken.

Und auch alle die andern Gäste sind mäuschenstill, als ob sie auf etwas längst Vergessenes lauschten, das ihrem Herzen einst teuer war.

Hatte Kleschtschow sein Lied beendet, so nahm er bescheiden auf seinem Stuhl Platz; der Wirt brachte ihm ein Glas Branntwein und sagte mit zufriedenem Lächeln:

„Schön war's, gewiß — aber eigentlich singst du nicht, sondern erzählst mehr. Doch ein Meister bist du, das muß dir der Neid lassen..."

Kleschtschow trank langsam sein Glas aus, räusperte sich leicht und erwiderte leise:

„Singen kann jeder, der ein bißchen Stimme hat; aber die Seele des Liedes zu offenbaren — das ist nur mir gegeben!"

„Na, brüste dich nur nicht zu sehr, mein Lieber!"

„Wer etwas hat, womit er sich brüsten kann, der soll sich nur immer brüsten!" meinte der Sänger leise, doch noch selbstbewußter als vordem.

„Du sprichst recht überheblich, Kleschtschow", versetzte der Wirt gereizt.

„Über meine Seele hinweg heb' ich mich nicht...", gab ihm der Sattler zur Antwort.

„Was versteht ihr Würmer, ihr faulen Schimmelpilze von dem Gesang dieses unscheinbaren Engels!" brüllte der finstere Oktavensänger aus seiner Ecke. Er war stets andrer Meinung als die übrige Gesellschaft, stritt sich mit allen herum und sagte allen die größten Grobheiten, wofür er jeden Sonntag von den andern Sängern oder sonstigen Gästen ganz gehörig verprügelt wurde.

Der Schankwirt konnte den Sattler, so sehr er auch seine Stimme schätzte, im Grunde genommen

nicht leiden und suchte ihm allerhand Possen zu spielen.

„Aufs Singen versteht sich der Kerl, aber er spielt sich zu sehr auf, man müßte ihm mal ordentlich über den Mund fahren“, sagt er. Einige Zecher stimmen ihm zu. Der Schankwirt fährt fort:

„Ja, der Kerl ist aufgeblasen! Und warum eigentlich? Die Stimme hat er von Gott gekriegt und nicht selbst erworben. Überhaupt — das bißchen Stimme!“

Wieder sind die andern mit ihm einverstanden:

„Richtig ist's schon — an der Stimme ist nicht viel dran, aber er versteht seine Sache.“

Der Schankwirt redete der Lyssucha zu, dem kleinen Sänger den Kopf zu verdrehen:

„Das gäbe einen Heidenspaß, so zuzusehen, wie er verliebt um dich herumscharwenzelt! Ganz gehörig müßtest du ihm einheizen.“

„Bin nicht mehr jung genug“, sagte die Hökerin.

Der Schankwirt redete lebhaft auf sie ein:

„Ach was — jung! So gerieben in diesen Dingen wie du bist! Müßtest ihn ordentlich zappeln lassen — da würde er so recht schön singen! Nun? Versuch's, ich werd's dir lohnen.“

Sie blieb aber fest. Groß, wohlbeleibt, die Augen zu Boden gerichtet, saß sie da, fingerte an ihrem Umschlagetuch herum und wiederholte träge:

„Bin nicht mehr jung genug ... das ist's ... sonst...“

Auch die Versuche des Wirts, Kleschtschow betrunken zu machen, mißlangen jedesmal — er sang seine zwei, drei Lieder, trank für jedes Lied sein Gläschen und ging.

Ich hätte gerne mit ihm gesprochen, wagte aber nicht, mich ihm zu nähern — er blickte die Menschen aus seinen farblosen Augen so an, als sähe er sie gar nicht. Er hatte etwas Unangenehmes an sich, etwas, was für gewöhnlich keine Sympathie aufkommen ließ — und doch hätte ich ihm gern auch dann Sympathie entgegengebracht, wenn er nicht sang. Es berührte mich peinlich, zu sehen, wie er bedächtig, wie ein alter Mann, seine Mütze in die Stirn drückte, langsam einen gestrickten roten Schal um den Hals wickelte und laut prahlte:

„Den hat mir mein Liebchen gestrickt, ein strammes Mädel.“

Sang er nicht, so saß er aufgeblasen da, rieb sich die Nase mit dem Finger und gab auf alle Fragen einsilbig und verdrossen Antwort.

Öfters veranstaltete der Wirt auch ein Wettsingen.

„Ja“ — sagten die Gäste nach solchen Veranstaltungen —, „an den Sattler reicht keiner 'ran!“

Kleschtschow aber sagte zum Schankwirt ruhig und höflich, während er seine von roten zottigen Brauen beschatteten Augen im Zimmer umherschweifen ließ:

„Was haben Sie bloß immer zu mäkeln! Mit mir kann's keiner aufnehmen — meine Gabe kommt von Gott!“

„Alle unsere Gaben kommen von Gott...“, versetzte der Wirt.

„Wenn Sie auch noch so viel Branntwein spendieren — einen besseren Sänger werden Sie nicht finden...“, beharrte Kleschtschow.

Der Schankwirt wurde puterrot und brummte:

„Na, na, noch ist nicht aller Tage Abend...“

Kleschtschow fuhr beharrlich fort:

„Auch darf man das Singen nicht als eine Art Hahnenkampf ansehen — das wollte ich Ihnen noch sagen...“

„Das weiß ich selber... Was zwackst du mich bloß?“

„Ich zwack' Sie gar nicht, ich sag' nur: beim Wettsingen wird der Gesang zum Zeitvertreib, zu einer unheiligen Sache!“

„Nun hör schon auf mit dem Gerede. Sing lieber noch was!“

„Singen kann ich immer, sogar im Schlaf“, versetzte Kleschtschow, räusperte sich und begann zu singen.

Und alle Nichtigkeiten, die Gemeinheit der Worte und Absichten, alles, was die Schenke an Schlechtem und Trübem barg, zerfloß wie Schaum. Alle fühlten sich vom Hauch eines andern Lebens umweht — eines träumerischen, reinen, von Liebe und Sehnsucht erfüllten Lebens.

Ich beneidete diesen Mann um sein Talent, um die gewaltige Macht, die es ihm über seine Mitmenschen verlieh.

Als ich mich aber einmal neben ihn setzte und ihn irgend etwas fragte, fuhr er, ohne mich anzusehen, unwirsch heraus:

„Mach, daß du fortkommst, Bengel!“

Weit besser gefiel mir als Mensch der Oktavensänger Mitropolski: Er kam in die Schenke, ging schwerfällig, als ob er eine große Last trüge, in seinen Winkel, schob sich mit einem Fußtritt den Stuhl zurecht und nahm Platz. Die Ellbogen auf den Tisch stützend, legte er den großen, zottigen Kopf in die flachen Hände, trank schweigend zwei, drei Gläschen und räusperte sich laut. Alles fuhr zusammen und wandte sich nach ihm um. Das Kinn auf die Hand gestützt, saß er da und sah die Zecher herausfordernd an.

„Was glotzt ihr?“ fuhr er plötzlich heraus. „Was gibt es zu sehen?“

„Einen Waldteufel, was sonst?“ antwortete man ihm.

Es gab Abende, an denen er schweigend trank und nach Hause ging, ohne auch nur ein Wort gesprochen zu haben. Mehrmals jedoch hörte ich, wie er im Prophetenton loswetterte:

„Sehet, ich bin meines Gottes unbestechlicher Diener und klage euch an wie der Prophet Jesaias! Wehe dir, du Stadt Ariel, in der Dirnen und Gauner und Übeltäter jeglicher Art im Pfuhl ihrer Missetaten leben! Wehe den beflügelten Schiffen, die so

viel sündiges Volk über das Erdenrund dahintragen! O ihr Säufer und Fresser, ihr Auswurf dieser Welt, die Erde wird ihren Schoß vor euch verschließen.“

Er schüttelte sein ungekämmtes Haar, das gleich einer Mähne das gedunsene, dunkle Gesicht umwallte. Seine Stimme dröhnte, daß die Fensterscheiben zitterten, was dem Publikum ganz ausnehmend gefiel.

„Brüllt nicht schlecht, der zottige Köter!“ hieß es, was ein Lob für den Propheten sein sollte.

Mit Mitropolski Bekanntschaft zu machen, war nicht schwer: Man brauchte ihm nur zu sagen, daß man ihn freihalten wolle. Er bestellte dann eine Flasche Branntwein und eine Portion Rindsleber mit rotem Pfeffer — sein Lieblingsgericht, das in Mund und Gedärm wie höllisches Feuer brannte. Als ich ihn fragte, was für Bücher ich nach seiner Meinung lesen solle, fuhr er wild heraus:

„Warum willst du lesen?“

Dann aber, als er sah, daß mich seine Antwort erschreckt hatte, fügte er sanfter hinzu:

„Hast du das Buch des Predigers Salomo gelesen?“

„Ja.“

„Das lies nur immer wieder. Weiter nichts. Dort ist alle Weisheit der Welt enthalten, nur ein Quadratochse begreift sie nicht. Das heißt, im Grunde genommen begreift sie kein Mensch... Wer bist du eigentlich? Singst du?“

„Nein.“

„Warum nicht? Singen muß man, es ist die albernste Beschäftigung, die es gibt.“

Vom Nachbartisch fragte ihn jemand:

„Singst du denn auch selbst?“

„Wie käme ich dazu? Ich bin doch ein Tagedieb!“

„So, so...“

„‚So, so...!‘ Das ist alles, was du aus deinem dummen Schädel herausholen kannst! Und es wird auch nie mehr herauszuholen sein. Amen!“

In diesem Ton unterhielt er sich mit allen Gästen. Als ich ihn ein paarmal freigehalten hatte, wurde er freundlicher und sagte sogar einmal mit einem Anflug von Verwunderung:

„Da schau' und schau' ich dich an und werd' aus dir nicht klug. Wer bist du, was willst du, wozu lebst du auf der Welt? Übrigens geht mich das alles ja 'nen Dreck an!“

Sein Verhältnis zu Kleschtschow blieb für mich unklar. Er hörte ihm mit sichtbarem Vergnügen, ja zuweilen mit einem freudigen Lächeln zu, hielt sich ihm aber fern und äußerte sich wegwerfend über ihn.

„Ein Rindvieh ist er! Auf das Singen versteht er sich — und bleibt doch ein Rindvieh!“

„Warum denn?“

„Weil er nun einmal so geschaffen ist!“

Ich machte den Versuch, mit ihm zu reden, wenn er nüchtern war, doch ließ er dann nur ein unartikuliertes Brüllen hören, während die umnebelten Augen grämlich ins Leere starrten. Irgend jemand hatte mir erzählt, daß dieser unverbesserliche Trunkenbold auf der Geistlichen Akademie in Kasan studiert habe und Bischof hätte werden können. Ich wollte das nicht glauben, als ich jedoch einmal im Gespräch den Bischof Chrysanthus erwähnte, den ich in der Schule kennengelernt hatte, wurde er plötzlich lebhaft:

„Chrysanthus? Ah, den kenne ich! Mein Lehrer und Wohltäter war's. In Kasan, auf der Akademie; ich erinnere mich. Chrysanthus heißt soviel wie ‚goldne Blume‘, und ein goldener Mensch war er wirklich, dieser Chrysanthus...“

Die Tatsache, daß er auf der Akademie studiert hatte, die Zitate und Anspielungen, die er in seine Reden einflocht, bestärkten mich in dem Glauben, daß er viel Interessantes und Bedeutsames wußte, und ich litt unter dem Gedanken, daß er mir von diesem Wissen nichts mitteilen wollte, im Gespräch mit mir höchstens einige unverständliche, dunkle Worte darüber fallen ließ.

Doch auch diese Worte prägten sich mir ein — die trunkene Zügellosigkeit seiner, im Stil des Propheten Jesaias gehaltenen Reden konnten ihren Eindruck auf mich nicht verfehlen.

„Ihr, die ihr Unrat und Gestank der Erde seid“, brüllte er. „Die ihr die Bösen ehrt, die Guten verfolgt! Die Stunde kommt, wo ihr es bitter bereuen werdet — es wird aber zu spät sein!“

Bei diesen Reden dachte ich an die Waschfrau Natalja, die schuldlos verkommen war, an die von dem bissigen Mückenschwarm menschlichen Klatsches umringte Königin Margot, an meinen alten Bekannten „Schöne Sache“ — mein Gedächtnis war schon überreich an solchen Erinnerungen.

Meine kurze Bekanntschaft mit Mitropolski nahm ein seltsames Ende. An einem schönen Frühlingstage traf ich ihn im Freien vor der Stadt, in der Nähe des Exerzierplatzes — einsam, aufgedunsen, mit dem Kopf wackelnd, schritt er wie ein Kamel daher.

„Na, gehst du spazieren?“ fragte er mit heiserer Stimme. „Komm, wir wollen zusammen gehen. Ich muß auch spazierengehen, bin nämlich krank, mein Lieber...“

Wir gingen schweigend ein Stück nebeneinander her und sahen plötzlich in einer Grube, die von einem Zeltbau herrührte, einen Menschen: er saß, zur Seite geneigt, da, sein aufgeknöpfter Paletot war an der Seite hochgeschoben und das Gesicht, als ob er sich schämte, vom Paletot verdeckt.

„Ein Betrunkener“, meinte der Sänger, der stehengeblieben war.

Unter der Hand des Dasitzenden erblickten wir jedoch plötzlich in dem jungen Gras einen großen Revolver, und nicht weit von ihm eine Dienstmütze, neben der eine kaum halb ausgetrunkene Flasche Branntwein stand. Wir standen einen Augenblick

schweigend da, dann erklärte Mitropolski, sich breit hinstellend:

„Er hat sich erschossen ..."

Ich hatte sogleich gesehen, daß der Mensch nicht betrunken, sondern tot war, doch war der Anblick für mich so unerwartet, daß ich es zuerst nicht glauben wollte. Ich erinnere mich, daß ich weder Furcht noch Mitleid empfand, als ich den unter dem Paletot hervorstarrenden großen, kahlen Schädel und das blau unterlaufene Ohr erblickte; es schien mir zu unwahrscheinlich, daß der Mensch sich an einem so schönen, linden Frühlingstag getötet haben sollte.

„Ein älterer Mann", sprach der Oktavensänger und rieb sich die unrasierten Backen, als ob er fröre. „Vielleicht ist ihm die Frau fortgelaufen, oder er hat fremde Gelder unterschlagen ..."

Er schickte mich zur Stadt, nach der Polizei, und setzte sich selbst am Rande der Grube nieder. Als ich mit dem Polizisten zurückkam, schwang er vergnügt die leere Branntweinflasche durch die Luft — den Inhalt hatte er inzwischen ausgetrunken.

„Das hier hat ihn zugrunde gerichtet!" brüllte er laut und warf die Flasche zu Boden, daß sie in Scherben ging.

Der Polizist hatte beim Anblick der Leiche die Mütze abgenommen und sich zögernd bekreuzigt.

„Wer bist du?" fragte er den Sänger.

„Das geht dich einen Quark an ..."

Der Polizist besann sich einen Augenblick und fragte dann in höflicherem Ton:

„Was fällt Ihnen ein — hier liegt ein Toter, und Sie sind betrunken ..."

„Ich bin schon seit zwanzig Jahren betrunken!" sagte Mitropolski stolz und schlug sich vor die Brust.

Ich zweifelte nicht, daß man ihn wegen des ausgetrunkenen Branntweins verhaften würde. Aus der Stadt kamen Leute herbei, der gestrenge Reviervorsteher fuhr in einer Droschke vor, stieg in die Grube, schlug den Paletot des Selbstmörders zurück und sah ihm ins Gesicht.

„Wer hat ihn zuerst erblickt?" fragte er.

„Ich", antwortete Mitropolski.

Der Reviervorsteher warf einen Blick auf ihn und sagte in einem Ton, der nichts Gutes verhieß:

„A—ah! Freut mich sehr, mein Herr!"

Ein gutes Dutzend Zuschauer hatte sich um die Grube angesammelt, und irgend jemand rief:

„Ich kenne den Toten, es ist ein Beamter aus unsrer Straße!"

Der Oktavensänger stand schwankend, die Mütze in der Hand, vor dem Reviervorsteher und redete, irgend etwas abstreitend, dumpf und unverständlich in ihn hinein. Dann stieß ihn der Beamte vor die Brust, daß er taumelte und sich auf den Boden setzte. Der Polizist nahm gemächlich einen Strick aus der Tasche und fesselte damit die Hände des Sängers, die dieser ohne Widerspruch, als wenn er es schon gewöhnt wäre, auf den Rücken gelegt hatte.

„Weg da, Bande!" schrie der Reviervorsteher grimmig auf die Zuschauer los.

Noch ein zweiter Polizist, ein ganz altes Männchen mit roten Triefaugen und vor Müdigkeit offenstehendem Munde, kam herbeigetrippelt, faßte das Ende des Strickes, mit dem der Sänger gefesselt war, und führte ihn still nach der Stadt ab. Ich verließ gleichfalls das Feld, mit einem Gefühl der Bedrücktheit. „Wehe der Stadt Ariel!" klang in meinen Ohren das strafende Prophetenwort Mitropolskis nach, der, wie ich bald darauf erfuhr, die Stadt per Schub hatte verlassen müssen.

Auch Kleschtschow verschwand aus meinem Gesichtskreis — er verheiratete sich gut und zog in eine benachbarte Kleinstadt, wo er sich eine Sattlerwerkstatt einrichtete. Ich hatte meinem Prinzipal so viel von Kleschtschows Gesang erzählt, daß er eines Tages den Wunsch aussprach, sich ihn selbst anzuhören. Er traute meinem Urteil nicht recht, als wir jedoch in der Schenke bei einem Glas Bier saßen und Kleschtschow sein erstes Lied gesungen hatte, meinte er:

„Teufel noch eins, der kann was! Ganz heiß ist mir geworden ..."

Der Sattler sang ein zweites Lied — von dem armen Dorfmädchen, das keiner lieben mag:

„Ach, wie einsam lebt's im Dorfe sich,
Niemand lädt zum Abendkränzchen mich!
Kann mich schmücken nicht mit reichem Kleid,
Niemand fragt nach einer armen Maid!
Nur ein alter Witwer wollt' mich frein,
Doch ich mochte seine Magd nicht sein ..."

Meinem Prinzipal traten bei diesem Lied die Tränen in die Augen, und als Kleschtschow noch ein drittes zum besten gegeben hatte, war er so erregt, daß er ausrief:

„Ich halt's nicht mehr aus ... laß uns nach Hause fahren!"

Als wir auf der Straße waren, sagte er:

„Komm, Peschkow — wir wollen noch irgendwo einkehren. Hab' keine Lust, nach Hause zu fahren ..."

Ohne mit dem Kutscher zu handeln, nahm er in einer Droschke Platz, und wir fuhren in ein besseres Gasthaus. Als wir an einem kleinen Ecktisch Platz genommen hatten, begann er, während er sich vorsichtig umschaute, halblaut drauflos zu reden:

„Ganz schwermütig hat mich der Mensch gemacht ... Sag mal, du liest doch so viel und grübelst über alles — wie zum Teufel geht das zu: man lebt, lebt, hat schon seine vierzig Jahre auf dem Buckel, hat Frau und Kinder und dabei nicht eine lebende Seele, mit der man sich aussprechen könnte! Will ich mit ihr sprechen, mit meiner Frau — ja, Kuchen! Nicht ein bißchen Verständnis! Sie hat ihre Kinder, ihre Wirtschaft — und bleibt meiner Seele fremd. Eine Frau ist nur bis zum ersten Kinde des Mannes Freundin, dann ist's aus. Und überhaupt, meine

Frau ... na, du weißt ja Bescheid ... 's ist nichts mit ihr anzufangen — ein Stück Fleisch ohne Seele! Ach, hol' sie der Teufel ... 's ist, um die Staupe zu kriegen ..."

Er trank hastig das kalte, bittere Bier und schwieg eine ganze Weile. Dann warf er sein langes Haar zurück und begann von neuem:

„Überhaupt, mein Lieber — die Menschen sind eine Rasselbande. Unsre Arbeiter zum Beispiel — du redest mit ihnen dies und das ... von der Ungerechtigkeit und der Gemeinheit in der Welt ... Gewiß, es ist wahr, ich begreife das wohl ... aber schließlich sind alle miteinander Spitzbuben. Du meinst, was du ihnen sagst, hätte einen Zweck? Nicht den geringsten! Sie sind alle Gauner, der Pjotr wie der Ossip ... Sie berichten mir auch alles, wie du dich über mich äußerst, und so ... Was sagst du dazu, mein Lieber!"

Ich hörte ganz erstaunt zu und schwieg.

„Ja, siehst du, so liegen die Dinge!" sagte der Prinzipal lachend. „'s ist ganz vernünftig, daß du nach Persien gehen willst. Dort reden sie 'ne andre Sprache, da verstehst du wenigstens nichts. Aber hier, in deiner Muttersprache, hörst du nur Gemeinheiten ..."

„Ossip hat über mich geredet?" fragte ich.

„Gewiß! Was dachtest du denn sonst? Er plaudert mehr als alle andern aus, ein richtiger Schwätzer und ein ganz durchtriebener Bursche dazu. Nein, Peschkow, das Reden hat keinen Zweck. Die Wahrheit, sagst du — was soll sie, zum Teufel, diese Wahrheit? Sie ist wie 'ne Schneeflocke im Herbst — fällt in den Schmutz und zerschmilzt, der Schmutz wird dadurch nur vermehrt. Schweig lieber ..."

Er trank ein Bier nach dem andern, ohne betrunken zu werden, nur daß er immer rascher und ärgerlicher sprach.

„Merk dir das Sprichwort", sagte er — „Reden ist Silber, Schweigen ist Gold. Ein sehr wahres Sprichwort ... Ach, diese Schwermut, diese Schwermut! ... Es war ganz richtig, was dein Sattler sang: ‚Ach, wie einsam lebt's im Dorfe sich!' — und nicht bloß im Dorfe ... Der Mensch ist verwaist in der Welt ..."

Er sah sich vorsichtig um und sagte mit gedämpfter Stimme:

„Da hatte ich nun jemanden gefunden, der mir Freundschaft schenkte ... eine Frau, eine Witwe sozusagen, ihr Mann ist wegen Falschmünzerei zur Ansiedlung in Sibirien verurteilt und sitzt hier im Gefängnis. Eine Kupplerin hat mich mit ihr zusammengebracht, Geld hat sie nicht 'ne Kopeke, aber was für ein lieber Mensch! Hübsch, verstehst du, und jung ... einfach reizend. Einmal, zweimal war ich bei ihr, da fragte ich sie: ‚Sag mal, dein Mann ist ein Verbrecher, und du bist ihm doch nicht treu — warum willst du eigentlich mit ihm nach Sibirien gehen?' Sie folgt ihm nämlich dorthin, verstehst du ... Und da antwortete sie mir: ‚Wie er auch sein mag, ich liebe ihn, für mich ist er der beste Mensch, wer weiß, vielleicht hat er meinetwegen gefehlt? Und wenn ich mit dir sündige, so geschieht es seinetwegen, weil er Geld braucht, er ist nämlich ein Edelmann und an ein gutes Leben gewöhnt. Wenn ich allein wäre, würde ich ehrlich leben. Du bist ein sehr netter Mann', sagte sie, ‚und könntest mir wohl gefallen, aber sprich mit mir nicht mehr darüber ...' Teufel noch mal! ... Ich hab' ihr alles gegeben, was ich bei mir hatte, achtzehn Rubel und noch was drüber ... ‚Entschuldigen Sie', sagte ich, ‚ich habe keine Zeit mehr ...' Und ich ging, ja ..."

Er schwieg ein Weilchen. Das Bier schien ihm plötzlich zu Kopfe gestiegen zu sein, er sank in sich zusammen und näselte weiter:

„Sechsmal war ich bei ihr ... Du kannst das wohl nicht so verstehen ... Und ebensooft bin ich noch nach ihrer Wohnung gegangen, traute mich aber nicht hineinzugehen ... Jetzt ist sie abgereist ..."

Er legte die Arme auf den Tisch und sagte, in der Luft herumfingernd, im Flüsterton:

„Gott verhüte, daß ich ihr noch einmal begegne — Gott verhüte das! Dann geht alles zum Teufel! ... Komm, wir wollen nach Hause gehen ..."

Wir gingen. Er schwankte stark und murmelte:

„So steht's um mich, mein Lieber, siehst du ..."

Ich war nicht weiter erstaunt über seine Geständnisse — ich hatte längst vermutet, daß ihm irgend etwas Besonderes begegnet sein mußte. Dagegen hatten seine Auffassung vom Leben und das, was er mir von Ossip erzählte, einen niederschmetternden Eindruck auf mich gemacht.

20

Drei Sommer verbrachte ich als „Aufseher" in der toten „Messestadt", zwischen den leeren Gebäuden, und hatte achtzugeben, wie die Arbeiter im Herbst die plumpen Läden abtrugen, um sie im Frühjahr wieder aufzubauen.

Mein Prinzipal hielt darauf, daß ich mich für meine Rubel auch tüchtig abrackerte. Wurde in einem Laden der Fußboden neu gelegt, so mußte ich auf der ganzen Fläche die Erde eine Elle tief ausheben lassen — die Barfüßler bekamen dafür einen Rubel Tagelohn, ich aber ging leer aus. Während ich nun diese Arbeit beaufsichtigte, konnte ich die Zimmerleute nicht im Auge behalten, und die schraubten inzwischen alle Türschlösser und Klinken los und stahlen, was nicht niet- und nagelfest war.

Arbeiter und Unternehmer waren auf gleiche Weise bedacht, mich zu hintergehen und zu mausen, wo sie konnten. Sie taten das fast offen, als ob sie sich einer lästigen Pflicht unterzögen, und machten gar nicht viel Aufhebens, wenn ich sie dabei ertappte.

„Ereiferst dich für deine fünf Rubel, als ob du zwanzig bekämest! Lächerlich!" sagten sie gleichmütig.

Ich suchte dem Prinzipal nachzuweisen, daß es verkehrt sei, mir allein die Aufsicht zu überlassen; er verliere auf andere Weise zehn Rubel, während er an mir einen Rubel spare.

„Ach, verstell dich doch nicht!“ sagte er mit einem pfiffigen Blinzeln.

Ich begriff, daß er mich im Verdacht hatte, ich begünstigte die Unterschleife, und ich hatte dabei eine Empfindung, die eher Abscheu als Kränkung war. Das war nun mal die eingeführte Ordnung: alle stahlen, und der Prinzipal hatte nichts dagegen, weil auch er sich gelegentlich an fremdem Gut vergriff.

Wenn er nach dem Messeschluß die Läden besichtigte, deren Instandhaltung er übernommen hatte, und einen vergessenen Samowar, einen Teppich, ein Stück Ware oder sonst einen herrenlosen Gegenstand sah, sagte er lächelnd zu mir:

„Stell ein Verzeichnis der Sachen auf und bring sie aufs Lager!“

Aus dem Lager brachte er dann nach seiner Wohnung, was ihm gefiel, ich aber mußte das Verzeichnis immer wieder abändern und umschreiben.

Ich selbst legte keinen Wert auf irgendwelches Eigentum, ich wollte nichts haben, selbst der Besitz von Büchern war mir unbequem. Ich nannte auch nichts mein eigen als ein kleines Bändchen Béranger und Heines „Buch der Lieder“. Ich wollte mir einen Puschkin kaufen, aber der Preis, den mir der einzige Antiquar der Stadt, ein bissiger Alter, dafür abverlangte, war mir zu hoch. Möbel, Teppiche, Spiegel, und was sonst die Wohnung meines Brotherrn anfüllte, waren nicht nach meinem Geschmack und fielen mir durch ihre plumpe, schwere Form und ihren Farben- und Lackgeruch lästig. Überhaupt gefiel mir diese Wohnung, die mir wie ein mit allem möglichen überflüssigen Plunder angefüllter Riesenkoffer vorkam, nicht im geringsten. Und daß der Prinzipal nun gar fremde Sachen herbeischleppte, um diesen Plunder zu mehren, war mir vollends unverständlich. Auch bei Königin Margot war es ja eng, aber dafür doch auch schön gewesen.

Das Leben der Menschen schien mir überhaupt zusammenhanglos und ungereimt, es wies viel zuviel handgreiflichen Widersinn, viel zu viele Torheiten auf. Da bauten wir nun im Herbst die Läden um und wußten doch, daß die Hochflut sie im Frühjahr überschwemmen, die Fußböden auftreiben und die Türen beschädigen würde. Wenn das Wasser wieder fällt, müssen die feuchten Balken in Fäulnis übergehen. Seit Jahrzehnten wird die „Messestadt“ in jedem Frühjahr überschwemmt, Gebäude und Bürgersteige werden arg mitgenommen, ein gewaltiger Schaden entsteht, und jedermann weiß, daß diese Überschwemmungen beseitigt werden müßten. In jedem Frühling vernichtet der Eisgang ganze Dutzende von Barken und sonstigen kleinen Flußfahrzeugen; die Leute aber stöhnen nur und bauen neue Fahrzeuge, die der Eisgang wieder vernichtet. Was für eine törichte Tretmühle, immer auf ein und derselben Stelle!

Ich sprach mit Ossip über diese Dinge, und er lachte mich aus:

„Ach, du Küken, wo du nicht überall hinkiekst! Was geht denn dich die Sache an?“ Dann aber fuhr er, nicht ohne Ernst, in seiner launigen Weise fort: „Recht hast du ja, und es kann am Ende nicht schaden, wenn du auf so was achtest. Da klagen die Leute zum Beispiel, sie hätten zu wenig Land, und dabei reißt die Wolga in jedem Frühjahr ganze Stücke von den Ufern los und setzt sie als Sandbänke im Flußbett ab. Die andern klagen dann wieder: Die Wolga wird immer flacher! Die Frühjahrsüberschwemmungen und die Regengüsse im Sommer höhlen tiefe Schluchten aus — wohin geht die Erde? Alles in den Fluß!“

Er sagt das ganz kalt, ohne Klage, ohne Zorn, als ob es ganz angenehm wäre, die menschlichen Nöte zu kennen. Aber wenn auch seine Worte mit meinen eignen Gedanken übereinstimmen, so ist doch die Art, wie er von den Dingen redet, nicht nach meinem Geschmack.

„Oder nimm mal ein andres Beispiel — die Feuersbrünste ...“

Kein Sommer verging wohl, in dem nicht jenseits der Wolga die Wälder gebrannt hätten, jedesmal im Juli war der Himmel von trübgelbem Rauch verhüllt, aus dem die purpurrote, strahlenlose Sonne wie ein krankes Auge auf die Erde niederschaute.

„Die Waldbrände haben nichts zu sagen“, meinte Ossip, „die Wälder gehören den Gutsbesitzern oder dem Staat, der Bauer hat keine Wälder. Wenn die Städte brennen, ist der Schaden auch nicht groß, in den Städten leben die reichen Leute, die man nicht zu bedauern braucht. Aber denk an die Dörfer und die Weiler, die im Sommer abbrennen, Hunderte werden's wohl sein! Das ist ein Schaden!“

Er lachte still vor sich hin.

„Besitz ist wohl da, aber aufs Behalten versteht man sich nicht! Schließlich kommt's, nach unser beider Meinung, darauf hinaus, daß der Mensch nicht für sich arbeitet und nicht für die Mutter Erde, sondern für Feuer und Wasser!“

„Und darüber kannst du lachen?“

„Soll ich weinen? Mit Tränen löscht man keine Feuersbrunst, und 'ne Überschwemmung wird davon nur vermehrt ...“

Ich weiß, daß dieser ehrwürdige Alte der verständigste Mensch ist, dem ich je begegnet bin — wem jedoch sein Lieben gilt und sein Hassen, kann ich nicht ergründen. Ich sinne schweigend darüber nach, er aber fährt fort, die Flamme in meiner Seele durch seine trocknen Bemerkungen zu schüren:

„Achte mal darauf, wie wenig die Menschen eigne und fremde Kraft schonen! Wie quetscht dich zum Beispiel dein Brotgeber aus! Und der Branntwein — wie teuer kommt der die Menschen zu stehen! Nicht

auszurechnen ist das, wenn einer noch so gelehrt ist. Brennt ein Haus ab, so kann man ein neues bauen, geht aber ein tüchtiger Mensch um nichts und wieder nichts zugrunde, so ist das nicht gutzumachen. Ardalion zum Beispiel — oder Grigori, der jetzt außer Rand und Band ist... ein so braver Bauer, und hat sich ganz von den Weibern unterkriegen lassen!"

Ich frage ihn gleichgültig, nur so aus Neugier:

„Warum erzählst du dem Prinzipal, was ich hier manchmal rede?"

In aller Ruhe und ganz freundschaftlich erklärt er mir:

„Damit er weiß, was für schädliche Gedanken du hast. Er soll dich eines Besseren belehren — wer soll's denn tun, wenn nicht dein Brotgeber? Ich sag's doch nicht in böser Absicht, sondern aus Mitleid mit dir. Bist ein ganz gescheiter Junge, aber der Teufel verwirrt dir den Kopf. Stiehl meinetwegen — ich sage nichts; geh zu den Mädchen, trink Schnaps — über alles schweig' ich. Aber wenn du wieder kecke Dinge redest, sag' ich's deinem Herrn, das merk dir!"

„Dann red' ich lieber gar nicht mehr mit dir!"

Er kratzte sich schweigend mit dem Fingernagel einen Teerfleck von der Handfläche und sagte mild:

„Beschwör's nicht — du wirst es doch tun! Mit wem solltest du denn reden? 's ist ja keiner sonst da..."

Der saubere, adrette Ossip erinnerte mich an alle die alten Männer, die ich kennengelernt hatte — an den Heizer Jakow, den Großvater, den Vorleser Pjotr Wassiljitsch. Sie alle hatten ein starkes Interesse in mir erregt, doch hatte ich das Gefühl, als sei es nicht leicht und nicht angenehm, mit ihnen zusammen zu leben. Es ist, als ob sie einem die Seele aus dem Leib fräßen; ihre Reden, die gewiß sehr verständig sind, legen sich wie brauner Rost aufs Herz. Ist Ossip gut? Nein. Ist er böse? Auch nicht. Er ist klug — so viel ist mir klar. Aber während ich die Regsamkeit seines Geistes bewundere, zehrt dieser Geist an mir, und ich habe die Empfindung, daß er, alles in allem genommen, mir feind ist.

Schwarze Gedanken tauchten in meiner Seele auf. Alle Menschen, scheint mir, sind, trotz ihren freundlichen Worten und ihrem Lächeln, einander fremd. Als Fremde wandeln sie auch über die Erde hin, niemand ist mit ihr durch ein starkes Gefühl der Liebe verbunden. Die Großmutter ist die einzige, die das Leben und überhaupt alles Lebende mit Liebe umfaßt. Die Großmutter und die herrliche Königin Margot...

Solche und ähnliche Gedanken ballten sich zuweilen zu einer dunkeln Wolke zusammen, und das Leben, das ich führte, erschien mir düster und beklemmend. Wie aber sollte ich anders leben? Wohin sollte ich gehen? Ich hatte niemanden, mit dem ich mich aussprechen konnte, außer Ossip, und so redete ich denn, trotz allem, auch weiterhin mit ihm.

Er hörte mein leidenschaftliches Gestammel mit sichtlicher Anteilnahme an, stellte Fragen, suchte mir auf den Zahn zu fühlen und meinte ruhig:

„Hartnäckig wie ein Specht bist du — aber Spechte sind nicht gefährlich, niemand fürchtet sich vor ihnen. Ich will dir einen guten Rat geben: Geh ins Kloster und bleib dort, bis du herangewachsen bist! Wirst die Pilger durch kluge Reden erfreuen, wirst dabei ruhig werden und den Mönchen zu guten Einnahmen verhelfen. Ich rate dir aufrichtig dazu. Zu weltlichen Dingen scheinst du nicht sehr geeignet..."

Ins Kloster mochte ich jedoch nicht gehen, obschon ich klar fühlte, daß ich in die Irre ging und mich im Zauberbann des Unbegreiflichen befand. Es war mir bang ums Herz. Das Leben erschien mir wie der Wald im Herbst: die Pilze sind schon alle, zu tun gibt's nichts mehr darin, und man glaubt, ihn durch und durch zu kennen...

Ich trank keinen Branntwein und gab mich nicht mit den Mädchen ab — für diese beiden Betäubungsmittel fand ich einen Ersatz in den Büchern. Aber je mehr ich las, desto schwerer wurde es mir, so öde und zwecklos dahinzuleben, wie es nach meiner Meinung die Menschen taten.

Ich hatte eben erst mein fünfzehntes Jahr vollendet, kam mir jedoch zuweilen wie ein alter Mann vor; ich war gleichsam innerlich gedunsen und schwer geworden von alledem, was ich durchlebt, gelesen und voll Unruhe durchdacht hatte. Wenn ich in mich selbst hineinschaute, erschien mir das Behältnis, in dem sich die von mir empfangenen Eindrücke gestaut hatten, wie eine dunkle Rumpelkammer, in der aller mögliche Krimskrams eng und bunt durcheinandergehäuft war. Ich besaß weder die Kraft noch das Können, mich in dem Wirrwarr zurechtzufinden. Nichts stand da fest, alles schwankte durcheinander und verursachte mir Schwindel.

Alles, was Unglück, Krankheit, Jammer und Elend hieß, der Anblick von Blut, Schlägereien und Schimpfereien rief in mir einen physischen Widerwillen hervor, der sich leicht zu einer Art kalter Wut steigerte. Ich konnte in solchen Anfällen wild um mich schlagen und beißen wie ein Tier. War der Anfall vorüber, so überkam mich ein schmerzhaftes, bittres Schamgefühl.

Jetzt noch erinnere ich mich mit Pein und Scham solcher Ausbrüche, bei denen ich mich in förmlicher Raserei auf die Urheber der Grausamkeiten und Roheiten stürzte und blind auf sie losschlug.

Es lebten in mir sozusagen zwei Menschen. Der eine hatte schon so viel Schmutz und Niedertracht kennengelernt, daß er, von der Gemeinheit und der Grausamkeit des Alltags überwältigt, voll Mißtrauen gegen das Leben und die Menschen war und mit den Menschen und mit sich selbst nichts als ein ohnmächtiges Mitleid empfand. Dieser eine in mir träumte von einem stillen, einsamen Leben fern von den Menschen, in Gesellschaft guter Bücher, träumte

vom Kloster, von einer stillen Waldhütte oder einem Bahnwärterhäuschen, von Persien, von einem Nachtwächterposten irgendwo am Stadtrand. Nur recht wenige Menschen, nur recht weit weg von ihnen! Der andre in mir hatte von den gediegenen, weisen Büchern, die ich gelesen, die Weihe des heiligen Geistes erhalten, beobachtete die sieghafte Macht der Bosheit und der Gemeinheit, erkannte, wie leicht diese Macht ihn an Geist und Herz zum Krüppel machen konnte, und wehrte sich gegen sie voll Trotz mit zusammengebissenen Zähnen und geballten Fäusten, jederzeit zu Streit und Kampf bereit. Dieser andre liebte und haßte tatkräftig, zog, wie es die tapferen Helden der französischen Romane taten, nach dem dritten Wort den Degen und stellte sich in Positur, sobald er ein Unrecht sah.

Ich hatte zu jener Zeit einen gar gehässigen Feind — es war der Hauswart eines Bordells in der Malaja-Pokrowskaja-Straße. Ich hatte ihn eines Morgens, als ich nach der „Messestadt“ ging, gesehen, wie er vor dem Torweg des Hauses ein sinnlos betrunkenes Mädchen aus einer Droschke zog. Er hatte sie an den Beinen gepackt, von denen die Strümpfe heruntergeglitten waren, und dabei ihren Körper bis zu den Hüften entblößt. Er zerrte sie schamlos hin und her, lachte und juchzte und spie auf ihren nackten Körper. Ihr Gesicht war welk und fahl, die Augen waren geschlossen, der Mund stand offen, und die kraftlosen Arme hatte sie, als wären sie ausgerenkt, um den Kopf gelegt. Ruckweise glitt sie von der Droschke, stieß mit dem Rücken, dem Nacken, dem Gesicht gegen den Sitz und den Wagentritt, fiel schließlich auf die Straße und schlug mit dem Kopf aufs Pflaster auf.

Der Droschkenkutscher gab seinem Pferd die Peitsche und fuhr davon, während der Hauswart sich vor die Beine des Mädchens spannte und sie, rückwärts schreitend, wie eine Tote über das Trottoir schleifte. Mir vergingen die Sinne — ich stürzte auf ihn zu, rannte jedoch im Lauf gegen eine zufällig dastehende Wasserwaage, was uns vielleicht beide vor Schlimmem bewahrte. Ich versetzte ihm nur im Anlauf einen Stoß, der ihn zu Boden warf, stürmte die Vortreppe hinan und zog verzweifelt an der Klingel, worauf ein paar Leute mit verblüfften Gesichtern in der Tür erschienen. Ich war nicht imstande, ihnen irgend etwas zu erklären, richtete die umgestürzte Wasserwaage auf und entfernte mich rasch.

An der Ausfahrt der Straße holte ich die Droschke ein, die das Mädchen hergebracht hatte. Der Kutscher sah mich von seinem erhabenen Sitz auf dem Bock wohlwollend an und meinte in billigendem Ton:

„Dem hast du's ordentlich besorgt!“

Ich fragte ihn unwillig, warum er dem Hauswart erlaubt habe, mit dem Mädchen so abscheulich umzugehen.

„Was geht mich die Sache an?“ erwiderte er abweisend, doch in aller Ruhe. „Der Kuckuck hole sie alle beide! Die Herren haben mich bezahlt, als sie sie in die Droschke setzten. Was kümmert's mich, was sonst mit ihr geschieht?“

„Und wenn man sie totgeschlagen hätte?“

„Auch das kann vorkommen — so eine ist leicht mal kaltgemacht“, sagte der Kutscher in einem Ton, als ob er schon selbst so manches betrunkene Mädchen kaltgemacht hätte.

Seit diesem Tage sah ich den Hauswart fast jeden Morgen. Ich ging die Straße entlang, und er fegte das Pflaster oder saß, mich erwartend, auf der Haustreppe. Ich gehe auf ihn zu, und er erhebt sich, streift die Ärmel auf und sagt mit drohender Miene:

„Wart, jetzt zerbrech' ich dir die Knochen im Leib!“

Er war von kleinem Wuchs, krummbeinig und sicher schon über vierzig Jahre alt; sein Leib war gedunsen, als wenn er schwanger wäre. Er lächelte und sah mich mit strahlenden Augen an, und der Ausdruck dieser Augen war, so seltsam und überraschend es scheinen mag, heiter und gutmütig. Aufs Zuschlagen verstand er sich nicht, seine Arme waren auch kürzer als die meinen; wenn wir uns faßten, gab er es nach zwei, drei Ansätzen auf, sich mit mir zu messen, lehnte sich mit dem Rücken gegen das Tor und sagte verwundert:

„Na, laß schon los — bist 'n fixer Kerl ...“

Nach etlichen Zusammenstößen dieser Art sagte ich ihm schließlich: „Hör mal, du Narr, was willst du eigentlich? Laß mich doch ungeschoren!“

„Warum hast du mich geschlagen?“ versetzte er vorwurfsvoll.

Ich fragte ihn, weshalb er sich gegen das Mädchen so garstig benommen hätte.

„Was geht das dich an? Bedauerst sie wohl gar?“

„Gewiß bedaure ich sie.“

Er schwieg einen Augenblick, wischte sich die Lippen und fragte:

„Würdest wohl auch 'ne Katze bedauern?“

„Allerdings, auch eine Katze muß man bedauern ...“

„Ach, was — du bist ein Narr, ein Halunke“, sagte er da — „wart, ich will dir schon zeigen ...“

Ich konnte es nicht vermeiden, durch diese Straße zu gehen — es war der kürzeste Weg nach meiner Arbeitsstelle. Ich stand früher auf, um diesem Menschen nicht zu begegnen, sah ihn jedoch nach ein paar Tagen wieder auf der Haustreppe. Er hatte eine braune Katze auf den Knien und streichelte sie. Als ich drei Schritte von ihm entfernt war, sprang er auf, faßte die Katze bei den Hinterpfoten, schwang sie durch die Luft und schlug so heftig mit ihrem Kopf gegen den Prellstein, daß das warme Blut mich bespritzte. Dann warf er mir das zuckende Tier vor die Füße, trat in die Nebenpforte des Tores und fragte:

„Was sagst du nun?“

Was sollte ich sagen? Wir zerrten uns im Hofe herum wie zwei wütende Hunde, und dann saß ich im Gras der Böschung, ganz von Sinnen vor lauter bittrem Gram, und biß mich in die Lippen, um nicht

laut aufheulen zu müssen. Wenn ich daran zurückdenke, durchzuckt es mich von qualvollem Abscheu, und ich bin erstaunt, daß ich nicht den Verstand verlor, nicht den ersten mir Begegnenden totschlug...

Warum ich diese verjährten Greuel hier erzähle? Mit Verlaub, meine Verehrten: diese Dinge sind noch nicht abgetan, nein, wirklich nicht! Alle findet ihr Gefallen an erdichteten Schrecknissen, an nett erzählten Schauergeschichten, das Phantastisch-Grausige bereitet euch eine angenehme Gemütsbewegung. Ich aber kenne das Grauen der Wirklichkeit, die Schrecknisse des Alltags, und ich habe unstreitig das Recht, euch durch ihre Schilderung eine unangenehme Gemütsbewegung zu verursachen, damit ihr euch vergegenwärtigt, unter welchen Bedingungen und in welcher Umwelt ihr lebt.

Gemein und schmutzig ist das Leben, das wir alle führen — das ist die Wahrheit!

Ich liebe die Menschen aufrichtig und möchte niemandem Pein bereiten — aber wir dürfen nicht sentimental sein, dürfen die rauhe Wahrheit nicht hinter dem bunten Worttand reizvoller Lüge verbergen. Hinein ins Leben, ins Leben! Laßt uns in ihm all das verwirklichen, was an Schönem, an menschlich Edlem in unsern Herzen und Hirnen lebt!

Ganz besonders empörte mich das Verhalten der Männer gegen die Frauen. Die Romane, die ich gelesen, hatten mich gelehrt, in den Frauen das Beste und Edelste im Leben zu sehen. Eine Bestätigung dieser Auffassung fand ich in den Erzählungen der Großmutter von der Mutter Gottes und der weisen Wassilissa, in der Gestalt der Wäscherin Natalja, in dem beglückenden Lächeln und den tausend freundlichen Blicken, mit denen die Frauen, die Mütter des Lebens, eben dieses an Freuden und Liebe so arme Leben verschönen.

Das Lob der Frau verkündeten Turgenjews Bücher, und alles Schöne, das ich von den Frauen wußte, wand ich zum Ruhmeskranz um das mir unvergeßliche Bild meiner Königin. Heine und Turgenjew boten mir ganz besonders kostbare Blüten für diesen Kranz.

Wenn ich des Abends von der Messe heimkehrte, machte ich auf dem Berge an der Kremlmauer halt und sah, wie jenseits der Wolga die Sonne unterging, wie am Himmel feurige Ströme dahinflossen und der geliebte Erdenstrom darunter sich tiefblau und purpurrot färbte. Die ganze Erde erschien mir in solchen Augenblicken zuweilen wie ein ungeheurer, mit Sträflingen vollgestopfter Lastkahn, der gleich einem Schwein von einem unsichtbaren Dampfer langsam irgendwohin geschleppt wurde.

Noch häufiger jedoch sann ich über die endlosen Weiten der Erde nach, über die mir aus den Büchern bekannten Städte, über die fremden Länder, in denen die Menschen anders lebten als bei uns daheim. In den Büchern der ausländischen Schriftsteller stellte sich das Leben reiner, milder, weniger beschwerlich dar als in der Wirklichkeit, die um mich herum langsam und einförmig wogte. Das beschwichtigte die quälende Unruhe, die mich erfüllte, und nährte in mir den trotzigen Gedanken, daß ein anderes Leben doch möglich sei. Und es war mir, als müsse ich jeden Augenblick einem schlichten, weisen Menschen begegnen, der mich auf den breiten, hellen Weg des Lichtes geleiten würde...

... Eines Tages, als ich wieder einmal auf einer Bank an der Kremlmauer saß, tauchte plötzlich mein Onkel Jakow neben mir auf. Ich hatte sein Herannahen nicht beachtet und erkannte ihn nicht sogleich. Obschon wir viele Jahre lang in derselben Stadt wohnten, waren wir einander doch nur selten, ganz zufällig und flüchtig begegnet.

„Bist du aber hochgeschossen!" sagte er in scherzendem Ton und stieß mich in die Seite. Wir sprachen miteinander, als wenn wir nicht verwandt, jedoch schon seit langem bekannt wären.

Von der Großmutter hatte ich gehört, daß Onkel Jakow in den letzten Jahren alles, was er besessen, durchgebracht hatte und gänzlich heruntergekommen war. Er hatte zuletzt eine Stelle als Hilfsinspektor im Etappengefängnis bekleidet, doch hatte diese Anstellung ein schlimmes Ende gefunden: der Gefängnisinspektor war erkrankt, und Onkel Jakow, der ihn vertrat, hatte in seiner Wohnung lustige Schmausereien für die Inhaftierten veranstaltet. Die Sache war bekanntgeworden, er wurde entlassen und in eine Untersuchung verwickelt, weil er, wie es hieß, den Arrestanten Nachturlaub in die Stadt erteilt hätte. Es entfloh zwar keiner von ihnen, einer jedoch wurde abgefaßt, als er gerade einen Diakon an der Gurgel hatte. Die Untersuchung dauerte geraume Zeit, es kam aber nicht zum Prozeß, weil Arrestanten und Aufseher den guten Onkel aus der Patsche zu ziehen wußten. Jetzt war er ohne Beschäftigung und lebte auf Kosten seines Sohnes, der in dem um jene Zeit sehr bekannten Rukawischnikowschen Kirchenchor sang. Von diesem Sohn rühmte Onkel Jakow:

„Mein Sohn ist ein gar ernsthafter und wichtiger Herr geworden, nämlich ein Solist. Wenn man ihm nicht pünktlich den Samowar hinstellt oder die Kleider bürstet, wird er mächtig böse. Ein sehr genauer Bursche und sehr sauber..."

Der Onkel selbst war sehr gealtert und sah schmuddlig, abgeschabt und zermürbt aus. Sein flottes Lockenhaar war stark gelichtet, die Ohren standen ab, und das Weiße der Augen wie die saffianweiche Haut der rasierten Wangen waren von einem dichten Netz roter Äderchen durchzogen. Er sprach in seiner alten, scherzhaften Weise, doch schien es, als stecke etwas in seinem Mund und behindere seine Zunge, wiewohl seine Zähne heil waren.

Ich war froh, wieder einmal mit einem Menschen sprechen zu können, der heiter zu leben wußte, viel

gesehen hatte und viel wissen mußte. Seine kecken, spaßigen Lieder wurden in meiner Erinnerung lebendig, und es fiel mir ein, was der Großvater über ihn gesagt hatte:

„Seinen Liedern nach ein König David, aber seinen Taten nach ein böser Absalom!"

Elegante Spaziergänger, geputzte Damen, Beamte und Offiziere schritten auf dem Boulevard an uns vorüber. Der Onkel schämte sich anscheinend seines schäbigen Anzugs, der zerlatschten Stiefel, der abgetragenen Mütze, und wir gingen in einen Ausschank der Potschainski-Schlucht, wo wir an einem Tisch am Fenster, mit der Aussicht nach dem Markt, Platz nahmen.

„Erinnern Sie sich noch", sagte ich, „wie Sie immer sangen:

‚Bettler hängt sein altes Hemd heraus,
Und ein zweiter stiehlt's und reißt schnell aus ...?'"

Als ich jetzt die Worte des Liedchens wiederholte, ging mir zum erstenmal ihr ironischer Sinn auf, und ich hatte den Eindruck, daß der lustige Onkel ein kluger, aber boshafter Mensch war.

„Ja, ich hab' mein Leben genossen und tolle Streiche gemacht", sprach er nachdenklich, während er sein Branntweingläschen neu füllte. „Dieses Lied ist aber nicht von mir, sondern von einem mir befreundeten Seminarlehrer, der schon tot ist. Wie hieß er doch gleich? Na, ich hab's vergessen. Hat sich betrunken und ist im Suff erfroren. Herrgott, wie viele Menschen hab' ich am Fusel zugrunde gehen sehen! Du trinkst nicht? Recht so, warte damit! Siehst du den Großvater oft? Ein kratzbürstiger alter Mann, scheint nicht mehr ganz richtig im Kopf."

Als er getrunken hatte, wurde er plötzlich lebhaft, erschien flotter und jünger, und seine Reden klangen muntrer. Ich fragte ihn nach der Geschichte mit dem Gefängnis.

„Hast auch davon gehört?" fragte er, sah sich um und fuhr leiser fort: „Was gingen mich die Arrestanten an? Ich war nicht zum Richter über sie berufen. Ich sehe: es sind Menschen wie alle andern, und ich sage zu ihnen: ‚Kinder, laßt uns brüderlich miteinander leben, laßt uns lustig sein! Es gibt solch ein Liedchen', sag' ich:

‚Das Schicksal soll uns nimmermehr
Der Fröhlichkeit berauben!
Wie hart's auch sei, wir wollen stets
An Lust und Lachen glauben!'"

Er lachte, blickte durchs Fenster nach der im hereinbrechenden Abenddunkel daliegenden Schlucht, die ganz voller Trödlerbuden stand, und fuhr, sich den Schnurrbart streichend, fort:

„Sie freuten sich natürlich sehr über den Vorschlag, denn im Gefängnis ist's langweilig, und nach dem Appell nahm ich sie mit in meine Wohnung. Wir aßen und tranken, manchmal auf meine Kosten, manchmal auf die ihrigen, und es ging lustig zu auf alte russische Weise. Es wurde gesungen, getanzt — tüchtige Sänger und Tänzer gab's unter ihnen. Manchen waren Fesseln angelegt, die hinderten sie am Tanzen, und so ließ ich sie ihnen abnehmen, oder sie nahmen sie auch selber ab, ohne Schmied, sind nämlich sehr geschickte Jungen darunter. Daß ich sie in die Stadt geschickt hätte, auf Raub, ist natürlich Unsinn." Er brach ab und blickte wieder nach der Schlucht, wo die Trödler sich anschickten, ihre Buden zu schließen. Die Riegel klirrten, die rostigen Vorlegeschlösser kreischten, irgendwo polterte ein Brett herab. Dann blinzelte er mir pfiffig zu und fuhr halblaut fort: „Nur einen hab' ich mal hinausgelassen, einen Hiesigen, der seine Geliebte in der Petschorkastraße besuchen wollte. Die Geschichte mit dem Diakon ist ihm aus Versehen passiert; es war im Winter, im Schneesturm, und alles trug Pelze — wie sollte er da unterscheiden, ob jemand ein Kaufmann oder ein Diakon war?"

Ich mußte lachen, und auch Onkel Jakow lachte. Dann wurde er plötzlich ärgerlich, verzog das Gesicht und brummte vor sich hin:

„Überhaupt, was geht mich das alles an? Erst bestehlen sie einander, dann verfolgen sie sich, stecken sich gegenseitig ins Gefängnis, verschicken einander nach Sibirien... was hab' ich damit zu tun? Ich hab' meine eigne Seele!"

„Sie hatten Mitleid mit den Arrestanten?" fragte ich.

„Wie sollte ich kein Mitleid mit ihnen haben? Es gab ganz prächtige Jungen unter ihnen, so geschickt, so verständig. Manchmal sah ich sie mir an und dachte: Da bist du nun ihr Vorgesetzter — und verdienst nicht, ihnen die Schuhriemen zu lösen!" Der Wein und die Erinnerungen hatten ihn angenehm erregt. Er stützte den Ellbogen aufs Fensterbrett und fuhr fort, mit der gelben Hand in der Luft herumfuchtelnd: „Ein einäugiger Graveur war darunter, der falsches Geld gemacht hatte — den hättest du hören müssen! Das reine Feuer! ‚Nun erklärt mir mal', sagte er — ‚warum der Staat Münzen prägen darf und ich nicht! Erklärt mir das mal, bitte!' Kein Mensch konnt's ihm natürlich erklären, auch ich konnt' es nicht, und dabei war ich doch sein Vorgesetzter! Ein andrer, ein bekannter Moskauer Dieb, ein stiller Mensch, so hübsch sauber und stutzerhaft, meinte in seiner bescheidenen Weise: ‚Die Menschen arbeiten bis zum Stumpfsinn, und das mag ich nicht. Ich hab's durchgemacht: Man arbeitet, arbeitet, bis man vor lauter Müdigkeit dumm wird. Man trinkt für 'nen Groschen, verspielt zwei Kopeken, schenkt den Weibern für ihre Zärtlichkeit 'nen Fünfer — dann hungert und darbt man wieder. Nein, auf dieses Spiel lasse ich mich nicht ein...'"

Onkel Jakow hatte sich förmlich in Hitze geredet, ganz rot war er und so erregt, daß seine kleinen Ohren zitterten.

„Die Jungen sind gar nicht dumm, mein Lieber", fuhr er fort, „es ist ganz richtig, was sie sagen. Hol der Teufel dieses Hundeleben! Ich zum Beispiel — wie hab' ich gelebt? Ich schäme mich, wenn ich dran denke: immer nur brockenweise, heimlich. Kummer und Mühe, die gehörten mir, aber das bißchen Lust, das mußt' ich mir stehlen. Der Vater schreit: ‚Das darfst du nicht!' Die Frau kreischt: ‚Daß du's nicht wagst!' Man hat sich wirklich nicht getraut, mal 'nen Rubel alle zu machen. So hab' ich mein Leben verpaßt, und auf meine alten Tage muß ich bei meinem Sohn den Bedienten spielen. Warum soll ich's leugnen? Er schreit mich an wie ein großer Herr. Er sagt: ‚Vater!' — und ich verstehe immer: ‚Du, Lakai!' Bin ich darum geboren, darum so alt geworden, um meinem Sohne die Stiefel zu putzen?"

Ich hatte nur mit halbem Ohr zugehört und sagte obenhin:

„Ich weiß auch nicht, wie ich mich zum Leben stellen soll..."

„Wer weiß das überhaupt?" meinte er lächelnd. „Ich habe niemanden gesehen, der es wüßte. Wie sich einer gewöhnt hat, so lebt er..."

Er zündete sich eine Zigarette an und redete dann in erregtem, gekränktem Ton weiter:

„Da hatt' ich einen Kerl — aus Orel war er, ein Adliger, tanzen konnte er, daß es eine Art hatte, der sang immer:

‚Lebe nur in Saus und Braus!
Übern Friedhof,
Übern Friedhof
Kommst du doch nicht hinaus!'

Das stimmt, glaube ich. Wie man's auch macht — man kommt nicht weiter als bis zum Friedhof. Und da ist's schon egal, wie einer gelebt hat. Als Sträfling oder als Aufseher..."

Des Sprechens müde, trank er sein Glas aus und warf einen scheuen Blick auf die leere Karaffe; dann zündete er sich eine Zigarette an und blies den Rauch in seinen Schnurrbart hinein.

„Wie du's auch anstellst, was du auch treibst — der Kirchhof ist's doch, wo du schließlich bleibst" — wie oft hatte doch der Maurer Pjotr, der sonst dem Onkel ganz unähnlich war, diesen Spruch wiederholt! Wie viele derartige Sprüche hatte ich schon gehört!

Ich hatte keine Lust, noch weiter mit ihm zu reden. Wie ich mit ihm dasaß, war es mir unbehaglich zumute, und doch tat er mir leid. Ich dachte an seine kecken Lieder zurück, an die Klänge seiner Gitarre, in denen sich sanfte Traurigkeit mit überquellender Freude paarte. Der lustige Zyganok fiel mir ein, ich blickte auf Jakows verlebtes Gesicht und fragte mich:

„Ob er wohl noch weiß, wie er damals den Zyganok mit dem Kreuz erschlagen hat!" Ich mochte ihn aber nicht danach fragen. Ich blickte nach der Schlucht hinaus, die inzwischen die feuchte Dunkelheit des Augustabends eingehüllt hatte. Auf dem schmalen Weg zur Stadt begannen die Laternen aufzuleuchten, alles erschien mir so durch und durch bekannt. Jeden Augenblick mußte jetzt der Dampfer nach Rybinsk pfeifen und dann der nach Perm...

„Ich muß jetzt gehen, 's ist Zeit", sagte der Onkel.

An der Tür der Schenke schüttelte er mir die Hand und meinte scherzend:

„Nur laß den Kopf nicht hängen — es scheint, daß du eine Neigung dazu hast, wie? Spuck auf alles! Du bist noch jung, merk dir vor allem: ‚Das Schicksal soll uns nimmermehr der Fröhlichkeit berauben!' Nun, leb wohl — ich muß nach der Mariä-Himmelfahrts-Kirche..."

Mein lustiger Onkel ging davon und ließ mich allein mit meinen Gedanken, die durch seine Reden ein wenig durcheinandergeraten waren. Ich stieg zur Stadt hinan und kam aufs offene Feld. Es war Vollmond, doch war der Himmel von schwerem Gewölk umzogen, in dessen schwarzem Schatten mein eigner Schatten verschwand. Ich ging querfeldein, um die Stadt herum, und kam ans Wolgaufer, wo ich mich an der Böschung in das verstaubte Gras legte. Lange schaute ich über den Strom hinweg, nach den Wiesen, der starr daliegenden Erde. Langsam zogen die Schatten der Wolken über die Wolga, wälzten sich nach den Wiesen hinüber und schienen sich da zu lichten, als hätten sie sich in den Fluten des Stromes gebadet. Alles ringsum lag im Halbschlummer, war wie gedämpft, bewegte sich widerwillig, nicht aus Freude und Lust an der Bewegung, am Leben, sondern gleichsam aus einem drückenden Zwang heraus.

Und ich fühlte einen unbändigen Drang, der ganzen Erde und auch mir selbst einen kräftigen Stoß zu geben, damit alles — auch ich selbst — in einen fröhlichen Wirbel gerate und die Menschen in festlichem Reigen sich drehen, voller Liebe zueinander und zu diesem Leben, das nur um eines anderen, schöneren, frischeren, reineren Lebens willen geboren wurde...

Ich muß irgend etwas mit mir beginnen, ging es mir durch den Sinn, sonst gehe ich zugrunde...

An düstern Herbsttagen, wenn man die Sonne nicht nur nicht sieht, sondern auch nicht fühlt und überhaupt vergißt, daß sie existiert, begegnet es einem zuweilen, daß man sich im Walde verirrt. Man gerät vom Wege ab, verliert alle Pfade und Stege, gibt es schließlich auf, sie zu suchen, beißt die Zähne zusammen und schreitet geradeaus durchs Dickicht, über das morsche Bruchholz, durch das schwankende Wirrsal der Morasthügel — bis man schließlich doch auf den Weg gelangt.

So wollte auch ich es jetzt halten.

Im Herbst dieses Jahres fuhr ich nach Kasan, in der stillen Hoffnung, daß es mir dort vielleicht gelingen werde, Gelegenheit zum Eintritt in eine höhere Lehranstalt zu finden.

MEINE UNIVERSITÄTEN

Also — jetzt gehe ich nach Kasan auf die Universität und studiere! Tatsache!

Auf den Gedanken, die Universität zu beziehen, hatte mich der Gymnasiast Nikolai Jewreinow gebracht, ein lieber Junge, ein hübscher Kerl mit gütigen, frauenhaften Augen. Er wohnte mit mir in einem Hause, oben auf dem Boden, hatte mich oft mit einem Buch in der Hand gesehen und wurde dadurch auf mich aufmerksam. Wir freundeten uns an, und es dauerte nicht lange, da begann Jewreinow auch schon mir einzureden, ich besäße „ganz außergewöhnliche wissenschaftliche Begabung".

„Sie sind von der Natur dazu geschaffen, der Wissenschaft zu dienen", sagte er und schüttelte mit einer theatralischen Geste seine lange Mähne.

Ich wußte damals noch nicht, daß man im Dienst der Wissenschaft auch Versuchskarnickel sein kann, und Jewreinow verstand mir so prächtig zu beweisen, daß die Universitäten gerade an Burschen, wie ich einer war, Bedarf hätten. Selbstverständlich wurde dabei auch Michail Lomonossow[1] als Beispiel erwähnt. Jewreinow forderte mich auf, in Kasan bei ihm zu wohnen; ich sollte den Herbst und den Winter dazu benutzen, das Pensum des Gymnasiums nachzuholen, und dann „so ein paar Examina" ablegen — er sagte wörtlich: „so ein paar Examina". Auf der Universität würde ich schon irgendein staatliches Stipendium bekommen, und in vier, fünf Jahren könnte ich „Gelehrter" sein. Die ganze Geschichte hörte sich recht überzeugend an, denn Jewreinow war neunzehn Jahre alt und hatte ein sehr gutes Herz.

Als er in Nishni seine Prüfungen abgelegt hatte, fuhr er weg. Etwa vierzehn Tage später machte auch ich mich nach Kasan auf.

Die Großmutter gab mir noch allerhand gute Ratschläge mit auf den Weg.

„Du darfst nicht immer gleich böse sein auf die Menschen! Du bist gleich so böse, so streng und hochmütig! Das hast du vom Großvater. Nun, und hat der Großvater es weit gebracht damit? Der hat sein Lebtag so gelebt und ist schließlich der Dumme geblieben. Ein bedauernswerter alter Mann ist er. Du mußt immer daran denken: nicht der liebe Gott richtet die Menschen, am Richten hat nur der Teufel seine Freude! Na also, leb wohl..."

Sie wischte ein paar kümmerliche Tränen von ihren braunen, wabbligen Wangen und sagte noch:

„Wir werden uns wohl nicht mehr wiedersehen ... Du fährst da wer weiß wohin, so weit weg ... ich werde wohl inzwischen sterben."

In der letzten Zeit hatte ich mich der guten Alten entfremdet, ja, ich hatte sie nur selten gesehen. Jetzt aber hatte ich das schmerzliche Gefühl, daß mir wohl nie wieder auf Erden ein Mensch so innig, so herzlich nahestehen würde.

Ich lehnte an der Reling des Dampfers und sah sie am Rande der Landungsbrücke stehen: mit der einen Hand bekreuzigte sie sich, die andere wischte mit einem Zipfel des alten Schals die dunkeln Augen, in denen unverwüstliche Menschenliebe leuchtete.

... So war ich also in der halbtatarischen Stadt angelangt und saß nun in der engen Wohnung des einstöckigen Hauses. Das Häuschen stand einsam auf einer Anhöhe, am Ende einer schmalen, dürftigen Gasse. Auf einer Seite stieß es an ein Ödgelände, eine alte Brandstätte, die mit Unkraut überwuchert war. Zwischen Wermut, Kletten, Sauerampfer und Holunderbüschen standen da noch die Ruinen eines Backsteingebäudes; darunter lagen geräumige Keller, in denen obdachlose Hunde hausten und verendeten. Dieser Keller steht mir noch lebhaft vor Augen: war er doch eine von meinen Universitäten.

Die Familie Jewreinow, Mutter und zwei Söhne, lebte von einer schmalen Pension. Gleich in den ersten Tagen mußte ich sehen, wie die kleine, graue Witwe, in ergreifender Kümmernis vom Markt heimgekehrt, ihre Einkäufe auf dem Küchentisch ausbreitete und die schwierige Frage zu lösen trachtete, wie sie aus dem kleinen Stück minderwertigen Fleisches eine kräftige Mahlzeit für drei stämmige Burschen bereiten sollte — wobei sie sich selbst überhaupt nicht mitrechnete.

[1] Michail Wassiljewitsch Lomonossow (1711—1765), Gelehrter von erstaunlicher Vielseitigkeit. Sohn eines armen Fischers, entfloh mit 16 Jahren, vom Lerneifer getrieben, aus dem Elternhause, wurde später einer der größten russischen Gelehrten. *(Anm. d. Red.)*

Sie sprach nur wenig. Aus ihren grauen Augen starrte die hoffnungslose, demütige Ausdauer eines Arbeitsgauls, der all seine Kraft längst verbraucht hat; doch das brave Pferdchen schleppt seinen Karren bergauf: es weiß ganz genau, daß es die Sache nicht schaffen wird, und schleppt doch immer weiter.

Drei Tage nach meiner Ankunft, als ich ihr am frühen Morgen in der Küche beim Gemüseputzen half — die Söhne schliefen noch —, fragte sie mich leise und ängstlich:

„Was wollen Sie eigentlich hier?"

„Lernen will ich! Die Universität besuchen."

Ihre Brauen krochen mit der gelblichen Stirnhaut zugleich in die Höhe. Sie schnitt sich mit dem Messer in den Finger und sog das Blut auf. Dann ließ sie sich auf einen Stuhl sinken, sprang aber sofort wieder hoch und rief:

„Pfui Teufel..."

Dann wickelte sie ihr Taschentuch um den wunden Finger und sagte anerkennend:

„Sie können sehr gut Kartoffeln schälen."

„Das wäre ja noch schöner, wenn ich das nicht verstünde!" Und ich erzählte ihr, wie ich als Geschirrwäscher auf dem Dampfer gearbeitet hatte. Darauf fragte sie mich:

„Sie meinen wohl, das genügt, um die Universität zu besuchen?"

Ich hatte damals noch wenig Sinn für Humor. Deshalb nahm ich ihre Frage ernst und erzählte ihr der Reihe nach, was ich alles zu tun gedächte, um schließlich in die Pforten des Tempels der Wissenschaft eingehen zu können.

Sie tat einen Seufzer:

„Ach, Nikolai, Nikolai..."

Gerade in diesem Augenblick kam Nikolai, verschlafen, wuschelköpfig und lustig wie immer, in die Küche, um sich zu waschen.

„Weißt du, Mama, es wäre eigentlich fein, wenn du mal Pelmeni machtest!"

„Na ja, schön", willigte die Mutter ein.

Ich wollte mit meinen Kochkünsten glänzen und äußerte Bedenken: das Fleisch sei für Pelmeni zu schlecht, auch habe sie viel zuwenig gebracht.

Da wurde Warwara Iwanowna aber böse und richtete an meine Adresse ein paar so saftige Worte, daß mir das Blut in die Ohren stieg. Sie warf noch ein Bund Mohrrüben auf den Tisch und verließ die Küche. Nikolai zwinkerte mir zu und erklärte mir ihr Benehmen mit den Worten:

„Schlecht gelaunt heute..."

Dann machte er es sich auf einer Bank bequem und belehrte mich, daß Frauen im allgemeinen nervöser seien als Männer; das läge nun einmal in ihrer Natur und sei von einem hochangesehenen Gelehrten — ich glaube, einem Schweizer — unwiderleglich bewiesen. John Stuart Mill, ein Engländer, hätte sich auch irgendwo über diesen Gegenstand geäußert.

Nikolai hatte seine Freude daran, mich zu belehren, und er ließ keine Gelegenheit ungenützt, irgendeine ganz unentbehrliche Weisheit, ohne die man unmöglich leben könne, in meinen Hirnkasten zu pfropfen. Ich lauschte ihm begierig. Allmählich verschmolzen dann Foucault, Larochefoucauld und Larochejacquelin in meiner Vorstellung zu einer einzigen Person, und ich vermochte nicht mehr auseinanderzuhalten, wer dem andern den Kopf abgeschlagen hatte: Lavoisier dem General Dumouriez oder umgekehrt? Der prächtige Junge wünschte von ganzem Herzen, „etwas Ordentliches" aus mir zu machen, und er versprach es mir auch aus innerster Überzeugung. Aber es fehlte ihm leider an der nötigen freien Zeit und allem übrigen, um sich ernsthaft mit mir beschäftigen zu können. Sein jugendlicher Leichtsinn und Egoismus ließen ihn nicht merken, welchen Aufwand an Kraft und Findigkeit es seine Mutter kostete, den Haushalt in Gang zu halten, und noch weniger merkte es sein Bruder, ein schwerfälliger, maulfauler Gymnasiast. Ich dagegen kannte längst alle die verzwickten Kunstgriffe der häuslichen Chemie und Küchenwirtschaft haargenau, ich sah deutlich, wie erfinderisch diese Frau war, die jeden Tag von neuem den Magen ihrer Söhne betrügen und dazu noch einen fremden Bengel von unangenehmem Äußeren und schlechten Manieren mit durchfüttern mußte. Natürlich fiel mir jedes Stück Brot, das sie mir zukommen ließ, zentnerschwer aufs Gewissen, und ich machte mich bald daran, irgendeine Arbeit zu suchen.

Des Morgens verließ ich regelmäßig das Haus, um zum Mittagessen ja nicht daheim zu sein. Bei schlechtem Wetter saß ich auf der Ödstätte im Kellerloch. Beim Gestank toter Katzen und Hunde, beim Rauschen des Regens und dem Heulen des Windes kam ich da bald zu der Erkenntnis, daß die Universität eben nur eine törichte Phantasie gewesen war und daß ich viel klüger getan hätte, nach Persien zu gehen. Und im Geiste sah ich mich schon als eisgrauen Magier, der eine große Erfindung gemacht hat: wie man Korn von Apfelgröße ziehen könne und Kartoffeln von einem halben Zentner Gewicht. Überhaupt hatte ich schon eine Unmenge Wohltaten in Bereitschaft für diese Erdenwelt, auf der zu wandeln es nicht mir allein so verteufelt schwerfiel.

Ich hatte es schon gelernt, von seltsamen Abenteuern und Heldentaten zu träumen. Das war mir stets eine große Hilfe in schweren Tagen, und da es solcher Tage leider gar viele gab, wurde ich in meinen Träumereien immer erfinderischer. Ich rechnete auf keine Hilfe von außen und hoffte auf keine glücklichen Zufälle; allmählich aber entwickelte sich in mir ein trotziger Wille, und je

ungünstiger meine Lebensverhältnisse wurden, desto stärker und auch klüger kam ich mir selber vor. Ich war sehr früh zu der Erkenntnis gelangt, daß gerade der Widerstand gegen seine Umgebung den Menschen formt.

Um nicht hungern zu müssen, ging ich nach der Wolga hinaus, zu den Anlegestellen, wo man sich ziemlich leicht seine fünfzehn, zwanzig Kopeken täglich verdienen konnte. Unter Schauerleuten, Vagabunden und Spitzbuben aller Art fühlte ich mich da wie ein Stück Eisen zwischen glühenden Kohlen: Jeder Tag brachte mir eine Fülle starker, brennender Eindrücke. Um mich herum wirbelten von allem entblößte, gierige Menschen, Menschen mit rohen Instinkten. Mir gefiel ihre Erbitterung gegen das Leben, mir gefiel ihre spöttisch-feindselige Einstellung gegen alles und jedes in der Welt, ihre Unbekümmertheit in bezug auf sich selbst. Alle meine unmittelbaren Erlebnisse zogen mich zu diesen Leuten hin und lockten mich, in dieser ätzenden Umwelt ganz unterzutauchen. Bret Hartes Schriften und die riesige Menge von Schundromanen, die ich gelesen hatte, erregten bei mir noch mehr Mitgefühl für diese Menschen.

Der Berufsdieb Baschkin, ehemaliger Zögling eines Lehrerseminars, ein häufig und jämmerlich verprügelter, schwindsüchtiger Mensch, belehrte mich mit beredten Worten:

„Warum bist du eigentlich immer so zimperlich wie ein Mädel? Hast du Angst, deine Unschuld zu verlieren? Für ein Mädel ist die Unschuld das einzige Kapital. Dir aber ist sie doch nur eine Last. Ochsen sind ehrlich: darum kriegen sie auch nur Heu zu fressen!"

Er war rothaarig, immer glatt rasiert wie ein Schauspieler; die behenden, schmiegsamen Bewegungen seines zierlichen Körpers gaben ihm Ähnlichkeit mit einem jungen Kater. Er behandelte mich lehrhaft, gönnerisch, und ich sah wohl, daß er mir von ganzem Herzen Erfolg und Glück wünschte. Er war ein kluger Kopf und hatte viele gute Bücher gelesen. Am besten hatte ihm „Der Graf von Monte Cristo" gefallen.

„In dem Buch liegt Sinn und Herz", sagte er.

Er liebte die Weiber und redete von ihnen mit einem genießerischen Schmatzen, mit Begeisterung: ein eigenes Zittern ging dann durch seinen gebrochenen Körper, und in diesem Zittern war etwas Krankhaftes, das mir Abscheu einflößte. Seinen Reden aber lauschte ich aufmerksam und war für das Schöne darin empfänglich.

„Weiber, Weiber!" sang er mehr als er sprach, und sein gelbes Gesicht erglühte, die dunkeln Augen funkelten verzückt. „Für ein Weib bin ich zu allem bereit. Was man auch für ein Weib oder für den Teufel tun mag: es ist keine Sünde dabei! Sieh zu, daß du immer verliebt bist im Leben; etwas Besseres hat die Welt nicht erfunden!"

Er war ein glänzender Erzähler, und für die Straßendirnen dichtete er mühelos rührselige Liedchen von unglücklicher Liebe. Seine Lieder wurden im ganzen Wolgagebiet gesungen; unter anderm stammt auch das folgende, weitverbreitete Lied von ihm:

„Ich bin nicht schön und werd' nichts erben,
Arm und geflickt ist mein Gewand.
Nie wird ein Jüngling um mich werben,
Die Welt liebt nur den eitlen Tand ...!"

Besonders freundlich behandelte mich der dunkle Ehrenmann Trussow, ein Mensch, der ehrbar aussah, sich stutzerhaft kleidete und zarte Musikerfinger hatte. Er hatte in der Admiralitätsvorstadt einen Kramladen, an dem das Aushängeschild „Uhrmachermeister" prangte, in Wahrheit aber war er ein geriebener Hehler.

„Weißt du, Maxim, laß lieber deine Finger von Diebereien", sprach er einst zu mir, dabei behäbig seinen grauen Bart glättend und die schlauen, dreisten Augen zukneifend. „Ich sehe schon, dir ist ein anderer Weg vorgezeichnet. Du bist ein geistiger Mensch."

„Was heißt geistig?"

„Ja, das ist so einer, der auf gar nichts neidisch ist, der nur immer alles wissen will!"

Das traf nun für mich gerade nicht zu. Denn ich war neidisch auf vieles und auf viele Menschen. So zum Beispiel auf Baschkins Talent, immer in einer ganz eigenartigen, beinahe metrischen Sprache zu reden und ganz überraschende Vergleiche und Redewendungen anzubringen. Ich erinnere mich noch des Anfangs einer Liebesgeschichte, die er oft zu erzählen pflegte:

„In einer trübfinsteren Nacht saß ich einst — wie ein Kauz in einem Baumloch — im Gasthof in der Jammerstadt Swijashsk. Es war im Herbst, im Oktober. Träge tröpfelte der Regen, der Wind heulte langgezogen, wie wenn ein betrübter Tatar ein Lied singt — ein Lied ohne Ende, immer nur: oooh, uuuh ...

Und da, mit einemmal, kam *sie*: leichtfüßig, rosig wie eine Wolke bei Sonnenaufgang, und in ihren Augen leuchtete trügerische Reinheit der Seele. ‚Du Lieber', spricht sie mit ehrlich klingender Stimme, ‚ich habe nicht gefehlt wider dich.' Ich wußte ganz genau, daß sie log, und glaubte doch, sie spräche die Wahrheit. Mein Verstand sagte es mir, aber im Herzen glaubte ich es nicht — nein, nein!"

Beim Erzählen wiegte er sich rhythmisch hin und her, bedeckte dabei die Augen mit der Hand und berührte ab und zu mit einer weichen Geste seine Brust an der Stelle, wo das Herz liegt.

Er hatte eine klanglose, dumpfe Stimme, aber seine Worte waren hell — es war etwas vom Flöten der Nachtigall in ihnen.

Auch Trussow beneidete ich. Der Mann wußte erstaunlich fesselnd von Sibirien, von Chiwa und Buchara, boshaft und spöttisch vom Leben der Bischöfe zu erzählen. Einmal sagte er geheimnisvoll von Zar Alexander III.:

„Dieser Zar ist ein Meister in seinem Fach!"

Trussow kam mir immer vor wie einer von den großen Bösewichten, die sich am Schluß eines Romans, ganz überraschend für den Leser, plötzlich als großmütige Helden entpuppen.

In schwülen Nächten setzten diese Leute manchmal über den Fluß, tranken und schmausten auf den Wiesen oder im Gebüsch und schwatzten davon, wie verwickelt doch das Leben sei, wie wirr die Beziehungen der Menschen untereinander. Besonders viel redeten sie aber von den Weibern. Man sprach von ihnen mit Erbitterung, mit Wehmut, manchmal auch rührselig, und fast immer mit einem Gefühl, als schaue man in eine düstere Finsternis voll unheimlicher Überraschungen. Ich habe zwei oder drei Nächte mit diesen Leuten unter dem finstern Himmel mit seinen matten Sternen verbracht, in einer dicht mit Weidengebüsch bestandenen Bodensenkung. In dem schwülen, wegen der Nähe der Wolga feuchten Dunkel krochen die Lichter der Topplaternen wie goldene Käfer nach allen Seiten dahin; in die finstere Masse des Bergufers waren feurige Klümpchen und Streifen hineingesprenkelt — die erleuchteten Fenster der Häuser des reichen Dorfes Uslon. Dumpf peitschten die Radschaufeln der Dampfer das Wasser; von den langen Reihen der Lastkähne tönt der laute, klagendem Heulen ähnliche Gesang der Matrosen herüber. Irgendwo pocht ein Hammer auf Eisen; schwermütig klingt ein Lied durch die Nacht, als verhauche da ganz leise eines Menschen Seele, und Trauer legt sich wie Asche aufs Herz.

Und noch trüber stimmt es, den träge dahinfließenden Reden der Menschen zu lauschen, die über ihr Leben nachgrübeln, immer nur von sich selber reden und auf die andern kaum hören. Sie sitzen oder liegen unter den Büschen, rauchen Zigaretten, nehmen hin und wieder, ohne gierige Hast, einen Schluck Schnaps oder Bier und wandeln auf Pfaden der Erinnerung durch die Vergangenheit.

„Ja, aber was mir mal passiert ist...", spricht einer, den die nächtliche Finsternis an den Erdboden zu pressen scheint.

Die andern hören seine Erzählung an und stimmen zu:

„Ja, dergleichen kommt vor... ist schon vorgekommen."

„Da war einmal... es kommt vor... es ist vorgekommen...", höre ich immer wieder und habe den Eindruck, als müßte in dieser Nacht für alle diese Menschen die letzte Stunde kommen, denn alles ist schon dagewesen, und sie haben nichts mehr zu erwarten...

Dadurch fühlte ich mich Baschkin und Trussow entfremdet; aber sie gefielen mir trotzdem, und es wäre nach meinen bisherigen Lebenserfahrungen nur natürlich gewesen, wenn ich mich ihnen eng angeschlossen hätte. Meine gescheiterte Hoffnung, mich emporzuarbeiten, mich weiterzubilden, trieb mich gleichfalls zu ihnen. In den Stunden des Hungers, der Erbitterung, der Verzweiflung fühlte ich mich durchaus fähig, auch Verbrechen zu begehen, und zwar nicht nur gegen das „geheiligte Institut des Privateigentums". Die Romantik der Jugend bewahrte mich davor, von dem Wege abzukommen, den zu gehen mir bestimmt war. Außer den Schriften des humanen Bret Harte und Schundromanen hatte ich auch schon viele ernste Bücher gelesen. Sie hatten bei mir den Drang nach Dingen erweckt, die mir noch unklar, aber bedeutender waren als alles, was ich bisher gesehen.

Gerade in dieser Zeit machte ich neue Bekanntschaften, gewann ich neue Eindrücke. Auf der Ödstätte neben Jewreinows Wohnung kamen oft Gymnasiasten zusammen, um „Klötzchen" zu spielen. Mir gefiel ganz besonders einer von ihnen, Guri Pletnjow. Er hatte einen bräunlichen Teint, blauschwarze Haare wie ein Japaner, das Gesicht voll schwarzer Pünktchen, als hätte man es mit Schießpulver abgerieben. Sein Frohsinn war unverwüstlich; er war in allen Spielen gewandt, witzig im Gespräch und gespickt mit den Keimen der verschiedensten Talente. Und wie die meisten talentierten Russen, zehrte er von dem, was ihm die Natur verliehen hatte, ohne danach zu streben, seine Gaben zu entwickeln und zu vervollkommnen. Er hatte ein ausgezeichnetes Gehör und feines musikalisches Empfinden, liebte die Musik, spielte ganz meisterhaft Gusli[1], Balalaika, Harmonika; aber er gab sich nie die Mühe, ein edleres, schwierigeres Instrument zu erlernen. Er war arm, schlecht gekleidet, das zerdrückte, zerrissene Hemd, die geflickten Hosen und die durchlöcherten, zerlatschten Stiefel aber paßten vorzüglich zu seinem draufgängerischen Wesen, der kecken Beweglichkeit des sehnigen Körpers, den weitausholenden Gesten.

Er machte den Eindruck eines Menschen, der nach langwieriger, schwerer Krankheit eben zum erstenmal aufgestanden, oder eines Häftlings, der tags vorher freigekommen ist; alles im Leben war für ihn neu und erfreulich, alles erregte bei ihm lärmende Lustigkeit; er hüpfte auf Erden umher wie ein brennender Schwärmer beim Feuerwerk.

Als er erfuhr, mit welchen Schwierigkeiten und Gefahren ich zu kämpfen hatte, bot er mir an, zu ihm zu ziehen und mich zum Dorfschullehrer auszubilden. Auf diese Weise kam ich nun in eine seltsam lustige Bude, die „Marussowka", der sich wahrscheinlich mehrere Generationen Kasaner Studenten

---

[1] Eine Art Laute. *(Anm. d. Red.)*

noch erinnern. Es war das ein großes, baufälliges Haus in der Rybnorjadskajastraße, mit dessen Besitzergreifung durch hungrige Studenten, Straßendirnen und allerhand gescheiterte Existenzen sich die Eigentümer hatten abfinden müssen. Pletnjow hauste im Gang unter der Bodentreppe; dort stand seine Pritsche, etwas weiter am Ende des Ganges, dicht am Fenster, hatten sein Tisch und sein Stuhl ihren Platz — das war alles. Auf diesen Gang mündeten die Türen von drei Zimmern. In zweien von ihnen wohnten Dirnen, im dritten ein schwindsüchtiger Mathematiker, ein langer, dürrer, schreckenerregender Mensch, mit borstigem, rötlichem Haar am ganzen Körper, nur notdürftig mit schmutzigen Lumpen bekleidet. Unheimlich schimmerten durch die Löcher der Lumpen seine bläuliche Haut und seine Rippen, die an ein Skelett gemahnten.

Man hatte den Eindruck, er nähre sich nur von seinen Fingernägeln, die er bis aufs Blut abkaute. Tag und Nacht zeichnete und rechnete er; dabei hustete er unaufhörlich mit dumpf bellenden Lauten. Die Mädchen fürchteten sich vor ihm und hielten ihn für wahnsinnig; doch legten sie ihm aus Mitleid immer Brot, Tee und Zucker vor die Tür. Er las dann diese Spenden vom Fußboden auf und trug sie in seine Stube, wobei er keuchte wie ein müdes Pferd. Hatten sie es — aus Vergeßlichkeit oder sonst irgendeinem Grunde — verabsäumt, ihm ihre Gaben darzubringen, so öffnete er die Tür und kreischte heiser in den Gang hinein:

„Brot!"

In seinen tief eingesunkenen Augen funkelte der Stolz eines Wahnsinnigen, der im Gefühl seiner Größe schwelgt. Hin und wieder besuchte ihn ein kleines buckliges Scheusal mit einem Klumpfuß, grauhaarig, eine scharfe Brille auf der geschwollenen Nase, ein listiges Lächeln im gelben Eunuchengesicht. Die beiden schlossen sorgfältig die Tür und saßen stundenlang schweigend, seltsam still beieinander. Nur einmal, mitten in der Nacht, weckte mich das gellende Geschrei des Mathematikers:

„Und ich behaupte, es ist ein Kerker! Die Geometrie ist ein Käfig, jawohl! Eine Mausefalle, jawohl! Ein Kerker!"

Der Bucklige feixte kreischend, wiederholte mehrmals irgendein seltsames Wort, und dann brüllte der Mathematiker plötzlich los:

„Zum Henker mit dir! 'raus!"

Als der Besucher, fauchend, kreischend, den Radmantel um sich wickelnd, auf den Gang hinausgekollert war, schrie der Mathematiker — lang, grauenhaft anzusehen, mit den Händen durch sein wirres Haar fahrend — von der Schwelle aus noch immer mit krächzender Stimme:

„Euklid ist ein ganz dummer Kerl! Ein erzdummer Kerl... Ich will euch schon beweisen, daß Gott klüger ist als der alte Grieche!"

Dann knallte er die Tür mit solcher Wucht zu, daß in seiner Stube irgendein Gegenstand krachend zu Boden stürzte.

Bald danach erfuhr ich, daß dieser Mensch, von der Mathematik ausgehend, die Existenz Gottes beweisen wollte. Er starb aber, bevor er es zustande gebracht hatte.

Pletnjow arbeitete in einer Druckerei als Nachtkorrektor für eine Zeitung und verdiente dabei allnächtlich seine elf Kopeken. Wenn ich einmal nichts verdient hatte, kamen wir beide mit vier Pfund Brot, mit Tee für zwei und Zucker für drei Kopeken einen Tag aus. Mir fehlte die Zeit zum Arbeiten, denn ich mußte doch lernen! Die Wissenschaften machten mir saure Mühe. Vor allem hatte ich meine Qual mit der Grammatik, mit ihren gräßlich engen, verknöcherten Kategorien. Es wollte mir durchaus nicht gelingen, unsere lebensvolle, schwierige, launisch-biegsame russische Sprache in diese Kategorien zu zwängen. Sehr bald erwies sich aber, zu meiner großen Befriedigung, daß ich „zu früh" mit dem Lernen angefangen hatte — selbst wenn ich die Lehramtsprüfungen abgelegt hätte, würde ich, meiner Jugend wegen, doch keine Anstellung haben bekommen können.

Pletnjow und ich schliefen auf derselben Bettstatt — ich nachts, er am Tage. Erschöpft von der schlaflos verbrachten Nacht, das Gesicht noch dunkler als sonst, die Augen entzündet, kehrte er frühmorgens heim. Ich lief eilends in die Schenke nach kochendem Wasser, denn einen Samowar besaßen wir natürlich nicht. Dann setzten wir uns ans Fenster, tranken Tee und aßen Brot dazu. Guri erzählte mir die Neuigkeiten aus der Zeitung oder las mir die spaßigen Gedichte des versoffenen Feuilletonisten „Roter Domino" vor. Stets setzte er mich durch die Art, wie er das Leben als Scherz hinnahm, in Staunen: mir kam es immer vor, als verhielte er sich dem Leben gegenüber so, wie er die alte, dickwanstige Galkina behandelte, die mit abgelegten Damenkleidern handelte und sich nebenbei mit Kuppelei abgab.

Bei diesem Weibsbild hatte er den Winkel unter der Treppe gemietet, aber bezahlen konnte er seine „Wohnung" nicht, und so zahlte er nur mit lustigen Späßen, mit seinem Harmonikaspiel und seinen rührseligen Liedern. Die trug er mit seiner hohen Tenorstimme vor, und seine Augen glänzten spöttisch dabei. Die alte Galkina war in ihrer Jugend Choristin an der Oper gewesen; sie verstand sich auf Gesang, und nicht selten rollten aus den frechen Augen kleine Tränen auf die wabbligen, blauroten Backen der versoffenen und verfressenen Person hinab; sie knipste sie mit ihren feisten Fingern von der Haut weg und wischte dann die Finger sorgfältig an einem schmierigen Tuch ab.

„Ach, Gurotschka", seufzte sie, „Sie sind wirklich ein Künstler! Wenn Sie bloß ein klein bißchen hübscher wären, hätte ich Ihnen schon ein Schicksal zurechtgezimmert! Ach, wie viele junge Menschen hab'

ich schon bei Damen angebracht, denen das Herz vor Einsamkeit schmerzte..."

Einer von diesen Jünglingen wohnte auch in der „Marussowka", gerade über uns: ein Student, der Sohn eines Arbeiters, eines Kürschners, ein mittelgroßer Bursche mit breiter Brust und unnatürlich schmalen Hüften; er sah aus wie ein Dreieck, dessen etwas abgestumpfte Spitze nach unten gerichtet ist. Der Student hatte ganz kleine Füße, wie eine Frau. Auch sein tief zwischen den Schultern sitzender Kopf war klein und mit borstigem, rotem Haar geziert. Aus dem weißen, blutleeren Gesicht glotzten grünliche, vorstehende Augen.

Mit Mühe und Qual, ewig hungrig wie ein herrenloser Hund, hatte er es gegen den Willen seines Vaters fertiggebracht, das Gymnasium durchzumachen und die Universität zu beziehen. Da hatte es sich aber herausgestellt, daß er eine tiefe, weiche Baßstimme besaß, und er beschloß, Gesang zu studieren.

Dadurch fiel er der Galkina in die Hände, die ihn mit einer reichen Kaufmannswitwe zusammenbrachte, einer Vierzigerin, deren Sohn schon Student im sechsten Semester war und deren Tochter gerade die Schule hinter sich hatte. Die Witwe war ein dürres Weib, flach und gerade wie ein Soldat, mit dem ausgemergelten Gesicht einer asketischen Nonne und großen, grauen, in dunkeln Höhlen liegenden Augen. Sie kleidete sich schwarz, trug eine altmodische seidene Haube, und von ihren Ohren baumelten Ohrringe mit giftgrünen Steinen.

Bisweilen besuchte sie abends oder frühmorgens ihren Studenten, und ich konnte wiederholt beobachten, wie die Frau mit einem Satz das Haustor passierte und mit energischem Schritt über den Hof ging. Ihr Gesicht konnte Angst einflößen; die Lippen waren so fest aufeinandergepreßt, daß sie kaum noch zu sehen waren, die Augen schauten weitgeöffnet, verzückt, schwermütig geradeaus — und doch konnte man meinen, sie wäre blind.

Sie war nicht gerade häßlich zu nennen, aber es war eine Spannung in ihr, die sie häßlich machte, ihren Körper gleichsam in die Länge zog und ihr Gesicht schmerzhaft verzerrte.

„Sieh nur", sagte Pletnjow, „wie eine Verrückte sieht sie aus."

Der Student haßte die Frau, er versteckte sich vor ihr; aber sie verfolgte ihn wie ein erbarmungsloser Gläubiger oder ein Spitzel.

„Ich bin ein ganz verdrehter Kerl", sagte er zerknirscht, wenn er angetrunken war. „Wozu muß ich eigentlich durchaus singen? Mit meiner Visage und meiner Figur läßt man mich ja doch nicht auf die Bühne. Sicher nicht!"

„Dann hör doch auf mit dem Blödsinn!" riet ihm Pletnjow.

„Na ja. Aber s i e tut mir leid! Wirklich, ich halte es nicht mehr aus — aber s i e tut mir so leid! Wenn du ahntest, wie sie ist, ach..."

Wir wußten es schon. Denn wir hatten einmal gehört, wie die Frau ihn nachts auf der Treppe mit dumpfer, bebender Stimme angefleht hatte:

„Um Christi willen... Liebling, ich bitte dich... um Christi willen..."

Sie war Eigentümerin einer großen Fabrik, besaß Häuser, Pferde, gab Tausende von Rubeln für die Hebammenschule her — und flehte wie eine Bettlerin um ein Almosen der Zärtlichkeit...

Nach unserm Morgentee legte sich Pletnjow schlafen; ich aber ging auf die Suche nach Arbeit und kam erst spät abends nach Hause, wenn er schon in die Druckerei mußte. Hatte ich Brot, Wurst oder gekochtes Gekröse mitgebracht, so teilten wir die Beute in zwei Teile, und er nahm seinen Anteil mit.

Allein geblieben, wanderte ich dann in den winkligen Gängen der „Marussowka" umher und beobachtete, wie die Menschen da lebten, die mir noch fremd waren. Das Haus war knüppelvoll, es glich einem Ameisenhaufen. Ein säuerlicher, beißender Geruch erfüllte es, und in allen Winkeln lauerten dichte, den Menschen feindliche Schatten. Vom frühen Morgen bis spät in die Nacht hinein summte das Haus; unaufhörlich ratterten die Maschinen der Näherinnen, die Chormädel vom Operettentheater übten, der Student brummte mit seiner Baßstimme Tonleitern, ein versoffener, halbverrückter Schauspieler deklamierte mit lauter Stimme, die angetrunkenen Straßenmädchen grölten... und schon formte sich in mir die ganz natürliche, aber noch ungelöste Frage:

„Wozu das alles?"

Unter all dem ausgehungerten jungen Volk hauste ein rothaariger, glatzköpfiger Mensch mit starken Backenknochen, dickem Bauch und dünnen Beinen, mit einem Riesenmaul und Pferdezähnen. Seiner Zähne wegen hieß er allgemein „der rote Hengst". Schon über zwei Jahre prozessierte er mit irgendwelchen Verwandten, Kaufleuten in Simbirsk, und erklärte jedem Menschen:

„Wenn ich die Bande nicht in Grund und Boden ruiniere, will ich überhaupt nicht länger leben. Als Bettler sollen sie durch die Welt ziehen, drei Jahre sollen sie von Almosen leben. Dann gebe ich ihnen alles zurück, was ich durch den Prozeß gewinne, alles gebe ich ihnen wieder und frage: ‚Nun, ihr Satansbrut? Seht ihr wohl!'"

„Und das ist das Ziel deines Lebens?" fragte man ihn.

„Dafür setze ich mich ein, mit Leib und Seele; ich will nur dies eine; weiter kann ich nichts."

Er drückte sich ganze Tage auf dem Bezirksgericht herum, im Kassationshof, beim Rechtsanwalt. Oft brachte er abends in einer Droschke eine Menge Pakete, Tüten, Flaschen mit und veranstaltete in seiner schmutzigen Stube, mit der morschen Decke und dem schiefen Fußboden, lärmende Gelage, zu denen er Studenten und Näherinnen einlud, jeden,

den es gelüstete, sich einmal sattzuessen und vollzutrinken. Der „rote Hengst" selbst trank nur Rum; überall, auf seiner Tischdecke, seinen Kleidern, ja sogar auf dem Fußboden hatte dieses Getränk unaustilgbare dunkelrote Spuren hinterlassen. Wenn er betrunken war, greinte er:

„Ach, ihr meine lieben Vögel! Lieb hab' ich euch alle, ihr guten Leutchen! Und ich bin ein ganz gemeiner Schuft, ein Kro—rokodil! Ich will meine Verwandten vernichten, und ich werd's auch tun! Bei Gott! Wenn ich die Bande nicht..."

Die Augen des „Hengstes" blinzelten kläglich, über sein blödes, starkknochiges Gesicht rollten Säufertränen, er wischte sie mit der Handfläche von den Backen und schmierte sie sich aufs Knie. Seine Hosen waren voller Fettflecke.

„Was ist denn euer Leben?" brüllte er. „Hunger und Kälte und Lumpen am Leib! Gehört sich das etwa so? Was kann man bei solchem Hundeleben lernen? Ach, wenn der Zar bloß wüßte, wie ihr so lebt..."

Dann riß er einen Packen verschiedenfarbiger Geldscheine aus der Tasche und bot sie aus:

„Wer braucht Geld? Hier, nehmt, ihr Leute..."

Die Chormädel und Näherinnen rissen ihm gierig die Scheine aus der haarigen Hand. Er aber lachte laut und sagte: „Nein, das ist nicht für euch! Für die Studenten ist's."

Aber die Studenten nahmen von ihm kein Geld an...

„Zum Teufel mit deinem Geld!" schrie wütend der Kürschnerssohn.

Einmal brachte er, schwer betrunken, Pletnjow einen Knäuel zusammengeballter Zehnrubelscheine, schmiß sie auf den Tisch und rief: „Da! Brauchst du's? Ich brauch's nicht..."

Dann warf er sich auf Pletnjows Bettstatt und heulte und schluchzte laut los, so daß man ihm Wasser einflößen und ihn kalt begießen mußte. Als er schließlich eingeschlafen war, versuchte Pletnjow das Geld wieder glattzustreichen, aber das war unmöglich — die Scheine klebten so fest zusammen, daß man sie anfeuchten mußte, um sie auseinanderzubekommen.

In seiner verräucherten, schmutzigen Stube, deren Fenster auf die kahle Mauer des Nebenhauses gingen, war es immer eng und stickig, laut und unheimlich. Der „Hengst" brüllte stets am lautesten. Ich fragte ihn einmal:

„Warum hausen Sie eigentlich hier in dem Loch, warum wohnen Sie nicht lieber im Gasthof?"

„Ach, mein Lieber... Um der Seele willen! Meine Seele hat's schön warm hier bei euch..."

Der Kürschnerssohn bestätigte:

„Das stimmt, Hengst! Mir geht's ebenso. Woanders würde ich umkommen..."

Manchmal bittet der Hengst Pletnjow:

„Spiel uns was! Sing ein bißchen!"

Guri nimmt seine Gusli auf den Schoß und singt:

„Geh auf, geh auf, du liebe Sonne..."

Im Zimmer wird es still, sinnend lauschen alle den schwermütigen Worten und dem leisen Klang der Saiten.

„Ach, ist das schön, Teufel noch mal!" brummt der unglückliche Kürschnerssohn.

Unter den seltsamen Insassen des alten Hauses spielte Guri Pletnjow, der die Gabe besaß, die man gemeinhin Frohsinn nennt, die Rolle des guten Geistes im Zaubermärchen. Seine Seele, mit den lichten Farben der Jugend geschmückt, bestrahlte das Leben mit dem Feuerwerk seiner prächtigen Späße, seiner schönen Lieder, seines scharfen Spottes über die Sitten und Gewohnheiten der Menschen, seiner kecken Reden über die krasse Verlogenheit des Lebens. Er war erst zwanzig Jahre alt und sah noch ganz knabenhaft aus, aber allen im Hause galt er als ein Mensch, der im Augenblick der Not einen klugen Rat geben und immer mit irgend etwas helfen konnte. Die bessern Elemente liebten, die üblen fürchteten ihn; sogar der alte Wachtmann Nikiforytsch begrüßte Guri immer mit seinem Fuchslächeln.

Der Hof der „Marussowka" bildete einen Durchgang, der ansteigend zwei Straßen, die Rybnorjadskaja und die Staro-Gorschetschnaja, verband. Auf dieser, unweit vom Tor unserer Behausung, stand in einer gemütlichen Ecke das Wachthäuschen des alten Nikiforytsch.

Nikiforytsch war der Oberwachtmann unseres Wohnbezirks, ein großer, strammer, mit Medaillen behängter Alter. Er hatte ein kluges Gesicht, ein freundliches Lächeln und pfiffige Augen.

Unserer lärmenden Kolonie „verlorener" und „werdender" Menschen schenkte Nikiforytsch immer ganz besondere Aufmerksamkeit. Ein paarmal am Tage erschien seine hagere Gestalt auf unserm Hof; gemächlich schaute er zum Fenster in die Wohnungen hinein, mit dem gleichen Blick, mit dem wohl ein Aufseher im Zoologischen Garten in die Käfige der wilden Tiere hineinguckt. Im Winter wurden in einer dieser Wohnungen der einarmige Offizier Smirnow und der Soldat Muratow verhaftet, beide Ritter des Georgskreuzes und Teilnehmer an Skobelews Achal-Teke-Expedition. Diese beiden, ferner Sobnin, Owsjankin, Grigorjew, Krylow und noch ein andrer, wurden verhaftet, weil sie versucht hatten, eine Geheimdruckerei einzurichten, zu welchem Behuf Muratow und Smirnow eines Sonntags, am hellichten Tage, in die Druckerei von Kljutschnikow (in einer sehr belebten Straße) eindrangen, um das nötige Typenmaterial zu rauben. Dabei wurden sie gefaßt. Ein andermal wurde spät nachts in der „Marussowka" von den Gendarmen ein langer, finsterer Bursche festgenommen, dem ich den Spitznamen „der wandelnde

Kirchturm" gegeben hatte. Als Guri am Morgen davon erfuhr, raufte er sich erregt den schwarzen Wuschelkopf und erklärte mir:

„Hör mal, Maximytsch, in siebenunddreißig Teufels Namen, mach dich flink auf die Beine, Verehrtester, so rasch wie möglich..."

Er erklärte mir, wohin ich laufen sollte, und fügte hinzu:

„Aber paß auf, sei recht vorsichtig! Es könnten Spitzel da sein..."

Dieser geheimnisvolle Auftrag freute mich gewaltig. Ich sauste flink wie eine Schwalbe nach der Admiralitätsvorstadt. In der engen Werkstatt eines Kupferschmiedes fand ich einen krausköpfigen jungen Menschen mit auffallend blauen Augen. Er verzinnte zwar gerade eine Kasserolle, sah aber eigentlich gar nicht aus wie ein Arbeiter. In der Ecke am Schraubstock war ein kleiner grauhaariger Alter mit dem Einschleifen eines Hahnes beschäftigt.

Ich fragte den Kupferschmied:

„Haben Sie vielleicht Arbeit für mich?"

Der Alte entgegnete barsch:

„Arbeit haben wir schon, aber nicht für dich."

Der Jüngere warf einen verstohlenen Blick auf mich und beugte wieder den Kopf über seine Arbeit. Ich stieß ihn behutsam mit dem Fuß ans Bein — da starrte er mich mit seinen blauen Augen überrascht und zornig an, packte die Kasserolle am Henkel und machte Miene, sie mir an den Kopf zu werfen. Als er aber sah, daß ich ihm zuzwinkerte, sagte er ruhig:

„Geh, geh..."

Ich blinzelte ihm noch einmal zu, ging zur Tür hinaus und wartete auf der Straße. Der Krauskopf trat, sich räkelnd, auch aus dem Hause, musterte mich schweigend und steckte sich eine Zigarette an.

„Sind Sie Tichon?"

„Nun ja!"

„Pjotr ist verhaftet."

Er runzelte zornig die Stirn und schien mich mit den Augen abzutasten.

„Was für ein Pjotr?"

„Der Lange, der aussieht wie ein Pfaffe."

„Na — und?"

„Weiter nichts."

„Was geht mich Pjotr an und Pfaffen und das alles?" fragte der Mann, und die Art seiner Frage überzeugte mich endgültig davon, daß ich es mit keinem Arbeiter zu tun hatte. Ich eilte nach Hause, stolz darauf, daß ich es verstanden hatte, meinen Auftrag auszuführen. Das war meine erste Teilnahme an einer „konspirativen Aktion".

Guri Pletnjow hatte sehr viel mit solchen Dingen zu tun. Aber auf meine Bitten, mich doch auch in sie einzuweihen, erwiderte er: „Für dich ist es noch zu früh, Bester! Lern du lieber einstweilen..."

Durch Jewreinow lernte ich einen geheimnisvollen Menschen kennen. Die Anknüpfung dieser Bekanntschaft wurde durch die Beachtung vieler Vorsichtsmaßregeln erschwert, die mich etwas sehr Ernstes erwarten ließen. Jewreinow führte mich vor die Stadt, auf das Arsker Feld, und schärfte mir unterwegs ein, daß diese Bekanntschaft mich zu größter Vorsicht verpflichte; ich müsse sie streng geheimhalten. Dann zeigte er mir in der Ferne eine kleine, graue Gestalt, die langsam über das öde Feld dahinschritt, blickte um sich und sagte:

„Das ist er! Folgen Sie ihm, und wenn er stehenbleibt, gehen Sie auf ihn zu und sagen Sie: ‚Ich komme von auswärts...'"

Das Geheimnisvolle ist sonst immer prickelnd, aber hier kam es mir ein wenig lächerlich vor.

Es war ein drückend heißer Tag; auf dem Felde schwankte wie ein graues Grashälmchen ein einsamer Mensch hin und her — das war alles. Am Kirchhofstor holte ich ihn ein und sah mich einem jungen Menschen mit kleinem, hagerem Gesicht und streng dreinblickenden runden Vogelaugen gegenüber. Er trug einen grauen Gymnasiastenmantel, aber die blanken Knöpfe waren abgemacht und durch schwarze Hornknöpfe ersetzt. Von der abgetragenen Mütze waren die Initialen der Schule entfernt worden. Er sah wie vorzeitig gerupft aus, als hätte er es sehr eilig, vor sich selber als ein fertiger, reifer Mensch dazustehen.

Wir saßen zwischen den Gräbern, im Schatten dichter Sträucher. Der Mensch redete trocken, sachlich und mißfiel mir durchaus. Er befragte mich in strengem Ton, was ich gelesen hätte, und forderte mich auf, mich an einem von ihm geleiteten Zirkel zu beteiligen. Ich erklärte mich dazu bereit, und wir trennten uns. Er ging zuerst, auf dem einsamen Feld argwöhnisch um sich schauend.

In dem Zirkel, dem noch drei oder vier junge Leute angehörten, war ich der jüngste, und ich besaß keinerlei Vorkenntnisse für das Studium des Buches von John Stuart Mill mit Tschernyschewskis Kommentar. Wir trafen uns immer in der Wohnung Milowskis, eines Schülers des Lehrerseminars. Später schrieb er Erzählungen unter dem Decknamen Jeleonski; als er fünf, sechs Bände geschrieben hatte, nahm er sich das Leben. Wie viele von den Menschen, die ich gekannt habe, sind freiwillig aus dem Leben geschieden!

Er war schweigsam, schüchtern in seinem Denken, vorsichtig in seinen Worten. Er wohnte im Kellergeschoß eines schmutzigen Hauses und arbeitete als Tischler, „um das Gleichgewicht zwischen Seele und Leib zu wahren". Es war recht langweilig bei ihm. Die Lektüre des Buches von Mill begeisterte mich nicht sonderlich. Die grundlegenden Thesen seiner Theorie kamen mir bald ziemlich bekannt vor; ich hatte sie mir schon selber erarbeitet, sie waren sozusagen in mein Fell eingegerbt, und ich meinte, es lohne sich nicht, in schwierigen Worten einen Wälzer über Dinge zu schreiben, die

doch jedem Menschen völlig klar sind, der seine Kräfte dem Wohlergehen und der Behaglichkeit eines „fremden Herrn" opfern muß. Es kostete mich große Überwindung, zwei, drei Stunden in dem von Leimgeruch erfüllten Loch zu hocken und zu beobachten, wie auf der schmierigen Wand die Asseln umherkrochen.

Einmal war unser Mentor zur festgesetzten Zeit nicht erschienen. Wir dachten schon, er würde überhaupt nicht mehr kommen, kauften eine Flasche Schnaps, Brot, Gurken und taten uns daran gütlich. Plötzlich flitzten die grauen Beine unseres Lehrers eilig am Fenster vorüber. Wir konnten noch mit knapper Not die Flasche unterm Tisch verstecken, da stand er auch schon in unserer Mitte und begann die weisen Auseinandersetzungen von Tschernyschewski zu erläutern. Wir saßen alle wie die Ölgötzen da und warteten angstvoll auf den Augenblick, da jemand mit dem Fuß an die Schnapsflasche stoßen würde. Schließlich warf sie unser Lehrmeister selbst um — warf sie um, schaute unter den Tisch und sagte kein Wort... Hätte er uns alle doch lieber tüchtig ausgeschimpft!

Sein Schweigen, das finstere Gesicht und die gekränkt zugekniffenen Augen machten mich sehr betreten. Ich blickte forschend in die vor Scham hochroten Gesichter meiner Kameraden; es war mir, als hätte ich ein Verbrechen gegen unsern Lehrer begangen. Er tat mir herzlich leid, obwohl der Schnaps nicht auf mein Betreiben gekauft war.

Diese gemeinsamen Lesestunden waren also recht langweilig. Ich wäre lieber in die Tatarenstadt gelaufen, wo gutmütige, freundliche Menschen ihr eigenartiges, reinliches Leben führen. Sie radebrechen ein komisches Russisch; des Abends ruft sie die seltsame Stimme des Muezzin vom hohen Minarett in die Moschee... Mir kam es immer so vor, als sei bei den Tataren das ganze Leben anders eingerichtet, so fremdartig, ganz anders als das Leben, das ich kannte und das mich so wenig freute.

Es zog mich zur Wolga hin, zu der Musik, die in der Arbeit klang und sang. Heute noch berauscht diese Musik stets mein Herz. Ganz genau kann ich mich noch des Tages entsinnen, an dem ich zum erstenmal die heroische Poesie der Arbeit so recht empfand.

Dicht vor Kasan war ein großes Lastschiff mit Waren aus Persien gegen eine Klippe gefahren und hatte schwere Beschädigungen am Kiel erlitten. Ein Gewerk von Schauerleuten, die die Fracht umladen sollten, nahm mich mit. Es war im September, vom Ufer her wehte ein starker Wind, auf dem grauen Strom hüpften zornig die Wellen, wütend zerstäubte der Wind ihre Kämme und ließ kalten Regen auf den Fluß niedersprühen. Die Arbeiter, etwa fünfzig Mann, hatten Matten und Segeltuchdecken um sich gewickelt und sich in düsterer Stimmung auf dem Deck eines leeren Lastkahns gelagert.

Es war gegen Abend. Keuchend, rote Funkengarben um sich speiend, zog ein kleiner Schleppdampfer den Kahn in den Regen hinaus. Immer dunkler senkte sich der bleierne, feuchte Himmel auf den Strom. Die Arbeiter murrten und schimpften, verwünschten den Regen, den Wind, das ganze Leben, krochen träge am Deck umher und suchten Schutz gegen Kälte und Nässe. Ich glaubte, diese Leute, die da stumpf vor sich hindösten, würden sich nicht aufraffen, die gefährdete Ladung nie und nimmer löschen können.

Gegen Mitternacht kamen wir zu der Unglücksstelle. Das leere Schiff wurde am gestrandeten vertäut. Unser Vorarbeiter, ein giftiger alter Kerl, ein rechtes Schandmaul, schlau, pockennarbig, Augen und Nase wie ein Geier, riß sich die triefende Mütze vom kahlen Schädel und schrie mit hoher Weiberstimme: „Beten, Kerls!"

In der Finsternis drängten sich auf dem Deck des Kahns die Leute zu einem schwarzen Knäuel zusammen, sie brummten wie die Bären. Der Vorarbeiter war als erster mit seinem Gebet fertig und kreischte:

„Laternen her! So, Kerls, jetzt zeigt mal, was Arbeit heißt! Daß es eine Art hat, Jungs! In Gottes Namen — los!"

Und die schwerfälligen, trägen, nassen Menschen zeigten nun, was Arbeit heißt. Als ginge es in die Schlacht, so stürzten sie sich aufs Deck und in den Kielraum des halbgesunkenen Schiffes — mit lautem Gebrüll, Gejohle und vielen Spaßworten. Mit einer Leichtigkeit, als wären es Daunenkissen, flogen neben mir Säcke voll Reis, Ballen mit Rosinen, Häuten, Schaffellen durch die Luft; stämmige Gestalten rannten vorbei, einander mit Schreien und Kreischen, mit saftigen Schimpfworten ermunternd. Es kam einem unglaublich vor, daß die gleichen schwerfälligen, finsteren Leute, die eben noch so mißmutig über das Leben, über Nässe und Kälte geklagt hatten, jetzt so fröhlich, leicht und flott arbeiteten. Der Regen war heftiger und kälter geworden; der Wind blies immer schärfer, er zerrte an den Hemden, schlug sie den Leuten über die Köpfe und entblößte ihre Leiber. In der nassen Finsternis, beim schwachen Schein von sechs Laternen rasten die schwarzen Gestalten durcheinander; dumpf stampften ihre Füße auf den Deckplanken der beiden Schiffe. Alle arbeiteten sie, als hätten sie sich nach Arbeit verzehrt, als hätten sie sich schon lange nach dem Genuß gesehnt, anderthalb Zentner schwere Säcke von Arm zu Arm zu schleudern und mit schweren Ballen auf dem Buckel dahinzustürmen. Sie arbeiteten gleichsam spielend, mit der fröhlichen Hingabe von Kindern, mit jener trunkenen Freude an der Tätigkeit, die nur durch die Umarmung einer Frau an Süße übertroffen wird.

Ein großer bärtiger Kerl in langem Wams, wohl der Eigentümer der Schiffsladung oder dessen Geschäftsführer, schrie plötzlich aufgeregt:

„Leute — einen Eimer spendier' ich! Zwei sollen es sein, ihr Halunken! Aber feste anpacken!"

Von allen Seiten zugleich brüllten rauhe Stimmen aus der Finsternis:

„Drei Eimer!"

„Drei, meinethalben! Aber nun los, was das Zeug hält!"

Und der Sturmwind der Arbeit raste noch toller.

Auch ich griff zu, schleppte Säcke, warf sie ab, rannte wieder zurück und nahm wieder neue; und es war mir zumute, als wirbelte ich selbst und alles um mich her in einem tollen Tanz, als könnten diese Leute monate-, jahrelang so furchtbar und so fröhlich arbeiten, ohne müde zu werden, ohne ihre Kräfte zu schonen, als brächten sie es auch fertig, die Kirchtürme und die Minarette der Stadt zu packen und fortzuschleppen, wohin sie wollten.

Diese Nacht verlebte ich in einem Freudenrausch, wie ich ihn noch nie empfunden, und in meiner Seele glühte das Verlangen, mein ganzes Leben in diesem halbirren Taumel der Arbeit zu verbringen. Die Wellen schlugen an die Schiffsplanken, der Regen peitschte das Deck, der Wind sauste über den Strom, in dem grauen Dunst der Morgendämmerung rannten hastig, unermüdlich halbnackte, durchnäßte Menschen umher, schrien, lachten, waren stolz auf ihre Kraft und ihre Arbeit. Und dann zerriß plötzlich der Wind die schwere Wolkenmasse, und in einem leuchtend blauen Fleck am Himmel flammte ein Sonnenstrahl auf — mit vielstimmigem Johlen begrüßten ihn diese fröhlichen Menschen und schüttelten die nassen Mähnen aus ihren muntern Gesichtern. Am liebsten hätte ich diese zweibeinigen Tiere umarmt und abgeküßt, die bei der Arbeit so klug und flink waren, sich ihr so ganz hingaben.

Man sollte meinen, daß solcher Anspannung freudig sich austobender Kraft nichts widerstehen könnte, daß sie auf Erden Wunder wirken, die ganze Welt in einer Nacht mit prächtigen Palästen und Städten bedecken müsse, wie es in alten Märchen heißt. Der Sonnenstrahl blickte einen Augenblick auf die Arbeit der Menschen herab, dann aber erlag er wieder der schweren Wolkenmasse und verschwand in ihr wie ein kleines Kind im Meer, und der Regen wurde zum Wolkenbruch.

„Nun aber Schluß!" schrie jemand. Aber die andern versetzten grimmig:

„Ich werd' dir gleich einheizen — von wegen Schluß!"

Und die halbnackten Leute arbeiteten bis zwei Uhr nachmittags, bis alle Waren ausgeladen waren, ohne Ruhepause, in strömendem Regen und schneidendem Wind und ließen mich mit voller Andacht begreifen, wie unendlich reich an Kräften die Menschenwelt ist.

Dann bestiegen alle den Dampfer und sanken dort, wie trunken, in tiefen Schlaf. In Kasan angelangt, wälzten sie sich, einer grauen Schlammflut gleich, auf das sandige Ufer hinaus und zogen in die Schenke, um ihre drei Eimer Schnaps zu trinken.

Dort trat Baschkin auf mich zu, musterte mich und fragte:

„Was haben sie denn mit dir gemacht?"

Ich berichtete ihm ganz verzückt von unserer Arbeit. Er hörte mich an, seufzte und sagte dann verächtlich:

„Du bist ein Narr! Nein, noch schlimmer — ein Rindvieh bist du!"

Er pfiff vor sich hin und schlängelte sich, wie ein Fisch dahingleitend, zwischen den dicht aneinandergerückten Tischen durch, an denen die Schauerleute lärmend zechten. In einer Ecke stimmte einer mit seiner Tenorstimme ein zotiges Lied an:

„— Ah, das war in einer dunkeln Nacht —
Und im Gärtchen ging spazieren die Madam — juchhei!"

Ein Dutzend Menschen fiel grölend ein, mit den flachen Händen den Takt auf den Tischen schlagend:

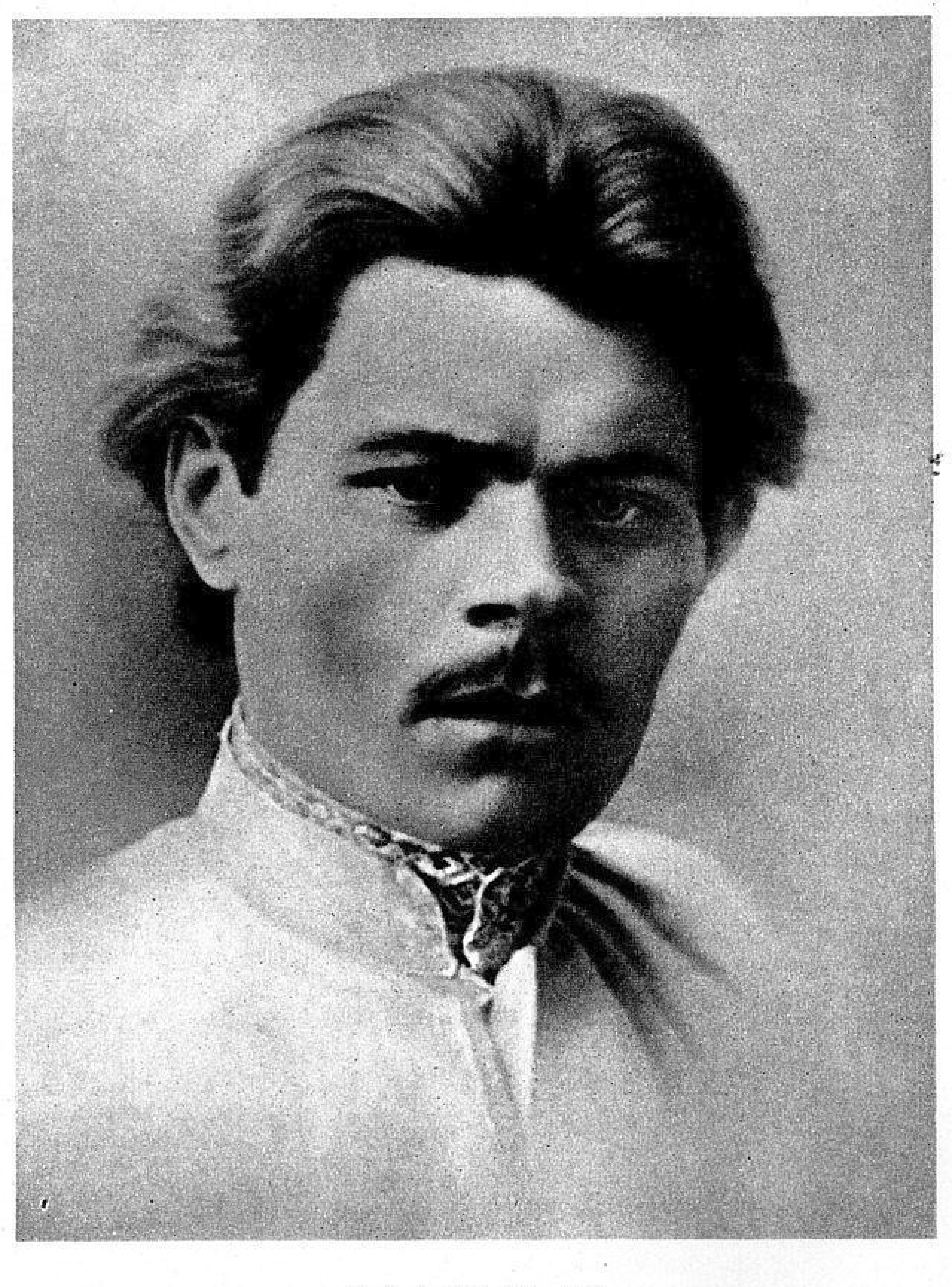
„— Unser Wächter, der bewacht das Städtchen,
Und da sieht er liegen die Madam ..."

Brüllendes Gelächter und wildes Pfeifen ertönt; Worte schallen durch den Raum, die an rohem Zynismus wohl kaum ihresgleichen auf der Welt haben dürften.

Durch irgend jemand hatte ich Andrej Derenkow kennengelernt, den Besitzer eines kleinen Kolonialwarenladens, der versteckt am Ausgang einer ärmlichen, engen Gasse lag, dicht neben einer als Müllabladeplatz benutzten Schlucht.

Derenkow war ein kleiner Mensch mit einem verdorrten Arm, einem gutmütigen, von blondem Vollbart umrahmten Gesicht und klugen Augen. Er besaß die reichhaltigste Bibliothek verbotener und seltener Bücher, die von den Studenten der zahlreichen Kasaner Lehranstalten und allerhand revolutionär gesinnten Leuten ausgiebig benutzt wurde.

Derenkows Laden befand sich im niedrigen Nebengebäude des Hauses eines Geldwechslers. Vom Laden aus führte eine Tür in ein großes, durch ein auf den Hof gehendes Fenster schwach erhelltes Zimmer, an das sich eine enge Küche anschloß; hinter der Küche, in einem dunkeln Flur zwischen dem Anbau und dem Hauptgebäude, lag, in einer Ecke versteckt, die Kammer, in der die ketzerische Bibliothek untergebracht war. Ein Teil der Bücher war in mehreren handschriftlichen Exemplaren vorhanden, so zum Beispiel Lawrows „Historische Briefe", Tschernyschewskis „Was tun?", einige Aufsätze von Pissarew, ferner „König Hunger", „Die schlaue Mechanik". Die dicken Hefte, die diese Abschriften enthielten, waren sämtlich stark zerlesen und abgegriffen.



Maxim Gorki im Jahre 1889

Als ich zum erstenmal den Laden betrat, wies mich Derenkow, der gerade Kunden bediente, durch ein Kopfnicken ins Nebenzimmer. Ich ging also dort hinein und sah in einer Ecke, im Dunkeln, einen kleinen Alten in inbrünstigem Gebet knien. Er hatte einige Ähnlichkeit mit dem Bildnis des heiligen Serafim von Sarow. Ein unbehagliches, widerspruchsvolles Gefühl beschlich mich, als ich den Alten betrachtete.

Man hatte mir Derenkow als zur Partei der „Narodniki“[1] gehörig bezeichnet. Unter einem „Narodnik“ verstand ich einen Revolutionär; ein Revolutionär darf doch aber nicht an Gott glauben! Mithin schien mir der fromme Alte nicht in dieses Haus zu passen.

Als er sein Gebet verrichtet hatte, glättete er sorgfältig sein weißes Haupt- und Barthaar, schaute mich prüfend an und sagte:

„Ich bin Andrejs Vater. Und wer sind Sie? — Ach so! Und ich dachte, Sie wären ein verkleideter Student.“

„Wozu sollte sich wohl ein Student verkleiden?“ versetzte ich.

„Na ja, natürlich“, entgegnete der Alte leise. „Wie man sich auch verkleidet, Gott merkt es ja doch.“

Er ging in die Küche. Ich setzte mich ans Fenster und sann vor mich hin. Plötzlich hörte ich rufen:

„So sieht er also aus!“

Am Pfosten der Küchentür stand ein weißgekleidetes junges Mädchen. Sein helles Haar war kurz geschoren; in dem blassen, rundlichen Gesicht schimmerten lächelnde blaue Augen. Es sah beinahe aus wie die Engel auf billigen Öldrucken.

„Warum sind Sie so erschrocken? Seh' ich denn so fürchterlich aus?“ fragte es mit zarter Stimme. Es bewegte sich behutsam, langsam auf mich zu und hielt sich dabei an der Wand fest, als ginge es nicht auf dem Fußboden, sondern auf einem in der Luft gespannten schwanken Seil. Dieser unsichere Gang machte es einem Wesen aus einer andern Welt noch ähnlicher. Es bebte am ganzen Körper, als drängen ihm Nadeln in die Füße, als versengte die Wand seine kindlich rundlichen Hände. Und seine Finger waren seltsam starr.

Ich stand schweigend vor ihm, von unerklärlicher Verlegenheit und heftigem Mitleid erfaßt. Alles war so ungewöhnlich in dieser finstern Stube!

Das junge Mädchen ließ sich so behutsam auf einen Stuhl nieder, als fürchtete es, der Stuhl könnte ihm davonfliegen. Ganz schlicht, wie man es sonst nicht tut, berichtete es mir, es könne erst seit fünf Tagen wieder gehen. Es hätte fast drei Monate, an Händen und Füßen gelähmt, zu Bett gelegen.

„Es war eine Art Nervenkrankheit“, erzählte es lächelnd.

Ich entsinne mich noch, daß ich mir innerlich wünschte, sein Zustand möchte doch lieber eine andere Erklärung finden. Nervenkrankheit — das klang viel zu gewöhnlich für dieses seltsame Mädchen in diesem seltsamen Zimmer, wo sich alle Gegenstände scheu an die Wände schmiegten, wo in der Ecke vor den Heiligenbildern das Flämmchen der Ewigen Lampe so ganz besonders hell brannte und der Schatten ihrer Messingketten eigentümlich über die weiße Decke des großen Eßtisches kroch.

„Man hat mir schon so viel von Ihnen erzählt, da wollte ich gern sehen, was Sie eigentlich für ein Mensch sind“, hörte ich seine kindlich zarte Stimme.

Das junge Mädchen betrachtete mich mit einem mir beinahe unerträglichen Blick; in den blauen Augen sah ich etwas scharf Prüfendes, Durchdringendes. Mit diesem Mädchen vermochte ich nicht, verstand ich nicht zu reden. Ich blieb also stumm und blickte auf die Bildnisse von Herzen, Darwin, Garibaldi.

Aus dem Laden stürmte jetzt ein junger Bursche in meinem Alter, semmelblond, mit frechen Augen. Er verschwand in der Küche und schrie mit lauter Stimme:

„Warum bist du 'rausgekommen, Marja?“

„Das ist mein jüngerer Bruder, Alexej“, sagte das Mädchen. „Und ich — ich besuchte die Hebammenschule, bin aber krank geworden. Warum sagen Sie denn gar nichts? Sind Sie so schüchtern?“

Dann kam Andrej Derenkow, die verdorrte Hand tief im Rock vergraben. Er streichelte seiner Schwester schweigend das weiche Haar, zauste es und fragte dann, was für Arbeit ich suche.

Danach erschien ein rotgelocktes, schlankes Mädchen mit grünlichen Augen, blickte mich prüfend an, hakte die Blonde unter und führte sie fort mit den Worten:

„Nun ist's aber genug, Marja!“

Der Name paßte nicht zu dem Mädchen — er war zu gewöhnlich für sie.

Ich ging auch, seltsam erregt. Zwei Tage darauf saß ich am Abend wieder in dieser Stube und mühte mich zu verstehen, wie ihre Bewohner lebten, wofür sie Interesse hatten. Sie lebten höchst seltsam.

Der liebe, gütige alte Stepan Iwanowitsch, ganz weiß, beinahe durchsichtig erscheinend, saß in einer Ecke und beobachtete uns von dort aus, seine dunkeln Lippen bewegend und leise lächelnd, als bäte er:

„Bitte, rührt mich bloß nicht an!“

Er war ängstlich wie ein Hase, die Vorahnung eines Unglücks bedrückte ihn — das sah ich ganz deutlich.

Andrej mit seiner verdorrten Hand, in einer grauen Joppe, die vorn mit einer dicken Kruste von

---

[1] Narodniki — revolutionäre Gruppe, glaubte irrigerweise, daß die Bauernschaft, nicht die Arbeiterschaft die revolutionäre Hauptkraft sei. Um die Bauernschaft zum Kampfe gegen den Zarismus zu bewegen, gingen sie ins Dorf, „ins Volk“ (daher auch die Bezeichnung „Volkstümler“). *(Anm. d. Red.)*

Fett und Mehl bedeckt war, schob sich immer scheu seitwärts durchs Zimmer und lächelte schuldbewußt wie ein Kind, dem man soeben einen dummen Streich verziehen hat. Im Geschäft half ihm Alexej, ein träger, grober Lümmel. Der dritte Bruder, Iwan, besuchte das Lehrerseminar, wohnte im Internat und kam nur an Feiertagen nach Hause. Er war ein kleiner, sauber gekleideter, sorgfältig gekämmter Mensch, der aussah wie ein alter Beamter. Die kranke Marja hauste irgendwo auf dem Dachboden und kam nur selten herunter. Wenn sie kam, wurde mir ganz beklommen zumute, als schlängen sich irgendwelche unsichtbare Fesseln um mich.

Die Wirtschaft führte den Derenkows die Geliebte des Hauswirts, eine große, hagere Frau mit dem Gesicht einer Holzpuppe und den strengen Augen einer bösen Nonne. Auch ihre Tochter, die rothaarige Nastja, machte sich bei ihnen zu schaffen. Wenn sie die Männer mit ihren grünlichen Augen ansah, bebten ihre feinen Nasenflügel.

Tatsächlich waren aber bei den Derenkows die Studenten die Herren im Hause: Studenten der Universität, der Geistlichen Akademie, der Tierärztlichen Hochschule — eine lärmende Korona, die, von der Sorge um das russische Volk erfüllt, in dauernder Angst um die Zukunft des Landes war. Beständig in Aufregung gehalten durch Zeitungsartikel, durch das, was sie aus Büchern zusammengelesen, durch die Vorfälle in der Stadt und auf der Universität, trafen sie des Abends aus allen Straßen Kasans in Derenkows Kramladen zusammen, zu hitzigen Debatten und leisem Geflüster in stillen Winkeln. Sie brachten dicke Bücher mit, wiesen mit dem Finger auf einzelne Seiten, schrien einander an und verfochten die verschiedensten Ansichten, jeder nach seinem Dafürhalten.

Selbstverständlich verstand ich diese Wortgefechte nur mangelhaft; alle Wahrheiten gingen mir im Wortschwall verloren wie auf der dünnen Suppe armer Leute die Fettaugen. Manche von den Studenten erinnerten mich an die alten Bibelleser der Sektierer im Wolgaland; doch begriff ich, daß ich da Menschen vor mir hatte, die sich rüsteten, das Leben zu bessern und zu ändern; und obwohl ihre Aufrichtigkeit im reißenden Strom ihrer Worte immer wieder untertauchte, versank sie doch nie ganz in ihm. Die Aufgaben, die sie sich stellten, waren mir ganz klar, und ich fühlte mich an ihrer glücklichen Lösung auch persönlich mitverantwortlich. Oft hatte ich das Gefühl, als fänden in den Worten der Studenten meine stummen Gedanken ihren Widerhall, und ich war fast begeistert von diesen Leuten — wie ein Gefangener, dem man die Freiheit verspricht.

Ich aber war in ihren Augen das, was für den Tischler ein Stück Holz ist, aus dem man irgendeinen nicht ganz alltäglichen Gegenstand herstellen kann.

„Ein Autodidakt!“ urteilten sie untereinander über mich, mit dem gleichen Stolz, mit dem sich Gassenjungen einen kupfernen Fünfer zeigen, den sie auf der Straße gefunden haben. Ich konnte es nicht leiden, wenn sie mich „Autodidakt“ und „Sohn des Volkes“ nannten: ich fühlte mich stiefmütterlich behandelt vom Leben und litt zuweilen schwer unter dem Druck der Macht, die die Entwicklung meines Geistes lenkte. Einmal sah ich im Schaufenster einer Buchhandlung ein Buch, auf dessen Titelblatt die mir noch unbekannten Worte „Aphorismen und Maximen“ standen. Sofort spürte ich den heftigen Drang, es zu lesen, und bat einen Studenten der Geistlichen Akademie, mir dieses Buch zu leihen.

„Was fällt dir ein!“ sagte ironisch der künftige Bischof, ein Kerl mit einem Kopf wie ein Neger, kraushaarig, mit wulstigen Lippen und starken Zähnen. „Das ist ja Quatsch, mein Bester. Immer lies, was man dir zu lesen gibt, aber kümmere dich nicht um Dinge, die dich nichts angehen!“

Der grobe Ton meines Lehrers kränkte mich tief. Selbstverständlich kaufte ich mir das Buch, nachdem ich mir einen Teil des Geldes auf den Anlegeplätzen erarbeitet, den Rest bei Andrej Derenkow geliehen hatte. Es war das erste bedeutende Werk, das ich mir kaufte. Ich besitze es heute noch.

Überhaupt wurde ich ziemlich streng behandelt. Ich hatte die „Fibel der Sozialwissenschaften“ gelesen und den Eindruck gewonnen, der Verfasser hätte die Bedeutung der Hirtenvölker für den Aufbau der menschlichen Kultur übertrieben, hingegen die der unternehmenden Nomaden, der Jäger, unterschätzt. Ich teilte meine Zweifel einem Philologen mit. Dieser bemühte sich, sein weibisches Gesicht in imponierende Falten zu legen und erzählte mir dann eine geschlagene Stunde lang vom „Recht der Kritik“.

„Um das Recht zur Kritik zu haben, muß man erst an irgendeine Wahrheit glauben! Woran glauben Sie denn?“ fragte er mich.

Dieser Mensch las sogar auf der Straße: er wandelte auf dem Bürgersteig dahin, ein Buch vor dem Gesicht, und rannte die Leute an. Als er in seiner Dachstube am Typhus darniederlag, schrie er in einem fort:

„Die Moral muß die Elemente von Freiheit und Zwang in sich harmonisch vereinen — harmonisch, har—har—harm ...“

Er war ein zarter Mensch, immer kränkelnd infolge chronischer Unterernährung, völlig erschöpft von seinem hartnäckigen Suchen nach einer unerschütterlichen Wahrheit. Er kannte keine Freuden außer der Lektüre, und wenn er die Widersprüche zweier starker Geister ausgeglichen zu haben glaubte, leuchteten seine freundlichen dunkeln Augen in kindlichem Glück auf. Zehn Jahre nach meiner Kasaner Zeit traf ich ihn in Charkow wieder: er hatte

gerade fünf Jahre Verbannung hinter sich und besuchte jetzt wieder die Universität. Er machte auf mich den Eindruck, als lebe er in einem Ameisenhaufen einander widersprechender Gedanken. Er siechte an Tuberkulose dahin und mühte sich ab, Nietzsche mit Marx zu vereinen; er spie Blut und griff keuchend mit seinen kalten, klebrigen Fingern nach meinen Händen.

„Ohne Synthese kann kein Mensch leben!"

Er starb eines Tages auf dem Wege zur Universität, in einem Straßenbahnwagen.

Und wie viele solcher Märtyrer der Vernunft habe ich gekannt! Ihr Andenken ist mir heilig!

An die zwanzig Menschen dieser Art pflegten sich in Derenkows Wohnung ein Stelldichein zu geben. Sogar ein Japaner war unter ihnen, Pantelejmon Sato, Student der Geistlichen Akademie. Manchmal erschien auch ein hochgewachsener Mensch mit breitem Brustkasten, dichtem, großem Bart und nach Tatarenart glattgeschorenem Kopf. Er sah aus, als wäre er fest eingenäht in seinen hochgeschlossenen Kosakenrock. Gewöhnlich saß er irgendwo im Winkel, rauchte eine kurze Pfeife und betrachtete alle mit seinen grauen, ruhig forschenden Augen. Sein Blick ruhte häufig prüfend auf meinem Gesicht. Ich fühlte, daß mich dieser ernste Mensch in Gedanken einschätzte, und ich fürchtete mich vor ihm, ich wußte selber nicht warum. Ich wunderte mich über sein schweigsames Wesen. Alle ringsum sprachen viel, laut, bestimmt; und je heftiger die Worte klangen, desto besser gefielen sie mir natürlich. Es dauerte geraume Zeit, bis ich merkte, wie häufig sich gerade hinter heftigen Worten schale, heuchlerische Gedanken verbergen. Worüber mochte dieser bärtige Recke wohl schweigen?

Alle nannten ihn nur den „Chochol", und außer Andrej schien niemand seinen rechten Namen zu wissen. Bald erfuhr ich, daß dieser Mann kürzlich aus der Verbannung zurückgekehrt war, aus dem Jakutischen Gebiet, wo er zehn Jahre zugebracht hatte. Das ließ mein Interesse für ihn noch steigen, gab mir aber doch noch nicht die Kühnheit, seine Bekanntschaft zu suchen, obwohl ich weder schüchtern noch zaghaft war; ich litt vielmehr an einer unruhigen Neugier, an dem Drang, alles zu wissen, und zwar so rasch wie möglich. Diese Eigenschaft hat mich mein ganzes Leben lang gehindert, mich wirklich ernsthaft mit etwas Bestimmtem zu beschäftigen.

Wenn die anderen vom „Volk" sprachen, fühlte ich mit innerlichem Staunen und Mißtrauen, daß ich über dieses Thema nicht so denken konnte wie sie. Für sie war „das Volk" die Verkörperung aller Weisheit, aller seelischen Schönheit und Gutherzigkeit; es war ein beinahe gottähnliches, einheitliches Wesen, das die Elemente alles Schönen, Gerechten, Erhabenen in sich schloß. Ein s o l c h e s Volk hatte ich nie gekannt! Ich hatte wohl Zimmerleute, Lastträger, Maurer gesehen, hatte einen Jakow, einen Ossip, einen Grigori gekannt — aber diese Menschen hier redeten doch ausdrücklich von einem einheitlichen Volk und betrachteten sich selbst als auf einer tieferen Stufe stehend, als vom Willen dieses Volkes abhängig. Mir aber kam es vor, als verkörperten gerade diese Leute alle Schönheit und Kraft des Gedankens, als glühe in ihnen der warme, von Menschenliebe durchdrungene Wille zum Leben, das Bestreben, es in Freiheit, nach neuen Grundsätzen, denen der Menschenliebe, aufzubauen.

Von Menschenliebe hatte ich aber bei den Menschen, unter denen ich bisher gelebt hatte, nichts gemerkt. Hier aber tönte sie in jedem Wort, hier glühte sie in jedem Blick!

Wie ein erfrischender Regen fielen die Reden dieser Freunde des Volkes in mein Herz, und die naive Literatur über das finstere Leben im Dorf, über die Bauern, unsere Märtyrer, hat mich sehr gefördert. Mein Gefühl sagte mir, man müsse die Menschen warm, ja leidenschaftlich lieben, um aus dieser Liebe die Kraft schöpfen zu können, den Sinn des Lebens zu finden und zu verstehen. Ich gab es auf, über mich selber nachzudenken, und begann, mich aufmerksamer mit anderen Menschen zu beschäftigen.

Andrej Derenkow vertraute mir an, daß er die schmalen Einkünfte seines Geschäftes restlos zur Unterstützung der Leute verwende, die da predigten: „Das Glück des Volkes geht allem vor." Er lief zwischen ihnen herum wie ein gläubiger Mesner bei einem Hochamt und verhehlte nicht sein Entzücken über die kühne Weisheit all dieser Buchgelehrten; er lächelte glückselig, schob seine verdorrte Hand in den Rock, zupfte mit der andern Hand seinen weichen Bart nach allen Seiten und fragte mich:

„Ist es nicht schön? Das will ich meinen!"

Wenn der Tierarzt Lawrow — ein Mensch mit einer komischen Stimme, die wie Gänsegeschnatter klang — irgendeinem „Narodnik" ketzerisch entgegentrat, schloß Derenkow ängstlich die Augen und flüsterte:

„So ein Stänker!"

Derenkows Standpunkt den „Narodniki" gegenüber war dem meinen ähnlich. Aber das Verhalten der Studenten Derenkow gegenüber fand ich recht unschön; es war das nachlässige Benehmen junger Herren einem Knecht oder einem Kellner gegenüber. Er selbst merkte es nicht. Wenn er seine Gäste hinausgeleitet hatte, behielt er mich oft über Nacht da. Wir räumten das Zimmer auf, und später, wenn wir in Filzdecken gewickelt auf dem Fußboden lagen, plauderten wir noch lange, vertraulich flüsternd, in der von der Ewigen Lampe nur spärlich erhellten Finsternis.

„Wenn erst ein paar hundert oder ein paar tausend solch braver Menschen beisammen sind, werden sie alle leitenden Stellen in Rußland besetzen und auf Anhieb das ganze Leben verändern!"

Er war vielleicht zehn Jahre älter als ich, und ich sah, daß die rote Nastja ihm sehr gefiel. Er vermied es, ihr in die kecken Augen zu blicken, und sprach in Gegenwart Fremder nur kühl, im barschen Ton des Hausherrn zu ihr. Aber er schaute ihr immer mit einem schmachtenden Blick nach, und wenn er mit ihr allein war, sprach er verlegen und zupfte mit befangenem Lächeln an seinem Bart herum.

Auch seine kleine Schwester beobachtete die Wortgefechte aus ihrem Winkel. Ihr kindliches Gesicht quoll gleichsam auf vor gespannter Aufmerksamkeit, ihre Augen waren weit geöffnet, und wenn besonders heftige Worte fielen, seufzte sie laut, als hätte man sie mit kaltem Wasser besprengt. Gravitätisch wie ein Hahn stolzierte ein Mediziner um sie herum, sprach zu ihr in geheimnisvollem Flüsterton und legte die Stirn in gewichtige Falten. Das war alles ungeheuer interessant.

Aber allmählich war es Herbst geworden, und ohne ständige Arbeit konnte ich nicht mehr existieren. Hingerissen von allem, was um mich her vorging, arbeitete ich immer weniger und aß dauernd fremdes Brot. Und das rutscht so schlecht! Ich mußte mich also zum Winter nach einer „Anstellung" umsehen, und die fand ich schließlich in der Kringelbäckerei von Wassili Semjonow.

Diese Periode meines Lebens habe ich in meinen Erzählungen „Der Prinzipal", „Konowalow", „Sechsundzwanzig und Eine" geschildert. Es war eine sehr schwere Zeit! Aber ich habe vieles gelernt damals.

Die Arbeit war schwer, noch schwerer aber die seelische Verfassung, in die meine neue Umgebung mich versetzte.

Als ich in den Backkeller hinabgestiegen war, wuchs zwischen mir und all den Menschen, die zu sehen und zu hören für mich schon zum Lebensbedürfnis geworden war, eine „Mauer des Vergessens" empor. Keiner von ihnen besuchte mich in meiner Backstube; ich aber mußte vierzehn Stunden am Tag arbeiten und konnte wochentags überhaupt nicht zu Derenkow hinauskommen, an den Feiertagen aber schlief oder blieb ich bei meinen Arbeitskollegen. Ein Teil von diesen betrachtete mich von den ersten Tagen an als einen ulkigen Hanswurst, ein paar andere brachten mir die naive Liebe entgegen, die Kinder für einen Menschen empfinden, der schöne Märchen erzählen kann. Weiß der Teufel, was ich diesen Leuten alles erzählte: es waren selbstverständlich lauter Dinge, die ihnen Hoffnung machen konnten auf die Möglichkeit eines anderen, leichteren und sinnvolleren Lebens. Manchmal gelang mir das auch, und wenn ich sah, wie in den aufgedunsenen Gesichtern menschliches Weh aufleuchtete und in den Augen Zorn und Empörung über erlittene Unbill glühten, wurde mir ganz festlich zumute, und ich dachte voller Stolz, daß auch ich „unter dem Volk arbeitete", das Volk „aufklärte".

Viel häufiger mußte ich aber natürlich meine Machtlosigkeit empfinden, meinen Mangel an Kenntnissen, meine Unfähigkeit, auch nur auf die einfachsten Fragen des Alltagslebens eine Antwort zu finden. Dann war mir zumute, als läge ich in einer dunkeln Grube, wo die Menschen wie blinde Würmer umherkrabbelten, einzig und allein danach trachtend, die Wirklichkeit zu vergessen — und dieses Vergessen in Schenken und in der kalten Umarmung feiler Dirnen fanden...

Allmonatlich gingen die Bäcker am Lohntag ins Bordell. Von dem bevorstehenden Vergnügen wurde schon eine Woche vorher geredet. Und wenn es vorbei war, erzählte man sich noch lange von dem Erlebten. In diesen Gesprächen prahlten die Leute zynisch mit ihrer sexuellen Potenz, verhöhnten grausam die Weiber und spuckten verächtlich aus, wenn sie von ihnen redeten.

Aber seltsam, ich ahnte doch hinter all dem auch Weh und Scham. Ich hatte beobachtet, daß meine Genossen in den „Freudenhäusern", in denen sie sich für einen Rubel ein Weib für die ganze Nacht kaufen konnten, befangen, beinahe schuldbewußt auftraten, und das kam mir ganz natürlich vor. Andere gaben sich allzu ungeniert und draufgängerisch — darin empfand ich nun wieder etwas Absichtliches und Unaufrichtiges. Das Geschlechtsleben hatte für mich ein schwüles Interesse, und ich beobachtete alles mit größter Aufmerksamkeit. Ich selbst hatte noch nie die Umarmung einer Frau kennengelernt und war daher in einer peinlichen Lage: über mich machten sich die Weiber ebenso lustig wie meine Genossen. Und bald wurde ich auch nicht mehr zum Besuch der „Freudenhäuser" mitgenommen. Man sagte ganz offen zu mir:

„Du — komm lieber nicht mit!"

„Warum denn nicht?"

„Es ist besser so. Du bist eben zu langweilig."

Ich klammerte mich an diese Worte, in denen ich etwas für mich Wichtiges ahnte, konnte aber aus den Burschen keine vernünftige Erklärung herauskriegen.

„Hör schon auf! Du hörst ja, du sollst nicht mitkommen. Es macht keinen Spaß, wenn du dabei bist..."

Nur Artjom sagte, spöttisch lächelnd:

„Es ist, als ob der Pope dabei wäre oder der eigene Vater."

Die Mädels machten sich anfangs immer über meine Enthaltsamkeit lustig. Dann fragten sie beleidigt:

„Machst du dir denn nichts aus uns?"

Eine vierzigjährige „Jungfrau", die üppige, hübsche Polin Teresa Boruta, die „Wirtschaftsmamsell", schaute mich mit den klugen Augen eines Rassehundes an und sagte:

„Laßt ihn in Ruhe, Kinder! Gewiß hat er eine Braut. Nicht wahr? So ein strammer Kerl — der hält sich sicher bloß an seine Braut. So ist es."

Das Mädchen war Quartalssäuferin. Betrunken war sie unsäglich widerwärtig; war sie dagegen nüch-

tern, so erregte sie mein Staunen, wie sie nachdenklich die Menschen beobachtete und ruhig nach einem Sinn für ihr Tun suchte.

„Am unverständlichsten sind mir immer die Akademiestudenten!" erzählte sie meinen Genossen. „Was die mit den Mädchen bloß anstellen! Sie lassen den Fußboden mit Seife einschmieren; ein nacktes Mädel muß sich auf alle viere stellen, Hände und Füße auf Tellern; dann geben sie ihr einen Stoß auf den Hintern und sehen zu, wie weit sie auf dem Fußboden fortrutscht! So machen sie's mit allen, mit einer nach der andern. Ja! Was haben sie eigentlich davon?"

„Hör mal, du flunkerst ja!" sagte ich.

„I wo!" rief Teresa, durchaus nicht etwa beleidigt, ganz ruhig, und ihre Ruhe hatte etwas geradezu Bedrückendes.

„Das hast du dir ja alles selbst ausgedacht."

„Wie kann sich ein Mädel so was ausdenken? Bin ich denn verrückt?" fragte sie mich, die Augen weit aufreißend.

Die andern lauschten unserm Streit mit gieriger Aufmerksamkeit. Teresa aber berichtete weiter von den merkwürdigen Belustigungen ihrer „Gäste" im leidenschaftslosen Ton eines Menschen, der nur eines will: verstehen, wozu das alles ist.

Die Zuschauer spuckten aus vor Ekel und schimpften unflätig auf die Studenten. Ich aber sah, daß Teresa Feindschaft säte gegen Menschen, denen alle meine Liebe gehörte, und wandte ein, die Studenten liebten doch das Volk und wünschten ihm nur Gutes.

„Das schon, das sind aber die Studenten von der Woskressenskaja, die richtigen Studenten, die von der Universität. Ich meine aber die geistlichen Studenten, die vom Arsker Feld! Die geistlichen Studenten sind doch alle Waisen, und ein Waisenkind ist unbedingt immer ein Dieb oder ein Raufbold, ein schlechter Mensch. Weil eine Waise doch gar keinen Halt hat auf Erden."

Die ruhigen Erzählungen der „Wirtschaftsmamsell" und die erbitterten Klagen der Mädel über die Studenten, die Beamten und überhaupt das „bessere" Publikum weckten in meinen Genossen nicht nur Ekel und Haß, sondern auch eine gewisse Freude, die sich in den Worten äußerte:

„Da sieht man wieder mal — die gebildeten Herren sind viel schlimmer als wir!"

Es bedrückte und schmerzte mich, diese Worte zu hören. Ich sah, daß aller Schmutz und Kot der Stadt in diesen halbdunkeln, kleinen Stuben wie in Unratgruben zusammenfloß, hier über schwelendem Feuer aufbrodelte und, von Haß und Erbitterung gesättigt, wieder in die Stadt zurückströmte. Ich konnte beobachten, wie sich in diesen Höhlen, wohin die Menschen durch animalische Instinkte und öde Langeweile getrieben wurden, schale Worte zu rührenden Liedern über Liebesnot und Liebesqual formten, scheußliche Legenden über die Lebensweise der „Gebildeten" aufkamen, Hohn und Haß gegen das Unverständliche aufkeimte, und ich sah, daß diese „Freudenhäuser" gewissermaßen Universitäten waren, in denen meine Genossen Kenntnisse schlimmster Art erwarben.

Ich sah zu, wie die „Freudenmädchen", träge mit den Füßen schlurrend, dahinschlichen, wie ekelerregend ihre quabbligen Körper zu den aufdringlich kreischenden Klängen der Harmonika oder zu dem scheußlichen Geklapper eines verstimmten Klaviers einherschwankten — ich sah das alles mit an, und in mir erwachten allerhand unklare, beunruhigende Gedanken. Von allem rings um mich her ging eine drückende Langeweile aus, die die Seele vergiftete durch den entnervenden Wunsch zu fliehen, sich zu verstecken ...

Als ich in der Backstube zum erstenmal davon erzählte, daß es Menschen gäbe, die in selbstloser Hingabe den Pfad zur Freiheit, zum Glück des Volkes suchten, erwiderte man mir:

„Ach was — die Mädel erzählen von denen da ganz andre Sachen."

Und sie lachten mich erbarmungslos aus, zynisch, boshaft. Aber ich war ein frecher Köter, dreister als manch große Bestie, hielt mich für schlau und konnte auch wütend werden. Allmählich begriff ich, daß das Nachgrübeln über das Leben nicht weniger schwer ist als das Leben selbst, und manchmal fühlte ich in meiner Seele einen brennenden Haß aufflackern gegen diese störrisch geduldigen Menschen, mit denen ich zusammen arbeitete. Ganz besonders empörte mich ihre Fähigkeit zu dulden, die demütige Hoffnungslosigkeit, mit der sie die an Wahnsinn grenzenden Ausschreitungen unseres ewig besoffenen Arbeitgebers ertrugen.

Und als hätte es so kommen müssen, fügte es sich gerade in diesen schweren Tagen, daß ich einen Gedanken aussprechen hörte, der mir völlig neu war, ja mir eigentlich widerstrebte, mich aber noch mehr verwirrte.

In einer jener stürmischen Nächte, in denen es einem vorkommt, als hätte der wild heulende Wind den grauen Himmel in winzige Stücke zerfetzt, die nun zur Erde niederwirbeln und sie unter Bergen eisigen Staubes begraben, Nächte, in denen man glauben könnte, alles Leben der Erde sei tot, die Sonne sei für immer erloschen und werde nie wieder aufgehen — in einer solchen Nacht in der „Butterwoche" ging ich von Derenkows nach meinem Backkeller zurück. Mit geschlossenen Augen kämpfte ich im trüben Brodeln des grauen Chaos gegen den Wind an. Plötzlich stolperte ich über einen Menschen, der quer über dem Bürgersteig lag, und fiel lang hin. Wir fingen beide an zu schimpfen, ich russisch, er französisch:

„Ah, diable ..."[1]

[1] „Ah, Teufel ..." *(Anm. d. Red.)*

Das erregte meine Neugier. Ich half ihm auf die Beine: er war klein und leicht. Er versetzte mir einen Tritt und schrie zornig:

„Wo ist denn meine Mütze, hol Sie der Teufel! Geben Sie mir doch meine Mütze her! Ich erfriere ja."

Ich suchte im Schnee nach seiner Mütze, klopfte sie ab und stülpte sie ihm über das starre Haar. Aber er riß sie wieder vom Kopf, schwenkte sie abwehrend gegen mich, fluchte in zwei Sprachen und jagte mich fort.

„Weg!"

Plötzlich stürzte er vorwärts und verschwand in dem brodelnden Brei. Beim Weitergehen sah ich ihn wieder: er hatte mit beiden Armen den hölzernen Pfahl einer erloschenen Laterne umfaßt und sagte eindringlich:

„Lena, ich komme ja um... Oh, Lena..."

Er war offenbar betrunken und würde wohl erfrieren, wenn ich ihn hier auf der Straße im Stich ließe. Ich fragte ihn, wo er wohne.

„Was für eine Straße ist das?" schrie er mit tränenerstickter Stimme. „Ich weiß nicht, in welcher Richtung ich gehen muß."

Ich hakte ihn unter, um ihn zu führen, und fragte, wo er wohne...

„Am Bulak", brummte er zitternd, „am Bulak... da, wo das Dampfbad ist, da ist ein Haus..."

Er schritt unsicher, torkelte immer wieder und hinderte mich am Gehen. Ich hörte, wie ihm die Zähne klapperten.

„Si tu savais...", murmelte er und versetzte mir einen Stoß.

„Wie meinen Sie?"

Er machte halt, hob die eine Hand und sagte vernehmlich — und, wie mir vorkam, voller Stolz:

„Si tu savais où je te mène..."[1]

Dann steckte er die Finger in den Mund, schwankte und wäre beinahe hingestürzt. Ich kauerte mich nieder, nahm ihn auf den Rücken und trug ihn weiter. Er stützte sich mit dem Kinn auf meinen Schädel und brummte:

„Si tu savais où ... Aber ich erfriere ja ... O Gott..."

Am Bulak angelangt, brachte ich mit großer Mühe aus ihm heraus, in welchem Hause er wohnte. Schließlich traten wir in den Flur eines windschiefen Baus, der mitten in einem Hof lag und im Schneegestöber kaum zu sehen war. Er tastete nach der Tür, klopfte behutsam und zischte:

„Sst... leise..."

Eine Frau in rotem Morgenrock, eine brennende Kerze in der Hand, öffnete die Tür und ließ uns herein. Dann trat sie zur Seite, zog eine Lorgnette hervor und musterte mich schweigend.

Ich sagte ihr, daß dem Mann anscheinend die Hände angefroren seien und daß er sofort ausgekleidet und zu Bett gebracht werden müsse.

„Ja? Wirklich?" fragte sie mit wohltönender, junger Stimme.

„Die Hände müssen in kaltes Wasser getaucht werden..."

Sie wies stumm mit ihrer Lorgnette in eine Ecke. Dort stand auf einer Staffelei ein Gemälde: ein Fluß mit Bäumen am Ufer. Ich schaute der Frau verwundert in das seltsam starre Gesicht. Sie aber ging in eine Ecke des Zimmers, an den Tisch, auf dem eine Lampe mit einem rosa Schirm brannte, setzte sich dort hin, nahm vom Tisch eine Spielkarte, den Cœurbuben, und begann sie zu betrachten.

„Haben Sie Branntwein im Hause?" fragte ich laut. Sie antwortete mir nicht und legte auf dem Tisch ihre Karten aus. Der Mann, den ich heimgebracht hatte, saß mit tief gesenktem Kopf auf dem Stuhl und ließ die blauroten Hände schlaff herabhängen. Ich bettete ihn auf das Sofa und fing an, ihn auszuziehen, ganz benommen, wie im Traum. Die Wand vor mir, über dem Sofa, war dicht mit Photographien behängt. Dazwischen blinkte matt ein goldener Kranz mit weißen Schleifen. Auf dem breiten Atlasband prangte in goldenen Lettern die Inschrift: „Der unvergleichlichen Gilda."

„Zum Teufel noch mal — sachte!" stöhnte der Mann, als ich anfing, ihm die Hände zu reiben.

Die Frau legte stumm und eifrig die Karten aus. Sie hatte ein spitznasiges Vogelgesicht, in dem große, unbewegliche Augen leuchteten. Jetzt strich sie — mit Händen, klein wie die eines halbwüchsigen Mädchens — ihr weißes, wie eine Perücke üppig wallendes Haar zurück und fragte mit leiser, aber klangvoller Stimme:

„Hast du Mischa gesehen, George?"

George stieß mich zurück, setzte sich rasch auf und sagte hastig:

„Aber der ist doch nach Kiew gefahren..."

„Ach ja, nach Kiew", erwiderte die Frau, ohne von den Karten aufzusehen, und ich bemerkte, daß ihre Stimme eintönig, ausdruckslos klang.

„Er kommt bald wieder..."

„Bestimmt?"

„Ganz bestimmt. Bald!"

„Bestimmt?" fragte die Frau noch einmal.

George sprang, halbausgekleidet wie er war, vom Sofa; gleich darauf lag er auf den Knien, zu Füßen der Frau. Er sagte etwas auf französisch zu ihr.

„Ich bin ja ganz ruhig", antwortete sie auf russisch.

„Ich habe mich verlaufen, weißt du. Draußen ist Schneegestöber, ein furchtbarer Wind. Ich dachte schon, ich müßte erfrieren", berichtete George hastig, die Hand der Frau sanft streichelnd. Er mochte in den Vierzigern stehen, sein hübsches Gesicht mit den aufgeworfenen Lippen und dem schwarzen

---

[1] Französisch: „Wenn du wüßtest, wohin ich dich führe..." *(Anm. d. Red.)*

Schnurrbart sah erschrocken und verängstigt aus; er rieb eifrig die grauen Borsten auf seinem runden Schädel, und seine Rede wurde immer nüchterner.

„Wir fahren doch morgen nach Kiew?“ sagte dann die Frau, halb fragend, halb befehlend.

„Ja, ja, morgen! Jetzt mußt du aber schlafen gehen. Warum gehst du nicht zu Bett? Es ist schon so spät...“

„Heut' kommt er nicht mehr, der Mischa?“

„Aber nein! Bei dem Schneetreiben ... Komm, leg dich schlafen...“

Er führte sie durch eine kleine Tür aus dem Zimmer und nahm die Lampe vom Tisch mit hinaus. Ich saß lange Zeit allein, ohne zu denken, nur auf seine leise, etwas heisere Stimme hörend. Zottige Pfoten fuhren kratzend über die Fensterscheiben. In einer Lache geschmolzenen Schnees spiegelte sich die Flamme der Kerze. Das Zimmer war mit Möbeln vollgepfropft, ein seltsamer, warmer Geruch erfüllte es und schläferte meine Gedanken ein.

Schwankenden Ganges kam George zurück, die Lampe in der Hand; der Schirm ratterte gegen den Zylinder.

„So. Sie ist zu Bett.“

Er stellte die Lampe auf den Tisch, blieb nachdenklich mitten im Zimmer stehen und begann dann, ohne mich anzusehen:

„Na also ... Ohne deine Hilfe wäre ich wahrscheinlich umgekommen. Hab Dank! Wer bist du?“

Er neigte den Kopf zur Seite, horchte auf ein leises Geräusch im Nebenzimmer und erzitterte kaum merklich.

„Ist das Ihre Frau?“ fragte ich leise.

„Ja. Meine Frau. Mein alles. Mein ganzes Leben!“ brachte er abgerissen, leise hervor, schaute zu Boden und rieb dann wieder seinen Kopf kräftig mit den Handflächen.

„Wollen wir Tee trinken, wie?“

Er bewegte sich der Tür zu, blieb aber gleich stehen; es war ihm eingefallen, daß das Dienstmädchen sich den Magen an Fisch verdorben hatte und ins Krankenhaus geschafft worden war.

Ich erbot mich, den Samowar aufzustellen. Er nickte zustimmend, schlurfte dann, offenbar vergessend, daß er schon halb ausgekleidet war, barfuß über den nassen Fußboden und führte mich in die kleine Küche. Dort lehnte er sich an den Ofen und sagte noch einmal:

„Ohne deine Hilfe wäre ich wahrscheinlich umgekommen. Hab Dank!“

Plötzlich erbebte er und starrte mich mit entsetzt aufgerissenen Augen an.

„Und was wäre dann aus ihr geworden?! ... Oh, mein Gott...“

Er lugte nach dem dunkeln Nebenzimmer hinüber und sagte rasch, im Flüsterton:

„Du siehst doch, sie ist krank. Ihr Sohn war Musiker — er hat sich in Moskau erschossen, und nun wartet und wartet sie auf ihn. Das ist nun schon beinahe zwei Jahre her...“

Als wir dann beim Tee saßen, erzählte er mir, unzusammenhängend, mit seltsamen Worten, die Frau sei eine Gutsbesitzerin, er selbst Geschichtslehrer. Er war Hauslehrer ihres Sohnes gewesen und hatte sich in sie verliebt. Sie verließ seinetwegen ihren Gatten, einen deutschen Baron, und wurde Opernsängerin. Sie lebten sehr glücklich miteinander, obwohl sich ihr erster Mann alle Mühe gab, ihnen das Leben zu verbittern.

Während er erzählte, starrte er mit zugekniffenen Augen in das Halbdunkel der schmierigen Küche, deren Fußboden am Herd schon verfault war. Er schlürfte den heißen Tee, verbrannte sich den Mund dabei, verzog das Gesicht, und seine runden Augen zwinkerten ängstlich.

„Was bist du eigentlich?“ fragte er mich noch einmal. „Ach so, Bäcker. Also Arbeiter? Seltsam! Siehst gar nicht danach aus. Wie kommt das?“

Seine Worte klangen unruhig, er schaute mich mißtrauisch an, mit dem Blick eines gehetzten Menschen.

Ich erzählte ihm kurz von mir.

„So, so!“ rief er leise auf. „Also, so ist es...“

Plötzlich wurde er lebhafter und fragte:

„Kennst du das Märchen vom häßlichen Entlein? Hast du das mal gelesen?“

Sein Gesicht verzerrte sich; seine Sprache wurde zornig; ich mußte mich wundern, wie unnatürlich, fast kreischend, seine heisere Stimme auf einmal klang.

„Dieses Märchen ist gefährlich ... Als ich so jung war wie du jetzt, da dachte ich auch: ‚Vielleicht bin ich ein Schwan?‘ Und es kam ganz anders... Ich sollte die geistliche Laufbahn einschlagen und bezog statt dessen die Universität. Mein Vater, ein Geistlicher, hat mich verstoßen. In Paris habe ich dann die Geschichte des Unglücks der Menschheit studiert: die Geschichte des Fortschritts. Geschrieben habe ich auch, ja. Ach, das alles ist ja...“

Er sprang auf seinem Stuhl hoch, lauschte und sagte dann zu mir:

„Fortschritt — das ist nur so eine Erfindung, um sich selbst was vorzumachen! Das Leben ist unvernünftig, sinnlos. Ohne Sklaverei gibt es keinen Fortschritt. Wenn sich die Mehrheit nicht der Minderheit unterordnet, kommt die Menschheit auf ihren Pfaden nie weiter. Wir wollen unser Leben, unsere Arbeit erleichtern — und dabei machen wir das Leben nur immer verwickelter und mehren unsere Arbeit. Unsere Fabriken und Maschinen sind nur dazu da, um immer neue Maschinen und immer mehr Maschinen herzustellen! Das ist doch dumm! Die Zahl der Arbeiter vergrößert sich fortgesetzt, notwendig ist aber nur der Bauer, der Brot für uns erzeugt Brot, weiter brauchen wir der Natur nichts durch Arbeit abzuringen. Je weniger der Mensch braucht,

desto glücklicher ist er. Je mehr Wünsche er hat, desto weniger Freiheit hat er."

Vielleicht entsinne ich mich der Worte nicht mehr haargenau; jedenfalls war es das erstemal, daß ich diese, mich geradezu niederschmetternden Gedanken hörte, noch dazu in einer so krassen, unverhüllten Form. Der Mensch kreischte förmlich vor Erregung, richtete ängstlich seinen Blick auf die offene Tür, lauschte einen Augenblick in die Stille hinein und flüsterte dann weiter, beinahe grimmig:

„Versteh doch nur, der Mensch braucht ja gar nicht viel: ein Stück Brot und ein Weib..."

Als er so, geheimnisvoll flüsternd, vom Weibe sprach, in Worten, die ich nicht kannte, in Versen, die ich nicht gelesen hatte, erinnerte er mich plötzlich an den Dieb Baschkin.

„Beatrice, Fiametta, Laura, Ninon..." Er flüsterte Namen, die ich nicht kannte, und erzählte mir von verliebten Königen und Dichtern, sagte französische Verse her und klopfte mit seinem mageren, bis zum Ellbogen bloßen Arm den Takt.

„Liebe und Hunger regieren die Welt." Ich hörte sein heißes Flüstern, entsann mich, daß diese Worte unter dem Titel der revolutionären Broschüre „König Hunger" standen, und das verlieh ihnen in meinen Gedanken ganz besondere Bedeutung.

„Vergessen, Ablenkung suchen die Menschen, aber nicht Wissen!"

Dieser Gedanke überraschte mich ganz gewaltig.

Erst am Morgen verließ ich die Küche. Die kleine Wanduhr zeigte schon einige Minuten nach sechs. Im grauen Dunst schritt ich über Schneewehen dahin, lauschte dem Heulen des Windes, dachte an das wilde Gekreisch dieses zerrissenen Menschen und hatte die Empfindung, seine Worte wären mir in der Kehle steckengeblieben und würgten mich. Ich mochte nicht in den Backkeller gehen, mochte keine Menschen sehen; so wanderte ich denn, eine dicke Schicht Schnee auf mir herumschleppend, durch die Straßen der Tatarenstadt, bis es hell wurde und die Gestalten der Stadtbewohner im Schneegestöber aufzutauchen begannen.

Ich habe den Mann nie wiedergesehen und wollte ihn auch nicht wiedersehen. Aber ich hörte später noch oft Reden über die Sinnlosigkeit des Lebens, die Zwecklosigkeit der Arbeit, hörte sie aus dem Munde ungebildeter Wallfahrer und heimatloser Vagabunden, aus dem Munde von „Tolstoianern" wie von hochgebildeten Leuten. Einmal sprach mir ein Mönchpriester davon, ein Magister der Theologie, ein andermal ein Chemiker, der mit Explosivstoffen arbeitete, ein neovitalistisch denkender Biologe und viele andere. Aber diese Ideen haben doch nie wieder einen so gewaltigen Eindruck auf mich gemacht wie damals, als ich sie zum erstenmal aussprechen hörte.

Und gerade jetzt, vor zwei Jahren, also dreißig Jahre nach jener ersten Unterhaltung über dieses Thema, hörte ich plötzlich genau die gleichen Gedanken, in fast gleichen Worten aus dem Munde eines alten Bekannten, eines Arbeiters.

Zwischen uns hatte sich ein zwangloses Gespräch entsponnen, und dieser Mensch, ein „politischer Kreisel", wie er sich mit trübem Lächeln selber nannte, sagte zu mir mit der furchtlosen Aufrichtigkeit, die, glaube ich, überhaupt nur dem Russen eigen ist:

„Alexej Maximytsch, Bester, ich brauch' ja gar nichts, das hat doch alles keinen Sinn, alle eure Akademien und Wissenschaften und Aeroplane, das ist ja alles ganz überflüssig! Ich brauche nur meinen stillen Winkel und ein Weib, das ich küssen kann, wenn ich will, und das auch mir mit Leib und Seele gut ist ... und sonst nichts! Sie urteilen wie alle Intellektuellen, Sie gehören nicht mehr zu uns, Sie sind schon verseucht. Ihnen steht die Idee höher als die Menschen, Sie denken wie die Juden, der Mensch sei für den Sabbat da."

„Die Juden denken aber gar nicht so..."

„Weiß der Kuckuck, wie sie denken, sie sind schwer zu verstehen", antwortete er, warf den Zigarettenstummel in den Fluß und schaute ihm nach.

Wir saßen am Newakai auf einer Granitbank — es war in einer mondhellen Herbstnacht — beide ganz zerschlagen von einem Tag, der vergangen war in zweckloser Aufregung, im hartnäckigen, aber erfolglosen Bestreben, etwas Gutes, etwas Nützliches zu tun.

„Sie sind auf unserer Seite, aber sie gehören doch nicht zu uns — das ist's, was ich sagen wollte", fuhr er sinnend leise fort.

„Die Intellektuellen haben Freude an der Unrast; von jeher haben sie sich an Revolten beteiligt. Genau so wie Christus ein Idealist war und um überirdischer Ziele willen rebellierte, so rebelliert auch die ganze Intelligenz für eine Utopie. Rebellieren tut der Idealist, auf seine Seite schlagen sich aber Nichtigkeit, Gemeinheit und Niederträchtigkeit — und das aus Bosheit, weil sie sehen, daß kein Platz im Leben ist für sie. Der Arbeiter, der setzt sich für die Revolution ein, weil er eine gerechte Verteilung der Produktionsmittel und der Produkte der Arbeit erreichen will. Und wenn er die Macht endgültig an sich gerissen hat — glauben Sie, er wird dann für einen ‚Staat' zu haben sein? Um nichts in der Welt! Alle werden sie wieder auseinanderlaufen, und jeder wird sich auf eigene Gefahr seinen eigenen trauten Winkel herrichten ... Da reden Sie immerzu von Technik. Die zieht ja die Schlinge um unseren Hals nur noch fester, fesselt uns nur noch schlimmer. Nein, wir müssen die überflüssige Arbeit loswerden! Seine Ruhe will der Mensch haben. Und Fabriken und Wissenschaften, die lassen uns keine Ruhe. Der einzelne braucht nicht viel. Wozu soll ich eine Stadt auftürmen, wo ich doch nur meine kleine Bude brauche? Wo die Leute in Scharen beisammen-

wohnen, da müssen sie auch Wasserleitung und Kanalisation und elektrisches Licht haben ... Aber versuchen Sie nur mal ohne das alles zu leben, wie leicht wird man's da haben! Nein, sehr vieles in unserm Leben ist überflüssig, und an dem allen sind nur die Intellektuellen schuld. Deshalb sag' ich ja auch: die Intellektuellen sind eine schädliche Kategorie von Menschen."

Ich entgegnete ihm, die Russen verstünden es wie kein anderes Volk, Sinn und Zweck des Lebens aufs tiefste und entschiedenste zu entstellen.

„Wir sind das geistig freieste Volk", lächelte er spöttisch. „Na, nehmen Sie mir's nicht übel; was ich sage, hat schon seine Richtigkeit, so denken Millionen von uns, sie verstehen es bloß nicht in Worte zu fassen ... Das Leben muß vereinfacht werden, dann wird es auch barmherziger sein gegen die Menschen ..."

Der Mann war nie Tolstoianer gewesen, hatte nie — ich kenne die Geschichte seiner geistigen Entwicklung ganz genau — den geringsten Hang zum Anarchismus gezeigt.

Nach dieser Unterhaltung mit ihm mußte ich unwillkürlich denken: Wie, wenn tatsächlich Millionen von Russen die Qualen der Revolution nur deswegen zu ertragen gewillt sind, weil sie im Grunde ihres Herzens die Hoffnung hegen, die Arbeit loszuwerden! Ein Mindestmaß an Arbeit — ein Höchstmaß an Genuß —, diese Aussicht ist recht verheißungsvoll, sie lockt wie alles Nichtzuverwirklichende, wie jede Utopie. Und mir fielen Henrik Ibsens Verse ein:

„Sie sprechen als ‚konservativ' mich an?
Ich bin, was ich war, seit ich denken kann.
Beim Brettspiel weiß ich nicht mitzukrakeelen.
Macht tabula rasa! Da werd' ich nicht fehlen.
Nur eine Revolution ist mir bekannt,
Die nicht gemacht von Pfuschers Hand.
Die nahm vorweg allen spätern die Glorie,
Ich meine natürlich die Sintfluthistorie.
Doch damals sogar war der Teufel betrogen;
Denn Noah, Ihr wißt ja, blieb Herr der Wogen.
Wir wollen die Rechnung noch einmal bereinigen;
Doch müssen wir alle uns vorher einigen!
Die Sintflut — die könnt Ihr getrost inszenieren,
Die Arche aber werd' ich torpedieren!"

Derenkows Laden brachte nur ganz wenig ein, und die Zahl der Leute und der revolutionären Unternehmungen, die materiell unterstützt werden mußten, nahm stetig zu.

„Wir müssen uns irgend etwas Neues ausdenken", sagte Andrej, besorgt seinen Bart glättend, lächelte schuldbewußt und seufzte tief.

Mir kam es immer so vor, als glaubte dieser Mensch, er wäre zu lebenslänglicher Zwangsarbeit — der Hilfeleistung andern Menschen gegenüber — verurteilt, und als fiele es ihm zuweilen, obschon er sich mit dieser Strafe abgefunden hatte, doch recht schwer, sie zu verbüßen.

So manches Mal fragte ich ihn, jedesmal mit andern Worten:

„Warum tun Sie das alles eigentlich?"

Offenbar verstand er den Sinn meiner Frage gar nicht. Er antwortete stets, als hätte ich ihn gefragt, wozu er es tue, und redete schwülstig, unverständlich von dem schweren Leben des Volkes, von der Notwendigkeit der Aufklärung, der Verbreitung des Wissens.

„Ja, suchen denn die Menschen überhaupt Wissen, wollen sie es?"

„Aber natürlich! Selbstverständlich! Sie wollen es doch auch?"

Ganz gewiß, ich wollte es auch. Aber ich mußte doch wieder an die Worte des Geschichtslehrers denken:

„Vergessen, Ablenkung suchen die Menschen, aber nicht Wissen!"

Es ist nicht gut, wenn solche überspitzte Ideen an siebzehnjährige Menschen geraten; die Ideen werden stumpf bei diesem Zusammenstoß, und für die Menschen ist es auch kein Gewinn.

Mit der Zeit schien es mir, als bemerkte ich immer ein und dasselbe: interessante Erzählungen gefielen den Menschen nur aus dem Grunde, weil sie es ihnen ermöglichten, auf kurze Zeit ihr schweres, doch gewohntes Leben zu vergessen. Je mehr „Unwirklichkeit" eine Erzählung enthielt, desto begieriger lauschte man ihr. Am allerinteressantesten war immer das Buch, in dem am schönsten geschwindelt wurde. Mit einem Wort — ich schwamm in dicken Nebelschwaden dahin.

Derenkow kam schließlich auf die Idee, eine Bäkkerei aufzumachen. Ich entsinne mich noch — es wurde vorher ganz genau ausgerechnet, daß dieses Unternehmen auf jeden umgesetzten Rubel nicht weniger als fünfunddreißig Prozent Gewinn abwerfen würde. Ich sollte als Gehilfe des Backmeisters arbeiten und als zum Hause gehörig darauf achten, daß er nicht Mehl, Eier, Butter oder fertige Ware veruntreue.

So zog ich also aus meinem großen schmutzigen Backkeller in einen kleineren, etwas reinlicheren — die Sorge um die Reinlichkeit gehörte mit zu meinen Obliegenheiten. Statt eines Arbeitertrupps von vierzig Mann hatte ich jetzt nur einen einzigen Menschen neben mir. Er hatte graues Haar an den Schläfen, einen Spitzbart, ein hageres verräuchertes Gesicht, dunkle, versonnene Augen und einen sehr eigentümlichen Mund: klein, wie bei einem Barsch, mit vollen, dicken Lippen, die immer gespitzt waren, als ob er in Gedanken jemand einen Kuß gäbe. Und tief in seinen Augen schimmerte stets ein leiser Spott.

Selbstverständlich stahl er. Gleich in der ersten Arbeitsnacht legte er zehn Eier beiseite, etwa drei Pfund Mehl und ein ordentliches Stück Butter.

„Für wen ist denn das?"

„Ja, das ist für ein Mädel", entgegnete er ganz freundlich, zog die Nase kraus und fuhr fort: „Ein nettes Mädel!"

Ich versuchte ihm klarzumachen, daß Diebstahl als Verbrechen gilt. Aber entweder war ich nicht beredt genug, oder ich war selbst nicht allzu fest von dem überzeugt, was ich beweisen wollte, jedenfalls hatte meine Rede keinen Erfolg.

Der Meister lag auf einer Teigkiste, schaute durchs Fenster zu den Sternen empor und brummte höchst erstaunt:

„Der will mich belehren? Sieht mich zum erstenmal und fängt gleich an, mir gute Lehren zu geben. Dabei bin ich dreimal so alt wie er. Lächerlich..."

Er betrachtete die Sterne und fragte dann:

„Mir ist doch so, als hätte ich dich schon mal gesehen? Bei wem hast du denn gearbeitet? So, so, bei Semjonow! Das ist doch der, bei dem Krawall war? Aha! Na, dann habe ich dich eben mal im Traum gesehen..."

Einige Tage später machte ich die Beobachtung, daß dieser Mensch unglaublich viel schlafen konnte, und zwar in jeder beliebigen Stellung, sogar im Stehen, an eine Backschaufel gelehnt. Wenn er einschlief, zog er die Brauen hoch, und sein Gesicht veränderte sich seltsam: es nahm einen ironisch verwunderten Ausdruck an. Sein liebstes Gesprächsthema waren Erzählungen von verborgenen Schätzen und von Träumen. Er pflegte, ehrlich überzeugt, zu erzählen:

„Ich kann durch die Erde hindurchsehen. Wie eine Pastete ist sie mit lauter verborgenen Schätzen gefüllt: Kessel, Truhen, eiserne Töpfe voll Gold sind überall vergraben. Es ist mir schon öfters vorgekommen: Ich sehe im Traum eine mir bekannte Stelle, sagen wir ein Badehaus; in einem Winkel ist ein Kasten mit Silbergerät vergraben. Dann wachte ich auf, ging noch nachts hin und grub nach, grub so anderthalb Arschin tief und sah — da lagen Kohlen und ein Hundeschädel. Also — da hätte ich ja was gefunden! Plötzlich — bauz! — fliegt ein Fenster in Scherben, ein Weib brüllt wie verrückt: ‚Hilfe! Diebe!' Natürlich nahm ich da Reißaus, sonst hätte ich noch Prügel bekommen. Zu lächerlich!"

Wie oft hörte ich von ihm dieses Wort: lächerlich! Aber Iwan Kosmitsch Lutonin lacht nie, er kneift nur die Augen zu, als wolle er lächeln, zieht die Nase kraus und bläht die Nasenflügel.

Seine Träume sind nicht sonderlich aufregend, sie sind vielmehr genau so langweilig und albern wie die Wirklichkeit, und es bleibt mir unklar, weshalb er von seinen Träumen immer mit solchem Behagen erzählt, von dem Leben um ihn herum aber nicht gerne redet.

Die ganze Stadt war in heller Aufregung. Gleich nach ihrer Trauung hatte sich die gewaltsam verheiratete Tochter eines reichen Teehändlers erschossen. Ihrem Sarg folgte eine gewaltige Menge junger Leute, einige tausend Menschen, an dem offenen Grab hielten Studenten Reden, sie wurden von der Polizei auseinandergesprengt. In dem kleinen Laden neben unserer Bäckerei wird laut über dieses Drama diskutiert, die Stube hinter dem Laden ist voll von Studenten; bis in unsern Keller hinein klingen erregte Stimmen und scharfe Worte.

„Man hat sie nicht oft genug an den Haaren gezaust, das dumme Mädel", sagte Lutonin und erzählt mir gleich danach:

„Also, ich träume, ich sitze am Tisch und fange Karauschen. Mit einmal kommt ein Wachtmann: ‚Halt, wie unterstehst du dich?' Weglaufen konnte ich nicht — also sprang ich ins Wasser — da wachte ich auf..."

Aber wenn sich auch die Wirklichkeit außerhalb des Bereichs seiner Aufmerksamkeit abspielte, so merkte er doch ziemlich bald, daß mit unserer Bäkkerei etwas nicht stimmte. In unserm Laden verkaufen junge Mädchen, die nichts von der Sache verstehen, dafür aber dicke Bücher lesen: die Schwester des Prinzipals und ihre Freundin, ein großes, rotbäckiges Mädchen mit freundlichen Augen. Oft kommen Studenten in den Laden, sitzen lange im Hinterzimmer, schreien sich heiser oder flüstern miteinander. Der Prinzipal kommt nur selten, und ich, sein Vertreter, bin der eigentliche Geschäftsführer.

„Wie ist's, bist du mit unserm Alten verwandt?" fragt Lutonin. „Sollst am Ende gar sein Schwager werden? Nein? Lächerlich... Aber warum kommen denn bloß die Studenten her? Der Fräuleins wegen? ... Hm — ja. Nun, das könnte schon sein... Aber gar so schön sind die Fräuleins doch eigentlich nicht. Die Studenten, die Kerle, kommen doch wohl mehr der Semmeln wegen, als mit den Mädels schön zu tun."

Fast jeden Morgen um fünf, sechs Uhr zeigt sich auf der Straße vor dem Fenster der Backstube ein kurzbeiniges Mädel. Sie sieht aus, als wäre sie aus Halbkugeln verschiedener Größe zusammengesetzt, fast könnte man sie für einen Sack voll Wassermelonen halten. Sie steckt die nackten Beine ins Loch vor dem Fenster, gähnt und ruft:

„Wanja!"

Sie trägt ein buntes Tuch um den Kopf; ihre krausen blonden Haare quellen darunter hervor, ringeln sich auf ihren roten Pausbacken und kitzeln die niedrige Stirn und die noch schlaftrunkenen Augen. Sie streicht lässig mit den kleinen Händen das Haar aus dem Gesicht, wobei sie die Finger seltsam spreizt, wie ein neugeborenes Kind. Worüber man wohl mit so einem Mädchen sprechen kann? Ich wecke unsern Backmeister. Er fragt sie:

„Bist du da?"

„Nu, du siehst doch!"

„Hast du geschlafen?"

„Nu natürlich!"

„Was hast du geträumt?"

„Ich weiß nicht mehr..."

In der Stadt ist es noch ganz still. Doch hört man schon irgendwo den Besen eines Hausknechts scharren, ein paar eben erwachte Spatzen zwitschern. Die warmen Strahlen der aufgehenden Sonne fallen auf die Fensterscheiben. Ich liebe gerade diesen verträumten Tagesanbruch. Der Bäcker steckt seine haarige Hand zum Fenster hinaus und betastet die Beine des Mädchens. Sie fügt sich dieser Untersuchung gleichmütig, ohne zu lächeln, und blinzelt mit ihren Schafsaugen.

„Peschkow, nimm das Gebäck heraus."

Ich nehme die Eisenbleche aus dem Ofen, der Bäcker nimmt sich etwa zehn Stück, Schnecken, Semmeln, Hörnchen, und legt sie seinem Mädel in den Schoß. Sie wirft eine heiße Schnecke aus einer Hand in die andere, beißt mit den gelben Schafszähnen hinein, verbrennt sich, stöhnt und ächzt ärgerlich.

Der Bäcker sieht sie wohlgefällig an und sagt:

„Laß doch deinen Rock 'runter! Pfui..."

Und wenn sie fort ist, rühmt er sich vor mir:

„Hast du gesehen? Wie ein Lämmchen ist sie, ganz kraus. Ich halte auf Sauberkeit, mein Bester; ich gehe nie mit verheirateten Weibern — nur mit Mädchen. Das ist meine dreizehnte. Sie ist dem Nikiforytsch sein Patenkind."

Ich höre seine begeisterten Ergüsse an und frage mich:

„Werde ich auch einmal so leben?"

Ich hole das Weißbrot aus dem Ofen, lege zehn — zwölf Laibe auf ein langes Brett und bringe alles rasch nach Derenkows Laden. Wieder zurückgekehrt, fülle ich einen zwei Pud fassenden Korb mit Semmeln und Milchgebäck und laufe, so rasch ich kann, nach der Geistlichen Akademie, um zum Frühstück der Studenten zurechtzukommen. Ich stehe in dem geräumigen Speisesaal an der Tür und versorge die Studenten mit Semmeln, auf Kredit oder gegen bar — stehe da und höre ihre Wortgefechte über Tolstoi mit an. Gussew, einer der Professoren der Akademie, ist ein erbitterter Feind von Tolstois Lehre. Manchmal sind in meinem Korb unter den Semmeln Bücher, die ich heimlich dem einen oder dem andern Studenten zustecken soll. Zuweilen tun auch die Studenten Bücher oder Briefe in meinen Korb.

Einmal wöchentlich laufe ich noch weiter: ins Irrenhaus, wo der Psychiater Bechterew Vorlesungen hält und Kranke vorführt. Einmal zeigte er den Studenten einen Kranken, der an Größenwahn litt. Als dieser, ein langer Mensch, weiß gekleidet, mit einer Mütze, die aussah wie ein Strumpf, in der Tür des Hörsaals erschien, mußte ich unwillkürlich laut lachen. Er blieb eine Sekunde neben mir stehen und sah mir ins Gesicht; ich sprang zur Seite, als hätte er mir mit seinem scharfen, finster glühenden Blick einen Stich ins Herz versetzt. Und während Bechterew, sich am Bart zupfend, ehrerbietig mit dem Kranken plauderte, strich ich mir verstohlen wieder und wieder mit der Hand übers Gesicht, das wie von heißem Staub versengt war.

Der Kranke redete in einem dumpfen Baß, er verlangte irgend etwas, drohend streckte sich die lange Hand mit den abgezehrten Fingern aus dem Ärmel seines Schlafrocks. Mir kam es vor, als reckte sich sein ganzer Körper unnatürlich, als wüchse er ins Unendliche, als würde er mich, ohne sich vom Fleck zu rühren, mit dieser dunkeln Hand erreichen und an der Gurgel packen. Drohend und gebieterisch brannte aus den dunkeln Augenhöhlen in seinem kantigen Gesicht der durchdringende Blick der schwarzen Augen. An die zwanzig Studenten betrachteten den Menschen mit der läppischen Mütze; einige wenige taten es lächelnd, die übrigen mit gespanntem, trübem Blick. Mit seinen sengenden Augen verglichen, kamen mir die ihren erstaunlich ruhig und leer vor. Er flößte mir Entsetzen ein und hatte dabei doch — ich war mir dessen bewußt — etwas Erhabenes an sich!

Laut und vernehmlich tönte die Stimme des Professors in das tiefe Schweigen der Studenten hinein. Jede seiner Fragen veranlaßte zornige Ausrufe der dumpfen Stimme, die aus dem Fußboden oder aus den toten weißen Wänden zu dringen schien. Die Bewegungen des Kranken waren gemessen und gravitätisch wie die eines Bischofs.

In der Nacht darauf schrieb ich ein Gedicht auf den Verrückten, in welchem ich ihn den „Herrn aller Herren, den Freund und Berater Gottes" nannte. Sein Bild lebte lange Zeit, mich verwirrend und störend, in mir fort.

Ich mußte von sechs Uhr abends bis beinahe zum nächsten Mittag arbeiten. Daher schlief ich bei Tage und kam zum Lesen nur während der Arbeit, wenn ich den Teig geknetet hatte und wartete, bis die nächste Portion gar war, oder wenn das Brot im Ofen war. Je mehr ich in die Geheimnisse des Handwerks eindrang, desto weniger arbeitete unser Bäkker, er belehrte mich nur noch und sprach mit freundlichem Staunen:

„Du hast wirklich Talent zur Arbeit. In ein, zwei Jahren wirst du auch ein richtiger Bäcker sein. Lächerlich! Du bist noch viel zu jung, die andern werden dir nicht gehorchen wollen, werden keinen Respekt vor dir haben..."

Meinen Eifer für die Lektüre mißbilligte er durchaus.

„Du solltest lieber schlafen, statt zu lesen", riet er mir besorgt. Aber nie fragte er mich, was für Bücher ich eigentlich lese.

Seine Träume, die Phantasien von vergrabenen Schätzen und das mollige kleine Mädel nahmen ihn vollständig in Anspruch. Häufig kam das Mädchen nachts; dann nahm er sie mit hinaus in den Vor-

raum, auf die Mehlsäcke, war es aber kalt draußen, so sagte er zu mir, die Nase kraus ziehend:

„Geh mal 'raus für eine halbe Stunde."

Ich ging denn auch und sann darüber nach, wie diese Liebe doch so grauenhaft anders war als die, von der man in den Büchern schreibt...

In dem kleinen Stübchen hinter dem Laden wohnte die Schwester des Prinzipals. Ich stellte ihr den Samowar auf, gab mir aber alle Mühe, ihr so selten wie möglich zu begegnen. Ich fühlte mich unbehaglich in ihrer Gegenwart. Ihre kindlichen Augen schauten mich stets mit demselben unerträglichen Blick an wie bei unserm ersten Zusammentreffen. Ich argwöhnte in der Tiefe dieser Augen ein Lächeln, und zwar ein spöttisches.

Das Übermaß meiner Kräfte machte mich plump. Wenn der Bäcker zusah, wie ich die zwei Zentner schweren Säcke hob und schleppte, sagte er mitleidig:

„Kraft hast du für drei, aber ungeschickt bist du... Ein langer Kerl bist du, aber ein Ochse..."

Obwohl ich schon eine Menge Bücher gelesen hatte, auch gerne Gedichte las, ja zuweilen selber welche schrieb, sprach ich doch immer meine „eigene Sprache". Ich fühlte wohl, daß meine Worte schwerfällig, ungehobelt waren, aber ich war doch der Meinung, nur in ihnen könnte ich das Gewirr meiner Gedanken ausdrücken. Manchmal aber wurde ich absichtlich grob, um gegen etwas zu protestieren, was mir fremd war oder mich erregte.

Einer meiner Lehrer, ein Student der Mathematik, machte mir den Vorwurf:

„Weiß der Teufel, wie Sie reden! Das sind schon keine Worte, das sind ja Gewichte!"

Überhaupt, wie das so bei Jugendlichen häufig vorkommt, ich gefiel mir selber nicht. Ich kam mir lächerlich und ungeschlacht vor. Ich hatte starke Backenknochen wie ein Kalmücke, meine Stimme gehorchte mir nicht.

Die Schwester des Prinzipals aber bewegte sich flink und gewandt wie eine Schwalbe in der Luft; mir war es, als stünden ihre leichten Bewegungen in Widerspruch zu ihrem runden, weichen Figürchen. In ihren Gesten und in ihrem Gang fühlte ich etwas Unsicheres, Absichtliches. Ihre Stimme klang lustig, sie lachte viel, und wenn ich dieses helle Lachen hörte, dachte ich immer, sie möchte wohl gerne, ich solle vergessen, wie sie war, als ich sie zum erstenmal erblickte. Ich wollte es aber nicht vergessen; ich liebte das Ungewöhnliche, es lag mir daran, zu wissen, daß es vorkommt, daß es existiert.

Mitunter fragte sie mich: „Was lesen Sie da eigentlich?"

Ich gab ihr nur kurz Antwort und hatte immer Lust, sie zu fragen:

„Was brauchen Sie das zu wissen?"

Eines Tages sagte der Bäcker, sein stämmiges Mädel liebkosend, mit lallender Stimme zu mir:

„Geh mal 'nen Augenblick 'raus! Ach, du solltest wirklich zur Schwester vom Prinzipal gehen! Vertrödelst bloß die Zeit! Du meinst wohl, die Studenten..."

Ich drohte, ihm den Schädel mit einem Gewicht einzuschlagen, wenn er noch einmal so etwas sagte, und zog mich in den Vorraum auf die Säcke zurück. Durch eine Ritze der nur angelehnten Tür hörte ich seine Stimme:

„Wie kann ich ihm denn böse sein? Er hat sich an seinen Büchern vollgesogen, und nun lebt er wie ein Verrückter..."

Im Vorraum quiekten und lärmten die Ratten, in der Backstube stöhnte und ächzte das Mädel. Ich ging auf den Hof hinaus. Ein feiner Sprühregen ging träge, fast geräuschlos nieder, und doch war es schwül, die Luft rauchgeschwängert — irgendwo brannten die Wälder. Mitternacht war längst vorbei. In dem Hause gegenüber standen die Fenster offen; aus einem schwach erhellten Zimmer tönte Gesang:

„Der heilige Barlaam
Mit dem goldenen Haupt
Lächelt milde sie an,
Wie er so auf sie schaut..."

Ich versuchte, mir Marja Derenkowa auf meinem Schoß liegend vorzustellen, so, wie das Mädel des Bäckers auf seinem Schoß lag, und ich fühlte tiefinnerlich, daß das unmöglich, ja entsetzlich wäre...

„Und die Nacht hindurch
Singt und trinkt er sich voll,
Und, ach, zwischendurch
Treibt er's auch gar toll..."

Wie herausfordernd tönt aus dem Chor in tiefem Baß das „Ach!". Ich kauere mich zusammen, stütze die Hände auf die Knie und schaue in Marjas Fenster hinein. Durch die Klöppelspitzen der Gardine sehe ich eine viereckige Höhle, deren graue Wände eine kleine Lampe mit blauem Schirm erhellt. Am Tisch sitzt das junge Mädchen, das Gesicht dem Fenster zugewandt, und schreibt. Jetzt hebt sie den Kopf und glättet mit einem roten Federhalter die Haare an der Schläfe. Die Augen sind zugekniffen, das Gesicht lächelt. Sie faltet langsam ihren Brief zusammen, klebt den Umschlag zu, indem sie mit der Zunge über seinen Rand fährt, dann wirft sie den Umschlag auf den Tisch und droht ihm mit dem winzigen Zeigefinger, der kleiner ist als mein kleiner Finger. Jetzt nimmt sie den Brief wieder zur Hand, macht ein finsteres Gesicht, reißt den Umschlag auf, liest den Brief noch einmal, legt ihn in einen anderen Umschlag, schreibt, über den Tisch gebeugt, die Adresse, schwenkt ihren Brief in der Luft wie eine weiße Fahne. In die Hände klatschend, im Zimmer umherwirbelnd, geht sie in die Ecke, wo ihr Bett steht, kommt ohne Bluse von dort zurück — ihre Schultern sind so

rund wie Windbeutel —, nimmt die Lampe vom Tisch und verschwindet in ihrem Winkel. Wenn man zusieht, wie sich ein Mensch benimmt, der mit sich allein ist, kommt er einem immer verrückt vor. Ich gehe draußen umher und denke darüber nach, wie seltsam sich dieses Mädchen benimmt, wenn es so allein in seiner Höhle sitzt.

Wenn aber der rothaarige Student zu ihr kam und mit gedämpfter Stimme, fast flüsternd, auf sie einsprach, zog sie sich ganz in sich zusammen, so daß sie noch kleiner wirkte, sah ihn mit einem scheuen Lächeln an und barg die Hände hinter dem Rücken oder unter dem Tisch. Der Rote gefällt mir nicht. Ganz und gar nicht.

Schwankend, in ihr Tuch gehüllt, kommt die Kurzbeinige vorbei und brummt:

„Geh in die Backstube ..."

Der Bäcker wirft den Teig aus dem Kasten und erzählt mir dabei, wie hingebend und unermüdlich sein Liebchen ist. Ich grüble indes:

„Was soll bloß weiter aus mir werden?"

Und ich bilde mir ein, irgendwo, ganz in der Nähe, um die Ecke, lauere ein Unglück auf mich.

Die Bäckerei macht so gute Geschäfte, daß Derenkow schon eine andere, größere Backstube sucht und noch einen zweiten Gehilfen anstellen will. Das wäre gut für mich, denn ich habe viel zuviel Arbeit, ich werde schon ganz dumm vor Überanstrengung.

„Wenn wir erst die neue Backstube haben, wirst du Erster Geselle", versichert der Bäcker. „Ich werde ihnen sagen, sie sollen dir zehn Rubel monatlich aussetzen. Sicher!"

Ich begreife sehr wohl, daß es für ihn vorteilhaft ist, mich als Ersten Gesellen bei sich zu haben. Er strengt sich nicht gern an; ich arbeite aber willig, denn die Ermüdung tut mir gut, sie stumpft meine Seelenqual ab und hält meinen immer stärker werdenden Geschlechtstrieb im Zaum. Aber sie läßt mich auch nicht zum Lesen kommen.

„Das ist gut, daß du die Bücher aufgegeben hast — die Ratten mögen sie fressen!" sagt der Bäcker. „Sag mal, hast du denn nie Träume? Sicher träumst du doch auch manchmal, du bist nur so verschlossen. Träume erzählen, das ist doch eine ganz harmlose Sache, dabei kann einem nichts passieren ..."

Er ist sehr freundlich zu mir, anscheinend hat er sogar Respekt vor mir. Oder wenigstens Angst, weil ich der Vertreter des Prinzipals bin, was ihn allerdings nicht davon abhält, regelmäßig Backwaren zu stehlen.

Meine Großmutter ist gestorben ... Ich erfuhr von ihrem Tod erst sieben Wochen nach der Beerdigung durch einen Brief meines Vetters. In dem kurzen, ohne Interpunktion geschriebenen Brief hieß es, die Großmutter sei beim Almosensammeln vor der Kirche gestürzt und hätte sich ein Bein gebrochen. Am achten Tag sei „der Brand hinzugekommen". Später erfuhr ich, daß beide Vettern und eine Base mit ihren Kindern, lauter gesunde junge Menschen, der Alten auf der Tasche gelegen und von den Almosen, die sie erbettelte, gelebt hatten. Sie waren nicht darauf gekommen, einen Arzt zu rufen.

In diesem Brief hieß es unter anderm:

„Beerdigt haben wir sie auf dem Peter-Paul-Friedhof wo alle Verwandten begraben liegen wir haben ihr das Geleit gegeben auch die Armen liebten sie sehr und haben sehr geweint. Der Großvater hat auch geweint hat uns weggejagt und ist allein am Grab geblieben wir haben aus dem Gebüsch beobachtet wie er weinte er wird wohl auch bald sterben."

Ich habe nicht geweint; ich erinnere mich nur, daß es mich wie ein eisiger Wind durchschauerte. Wenn ich nachts draußen im Hof auf einem Holzstoß saß, fühlte ich den unwiderstehlichen Drang, irgend jemand von meiner Großmutter zu erzählen, wie herzensgut und klug sie war und wie mütterlich gegen alle Menschen. Lange trug ich diesen schmerzlichen Drang in der Seele, aber es war eben niemand da, dem ich davon hätte erzählen können. So mußte es unerzählt bleiben und überwunden werden.

Viele Jahre später mußte ich an diese Tage zurückdenken, als ich Tschechows erstaunlich lebenswahre Erzählung von dem Droschkenkutscher las, der seinem Gaul vom Tode seines Sohnes erzählt. Und ich bedauerte nachträglich, daß ich in jenen Tagen peinigenden Kummers kein Pferd und keinen Hund gehabt hatte, daß ich nicht auf den Gedanken gekommen war, mein Leid den Ratten zu klagen. Denn Ratten gab es genug in unserer Backstube, und ich lebte mit ihnen in Eintracht zusammen ...

Damals begann der Wachtmann Nikiforytsch mich wie ein Geier zu umkreisen. Er war ein stattlicher, starker Mann, mit eisgrauem, starrem Haar und einem breiten, sorgfältig gestutzten Bart. Behaglich schmatzend sah er mich an, als wäre ich eine geschlachtete Weihnachtsgans.

„Du liest so gerne, habe ich gehört?" fragte er mich. „Was liest du denn für Bücher, so zum Beispiel? Wohl die Heiligenlegenden, hä? Oder die Bibel? Wie?"

Ich las sowohl die Bibel wie die Heiligenlegenden. Das wunderte Nikiforytsch und brachte ihn anscheinend aus dem Konzept.

„Hm, ja! Lesen ist natürlich erlaubt und auch nützlich! Und — äh — Graf Tolstois Schriften hast du vielleicht auch gelesen?"

Ich hatte auch Tolstoi gelesen, aber, wie sich erwies, nicht diejenigen Schriften, die den Polizisten interessierten.

„Das sind alles sozusagen gewöhnliche Werke, wie alle sie schreiben. In manchen Schriften soll er,

so heißt es, über die Popen herziehen. Die müßte man mal lesen!"

Diese ungedruckten, nur hektographisch vervielfältigten Werke hatte ich auch gelesen, hatte sie aber langweilig gefunden; ich wußte außerdem sehr wohl, daß man mit der Polizei darüber nicht reden durfte.

Nach einigen flüchtigen Gesprächen auf der Straße begann der Alte mich einzuladen:

„Komm doch mal zu mir, in meine Bude — zum Tee!"

Ich begriff natürlich sehr gut, was er von mir wollte: aber ich spürte trotzdem Lust, ihn zu besuchen. Ich beriet mich mit klugen Leuten, und die meinten, wenn ich die liebenswürdige Einladung unseres Wachtmanns immer ablehnte, könnte das seinen Argwohn gegen die Backstube nur noch verstärken.

So ging ich also zu Nikiforytsch auf Besuch. Ein Drittel seiner kleinen Kabuse nahm der große russische Ofen ein, ein zweites Drittel das Doppelbett hinter dem Kattunvorhang, mit vielen Kissen in roten Bezügen. Den Rest des Raumes zierten ein Geschirrspind, ein Tisch, zwei Stühle und eine Bank unter dem Fenster. Nikiforytsch sitzt mit aufgeknöpftem Uniformrock auf der Bank, sein breiter Körper verdeckt das kleine Fenster. Neben mir sitzt seine Frau, ein vollbusiges, etwa zwanzigjähriges Weibchen mit rotem Gesicht und listigen, boshaften, seltsam fliederfarbenen Augen. Ihre grellroten Lippen sind launisch geschürzt, die dünne Stimme klingt trocken und gereizt.

„Mir ist bekannt", sagt der Polizist, „daß mein Patenkind Sekleteja zu euch in die Backstube kommt. Sie ist ein ganz liederliches, gemeines Mädel. Alle Weiber sind gemein."

„So? Wirklich alle?" fragt seine Frau.

„Allesamt!" erklärt Nikiforytsch mit Bestimmtheit und klimpert mit seinen Medaillen wie ein Pferd mit dem Geschirr. Dann schlürft er Tee aus der Untertasse und wiederholt mit Behagen:

„Gemein und liederlich sind sie, von der letzten Straßendirne ... bis hinauf zu den Zarinnen! Die Königin von Saba ist tausend Werst weit durch die Wüste gereist, zum König Salomo, nur um Unzucht mit ihm zu treiben. Und auch unsere Zarin Katharina — wenn sie auch die Große heißt — na ..."

Er erzählte sehr ausführlich die Geschichte von einem Ofenheizer, der in einer einzigen mit der Zarin verbrachten Nacht alle Rangstufen, vom Sergeanten bis zum General hinauf, durchlief. Seine Frau hörte aufmerksam zu, leckte sich behaglich die Lippen und stieß mich unter dem Tisch mit dem Fuß an. Nikiforytsch sprach fließend und gewählt und sprang bald, ohne daß ich es eigentlich recht bemerkt hätte, auf einen anderen Gegenstand über.

„Da ist zum Beispiel ein Student des zweiten Semesters, Pletnjow."

Seine Ehegattin seufzte und warf ein:

„Hübsch ist er ja gerade nicht, aber gut."

„Wer?"

„Herr Pletnjow."

„Erstens ist der kein Herr. Ein Herr wird er erst, wenn er ausstudiert hat. Einstweilen ist er einfach ein Student, so wie es Tausende bei uns gibt. Zweitens, was heißt: gut?"

„Lustig. Jung."

„Erstens: der Hanswurst im Puppentheater ist auch lustig ..."

„Ein Hanswurst ist aber für Geld lustig."

„Kusch! Zweitens: jeder Lauseköter ist auch mal ein junger Hund gewesen ..."

„Ein Hanswurst — das ist doch so wie ein Affe ..."

„Kusch! habe ich gesagt! Wie? Hast du's nicht gehört?"

„Ja doch, ich hab's gehört."

„Na also ..."

Nachdem Nikiforytsch seine Frau zurechtgewiesen hatte, gab er mir den guten Rat:

„Ja also, sieh doch zu, daß du den Pletnjow näher kennenlernst. Der ist ein sonderbarer Mensch."

Da er mich höchstwahrscheinlich doch schon wiederholt mit Pletnjow auf der Straße gesehen haben mußte, erwiderte ich:

„Wir kennen uns schon längst."

„Ach! Wirklich? Nein, so was ..."

In seinen Worten klang verhaltener Ärger; er rückte hin und her, wieder klapperten seine Medaillen. Ich aber war auf der Hut; denn ich wußte wohl, daß Pletnjow gewisse Flugblätter hektographisch vervielfältigte.

Die Frau stieß mich wieder mit dem Fuß an und machte sich verschmitzt lustig über ihren Alten. Der plusterte sich auf wie ein Pfau und schlug ein üppiges Rad von Worten und Phrasen. Die Scherze, die sich seine Gattin mit mir erlaubte, lenkten mich vom Zuhören ab, wieder entging es mir, wie er den Ton änderte, leiser und eindringlicher sprach:

„Das ist wie ein unsichtbarer Faden — verstehst du?" fragte er mich und schaute mir mit weit aufgerissenen Augen ins Gesicht, als hätte ihn etwas erschreckt.

„Seine Majestät den Kaiser mußt du als eine Spinne ansehen ..."

„Ach, was redest du da?" schrie die Frau.

„Halt's Maul! Dummes Weib! Das sagt man doch nur so, um sich klarer auszudrücken! Ich sage das doch nicht als Schmähung, du Kuh! Räum den Samowar fort ..."

Er zog die Brauen zusammen, kniff die Augen zu und fuhr dann gewichtig fort:

„Also — ein unsichtbarer Faden, als ob das Ganze ein Spinngewebe wäre, geht aus vom Herzen Seiner Kaiserlichen Majestät, unseres großen Herrn und Kaisers, Alexander III. — die übrigen Titel lasse ich fort; er geht durch alle Minister hindurch, durch

Seine Hohe Exzellenz, den Herrn Gouverneur, und alle hohen Stellen bis herab zu mir und zum allerletzten Soldaten. Durch diesen Faden ist also alles gebunden und eingesponnen, und durch seine unsichtbare Festigkeit erhält sich das Zarentum unseres Kaisers in alle Ewigkeit. Aber Polacken, Juden und auch manche Russen sind von der schlauen englischen Königin bestochen und versuchen, diesen Faden zu zerreißen, wo es geht. Und tun dabei so, als wären sie fürs Volk!"

Dann beugte er sich zu mir vor und fragte flüsternd in strengem Ton:

„Hast du nun verstanden? Na also! Warum ich dir das erzähle? Dein Bäcker lobt dich, er meint, du seist ein kluger Junge und ehrlich und lebst so für dich allein. Aber zu euch in die Bäckerei kommen immer diese Studenten gelaufen, und nächtelang sitzen sie bei der Derenkowa herum. Wenn es nur einer wäre, könnte man's schon verstehen. Aber wenn es nun viele sind? Hä? Ich will ja gar nichts gegen die Studenten sagen. Heute ist so einer noch Student und morgen vielleicht schon Staatsanwalt. Die Studenten sind brave Leute, aber sie haben es etwas zu eilig, eine große Rolle zu spielen, und da lassen sie sich von den Feinden des Zaren betören! Verstehst du mich? Ich will dir noch was sagen..."

Aber er kam nicht weiter. Die Tür flog auf, und ein rothaariger kleiner Alter trat ein, einen schmalen Riemen um den krausen Kopf geschnallt, eine Flasche Schnaps in der Hand und schon angesäuselt.

„Wollen wir Dame spielen?" fragte er vergnügt und ließ dann gleich ein Schnellfeuer von Scherzworten niederprasseln.

„Mein Schwiegervater, der Vater meiner Frau", sagte Nikiforytsch ärgerlich und barsch.

Ein paar Minuten darauf verabschiedete ich mich und ging. Das verschmitzte Weibsbild knuffte mich rasch noch einmal, ehe es die Tür hinter mir schloß, und sagte:

„Wie rot die Wolken sind — wie Feuer!"

Am Himmel aber schwebte eine einzige goldige Wolke.

Ohne meine Lehrer kränken zu wollen, muß ich doch sagen, daß der Wachtmann mir das Wesen der Staatsmaschinerie treffender und anschaulicher erklärt hatte als sie alle zusammen. Irgendwo sitzt eben eine Spinne, und von ihr geht jener „unsichtbare Faden" aus, der das ganze Leben bindet und fesselt. Bald war ich so weit, überall die engen Maschen dieses Fadens zu spüren.

Spät am Abend, als die „Prinzipalin" den Laden geschlossen hatte, rief sie mich zu sich und teilte mir ernsten Tones mit, sie hätte den Auftrag herauszubringen, worüber der Wachtmann mit mir gesprochen habe.

„Ach, du lieber Gott", rief sie besorgt, als sie meinen ausführlichen Bericht entgegengenommen hatte, lief dann wie eine Maus aus einer Zimmerecke in die andere und schüttelte den Kopf dazu. „Unser Bäcker sucht Sie wohl auszuhorchen? Seine Geliebte ist doch eine Verwandte vom Nikiforytsch, nicht? Weggejagt werden muß er!"

Ich stand an den Türpfosten gelehnt und sah sie von der Seite an. Sie hatte das Wort „Geliebte" gar zu unbefangen ausgesprochen. Das gefiel mir nicht recht. Auch ihr Entschluß, den Bäcker wegzujagen, wollte mir nicht gefallen.

„Seien Sie ja recht vorsichtig!" sagte sie, und wie immer verwirrte mich der forschende Blick ihrer Augen — er scheint mich noch etwas zu fragen, was ich nicht verstehen kann. Jetzt blieb sie, die Hände auf dem Rücken verschränkt, vor mir stehen.

„Weshalb sind Sie eigentlich immer so finster?"

„Meine Großmutter ist unlängst gestorben."

Das schien sie komisch zu finden. Sie lächelte und fragte mich:

„Haben Sie die sehr liebgehabt?"

„Ja. — Weiter wollen Sie nichts?"

„Nein."

Ich ging und schrieb in der Nacht ein Gedicht nieder, in dem, wie ich mich entsinne, der Vers sich mehrfach wiederholte:

„Sie sind nicht, was Sie scheinen wollen..."

Es wurde nun bestimmt, die Studenten sollten so selten wie möglich in die Bäckerei kommen. Dadurch wurde mir fast jede Möglichkeit genommen, mich über unverständliche Stellen in den Büchern, die ich gerade las, belehren zu lassen. Ich schrieb deshalb die Fragen, die mich beschäftigten, in ein besonderes Heft. Eines Tages aber schlief ich vor Müdigkeit über diesem Heft ein, und der Bäcker las meine Aufzeichnungen. Er weckte mich und fragte:

„Was schreibst du dir da eigentlich auf? ‚Weshalb hat Garibaldi den König nicht vertrieben?' Was heißt: ‚Garibaldi?' Und dann — darf man denn Könige ‚vertreiben'?"

Er schleuderte mein Heft zornig auf eine Mehlkiste, kletterte auf den Wasserkasten und brummte noch:

„Nu, sieh mal einer an! Könige will er vertreiben? Lächerlich! Laß lieber die Flausen! Das kommt alles vom vielen Lesen! Es ist jetzt vielleicht fünf Jahre her, da haben in Saratow die Gendarmen solche lesewütigen Kerle eingefangen wie Mäuse. Ja! Der Nikiforytsch hat ohnehin schon ein Auge auf dich! Könige vertreiben, als wenn's Spatzen wären! Laß das lieber!"

Seine Worte waren eigentlich gut gemeint. Aber ich durfte ihm nicht so antworten, wie ich es gern getan hätte. Es war mir untersagt, mit dem Bäcker über „gefährliche Dinge" zu reden.

In der Stadt ging damals irgendeine neue verbotene Schrift von Hand zu Hand. Man las sie und diskutierte darüber. Ich bat den Tierarzt Lawrow,

mir das Heftchen zu verschaffen; aber er machte mir nicht erst Hoffnung darauf:

„Ach nein, Verehrtester, das wird wohl schwer gehen! Übrigens, ich glaube, in diesen Tagen soll das Ding irgendwo vorgelesen werden. Vielleicht nehme ich Sie dann mit ...“

Um Mitternacht vor Mariä Himmelfahrt wandere ich über das Arsker Feld; ich folge in der Finsternis der Gestalt Lawrows, der in einiger Entfernung voranschreitet. Das Feld liegt einsam und öde da; trotzdem beobachte ich äußerste Vorsicht. Lawrow hatte es mir dringend eingeschärft. Ich pfeife und trällere also vor mich hin und markiere einen „angesäuselten Handwerksgesellen“. Über mir ziehen träge schwarze Wolkenfetzen dahin; wie ein goldener Ball rollt mitten unter ihnen der Mond; Schatten liegen auf der Erde, die Pfützen blinken wie Silber und Stahl. Weit hinter mir dröhnt grimmig die Stadt.

Mein Führer macht bei einem Gartenzaun hinter der Geistlichen Akademie halt; ich hole ihn eilig ein. Stumm klettern wir über den Zaun und durchschreiten einen verwilderten Garten; wir streifen die Zweige der Bäume, große Wassertropfen fallen auf uns nieder. Dann bleiben wir an einer Hauswand stehen und pochen leise an den Laden eines fest verschlossenen Fensters. Das Fenster wird von einem bärtigen Mann geöffnet, hinter dem ich nur Finsternis sehe und keinen Laut höre.

„Wer ist da?“

„Von Jakow ...“

„Kommt ’rein!“

In der Finsternis spürt man doch die Anwesenheit von Menschen, man hört das Rascheln von Kleidern und Füßen, leises Husten, Flüstern. Ein Zündholz flammt auf und beleuchtet mein Gesicht. An den Wänden, auf dem Fußboden sehe ich ein paar dunkle Gestalten.

„Sind alle da?“

„Ja.“

„Verhängt die Fenster, damit man durch die Ritzen der Läden kein Licht sieht.“

Eine ärgerliche Stimme fragt laut:

„Wer war denn so schlau, uns in einem unbewohnten Hause zu versammeln?“

„Ruhe!“

In einer Ecke wurde eine kleine Lampe angezündet. Der Raum war ganz leer, unmöbliert. Nur zwei Kisten standen da; über diese Kisten hatte man ein Brett gelegt, und auf dem Brett saßen, wie Dohlen auf einem Zaun, fünf Menschen. Auf einer auf die Schmalseite gestellten Kiste stand eine Lampe. Längs der Wand, auf dem Fußboden, saßen noch drei Menschen, noch einer saß auf dem Fensterbrett — ein auffallend dünner, bleicher junger Mensch mit langem Haar. Außer ihm und dem Bärtigen kannte ich alle Anwesenden. Der Bärtige teilte in tiefem Baß mit, er werde jetzt die Schrift „Unsere Meinungsverschiedenheiten“ von Georgi Plechanow, einem ehemaligen „Narodowolez“[1], vorlesen.

In der Finsternis, auf dem Fußboden, brummt jemand:

„Wissen wir schon.“

Ich fühle mich von dem Geheimnisvollen der Situation angenehm erregt; die Poesie des Geheimnisvollen ist die höchste Poesie, die es gibt. Ich komme mir vor wie der Gläubige beim Frühgottesdienst in der Kirche und muß an die Katakomben der ersten Christen denken. Die dumpfe Baßstimme erfüllt den Raum, die einzelnen Worte klar und deutlich aussprechend.

„Dum—mes Zeug“, brummt wieder jemand aus der Ecke.

Dort in der Finsternis funkelt geheimnisvoll und matt etwas Metallisches, das mich an den Helm eines Kriegers denken läßt. Ich vermute, daß es eine Ofenklappe ist.

Im Zimmer summen gedämpfte Stimmen, sie ballen sich zu einem dunkeln Knäuel heißer Worte, man kann nicht verstehen, was jeder einzelne sagt. Vom Fensterbrett her, über meinem Kopf, fragt jemand laut und spöttisch:

„Wollen wir nun also lesen oder nicht?“

Das spricht der langhaarige blasse Jüngling. Alles verstummt, man hört nur noch den Baß des Vorlesenden. Zündhölzer flammen auf, Zigaretten glühen rötlich und beleuchten versonnen dasitzende Menschen, zugekniffene oder weitgeöffnete Augen.

Die Vorlesung währt ermüdend lange. Ich bin schon matt vom Zuhören, obwohl mir die scharfen, treffsicheren Worte gefallen, die sich so leicht und schlicht zu überzeugenden Gedanken fügen.

Die Stimme des Vorlesers bricht plötzlich unerwartet ab — und schon erfüllen Ausrufe der Empörung den Raum:

„Ein Renegat ist er!“

„Tönendes Erz ...“

„Er spuckt mitten hinein in das Blut, das unsere Helden vergossen haben.“

„Und das, nachdem Generalow, Uljanow[2] durch Henkershand umgekommen sind ...“

Und wieder tönt die Stimme des Jünglings vom Fensterbrett her:

„Meine Herren, könnten Sie nicht Ihre Schimpfreden durch ernsthafte, grundsätzliche Entgegnungen ersetzen?“

Ich mag Zänkereien nicht, kann sie nicht ausstehen; es fällt mir schwer, den launischen Sprüngen erreg-

---

[1] Mitglieder des Geheimbundes „Narodnaja Wolja“ („Volkswille“) der Narodniki, wählten den individuellen Terror als Kampfmittel gegen den Zarismus. *(Anm. d. Red.)*

[2] Älterer Bruder von W. Lenin, 1887 nach dem mißglückten Attentat auf Alexander III. hingerichtet. *(Anm. d. Red.)*

ten Denkens zu folgen, und immer ärgert mich die krankhafte Empfindlichkeit der Streitenden.

Der Jüngling beugte sich vom Fensterbrett herab und fragte mich:

„Sind Sie nicht Peschkow, der Bäcker? Ich heiße Fedossejew. Wir sollten Bekanntschaft machen! Eigentlich ist hier doch nichts los, der Skandal wird noch lange dauern, und es kommt sicher nur wenig heraus dabei. Kommen Sie lieber mit!"

Von Fedossejew hatte ich schon gehört: es hieß, er hätte mehrere junge Leute zu einem Zirkel vereint, wo man eifrig lernte, und mir gefiel sein blasses, nervöses Gesicht mit den tiefliegenden Augen.

Als wir dann zusammen über das Feld schritten, fragte er mich, ob ich unter den Arbeitern Bekannte hätte, was ich läse, ob ich über viel freie Zeit verfügte. Er sagte unter anderem:

„Ich habe da allerhand über Ihre Bäckerei gehört. Seltsam, daß Sie sich mit solchen Dummheiten abgeben. Was haben Sie denn davon?"

Ich hatte seit einiger Zeit schon selbst das Gefühl, daß ich nichts davon hatte. Das sagte ich ihm auch. Er freute sich über meine Worte, drückte mir kräftig die Hand und teilte mir, freundlich lächelnd, mit, er verreise am nächsten Tage auf etwa drei Wochen, würde mir aber nach seiner Rückkehr Nachricht geben, wie und wo wir uns treffen könnten.

Die Geschäfte in der Bäckerei gingen ausgezeichnet — mir persönlich aber ging es immer schlechter. Wir waren umgezogen, und die Zahl meiner Obliegenheiten wurde immer größer. Ich mußte in der Backstube arbeiten, mußte Semmeln austragen — in Privathäuser, in die Akademie und in das Adlige-Töchter-Stift. Die jungen Damen suchten sich aus meinem Korb ihre Milchbrote aus und steckten mir Briefchen zu; nicht selten las ich zu meinem Staunen auf hübschem Briefpapier, in halbkindlicher Handschrift abscheulich zynische Worte. Ich hatte ein seltsames Gefühl, wenn die sauber gekleideten, helläugigen jungen Mädchen in lustiger Schar meinen Korb umringten und unter neckischen Grimassen mit ihren kleinen rosigen Pfoten in meinen Semmeln kramten. Ich schaute sie dann an und mühte mich, zu erraten, welche von ihnen mir wohl diese schamlosen Briefe schrieben — vielleicht ohne den gemeinen Sinn ihrer Worte überhaupt richtig zu verstehen. Und an die schmutzigen „Freudenhäuser" zurückdenkend, fragte ich mich:

„Reicht etwa aus diesen Häusern ein ‚unsichtbarer Faden' bis hierher?"

Eines der jungen Mädchen, eine üppige Brünette mit starkem Zopf, hielt mich einmal auf dem Korridor an und sagte hastig und leise:

„Ich schenke dir zehn Kopeken, wenn du diesen Brief an den Adressaten besorgst."

Ihre freundlichen dunkeln Augen füllten sich mit Tränen, sie blickte mich an und biß sich dabei fest auf die Lippen, während dunkles Rot ihre Wangen und Ohren übergoß. Die zehn Kopeken wies ich edelmütig zurück; den Brief aber nahm ich mit und überbrachte ihn dem Sohn eines Mitglieds des Kassationshofes, einem langen Studenten mit hektisch roten Wangen. Er bot mir einen halben Rubel an und zählte stumm und nachdenklich die Kupfermünzen hin. Als ich erklärte, ich wolle es nicht haben, schob er sein Kupfergeld wieder in die Hosentasche, griff aber versehentlich daneben, und alles fiel auf den Fußboden.

Er sah ganz verdutzt zu, wie seine Fünfer und Dreier nach allen Seiten fortrollten, und rieb sich so heftig die Hände, daß es in den Gelenken knackte. Dann murmelte er, schwer seufzend:

„Was soll ich da tun? Nun, leb wohl! Ich muß überlegen ..."

Ich weiß nicht, was bei dem Überlegen herausgekommen ist; aber das kleine Fräulein tat mir sehr leid. Sie verschwand bald aus dem Stift. Etwa fünfzehn Jahre später sah ich sie in der Krim als Schullehrerin wieder. Sie litt an Tuberkulose und sprach von allem in der Welt mit der schonungslosen Erbitterung eines Menschen, dem das Leben schwer mitgespielt hat.

Wenn ich meine Semmeln ausgetragen hatte, legte ich mich schlafen. Abends arbeitete ich in der Backstube, um gegen Mitternacht Butterteig in den Laden zu liefern; unser Laden lag neben dem Stadttheater, und nach Schluß der Vorstellung kamen die Besucher gern zu uns, warme Pasteten essen. Dann ging ich Teig kneten für Wiegebrot und Semmeln. Und fünfzehn bis zwanzig Pud so mit den Händen durchzukneten, das ist kein Kinderspiel!

Darauf schlief ich nochmals zwei, drei Stunden und mußte dann wieder Semmeln austragen.

Und so ging es Tag für Tag!

Aber mich beherrschte ein unwiderstehlicher Drang, das „Vernünftige, Gute und Ewige" unter die Menschen zu tragen. Ich war sehr mitteilsam und verstand lebendig zu erzählen. Immer war meine Phantasie von allem Erlebten und Gelesenen angeregt. Ich brauchte nicht viel, um aus einem alltäglichen Geschehnis eine spannende Geschichte zu machen, durch die sich immer der bewußte „unsichtbare Faden" hindurchschlängelte. Ich hatte Bekannte unter den Arbeitern der Fabriken von Krestownikow und Alafusow. Besonders nahe hatte sich mir der alte Weber Nikita Rubzow angeschlossen, ein Mann, der fast in allen Webereien Rußlands gearbeitet hatte, ein unruhiger Geist, aber ein kluger Kopf.

„Siebenundfünfzig Jahre wandle ich jetzt schon auf Erden, mein lieber Lexej Maximytsch, du junger Kienapfel, du neugezimmertes Webschiffchen du", sagte er mit gedämpfter Stimme, und seine kranken, grauen Augen lächelten unter den dunkeln Brillengläsern hervor, die er selber in Kupferdraht gefaßt hatte, der auf dem Nasenbein und hinter den Ohren Grünspanflecken zurückließ. Die Weber nannten ihn

immer „der Deutsche", weil er Kinn und Backen rasierte und nur den harten Schnurrbart und ein dichtes Büschel grauer Haare am Kinn stehen ließ. Er war mittelgroß, breitschultrig und immer von schwermütiger Heiterkeit erfüllt.

„Ich gehe gern in den Zirkus", sagte er einmal, seinen kahlen, knorrigen Schädel auf die linke Schulter neigend. „Wie man doch Pferde und anderes Viehzeug abrichten kann, was? Das macht Spaß? Da bekomme ich wirklich Achtung vor solchen Tieren und denke mir im stillen: na, dann müßte man doch eigentlich die Menschen auch darauf abrichten können, daß sie ihren Verstand gebrauchen. So ein Tier kriegen diese Zirkusleute mit einem Stück Zucker 'rum — na ja, wir können uns natürlich den Zucker einfach beim Kaufmann holen. Wir brauchen aber auch noch Zucker für die Seele, und das wäre: liebevolle Behandlung! Also, mein Junge — mit Liebe muß man es versuchen, und nicht, wie das bei uns so üblich ist, mit dem Knüppel. Stimmt's?"

Er selbst behandelte die Menschen durchaus nicht liebevoll, er sprach mit ihnen immer verächtlich und höhnisch, und gab's Streit, so erwiderte er nur mit einsilbigen Ausrufen, die immer darauf abzielten, den Gegner möglichst zu kränken. Ich hatte ihn in einer Schenke kennengelernt. Man wollte ihn gerade verprügeln und hatte ihm bereits ein paar derbe Schläge versetzt; da trat ich für ihn ein und brachte ihn fort.

„Hat man Sie sehr schlimm gehauen?" fragte ich, als ich mit ihm im herbstlichen Sprühregen durch die Finsternis dahinschritt.

„Nun — das nenne ich doch gar nicht hauen!" sagte er gleichmütig. „Sag mal, warum sagst du eigentlich ‚Sie' zu mir?"

Damit fing unsere Bekanntschaft an. Anfangs verspottete er mich immer mit Witz und Geschick; als ich ihm aber erzählt hatte, welche Rolle der „unsichtbare Faden" in unserem Leben spielte, rief er nachdenklich:

„Du bist gar nicht auf den Kopf gefallen — nein! Sieh mal an..." Seitdem behandelte er mich mit väterlichem Wohlwollen, ja sogar achtungsvoll.

„Deine Gedanken, bester Lexej Maximytsch, du lieber Kerl, die sind schon richtig! Bloß — niemand wird dir glauben, weil das niemand Vorteil bringt."

„Glauben S i e mir denn?"

„Ich bin ein obdachloser, kurzschwänziger Köter — aber das Volk besteht aus Kettenhunden, die alle eine Menge Kletten am Schwanz hängen haben: Frauen und Kinder und sonst noch allerhand Krimskrams... Und jeder Köter ist in seine Hütte vernarrt. Sie werden dir nicht glauben. Bei uns, in der Morosowschen Fabrik, war auch mal großer Krawall. Wer vorangeht, den haut man über den Kopf; aber der Kopf ist was anderes als der Arsch und tut länger weh..."

Er begann anders zu reden, als er den Schlosser Jakow Schaposchnikow kennengelernt hatte, einen Arbeiter der Krestownikowschen Fabrik. Der schwindsüchtige Jakow, ein leidenschaftlicher Gitarrespieler und Bibelleser, überraschte ihn durch sein erbittertes Leugnen des Daseins Gottes. Nach allen Seiten blutige Fetzen seiner zerstörten Lungen speiend, führte Jakow überzeugt und leidenschaftlich aus:

„Zum ersten: ich bin durchaus nicht als ‚Ebenbild Gottes' und ‚Gott zum Bilde' geschaffen — ich weiß nichts, kann nichts und bin außerdem kein guter Mensch —, nein, ich bin kein guter Mensch! Dann, zum zweiten: Gott weiß nicht, wie schwer ich es habe, oder er weiß es und vermag nicht, mir zu helfen, oder er kann helfen — ja er kann es! — und will es nicht. Zum dritten: Gott ist nicht allwissend, nicht allmächtig, nicht gütig, sondern er ist einfach gar nicht da! Das ist alles nur Lüge, alles ist Lüge, das ganze Leben ist nur eine Lüge, aber ich lasse mich nicht betrügen."

Rubzow war so erstaunt, daß er zunächst stumm blieb; dann wurde er ganz grau vor Wut und fing an, wüst zu schimpfen; doch Jakow entwaffnete ihn mit der feierlichen Sprache seiner Bibelzitate und nötigte ihn, zu schweigen und sich grübelnd in sich selbst zurückzuziehen.

Beim Sprechen wirkte Schaposchnikow beinahe furchterregend. Er hatte ein bräunliches, feines Gesicht, krause schwarze Haare wie ein Zigeuner, zwischen den bläulichen Lippen funkelten Wolfszähne. Seine dunkeln Augen waren starr geradeaus auf das Gesicht des Gegners gerichtet, und es war kein leichtes, diesen schweren, drückenden Blick auszuhalten — er erinnerte mich an die Augen jenes an Größenwahn erkrankten Irren.

Als Rubzow mit mir zusammen von Jakow heimkehrte, sagte er finster:

„Gegen Gott habe ich noch keinen Menschen auftreten sehen. So etwas habe ich noch nie in meinem Leben gehört. Alles mögliche habe ich gehört, aber so etwas noch nie. Nun ja, natürlich, diesem Menschen ist kein langes Leben beschieden auf Erden. Gewiß, der kann einem leid tun. Er ist eben weißglühend vor Erbitterung... Sehr sonderbar ist das, Bester, sehr sonderbar!"

Er schloß rasch Freundschaft mit Jakow und kam förmlich ins Sieden, war ständig aufgeregt und rieb sich immerzu mit den Fingern die kranken Augen.

„Ja, ja", sagte er schmunzelnd. „Also — Gott soll nun den Abschied bekommen? Hm... Was den Zaren anbetrifft, mein Kerlchen, so habe ich darüber meine eigenen Gedanken: m i c h stört der Zar nicht. Nicht am Zaren liegt es, sondern an unsern Arbeitgebern. Ich finde mich mit jedem beliebigen Zaren ab, meinethalben auch mit Iwan dem Schrecklichen: Sitz du nur ruhig, regiere, wenn es dir Spaß macht, aber verhilf mir zu meinem Recht gegen meine Arbeitgeber. Das ist es! Tust du das, so will ich dich mit goldenen Ketten an deinen Thron schmieden, beten will ich zu dir..."

Nachdem er „König Hunger“ gelesen hatte, sagte er:

„Das stimmt alles.“

Als er zum erstenmal eine lithographierte Broschüre sah, fragte er mich:

„Wer hat das eigentlich geschrieben? Schön deutlich schreibt der Mann. Sage ihm auch von mir Dank!“

Rubzow war von unersättlicher Wißbegier. Mit gespanntester Aufmerksamkeit hörte er Schaposchnikows unerhörte Gotteslästerungen an, stundenlang lauschte er meinen Erzählungen von dem, was ich unterdes gelesen, lachte fröhlich, den Kopf zurückwerfend und den Hals herausdrückend, und wiederholte voller Entzücken:

„Ein feines Ding ist's doch um den menschlichen Verstand, oh, ein feines Ding!“

Er selbst konnte nur mit Mühe lesen, seine kranken Augen machten es ihm schwer, aber er wußte doch vieles und setzte mich häufig durch sein Wissen in Erstaunen.

„Die Deutschen haben da einen Zimmermann von ganz ungewöhnlichem Verstand. Den lädt sogar der König ein, um seinen Rat zu hören.“

Durch meine Fragen brachte ich heraus, daß er Bebel meinte.

„Woher wissen Sie denn das?“

„Ich weiß es eben“, antwortete er und kratzte sich mit dem kleinen Finger den beuligen Schädel.

Schaposchnikow hatte nichts übrig für die schwere Wirrnis des Lebens, sein ganzes Sinnen und Trachten war auf die Vernichtung Gottes und die Verhöhnung der Geistlichkeit gerichtet. Denn ganz besonders haßte er die Mönche.

Einmal fragte ihn Rubzow bedächtig:

„Weshalb krakeelst du eigentlich immer nur gegen Gott, Jakow?“

Der heulte noch erboster los:

„Warum soll ich denn nicht, he? An die zwanzig Jahre lang habe ich an Gott geglaubt und in Gottesfurcht gelebt. Geduldet habe ich. Sich auflehnen, das gab es nicht, alles ist von oben so bestimmt. Wie gefesselt habe ich gelebt. Dann las ich mich in die Bibel hinein und sah, daß das alles Schwindel ist. Schwindel ist's, Nikita!“

Und er fuhr mit der Hand durch die Luft, als wolle er den „unsichtbaren Faden“ zerreißen, und weinte beinahe dabei.

„Du siehst ja — deshalb muß ich ja auch vor der Zeit sterben!“

Ich hatte noch ein paar merkwürdige Bekannte. Häufig lief ich in die Backstube von Semjonow zu meinen alten Genossen, die mich immer mit Hallo empfingen und mir gern zuhörten. Aber Rubzow wohnte in der Admiralitätsvorstadt, Schaposchnikow im Tatarenviertel, weit draußen, fast fünf Werst von Rubzow entfernt, und ich sah sie nur selten. Zu mir konnte aber kein Besuch kommen, ich hatte keinen Raum, um Gäste zu empfangen; außerdem hatte der neue Bäcker, ein ausgedienter Soldat, Bekannte unter den Gendarmen; der Hinterhof des Gendarmeriegebäudes stieß an unsern Hof, und die schmukken „blauen Uniformen“ pflegten über den Zaun zu uns herüberzuklettern, um Semmeln für den Obersten und Brot für sich selbst zu holen. Man hatte mir auch geraten, nicht viel auszugehen, um in der Bäkkerei nicht unnötiges Aufsehen zu erregen.

Allmählich sah ich ein, daß meine Arbeit jeden Sinn verloren hatte. Es geschah immer häufiger, daß die Beteiligten, ohne mit der Geschäftslage zu rechnen, das Geld aus der Kasse so reichlich entnahmen, daß hinterher das Mehl nicht bezahlt werden konnte. Derenkow zupfte seinen Bart und lächelte trübe:

„Wir werden noch Bankrott machen.“

Ihm ging es auch schlecht: die rothaarige Nastja hatte einen dicken Bauch, fauchte böse wie eine Katze und heftete ihren grünen, beleidigenden Blick auf alles und jeden.

Sie ging auf Andrej los, als sähe sie ihn nicht; er machte ihr mit schuldbewußtem Lächeln Platz und seufzte.

Manchmal beklagte er sich mir gegenüber:

„Alles ist so ohne rechten Ernst. Alles nehmen sie, alles ganz ohne Sinn und Verstand. Da habe ich mir ein halbes Dutzend Socken gekauft — gleich waren sie weg.“

Die Sache mit den Socken war ja lächerlich; aber ich lachte durchaus nicht, da ich sah, wie sich der bescheidene, selbstlose Mann quälte, im hartnäckigen Bemühen, eine nützliche Sache in Gang zu bringen, und wie leichtsinnig und sorglos sich seine ganze Umgebung dieser Sache gegenüber verhielt, sie dadurch zugrunde richtend. Derenkow rechnete nicht auf die Dankbarkeit der Menschen, denen er diente; aber er durfte doch Anspruch auf ein rücksichtsvolleres, freundschaftliches Verhalten ihm gegenüber erheben. Und das ward ihm nicht zuteil. Seine Familie zerfiel sehr rasch. Der Vater erkrankte an einer Art religiösen Wahnsinns; der jüngere Bruder fing an zu trinken und sich mit Mädchen herumzutreiben; die Schwester benahm sich, als gehöre sie gar nicht mehr zur Familie, und hatte anscheinend eine freudlose Liebschaft mit dem rothaarigen Studenten — denn ich beobachtete häufig, daß ihre Augen vom Weinen geschwollen waren, und ich begann den Studenten zu hassen.

Mir kam es vor, ich sei in Marja Derenkowa verliebt. Außerdem war ich in die Verkäuferin unseres Ladens verschossen. Sie hieß Nadeshda Schtscherbatowa — ein strammes, rotbäckiges Mädchen, um dessen purpurrote Lippen beständig ein freundliches Lächeln spielte. Ich war eben überhaupt verliebt ... Meine Jahre, mein Charakter und die Wirrnis meines Lebens verlangten Beziehungen zu einer Frau, und das war keinesfalls verfrüht, eher schon etwas spät. Ich brauchte weibliche Zärtlichkeit oder wenigstens die freundschaftliche Anteilnahme einer Frau

für mich; ich mußte offen über mich selber sprechen können, um mich in dem Wirrwarr unzusammenhängender Gedanken, dem Chaos der Eindrücke zurechtzufinden.

Freunde hatte ich nicht. Alle die Leute, denen ich nur als ein „noch zu bearbeitendes Rohmaterial" galt, riefen keine Sympathie in mir wach und regten mich nicht zu offener Aussprache an. Wenn ich einmal anfing, mit ihnen über etwas zu sprechen, was nicht in ihren Kram paßte, gaben sie mir den Rat:

„Lassen Sie das lieber!" ...

Guri Pletnjow wurde verhaftet und nach Petersburg gebracht, ins „Kresty"-Gefängnis. Der erste, der mir davon erzählte, war Nikiforytsch, als er mich einmal frühmorgens auf der Straße traf. Nachdenklich und feierlich schritt er auf mich zu, mit allen Medaillen klimpernd, als käme er von der Parade; er führte die Hand an die Mütze und ging stumm an mir vorbei, blieb dann aber gleich stehen und rief verärgert hinter mir her:

„Heute nacht ist Guri Alexandrowitsch verhaftet worden."

Dann machte er eine bedauernde Geste, blickte um sich und setzte leiser hinzu:

„Mit dem Jungen ist's aus..."

Es kam mir vor, als blinkten Tränen in seinen listigen Augen.

Ich wußte, daß Pletnjow mit seiner Verhaftung rechnete; er hatte mich schon darauf vorbereitet und mir und auch Rubzow, mit dem er sich ebenso angefreundet hatte wie ich, geraten, ihn zu meiden.

Nikiforytsch blickte zu Boden und fragte verdrießlich:

„Warum besuchst du mich gar nicht mehr?"

Am Abend ging ich zu ihm. Er war eben aus dem Schlaf erwacht, saß auf seinem Bett und trank Kwaß. Seine Frau saß tief gebückt am Fenster und flickte an seinen Hosen.

„Ja, so ist es also", begann der Polizist, kratzte sich die dicht behaarte Brust und blickte mich sinnend an. „Verhaftet ist er. Man hat eine Kasserolle bei ihm gefunden, in der er Druckerschwärze für Flugblätter gegen den Kaiser gekocht hat."

Dann spuckte er auf den Fußboden und schrie seine Frau zornig an:

„Gib die Hosen her!"

„Gleich", antwortete sie, ohne aufzusehen.

„Er tut ihr leid. Sie heult", sagte der Alte und blinkerte zu seiner Frau hinüber. „Mir tut er auch leid. Aber — wie kann auch bloß ein Student etwas gegen den Kaiser im Schilde führen?"

Dann ging er daran, sich anzuziehen, und sagte:

„Ich muß noch für einen Augenblick fort... Stell den Samowar auf, du..."

Die Frau sah regungslos zum Fenster hinaus — als er aber die Tür hinter sich zugeklinkt hatte, wandte sie sich um, drohte mit der fest geballten Faust nach der Tür und zischte voll Wut durch die gebleckten Zähne:

„Hu, du altes Aas!"

Ihr großes Gesicht war vom Weinen geschwollen, das linke Auge war von einer großen Beule fast verdeckt. Sie sprang auf, ging zum Ofen, beugte sich über den Samowar und zischte:

„Hintergehen werd' ich ihn, so hintergehen, daß er laut heulen soll! Wie ein Wolf soll er heulen! Glaub du ihm nichts, nicht ein einziges Wort glaub ihm! Er möchte dich auch nur hineinlegen. Das ist ja alles Lüge — kein Mensch tut ihm leid. Wie ein Fischer ist er! Er weiß ganz genau Bescheid über euch. Er lebt ja überhaupt davon. Das ist sein einziges Vergnügen, Menschen zu fangen..."

Sie trat ganz dicht an mich heran und sagte mit bettelnder Stimme:

„Sei doch ein bißchen lieb zu mir, ja..."

Mir war die Frau zuwider, aber in ihrem Auge lag so viel bitteres, quälendes Weh, daß ich sie umarmte und ihr sprödes, zerzaustes, fettiges Haar streichelte.

„Wem spioniert er denn jetzt nach?"

„In einem Gasthof auf der Rybnorjadskaja ist er hinter jemand her."

„Weißt du nicht den Namen?"

Lächelnd antwortete sie:

„Warte, das werde ich ihm sagen, daß du mich danach fragst. Da kommt er... Den Gurotschka hat er auch bespitzelt..."

Und sie sprang wieder zum Ofen zurück.

Nikiforytsch brachte eine Flasche Wodka, Eingemachtes und Brot. Wir setzten uns zum Tee. Marina saß neben mir, bot mir ganz freundlich von allem an und schaute mir mit dem heilen Auge ins Gesicht. Ihr Gatte aber sprach in mahnendem Ton:

„Dieser unsichtbare Faden steckt immer im Herzen, in den Knochen drin. Versuch's mal, ihn herauszureißen! Der Zar ist für das Volk soviel wie Gott."

Ganz unerwartet fragte er:

„Du bist doch so belesen in allerhand Büchern; du hast gewiß die Evangelien gelesen? Also nu sag mal, wie meinst du: ist das alles wahr, was da drin steht?"

„Ich weiß nicht."

„Nach meiner Meinung steht auch Unnützes drin. Und nicht zu knapp. Zum Beispiel — über die Armen: ‚Selig sind die Armen.' Wieso sind die eigentlich selig? Ja, manches Überflüssige ist da gesagt. Überhaupt, über die Armen ist dort vieles unverständlich. Man muß eben einen Unterschied machen zwischen Armen und Verarmten. Arm sein heißt schlecht sein. Aber wer verarmt ist, der kann einfach Unglück gehabt haben. So muß man die Sache nehmen. So ist's besser."

„Wieso?"

Er blickte mich forschend an, schwieg ein Weilchen und führte dann — anscheinend waren es wohlerwogene Gedanken — betont und gewichtig aus:

„Von Mitleid wird sehr viel geredet im Evangelium. Mitleid ist aber ein schädliches Ding. So denke ich. Mitleid macht riesige Ausgaben nötig für nutzlose, ja sogar für schädliche Menschen, Armenhäuser, Gefängnisse, Irrenhäuser ... Helfen sollten wir nur starken, gesunden Menschen, damit sie ihre Kräfte nicht unnütz verzetteln. Wir aber helfen den Schwachen! Kann man aber einen schwachen Menschen stark machen? Durch den Unfug werden nur die Starken schwach, und die Schwachen sitzen ihnen auf dem Buckel. Siehst du, damit müßte man sich mal genauer beschäftigen. Vieles muß von Grund aus umgedacht werden. Wir müssen endlich begreifen, daß das Leben längst nicht mehr dem Evangelium entspricht, es ist seinen eigenen Weg gegangen. Du siehst ja: weshalb mußte Pletnjow zugrunde gehen? Nur das Mitleid ist schuld daran. Den Armen geben wir Almosen, aber die Studenten gehen zugrunde. Wo bleibt da die Vernunft? Wie?"

Ich hörte diese Gedankengänge zum erstenmal so scharf formuliert, obwohl sie mir schon früher begegnet waren. Sie sind viel tiefer verankert und weiter verbreitet, als man allgemein glaubt. Als ich etwa sieben Jahre später etwas über Nietzsche las, wurde ich lebhaft an die Philosophie des Kasaner Wachtmanns erinnert. Bei der Gelegenheit möchte ich erwähnen, daß ich höchst selten in Büchern Gedanken gefunden habe, die ich nicht schon vorher hätte äußern hören.

Der alte „Menschenfänger" redete indes immer weiter und schlug auf dem Rand des Teebretts den Takt zu seinen Worten. Sein hageres Gesicht war streng und finster, doch sah er nicht mich an, sondern das spiegelnde Metall des blitzblank geputzten Samowars.

„Es wird Zeit, daß du gehst", mahnte ihn zweimal seine Frau. Doch er antwortete ihr nicht, sondern reihte Wort an Wort auf den Faden seines Gedankens, der ganz plötzlich, ohne daß ich es gemerkt hätte, seinen Lauf änderte.

„Du bist doch kein dummer Bursche, kannst lesen und schreiben. Paßt sich das eigentlich für dich, daß du Bäcker bist? Du könntest doch auf andere Weise dem Staate des Zaren dienen und dabei nicht weniger Geld bekommen."

Ich hörte ihm zu und überlegte unterdes, wie ich die mir unbekannten Leute in der Rybnorjadskaja davon verständigen könnte, daß Nikiforytsch sie bespitzele. Dort lebte in einem Gasthof der vor kurzem aus der Verbannung, aus Jalutorowsk zurückgekehrte Sergej Somow, von dem man mir viel Interessantes erzählt hatte.

„Kluge Menschen müssen alle in einem Haufen zusammenleben, so wie, beispielsweise gesagt, die Bienen in ihrem Stock, oder die Wespen in ihren Nestern. Der Staat des Zaren ..."

„Sieh doch, es ist schon neun Uhr", sagte die Frau.

„Zum Teufel!"

Nikiforytsch erhob sich und knöpfte seine Uniform zu.

„Nun, das macht nichts, ich nehme mir eine Droschke. Leb wohl, Bester. Komm mal wieder vorbei, genier dich nicht!"

Als ich das Wachthäuschen verließ, sagte ich mir ganz bestimmt, daß ich Nikiforytsch nie wieder besuchen würde. Der Alte stieß mich ab, obschon er mich interessierte. Seine Worte über die Schädlichkeit des Mitleids hatten mich sehr erregt, und sie fraßen sich in meinem Hirn fest. Ich fühlte die Wahrheit, die in ihnen lag, aber es ärgerte mich, daß sie von einem Polizisten stammte.

Debatten über dieses Thema waren häufig. Eine darunter erregte mich besonders heftig.

In der Stadt war ein Tolstoianer aufgetaucht — der erste, der mir begegnete —, ein großer, sehniger Mensch mit dunkelm Teint, schwarzem Bocksbart und wulstigen Negerlippen. Er ging gebückt und schaute immer zu Boden; aber manchmal warf er mit einem jähen Ruck den kahlen Kopf hoch und versengte einen mit dem leidenschaftlichen Funkeln seiner dunkeln, feuchten Augen. Etwas wie Haß glühte in seinem scharfen Blick. Die Zusammenkunft fand in der Wohnung eines Professors statt; es waren viele junge Leute anwesend, unter ihnen ein schlanker, eleganter Pope, Magister der Theologie, in schwarzseidenem Talar, von dem sein blasses, hübsches, von einem spöttischen Lächeln der kalten, grauen Augen erleuchtetes Gesicht sich wirkungsvoll abhob.

Der Tolstoianer sprach lange über die Unvergänglichkeit der großen Wahrheiten des Evangeliums. Seine Stimme klang dumpf, er redete in abgehackten Sätzen; aber seine Worte klangen scharf, und man hörte ihm die ehrliche Überzeugung an. Er begleitete jeden Satz mit der nämlichen, gleichsam unterstreichenden Geste seiner stark behaarten Linken, während er die Rechte in der Tasche vergraben hielt.

„So ein Komödiant", flüsterte jemand in der Ecke neben mir.

„Ja, er wirkt sehr theatralisch ..."

Ich hatte kurz vorher ein Buch — ich glaube, es war von Draper — über den Kampf des Katholizismus gegen die Wissenschaft gelesen, und es war mir, als höre ich einen von denen sprechen, die fanatisch an die Erlösung der Welt durch die Macht der Liebe glauben und bereit sind, die Menschen vor lauter Mitleid mit ihnen hinzuschlachten, sie auf Scheiterhaufen zu verbrennen.

Der Tolstoianer trug ein weißes Hemd mit weiten Ärmeln, darüber eine Art alten grauen Kittel,

das ließ ihn noch fremder erscheinen. Am Schluß seiner Predigt fragte er polternd:

„Seid ihr also für Christus oder für Darwin?"

Er schleuderte diese Frage wie einen Stein in die Ecke, wo die jungen Leute dichtgedrängt saßen und von wo aus Jünglinge und Mädchen ihn furchtsam und bewundernd anstarrten. Seine Rede hatte anscheinend auf alle Eindruck gemacht, die Zuhörer schwiegen und hielten die Köpfe gesenkt. Er ließ seinen glühenden Blick über sie hinschweifen und fügte in strengem Ton hinzu:

„Nur Pharisäer können den Versuch machen, diese beiden unvereinbaren Grundsätze zu vereinen, und wenn sie sie vereinen, so betrügen sie sich selber schändlich und stürzen durch ihre Lüge die Menschen ins Verderben."

Da erhob sich der Pope, streifte bedächtig die Ärmel seines Gewandes zurück und begann gewandt, mit giftiger Höflichkeit und spöttisch nachsichtigem Lächeln:

„Sie halten offenbar immer noch an der landläufigen Ansicht von den Pharisäern fest; diese ist aber nicht nur vulgär, sondern auch durchaus irrig..."

Zu meiner größten Verwunderung suchte er nachzuweisen, daß die Pharisäer die echten, ehrlichen Hüter der Überlieferung des jüdischen Volkes waren, und daß das Volk stets mit ihnen zusammen gegen seine Feinde vorging.

„Lesen Sie zum Beispiel den Josephus Flavius ..."

Der Tolstoianer sprang auf und schrie, Josephus Flavius mit einer breiten, vernichtenden Geste erledigend:

„Die Völker gehen auch heute noch mit ihren Feinden gegen ihre Freunde vor; das tun sie aber nicht aus freien Stücken, sondern weil sie dazu getrieben und mit Gewalt dazu gezwungen werden. Was liegt mir an Ihrem Flavius?"

Der Pope und andere Redner zerpflückten das Grundthema des Streites in winzige Fetzen, bis es ganz verschwand, sich verflüchtigte...

„Liebe ist Wahrheit", rief der Tolstoianer, und seine Augen funkelten vor Haß und Verachtung.

Ich fühlte mich berauscht von all den Worten, ohne daß ich ihren Sinn hätte erfassen können; die Erde unter mir schwankte in diesem Redestrudel, und häufig dachte ich voller Verzweiflung, es gäbe wohl auf der ganzen Welt keinen dümmeren, unbegabteren Menschen als mich.

Der Tolstoianer wischte den Schweiß von seinem puterroten Gesicht und schrie wütend:

„Werft lieber das Evangelium fort, vergeßt es, damit ihr nicht lügen müßt. Kreuzigt Jesu zum zweitenmal — das wird ehrlicher sein!"

Ich sah mich wie vor eine Mauer vor die Frage gestellt: Wie ist das nun? Wenn das Leben ein unablässiger Kampf um das Glück auf Erden ist — so können Mitleid und Liebe dem Erfolg dieses Kampfes doch nur hinderlich sein?

Ich erkundigte mich nach dem Namen des Tolstoianers: er hieß Klopski; ich erkundete auch, wo er wohnte, und suchte ihn am nächsten Abend auf. Er wohnte bei zwei ledigen Gutsbesitzerinnen, mit denen er gerade im Garten im Schatten einer riesigen alten Linde bei Tisch saß. Er trug weiße Beinkleider und ein weißes Hemd, das über der dunkeln behaarten Brust offen stand. Lang, ungelenk und dürr, entsprach er genau meiner Vorstellung von einem obdachlosen Apostel, einem Wahrheitskünder.

Er nahm mit einem silbernen Löffel Himbeeren und Sahne von seinem Teller, schluckte sie voller Behagen hinunter, schmatzte mit den dicken Lippen und blies nach jedem Schluck die weißen Tröpfchen von seinem spärlichen Katerschnurrbart. Die eine der beiden Damen bediente ihn, sie stand neben dem Tisch, die andere lehnte, die Hände auf der Brust gefaltet, an dem Stamm der Linde und schaute träumerisch zum staubigen, heißen Himmel empor. Beide trugen sie leichte, fliederfarbene Kleider und waren kaum voneinander zu unterscheiden.

Er sprach mit mir freundlich und bereitwillig von der schöpferischen Kraft der Liebe, davon, daß jeder danach trachten müsse, in seiner eigenen Seele dieses Gefühl zu entwickeln, das allein fähig sei, „den Menschen mit dem Weltgeist zu verbinden" — mit der Liebe, die überall im Leben verstreut ist.

„Nur dadurch kann man den Menschen binden! Ohne Liebe kann man das Leben unmöglich begreifen. Diejenigen aber, die da sagen: der Kampf ist das Gesetz des Lebens, die sind seelenblind und dem Untergang geweiht. Feuer ist nicht durch Feuer zu besiegen, und ebenso läßt sich auch das Übel nicht durch die Macht des Übels besiegen!"

Als aber die Damen, sich umschlungen haltend, durch den Garten ins Haus gingen, sah der Tolstoianer ihnen mit zugekniffenen Augen nach und fragte mich:

„Wer bist du denn?"

Er hörte mich an und begann darauf, mit den Fingern auf dem Tisch trommelnd, davon zu sprechen, daß der Mensch überall Mensch bleibe, daß man nicht danach streben müsse, seine Stellung im Leben zu ändern, sondern danach, seinen Geist in der Liebe zu den Menschen zu erziehen.

„Je tiefer der Mensch steht, desto näher steht er der echten Lebenswahrheit, der heiligen Weisheit des Lebens."

Ich hatte meine Zweifel an seiner Kenntnis dieser „heiligen Weisheit", schwieg jedoch, denn ich fühlte, daß ich ihn langweilte. Er streifte mich mit einem abweisenden Blick, gähnte, verschränkte die Arme im Nacken, streckte die Beine von sich und brummte, müde die Augen schließend, wie im Halbschlaf:

„Die Demut der Liebe... Das Gesetz des Lebens..."

Dann fuhr er auf, fuchtelte mit den Armen, griff in die Luft und starrte mich erschrocken an:

„Wa—as? Ich bin sehr müde. Verzeih!"

Wieder schloß er die Augen und preßte wie vor Schmerz die Zähne zusammen, sie dabei bleckend. Seine Unterlippe sank herab, die Oberlippe ging hoch, die blauschwarzen Haare seines dünnen Schnurrbarts sträubten sich.

Ich entfernte mich mit einem feindseligen Gefühl gegen ihn und mit unklaren Zweifeln an seiner Aufrichtigkeit.

Ein paar Tage später brachte ich am frühen Morgen Semmeln zu einem Dozenten, den ich kannte, einem Junggesellen und großen Säufer, und sah bei der Gelegenheit Klopski wieder. Er hatte wohl die Nacht über nicht geschlafen, sein Gesicht war dunkelrot angelaufen, die Augen gerötet und geschwollen, und es kam mir vor, als sei er betrunken. Der wohlbeleibte Dozent war dermaßen besoffen, daß er in einem fort weinte; er saß im Unterzeug, eine Gitarre in der Hand, auf dem Fußboden, mitten in einem Chaos von Möbeln, Bierflaschen, verstreuten Kleidungsstücken, wiegte sich hin und her und grölte:

„Er... er... erbarmen..."

Klopski schrie laut und zornig:

„Es gibt kein Erbarmen! Entweder wir gehen an der Liebe zugrunde, oder wir werden im Kampf um die Liebe zermalmt. Es kommt auf eins heraus. Wir sind dem Untergang geweiht."

Dann packte er mich an der Schulter, zog mich ins Zimmer hinein und sagte zu dem Dozenten:

„Da, frag den da, was er will. Frag ihn, ob er Liebe zu den Menschen sucht."

Der andere blickte mich tränenden Auges an und lachte:

„Das ist ja der Bäckerjunge. Ich bin ihm Geld schuldig!"

Er schwankte, tastete nach seiner Tasche, nahm einen Schlüssel heraus und hielt ihn mir hin:

„Da, nimm dir alles!"

Doch der Tolstoianer riß ihm den Schlüssel aus der Hand und rief mir mit einer abwehrenden Handbewegung barschen Tones zu:

„Geh nur, du bekommst dein Geld ein andermal."

Und er schmiß die Semmeln, die er mir abgenommen hatte, in die Ecke auf das Sofa.

Er hatte mich nicht erkannt, und das war mir sehr lieb. Ich ging, seine Worte vom Untergang durch die Liebe in meinem Sinn und Abscheu gegen ihn in meinem Herzen.

Bald darauf erzählte man mir, er hätte einer der beiden Damen, bei denen er wohnte, eine Liebeserklärung gemacht, am gleichen Tage aber auch der andern. Die Schwestern vertrauten einander ihre Freude an, die sich natürlich sofort in helle Wut gegen den Verehrer wandelte. Sie befahlen darauf dem Hausknecht, dem Apostel der Liebe mitzuteilen, er solle schleunigst das Haus verlassen. Darauf verschwand er aus der Stadt.

Die Frage nach der Rolle, die Liebe und Mitleid im Leben des Menschen spielen, diese furchtbare und verwickelte Frage war mir schon frühzeitig gekommen, zunächst als ein undeutlicher, wenn auch schmerzlich empfundener Zwiespalt in meiner Seele, dann fest umrissen in den klaren, bestimmten Worten: „Worin liegt die Bedeutung der Liebe?"

Alles, was ich las, war erfüllt von den Ideen des Christentums, der Humanität, von lautem Rufen nach Mitleid mit den Menschen, und davon sprachen auch beredt und feurig die besten Menschen, mit denen ich zu jener Zeit verkehrte.

Alles das aber, was ich unmittelbar beobachtete, war von Mitleid mit den Menschen fast gänzlich entblößt. Das Leben rollte vor mir ab wie eine endlose Kette von Feindschaft und Grausamkeit, wie ein ununterbrochener widerwärtiger Kampf um den Besitz von Nichtigkeiten. Mich persönlich gelüstete es nur nach Büchern — alles übrige war in meinen Augen bedeutungslos.

Es genügte, auf die Straße hinauszugehen, eine Stunde vor dem Haustor zu sitzen, um zu begreifen, daß alle diese Kutscher, Hausknechte, Arbeiter, Beamten, Kaufleute nicht so lebten wie ich und die Menschen, die ich gern hatte — nicht das gleiche wollten wie wir, nicht dem gleichen Ziel zustrebten. Diejenigen aber, die ich hochschätzte, denen ich glaubte, waren seltsam vereinsamt, fremd und überflüssig inmitten der großen Masse der in schmutziger, beschwerlicher Ameisenarbeit den Bau des Lebens türmenden Menschen, deren Leben mir aber durchweg dumm und zum Sterben langweilig vorkam. Und nur zu oft sah ich, daß die Menschen zwar in Worten mitleidig und liebevoll waren, sich in Wirklichkeit aber, und ihnen selber unbewußt, der allgemeinüblichen Lebensordnung einfügten.

Mir war sehr schwer ums Herz.

Einmal sagte der Tierarzt Lawrow, der ganz gelb aussah und den die Wassersucht plagte, schwer keuchend:

„Man muß die Grausamkeit so weit treiben, daß alle Menschen ihrer überdrüssig werden, daß sie allen und jedem zuwider wird — ebenso wie dieser verdammte Herbst hier!"

Der Herbst war sehr früh gekommen, kalt und regnerisch, hatte viele Krankheiten und viele Selbstmorde mit sich gebracht. Auch Lawrow machte schließlich seinen Leiden selber ein Ende; er vergiftete sich mit Zyankali, um nicht erst abwarten zu müssen, bis er an der Wassersucht ersticken würde.

„Er hat das Vieh kuriert und ist selber wie ein Vieh verreckt!" Das waren die Geleitworte, die dem Toten sein Hauswirt gab, der Schneider Mednikow, ein dürrer, frommer Mensch, der alle Gebete an die

Mutter Gottes auswendig wußte. Er züchtigte seine Kinder, ein Mädchen von sieben Jahren und einen elfjährigen Jungen, der das Gymnasium besuchte, mit einer dreiknotigen Lederpeitsche; seine Frau aber schlug er mit einem Bambusrohr auf die Waden und beklagte sich:

„Der Friedensrichter hat mich verurteilt, weil ich dieses treffliche System angeblich von den Chinesen übernommen hätte, und ich habe doch nie im Leben einen Chinesen gesehen, außer auf Ladenschildern und Bilderbogen!"

Einer von seinen Gesellen, ein finsterer, krummbeiniger Mensch, mit dem Spitznamen „Dunjas Mann", sagte von seinem Brotherrn:

„Ich hab' Angst vor diesen sanften Menschen, die so fromm sind! Bei einem jähzornigen Menschen weiß man gleich, woran man ist, und man kann sich vor ihm immer in acht nehmen — aber so ein Sanfter schleicht sich unbemerkt heran, wie eine listige Schlange im Gras, und sticht dann plötzlich mitten in eine offene Stelle der Seele hinein... Ich hab' Angst vor den Sanften..."

In den Worten des Gesellen, eines sanften, schlauen Ohrenbläsers, den Mednikow sehr gern hatte, lag viel Wahrheit.

Manchmal kam es mir vor, als ob die Sanften, Baumflechten gleich, das steinerne Herz des Lebens lockerten und es so weicher machten und fähiger, Frucht zu tragen. Noch häufiger aber fürchtete ich mich, wenn ich die große Menge der Sanften, ihre Fähigkeit, sich dem Gemeinen geschickt anzupassen, ihre erstaunliche seelische Wankelmütigkeit und Biegsamkeit, ihr mückenartiges Summen beobachtete, und ich fühlte mich wie ein an den Füßen gekoppeltes Pferd in einem Bremsenschwarm.

Daran dachte ich auch an dem Abend, als ich vom Wachtmann heimging.

Der Wind ächzte, die Lichter der Laternen flakkerten, ich aber hatte das Gefühl, als bebe der dunkelgraue Himmel, der einen staubfeinen Oktoberregen auf die Erde niedersprühen ließ. Eine durchnäßte Dirne zerrte einen Betrunkenen die Straße entlang; sie stützte ihn, stieß ihn vorwärts, er murmelte etwas vor sich hin und schluchzte laut. Die Frau sprach müde und dumpf:

„Das ist eben dein Schicksal..."

„Ja", dachte ich, „auch mich zerrt jemand hin und her und stößt mich in widerwärtige Winkel, zeigt mir Schmutz und Jammer und seltsam bunte Menschen. Ich bin es schon müde..."

Vielleicht in etwas anderen Worten als diese hier — jedenfalls war dieser Gedanke in meinem Hirn aufgeblitzt, und an jenem traurigen Abend empfand ich zum erstenmal seelische Müdigkeit, fressenden Schimmel im Herzen. Von dieser Stunde an wurde mir immer elender zumute, ich sah mich selber gewissermaßen von außen an, mit kaltem Blick, aus fremden, feindseligen Augen.

Ich sah, daß fast in jedem Menschen, plump und wirr, Widersprüche bestehen, und zwar nicht nur zwischen ihren Worten und ihren Taten, sondern auch in ihren Gefühlen, deren launisches Spiel besonders schwer auf mir lastete. Dieses Spiel beobachtete ich auch in mir selbst, und das war noch schlimmer. Mich zog und zerrte es nach allen Seiten hin — zu Frauen und zu Büchern, zu Arbeitern und zu den lustigen Studenten —, aber ich faßte nirgends Fuß, wurde weder hier noch dort heimisch, ich schwirrte wie ein Kreisel hin und her, von irgendeiner unsichtbaren, aber starken Hand mit den scharfen Hieben einer unsichtbaren Peitsche angetrieben.

Als ich erfuhr, daß Jakow Schaposchnikow im Krankenhaus lag, ging ich ihn besuchen. Dort aber sagte mir ein schiefmäuliges, dickes Frauenzimmer mit einer Brille und einem weißen Kopftuch, unter dem die roten, wie gesottenen Ohren herabhingen, mit dürren Worten:

„Der ist gestern gestorben..."

Als sie sah, daß ich keine Anstalten machte zu gehen, sondern stumm vor ihr stehenblieb, wurde sie ärgerlich und schrie mich an:

„Nun? Was wollen Sie noch?"

Da wurde auch ich böse und sagte:

„Sie sind eine ganz dumme Person!"

„Nikolai, schmeiß den Kerl 'raus!"

Nikolai wischte gerade mit einem Lappen an einer Messingstange herum. Er räusperte sich und hieb mir mit der Stange eins über den Rücken. Da packte ich ihn mit beiden Armen, trug ihn auf die Straße hinaus und setzte ihn in eine Wasserlache vor der Tür des Krankenhauses. Er nahm das ganz ruhig hin, blieb ein paar Minuten stumm sitzen, glotzte mich nur mit weit aufgerissenen Augen an, stand auf und sagte: „Ach, du Hund, du!"

Ich ging in die Dershawinanlagen und setzte mich auf eine Bank. Ich fühlte das quälende Verlangen, irgend etwas recht Böses, irgendeine Ausschreitung zu begehen, damit ein Haufen Menschen über mich herfiele, mich dadurch berechtigend, sie alle zu verprügeln. Aber trotz dem Feiertag waren die Anlagen ganz leer, und auch ringsumher war keine Menschenseele zu sehen. Nur der Wind tobte, trieb dürres Laub vor sich her und ließ ein lose herabhängendes Plakat an einem Laternenpfahl rascheln.

Die durchsichtig blaue, kalte Dämmerung in den Anlagen verdichtete sich. Das riesige Bronzestandbild ragte vor mir empor; ich betrachtete es und dachte bei mir: da hat also auf Erden der einsame Mensch Jakow gelebt, hat mit allen Kräften seiner Seele danach getrachtet, Gott zu vernichten, und ist schließlich eines ganz gewöhnlichen Todes gestorben. Ja, eines ganz gewöhnlichen Todes... Das hatte etwas Bedrückendes, etwas Kränkendes an sich.

„Dieser Nikolai ist ein Idiot. Er hätte sich mit mir prügeln müssen oder die Polizei holen und mich auf die Wache schaffen sollen..."

Ich ging zu Rubzow. Der saß in seiner Kammer am Tisch, beim Licht einer Funzel, und flickte an seinem Rock herum.

„Jakow ist tot!"

Der Alte hob die Hand mit der Nadel — offenbar, um sich zu bekreuzigen, doch winkte er nur abwehrend, blieb dabei mit seinem Faden an irgend etwas hängen, und sprach leise ein grobes Schimpfwort vor sich hin.

Dann brummte er los:

„Übrigens — wir müssen ja alle sterben. Das ist nun mal so eine dumme Angewohnheit von uns, ja, Verehrtester! Er ist also gestorben! Und hier hatten wir einen Kupferschmied, den haben sie nun auch von der Liste gestrichen. Diesen Sonntag war's — die Gendarmen haben ihn geholt. Der Guri hat mich mal mit ihm bekannt gemacht. Ein kluger Mensch war das! Er hatte sich ein bißchen mit den Studenten eingelassen. Hast du gehört, daß die Studenten rebellieren? Stimmt das? Du, eigentlich könntest du mir den Rock fertigflicken, ich sehe die Hand nicht mehr vor den Augen..."

Er gab mir sein Gelumpe samt Nadel und Faden, verschränkte die Hände auf dem Rücken und begann hustend und brummend im Zimmer auf und ab zu laufen:

„Bald hier, bald woanders lodert ein Feuer auf, der Teufel bläst es aus, und wieder gibt's nichts als Langeweile. Eine elende Stadt ist das! Ich will weg von hier, solange noch die Dampfer fahren."

Er blieb stehen, kratzte sich den Schädel und fragte:

„Aber wo soll man hin? Ich bin schon überall gewesen. Ja. Überall hab' ich mich schon herumgetrieben und habe mich dabei kaputt gemacht."

Er spuckte aus und sagte noch:

„Ach, ist das ein Leben, dieser verfluchte Dreck! Da hat man nun gelebt, und nichts hat einem das Leben gebracht, der Seele nichts und auch dem Leibe..."

Er brach ab, blieb in der Türecke stehen und schien auf irgend etwas hinzuhorchen. Dann trat er entschlossen auf mich zu und setzte sich auf die Tischkante:

„Ich will dir mal was sagen, mein lieber Lexej Maximytsch. Der Jakow hat ganz umsonst sein großes Herz gegen Gott verschwendet. Denn weder Gott noch der Zar werden besser davon, daß *ich* nichts von ihnen wissen will. Da tut was anderes not: die Menschen müssen auf sich selber böse werden, müssen sich wider ihr eigenes gemeines Leben auflehnen — das ist's! Ach, ich bin alt; für mich ist's zu spät, ich werde ja schon ganz blind. Es steht schlimm mit mir, Bester! Na, bist du fertig? Schönen Dank... Komm mit in die Schenke, Tee trinken..."

Auf dem Wege nach der Schenke stolperte er im Dunkeln, packte mich an den Schultern und murmelte:

„Denk an mein Wort: ewig werden sich die Menschen doch nicht gedulden; eines Tages wird die Wut sie packen, und dann werden sie alles kurz und klein schlagen, zu Staub werden sie den ganzen Krempel machen. Ewig werden sie ja nicht dulden wollen."

In die Schenke kamen wir nicht, denn wir stießen unterwegs auf einen Haufen Matrosen, die ein Bordell belagerten, das von Fabrikarbeitern verteidigt wurde.

„Jeden Feiertag ist hier Keilerei!" sagte Rubzow beifällig, nahm die Brille ab, und da er unter den Verteidigern einige Arbeitsgenossen erkannte, stürzte er sich sofort unter die Kämpfenden, sie ermunternd und aufhetzend.

„Feste, Jungs! Tretet sie tot, die Frösche! Macht die Kröten kalt! Lo—os!"

Es war seltsam und spaßhaft zugleich anzusehen, wieviel Eifer und Gewandtheit der schlaue Alte aufbot, wie flink er sich durch die Reihen der Matrosen hindurchwand, ihre Fausthiebe parierte und sie mit einem Schulterruck umrempelte. Die Leute prügelten sich ohne Erbitterung, lustig, aus purem Übermut, vor Kraftüberschuß. Ein Haufen dunkler Leiber drängte sich ans Tor und preßte die Arbeiter dagegen. Bretter krachten, Kampfgeschrei ertönte:

„Haut den alten Glatzkopf!"

Zwei Mann waren aufs Hausdach geklettert und sangen da oben laut und munter:

„Wir sind nicht Diebe, nicht Gauner, nicht Räuber,
Schiffsvolk sind wir ... Fischer und Treidler..."

Da schrillte die Pfeife eines Polizisten; in der Finsternis blitzten blanke Knöpfe auf. Unter den Füßen schwappte der Schmutz, und vom Dach herab schmetterte es:

„Wir stellen Netze an trocknen Gestaden,
In Krämerhäusern, in Speichern und Laden."

„Halt! Wer am Boden liegt, den schlägt man nicht."

„Nimm deine Kinnbacken in acht, Alter!"

Dann wurden Rubzow, ich und noch etwa fünf Mann, Freunde und Feinde, nach der Wache abgeführt, und in der stillgewordenen Finsternis der Herbstnacht geleitete uns das muntere Lied:

„Ach, wir fingen vierzig Zander,
Hängt sie alle miteinander!"

„Es ist doch ein prächtiges Volk hier an der Wolga!" sagte ganz begeistert Rubzow, sich in einem fort schneuzend und räuspernd. Und er flüsterte mir zu: „Nimm Reißaus! Paß den richtigen Augenblick ab und mach, daß du fortkommst. Was hast du da auf der Wache zu suchen?"

Ich und hinter mir noch ein langer Matrose, wir rannten in eine Quergasse, setzten über einen Zaun, dann über einen zweiten — und seit dieser Nacht habe ich meinen lieben, klugen Nikita Rubzow nie wiedergesehen.

Es wurde leer um mich herum. Studentenunruhen ereigneten sich[1], deren Sinn mir unverständlich, deren Ursachen mir unklar waren. Ich sah nur muntere Geschäftigkeit, ohne die Tragödie zu ahnen, die dahintersteckte; ich glaubte, um des Glückes willen, an der Universität studieren zu dürfen, müßte man sogar Mißhandlungen ertragen können. Hätte man mir den Vorschlag gemacht: „Geh und studiere, aber dafür kriegst du jeden Sonntag auf dem Nikolaiplatz eine Tracht Prügel!" so hätte ich diese Bedingung wahrscheinlich angenommen.

Bei einem Besuch in Semjonows Bäckerei hörte ich, wie sich die Arbeiter verabredeten, vor die Universität zu ziehen, um auf die Studenten loszuschlagen.

„Mit den Gewichten wollen wir dreinhauen!" schrien sie mit brutaler Lust.

Ich widersprach ihnen und schimpfte mit ihnen herum, fühlte aber plötzlich mit Entsetzen, daß ich weder den Wunsch hatte, die Studenten zu verteidigen, noch die richtigen Worte dazu fand. Ganz niedergeschmettert verließ ich damals den Keller, von einem wühlenden, verzehrenden Schmerz übermannt.

Nachts saß ich am Ufer des Kabansees, schleuderte Steine in die schwarze Flut, grübelte immer wieder über dasselbe nach und wiederholte mir unaufhörlich die Worte:

„Was soll ich bloß tun?"

Vor lauter Trübsinn fing ich an, Geige spielen zu lernen. Nachts kratzte ich bei uns im Laden auf meinem Instrument herum, wodurch ich den Nachtwächter und die Mäuse zur Verzweiflung brachte. Ich liebte die Musik sehr und trieb sie mit großer Begeisterung. Eines Tages aber öffnete mein Lehrer, ein Geiger der Theaterkapelle, während der Musikstunde, als ich den Laden auf einen Augenblick verlassen hatte, die unverschlossene Kasse, und als ich zurückkam, war er gerade dabei, seine Taschen voll Geld zu stopfen. Als er mich in der Tür erblickte, reckte er den Hals, hielt mir sein ausdrucksloses, glattrasiertes Gesicht hin und sagte leise:

„Na also — schlag nur zu!"

Seine Lippen bebten, aus den farblosen Augen rollten fettige, seltsam große Tränen.

Ich hatte nicht übel Lust, den Geiger zu verhauen, um es aber nicht zu tun, setzte ich mich auf den Fußboden und schob meine Fäuste unter mich; dann befahl ich ihm, das Geld wieder in die Kasse zu legen. Er leerte seine Taschen und schritt zur Tür, blieb aber noch einmal stehen und bat mit unnatürlich hoher, furchtbar anzuhörender Stimme:

„Schenk mir zehn Rubel!"

Das Geld schenkte ich ihm, aber den Musikunterricht gab ich auf.

[1] Es handelt sich um die Unruhen vom Dezember 1887, in denen Lenin eine führende Rolle spielte und die seine Relegation von der Universität Kasan zur Folge hatten (siehe Grusdew, Leben Gorkis, Bd. I). *(Anm. d. Red.)*

Im Dezember beschloß ich, mir das Leben zu nehmen. Den Beweggrund zu diesem Entschluß habe ich in der Erzählung „Aus dem Leben Makars" darzustellen versucht. Das ist mir aber nicht recht gelungen; die Erzählung ist plump, unerquicklich und ermangelt der inneren Wahrheit. Doch gerade diese Tatsache, daß diese innere Wahrheit fehlt, muß man ihr, glaube ich, als Vorzug anrechnen. Die Tatsachen sind sämtlich wahr, es ist aber, als rühre das Licht, in dem sie dargestellt sind, nicht von mir her, als handle es sich in dieser Erzählung nicht um mich. Läßt man den literarischen Wert der Erzählung ganz beiseite, so hat sie für mich doch etwas Erquickliches, als wäre ich über mich selbst hinweggeschritten.

Ich kaufte mir auf dem Markt einen mit vier Patronen geladenen Revolver und jagte mir eine Kugel in die Brust, mit der Absicht, das Herz zu treffen, durchschoß aber nur die Lunge. Einen Monat darauf arbeitete ich schon wieder in meiner Bäckerei. Ich fühlte mich sehr beschämt und kam mir unglaublich albern vor.

Aber das währte nicht lange. Ende März, als ich eines Abends aus der Backstube in den Laden kam, erblickte ich den „Chochol" im Zimmer unserer Verkäuferin. Er saß am Fenster auf einem Stuhl, rauchte nachdenklich eine dicke Zigarette und schaute aufmerksam den Rauchwolken nach.

„Sind Sie frei?" fragte er, ohne mich erst zu begrüßen.

„Für zwanzig Minuten, ja."

„Setzen Sie sich. Ich habe mit Ihnen zu reden."

Wie immer war er fest in seinen hochgeschlossenen Kosakenrock gezwängt; auf seiner breiten Brust lag der blonde Bart, über der eigensinnigen Stirn sträubte sich das starre, kurzgeschorene Haar, an den Füßen trug er klobige Bauernstiefel, die stark nach Teer rochen.

„Nun also!" fing er ruhig und nicht laut an. „Wollen Sie zu mir kommen? Ich wohne im Dorf Krasnowidowo, an die fünfundvierzig Werst stromabwärts, an der Wolga. Ich habe da einen Kramladen, Sie sollen mir im Geschäft helfen. Das wird nicht allzuviel Zeit in Anspruch nehmen. Ich habe da gute Bücher und werde Ihnen helfen, sich weiterzubilden. Sind Sie einverstanden?"

„Ja."

„So. Dann kommen Sie Freitag um sechs Uhr früh zum Anlegeplatz der Kurbatowschen Reederei und fragen Sie nach dem Boot aus Krasnowidowo, das Wassili Pankow gehört. Übrigens bin ich ja dann auch zur Stelle und werde Sie erwarten. Also, auf Wiedersehen!"

Er stand auf, streckte mir seine breite Hand entgegen, zog mit der anderen Hand seine schwere, silberne Zwiebeluhr aus der Brusttasche hervor und sagte:

„Sehen Sie, in sechs Minuten haben wir abgeschlossen! Ach so, richtig; ich heiße Michailo Antonow, mein Familienname ist Romas. So!"

Er entfernte sich, ohne sich umzuschauen, festen Schrittes, seinen schweren, reckenhaft gebauten Körper mit Leichtigkeit tragend.

Zwei Tage darauf fuhr ich nach Krasnowidowo.

Der Eisgang dauerte noch fort. An der Oberfläche der trüben Flut treiben schaukelnd graue, brüchige Eisschollen dahin; unser Boot überholt sie, und sie reiben sich knirschend an den Schiffswänden, vom Anprall zu spitzen Kristallen zersplitternd. Der Wind treibt die Wellen ans Ufer, blendend funkelt die Sonne, und die glasigen, bläulichen Seitenflächen der Eisschollen werfen grellweiße Strahlenbündel zurück. Unser Fahrzeug, schwer mit Fässern, Säcken und Kisten beladen, fährt unter Segel. Am Steuer steht der junge Pankow, adrett gekleidet, in einem vorn mit buntfarbigen Schnüren besetzten Rock aus gegerbtem Schaffell.

Sein Gesicht ist ruhig, seine Augen sind kalt; er ist schweigsam und hat wenig vom Bauern. Am Bug des Schiffes steht breitbeinig, eine Stange in der Hand, Pankows Knecht Kukuschkin, ein struppiges Bäuerlein in einem zerfetzten, mit einem Strick gegürteten Oberrock, einen verbeulten Popenhut auf dem Kopf. Sein Gesicht weist eine Menge Schrammen und Schrunden auf. Er schiebt mit seiner langen Stange die Eisschollen auseinander und schimpft verächtlich vor sich hin:

„Schert euch weg... Was wollt ihr hier..."

Ich sitze mit Romas auf Kisten, unter dem Segel. Er erzählt mir leise:

„Die Bauern mögen mich nicht, besonders die reichen! Und diese Unbeliebtheit werden auch Sie gewiß an sich erfahren."

Kukuschkin hat seine Stange quer über die Schiffsborde geschoben, seine Füße darauf gelegt und sagt mit Behagen, das entstellte Gesicht uns zugewandt:

„Besonders der Pope mag dich nicht, Antonytsch."

„Das stimmt", bestätigt Pankow.

„Dem räudigen Hund bist du wie ein Knochen in der Kehle."

„Aber ich habe auch Freunde, und Sie werden auch Freunde finden", höre ich des Chochols Stimme.

Es ist kalt. Die Märzsonne wärmt erst schwach. Am Ufer schwanken die dunkeln Äste der nackten Bäume, hie und da liegt noch, Samtfetzen gleich, in den Spalten und unter dem Gesträuch des steilen Ufers der Schnee. Überall auf dem Strom treibt noch, wie eine weidende Schafherde, das Eis. Mir ist, als träumte ich.

Kukuschkin stopft seine Pfeife und philosophiert.

„Gewiß, du bist nicht dem Popen seine Frau, aber sein Amt verpflichtet ihn doch, jedes Geschöpf zu lieben, wie es doch in den Büchern geschrieben steht."

„Wer hat dich denn so gräßlich zugerichtet?" fragt Romas lächelnd.

„Ja, das waren so Leute von verdächtigem Beruf. Gewiß Spitzbuben", sagt Kukuschkin verächtlich. Und dann fährt er voller Stolz fort:

„Aber einmal, da haben mich Artilleristen verhauen. Tatsächlich! Es ist kaum zu fassen, wie ich da am Leben geblieben bin."

„Weswegen haben sie dich denn so verdroschen?" fragt Pankow.

„Gestern? Oder damals, die Artilleristen?"

„Na also — gestern?"

„Ja, das weiß man doch nie, wofür man verdroschen wird! Bei uns sind die Menschen wie die Ziegenböcke. Wegen jeder Kleinigkeit müssen sie gleich stoßen! Sie halten es für ihre Pflicht, sich immer gleich zu raufen."

„Ich denke mir", sagt Romas, „sie hauen dich wegen deines losen Mundwerks. Du bist immer so unvorsichtig in deinen Reden..."

„Mag schon sein! Ich bin nun mal ein Mensch von neugierigem Charakter und habe die Angewohnheit, nach allem zu fragen. Mir macht's immer Spaß, was Neues zu hören."

Der Bug des Fahrzeugs stieß hart gegen eine Eisscholle, an der Schiffswand krachte es unheilverkündend. Kukuschkin schwankte, griff nach seiner Stange, Pankow aber sagte vorwurfsvoll:

„Kümmre dich um deine Arbeit, Stepan!"

„Dann redet nicht mit mir", brummt Kukuschkin und stößt die Eisschollen beiseite. „Ich kann doch nicht gleichzeitig meine Pflicht tun und mich mit dir unterhalten..."

Ohne Haß streiten sie miteinander, und Romas sagt unterdes zu mir:

„Der Boden ist hier schlechter als bei uns in der Ukraine; aber die Leute sind hier besser. Ein sehr begabter Menschenschlag!"

Ich höre ihm aufmerksam zu und glaube ihm. Mir gefallen seine Ruhe und seine gleichmäßige, schlichte, gemessene Redeweise. Man merkt es, dieser Mann weiß viel und legt seinen eigenen Maßstab an die Menschen. Ganz besonders angenehm berührt es mich, daß er mich nicht fragt, weshalb ich mich habe erschießen wollen. Jeder andere an seiner Stelle hätte mir längst diese Frage gestellt, und ich bin ihrer so überdrüssig! Auch würde es mir schwerfallen, sie zu beantworten. Weiß der Kuckuck, weshalb ich damals beschlossen hatte, mir das Leben zu nehmen! Dem Chochol hätte ich sicherlich weitschweifig und dumm geantwortet. Ich mochte aber überhaupt nicht daran zurückdenken — hier auf der Wolga war es so schön, so frei, so licht...

Unser Schiffchen fährt dicht am Ufer dahin; an der linken, der Wiesenseite, hatte der Strom das Ufer überschwemmt und ist tief in den Sand eingedrungen. Das Wasser steigt zusehends, es umplätschert das Buschwerk am Ufer und schaukelt es;

aus kleinen Mulden und Erdspalten fließen ihm helle Frühlingsbäche munter rauschend entgegen. Die Sonne lächelt, in ihren Strahlen glänzt wie schwarzer Stahl das Gefieder gelbschnäbliger Krähen, die geschäftig krächzend ihre Nester bauen. An besonders warmen Stellen drängen sich hellgrüne Grashälmchen mit rührendem Eifer aus der Erde zum Sonnenlicht durch. Der Leib friert noch, aber in der Seele herrscht schon stille Freude, und auch in ihr sprießen zarte Keime lichter Hoffnung empor. Schön ist es im Frühjahr auf Erden!

Gegen Mittag langten wir in Krasnowidowo an. Auf dem hohen, steil abfallenden Ufer steht eine Kirche mit blauer Kuppel; im Gänsemarsch ziehen sich von ihr aus am Rande der Höhe stattliche, festgezimmerte Häuser hin, die Dächer, zum Teil mit gelben Schindeln gedeckt, zum Teil mit brokatfarbenem Strohbelag, funkeln in der Sonne. Schlicht und schön ist es hier.

Wie oft hatte ich mich am Anblick dieses Dorfes erfreut, wenn ich auf dem Dampfer hier vorbeifuhr!

Als ich mit Kukuschkin anfing, das Boot auszuladen, sagte Romas, der mir von Bord aus die Säcke zureichte:

„Sind Sie aber stark!"

Und ohne mich anzusehen, fragte er:

„Schmerzt Ihnen die Brust nicht?"

„Keine Spur!"

Das Zartgefühl, das in seiner Frage lag, rührte mich tief. Mir lag sehr viel daran, daß die Bauern nichts von meinem Selbstmordversuch erfahren.

„Na ja, Kraft hast du schon, mehr als von dir verlangt wird", schwatzte Kukuschkin. „Aus welchem Gouvernement bist du eigentlich, Bursche? Von Nishni-Nowgorod? ‚Wassersäufer' werdet ihr geheißen."

Von der Höhe kam jetzt, im weichen Lehm, inmitten der vielen, silbrig schimmernden Bächlein breit ausschreitend, ab und zu ausgleitend und schwankend, ein langer, dürrer Mann, barfuß, nur mit Hemd und Hose bekleidet, mit krausem Bart und einem dicken rötlichen Haarschopf.

Er trat ans Ufer und sagte mit wohltönender, freundlicher Stimme:

„Willkommen!"

Dann sah er sich um, hob eine dicke Stange auf, dann noch eine, legte ihre Enden über die Borde, sprang dann leichtfüßig hinüber und kommandierte:

„Fest auf die Stangenenden treten, daß sie nicht abrutschen! So, jetzt nehmt die Fässer! Komm 'rüber, Bursche, pack an!"

Er war bildschön und sichtlich sehr stark. In seinem rotbäckigen Gesicht mit der großen geraden Nase blitzten strenge blaue Augen.

„Du wirst dich noch erkälten, Isot!" sagte Romas.

„Ich? Meinst du? Hab keine Bange!"

Ein Faß Petroleum wurde ans Ufer gerollt. Isot sah mich prüfend an und fragte:

„Wirst du hier im Geschäft helfen?"

„Versuch's mal, mit ihm zu ringen", schlug ihm Kukuschkin vor.

„Und dir haben sie ja schon wieder die Fresse zerhauen?"

„Was soll man mit ihnen machen?"

„Mit wem?"

„Mit denen, die mich immer so verhauen ..."

„Ach, du!" sagte Isot, tat einen Seufzer und wandte sich an Romas: „Gleich kommen die Wagen 'runter. Ich habe euch schon von weitem gesehen. Ihr seid gut und rasch gefahren. Geh nur, Antonytsch, ich passe hier auf."

Es war klar, daß dieser Mann für Romas warmes Interesse empfand, ja ihn ein wenig bevormundete, obwohl Romas etwa zehn Jahre älter war als er.

Eine halbe Stunde später saß ich in der sauberen, behaglichen Stube eines kleinen Häuschens, dessen Wände noch nach Teer und Werg rochen.

Eine muntere, scharfäugige Frau deckte den Tisch zum Mittagessen.

Der Chochol nahm Bücher aus dem Koffer und stellte sie auf ein Brett am Ofen.

„Ihre Stube ist auf dem Boden", sagte er.

Aus dem Bodenfenster konnte man einen Teil des Dorfes übersehen, die Schlucht vor unserm Hause und in ihr, im Buschwerk, die Dächer der Badehäuschen. An der andern Seite der Schlucht lagen Obstgärten und Sturzäcker; in sanften Wellen zogen sie sich bis zum blauen Waldessaum am Horizont hin. Oben auf dem Sims des Badehauses saß ein blaugekleideter Bauer mit einer Axt in der Hand; die andere Hand hielt er vor die Stirn und schaute nach unten, auf die Wolga hinab. Ein Wagen knarrte, eine Kuh brüllte, die Bäche rauschten. Aus der Haustür trat eine alte Frau, ganz in Schwarz; sie wandte sich nach dem Tor hin und sagte mit harter Stimme:

„Verrecken sollt ihr alle!"

Zwei Jungen, die mit großem Eifer einem Bach durch Steine und Schlamm den Weg zu versperren suchten, rannten Hals über Kopf davon, als sie die Stimme der Alten hörten. Sie aber hob einen Holzspan vom Boden, spuckte darauf und warf ihn in den Bach. Dann zertrat sie mit ihrem, in einem Männerstiefel steckenden Fuß das Werk der Buben und ging den Abhang hinunter zum Strom.

Wie wird sich nun mein Leben hier gestalten?

Man rief mich zum Mittagessen. Unten am Tisch saß Isot, die Füße mit den blauroten Zehen weit von sich gestreckt, und redete. Als er mich erblickte, verstummte er.

„Nun, was ist denn?" fragte Romas finster. „Rede schon!"

„Weiter ist nichts zu sagen. Ich hab' schon alles gesagt. Wir haben also beschlossen: Wir wollen uns selber zu unserm Recht verhelfen. Du mußt immer eine Pistole mithaben oder meinetwegen auch einen Knüppel. Wenn Barinow dabei ist, kann man nicht

alles sagen. Er und Kukuschkin, die haben ja Weiberzungen. — Fängst du gerne Fische, Junge?"

„Nein."

Romas sprach von der Notwendigkeit, die kleinen Obstgartenbesitzer unter den Bauern zu organisieren, um sie aus den Netzen der Aufkäufer zu befreien. Isot hörte ihm aufmerksam zu und meinte:

„Dann werden die Kulaken, diese Ausbeuter, dir erst recht zusetzen."

„Wir werden ja sehen."

„Ja, ja, es ist schon so, wie ich sage."

Ich betrachtete Isot und dachte bei mir:

„Solche Bauern haben gewiß die Urbilder für die Erzählungen von Karonin und Slatowratski abgegeben."

Sollte sich mir jetzt wirklich ein ernstes, erstrebenswertes Ziel bieten? Werde ich hier wirklich mit Menschen zusammenarbeiten, die tatsächlich etwas leisten?

Nach dem Essen sagte Isot zu Romas:

„Überhaste nichts, Michailo Antonow! Gut Ding muß Weile haben. Immer langsam voran!"

Als er fort war, bemerkte Romas sinnend:

„Ein kluger, ehrlicher Mensch! Schade nur, daß er so ganz ungebildet ist. Er kann kaum lesen. Aber er lernt mit Feuereifer. Helfen Sie ihm doch dabei!"

Den ganzen Nachmittag belehrte er mich über die Preise der Waren in seinem Laden und erzählte mir:

„Ich verkaufe billiger als die beiden andern Krämer im Dorf, und das paßt denen natürlich nicht. Sie zwacken mich, wo sie nur können, und möchten mich gern mal verhauen. Ich lebe hier nicht, weil mein Geschäft mir Spaß macht oder viel einbringt, sondern aus ganz andern Gründen. Das Ganze ist so eine ähnliche Finte wie eure Bäckerei..."

Ich gestand ihm, daß ich mir das schon gedacht hätte.

„Na ja... Man muß doch den Leuten endlich etwas Vernunft und Verstand beibringen. Nicht?"

Der Laden war geschlossen. Wir gingen, eine Lampe in der Hand, darin umher; draußen auf der Straße patschte jemand vorsichtig durch den Schmutz, ab und zu schweren Schrittes die Stufen der Vortreppe hinantappend.

„Da — hören Sie? Da geht er! Das ist der landlose Migun, eine böse Bestie; immer möchte er Böses tun, so wie ein hübsches Mädchen immer mit jemand liebäugeln muß. Seien Sie ja recht vorsichtig im Gespräch mit ihm, und überhaupt..."

In der Stube rauchte er dann seine Pfeife an, lehnte sich mit dem breiten Rücken gegen den Ofen, kniff die Augen zu, blies sich die Rauchwolken in den Bart und erzählte mir, langsam die Worte zu schlichter, klarer Rede fügend, er habe schon längst beobachtet, wie unnütz ich meine jungen Jahre vergeude.

„Sie sind ein begabter Mensch, sind von Natur ausdauernd und haben anscheinend gute Vorsätze. Sie müssen lernen, aber so, daß das Buch Ihnen die Menschen nicht verdecke. Ein Sektierer, ein alter Mann, hat mal sehr richtig gesagt: ‚Jede wahre Lehre geht vom Menschen aus. Menschen lehren schmerzhafter als Bücher, sie packen einen beim Lehren hart an — aber ihre Lehre sitzt auch fester.'"

Er sprach von Dingen, die ich schon wußte, davon, daß man vor allem den gesunden Menschenverstand im Dorf wecken müsse. Aber auch in den mir bereits vertrauten Worten fand ich jetzt einen tieferen, mir neuen Sinn.

„Die Studenten bei Ihnen in der Stadt, die schwatzen so viel von der Liebe zum Volk. Darauf entgegne ich ihnen: Lieben kann man das Volk nicht. Das ist bloßes Gerede, diese Liebe zum Volk..."

Und er lächelte spöttisch in seinen Bart hinein, sah mich forschend an, begann im Zimmer auf und ab zu gehen und redete bestimmt und eindringlich weiter:

„Lieben heißt immer, mit allem einverstanden sein, Nachsicht üben, über vieles hinweggehen, verzeihen. Mit dem allem mag man zu Weibern gehen. Aber kann man etwa die Unwissenheit des Volkes übersehen, mit den Verirrungen seines Geistes einverstanden sein, darf man nachsichtig sein gegen alle seine Gemeinheiten, soll man ihm seine Barbarei verzeihen? Wie?"

„Nein."

„Na, also, sehen Sie! Bei Ihnen in Kasan, da werden immerzu Nekrassows Gedichte vorgelesen und gesungen. Wissen Sie, mit Nekrassow kommt man nicht weit. Den Bauern muß man einprägen: Du bist, im Grunde genommen, kein schlechter Mensch, aber du lebst schlecht und weißt nichts zu tun, um dein Leben leichter und besser zu gestalten. Eigentlich ist jedes wilde Tier mehr und vernünftiger um sich selbst besorgt als du: jedes Tier weiß sich selbst besser zu verteidigen. Und dabei stammt doch alles von euch Bauern: Adel und Geistlichkeit und Gelehrte und Zaren — das sind doch alles ehemalige Bauern! Begreifst du das? Hast du das verstanden? Nun, dann lerne also anders zu leben, damit man dich nicht bloß immer quälen und schlagen soll..."

Er ging in die Küche und hieß die Magd den Samowar heiß machen; dann zeigte er mir seine Bücher. Es waren fast lauter wissenschaftliche Werke: Buckle, Lyell, Hartpole, Lecky, Lubbock, Taylor, Mill, Spencer, Darwin und von Russen: Pissarew, Dobroljubow, Tschernyschewski, Puschkin, Gontscharows „Fregatte Pallas", Nekrassow...

Er streichelte sie liebevoll mit seiner breiten Hand, wie junge Kätzchen, und brummte fast gerührt:

„Das sind lauter gute Bücher! Aber das hier ist eine ganz besondere Seltenheit, die Auflage ist nämlich von der Zensur verbrannt worden. Wenn Sie wissen wollen, was der Staat eigentlich ist, dann lesen Sie dieses Buch!"

Er gab mir Hobbes' „Leviathan".

„Und das hier handelt auch vom Staat, aber es ist leichter zu lesen und lustiger!"

Das „lustige" Buch war Machiavellis „Fürst".

Beim Tee erzählte er in Kürze von sich selbst: Er war der Sohn eines Tschernigower Schmiedes, war zuerst Bahnarbeiter in Kiew gewesen, wo er Beziehungen zu den Revolutionären angeknüpft hatte. Dann hatte er einen Fortbildungszirkel für Arbeiter eingerichtet, war verhaftet worden, hatte zwei Jahre im Gefängnis gesessen und wurde dann auf zehn Jahre ins Gebiet von Jakutsk verbannt.

„Anfangs lebte ich dort mit den Jakuten in einem ‚Ulus'[1] und dachte, ich müßte umkommen. Der Winter ist da, hol's der Teufel, so, daß einem das Hirn einfriert. Übrigens ist der Verstand da auch völlig überflüssig. Später fand ich dann mal hier, mal da einen Russen. Sehr dicht sind sie ja nicht gesät, aber immerhin, es sind doch welche da! Und damit sie sich nicht zu sehr langweilen, schickt man in liebevoller Fürsorge immer wieder neue hin. Es waren recht nette Leute da. Da war zum Beispiel der Student Wladimir Korolenko — jetzt ist er auch wieder heimgekehrt. Wir hatten uns befreundet. Später kamen wir allerdings auseinander. Wir waren einander in vielem zu ähnlich, und bei allzu großer Ähnlichkeit gedeiht die Freundschaft nicht. Aber er ist ein ernsthafter, hartnäckiger Mensch, der zu jeder Arbeit fähig ist. Sogar Heiligenbilder malte er, das hat mir nicht recht gefallen. Jetzt soll er ja gute Sachen für Zeitschriften schreiben."

Lange, bis Mitternacht, plauderte er, anscheinend von dem Wunsch beseelt, mir gleich einen festen Platz neben sich anzuweisen. Zum erstenmal war mir so recht von Herzen wohl im Zusammensein mit einem anderen Menschen. Seit meinem Selbstmordversuch hatte sich mein Verhältnis zu mir selbst recht unerfreulich gestaltet. Ich hatte das Gefühl, minderwertig zu sein, eine Schuld auf mich geladen zu haben, und ich schämte mich zu leben. Romas mußte das wohl begriffen haben; er öffnete mir in schlichter, menschlicher Weise die Tür zu seinem Leben und richtete mich dadurch wieder auf. Es war ein unvergeßlicher Tag!

Am Sonntag nach der Messe machten wir den Laden auf, und sofort versammelten sich vor der Tür die Bauern. Als erster erschien Matwej Barinow, ein schmutziger, zerlumpter Kerl mit langen Affenarmen und einem fahrigen Blick in den schönen, weibischen Augen.

„Was hört man in der Stadt?" fragte er, nachdem er uns begrüßt hatte. Und ohne eine Antwort abzuwarten, schrie er Kukuschkin entgegen:

„Stepan! Deine Katzen haben schon wieder einen Hahn aufgefressen!"

Dann erzählte er, der Gouverneur von Kasan sei nach Petersburg gefahren, um beim Zaren dahin vorstellig zu werden, alle Tataren nach dem Kaukasus und nach Turkestan abzuschieben. Er lobte den Gouverneur:

„Ein kluger Kopf! Der versteht sein Geschäft..."

„Das hast du dir ja alles selbst ausgedacht!" bemerkte ruhig Romas.

„Ich? Wann denn?"

„Ich weiß nicht..."

„Daß du den Leuten nie glauben willst, Antonytsch", sagte Barinow vorwurfsvoll und schüttelte bedauernd den Kopf. „Ich meine es ja gut mit den Tataren. Sie können einem leid tun. An den Kaukasus muß man gewöhnt sein."

Vorsichtig trat ein kleiner, hagerer Mensch hinzu, in einem zerrissenen, schlechtsitzenden, viel zu weiten Kittel. In seinem Gesicht zuckte es, die dunkeln Lippen waren zu einem gequälten Lächeln verzogen. Das scharfe linke Auge blinzelte ununterbrochen, und darüber hob und senkte sich krampfhaft eine von Narben zerrissene, eisgraue Braue.

„Habe die Ehre, Migun!" sagte Barinow spöttisch. „Was hast du heute nacht gestohlen?"

„Dein Geld", antwortete Migun mit wohltönender Stimme und lüftete die Mütze vor Romas.

Vom Hofe her kam unser Hauswirt und Nachbar Pankow, in städtischer Tracht, einen roten Schal um den Hals, Galoschen an den Füßen, auf der Brust eine silberne Kette von der Länge einer Pferdeleine. Er maß Migun mit einem zornigen Blick:

„Wenn du alter Satan noch einmal in meinen Garten steigst, kriegst du eins mit dem Zaunpfahl über die Beine!"

„Da fängt schon wieder das übliche Gespräch an", bemerkte Migun in aller Ruhe. Seufzend fügte er hinzu: „Ohne Prügel scheint das Leben wirklich nicht möglich zu sein."

Pankow schimpfte auf ihn los; er aber fuhr unbeirrt fort:

„Wieso bin ich denn alt? Sechsundvierzig Jahre..."

„Letzte Weihnachten warst du doch dreiundfünfzig?" schrie Barinow. „Du hast es mir doch selber gesagt: dreiundfünfzig! Was schwindelst du bloß immerzu?"

Dann kamen der bedächtige, alte Suslow[1] und der Fischer Isot. So waren jetzt an die zehn Menschen beisammen. Der Chochol saß draußen vor der Ladentür, auf dem Absatz der Vortreppe, rauchte seine Pfeife und hörte schweigend den Gesprächen der Bauern zu. Sie hatten sich auf die Stufen der Vortreppe und auf die beiderseits angebrachten Bänke gesetzt.

Es war ein kalter, bunter Tag; über den blauen, frostklaren Himmel flitzten einzelne Wolken da-

[1] Siedlung. *(Anm. d. Red.)*

[1] Ich erinnere mich der Familiennamen der Bauern nur mangelhaft und habe sie wahrscheinlich durcheinandergebracht oder auch entstellt. *(M. G.)*

hin; Flecken von Licht und Schatten spiegelten sich in Bächen und Pfützen, bald die Augen mit ihrem grellen Schein blendend, bald den Blick durch ihre samtene Weichheit erquickend. Geputzte Mädchen zogen die Straße hinab zur Wolga, sie hoben, wenn sie über die Pfützen wateten, ihre Röcke hoch, unter denen klobige Schuhe zum Vorschein kamen. Buben liefen vorbei, lange Angeln über den Schultern; Bauern gingen bedächtig ihres Weges, betrachteten mit scheelem Blick die Gruppe vor dem Laden und lüfteten stumm ihre Schirmmützen oder die Filzhüte.

Migun und Kukuschkin untersuchten friedlich die schwierige Frage, wessen Schläge weher täten — ob der Kaufmann oder der Gutsherr härter schlüge. Kukuschkin behauptete, der Kaufmann; Migun trat für den Gutsherrn ein, und seine wohlklingende Tenorstimme trug den Sieg über Kukuschkins wirres Gerede davon.

„Herrn Fingerows Papa hat sogar den Napoleon Bonaparte am Bart gerissen. Und Herr Fingerow selbst hat manchmal zwei Mann an den Pelzröcken hinten am Kragen gepackt, hat dann mit den Armen ausgeholt und die beiden Kerle mit den Köpfen aneinandergeknallt — und pardauz! Da lagen sie alle beide und rührten sich nicht mehr!"

„Na ja, da kann man sich wohl langlegen!" gab Kukuschkin zu, fügte aber noch hinzu: „Dafür ißt der Kaufmann jedoch mehr als der Herr ..."

Der würdevolle Suslow saß auf der obersten Stufe der Vortreppe und beklagte sich:

„Der Bauer hat jetzt keine rechte Liebe zur Scholle, Michailo Antonow! Als es noch wirklich Herren gab, da war es nicht erlaubt, so unnütz dahinzuleben, da war jeder Mensch fest an seine Arbeit gebunden ..."

„Nun, so reich doch eine Bittschrift ein, daß die Leibeigenschaft wiederhergestellt wird", entgegnete ihm Isot. Romas blickte ihn stumm an und klopfte dann seine Pfeife am Treppengeländer aus.

Ich wartete und wartete, ob er nicht auch mitreden würde. Und während ich gespannt dem unzusammenhängenden Geschwätz der Bauern lauschte, suchte ich mir vorzustellen, was der Chochol wohl sagen würde? Er hatte, so schien es mir, schon eine ganze Anzahl günstiger Augenblicke vorübergehen lassen, wo er in die Unterhaltung der Bauern recht wohl hätte eingreifen können. Aber er schwieg gleichmütig, saß unbeweglich wie ein Ölgötze da und beobachtete, wie der Wind das Wasser in den Pfützen kräuselte und die Wolken vor sich hertrieb, sie zu einer dichten, grauen Dunstmasse zusammenballend. Auf dem Strom tutete ein Dampfer, von unten her klang der kreischende Gesang der Mädchen, eine Harmonika spielte zum Tanz auf. Laut rülpsend und grölend torkelte ein Betrunkener die Straße hinunter; er schlenkerte mit den Armen, seine Beine knickten unnatürlich ein, wenn er in eine Pfütze geriet. Die Bauern sprachen alle langsam, Mutlosigkeit klang aus ihren Worten, und auch mich ergriff ein leises Weh. Der kalte Himmel drohte mit Regen, und ich mußte an den steten Lärm der Stadt denken, an die Mannigfaltigkeit ihrer Laute, an die flink durch die Straßen eilenden Menschen mit ihren munteren Reden, ihrem den Geist anregenden Wortreichtum.

Abends beim Tee fragte ich den Chochol, wann er denn mit den Bauern spräche?

„Worüber?"

„Aha", sagte er dann, nachdem er mich angehört hatte, „ja, wissen Sie, wenn ich d a v o n mit ihnen redete, und womöglich auf offener Straße, dann würde man mich wohl nochmals zu den Jakuten befördern ..."

Er stopfte seine Pfeife, rauchte sie an, hüllte sich sofort ganz in Rauch und begann ruhig, eindringlich davon zu sprechen, ein wie vorsichtiger und mißtrauischer Mensch der Bauer sei. Er fürchte sich vor sich selber, fürchte sich vor seinem Nachbar, ganz besonders aber vor jedem Fremden.

„Es ist noch keine dreißig Jahre her, daß man ihm die Freiheit gegeben hat; jeder Bauer, der jetzt in den Vierzigern steht, ist noch als Leibeigener geboren und erinnert sich dessen noch. Was eigentlich ‚Freiheit' heißt, ist schwer zu bestimmen. Wenn man die Sache ganz schlicht auffaßt, heißt Freiheit: Ich lebe, wie ich will. Aber überall gibt es Obrigkeit, und immer wird man im Leben gestört und behindert. Der Zar hat den Gutsbesitzern die Bauern genommen, demnach wäre doch jetzt der Zar der alleinige Herr über die Bauern? Und wieder erhebt sich die Frage: Was heißt nun eigentlich Freiheit? Vielleicht wird der Tag kommen, da der Zar erklären wird, was sie bedeutet? Der Bauer glaubt felsenfest an den Zaren als den alleinigen Herrn des ganzen Landes und aller Reichtümer. Der Zar hat den Gutsbesitzern die Bauern genommen, er kann folglich auch den Kaufleuten ihre Dampfer und ihre Läden nehmen. Der Bauer ist Zarist, er faßt die Sache so auf: Sind viele Herren da, so ist das schlimm; gibt es nur e i n e n Herrn, so ist das schon besser. Er wartet darauf, daß der Tag kommt, da ihm der Zar den Sinn der Freiheit erschließt. Dann wird jeder nehmen dürfen, soviel er fassen kann. Diesen Tag wünschen sie alle herbei, und jeder hat Angst, jeder ist innerlich scharf auf der Hut, um nur ja nicht diesen entscheidenden Tag der allgemeinen Aufteilung zu verpassen. Und jeder hat Angst vor sich selber; jeder möchte viel nehmen, und es ist auch genug da zum Nehmen — aber wie soll man es nehmen? Alle spitzen sich darauf. Außerdem gibt es überall eine unzählige Menge von Obrigkeiten, von Beamten, die den Bauern offenbar feindlich gesinnt sind, und dem Zaren auch. Aber ohne Obrigkeit ginge es auch wieder nicht, das würde nur eine allgemeine Keilerei geben, alle würden sich gegenseitig totschlagen."

Der Wind ließ den strömenden Frühlingsregen gegen die Scheiben prasseln. Grauer Nebel lagerte auf der Straße; in meiner Seele sah es auch grau und trübselig aus. Die ruhige, gedämpfte Stimme sprach nachdenklich weiter:

„Überzeugt also den Bauer davon, daß er es allmählich lernen muß, dem Zaren die Macht zu nehmen und sie an sich zu bringen, sagen Sie ihm also, daß das Volk das Recht haben muß, die Oberen aus seiner eigenen Mitte zu wählen: den Polizeikommissar ebenso wie den Gouverneur, wie den Zaren..."

„Das ist aber eine Aufgabe für hundert Jahre!"

„Ach, Sie dachten, wir könnten bis Pfingsten damit fertig werden?" fragte der Chochol ernsthaft.

Am Abend ging er fort. So gegen elf Uhr hörte ich auf der Straße, ganz in der Nähe, einen Schuß fallen. Ich sprang in den Regen, in die Finsternis hinaus und sah, wie Michail Antonowitsch, groß und schwarz, die Wasserlachen behutsam umgehend, ohne Hast auf das Tor zukam.

„Was wollen S i e denn hier? Den Schuß habe ich abgefeuert."

„Auf wen denn?"

„Da waren Kerle mit Knüppeln auf mich losgegangen. Ich sagte ihnen gleich: ‚Zurück — oder ich schieße!' Sie hörten nicht auf mich. Nun, da habe ich eben nach oben abgedrückt, gegen den Himmel hin, dem schadet es ja nichts..."

Er stand im Flur, legte ab, wand mit der Hand seinen nassen Bart aus und schnaubte wie ein Pferd.

„Ach, diese verdammten Stiefel scheinen auch schon ganz schlecht zu sein. Ich muß andere anziehen. Verstehen Sie einen Revolver zu putzen? Bitte, tun Sie es für mich, sonst rostet er ein. Sie müssen ihn mit Petroleum einschmieren..."

Ich war ganz begeistert von der unerschütterlichen Ruhe, der ruhigen Festigkeit des Blickes seiner grauen Augen. Im Zimmer kämmte er sich vor dem Spiegel den Bart glatt und ermahnte mich:

„Seien Sie recht vorsichtig, wenn Sie abends durchs Dorf gehen, besonders feiertags. Sicherlich beabsichtigt man, auch Sie zu verprügeln. Aber nehmen Sie lieber keinen Stock mit, das reizt die Raufbolde nur und könnte sie auf den Gedanken bringen, daß Sie sich fürchten. Fürchten darf man sich nicht vor ihnen! Das ist ja eine feige Bande..."

Jetzt begann für mich ein wundervolles Leben. Jeder Tag brachte mir etwas Neues und Bedeutungsvolles. Mit größtem Eifer las ich naturwissenschaftliche Bücher. Romas belehrte mich:

„Darüber muß man in erster Linie und am allerbesten Bescheid wissen, Maximytsch. Denn für diese Wissenschaft hat der menschliche Verstand vor allem gearbeitet."

Dreimal in der Woche kam abends Isot, und ich unterwies ihn im Lesen und im Schreiben. Anfangs verhielt er sich gegen mich mißtrauisch, ja etwas spöttisch. Aber nach ein paar Unterrichtsstunden sagte er gutmütig:

„Du verstehst das wirklich gut zu erklären! Du solltest eigentlich Lehrer werden, Junge!"

Plötzlich schlug er vor:

„Stark scheinst du auch zu sein? Komm, wir wollen uns mal im Stockziehen versuchen!"

Wir holten aus der Küche einen Stock, setzten uns auf den Fußboden, stemmten die Sohlen gegeneinander und mühten uns lange, uns gegenseitig hochzuzwingen. Der Chochol feuerte uns schmunzelnd immer wieder an:

„Na — los! Feste!"

Isot zwang mich schließlich hoch, und das schien ihn noch mehr für mich einzunehmen.

„Ich muß doch sagen, du bist ein ganzer Kerl!" tröstete er mich. „Schade nur, daß du dir so gar nichts aus dem Fischfang machst. Du könntest mit mir zusammen auf die Wolga gehen. Nachts auf der Wolga — das ist wie im Himmelreich!"

Er lernte sehr eifrig und mit recht gutem Erfolg und hatte eine prächtige Art, sich über sich selber zu wundern. Er sprang manchmal mitten im Unterricht auf, nahm ein Buch vom Brett, zog die Brauen hoch, las mit Anstrengung zwei, drei Zeilen, sah mich dann errötend an und sagte ganz verdutzt:

„Jetzt kann ich ja lesen, verflucht noch mal!" Und er wiederholte mit geschlossenen Augen:

„So wie am Grabe des Sohnes die Mutter,
Stöhnt über trostloser Ebne der Vogel —

Was sagst du dazu?"

Ein paarmal fragte er halblaut, behutsam:

„Erklär mir doch mal, mein Lieber, wie kommt das eigentlich? Der Mensch schaut auf diese Strichelchen, die fügen sich zu Worten, die ich kenne, zu lebendigen Worten in unserer Sprache! Wieso kenne ich die denn? Es flüstert sie mir doch niemand zu! Wenn es Bilder wären — nun, das wäre schon zu verstehen. Aber das hier ist doch, als wären die Gedanken selbst gedruckt. Wie ist denn das?"

Was sollte ich ihm da antworten? Und mein „ich weiß nicht" ärgerte ihn.

„Die reine Zauberei!" sagte er, seufzte und hielt die Seiten des Buches gegen das Licht, um sie zu besehen.

Es war eine sympathische, rührende Naivität in ihm, etwas durchsichtig Klares, Kindliches. Er erinnerte mich immer mehr an einen von den prächtigen Bauern, von denen man so viel in Büchern liest. Wie fast alle Fischer war er poetisch veranlagt: er liebte die Wolga, die stillen Nächte, die Einsamkeit, das beschauliche Leben.

Er sah zu den Sternen auf und fragte:

„Der Chochol sagt, dort oben wohnen vielleicht auch Menschen, so wie hier? Was meinst du, ob das wohl wahr ist? Wenn man ihnen Zeichen geben und

fragen könnte, wie sie leben? Wer weiß, vielleicht besser als wir, fröhlicher..."

Im Grunde genommen war er ganz zufrieden mit seinem Leben. Er war elternlos, stand mutterseelenallein da, war in seinem beschaulichen, von ihm gerne ausgeübten Fischerberuf von niemand abhängig. Für die Bauern aber hatte er nicht viel übrig, und er warnte mich:

„Gib nichts darauf, daß sie mit dir schöntun! Das ist eine schlaue Bande — und falsch sind sie alle. Trau ihnen nicht! Im Augenblick sind sie für dich, und morgen sind sie gewiß wieder ganz anders. Jeder von ihnen sieht immer nur sich selbst — das Gemeinwohl sehen sie als eine schwere Last an."

Von den Großbauern sprach er stets mit Haß, was mich seltsam berührte bei einem so sanftmütigen Menschen.

„Warum sind die nun reicher als andre Leute? Weil sie eben klüger sind! Also merkt euch, ihr Aasbande, wenn ihr klug seid: die Bauern müssen einträchtig in einer Herde leben, alle füreinander eintreten, dann sind sie eine Macht! Und statt dessen zersplittern sie das Dorf nur so, wie man aus einem Holzscheit Späne macht. Ja, so ist es, sie sind ihre eigenen Feinde. Ein bösartiges Volk ist's. Da, sieh bloß, wie sich der Chochol mit ihnen plagt..."

Ein schöner, starker Kerl, der er war, gefiel er den Frauen sehr und konnte ihnen nicht widerstehen.

„Gewiß, in dem Punkt bin ich sehr verwöhnt", gab er gutmütig zu. „Für die Ehemänner ist es ja kränkend, ich würde es an ihrer Stelle auch übelnehmen. Aber man muß den Weibern nun mal gut sein. Ein Weib, das ist dir eine Art zweite Seele. Da lebt so ein armes Weib dahin, ohne Feiertage, ohne Zärtlichkeit; schuften muß es wie ein Pferd, und weiter hat es nichts vom Leben. Die Männer haben alle keine Zeit zur Liebe, ich aber bin mein eigener Herr. Viele Weiber werden schon im ersten Jahre nach der Hochzeit von ihren Männern mit den Fäusten bearbeitet. Ja, in dem Punkt bin ich ein Sünder, ich gebe mich ein bißchen viel mit ihnen ab. Ich bitte nur immer um eins: Zankt euch meinetwegen nur nicht so herum, ihr Weiber, ihr sollt ja alle was von mir haben! Seid nur nicht neidisch aufeinander, ihr seid mir alle gleich lieb, ich bin euch allen gut..."

Er lachte verlegen in seinen Bart hinein und erzählte:

„Einmal hätte ich sogar beinahe mit einer feinen Dame angebändelt. Sie war aus der Stadt in die Sommerfrische hierhergekommen, die Dame. Ein schönes Weib war sie, weiß wie Milch, und Haare hatte sie wie Flachs. Und tiefblaue, gute Augen. Ich verkaufte ihr Fische und guckte sie dann immer so an. ‚Was hast du bloß?' fragte sie. ‚Das wissen Sie doch selbst', sagte ich. ‚Na schön', sagte sie, ‚ich komme heute nacht zu dir. Warte auf mich.' Und sie kam denn auch. Bloß — die Mücken störten sie, die Mücken bissen sie so, daß schließlich doch nichts draus wurde. ‚Ich kann wirklich nicht, sie beißen so schrecklich', sagte sie und weinte beinahe dabei. Am nächsten Tag kam ihr Mann her, ein Richter oder so was. Ja, ja, so sind sie, die Damen", schloß er bekümmert und vorwurfsvoll. „Die Mücken setzen ihnen zu..."

Den Kukuschkin lobte Isot sehr:

„Sieh dir nur den Mann näher an — er hat ein gutes Herz. Die Leute mögen ihn nicht. Sehr dumm von ihnen! Gewiß, er ist ein Schwätzer. Aber jedes Stück Vieh hat eben seine eigene Farbe."

Kukuschkin war landlos; er hatte eine versoffene Tagelöhnerin geheiratet, eine kleine, aber sehr flinke, kräftige, boshafte Person. Seine Hütte hatte er an einen Schmied vermietet; er selbst wohnte in Pankows Badehäuschen, weil er bei ihm arbeitete. Er hörte sehr gern Neuigkeiten, und wenn es keine gab, dachte er sich selber eine Masse Geschichten aus, die er gleichsam auf einem langen Faden aufreihte.

„Michailo Antonow, hast du gehört? Der Wachtmann von Tinkowo will Mönch werden und den Polizeidienst aufgeben. ‚Ich mag nicht immerzu den Bauern in die Fresse hauen', sagt er. Jawohl!"

Der Chochol entgegnete ganz ernst:

„Seht ihr, so läuft euch schließlich noch die ganze Obrigkeit davon!"

Kukuschkin knipst Strohhalme, Heu und Hühnerflaum aus seinem zottigen roten Haar und erwägt:

„Alle werden sie ja nicht weglaufen. Aber wer noch ein bißchen Gewissen hat, dem fällt es natürlich schwer, im Amt zu bleiben. Ich seh' schon, du glaubst nicht ans Gewissen, Antonytsch. Aber ohne Gewissen kommst du doch nicht durchs Leben, wenn du auch noch so klug bist. Da kann ich dir eine Geschichte erzählen..."

Und er erzählt von irgendeiner „furchtbar klugen" Gutsbesitzerin:

„Also, die war ein so böses Weib, daß sogar der Gouverneur, trotz seinem hohen Amt, sie mal aufsuchte. ‚Gnädigste Frau', sagte er, ‚seien Sie für alle Fälle etwas vorsichtiger! Von Ihrer schauderhaften Gemeinheit reden die Leute schon in Petersburg!' Sie setzte ihm natürlich einen süßen Schnaps vor, sagte aber kurzweg: ‚Fahren Sie in Gottes Namen wieder heim; ich kann mich nun mal nicht ändern!' Aber so an die drei Jahre später versammelte sie plötzlich ihre Bauern ... ‚Da habt ihr all mein Land', sagte sie, ‚lebt wohl, verzeiht mir, ich will...'"

„Ins Kloster gehen", sprach ihm der Chochol vor.

Kukuschkin sah ihn betroffen an und bestätigte:

„Ganz richtig. Äbtissin wollte sie werden! Du hast also auch von der Geschichte gehört."

„Ich habe nie was davon gehört."

„Ja, woher weißt du es dann?"

„Weil ich dich eben kenne."

Der Geschichtenerzähler schüttelte den Kopf und murmelte:

„Daß du den Leuten niemals Glauben schenkst...“

So war es immer. In seinen Geschichten hörten die schlechten, bösen Menschen immer auf, Böses zu tun, und verschwanden spurlos. Noch häufiger aber beförderte Kukuschkin sie ins Kloster, als wäre es eine Müllablage.

Er hatte manchmal ganz überraschende, seltsame Einfälle. Plötzlich runzelte er die Stirn und erklärte:

„Ganz unnützerweise haben wir die Tataren besiegt. Die Tataren sind besser als wir.“

Dabei hatte kein Mensch ein Wort über die Tataren gesagt, wir hatten vielmehr gerade über die Organisierung der Obstgartenbesitzer gesprochen.

Romas erzählte von Sibirien, von einem reichen sibirischen Bauern. Plötzlich brummte Kukuschkin nachdenklich:

„Wenn man zwei, drei Jahre keine Heringe finge, müßten ihrer doch so viele werden, daß das Meer aus den Ufern treten würde und es eine neue Sintflut gäbe. Der Hering ist ein ungeheuer fruchtbarer Fisch.“

Im Dorf gilt Kukuschkin als ein Windbeutel. Seine Geschichten und seltsamen Einfälle ärgern die Bauern, fordern sie zu Geschimpfe und Spottreden heraus. Aber sie hören ihm doch immer mit Anteilnahme und Aufmerksamkeit zu, als erwarteten sie, unter all seinen Schwindeleien doch mal die Wahrheit zu finden.

„Dummer Schwätzer“, nennen ihn die bedächtigen Leute. Nur der Stutzer Pankow sagt ganz ernst:

„Stepan hat's faustdick hinter den Ohren...“

Kukuschkin war ein sehr brauchbarer Arbeiter. Er war Böttcher, Ofensetzer, wußte mit Bienen umzugehen, unterwies die Weiber in der Geflügelzucht, war geschickt in Zimmermannsarbeiten, und alles gelang ihm, obwohl er sehr langsam und ohne allzu große Lust arbeitete. Er hatte Katzen gern, und in seinem Badehaus hielt er sich an die zehn wohlgenährte Tiere mit ihren Jungen; er fütterte sie mit Krähen und Dohlen, und dadurch, daß er sie zum Vogelfressen anhielt, wurde die allgemeine Abneigung gegen ihn noch verstärkt. Seine Katzen würgten Küken und Hennen ab, die Weiber machten Jagd auf sie und prügelten sie unbarmherzig. In der Nähe von Kukuschkins Behausung war häufig das wütende Keifen aufgebrachter Hausfrauen zu hören; aber das regte ihn nicht weiter auf:

„Die dummen Weiber! Eine Katze ist doch ein Jagdtier, ist geschickter als ein Hund. Ich richte die Katzen zur Jagd auf Vögel ab. Hunderte von Katzen könnten wir züchten und dann verkaufen. Das wäre doch eine schöne Einnahmequelle für uns, ihr dummen Weiber!“

Er hatte früher einmal lesen und schreiben können, hatte es aber wieder verlernt und wollte nun auch nichts mehr davon wissen. Von Natur klug, erfaßte er rascher als alle anderen das Wesentliche in den Erzählungen des Chochols.

„Ja, ja“, sagte er und blinzelte wie ein Kind, das eine bittere Arznei schluckt, „also Iwan der Schreckliche war gerade für die kleinen Leute gar nicht so schlimm...“

Er, Isot und Pankow kamen oft abends zu uns und saßen häufig bis Mitternacht. Sie lauschten Michails Erzählungen von der Erschaffung der Welt, vom Leben in fremden Ländern, von den revolutionären Zuckungen der Völker. Pankow gefiel die Französische Revolution:

„Das war einmal eine wirkliche Lebenswende“, sagte er beifällig.

Er hatte sich vor zwei Jahren von seinem Vater, einem reichen Bauern mit einem Riesenkropf und weit vorquellenden Augen, auszahlen lassen und hatte „aus Liebe“ eine verwaiste Nichte des Isot geheiratet, die er zwar streng behandelte, aber nach städtischer Mode kleidete. Sein Vater hatte ihn wegen seiner Aufsässigkeit verflucht; jedesmal, wenn er an dem neuen Häuschen des Sohnes vorbeikam, spuckte er es wütend an. Pankow hatte, gegen den Willen der Kulaken, die ihn deswegen haßten, sein Haus an Romas verpachtet und einen Laden angebaut. Er aber verhielt sich den Kulaken gegenüber anscheinend gleichgültig, äußerte sich verächtlich über sie und sprach mit ihnen grob und höhnisch. Das Leben im Dorf lastete schwer auf ihm:

„Wenn ich Handwerker wäre, würde ich in die Stadt ziehen...“

Er sieht adrett aus, ist immer sauber gekleidet, tritt gemessen auf und ist sehr empfindlich. Im Denken ist er vorsichtig, mißtrauisch.

„Hast du dich dieser Sache aus Herzensneigung oder aus Berechnung gewidmet?“ fragt er Romas.

„Nun, was meinst du wohl?“

„Nein, du sollst es selber sagen.“

„Was wäre nach deiner Meinung besser?“

„Ich weiß es nicht. Und nach deiner Meinung?“

Der Chochol läßt nicht locker und bringt schließlich den Bauern doch dazu, sich auszusprechen.

„Besser ist's natürlich, wenn du aus Verstand so handelst. Der Verstand unternimmt nichts Zweckloses, und wo ein Zweck ist, da steht die Sache auf festen Füßen. Unser Herz ist ein schlechter Ratgeber. Ließe ich mich immer vom Herzen leiten, so würde ich was Schönes anrichten! Ich würde ganz sicher unserm Popen Feuer ans Haus legen, damit er seine Nase nicht in Dinge steckt, die ihn nichts angehen!“

Der Pope, ein bösartiger Alter mit einem Maulwurfsgesicht, hatte Pankow viel Verdruß dadurch bereitet, daß er sich in seinen Streit mit dem Vater eingemengt hatte.

Anfangs verhielt sich Pankow mir gegenüber unfreundlich, ja fast feindselig, schrie mich sogar an, als stünde ich bei ihm in Dienst. Aber das gab sich

bald, obwohl ich fühlte, daß er doch noch im geheimen Mißtrauen gegen mich hegte, und obwohl er mir auch unsympathisch war. Recht lebhaft stehen mir noch die Abende in dem kleinen, sauberen Stübchen mit den Bretterwänden in Erinnerung. Die Fensterläden sind fest geschlossen, auf dem Tisch in der Ecke brennt die Lampe, vor ihr sitzt ein glattgeschorener Mensch mit hoher Stirn und starkem Bart und spricht:

„Der Sinn des Lebens liegt darin, daß sich der Mensch immer weiter vom Vieh entferne..."

Die drei Bauern lauschen ihm aufmerksam. Alle haben sie gutmütige Augen und kluge Gesichter. Isot sitzt immer regungslos da, als horche er auf etwas ganz Fernes, was nur er allein hört. Kukuschkin rückt, wie von Mücken gestochen, immerzu hin und her, und Pankow zupft an seinem hellen Schnurrbärtchen und überlegt halblaut vor sich hin:

„Dann war es also doch notwendig, daß sich das Volk in verschiedene Stände spaltete..."

Mir gefällt ganz besonders, daß Pankow niemals grob mit Kukuschkin spricht, der doch sein Knecht ist, und daß er die spaßigen Einfälle des Träumers immer aufmerksam anhört.

Wenn die Plauderstunde vorbei ist, gehe ich in meine Bodenkammer und sitze da am offenen Fenster, auf das schlummernde Dorf und die Felder blickend, wo tiefes Schweigen herrscht. Der Glanz der Sterne durchdringt das Dunkel der Nacht; sie sind der Erde um so näher, je weiter sie von mir entfernt sind. Das Schweigen preßt mir das Herz zusammen, die Gedanken zerfließen im unendlichen Weltenraum, und ich sehe Tausende von Dörfern, die sich ebenso stumm an die flache Erde schmiegen wie unser Dorf. Reglosigkeit, Stille.

Die dunstige Leere, die mich warm umfängt, saugt sich, Tausenden unsichtbarer Blutegel gleich, an meiner Seele fest, und ich fühle allmählich eine schläfrige Mattigkeit über mich kommen; eine unbestimmte Angst peinigt mich. So klein und so nichtig bin ich auf Erden...

Das freudlose Leben des Dorfes ersteht vor meinen Augen wieder. Ich hatte oft gehört und gelesen, das Leben im Dorfe sei gesünder und herzlicher als das Stadtleben. Aber hier sehe ich Bauern in ununterbrochener Fronarbeit, viele von ihnen sind krank, ganz zuschanden gearbeitet, fröhliche Menschen gibt es hier fast gar nicht. Die Handwerker und die Arbeiter in der Stadt, die nicht weniger arbeiten, leben vergnügter und klagen nicht so jämmerlich über das Leben wie diese finsteren Menschen hier. Das Leben des Bauern kommt mir gar nicht so einfach vor; es verlangt angespannteste Aufmerksamkeit für alles, was zur Scholle gehört, und viel Schlauheit und Wachsamkeit den Menschen gegenüber. Und dieses an Vernunft arme Leben hat nichts Herzliches an sich, man merkt, daß die Dörfler tastend leben, wie die Blinden; alle fürchten sie sich vor etwas, sie trauen einander nicht; etwas Wölfisches haftet ihnen an.

Es fällt mir schwer, zu begreifen, weshalb sie so störrisch Chochol nicht mögen, und auch Pankow und alle die andern, die „zu uns" gehören — alle die Leute, die vernünftig leben wollen.

Deutlich sehe ich die Vorzüge der Stadt vor mir, ihr Lechzen nach Glück, das kecke Forschen des Verstandes, der sich die mannigfachsten Ziele und Aufgaben steckt. Und in solchen Nächten muß ich immer wieder an zwei Städter zurückdenken:

F. KALUGIN & S. NEBEJ,
UHRMACHERMEISTER,
nehmen auch Apparate aller Art in Reparatur, chirurgische Instrumente, Nähmaschinen, Musikdosen aller Systeme und ähnliches.

Dieses Schild hängt über der schmalen Tür eines kleinen Ladens. Zu beiden Seiten der Tür sind verstaubte Fenster, an deren einem F. Kalugin sitzt — kahl, einen großen Knubben auf dem gelben Schädel und eine Lupe im Auge. Er hat ein rundes Gesicht, ist von stämmigem Wuchs und lächelt fast ununterbrochen, während er mit einer feinen Zange im Räderwerk einer Uhr herumstochert; oder er singt vor sich hin, den runden Mund unter der grauen Bürste des Schnurrbarts weit öffnend. An dem andern Fenster sitzt S. Nebej, kraushaarig, schwarz; er hat eine lange krumme Nase, große, pflaumenähnliche Augen und einen Spitzbart; er ist dürr, mager und sieht aus wie ein Teufel. Auch er zerlegt irgendwelche winzigen Dinge oder setzt sie zusammen und schreit dabei manchmal ganz unerwartet mit Baßstimme:

„Tra—ta—tam—tam—tam!"

Hinter beider Rücken herrscht ein wahres Durcheinander von Kisten, Maschinen, allerhand Rädern, Musikinstrumenten, Globussen. Überall liegen auf Regalen Metallgegenstände von verschiedenster Form herum, an der Wand hängt eine Menge Uhren mit schwingenden Pendeln. Ich könnte den ganzen Tag zuschauen, wie diese Leute arbeiten; aber mein langer Körper nimmt ihnen das Licht, sie schneiden mir fürchterliche Gesichter, fuchteln mit den Armen und jagen mich davon. Beim Weggehen denke ich neiderfüllt:

„Wie glücklich muß man doch sein, wenn man alles zu machen versteht."

Ich empfinde tiefe Achtung vor diesen Männern und bin überzeugt, daß sie die Geheimnisse aller Maschinen und Instrumente kennen und alles auf Erden zu reparieren verstehen. Das sind Kerle!...

Das Dorf aber gefällt mir nicht, die Bauern sind mir unverständlich. Die Frauen klagen immerfort über Krankheiten, bald drückt ihnen etwas „aufs Herz", bald „liegt es schwer" auf der Brust, beständig haben sie „Bauchgrimmen", das ist es, wovon sie am häufigsten und am liebsten reden, wenn sie feiertags vor ihren Häuschen oder am Ufer der

Wolga sitzen. Alle sind sie unglaublich leicht erregbar und beschimpfen einander in der wüstesten Weise. Wegen eines zerschlagenen Kochtopfes, der zwölf Kopeken wert war, prügelten sich einmal drei Familien mit Knüppeln, brachen einer alten Frau den Arm und schlugen einem jungen Bengel den Schädel ein. Solche Schlägereien kamen fast allwöchentlich vor.

Die jungen Burschen benehmen sich gegen die Mädchen gemein und roh und treiben allerhand häßlichen Schabernack mit ihnen. Sie greifen zum Beispiel Mädel auf dem Felde auf, heben ihnen die Röcke hoch und binden diese über ihren Köpfen mit Bast fest zusammen. Das heißt: „eine Blume machen". Die vom Gürtel ab nackten Mädchen kreischen und fluchen natürlich; offenbar macht ihnen dieser Unfug aber doch Spaß, denn man merkt, daß sie ihre Röcke viel langsamer losbinden, als sie wohl könnten. In der Kirche bei der Messe kneifen die Burschen die Mädel in den Hintern — anscheinend gehen sie überhaupt nur zu dem Zweck in die Kirche. Eines Sonntags polterte der Pope von seiner Kanzel herab:

„Ihr Viecher! Wißt ihr denn keinen anderen Ort für eure Schweinereien?"

„In der Ukraine ist das Volk in religiöser Hinsicht vielleicht poetischer", erzählte einmal Romas. „Hier aber finde ich, als sogenannten Glauben an Gott, nur die allergröbsten Instinkte der Angst und der Habgier. Die Menschen hier, die kennen keine aufrichtige Liebe zu Gott, kein Entzücken über seine Schönheit und seine Macht. Vielleicht ist es auch ganz gut so — sie werden daher die Religion leichter los, und sie ist und bleibt doch das schädlichste aller Vorurteile, lassen Sie sich das gesagt sein."

Die Burschen sind Aufschneider und Feiglinge. Schon zwei- oder dreimal haben sie versucht, mich zu verprügeln, indem sie mich nachts auf der Straße überfielen. Aber es ist ihnen nicht gelungen, nur einen Stockhieb ans Bein habe ich einmal abbekommen. Ich erzählte Romas natürlich nichts von diesen Scharmützeln; als er bemerkte, daß ich humpelte, erriet er jedoch von selbst, was los war.

„Aha, da haben Sie also doch mal eine Liebesgabe abbekommen. Ich hab's Ihnen ja vorausgesagt."

Er redete mir zu, des Nachts nicht auszugehen, aber manchmal gehe ich doch durch die Gemüsegärten ans Ufer der Wolga, sitze da unter den Weiden und schaue durch den durchsichtigen Vorhang der Nacht über den Strom nach den Wiesen hinüber. Majestätisch, langsam fließt die Wolga dahin, reich vergoldet durch die vom toten Mond widergespiegelten Strahlen der jetzt unsichtbaren Sonne. Ich liebe den Mond nicht, er hat etwas Unheilverkündendes; wie den Hunden, so erweckt er auch mir Schwermut und den Wunsch, laut zu heulen. Ich freute mich sehr, als ich erfuhr, daß er nicht in seinem eigenen Licht leuchtet, daß er tot und alles an und auf ihm leblos ist. Bis dahin hatte ich mir immer eingebildet, er sei mit kupfernen Menschen bevölkert, die aus lauter Dreiecken beständen, sich wie Reißzirkel bewegten und mit hohlem Klang, dumpf, traurig läuteten. Ich glaubte, dort oben sei alles aus Kupfer — Pflanzen, Tiere, alles gäbe ununterbrochen eherne, dumpfe Töne von sich, sei der Erde feindlich gesinnt und führe Böses gegen sie im Schilde. Es war mir angenehm zu erfahren, daß der Mond eine leere Stelle am Himmel ist; aber ich wünschte trotzdem, ein großes Meteor möge auf ihn herabstürzen, mit einer Kraft, die hinreichte, ihn durch seinen Anprall in Flammen aufgehen zu lassen, so daß er fortan mit eignem Licht über der Erde leuchten könne.

Wenn ich so beobachte, wie die Strömung der Wolga den brokatnen Lichtstreifen kräuselt und, von fernher aus der Finsternis kommend, wieder im schwarzen Schatten des Bergufers verschwindet — dann fühle ich, wie mein Denken kühner und schärfer wird. Es denkt sich jetzt so schön und leicht an etwas, was sich nicht in Worte fassen läßt und dem, was ich am Tage erlebte, ganz fremd ist. Die ungeheuren Wassermassen fluten fast lautlos dahin. Auf dem dunkeln, breiten Pfad gleitet ein Dampfer stromabwärts, wie ein Riesenvogel mit feurigem Gefieder. Hinter ihm rauscht es leise, als regten sich schwere Fittiche. Nahe dem Wiesenufer schwebt ein Licht hin und her, von dem aus ein scharfer roter Strahl über das Wasser zuckt: da ist ein Fischer mit seiner Fackel bei der Arbeit; fast möchte man denken, ein heimatloser Stern habe sich vom Himmel auf den Strom fallen lassen und schwebe nun als feurige Blume über den Wassern.

Aus Büchern Zusammengelesenes entwickelt sich zu seltsamen Visionen, die Phantasie webt unaufhörlich Bilder von unvergleichlicher Schönheit, und es ist, als schwimme man in der weichen Nachtluft hinter dem Strom her.

So findet mich Isot. Bei Nacht kommt er mir noch größer vor. Ich fühle mich ihm noch näher.

„Bist du schon wieder hier?" fragt er und setzt sich neben mich. Lange schweigt er. Ganz versonnen schaut er auf den Fluß und nach dem Himmel und streicht über seinen seidigen goldblonden Bart.

Dann träumt er vor sich hin:

„Ich will tüchtig lernen und fleißig lesen, dann gehe ich stromauf, stromab und kann alles verstehen. Und werde andere Menschen lehren. Ja, zu schön ist's, Lieber, wenn man sich einem andern Menschen so recht von Herzen mitteilen kann. Sogar Weiber, manche wenigstens, sogar die verstehen es, wenn man so recht von Herzen mit ihnen spricht. Neulich saß mal eine bei mir im Boot und fragte: ‚Was wird denn eigentlich mit uns, wenn wir sterben? Ich glaube nicht an die Hölle und auch nicht an ein Jenseits', so sprach sie. Was sagst du dazu? Ja, ja, auch die Weiber, Bester..."

Er fand nicht gleich das rechte Wort, schwieg einen Augenblick und fügte schließlich hinzu:

„... haben lebendige Seelen ..."

Isot war ein Nachtmensch. Er empfand das Schöne lebhaft, sprach gerne davon mit leisen Worten wie ein träumendes Kind. An Gott glaubte er ohne Furcht, wenn er auch am kirchlichen Gottesbegriff festhielt; er stellte sich Gott vor als einen großen, würdevollen Greis, als den guten, klugen Herrn der Welt, der das Übel nur deshalb nicht ausrotten kann, weil ... „weil es so schrecklich viele Menschen gibt, darum wird er nicht damit fertig. Nun, das hat nichts zu sagen; er wird's schon schaffen — sollst mal sehen. Aber Christus, den kann ich nicht begreifen — nein, ich kann's nun einmal nicht. Der bedeutet gar nichts für mich. Es gibt eben einen lieben Gott, und damit basta! Da soll aber mit einemmal noch einer da sein? Sein Sohn, sagen sie. — Sein Sohn? Das wäre ja noch schöner. Gott ist doch nicht gestorben?"

Meist aber sitzt Isot schweigend da und grübelt vor sich hin. Ab und zu seufzt er und spricht:

„Ja, ja, so ist es."

„Ja, was denn?"

„Ich meine nur so ..."

Er schaut in die trübe Ferne und seufzt wieder.

„Es ist doch schön, das Leben."

Ich stimme ihm bei.

„Ja, es ist schön."

Machtvoll wälzt sich der samtene Streifen des Wassers dahin; über ihm wölbt sich der silberne Bogen der Milchstraße; goldenen Lerchen gleich funkeln die großen Sterne, und das Herz singt leise seine törichten Gedanken über die Geheimnisse des Lebens.

In weiter Ferne, über den Wiesen, brechen aus rötlichen Wolken die Strahlen der Sonne hervor, schon läßt sie das Pfauenrad ihrer Strahlen am Himmel spielen. „Es ist doch was Wunderbares um die Sonne", murmelt Isot, glückselig lächelnd.

Die Apfelbäume stehen in Blüte. Das Dorf ist in ein rosiges Blütenmeer gehüllt, ein bitterer Duft dringt überall hin, den Geruch von Dünger und Teer verdrängend. Hunderte von blühenden Bäumen, festtäglich im rosa Atlas der Blüten prangend, ziehen sich in regelmäßigen Reihen vom Dorf zu den Feldern hin. In mondhellen Nächten, wenn ein leiser Wind wehte, wiegten sich die Blüten wie Falter, sie rauschten kaum hörbar, und es war, als fluteten goldigblaue, schwere Wogen über das Dorf hin. Unermüdlich leidenschaftlich sangen die Nachtigallen; bei Tag neckten sich die kecken Stare, unsichtbare Lerchen ließen unaufhörlich ihre zarten Triller auf die Erde niederströmen.

An Feiertagen zogen abends die Mädchen und die jungen Frauen durch die Dorfstraße, sangen, wie junge Vögel den Mund weit geöffnet, ihre Lieder und lächelten schmachtend, wie trunken. Auch Isot lächelte wie berauscht; er war stark abgemagert, seine Augen lagen tief eingesunken in den dunkeln Höhlen, sein Gesicht wirkte noch herber, schöner, ja heiliger. Er schlief ganze Tage lang und erschien erst gegen Abend, besorgt und versonnen, auf der Straße.

Kukuschkin machte sich in seiner derben, doch harmlosen Weise über ihn lustig; Isot aber sagte, verlegen schmunzelnd, einmal übers andere:

„So halt doch schon den Mund. Das geht nun mal nicht anders."

Und er sprach entzückt:

„Ach, es ist doch gar süß zu leben! Und wie liebevoll man doch leben kann, was für zarte Worte es fürs Herz gibt. Manches Wort bleibt bis zum Tode unvergessen. Und wenn man von den Toten aufersteht, wird man sich zuallererst daran erinnern."

„Sieh dich nur vor! Den Weibern ihre Männer werden dich mal mächtig verhauen", warnte ihn der Chochol, lächelte ihm aber auch freundlich zu.

„Nun ja — Grund dazu haben sie", gab Isot zu.

Fast in jeder Nacht erklang mit dem Sang der Nachtigallen zugleich in den Gärten, auf dem Felde, am Ufer des Stromes Miguns hohe, ergreifende Stimme. Er sang erstaunlich schön, beliebte Lieder, und dafür verziehen ihm sogar die Bauern vieles.

Sonnabends gegen Abend versammelte sich vor unserem Laden eine Menge Menschen, unter denen der alte Suslow, Barinow, der Schmied Krotow, Migun niemals fehlten. Da sitzen sie alle und plaudern bedächtig. Die einen gehen, die anderen kommen — so geht es fast bis Mitternacht. Manchmal lärmen Betrunkene, häufiger als andere der Soldat Kostin, ein Mensch, der nur noch ein Auge hat und dessen linke Hand verkrüppelt ist. Er hat die Ärmel aufgekrempelt, fuchtelt mit den Fäusten herum, nähert sich gespreizt wie ein Kampfhahn dem Laden und brüllt heiser, mit Anstrengung:

„Die Chochols sind eine ganz schädliche Rasse, die sind ja türkischer Konfession. Antworte — warum gehst du nicht zur Kirche? Wie? Du Ketzerseele! Du Aufwiegler! Antworte — was bist du denn eigentlich?"

Man neckt ihn:

„Mischka, wozu hast du dir die Finger selber abgeschossen? Hast du Angst vor den Türken gehabt?"

Er will zuschlagen, wird aber unter lautem Gelächter gepackt und in die Schlucht gestoßen. Wie ein Kreisel rollt er den Abhang hinunter und kreischt mit gräßlicher Stimme:

„Hilfe! Mörder! ..."

Dann klettert er wieder in die Höhe, ganz bestaubt, und bettelt den Chochol an, er solle ihm ein Gläschen Schnaps bezahlen.

„Wofür denn?"

„Für den Spaß, den ihr gehabt habt", antwortet Kostin. Und die Bauern lachen schallend.

Eines Morgens, an einem Feiertag — die Köchin hatte gerade Feuer angemacht und war auf den Hof

hinausgegangen, ich befand mich im Laden —, gab es in der Küche einen lauten Knall, der Laden erbebte, die Blechbüchsen mit Fruchtbonbons fielen von den Regalen herunter, die Fensterscheiben zersprangen klirrend, auf dem Fußboden prasselte es. Ich stürzte sofort in die Küche; durch die Tür drangen schwarze Rauchwolken ins Zimmer, hinter denen es zischte und krachte. Der Chochol packte mich an der Schulter:

„Halt! Stehenbleiben!"

Im Flur heulte die Köchin.

„Dummes Weib ..."

Romas stürzte sich mitten in die Rauchschwaden, fuhr polternd hin und her, schimpfte derb und schrie dann:

„Halt 's Maul! Bring Wasser!"

Auf dem Fußboden der Küche rauchten Holzscheite, brannten Späne, lagen Ziegelsteine verstreut; der schwarze Schlund des Herdes war leer, wie ausgefegt. Ich tastete in dem Rauch nach dem Wassereimer, löschte das Feuer auf dem Fußboden und warf die Holzscheite wieder in den Ofen zurück.

„Sieh dich vor", sagte der Chochol, nahm die Köchin an die Hand, stieß sie ins Zimmer und rief ihr zu:

„Schließ den Laden." Dann zu mir gewandt: „Vorsicht, Maximytsch! Es könnte noch eine Explosion geben..." Er hockte sich nieder und besah die runden Tannenscheite; dann zog er die Scheite, die ich eben in den Herd hineingeworfen hatte, wieder heraus.

„Was tun Sie denn da?"

„Da — sehen Sie mal!"

Er hielt mir ein eigentümlich gespaltenes Stück Rundholz hin, und ich sah, daß es innen mit dem Bohrer ausgehöhlt und seltsam verrußt war.

„Begreifen Sie jetzt? Die Satanskerle haben ein Scheit mit Pulver gefüllt. Dumme Bande! Was kann man mit einem Pfund Pulver groß anrichten?"

Er legte das Stück Holz beiseite, wusch sich die Hände und sagte:

„Es ist nur gut, daß die Aksinja draußen war. Sonst wäre sie verletzt worden..."

Der säuerliche Rauch verzog sich bald. Man sah jetzt, daß das Geschirr auf dem Küchenbrett in Scherben lag. Alle Fensterscheiben waren eingedrückt, aus dem Ofenloch waren die Ziegel herausgeflogen.

In diesem Augenblick wollte mir des Chochols Ruhe nicht recht gefallen. Er benahm sich so, als ob ihm der Bubenstreich auch nicht das geringste ausmachte. Auf der Straße tobten indes die Dorfjungen herum, man hörte Geschrei:

„Beim Chochol brennt's! Feuer!"

Eine Frau brach in ein Klagegeheul aus, in der Stube zeterte angsterfüllt Aksinja:

„Sie brechen in den Laden ein, Michailo Antonytsch!"

„Immer Ruhe, Ruhe!" sagte er und wischte sich mit dem Handtuch den nassen Bart.

In die offenen Stubenfenster schauten von Angst und Zorn entstellte, behaarte Gesichter herein, die Augen zum Schutz gegen den beizenden Rauch zukneifend. Jemand kreischte aufgeregt:

„'raus aus dem Dorf mit der Bande! Immer gibt's Skandal bei denen! Was ist denn das wieder, Herrgott!"

Ein kleiner, rothaariger Bauer wollte gerade, sich bekreuzigend und die Lippen lautlos bewegend, zum Fenster hereinklettern. Er brachte es nicht fertig. In der rechten Hand hielt er eine Axt, die linke, mit der er krampfhaft nach dem Fensterbrett griff, glitt immer wieder herunter.

Das Holzscheit in der Hand, fragte Romas ihn:

„Wo willst du hin?"

„Das Feuer löschen, Väterchen..."

„Es brennt ja nirgends..."

Der Bauer riß erschrocken den Mund auf und verschwand. Romas trat auf die Vortreppe vor dem Laden, zeigte der versammelten Menge das ausgehöhlte Holzscheit und sagte:

„Einer von euch hat dieses Scheit hier mit Schießpulver gefüllt und es unter unser Brennholz gesteckt. Es war aber zu wenig Pulver drin, und so ist alles ohne Schaden abgegangen..."

Ich stand hinter ihm, beobachtete die Menge und hörte, wie der Bauer mit der Axt ängstlich erzählte:

„Also, da holt er mit seinem Scheit nach mir aus..."

Der Soldat Kostin war schon wieder besoffen und brüllte:

„Schmeißt ihn 'raus, den Halunken! Ins Loch mit ihm..."

Die meisten aber schwiegen, sahen Romas scharf an und lauschten mißtrauisch seinen Worten.

„Um das Haus da in die Luft zu sprengen, ist viel mehr Pulver nötig. Mindestens ein Pud. So, jetzt geht nur wieder nach Hause..."

Einer fragte:

„Wo ist denn der Älteste?"

„Die Polizei muß man holen, den Wachtmeister!"

Die Leute gingen langsam fort, sichtlich ungern, als wäre es ihnen leid um etwas.

Wir setzten uns zum Tee. Aksinja schenkte ein, freundlich und gut wie noch nie, blickte Romas mitleidig an und sagte:

„Sie beschweren sich nie über die Leute, darum werden die jetzt frech."

„Sind Sie denn gar nicht erbost über die Sache?" fragte ich.

„Wir haben keine Zeit, über solche Dummheiten erbost zu sein."

Ich dachte bei mir: Wenn doch alle Menschen ihre Arbeit mit solcher Ruhe verrichteten!

Er aber redete schon davon, daß er demnächst nach Kasan fahren müsse, und fragte mich, welche Bücher er mir mitbringen solle.

Manchmal war es mir, als arbeite in diesem Menschen an Stelle der Seele irgendein Mechanismus, dem einer Uhr ähnlich, der ein für allemal, fürs ganze Leben, aufgezogen worden wäre. Ich hatte unseren Chochol sehr gern und schätzte ihn gewiß hoch, aber ich wünschte doch, er möchte mal auf mich oder auf sonst jemand böse werden, möchte mal laut schreien und mit den Füßen stampfen. Er konnte oder wollte aber nicht zornig werden; reizte man ihn durch Dummheit oder Gemeinheit, so kniff er nur spöttisch die grauen Augen ein und sagte mit kurzen, kalten Worten immer etwas sehr Schlichtes, Hartes.

So fragte er Suslow:

„Weshalb sind Sie alter Kerl eigentlich so hinterhältig, wie?"

Die gelben Backen und die Stirn des Alten wurden langsam puterrot, ja es sah so aus, als färbe sich auch sein weißer Bart an den Haarwurzeln rot.

„Das nützt Ihnen ja doch nichts; Sie bringen sich nur um die Achtung der Leute."

Suslow ließ den Kopf hängen und stimmte bei:

„Das ist schon wahr — es nützt nichts."

Später sagte Suslow zu Isot:

„Das ist ein Seelenkenner. Solche Leute müßten wir in der Obrigkeit haben ..."

... Kurz und faßlich erklärt mir Romas, was ich in seiner Abwesenheit tun und wie ich mich verhalten soll, und ich habe den Eindruck, als ob er den Versuch, ihn durch die Explosion einzuschüchtern, schon völlig vergessen hätte, so, wie man einen Insektenstich vergißt.

Pankow kam. Er besah den Schaden und fragte finster:

„Habt ihr gar keinen Schreck gekriegt?"

„Na, wovor denn?"

„Das ist doch der reine Krieg!"

„Setz dich! Trink Tee!"

„Meine Frau wartet auf mich."

„Wo warst du denn?"

„Fische fangen, mit Isot."

Er schickte sich zum Gehen an; in der Küche wiederholte er nachdenklich:

„Das ist ja der reine Krieg."

Er redete mit dem Chochol immer sehr kurz, als wäre alles Wichtige und Schwierige längst durchgesprochen. Ich erinnere mich noch: als uns Romas die Geschichte der Regierung Iwans des Schrecklichen erzählt hatte, sagte Isot:

„Ein ungemütlicher Zar."

„Ein richtiger Schlächter", fügte Kukuschkin hinzu, aber Pankow erklärte mit Bestimmtheit:

„Besonders klug kann ich ihn nicht finden. Na schön, er hat die Fürsten alle umgebracht, aber er hat doch an ihrer Statt eine Menge kleiner Edelleute neu geschaffen. Und hat auch noch Fremde dazugeholt, Ausländer... Was ist daran weiter klug! Der kleine Gutsbesitzer ist schlimmer als der große. Eine Fliege ist kein Wolf, du kannst sie nicht mit der Flinte totschießen, aber quälen kann sie dich schlimmer als ein Wolf."

Kukuschkin kam mit einem Eimer verdünnten Lehms, setzte die Ziegel wieder ein und sagte:

„Da haben sie sich was Rechtes ausgeknobelt, diese Teufel. Ihre eigenen Läuse können sie nicht loswerden, aber einen Menschen umbringen, das möchten sie! Du solltest nicht zuviel Ware auf einmal herbringen, Antonytsch, lieber weniger und dafür öfters. Sonst legen sie doch mal Feuer an, paß auf! Jetzt, wo du die Sache da anpackst, mußt du schon auf Schlimmes gefaßt sein."

„Die Sache da" war die den Kulaken höchst unbequeme Vereinigung der Obstgartenbesitzer zu einem „Artel", einer Genossenschaft. Der Chochol hatte sie unter Mitwirkung von Pankow, Suslow und noch zwei oder drei anderen zustande gebracht. Die Mehrzahl der Kleinbauern begann darauf, sich Romas gegenüber freundlicher zu verhalten; die Zahl der Kunden in unserem Laden nahm merklich zu, und sogar die „Lackel" unter den Bauern, wie Barinow und Migun, bemühten sich nach Kräften, des Chochols Pläne zu fördern.

Migun gefiel mir sehr, ich hatte seine schönen schwermütigen Lieder gern. Wenn er sang, hielt er die Augen geschlossen, und sein leidendes Gesicht war dann nicht, wie sonst, von Krämpfen verzerrt. Er lebte auf in dunkeln Nächten, wenn kein Mondschein war oder ein dichter Wolkenschleier den Himmel verhüllte. Manchmal lud er mich schon am Abend leise ein:

„Komm heute an die Wolga."

Dort legte er in aller Heimlichkeit ein Netz auf Sterlette aus; rittlings auf seinem Kahn sitzend, ließ er die krummen, braunen Beine ins dunkle Wasser herabhängen und sagte halblaut:

„Wenn der gnädige Herr mich schlecht behandelt — na schön, ich kann's aushalten, hol ihn der Geier, er ist eine große Person, er weiß Dinge, die mir unbekannt sind. Aber wenn meinesgleichen, ein Bauer, mich schurigelt — das kann ich mir doch nicht gefallen lassen? Was ist denn der Unterschied zwischen uns? Der rechnet mit Rubeln und ich mit Kopeken — weiter nichts!"

Miguns Gesicht zuckt leidend, er zieht die Brauen hoch, flink bewegen sich seine Finger, sie tasten die Haken seines Netzes ab, schleifen sie mit der Feile, leise, innig tönt seine Stimme mir ans Ohr:

„Ich bin als Dieb verschrien. Na ja — ich bin eben ein Sünder! Aber schließlich leben doch alle Menschen vom Raub, alle saugen sie einander aus und beißen sich gegenseitig. Ja, so ist's. Gott liebt uns nicht, und der Teufel, der setzt uns Flausen in den Kopf!"

Schwarz wälzt sich der Strom an uns vorbei, schwarze Wolken ziehen über uns dahin, das Wiesenufer ist in undurchdringliche Finsternis gehüllt. Die Wellen plätschern behutsam über den Ufersand,

benetzen meine Füße, als wollten sie mich fortlocken in die uferlose, irgendwohin fließende Finsternis.

„Man muß doch leben?" fragt Migun mit einem Seufzer.

Oben auf der Höhe heult kläglich ein Hund. Wie im Traum denke ich:

„Aber weshalb muß man denn so leben wie du?"

Es ist sehr still auf dem Strom, ganz schwarz und unheimlich. Und diese warme Finsternis ist endlos ...

„Den Chochol schlagen sie doch noch mal tot. Und dich werden sie auch totschlagen, paß auf", brummt Migun. Dann fängt er plötzlich leise an zu singen:

„Mein Mütterlein, das liebte mich
Und sprach gar oft zu mir:
Ach, Jascha, ach, mein Herzenskind,
Bewahr den Frieden dir..."

Er schließt die Augen, seine Stimme klingt voller und schwermütiger, seine Finger, die an der Schnur seines Netzes herumbasteln, bewegen sich langsamer:

„Doch hört' ich nicht aufs Mütterlein,
Ach, hätt' ich's doch getan..."

Mir ist ganz seltsam zumute: so, als ob die ganze Erde, unterspült von der schwerfälligen Bewegung der dunkeln, flüssigen Masse, in diese hineinstürze, ich aber von der Erde hinabrutsche, in die Finsternis gleite, in der die Sonne auf immer versunken ist.

Ebenso plötzlich, wie er angefangen hatte, hörte Migun wieder auf zu singen, zerrte seinen Kahn ins Wasser, stieg ein und verschwand fast geräuschlos in der schwarzen Finsternis. Ich schaute ihm nach und dachte:

„Wozu leben solche Menschen nur?"

Zu meinen Freunden gehört auch Barinow, ein liederlicher Mensch, ein prahlerischer, fauler Schwätzer und Landstreicher. Er hatte mal in Moskau gelebt und spuckte in einem fort aus, wenn er von dieser Stadt erzählte:

„Eine ganz verteufelte Stadt ist das. Eine wüste Sache! Kirchen gibt es da — vierzehntausendundsechs Stück, aber die Menschen sind alle durch die Bank Spitzbuben. Und alle haben sie die Krätze, wie die Pferde. Bei Gott! Kaufleute und Soldaten und Bürgerpack — alle rennen sie 'rum und kratzen sich. Gewiß, die Zarenkanone haben sie da — das ist ein Riesending! Peter der Große hat sie selber gegossen, um die Rebellen damit niederzuknallen. Ein Weibsbild, eine Edelfrau, hatte nämlich einen Aufstand gegen ihn angezettelt, aus Liebe zu ihm. Ganze sieben Jahre hat er mit ihr gelebt, Tag für Tag, dann hat er sie mit drei Kindern sitzenlassen. Da wurde sie wütend, und so kam's zum Aufstand. Und weißt du, mein Lieber, wie er da aus dieser Kanone losböllerte gegen die Rebellen — na, ich sage dir! Neuntausenddreihundertundacht Mann fielen da gleich auf einmal! Er kriegte selber Angst dabei. ‚Nein', sagte er da zu Filaret, dem Metropoliten, ‚wir wollen das Luder lieber zunieten, damit es uns nicht in Versuchung führt.' Und so haben sie denn auch die Kanone vernietet."

Ich erwiderte ihm, das sei alles Blödsinn. Das nahm er aber sehr übel.

„Ach, du lieber Gott! Nein, was für einen scheußlichen Charakter du hast! Mir hat ein hochgelehrter Mann diese Geschichte erzählt, und du..."

Er war auch mal nach Kiew „zu den Heiligen" gepilgert und erzählte davon:

„Das ist eine Stadt — so ähnlich wie unser Dorf, sie steht auch auf einem Berge, und es ist auch ein Fluß da, ich habe vergessen, wie er heißt. Aber gegen unsere Wolga ist das bloß ein Tümpel! Man kann sich leicht in der Stadt verlaufen, das muß man schon sagen. Alle Straßen sind krumm und gehen bergauf. Die Leute sind alle Chochols, aber nicht von der Rasse wie unser Michailo Antonow, sondern halb polnisch, halb tatarisch. Sie quatschen nur so — es ist gar kein richtiges Reden. Ein ungehobeltes, schmieriges Volk. Frösche fressen sie. Frösche gibt's da, bis zu zehn Pfund schwer das Stück. Man fährt — und pflügt sogar — mit Ochsen. Sie haben da ganz besondere Ochsen: Der allerkleinste ist immer noch viermal so groß wie unsere hier. Dreiundachtzig Pud schwer sind die. Und siebenundfünfzigtausend Mönche gibt es da und zweihundertdreiundsiebzig Bischöfe... Du bist aber doch wirklich komisch. Wie kannst du denn da streiten wollen? Ich habe das doch alles selbst gesehen, mit meinen eigenen Augen. Und du — bist du etwa in Kiew gewesen? Du bist nicht da gewesen? Na also! Ich, mein Lieber, ich liebe die Genauigkeit über alles..."

Er schwärmte für große Zahlen und hatte bei mir addieren und multiplizieren gelernt, konnte aber das Dividieren nicht leiden. Mit Begeisterung multiplizierte er vielstellige Zahlen, machte dabei kühne Fehler und schrieb mit einem Stock eine lange Reihe von Zahlen in den Sand. Die sah er dann, seine Kinderaugen weit aufreißend, ganz verblüfft an und rief:

„So ein Ding kann kein Mensch aussprechen!"

Er war unansehnlich, zerlumpt und abgerissen, aber sein Gesicht mit dem krausen, vergnügten Bart war beinahe schön zu nennen; in seinen blauen Augen leuchtete ein kindliches Lächeln. Er und Kukuschkin hatten manches gemeinsam, und gerade deshalb gingen sie einander aus dem Wege.

Barinow war zweimal am Kaspischen Meer gewesen, zum Fischfang, und schwärmte noch immer davon:

„Also das Meer, mein Lieber, das ist ganz anders als alles, was wir kennen. Du bist vor ihm wie eine winzige Fliege! Hast du das Meer angeschaut, so bist du eine kleine Mücke daneben. Und ein wundervolles Leben ist's am Meere. Da kommen alle möglichen Menschen zusammen. Sogar ein Abt war da — jawohl, der arbeitete eben auch mit. Eine

Köchin war da — die hatte zuvor bei einem Staatsanwalt gelebt, als seine Geliebte. Da fehlte es ihr doch gewiß an nichts! Aber nein — sie hielt es nicht aus: ‚Ich hab' Euch sehr lieb, Herr Staatsanwalt, aber es hilft nichts, ich muß doch fort von Euch!' Denn wer das Meer ein einziges Mal gesehen hat, den zieht es immer wieder hin. Diese Weite! Wie im Himmel — kein Gedränge gibt's da! Ich will auch für immer dorthin gehen. Ich mag die Menschen nicht, das ist es. Ich müßte als Einsiedler leben, in einem entlegenen Kloster... Na ja, aber ich kenne leider keine anständigen Klöster..."

Er trieb sich im Dorf herum wie ein obdachloser Köter. Alle verachteten ihn, hörten aber seinen Erzählungen mit demselben Behagen zu wie Miguns Liedern.

„Fein kann der flunkern. Das macht Spaß!" Selbst nüchterne, verständige Menschen, wie Pankow, ließen sich manchmal durch seine Hirngespinste beeinflussen. Dieser sonst mißtrauische Mensch sagte eines Tages zum Chochol:

„Barinow will uns einreden, über Iwan den Schrecklichen stünde längst nicht alles in den Büchern. Vieles sei verheimlicht worden. Er soll ein Werwolf gewesen sein, der grausame Zar, und sich zuweilen in einen Adler verwandelt haben. Seitdem präge man Münzen mit Adlern, ihm zu Ehren."

Ich habe — wie oft schon — die Beobachtung gemacht, daß alles Ungewöhnliche, alles Phantastische, wenn es anschaulich, manchmal aber auch, wenn es ganz miserabel ausgedacht ist, den Leuten viel mehr gefällt als ernsthafte, von Lebenswahrheit erfüllte Erzählungen.

Als ich das aber einmal dem Chochol gegenüber äußerte, antwortete er lachend:

„Das geht vorüber! Die Menschen müssen nur denken lernen. Dann werden sie sich auch schon bis zur Wahrheit durchdenken. Diese verrückten Kerle aber, Barinow und Kukuschkin, die müssen Sie richtig verstehen lernen. Das sind Künstler, Dichter, wissen Sie. Christus war wahrscheinlich genau so ein sonderbarer Kauz. Und doch — das müssen Sie wohl schließlich zugeben — hat er manches gar nicht so übel ausgedacht..."

Ich wunderte mich darüber, daß alle diese Menschen selten und ungern von Gott sprachen. Nur der alte Suslow sagte häufig und mit Überzeugung:

„Alles kommt von Gott!"

Und ich glaubte aus diesen Worten immer etwas Hoffnungsloses herauszuhören.

Ich lebte sehr gut mit diesen Leuten zusammen und habe von ihnen in diesen nächtlichen Unterhaltungen vieles gelernt. Mir wollte scheinen, als triebe jede Frage, die Romas aufwarf, einem mächtigen Baume gleich, ihre Wurzeln zutiefst ins Leben hinein, als verflöchten sich diese Wurzeln dort, in diesen Tiefen, mit den Wurzeln eines andern, auch eines urewigen Baumes, und als blühten auf jedem ihrer Äste leuchtende Gedanken, knospten Blätter volltönender Worte. Ich fühlte, wie ich dadurch, daß ich den prickelnden Met der Bücher einsog, zusehends wuchs, in meiner Rede sicherer wurde; schon wiederholt hatte mich der Chochol lächelnd gelobt:

„Sie machen Ihre Sache gut, Maximytsch!"

Wie dankbar war ich ihm für diese Worte!

Pankow brachte manchmal sein Weib mit, eine kleine, nach städtischer Art gekleidete Frau mit gutmütigem Gesicht und klugem Blick der blauen Augen. Sie setzte sich immer still in eine Ecke und preßte bescheiden die Lippen aufeinander. Doch nach Verlauf einiger Zeit öffnete sich ihr Mund erstaunt, und ihre Augen weiteten sich angstvoll. Manchmal lachte sie auch verlegen, wenn sie ein treffendes Wort hörte, und hielt die Hände vors Gesicht. Dann zwinkerte Pankow wohl Romas zu und sagte:

„Die versteht's auch!"

Der Chochol bekam manchmal Besuch von Leuten, die sich unbemerkt ins Haus schlichen. Er ging dann mit ihnen in meine Dachkammer, wo sie stundenlang blieben.

Dorthin brachte ihnen Aksinja auch zu essen und zu trinken, dort schliefen sie, und niemand sah sie außer mir und der Köchin, die Romas hündisch ergeben war, ja ihn fast anbetete. Bei Nacht schafften Isot und Pankow solche Gäste im Boot auf irgendeinen Dampfer oder nach dem Landungsplatz von Lobyschki. Ich beobachtete, wie auf dem tiefschwarzen oder im Mondlicht silbern schimmernden Strom der Kahn winzig wie eine Linse dahinglitt, wie über ihm das Licht einer Laterne schwankte, das die Aufmerksamkeit des Kapitäns eines vorüberfahrenden Dampfers auf sich lenken sollte. Ich schaute hin und hatte das Gefühl, an einem gewaltigen, geheimen Werk mitzuarbeiten.

Einmal kam Marja Derenkowa aus der Stadt. Aber ich fand jetzt in ihrem Blick das nicht mehr, was mich früher so verwirrt hatte. Ihre Augen kamen mir jetzt vor wie die eines jungen Mädchens, das glücklich ist in dem Bewußtsein, sehr hübsch zu sein, und sich dadurch geschmeichelt fühlt, daß ein großer bärtiger Mann ihr den Hof macht. Romas redete mit ihr genau so ruhig und etwas spöttisch wie mit allen andern; nur strich er seinen Bart häufiger als sonst, und seine Augen leuchteten wärmer. Ihr feines Stimmchen klang fröhlich. Sie trug ein blaues Kleid und ein blaues Band im blonden Haar. Ihre Kinderhände waren seltsam unruhig — als suchten sie etwas, um sich daran festzuhalten. Sie trällerte in einem fort, ohne dabei den Mund aufzumachen, und fächelte sich das rosige, schmelzende Gesicht mit einem Tuch. Es war etwas an ihr, was mich auf eine neue Art feindlich und zornig erregte. Ich ging ihr möglichst aus dem Wege.

Mitte Juli verschwand plötzlich Isot. Es hieß, er sei ertrunken, und zwei Tage später bestätigte sich

das auch. Sieben Werst stromabwärts vom Dorf wurde sein Boot ans Ufer getrieben, mit zertrümmertem Boden und beschädigtem Bord. Man suchte das Unglück damit zu erklären, daß Isot auf dem Wasser eingeschlafen sei und sein Boot die Spitzen von drei Frachtkähnen angefahren hätte, die fünf Werst unterhalb des Dorfes vor Anker lagen.

Romas war gerade in Kasan, als dies passierte. Am Abend kam Kukuschkin zu mir in den Laden, setzte sich trübselig auf die Säcke, schwieg eine Weile, blickte auf seine Füße und fragte dann, seine Pfeife anzündend:

„Wann kommt der Chochol wieder?"

„Ich weiß es nicht."

Er begann mit der flachen Hand kräftig sein zerschundenes Gesicht zu reiben, schimpfte leise, mit unflätigen Worten, vor sich hin und krächzte, als säße ihm ein Knochen im Hals.

„Was hast du denn?"

Er schaute mich an und biß sich auf die Lippen. Seine Augen waren blutunterlaufen, die Kinnladen zitterten. Ich sah, daß er nicht reden konnte, und wartete angstvoll auf etwas sehr Trauriges. Schließlich warf er einen Blick auf die Straße und begann, die Worte stotternd, mühsam hervorbringend:

„Ich bin dagewesen, mit Migun. Wir haben uns Isots Kahn angesehen. Der Boden war mit einem Beil durchschlagen. Hast du verstanden? Das heißt also, man hat unsern Isot ermordet ... Jawohl, so ist es ..."

Er schüttelte den Kopf und fuhr fort, ein unflätiges Schimpfwort nach dem andern auszustoßen. Dabei schluchzte er auf, ein trockenes, heißes Schluchzen. Dann wurde er still und bekreuzigte sich. Es war ein unerträglicher Anblick, wie dieser Mann weinen wollte und nicht zu weinen vermochte, es nicht fertigbrachte, wie er am ganzen Leibe bebte und vor Wut und Gram fast erstickte. Endlich sprang er auf und entfernte sich, immer noch den Kopf schüttelnd.

Am nächsten Tag, gegen Abend, fanden Knaben beim Baden Isots Leiche unter einem zertrümmerten Lastkahn, der oberhalb des Dorfes am Ufer lag. Die eine Hälfte des Kahns ruhte auf den Steinen des Ufers, die andere lag noch im Wasser, und darunter, am Heck festgehakt, lag lang dahingestreckt, mit dem Gesicht nach unten, Isots sehniger Körper. Man hatte ihn hinterrücks überfallen, der Nacken war durch einen Beilhieb gespalten. Durch die Öffnung hatte das Wasser alles Hirn aus dem Schädel fortgespült. Die Strömung ließ die Leiche des Fischers hin und her pendeln, so daß seine Arme schlenkerten, seine Beine dem Ufer zustrebten und es aussah, als strenge er seine Kräfte bis zum äußersten an, um das Ufer zu erreichen.

Finster, in sich gekehrt, standen etwa zwanzig Großbauern am Ufer — die Kleinbauern waren noch auf dem Felde. Der spitzbübische, feige Dorfälteste tat sehr geschäftig, fuchtelte mit seinem Stab herum und zog geräuschvoll die Luft durch die Nase, die er dann am Ärmel seines Kattunhemdes abwischte.

Breitbeinig, den Bauch vordrückend, stand der dicke Krämer Kusmin da und schaute abwechselnd mich und Kukuschkin an. Er hatte die Stirn finster gerunzelt, aber seine farblosen Augen tränten, und sein pockennarbiges Gesicht kam mir sehr elend vor.

„Oh, die Bösewichter", jammerte der Älteste, auf seinen krummen Beinen umhertrippelnd. „Ach, das ist 'ne schlimme Sache, ihr Bauern!"

Ein strammes, junges Weib, seine Schwiegertochter, saß auf einem Stein, schaute stumpfsinnig ins Wasser hinab und bekreuzigte sich mit bebender Hand; ihre Lippen bewegten sich, die dicke rote Unterlippe hing häßlich, wie bei einem Hund, herab, die gelben Schafszähne zeigend. Von der Höhe wälzten sich in bunten Knäueln Mädchen und kleine Kinder herab, näherten sich eiligen Schrittes staubbedeckte Bauern. Die Menge summte behutsam und halblaut:

„Ein Störenfried war er ..."

„Wieso denn?"

„Der da ist ein Stänker, der Kukuschkin ..."

„Ohne Sinn und Verstand haben sie den Menschen umgebracht ..."

„Isot hat doch ganz friedlich gelebt ..."

„Ganz friedlich? So?" heulte plötzlich Kukuschkin auf und stürzte auf die Bauern los. „Warum habt ihr ihn dann totgeschlagen? Wie? Ihr Aasbande verfluchte! Was?"

Plötzlich brach eine Frau in ein gellendes hysterisches Gelächter aus, und dieses Lachen traf die Menge wie ein Peitschenhieb. Die Bauern brüllten laut auf und gingen mit Geschimpfe und Geheul aufeinander los. Kukuschkin aber stürzte auf den Krämer zu und schlug ihn mit aller Kraft auf die rauhe Backe.

„Da, du Aas!"

Mit den Fäusten um sich fuchtelnd, sprang er sofort wieder aus dem Getümmel und rief mir beinahe fröhlich zu:

„Mach, daß du fortkommst! Hier setzt es was!"

Er hatte schon ein paar Hiebe abbekommen. Aus der zerschundenen Oberlippe floß Blut, aber sein Gesicht strahlte vor Vergnügen.

„Hast du gesehen, wie ich dem Kusmin eine 'runtergeknallt habe?"

Barinow kam zu uns gelaufen und sah sich ängstlich nach der Menge am Kahn um. Sie hatte sich zu einem dichten Knäuel zusammengedrängt, aus ihr heraus tönte die dünne Stimme des Dorfältesten:

„Nein, das mußt du erst beweisen, daß ich jemand Vorschub leiste! Beweise das erst!"

„Ich muß weg von hier", brummte Barinow und stieg den Abhang hinab. Es war ein drückend heißer Abend, beklemmende Schwüle hemmte den Atem.

Blutrot ging die Sonne in den dichten bläulichen Wolken unter, roter Widerschein leuchtete auf dem Laub der Sträucher. In der Ferne grollte der Donner.

Vor meinen Blicken regte sich immer noch Isots Körper. Die Strömung richtete die Haare auf dem zerschmetterten Schädel hoch, es sah aus, als stünden sie zu Berge. Ich mußte an seine dumpfe Stimme denken, an seine guten Worte:

„In jedem Menschen ist etwas Kindliches — eben darauf muß man bauen, auf dieses Kindliche in ihm. Sieh doch den Chochol! Er ist wie von Eisen und hat dabei eine kindliche Seele!"

Kukuschkin ging neben mir her und sagte zornig:

„So werden sie es mit uns allen machen... Mein Gott, wie dumm..."

Der Chochol kam zwei Tage darauf spät nachts zurück. Er sah recht zufrieden aus und begrüßte mich freundlicher, als es sonst seine Art war. Als ich ihn in unser Häuschen eingelassen hatte, klopfte er mir auf die Schulter.

„Sie schlafen zu wenig, Maximytsch!"

„Isot ist ermordet!"

„Wa—as?"

Auf seinen Backenknochen schwollen Beulen an, und sein Bart kam ins Zittern, als flösse er auf die Brust herab. Er blieb, ohne die Mütze abzunehmen, mitten in der Stube stehen, kniff die Augen zu und wiegte den Kopf hin und her.

„So. Und man weiß nicht, wer der Täter ist. Na ja..."

Er ging langsam zum Fenster und ließ sich dort, die Beine von sich streckend, auf die Bank sinken.

„Und ich hab' ihm doch immer gesagt... Ist schon jemand von der Behörde dagewesen?"

„Ja, gestern. Der Polizeikommissar."

„Na — und?" fragte der Chochol — um gleich darauf selber zu antworten: „Natürlich — sie haben nichts herausgebracht!"

Ich berichtete ihm, der Polizeikommissar sei wie immer bei Kusmin abgestiegen und habe Kukuschkin wegen der Ohrfeige, die er dem Ladenbesitzer heruntergehauen hatte, ins Loch stecken lassen.

„So, so. Ja, was soll man da sagen?"

Ich ging in die Küche, um den Samowar für ihn warm zu machen.

Beim Tee meinte Romas:

„Das Volk kann einem leid tun. Seine besten Leute schlägt es tot. Man möchte wirklich glauben, es hätte Angst vor ihnen. Die Leute passen ihnen nicht, sagen sie immer. Als ich damals per Schub nach Sibirien befördert wurde, erzählte mir ein Sträfling folgendes: Er hatte vom Diebstahl gelebt, es waren ihrer eine ganze Bande, fünf Mann. Eines Tages begann einer von ihnen den andern ins Gewissen zu reden: ‚Wir wollen doch lieber das Stehlen aufgeben, Jungs! Es hat keinen Sinn, es kommt doch nichts dabei heraus. Wir führen doch ein elendes Leben!' Und wegen dieser Worte erwürgten ihn die andern, als er seinen Rausch ausschlief. Der Erzähler lobte ihn in den höchsten Tönen. ‚Ich habe später noch drei Menschen umgebracht', sagte er, ‚und habe kein Mitleid mit ihnen gehabt; aber um jenen Kameraden ist's mir heute noch leid. Er war ein guter Kerl, klug, lustig, so eine reine Seele!' ‚Also, warum habt ihr ihn denn umgebracht?' fragte ich. ‚Ihr fürchtetet wohl, er würde euch verpfeifen?' Da wurde er sogar böse: ‚Aber nein', sagte er, ‚um keinen Preis hätte er uns verraten, nicht um die Welt! Aber wir konnten es nicht mehr mit ihm aushalten: wir waren doch alle Sünder, und da sollte er allein ein Gerechter sein? Das ging nicht an!'"

Der Chochol stand auf und ging, die Hände auf dem Rücken und die Pfeife zwischen den Zähnen, im Zimmer auf und ab, gespensterhaft weiß in seinem langen, bis an die Fersen reichenden Tatarenhemd. Er stieß mit den nackten Sohlen kräftig gegen den Fußboden und sprach leise, sinnend vor sich hin:

„Wie oft bin ich doch schon dieser Angst vor dem Gerechten begegnet, der Ausstoßung des guten Menschen aus dem Leben! Gute Menschen behandelt man auf zweierlei Art: Entweder sucht man sie auf alle erdenkliche Weise zu vernichten, nachdem man sie zuvor halbtot gehetzt und gequält hat, oder man sieht mit hündischer Unterwürfigkeit zu ihnen auf und kriecht vor ihnen auf dem Bauche. Das kommt allerdings seltener vor. Aber von ihnen lernen, wie man leben soll, ihnen nacheifern — das können die Menschen nicht, das verstehen sie nicht. Wollen sie es vielleicht auch nicht einmal?"

Er griff nach seinem Glas und fuhr, den inzwischen kaltgewordenen Tee schlürfend, in seiner Rede fort:

„Es kann auch sein, daß sie es nicht wollen! Bedenken Sie doch: Da haben sich Menschen mit Ach und Krach, so gut es eben ging, so was wie ein Leben zurechtgebastelt, und plötzlich muckt einer auf: ‚Ihr lebt ja ganz falsch!' ‚Was! Falsch leben wir? Und haben doch unsere beste Kraft an dies Leben gewandt. Daß dich der Henker hol!' Und schwapp — schon hat er eins weg, der weise Lehrer, der Gerechte! ‚Stör uns nicht!' Aber die lebendige Wahrheit ist doch bei denen, die da sagen: ‚Ihr lebt falsch!' Bei ihnen ist die Wahrheit. Und sie sind es, die das Leben zum Besseren führen."

Er wies mit der Hand nach seinem Bücherregal und fuhr fort:

„Besonders die da! Ach — könnt' ich doch bloß ein Buch schreiben! Aber dazu tauge ich nicht. Meine Gedanken sind viel zu schwerfällig, zu ungelenk..."

Er setzte sich an den Tisch, stemmte die Ellbogen auf, vergrub den Kopf in die Hände und sagte:

„Zu schade ist's um unsern Isot..."

Und nach langem Schweigen:

„Nun, kommen Sie, wir wollen schlafen gehen ..."

Ich ging in meine Dachkammer und setzte mich ans Fenster. Über den Feldern wetterleuchtete es, den Himmel zur Hälfte erhellend. Sobald das durchsichtige, rötliche Licht aufflammte, schien der Mond angstvoll zu erbeben. Die Hunde heulten und bellten in einem fort; wäre dieses Geheul nicht gewesen, so hätte man sich auf einer unbewohnten Insel wähnen können. Ferner Donner rollte, dumpfe Wärme strömte träg und schwer zum Fenster hinein.

Ich glaubte Isots Körper am Ufer, unter dem Weidengebüsch liegen zu sehen. Sein blau angelaufenes Gesicht war gen Himmel gewandt, der strenge Blick der verglasten Augen in sich gekehrt. Der goldblonde Bart, darin der staunend geöffnete Mund versteckt lag, war zu spitzen Klumpen verfilzt.

„Die Hauptsache, Maximytsch, ist Güte, Herzensgüte! Darum hab' ich das Osterfest so gern, weil es das Fest der Herzensgüte ist!"

Die in der glühenden Sonne trocken gewordenen Hosen klebten an Isots von der Wolga sauber gewaschenen, blau angelaufenen Beinen. Fliegen umsummten das Gesicht des Fischers, von seinem Körper ging ein betäubender, Übelkeit erregender Geruch aus.

Schwere Schritte auf der Treppe. Romas schritt gebückt durch die Tür, setzte sich auf mein Bett und sagte, seinen Bart mit der Hand knäuelnd:

„Wissen Sie was! Ich heirate nächstens! Jawohl!"

„Eine Frau wird es hier aber recht schwer haben!"

Er sah mich scharf an, als wartete er gespannt auf das, was ich sagen würde. Aber ich wußte nichts Rechtes mehr zu sagen. Der Widerschein des Wetterleuchtens drang ins Zimmer und erfüllte es mit gespensterhaftem Licht.

„Ich heirate Mascha Derenkowa ..."

Ich mußte unwillkürlich lachen; es war mir bis zu diesem Augenblick noch nicht in den Kopf gekommen, daß man dieses Mädchen „Mascha" nennen könne. Zu komisch! Ich konnte mich nicht entsinnen, daß ihr Vater oder ihre Brüder sie je „Mascha" genannt hätten.

„Worüber lachen Sie denn?"

„Ach — bloß so!"

„Meinen Sie, ich sei zu alt für sie?"

„Aber nein ..."

„Sie hat mir erzählt, Sie wären auch mal in sie verliebt gewesen ..."

„Jedenfalls ist es mir damals so vorgekommen ..."

„Und jetzt? Ist es damit vorbei?"

„Ich glaube, ja ..."

Er ließ seinen Bart los und sagte leise:

„Wenn man so jung ist wie Sie, kommt es einem oft vor, man sei verliebt ... Aber in meinen Jahren, da kommt es einem nicht bloß so vor, da packt es einen ganz und gar, und man kann an nichts anderes mehr denken, man hat einfach nicht die Kraft dazu!"

Er lächelte, seine starken, ebenmäßigen Zähne zeigend, und fuhr fort:

„Antonius hat bei Aktium die Schlacht gegen Kaiser Oktavian verloren, weil er alles im Stich ließ, um der Kleopatra nachzueilen, als sie angsterfüllt aus dem Schlachtgetümmel floh. Ja — das gibt es auch im Leben!"

Romas stand auf, straffte sich und sagte noch einmal, im Ton eines Menschen, der wider seinen eigenen Willen handelt:

„Na also — ich heirate ..."

„Bald?"

„Im Herbst. Wenn wir die Äpfel eingebracht haben."

Dann ging er; in der Tür bückte er sich, tiefer, als es eigentlich nötig war. Ich aber legte mich schlafen und dachte bei mir, es wäre vielleicht das beste, wenn ich im Herbst von Krasnowidowo fortginge. Weshalb hatte er mir bloß die Geschichte von Antonius erzählt? Das wollte mir gar nicht gefallen.

Es war schon an der Zeit, die Frühäpfel einzubringen. Die Ernte war sehr gut ausgefallen, die Äste der Apfelbäume bogen sich unter der Last der Früchte. Ein herber Duft erfüllte die Gärten, in denen Kinder lärmten, die die wurmstichigen und vom Wind abgeschlagenen gelben und rosigen Äpfel auflasen.

Anfang August kam Romas mit einem großen Lastkahn voll Waren und einem zweiten, der mit Obstkörben befrachtet war, aus Kasan gefahren. Es war an einem Werktag, gegen acht Uhr früh. Der Chochol hatte sich umgekleidet, gewaschen und schickte sich gerade an zu frühstücken. Fröhlich sagte er:

„Es ist doch schön, so des Nachts auf dem Strom dahinzuziehen ..."

Plötzlich zog er mit der Nase die Luft ein und fragte besorgt:

„Ich spüre Brandgeruch — ihr nicht?"

Im gleichen Augenblick schrie Aksinja draußen:

„Feuer!"

Wir stürzten auf den Hof hinaus. Die nach dem Küchengarten gehende Wand des Schuppens brannte lichterloh. Im Schuppen lagerten Petroleum, Teer, Öl. Sekundenlang schauten wir bestürzt zu, wie die gelben, im grellen Sonnenlicht beinahe farblos scheinenden Flammen emsig die Wand beleckten und am Dach hinaufzüngelten. Aksinja brachte einen Eimer Wasser, der Chochol schüttete ihn gegen die hell lodernde Wand aus, warf ihn dann beiseite und schrie:

„Das alles mag vor die Hunde gehen! 'raus mit den Fässern, Maximytsch, aber rasch! Aksinja, marsch in den Laden!"

Ich rollte, so rasch ich konnte, ein schweres Teerfaß über den Hof, auf die Straße und wollte ein Petroleumfaß anpacken. Doch als ich es umdrehte, entdeckte ich, daß das Spundloch offen und schon

Petroleum auf die Erde geflossen war. Ich suchte nach dem Zapfen, aber das Feuer wartete natürlich nicht. Schon züngelten die Flämmchen durch die Bretterwände des Schuppens, es krachte im Dach, und ringsum knisterte es leise und spöttisch. Als ich das halbvolle Faß hinausgerollt hatte, sah ich Weiber und Kinder mit Geheul und Gekreisch auf der Straße zusammenlaufen. Der Chochol und Aksinja trugen die Waren aus dem Laden und warfen alles in die Schlucht. Inmitten der Straße aber stand eine schwarzgekleidete, finstere, grauhaarige Alte, drohte mit der Faust und kreischte:

„A—a—ah! Ihr Teufel..."

Ich lief in den Schuppen zurück und fand ihn voll dichten Rauches; in dem Rauch knisterte und krachte es, vom Dach schlängelten sich rote Bänder herab, schon hatte sich die Wand in ein glühendes Gitterwerk verwandelt. Der Rauch benahm mir den Atem und blendete mich; ich hatte kaum noch die Kraft, wieder ein Faß bis an die Tür zu rollen. In der Tür blieb es stecken und war nicht von der Stelle zu bringen. Vom Dach aber sprühten Funken auf mich nieder, mir die Haut versengend. Ich rief um Hilfe. Der Chochol kam herbeigestürzt, packte mich am Arm und stieß mich auf den Hof hinaus.

„Machen Sie, daß Sie fortkommen! Der ganze Krempel wird ja gleich in die Luft fliegen!"

Er stürzte in den Flur; ich ihm nach — und auf den Boden. Dort hatte ich eine Menge Bücher liegen. Ich warf sie zum Fenster hinaus und wollte noch eine Kiste mit Waren hinunterwerfen, doch war das Fenster zu schmal. Ich versuchte, mit einem eisernen Gewicht den Fensterrahmen einzuschlagen, aber da gab es einen dumpfen Knall, gegen das Dach platschte und prasselte es laut — ich begriff, daß ein Petroleumfaß explodiert war. Das Dach über mir flammte hell auf, krachte in allen Fugen; dicht vor meinem Fenster, es streifend, ging ein dunkelroter Feuerregen nieder, mir wurde unerträglich heiß. Ich stürzte auf die Treppe hinaus — dichte Rauchschwaden zogen mir von unten entgegen, über die Stufen krochen blutrote Schlangen, unten im Flur krachte und splitterte es, wie wenn eiserne Zähne an den Balken nagten. Ich war ganz benommen. Vom Rauch geblendet, um Luft ringend, stand ich ein paar unendlich lange Sekunden regungslos da. In die Dachluke über der Treppe schaute eine rotbärtige, gelbe Fratze herein, die sich krampfhaft verzog und wieder verschwand; gleich darauf durchbohrten blutige Flammenlanzen das Dach...

Es war mir, als hörte ich die Haare auf meinem Kopf knistern. Ich vernahm nichts außer diesem Geräusch. Schließlich wurde mir klar, daß ich verloren war. Die Beine wurden mir schwer, die Augen schmerzten, obwohl ich die Hände vorhielt.

Der weise Selbsterhaltungstrieb wies mir den einzig gangbaren Weg zur Rettung. Ich packte meinen Strohsack, mein Kissen, ein Bündel Bast, wickelte mir Romas' Schafpelz um den Kopf und sprang zum Fenster hinaus.

Als ich zu mir kam, lag ich am Rande der Schlucht. Vor mir hockte Romas und schrie:

„Was ist?"

Ich stand auf und sah verständnislos zu, wie unser Häuschen, ganz in glühende Hobelspäne gehüllt, dahinschwand; über die schwarze Erde vor ihm fegten rote Flammenzungen dahin, aus den Fenstern strömte schwarzer Rauch, auf dem Dach wucherten, im Winde schaukelnd, gelbe Blumen.

„Nun also, was ist?" schrie der Chochol. Sein Gesicht war schweißbedeckt, mit Ruß beschmiert, die Augen blinzelten ängstlich und weinten schmutzige Tränen, im nassen Bart hatten sich Bastfäden verfangen. Einer erfrischenden Woge gleich durchwallte mich ein gewaltiges, kraftvolles Freudengefühl. Dann aber empfand ich einen stechenden Schmerz im rechten Bein; ich legte mich wieder hin und sagte zum Chochol:

„Ich habe mir den Fuß verstaucht."

Er betastete mein Bein und zerrte plötzlich daran; ein rasender Schmerz durchzuckte mich, aber ein paar Minuten darauf trug ich auch schon, leicht hinkend, trunken vor Freude, die gerettete Habe zu unserm Badehaus. Romas hatte seine Pfeife zwischen den Zähnen stecken und sagte erfreut:

„Ich hatte schon geglaubt, Sie würden verbrennen, als das Faß explodierte und das Petroleum aufs Dach spritzte. Es war eine richtige Feuersäule, ganz hoch, dann bildete sich oben am Himmel ein Riesenpilz, und gleich danach ging das Haus in Flammen auf. ‚Na', dachte ich, ‚jetzt ist's aus mit unserm Maximytsch!'"

Er war jetzt ganz ruhig, so wie immer, schichtete die Sachen sorgfältig auf und sagte zu der verrußten, zerzausten Aksinja:

„Bleiben Sie hier sitzen und passen Sie auf, daß nichts gestohlen wird. Ich gehe löschen..."

In dem Rauch unten in der Schlucht flatterten weiße Papierfetzen umher.

„Ach", sagte Romas, „es ist doch schade um unsere Bücher! Solche liebe Bücher waren es..."

Jetzt brannten schon vier Hütten. Es war ein windstiller Tag, und das Feuer nahm sich Zeit: Es breitete sich nach rechts und links aus, seine biegsamen Krallen krampften sich scheinbar lustlos an Flechtzäunen und Dächern fest. Ein glühender Kamm kämmte das Stroh der Dächer, gekrümmte feurige Finger betasteten die Flechtzäune, zupften an ihnen wie an den Saiten einer Gitarre. In der verqualmten Luft ertönten, klagend und schadenfroh zugleich, der heiße Gesang der Flammen und das leise, beinahe zärtlich klingende Knacken des dahinschwindenden Holzes. Aus den Rauchschwaden fielen „Golddohlen" auf die Straße und in die Gehöfte herab. Männer und Weiber rasten verstört umher; jeder kümmerte sich nur

um das Seine, und ununterbrochen hallte der langgezogene Jammerruf: „Was—ser! Lö—ö—schen!“

Der Weg zum Wasser war weit, es mußte von unten, von der Wolga her geholt werden. Romas trieb die Bauern eilig zu einem Haufen zusammen, packte sie an den Schultern, stieß und zerrte sie, teilte sie in zwei Gruppen und befahl ihnen, die Flechtzäune und die Schuppen zu beiden Seiten der Brandstelle niederzureißen. Sie unterwarfen sich ihm widerspruchslos, und nun begann ein vernünftiger Kampf gegen das Bestreben des Feuers, die ganze Häuserreihe, die ganze Straße zu verschlingen. Aber es wurde doch ängstlich und ohne rechte Lust gearbeitet, so, als ginge es nicht um die eigene Sache.

Ich war freudig erregt und fühlte mich so stark wie nie zuvor. Am Ausgang der Gasse sah ich eine Gruppe von Großbauern stehen, mit dem Dorfältesten und dem Krämer Kusmin an der Spitze. Sie standen da, ohne einen Handschlag zu tun, als müßige Zuschauer, schrien laut und fuchtelten mit Armen und Stöcken umher. Vom Felde kamen Bauern zu Pferde herangesprengt, die Ellbogen bis an die Ohren hochwerfend, die Weiber schrien ihnen ihren Jammer entgegen, Buben rannten umher.

Die Schuppen des nächsten Gehöfts waren in Brand geraten. Nun mußte so schnell wie möglich die Wand eines Viehstalls niedergerissen werden, die aus dicken Ästen geflochten war und bereits im Schmuck der roten Flammenbänder prangte. Die Bauern gingen daran, die Äste umzuhauen — da fielen Funken und Kohlen auf sie nieder, sie sprangen zurück und begannen ihre glimmenden Hemden mit den Händen zu reiben, um die Funken zu ersticken.

„Habt keine Bange!“ rief der Chochol.

Aber das half nichts. Da riß er einem die Mütze vom Kopf, stülpte sie mir auf und rief:

„Hacken Sie drüben weiter, ich werde hier arbeiten.“

Ich schlug ein paar Äste an, die Stallwand kam ins Wanken, dann kletterte ich hinauf und packte das obere Ende. Der Chochol aber zog mich an den Beinen nach hinten, so daß das ganze Flechtwerk niederstürzte, mich fast bis an den Kopf unter sich begrabend. Nun schleppten die Bauern die Stallwand auf die Straße.

„Haben Sie sich verbrannt?“ fragte Romas.

Ich fühlte, wie seine besorgte Frage meine Kräfte und meine Geschicklichkeit steigerte, mich noch mehr anspornte. Ich wollte mich vor diesem Manne, der mir so teuer war, hervortun und arbeitete wie besessen, um nur sein Lob zu erringen. In den Rauchwolken flatterten indes immer noch, wie weiße Tauben, die zerfetzten Seiten unserer Bücher umher.

Es war uns gelungen, der Ausbreitung des Feuers nach rechts Einhalt zu tun; aber nach links dehnte es sich immer weiter aus, und schon hatte es das zehnte Gehöft erfaßt. Romas ließ einen Teil der Bauern zurück, um auf die listigen Schliche der roten Schlangen zu achten, und schickte die Mehrzahl der Löschenden nach links. Als ich an den Großbauern vorbeilief, hörte ich jemand erbost schreien:

„Das Feuer ist angelegt!“

Und der Krämer sagte:

„Bei ihm im Badehaus müßte man mal nachsehen!“

Diese Worte blieben störend in meinem Gedächtnis haften.

Bekanntlich steigert Erregung, vor allem freudige, die Kräfte. Ich war erregt und arbeitete freudig und selbstvergessen, bis ich ganz „ausgepumpt“ war. Ich entsinne mich noch, daß ich, als ich zu mir kam, auf der Erde saß, mit dem Rücken gegen etwas Warmes gelehnt.

Romas schüttete aus einem Eimer Wasser über mich, und die herumstehenden Bauern murmelten ehrerbietig:

„Ist der Junge aber stark!“

„Ja, der kann was leisten ...“

Ich schmiegte mich mit dem Kopf an Romas' Bein und weinte ganz erbärmlich. Er aber streichelte meinen nassen Kopf und sprach:

„Ruhen Sie ein wenig aus! Es ist genug.“

Kukuschkin und Barinow, verrußt wie zwei Teufel, geleiteten mich in die Schlucht hinab und suchten mich zu trösten.

„Schon gut, mein Junge! Es ist vorbei.“

„Hast es wohl mit der Angst gekriegt?“

Ich hatte mich noch nicht recht erholt, war noch nicht ganz zur Besinnung gekommen, als ich bemerkte, daß etwa zehn Großbauern zu uns in die Schlucht herabstiegen, allen voran der Dorfälteste, hinter dem zwei Dorfpolizisten Romas führten. Sie hatten ihn unter den Armen gepackt. Er hatte keine Mütze auf, der eine Ärmel seines durchnäßten Hemdes war herausgerissen, seine Pfeife hatte er zwischen die Zähne geklemmt, sein Gesicht war finster und furchtbar anzusehen.

Der Soldat Kostin fuchtelte mit seinem Stock und brüllte dazu wie verrückt:

„Ins Feuer mit der Ketzerseele!“

„Schließ das Badehaus auf!“

„Brecht doch das Schloß auf! Der Schlüssel ist verlorengegangen“, sagte Romas laut.

Ich sprang hoch, las einen Zaunpfahl vom Boden auf und stellte mich neben Romas. Die beiden Büttel traten beiseite, und der Älteste sagte mit kreischender, ängstlicher Stimme:

„Rechtgläubige! Schlösser aufzubrechen ist nicht erlaubt!“ Dann wies Kusmin auf mich und schrie:

„Da ist auch noch der! Wer ist denn das eigentlich?“

„Sei ganz ruhig, Maximytsch“, sagte Romas. „Die Leute bilden sich ein, ich hätte die Waren im Badehaus versteckt und meinen Laden selber angezündet.“

„Ihr beide habt's getan!“

„Aufbrechen!“

„Rechtgläubige ...“

„Wir übernehmen die Verantwortung!"
„Wir stehen für alles ein..."
Romas flüsterte mir zu:
„Stellen Sie sich mit dem Rücken gegen meinen Rücken, damit die Leute uns nicht von hinten anfallen können."

Das Schloß an der Badestube wurde erbrochen. Mehrere Bauern schoben sich gleichzeitig zur Tür hinein und kamen fast augenblicklich wieder heraus. Ich hatte indes meinen Zaunpfahl Romas in die Hand gedrückt und für mich einen andern vom Boden aufgelesen.

„Es ist nichts da..."
„Nichts?"
„Ach, ihr Teufel!"
Jemand sagte schüchtern:
„Wozu das alles, ihr Leute?"
Ihm antworteten ein paar grölende Stimmen:
„Was heißt — wozu?"
„Ins Feuer mit ihnen..."
„Diese Hetzer..."
„Organisieren wollen sie..."
„Spitzbuben! Und ihre Spießgesellen sind auch lauter Spitzbuben..."

„Ruhe!" rief Romas laut. „Nun also, jetzt habt ihr doch gesehen, daß in meinem Badehaus keine Waren versteckt sind. Was wollt ihr denn noch? Alles ist verbrannt — da, seht, was übriggeblieben ist. Was für einen Vorteil hätte ich denn davon gehabt, mein eignes Hab und Gut anzuzünden?"

„Es ist doch versichert."

Und wieder klang es wutentbrannt aus zehn Kehlen:

„Kehrt euch nicht an ihr Gerede!"
„Schluß! Wir haben es lange genug gelitten..."

Die Beine zitterten mir, es wurde mir schwarz vor den Augen. Durch den rötlichen Dunst hindurch sah ich wilde Gesichter mit haarigen, weit aufgesperrten Mäulern; ich konnte mein Verlangen, auf diese Kerle loszuschlagen, kaum noch zügeln. Sie aber sprangen brüllend um uns herum.

„Aha—a, Knüppel haben sie sich auch schon besorgt!"
„Was, Knüppel haben sie?"

„Die werden mir noch den Bart ausreißen", sagte der Chochol, und ich fühlte, daß er spöttisch lächelte. „Sie kriegen auch was ab, Maximytsch, ja ja! Aber nur Ruhe, Ruhe..."

„Seht doch, der Bengel hat sogar ein Beil!"

In meinem Hosenriemen steckte tatsächlich ein Zimmermannsbeil, ich hatte es ganz vergessen.

„Es scheint fast, als hätten sie doch Angst", überlegte Romas. „Immerhin — wenn es schlimm werden sollte, so nehmen Sie eben das Beil zur Hand..."

Ein fremder, lahmer kleiner Bauer sprang lärmend um uns herum und kreischte wie besessen:

„Mit Ziegelsteinen... von weitem! Ich nehme alles auf mich..."

Er nahm tatsächlich einen Ziegel, holte aus und warf ihn mir an den Leib. Bevor ich aber den Schlag erwidern konnte, stürzte vom Abhang Kukuschkin wie ein Habicht auf ihn los, und sie rollten engumschlungen in die Schlucht hinab. Hinter Kukuschkin kam Pankow herbeigeeilt, dann Barinow, der Schmied, und noch ein Dutzend Menschen. Sofort sagte Kusmin sehr würdevoll:

„Du bist doch ein kluger Mensch, Michailo Antonow, du weißt's ja selber, Feuer im Dorf bringt den Bauern um den Verstand..."

„Kommen Sie mit, Maximytsch, in die Schenke am Ufer", sagte Romas, nahm die Pfeife aus dem Mund und schob sie mit einem jähen Ruck in die Hosentasche. Auf den Pfahl gestützt, kletterte er müde aus der Schlucht heraus. Als Kusmin, der neben ihm ging, etwas sagte, antwortete er nur, ohne ihn anzusehen:

„Scher dich fort, du Tölpel!"

Da, wo unser Haus gestanden hatte, glimmte nur noch ein goldig schimmernder Haufen Kohlen, in dessen Mitte der Herd emporragte; aus dem unversehrt gebliebenen Schornstein stieg blauer Rauch in die heiße Luft auf. Spinnenfüßen gleich standen die Eisenstäbe des Bettes rotglühend da. Die verkohlten Türpfosten ragten wie schwarze Wächter neben dem Gluthaufen empor. Ein Türpfosten trug eine rote Mütze aus glühenden Kohlen und war von Flämmchen umzüngelt, die Hahnenfedern glichen.

„Alle Bücher sind verbrannt", sagte der Chochol seufzend. „Zu ärgerlich ist's."

Die Dorfjungen trieben mit Stöcken, wie man Ferkel antreibt, große glimmende Holzstücke in den Straßenkot. Die zischten, erloschen und erfüllten die Luft mit ätzendem, weißlichem Rauch. Ein etwa fünfjähriges Kerlchen, flachshaarig und blauäugig, saß in einer warmen, schwarzen Pfütze, schlug mit einem Stock gegen einen zerbeulten Eimer und gab sich dem Genuß hin, den der blecherne Klang ihm bereitete. Mit düsteren Mienen liefen die Abgebrannten hin und her, den geretteten Hausrat zu Haufen aufschichtend. Die Weiber weinten, schimpften und zankten sich um angekohlte Holzstücke. In den Gärten hinter der Brandstätte standen regungslos die Bäume. Bei vielen war das Laub von der Glut gelb geworden, und die unzähligen rötlichen Äpfel waren noch deutlicher zu sehen.

Wir gingen zum Strom hinab, badeten und tranken dann in der Schenke am Wolgaufer Tee.

„Mit den Äpfeln haben unsere Kulaken, diese Wucherer, aber doch den kürzeren gezogen", sagte Romas.

Pankow kam, nachdenklich und noch sanfter als sonst.

„Nun, wie steht's, mein Bester?"
Pankow zuckte die Achseln.
„Mein Haus war versichert."

Sie schwiegen eine Weile, einander eigentümlich, als wären sie sich fremd, prüfenden Auges betrachtend.

„Was willst du jetzt tun, Michail Antonytsch?"

„Ich muß erst überlegen."

„Du mußt fort von hier."

„Ich werde sehen..."

„Ich habe einen Plan", sagte Pankow. „Komm, wir wollen draußen darüber reden."

Sie gingen hinaus. In der Tür wandte sich Pankow noch einmal um und sagte zu mir:

„Na, schüchtern bist du nicht. Du kannst hier im Dorf bleiben. Vor dir haben sie jetzt Angst..."

Ich ging auch hinaus ans Ufer, streckte mich unter den Sträuchern längelang hin und schaute auf den Strom hinab.

Es war noch heiß, obgleich die Sonne schon unterging. Wie ein breites Band rollte sich vor mir, als hätte man es mit bunten Farben auf den sanft dahinfließenden Strom gemalt, noch einmal alles ab, was ich in diesem Dorf erlebt hatte. Mir war traurig zumute, aber bald übermannte mich die Müdigkeit, und ich schlief ein.

„Hallo!" hörte ich im Schlaf und fühlte, wie ich gerüttelt und irgendwohin gezerrt wurde: „Bist du tot, wie? Wach auf!"

Am andern Ufer, über den Wiesen, leuchtete der Mond tiefrot, groß wie ein Wagenrad. Barinow stand über mich gebeugt und schüttelte mich.

„Komm! Der Chochol sucht dich; er ängstigt sich deinetwegen."

Er ging hinter mir her und brummte:

„Du darfst dich nicht hinhauen, wo es dir eben paßt. Es kann gerade jemand oben auf der Höhe vorbeikommen, ausgleiten und einen Stein ins Rollen bringen. Oder er kann auch absichtlich einen 'runterwerfen. Bei uns hier versteht man keinen Spaß. Die Menschen hier sind nachtragend, mein Bester. Denn außer Bösem haben sie ja auch nichts, was sie behalten könnten."

Im Gebüsch am Ufer bewegte sich jemand leise. Die Zweige knackten.

„Hast du ihn gefunden?" fragte Miguns wohltönende Stimme.

„Ich bringe ihn", antwortete Barinow.

Und als wir zehn Schritte weiter gegangen waren, sagte er mit einem Seufzer:

„Er geht Fische stehlen. Ja — Migun hat es auch nicht leicht im Leben!"

Romas empfing mich ärgerlich und machte mir Vorwürfe:

„Was treiben Sie sich so allein herum? Wollen Sie denn durchaus Prügel bekommen?"

Als wir allein waren, sagte er finster und leise zu mir:

„Pankow macht Ihnen den Vorschlag, bei ihm zu bleiben. Er will einen Laden aufmachen. Ich möchte Ihnen nicht zureden. Also, damit Sie's wissen: Ich habe ihm alles verkauft, was übriggeblieben ist. Ich selbst gehe nach Wjatka und lasse Sie dann nachkommen. Sind Sie einverstanden?"

„Ich werde es mir überlegen."

„Na, überlegen Sie also!"

Er legte sich auf den Fußboden, warf sich noch eine Weile hin und her, dann wurde er still. Ich blieb am Fenster sitzen und schaute auf die Wolga hinaus. Der Widerschein des Mondes im Wasser ließ mich an die Flammen des Brandes zurückdenken. Drüben am Wiesenufer arbeitete sich schwerfällig ein Schleppdampfer mit seinen Radschaufeln weiter. Drei Topplaternen blinkten in der Finsternis, die Sterne berührend und sie zuzeiten verdeckend.

„Sind Sie aufgebracht gegen die Bauern?" fragte Romas schläfrig. „Das dürfen Sie nicht. Die sind ja bloß dumm. Bosheit ist ja nichts als Dummheit."

Seine Worte besänftigten mich nicht und konnten meine Erbitterung, das Gefühl, tief gekränkt zu sein, nicht mildern. Wieder sah ich diese tierischen, haarigen Rachen vor mir, denen sich boshaftes Kreischen entrang:

„Mit Ziegelsteinen — von weitem..."

Damals verstand ich noch nicht, das zu vergessen, was des Behaltens nicht wert war. Wohl sah ich, daß jeder dieser Menschen, einzeln genommen, nicht sehr boshaft war — mancher war es auch gar nicht. Im Grunde genommen waren es lauter gutmütige Tiere. Jeden einzelnen von ihnen konnte man mit Leichtigkeit dazu bringen, zu lächeln wie ein Kind, jeder einzelne von ihnen würde zutraulich wie ein Kind lauschen, wollte man ihm vom Suchen nach Vernunft und Glück, von Taten edler Großmut erzählen. Die seltsame Seele dieser Menschen hat alles gern, was Anlaß gibt zu Träumereien von einem leichten Leben, das einzig und allein dem Gesetz des eignen Willens unterworfen wäre.

Wenn sich aber in der Gemeindeversammlung oder in der Schenke am Ufer diese Leute zu einem grauen Knäuel zusammenballen, dann verschwindet alles, was sie Gutes an sich haben, und sie hüllen sich, wie die Popen, in Gewänder der Lüge und der Heuchelei. Hündische Kriecherei vor den Starken regt sich dann in ihnen, und ihr Anblick ist widerwärtig. Oder sie werden auch ganz unerwartet von wölfischer Bösartigkeit befallen: mit gesträubtem Haar und gebleckten Zähnen schreien sie lange aufeinander ein, bereit, übereinander herzufallen, und sie fallen auch wegen lächerlicher Kleinigkeiten übereinander her. In solchen Augenblicken sind sie furchtbar, sind imstande, eine Kirche zu zerstören, die sie noch gestern abend sanft und gehorsam betraten, wie Schafe ihren Stall. Sie haben ihre Dichter und Märchenerzähler; die leben, verachtet, von niemand geliebt, dem Dorf zum Gespött, von niemand betreut, von allen geschmäht.

Ich werde es nie fertigbringen, unter diesen Menschen zu leben, ich kann es nicht. Und alle diese bitteren Gedanken trug ich Romas vor, an dem Tage, an dem wir uns trennten.

„Da urteilst du sehr voreilig", bemerkte er vorwurfsvoll.

„Ja, aber was soll man tun, wenn es sich doch so ergibt?"

„Eine falsche Folgerung! Schlecht begründet!"

Er versuchte lange, mich durch gute Worte davon zu überzeugen, daß ich unrecht habe, daß ich mich irre.

„Verdammen Sie nicht zu schnell! Verdammen ist immer das Allerleichteste! Lassen Sie sich dadurch nicht irreleiten! Sehen Sie alles mit Ruhe an und vergessen Sie eines nicht: Alles geht vorüber, alles wird besser. — Zu langsam, sagen Sie? Dafür ist es aber von Dauer! Blicken Sie überall hin, prüfen Sie alles, seien Sie furchtlos, aber verdammen Sie nicht voreilig! Auf Wiedersehen, lieber Freund!"

Dieses Wiedersehen fand fünfzehn Jahre später in Sedlez statt, nachdem Romas im Gebiet von Jakutsk abermals eine zehnjährige Verbannung verbüßt hatte, die er sich in der Angelegenheit der „Narodoprawzy" zugezogen hatte.

Bleischwerer Kummer befiel mich, nachdem er Krasnowidowo verlassen hatte. Ich lief im Dorf umher wie ein Köter, der seinen Herrn verloren hat. Mit Barinow ging ich auf die Dörfer, wir arbeiteten bei den reichen Bauern, droschen, buddelten Kartoffeln und jäteten in den Gärten. Ich wohnte bei ihm im Badehaus.

„Lexej Maximytsch, Sie fühlen sich wohl wie ein Führer ohne Gefolge, was?" fragte er mich einmal in einer regnerischen Nacht. „Wollen wir nicht lieber morgen an die See fahren? Wirklich! Was kann uns hindern? Kerle wie uns mag man hier nicht. Wer weiß, es kann uns auch was zustoßen, wenn die mal besoffen sind..."

Es war nicht das erstemal, daß Barinow mir das sagte. Ihn plagte auch schon innere Unruhe, seine Affenarme hingen schlaff herab, er schaute mit trübem Blick um sich, als hätte er sich in einem großen Walde verlaufen.

Der Regen peitschte gegen das Fenster unseres Badehauses, eine Ecke hatte der Wasserstrom, der reißend durch die Schlucht flutete, schon unterwaschen. Kraftlos blinkten die bleichen Blitze eines späten Gewitters. Barinow fragte leise noch einmal:

„Also, wollen wir fahren? Morgen? Ja?"

Und wir fuhren wirklich.

...Unsagbar schön ist's, in einer Herbstnacht auf der Wolga zu fahren, hinten auf einem Lastkahn sitzend, am Steuerruder. Ein zottiges Ungeheuer mit einem Riesenkopf regiert es, stapft mit schweren Beinen über Deck und ächzt tief:

„Hu—uk! Hau—ruck..."

Hinter dem Fahrzeug fließt seidig, leise plätschernd das Wasser — pechschwarz, uferlos. Über dem Strom ballen sich die dunkeln Herbstwolken. Und ringsum ist nichts als langsam dahinströmende Finsternis; sie hat die Ufer fortgewischt, es kommt einem vor, die ganze Erde sei in ihr zergangen, habe sich in etwas Rauchiges, Flüssiges verwandelt, das ununterbrochen, endlos mit seiner ganzen Masse irgendwohin nach unten, in den öden, stummen Raum fließt, wo es weder Sonne noch Mond noch Sterne gibt.

Vorn, in der feuchten Finsternis, arbeitet und keucht der unsichtbare Schleppdampfer, als wehre er sich gegen eine federnde Kraft, die ihn mit sich fortzieht. Drei Lichter, zwei dicht über dem Wasser und eines hoch oben, begleiten ihn; näher bei mir ziehen unter den schweren Wolken, goldenen Karauschen gleich, noch vier andere dahin — eines von ihnen ist das Licht der Laterne am Mast unseres Bootes.

Mir ist zumute, als sei ich in einer kalten, fettigen Blase eingeschlossen, die langsam eine schräge Bahn hinabgleitet, während ich wie eine Mücke drinsitze. Die Bewegung scheint langsamer und langsamer zu werden, es kommt mir vor, als müsse der Dampfer bald ganz stillstehen. Er wird aufhören zu fauchen und mit seinen Radschaufeln das schwere Wasser zu peitschen. Alle Laute werden davonfliegen, wie welkes Laub von einem Baum, wie Kreideschrift fortgewischt werden, allmächtig werden Reglosigkeit und Stille mich umfangen.

Und der große Kerl, der in dem zerrissenen Schafpelz, in der zottigen Lammfellmütze am Steuerruder umherläuft, wird stehenbleiben, unbeweglich, verzaubert in alle Ewigkeit, und wird nicht mehr schreien:

„Hu—uk... Hau—ruck..."

Ich fragte ihn:

„Wie heißt du?"

„Was brauchst du das zu wissen?" gab er dumpf zurück.

Als wir bei Sonnenuntergang von Kasan abfuhren, bemerkte ich, daß dieser Mensch, der plump war wie ein Bär, ein haariges, augenloses Gesicht hatte. Bevor er sich ans Ruder stellte, goß er eine ganze Flasche Wodka in einen Holzkrug, trank ihn in zwei Schlucken leer, als wäre es Wasser, und aß einen Apfel nach. Und als dann der Schlepper unserm Lastkahn einen Ruck gab, krallte er sich an der Stange des Ruders fest, warf einen Blick auf die rote Sonnenscheibe, schüttelte den Kopf und sagte in strengem Ton:

„Gott segne unser Werk!"

Der Dampfer schleppte vier Lastkähne von Nishni, von der Messe, nach Astrachan. Sie hatten Stückeisen, viele Tonnen Zucker und eine Menge schwere Kisten geladen — alles für Persien. Barinow schlug

mit dem Fuß an die Kisten, schnupperte, überlegte und sagte dann:

„Das sind sicherlich Gewehre — aus der Ishewschen Fabrik..."

Der Steuermann aber versetzte ihm mit der Faust einen kräftigen Stoß gegen den Bauch und fragte:

„Was geht denn dich das an?"

„Ich dachte nur so..."

„Willst wohl eins in die Fresse kriegen?"

Wir hatten kein Geld, um einen Personendampfer zu benutzen und wurden „aus Erbarmen" auf dem Lastkahn mitgenommen. Obwohl wir auch Wache halten, genau so wie die Matrosen, gelten wir den Leuten an Bord doch nur als Bettler.

„Und du hast immer so viel vom Volk geredet", wirft Barinow mir vor. „Da hast du's jetzt, immer will der eine den andern unterkriegen, weiter nichts!"

Die Finsternis ist undurchdringlich, so daß die andern Schiffe nicht zu sehen sind. Man kann nur die Mastspitzen unterscheiden, die sich, durch die Lichter der Laternen erhellt, von den dichtgeballten Rauchwolken abheben. Diese Wolken riechen nach Naphtha.

Mich ärgert das finstere Schweigen unseres Steuermanns. Ich habe vom Bootsmann Befehl bekommen, am Steuerruder Wache zu halten, um diesem vertierten, stumpfsinnigen Kerl zu helfen. Er beobachtet die Bewegung der Lichter und sagt bei Biegungen leise zu mir:

„Heda! Obacht!"

Ich springe auf und werfe die Ruderstange herum.

„Gut", brummt er.

Ich kauere mich wieder auf dem Deck nieder. Ein Gespräch läßt sich mit diesem Menschen nicht in Gang bringen. Er antwortet immer nur mit der Frage:

„Was geht denn dich das an?"

Woran mag er denken? Als wir an der Stelle vorbeikamen, wo die gelben Fluten der Kama sich in den stahlgrauen Wolgastrom ergießen, blickte er nach Norden und brummte:

„Aasbande, verfluchte!"

„Wer denn?"

Keine Antwort.

Irgendwo in weiter Ferne, in abgrundtiefer Finsternis heulen und kläffen Hunde. Das erinnert daran, daß es doch irgendwo ein Leben gibt, das die Finsternis noch nicht verschlungen hat. Aber es scheint unerreichbar fern und ganz überflüssig zu sein.

„Die Hunde hierzulande taugen nichts", sagt ganz unvermittelt der Mann am Ruder.

„Was heißt denn — hier?"

„Überall. Bei uns sind die Hunde richtig wie wilde Tiere."

„Wo bist du denn her?"

„Von Wologda."

Und wie Kartoffeln aus einem geplatzten Sack, so rollten jetzt seine grauen, schweren Worte:

„Der andere da — ist er mit dir verwandt? Wohl ein Onkel von dir? Ein dummer Kerl ist er, meine ich. Ich habe aber einen klugen Onkel. Ein fixer Kerl ist's. Und reich. Er hat in Simbirsk eine Anlegestelle gepachtet. Und eine Schenke hat er auch am Ufer."

Als er das alles sehr langsam und anscheinend mühsam vorgebracht hatte, heftete er seine kaum sichtbaren Augen wieder auf die Topplaternen des Schleppdampfers, unverwandt beobachtend, wie sich ihr Licht, einer goldenen Spinne gleich, durch das Netz der Finsternis wand.

„Nun — los!... Kannst du lesen? Weißt du vielleicht, wer eigentlich die Gesetze schreibt?"

Und ohne eine Antwort abzuwarten, fährt er fort:

„Die Leute reden so verschieden. Die einen sagen — der Zar, andere — der Metropolit oder der Senat. Wenn ich es genau wüßte, würde ich mal hingehen zu dem Mann. Und würde zu ihm sagen: Schreib du solche Gesetze, daß ich nicht einmal zum Schlag ausholen kann, geschweige denn hauen. Gesetze müssen von Eisen sein. Wie ein Schlüssel. Mein Herz wird dann eben eingeschlossen, und Schluß! Dann habe ich auch die Verantwortung zu tragen. Aber so, wie es jetzt ist — da kann man mich nicht verantwortlich machen. Nein!"

Er brummt das vor sich hin, immer leiser und zusammenhangloser, und klopft mit der Faust auf die Ruderstange.

Vom Dampfer her wird etwas durchs Sprachrohr gerufen, und die dumpfe, menschliche Stimme ist ebenso überflüssig wie das Geheul und das Gekläff der Hunde, das die fette Nacht schon längst wieder aufgesogen hat. Längs der Schiffswände schwimmt auf dem schwarzen Wasser, gelben, öligen Flecken gleich, der Widerschein der Lichter und schwindet dahin, zu schwach, um irgend etwas zu beleuchten. Über uns aber scheint Schlamm dahinzuströmen, so klebrig und dicht sind die dunkeln, feuchten Wolken. Immer tiefer gleiten wir in die stummen Abgründe der Finsternis hinein.

Der Mann neben mir klagt düster:

„Was hat man aus mir gemacht? Mein Herz regt sich nicht mehr."

Gleichgültigkeit kommt über mich. Gleichgültigkeit und kalter Trübsinn. Ich möchte gerne schlafen.

Leise, mühsam sich durch die Wolken zwängend, stahl sich die schwächliche, graue, sonnenlose Morgendämmerung herauf. Sie färbte das Wasser bleigrau, ließ am Ufer gelbes Gesträuch, graue, mit Rost überzogene Fichten, die dunkeln Tatzen ihrer Zweige sichtbar werden, eine lange Reihe von Dorfhäusern, die wie aus Stein gemeißelte Gestalt eines Bauern. Über unserm Schiff flitzte eine Möwe dahin, laut mit den gekrümmten Flügeln schlagend.

Wir beide, der Steuermann und ich, wurden von der Wache abgelöst. Ich kroch unter ein Segeltuch und schlief ein, wurde aber sehr bald, wenigstens kam es mir so vor, durch Getrampel und Geschrei geweckt. Ich lugte unter dem Segeltuch hervor und sah, daß drei Matrosen den Steuermann an die Wand der Kajüte gedrückt hatten und durcheinanderschrien:

„Laß das doch, Petrucha!"

„So beruhige dich doch, in Gottes Namen!"

„Nun hör aber schon auf!"

Die Arme auf der Brust verschränkt, die Finger in die Schultern gekrallt, stand er ruhig da, mit dem einen Fuß ein Bündel an das Deck pressend, schaute alle der Reihe nach an und sagte einmal übers andere, mit heiserer Stimme:

„Laßt mich, ich will vor der Sünde fliehen."

Er war barfuß und barhaupt, nur mit Hemd und Hose bekleidet. Das ungekämmte Haar war zu einem wirren Schopf verfilzt, der auf die störrische, gewölbte Stirn niederfiel; darunter waren kleine, blutunterlaufene Maulwurfsaugen zu sehen, die flehend, ängstlich dreinschauten.

„Du wirst ja ersaufen", sagte man ihm.

„Ich? I wo! Laßt mich los, Jungs. Wenn ihr mich nicht loslaßt, bringe ich ihn um. Sowie wir in Simbirsk sind, gleich werd' ich da ..."

„So hör doch endlich auf!"

„Ach, Jungs ..."

Er breitete die Arme langsam weit aus, ließ sich auf die Knie sinken, berührte, in der Stellung eines Gekreuzigten verharrend, die Wand der Kajüte und sagte noch einmal:

„Laßt mich doch fliehen vor der Sünde!"

Seine eigentümlich tiefe Stimme hatte etwas Erschütterndes an sich. Die weit ausgebreiteten, langen Rudern gleichenden Arme, die er mit den Handflächen den Umstehenden zugekehrt hatte, bebten in einem fort. Auch das Bärengesicht bebte in dem zottigen Bart; die blinden Maulwurfsaugen waren als dunkle Kugeln aus den Höhlen getreten. Es war, als würge ihn eine unsichtbare Hand, die seine Kehle gepackt hielt.

Die Leute traten stumm zur Seite. Er erhob sich schwerfällig, nahm sein Bündel auf und sprach:

„So! Habt Dank!"

Dann trat er an die Reling und sprang ganz überraschend leicht und gewandt ins Wasser. Ich war auch hinzugestürzt und sah, wie Petrucha, mit dem Kopf wackelnd, sein Bündel wie eine Mütze über den Kopf stülpte und quer durch den Strom schwamm, dem sandigen Ufer zu, wo ihn, im Winde hin und her schwankend, gelbe Blätter ins Wasser streuend, die Sträucher erwarteten.

Die Leute sprachen leise miteinander.

„Also hat er doch sich selbst untergekriegt!"

Ich fragte:

„Ist er irrsinnig?"

„Wieso denn? Nein, er tut das um seines Seelenheils willen."

Petrucha war unterdes schon an eine seichte Stelle gelangt, stand bis an die Brust im Wasser und schwenkte sein Bündel über dem Kopf.

Die Matrosen riefen ihm zu:

„Leb wo—ohl!"

Einer fragte noch:

„Wie will er denn bloß ohne Paß weiterkommen?"

Ein rothaariger, krummbeiniger Matrose erzählte mir mit Behagen:

„In Simbirsk lebt ein Onkel von ihm, der ihm viel Böses angetan und ihn zugrunde gerichtet hat. Und da hat er sich vorgenommen, den Onkel umzubringen; aber dann ist doch Mitleid mit sich selbst über ihn gekommen, und er ist vor der Sünde geflohen. Wie ein wildes Tier ist der Kerl, aber ein guter Mensch. Wahrhaftig, ein guter Mensch ..."

Der gute Mensch aber schritt inzwischen schon den schmalen Sandstreifen entlang, flußaufwärts, und war bald im Gebüsch verschwunden.

Es zeigte sich, daß die Matrosen brave Kerle waren; lauter Landsleute von mir, echtes, rechtes Wolgavolk. Am Abend fühlte ich mich schon ganz heimisch unter ihnen. Am nächsten Tag aber fiel mir auf, daß sie mich finster und mißtrauisch ansahen. Ich erriet sofort, daß Barinow der Versuchung zu phantasieren erlegen war und den Matrosen irgend etwas vorgeschwindelt hatte.

„Hast wohl geschwatzt?"

Barinow lächelte mit seinen weibischen Augen, kratzte sich verlegen hinterm Ohr und gestand:

„Ja, ich hab' ihnen ein bißchen was erzählt."

„Und ich hatte dich doch gebeten, den Mund zu halten!"

„Ich hab' ihn ja auch gehalten. Aber die Geschichte ist doch wirklich zu unterhaltsam. Karten wollten wir spielen, aber der Steuermann hat die Karten mitgenommen. Da war es eben langweilig. Na, und da hab' ich ..."

Ich ließ nicht locker, fragte weiter und bekam bald heraus, daß Barinow eine sehr unterhaltsame Geschichte erfunden hatte, deren Abschluß die Schilderung des heldenmütigen Kampfes bildete, den wir beide, der Chochol und ich, mit Beilen bewaffnet, angeblich gegen die Bauern geführt hatten.

Es hatte keinen Zweck, ihm böse zu sein; er sah eben die Wahrheit nur außerhalb der Wirklichkeit. Als ich eines Tages auf der Suche nach Arbeit mit ihm am Rande einer Schlucht saß, belehrte er mich freundlich und überzeugt:

„Die Wahrheit muß man sich nach dem Herzen wählen. Siehst du, da drüben, auf der andern Seite weidet eine Herde, der Hund läuft umher, der Hirt geht hin und her. Was ist denn weiter groß dabei?

Welchen Nutzen können wir beide davon für unsre Seele haben? Man muß die Dinge eben einfach nehmen, mein Bester. Ein böser Mensch — das ist eine Wahrheit, das gibt es: aber ein guter Mensch — wo ist denn der zu finden? Wo gibt's solche Menschen? Den guten Menschen, den hat man noch nicht erfunden, ja, ja."

In Simbirsk forderten uns die Matrosen höchst unliebenswürdig auf, das Fahrzeug zu verlassen und an Land zu gehen.

„Ihr beide paßt nicht zu uns", sagten sie.

Sie brachten uns im Boot an die Landungsstelle von Simbirsk. Erst ließen wir uns am Ufer von der Sonne trocknen. Unsere ganze Barschaft betrug siebenunddreißig Kopeken. Dann gingen wir in die Schenke, Tee trinken.

„Was wollen wir jetzt eigentlich anfangen?"

Barinow sagte fest und entschieden:

„Was wir anfangen wollen? Wir müssen eben weiterfahren."

Bis Samara reisten wir als blinde Passagiere auf einem Personendampfer. In Samara nahmen wir wieder Arbeit auf einem Frachtkahn, und sieben Tage später langten wir fast ohne Zwischenfälle am Kaspischen Meer an. Dort fanden wir Beschäftigung bei einer kleinen Fischereigenossenschaft in dem schmutzigen kalmückischen Fischerdorf Kabankul-Bai.

DER NACHTWÄCHTER

Ich bin Nachtwächter auf der Station Dobrinka. Von sechs Uhr abends bis sechs Uhr früh gehe ich mit einem Stock in der Hand die Lagerschuppen ab. Aus der Steppe weht, wie aus tausend Rachen, der Wind, schwere Schneewolken treiben heran; in ihrer grauen Masse kriechen langsam, schwer keuchend, Lokomotiven hin und her, ihre Wagen wie die Glieder einer Kette hinter sich schleppend, als lege jemand ohne Hast eine endlose Kette um die Erde, um sie daran durch den kalten, in weißen Staub zerfallenden Himmel zu zerren. In das Schneetreiben tönen das Kreischen des Eisens, das Klirren der Kupplungen, seltsames Knarren und leises Heulen hinein.

Beim letzten Lagerschuppen bewegen sich zwei dunkle Gestalten in dem dunstigen Schneegestöber. Das sind Kosaken, die Mehl stehlen wollen. Bei meinem Anblick springen sie beiseite, verstecken sich hinter einem Schneehaufen, dann höre ich durch das Heulen und Rascheln des Sturmes bettelhaft klägliche Reden, Versprechungen, mir einen halben Rubel zu schenken, Schimpfworte.

„Laßt das doch, Jungs!" sagte ich.

Ich bin viel zu träge, um ihnen lange zuzuhören, ich mag gar nicht mit ihnen reden, denn ich weiß ganz genau, daß sie nicht arm sind, daß sie nicht aus Not stehlen, sondern nur, um das gestohlene Gut zu verkaufen: für Geld zu Schnaps und für die Weiber.

Manchmal schicken sie auch das hübsche Soldatenmädel Ljoska Grafowa. Sie knöpft sich Pelz und Bluse auf und zeigt den Wächtern ihre Brüste: die sind fest, als wären sie aus Knorpel, hoch und gewölbt.

„Da seht mal, wie Kanonen sind die Dinger", prahlt sie und lockt. „Na, wie ist's, wollt ihr mal? Für einen Sack Weizenmehl zweiter Sorte? Na, meinethalben, es kann auch dritte Sorte sein."

Mit ihr feilschen sehr sachlich ein junger, frommer Bursche aus Tambow, ein gewisser Baikow, und ein Tatar aus Usman, der lahme Ibrahim.

Mit nackten Brüsten steht sie vor ihnen, der Schnee zergeht auf ihrer Haut. Sie zuckt wie eine Zigeunerin mit den Schultern und schimpft:

„Nu macht bloß ein bißchen rasch, ihr Kazapen, ihr Sumpfbrut! Glaubt ihr, so was Süßes wie bei mir findet ihr noch mal, ihr Aasbande?"

Die russischen Bauern verachtet sie. Sie spricht mit kräftiger tiefer Stimme; in ihrem schönen Gesicht leuchten Katzenaugen. Schließlich nimmt Ibrahim sie mit unter das Dach des Schuppens; ihre Genossen werfen einen Sack oder einen Packen auf den Handschlitten und sausen davon.

Die Schamlosigkeit dieser Frau ekelt mich an, es ist mir in tiefster Seele leid um ihren prächtigen, starken Körper. Ibrahim nannte Ljoska nie anders als die „Hündin" und spie aus bei der Erinnerung an ihre Liebkosungen. Baikow aber sagte leise und nachdenklich:

„Totschlagen müßte man solche Weibsbilder!"

An Feiertagen ging sie schön angezogen, in knarrenden, neuen Schuhen, ein rotes Tüchlein auf dem üppigen kastanienbraunen Haar, in die Stadt und stellte ihren Leib den Herren „Intellektuellen" zur Verfügung. Gegen alle ihre Kunden benahm sie sich gleich frech und verächtlich.

Gelegentlich versuchte sie es auch mal, sich an mich heranzumachen; aber ich jagte sie immer aus meinem Revier fort. Einmal, in einer warmen, hellen Nacht, war ich auf der Treppe des Lagerhauses eingenickt. Als ich die Augen aufschlug, stand Ljoska vor mir. Sie hatte die Hände in die Taschen ihrer Jacke vergraben und machte ein finsteres Gesicht. Der Mond beleuchtete scharf ihre stattliche Gestalt.

„Hab keine Angst, ich bin nicht gekommen, um zu stehlen! Ich geh' nur ein bißchen spazieren..."

Nach dem Stand der Sterne zu urteilen, mußte es schon weit nach Mitternacht sein.

„Reichlich spät machst du deinen Spaziergang!"

„Wir Weibsleute leben eben nachts", entgegnete Ljoska und setzte sich zu mir. „Wieso schläfst du denn? Du wirst doch nicht fürs Schlafen bezahlt!"

Sie holte eine Handvoll Sonnenblumenkerne aus der Tasche, knabberte daran und sprach dazu:

„Ich habe gehört, du kannst lesen. Sag mal, wo ist eigentlich die Stadt Obolak?"

„Weiß ich nicht."

„Die Mutter Gottes soll sich dort gezeigt haben. Sie wird so gemalt: die Hände zum Himmel erhoben, und das Christuskind sitzt auf ihrem Schoß..."

„Meinst du vielleicht Abalazk?"

„Wo ist das?"

„Irgendwo im Ural oder in Sibirien..."

Ljoska fuhr sich mit der Zunge über die Lippen und sagte:

„Ob ich nicht dahin wallfahrten soll? Wie? Das ist aber gewiß furchtbar weit, nicht? Vielleicht sollte ich aber doch hingehen."

„Wozu denn?"

„Na, um zu beten! Ich bin ja so—o sündig! Aber daran seid nur ihr schuld, ihr geilen Hunde! — Hast du was zu rauchen da?"

Sie rauchte sich eine Zigarette an. Dann bat sie mich:

„Den Kosaken brauchst du aber nicht zu sagen, daß ich rauche. Unsere Leute lieben das nicht, wenn ein Weib pafft."

Ihr strenges, von der Winterluft gerötetes Gesicht war wirklich sehr schön. Hell funkelten die dunkeln Pupillen in dem opalisierenden Weiß.

Ein winziger goldner Streifen blitzte am Himmel auf. Sie bekreuzigte sich und sprach:

„Herr, gib meiner Seele Ruh! Ja, ja, meine Seele wird auch mal so fallen wie diese Sterne... Wann bist du trauriger, in hellen Nächten oder in dunkeln? Ich bin's in hellen Nächten."

Sie spie auf ihren Zigarettenstummel, so daß er erlosch, warf ihn fort, gähnte laut und forderte mich dann auf:

„Na, komm doch, wir wollen uns ein bißchen amüsieren!"

Als ich ablehnte, fügte sie gleichmütig hinzu:

„Mit mir ist es aber wirklich ganz besonders schön! Alle sind immer sehr zufrieden."

Leise und freundlich sagte ich ihr etwas über ihre abstoßende Schamlosigkeit. Sie antwortete mit ruhiger, gleichmäßiger Stimme, ohne mich anzusehen:

„Ich hab' längst alle Scham verloren, weil alles so stumpfsinnig ist. Ach, ist das ein Stumpfsinn, Mensch!"

Es berührte mich fast unheimlich, aus ihrem Munde das Wort „Mensch" zu hören — es klang so ungewöhnlich und fremd. Sie aber warf den Kopf zurück, schaute zum Himmel auf und sagte gedehnt:

„Ich kann wirklich nichts dafür! Das Sprichwort sagt ja: ‚Das Weib bringt Lust und Not, und das ist Gottes Gebot.' Was kann ich denn dafür?"

Sie saß noch ein paar Minuten stumm da, stand dann auf, blickte um sich.

„Na, dann gehe ich eben zum Herrn Stationsvorsteher..."

Und ganz gemächlich ging sie auf dem Bahnkörper davon, die im Mondlicht silbern schimmernden Schienen entlang. Ich blieb allein. Mich bedrückten die Worte, die sie gesagt hatte:

„Ist das ein Stumpfsinn, Mensch!"

Damals hatte ich noch kein rechtes Verständnis für diesen Stumpfsinn, an dem alle die Menschen krankten, deren Leben in weiten Ebenen beginnt und verläuft, in einer bald von der Sonne, bald vom Mond grell beleuchteten Einöde, im Flachland, wo der Mensch seine eigene Nichtigkeit so klar sieht, wo kaum etwas vorhanden ist, was seinen Willen zum Leben stärken könnte.

Ich war von Menschen umgeben, denen alles, was mir das Leben lieb und wert machte, völlig fremd war. Jeder von ihnen spiegelte sich in meiner Seele wider; diese Menschen wechselten ununterbrochen, und ich war zu der Marter verurteilt, Unverständliches verstehen zu wollen.

So treibt vor meinen Augen Afrikan Petrowski sein tolles Wesen, unser Stationsvorsteher, ein breitschultriger, langarmiger Recke mit vorquellenden, dunkeln Krebsaugen und einem schwarzen Vollbart. Er ist behaart wie ein wildes Tier und spricht mit einer fremdartig klingenden Tenorstimme. Wenn er böse ist, pfeift er durch die Nase und bläht seine Kalmückennüstern. Petrowski ist ein großer Spitzbube: Er zwingt die Wieger, die aus den Hafenstädten des Kaspischen Meeres einlaufenden Güterwagen aufzuschließen, um Seidenstoffe und Süßigkeiten für ihn zu stehlen. Das Gestohlene verkauft er und veranstaltet von dem Erlös in seiner Wohnung Orgien, die er „Mönchsleben" nennt. Er ist ein roher Patron und schlägt die Bahnarbeiter erbarmungslos. Seine Frau soll er auch zu Tode geprügelt haben.

Wenn er dienstfrei hat, wirft er sich in Staat. Er zieht ein rotseidenes Hemd an, Pluderhosen aus Samt, tatarische Schuhe aus grünem Saffianleder, und trägt dazu eine tatarische, goldgestickte lila Mütze auf seinem schwarzen krausen Haarschopf. Er sieht dann aus wie ein als „Bojar" aufgeputzter Bänkelsänger.

Bei ihm verkehrt ein Polizeibeamter, Maslow, ein kahlköpfiger, rundlicher, wie ein katholischer Pater wirkender glattrasierter Mensch mit einer Raubvogelnase und den Fuchsäuglein eines liederlichen Weibes. Er ist boshaft, hinterlistig, verlogen, in der Stadt führt er den Spitznamen „die Schauspielerin". Ferner der Seifensieder Tichon Stepachin, rothaarig, würdig ausschauend, plump wie ein Ochse und immer schläfrig. In seinem Betrieb kommen alle Arbeiter zu Schaden, sie verkommen bei lebendigem Leibe; mehrfach ist er auch wegen Betriebsunfällen gerichtlich belangt worden. Sodann der einäugige

versoffene Diakon Woroschilow, ein schmutziges, schmieriges Subjekt, der aber ausgezeichnet Gitarre und Harmonika spielt. Sein pockennarbiges, knochiges Gesicht ist mit grauen Haaren, dick wie Igelstacheln, bewachsen. Der Diakon hat kleine, gepflegte Frauenhände und ein grellblaues Auge, er heißt deshalb auch „das gestohlene Auge".

Es kommen flotte Mädel aus dem Dorf und Kosakenweiber aus ihrer Siedlung; manchmal bringen sie auch Ljoska mit. In einem kleinen Zimmer mit vielen Sofas nehmen alle an einem schweren, runden Tisch Platz. Auf dem Tisch ist gepökeltes Geflügel aufgetragen, Schinken, allerhand Vorspeisen, eingelegte Äpfel und Melonen, Sauerkraut, und inmitten all dieser Herrlichkeiten blinkt eine große Flasche Schnaps. Petrowski und seine Freunde kauen lange, fast ohne zu reden, schmatzen, schlürfen Wodka aus einem silbernen Kännchen, das eine Viertelflasche faßt.

Endlich sind alle satt. Stepachin rülpst laut wie ein Baschkire und bekreuzigt sich. Der Diakon lächelt sanft und stimmt seine Gitarre. Man begibt sich in die große Stube nebenan, in der keine Möbel sind, außer ein paar Stühlen. Und nun wird gesungen...

Sie singen tatsächlich wundervoll. Petrowski singt Tenor, Stepachin hat einen weichen, tiefen Baß, der Diakon einen schönen Bariton. Maslow singt die zweite Tenorstimme. Auch die Weiber haben schöne Stimmen. Besonders die Kosakin Kubassowa zeichnet sich durch die Reinheit ihrer Altstimme aus. Ljoskas Stimme ist etwas schrill, und der Diakon droht ihr oft mit dem Finger. Sie singen so andachtsvoll, als wären sie in der Kirche, einander dabei strenge Blicke zuwerfend. Nur Stepachin steht breitbeinig, mit gesenkten Augen da und macht ein erstauntes Gesicht, als könne er selber kaum glauben, daß dieser ununterbrochen fließende, samtweiche Strom tatsächlich aus seiner Kehle kommt. Die Lieder, die man singt, sind nämlich von qualvoller Schwermut getragen. Manchmal wird auch voller Feierlichkeit etwas Kirchliches gesungen, am häufigsten die „Buße".

Das Weiße in Petrowskis Krebsaugen ist blutunterlaufen. Er strafft sich wie ein Soldat beim Ausrichten und brüllt:

„Diakon — einen Tanz! Tichon, fang an! Das nenn' ich leben!"

„Gleich geht's los", antwortet der Diakon, seine Gitarre in der Luft schwenkend. Mit einem ganz verzwickten Griff in die Saiten, behend wie ein Zauberkünstler, stimmt er einen „Trepak" an, und Stepachin tanzt dazu. Auf dem hölzernen Gesicht des Seifensieders spielt ein versonnenes Lächeln, sein schwerer Körper ist von biegsamer, wilder Grazie erfüllt, er gleitet mit schönen, rhythmisch gemessenen Bewegungen durch das Zimmer, so leicht wie ein Fisch durchs Wasser. Lautlos beschreibt er mit den Füßen ganz absonderliche Figuren, dabei alle Anwesenden mit dem Blick eines vollkommen glücklichen Menschen anschauend. Er tanzt bezaubernd schön, seine Partnerin, die Kosakin Kubassowa, umkreist ihn flink, verführerisch, leise kreischend. Aber Stepachin stellt sie doch in den Schatten durch die unbeschreibliche Anmut der rhythmischen Bewegungen seines starken Körpers. Sein Tanz versetzt alle andern in Entzücken, in einen tollen Rausch.

Afrikan Petrowski ist ganz wild vor Freude; er brüllt, pfeift, wiegt den Kopf hin und her, schüttelt sich die Tränen aus den Augen. Der Diakon hat aufgehört zu spielen: er fällt Stepachin um den Hals, küßt ihn ab und murmelt, nach Atem ringend:

„Tichon! Wie ein Gottesdienst ist das... Du lieber Kerl! Alles, alles wird dir dafür vergeben..."

Und Maslow umkreist sie beide und schreit:

„Tichon! Ein Herrscher bist du! Ein Talent! Ein... ein Mörder!"

Diese Leute haben vorhin zwei große Flaschen Wodka geleert, aber erst jetzt kommt die Trunkenheit über sie, und es ist mir, als wären sie von ihrer Freude berauscht, von den gegenseitigen Liebesbeteuerungen und Lobpreisungen. Auch die Frauen sind wie betrunken; ihre Augen flackern lüstern, auf den Wangen brennt glühende Röte. Sie fächeln sich mit ihren Tüchern Kühlung zu und sind aufgeregt wie Pferde, die lange stillgestanden haben und die man endlich aus dem dunkeln Pferdestall auf den freien Hof hinausgeführt hat, in Licht und Wärme eines Frühlingstages. Ljoska atmet schwer mit halbgeöffnetem Mund; sie schaut Stepachin zornig, mit feuchten Augen an, räkelt sich auf ihrem Stuhl und scharrt mit den Schuhsohlen auf dem Fußboden.

Draußen heult und pfeift der Wind, im Ofenrohr surrt es unheimlich, weiße Flügel kratzen an den Fensterscheiben. Stepachin trocknet sich mit einem bunten Tuch das schweißgebadete Gesicht und sagt leise, gleichsam schuldbewußt:

„Weil ich so tanze, haben die anständigen Menschen gar keinen Respekt vor mir..."

Wutentbrannt belegt Petrowski die „anständigen" Menschen mit wortreichen, ganz besonders unflätigen Schimpfreden. Die Weiber quietschen, um zu zeigen, daß sie sich schämen; und doch offenbart sich in diesen Zusammenstellungen gemeinster Worte die herrliche Biegsamkeit der russischen Sprache.

Wieder spielt der Diakon zum Tanz auf. Jetzt tanzt Petrowski — wild, toll, mit Krachen und Poltern und Schreien, als müsse er etwas zerreißen oder zerbrechen, was ihn unsichtbar beengt. Ljoska tanzt, und Maslow springt unbeholfen, wie besessen, umher. Trampeln, Pfeifen, Kreischen, in einem fort flimmern bunte Weiberröcke, Petrowski stampft mit den Hacken auf und brüllt verzweifelt, wie rasend.

„Ich kre—pie—iere!"

Laut knirscht er mit den Zähnen dazu. Diese wüste Ausgelassenheit ist kein Lachen mehr, keine leichtbeschwingte Fröhlichkeit, die den Menschen über die Erde erhebt — das kommt der religiösen Verzückung nahe, das erinnert an die Orgien der Chlysten, an die Tänze der heulenden Derwische in Transkaukasien. In diesem Reigen toll wirbelnder Körper liegt eine ungeheure, zerstörende Kraft, deren Rasen und Toben mich schon fast wie Verzweiflung anmutet. Alle diese Menschen sind begabt, unheimlich begabt, jeder in seiner Art. Sie versetzen sich gegenseitig in Rausch durch ihre leidenschaftliche Liebe zum Gesang, zum Tanz, zum weiblichen Körper, zur sieghaften Schönheit der Bewegung und des Klanges. Alles, was sie tun, erinnert an gottesdienstliche Handlungen wilder Völkerschaften.

Petrowski beurlaubt mich von der Wache, um mich an diesem „Mönchsleben" teilnehmen zu lassen, weil ich viele schöne Lieder kann und sie nicht übel vorzutragen weiß und weil ich, ohne einen Rausch zu kriegen, große Mengen des mir übrigens widerwärtigen Schnapses vertilgen kann.

„Peschkow, jetzt kommst du dran!" brüllt er. Er brüllt auch, wenn er ein Weib umarmt, er heult wie ein wildes Tier. Das ist ihm Lebensbedürfnis.

Ich stelle mich an die Wand und fange an. Absichtlich wähle ich etwas Rührsames, Schönes und bemühe mich, beim Vortrag meiner Lieder die in ihnen verborgene Schönheit der Sprache und der Empfindung zum Ausdruck zu bringen. Und auch ich selbst unterliege der Macht ihrer unendlichen Schwermut, die meinem eigenen Herzen so nahe ist, wenn auch mein Verstand sie feindselig ablehnt.

„Herrgott!" ruft der Diakon und greift sich an den Kopf, seine kleinen, zarten Hände tief in die halbergrauten Haarmassen hineinwühlend. Stepachin beobachtet mich erstaunt und mit sichtbarem Neid: in seinem Gesicht zuckt es häßlich. Petrowski hat die Zähne so fest zusammengebissen, daß die Backenknochen wie große Beulen hervortreten. Maslow hat die Kubassowa, die auf seinem Schoß sitzt, ganz vergessen und starrt unverwandt auf den Fußboden wie ein kranker Hund.

Ich begreife selbst nicht recht, was ich eigentlich von diesen Leuten will. Aber manchmal kommt mir der Gedanke, wenn man sie mit Liedern sättigen, ihre Seele damit volltränken könnte, würden sie anders werden, sich wohl meinem Verständnis erschließen. Jetzt umarmen sie mich voller Entzücken, küssen mich ab. Der Diakon weint.

„Ach, du... du Halunke!" sagt Maslow und streichelt meine Hand. Stepachin küßt mich stumm.

„Sing! Mal mußt du ja doch krepieren!" brüllt Petrowski. Ljoska fuchtelt mit den Armen und sagt:

„Ich bin verliebt in ihn, ich sag's ganz offen, ich bin verliebt, verliebt, ich kann mich kaum auf den Beinen halten, so verliebt bin ich..."

Und einen Augenblick darauf verlangen sie in ihrer Unersättlichkeit wieder nach Liedern.

Ich weiß ja ganz genau, daß diese Menschen allesamt nichts wert sind. Aber sie beten andächtig die Schönheit an, dienen ihr bis zur Selbstvergessenheit, berauschen sich an ihrem Gift und sind imstande, sich für sie umzubringen.

Aus diesem Widerspruch steigt eine Wolke trüber, beklemmender Wehmut auf, in der ich zu ersticken vermeine. Bei den andern hat inzwischen der Irrsinn der Verzückung seinen Höhepunkt erreicht. Sie haben aber schon alle Lieder gesungen, alle Tänze getanzt...

„Zieht die Weiber aus!" brüllt Petrowski.

Das Ausziehen besorgte immer Stepachin. Er tat es ohne Hast, band sorgfältig alle Schnüre auf, löste die Haken und legte Blusen, Röcke und Hemden behutsam in die Ecke.

Dann besah man Ljoskas herrlichen Leib, betastete behutsam ihre verführerischen Brüste, die schlanken Beine, den prächtigen Bauch. Mit lauten Ausrufen des Staunens umkreisten sie die Weiber, ihrem Körper ebenso begeistertes Lob spendend wie vorher den Liedern und den Tänzen. Man kehrte in das kleine Zimmer, an den Tisch zurück, aß und trank wieder, und dann begann etwas Unbeschreibliches, Furchtbares...

Über die rein animalische Kraft dieser Menschen wunderte ich mich nicht weiter. Stiere und Hengste sind ja schließlich doch stärker. Aber es war geradezu unheimlich, die Feindschaft zu beobachten, die sich in ihrem Verhalten zu den Weibern, deren Schönheit sie doch eben erst fast andächtig bewundert hatten, offenbarte. Ich spürte in ihrer Wollust einen Einschlag von raffinierter Rachsucht, und es kam mir vor, als entspringe diese Rachsucht der Verzweiflung, dem Unvermögen, sich restlos zu verausgaben, um etwas loszuwerden, was sie alle bedrückte und beschwerte.

Ich erinnere mich noch, wie mich plötzlich ein lauter Aufschrei Stepachins zusammenfahren ließ. Er hatte sein eigenes Bild im Spiegel erblickt: sein rotes Gesicht war blau angelaufen, die irren Augen aus den Höhlen getreten, er schrie:

„Liebe Leute, seht doch bloß... Herrgott!"

Und brüllte dann:

„Ich hab' ja gar kein menschliches Gesicht mehr! Seht doch bloß! Kein menschliches Gesicht mehr — liebe Leute!"

Er packte eine Flasche und warf sie gegen den Spiegel.

„Da, du Satansfratze, da hast du eins..."

Obwohl er viel getrunken hatte, war er damals nicht berauscht, und als der Diakon ihn beruhigen wollte, sagte er ganz vernünftig:

„Laß mich in Ruh ... Ich weiß ja selber, ich führe kein menschliches Leben. Bin ich überhaupt ein Mensch? Statt einer Seele sitzt ein Teufel in mir, stark wie ein Bär ... Schon gut, laß nur! Den kann ich doch nicht loswerden ..."

In jedem von ihnen lebte und bebte etwas Dunkles, Schreckliches. Die Frauen schrien laut vor Schmerz, so wurden sie gebissen und gekniffen. Aber sie nahmen diese Mißhandlungen als etwas ganz Unvermeidliches, ja sogar Angenehmes hin. Ljoska steigerte Petrowskis Erregung absichtlich durch aufstachelnde Rufe:

„Du, kneif mich doch, ja! Noch mal!"

Ihre Katzenaugen weiteten sich. Sie hatte in solchen Augenblicken etwas von einer Märtyrerin, wie man sie auf irgendeinem alten Gemälde sieht, an sich. Ich aber fürchtete, Petrowski würde sie umbringen ...

Einmal, als ich in der Morgendämmerung mit ihr zusammen von Petrowski heimging, fragte ich sie, weshalb sie sich diese Mißhandlungen und Quälereien gefallen lasse.

„Er leidet ja selbst am meisten. Die sind alle so. Dieser Diakon, der beißt uns immer und weint dazu."

„Wieso denn?"

„Der Diakon, der tut es, weil er schon so alt ist und ... nun, weil er ... nicht mehr kann. Aber die andern, Afrikan und Stepachin, ach, das verstehst du ja doch nicht, weshalb die das tun. Ich weiß es, aber ich kann es nicht ausdrücken, ich weiß überhaupt vieles, aber ich kann es nicht richtig sagen, und wenn mir plötzlich das richtige Wort einfällt, sind die Gedanken schon wieder fort. Sind aber die Gedanken da, so fehlt's wieder an den rechten Worten."

Sie verstand wohl wirklich etwas von diesen tollen Mächten. Ich entsinne mich noch, wie sie in einer Frühlingsnacht bitterlich weinte und zu mir sagte:

„Du tust mir so furchtbar leid! Du kommst ja um wie ein Vogel im Rauch, wenn es brennt. Geh lieber weg von hier, woanders hin. Oh, sie tun mir ja alle so leid ..."

Und sie erzählte mir mit zärtlichen Worten, wie eine Mutter, mit der furchtlosen Weisheit eines Menschen, der tief in die Finsternis der Seele hineingeblickt hat und sich gramvoll vor dem Dunkel fürchtet, viel Schreckliches, Schamloses.

Jetzt will es mir scheinen, damals hätte sich das furchtbare Drama des Kampfes zweier Urkräfte, des Tierischen und des Menschlichen, vor mir abgespielt. Der Mensch versucht das Tierische in sich mit einemmal für immer zu befriedigen, um dadurch dessen unersättliche Forderungen loszuwerden, aber es wuchert doch dauernd weiter in ihm, ihn immer stärker knechtend.

Damals lösten aber diese tollen Feste des Fleisches in mir nur Traurigkeit aus und auch Mitleid mit den Menschen. Besonders leid taten mir die Frauen. Obwohl ich aber vor Traurigkeit verging, wollte ich doch die Teilnahme an den Rasereien des „Mönchslebens" nicht aufgeben. Ich litt damals nämlich, hochtrabend gesprochen, an „fanatischem Wissenseifer". Satan, der Fanatiker des Wissens, war es, der mich an sich gekettet hatte und mich hinter sich herschleppte.

„Alles muß man wissen, alles muß man verstehen", hatte einmal Romas, an seiner Pfeife ziehend, durch die Zähne, in strengem Ton zu mir gesagt. Dabei hatte er den Rauch von sich geblasen und beobachtet, wie sich die Rauchwölkchen hier und da in den grauen Haaren seines Bartes verfingen. „Das menschliche Dasein muß eine Rechtfertigung haben, so gehört es sich. Ohne diese Rechtfertigung wäre das Leben sinnlos. Gewöhnen Sie sich also daran, in alle Ritzen, alle Gruben hineinzugucken, wer weiß, vielleicht ist doch irgendwo die Wahrheit verborgen, die Sie brauchen. Leben Sie furchtlos, ohne vor dem Häßlichen und Schrecklichen zu fliehen! Häßlich, schrecklich sind die Dinge nur, weil sie unverständlich sind! So ist's!"

Und ich guckte in alles hinein, ohne mich zu schonen, und erfuhr auf diese Weise vieles, was ich besser nicht gewußt hätte, wovon ich aber erzählen muß, denn es dreht sich um das Dasein des Menschen, um den schweren, schmutzigen Kampf des Menschen, der den Sieg über das Triebhafte in seinem Innern und außerhalb seiner selbst erringen will, mit dem Tierischen in ihm.

Wenn es in der Welt etwas wahrhaft Großes und Heiliges gibt, so ist das einzig und allein der stetig wachsende Mensch, der auch dann noch wertvoll ist, wenn ich ihn hassen muß. Ich muß übrigens sagen — ich habe, als ich in das Spiel des Lebens tiefer eindrang, das Hassen verlernt, und zwar nicht etwa, weil es mir schwerfiele zu hassen, o nein; was ist da schon schwer — sondern, weil Haß zwecklos, ja erniedrigend ist, denn letztlich haßt man doch immer etwas von sich selbst.

Ja, Philosophie, und vor allem Moralphilosophie, ist eine langweilige Sache. Aber wenn die Seele vom Leben wundgerieben ist und bitterlich weint vor unerschöpflicher Liebe zu dieser „prächtigen Lappalie", dem Menschen, dann fängt man unwillkürlich an zu philosophieren, schon um sich selbst zu trösten.

... Als ich drei oder vier Monate auf der Station Dobrinka verbracht hatte, fühlte ich, daß ich dieses Leben nicht länger ertragen konnte. Von den wüsten Orgien bei Petrowski abgesehen, hatte ich unter den Verfolgungen seiner Köchin Maremjana zu leiden; es war dies eine Frau von sechsundvierzig Jahren, zwei Arschin zehn Werschok groß. Als sie sich einmal im Gepäckraum wiegen ließ, ergaben sich sechs Pud dreizehn Pfund. In ihrem kupferfarbenen Vollmondgesicht funkelte ein Paar runder, grünlichgrauer Äuglein, die an Grünspan erinnerten;

unter dem linken Auge, das immer argwöhnisch dreinblinzelte, saß eine Warze. Sie konnte lesen, und es war ihr ein Hochgenuß, die Lebensbeschreibungen der heiligen Märtyrer zu studieren. Die Kaiser Diokletian und Decius haßte sie mit aller Kraft ihres weiten Herzens.

„Die hätten es mal mit mir versuchen sollen, die Augen hätte ich ihnen ausgekratzt!"

Aber dieser Haß, der sich gegen längst Vergangenes richtete, hinderte sie nicht, sklavisch vor Maslow, der „Schauspielerin", zu zittern. Bei den abendlichen Saufereien bediente sie ihn besonders aufmerksam, ihm mit dem Blick eines glücklichen Hundes in die verlogenen Augen sehend. Manchmal stellte er sich betrunken, warf sich längelang auf den Boden, schlug sich gegen die Brust und stöhnte:

„Mir ist so übel, ach, so ü—übel..."

Sie nahm ihn ängstlich auf die Arme und trug ihn wie ein kleines Kind in die Küche.

Er hieß Martin, aber sie brachte häufig, wohl aus Angst vor ihm, seinen Namen mit dem ihres Brotherrn durcheinander und nannte ihn dann: „Martikan".

Wenn er das hörte, sprang er vom Fußboden auf und kreischte los:

„Wa—as? Wie?"

Maremjana preßte die Hände an den Bauch, verneigte sich tief vor Maslow und bat ihn, mit vor Angst heiserer Stimme:

„Verzeih mir um Christi willen..."

Dann kreischte er wieder — ein pfeifendes, schrilles Kreischen, das sie noch mehr einschüchterte, und das Riesenweib blinzelte stumm, schuldbewußt mit den Augen, denen grünlichtrübe Tränen entquollen. Alle feixten laut; Maslow aber stieß ihr gegen den Kopf, in den Bauch und sagte liebevoll:

„Nun geh schon, altes Scheusal, geh schon, geh!"

Und als sie sich leise entfernt hatte, erklärte er nicht ohne Stolz:

„Ein Rindvieh ist sie schon, aber sie hat ein wahrhaft zärtliches Herz."

Zu Beginn unserer Bekanntschaft war Maremjana auch gegen mich gutmütig, freundlich wie eine Mutter. Eines Tages aber machte ich eine abfällige Bemerkung über ihre sklavische Unterwürfigkeit gegen „die Schauspielerin". Sie fuhr zurück, als hätte ich sie mit kochendem Wasser verbrüht. Die grünen Kugeln ihrer Augen füllten sich mit Blut und wurden dunkelbraun, sie ließ sich schwer auf eine Bank sinken, die Empörung verschlug ihr den Atem, sie wiegte sich hin und her und murmelte vor sich hin:

„Du, du, du Lümmel, was fällt dir ein? So was sagst du von ihm? Diese frechen Worte? Ja, ich will dich doch gleich... er wird dich... in der Mühle müßte man dich zu Brei zermahlen! Bist du denn ganz verrückt geworden? Er ist heiliger als ein Heiliger, und du... du... Wer bist du denn eigentlich?"

Dann keifte sie plötzlich ganz laut los:

„Vergiften müßte man dich, du Wolfsbrut! Scher dich weg!"

Ich war von diesem Ausbruch sinnloser Wut ganz überwältigt und fühlte trotz meiner Jugend, daß ich hier mit rohem Griff an etwas wirklich Heiliges gerührt hatte oder doch an eine sehr empfindliche Stelle. Aber wie hätte ich wohl ahnen können, daß diese auf einem riesigen Knochengerüst ruhende Fleisch- und Fettmasse etwas Unantastbares, ihr unendlich Teures in sich trug? So lehrte mich das Leben die Gleichwertigkeit aller Menschen verstehen, das verborgen in ihnen Lebende achten, lehrte mich vorsichtiger, behutsamer an all das herantreten.

Seitdem verfolgte mich Maremjana mit grimmigem Haß. Sie hatte mir eine Unmenge Arbeit im Haushalt des Stationsvorstehers aufgebürdet. Wenn ich nach einer schlaflosen Nacht abgelöst wurde, mußte ich Holz hacken und es in Küche und Stuben schleppen, das Kupfergeschirr blank putzen, die Öfen heizen, Petrowskis Pferd striegeln und noch vieles andere tun, was fast die Hälfte meines Tages verschlang und mir kaum Zeit zum Lesen und zum Schlafen ließ. Sagte doch die Frau ganz offen:

„Schikanieren will ich dich, daß du wegrennst, bis weit in den Kaukasus hinein!"

Ich dachte an Barinows Redensart: „An den Kaukasus muß man gewöhnt sein." Ich schrieb ein Gesuch an die vorgesetzte Stelle in Borissoglebsk, in dem ich Maremjanas Tyrannei in Versen schilderte. Dieses Gesuch hatte Erfolg: ich wurde sehr bald nach dem Güterbahnhof von Borissoglebsk versetzt, wo ich die Plandecken und die Säcke zu hüten und auszubessern hatte.

Dort lernte ich eine große Gruppe von Intellektuellen kennen. Sie galten fast alle als „politisch unzuverlässig" und hatten schon Gefängnis und Verbannung kennengelernt. Sie lasen viel und kannten fremde Sprachen. Es waren dies größtenteils relegierte Studenten, Seminaristen, Statistiker, zu denen ein Marineoffizier und zwei Armeeoffiziere hinzukamen.

Diese ganze Gruppe, etwa sechzig Mann, war in den Wolgastädten von einem bekannten Finanzmann, Adadurow, zusammengebracht worden. Adadurow hatte der Direktion der Eisenbahnlinie Grjasi—Zarizyn den Vorschlag gemacht, diese Leute anzustellen, um mit den Riesenunterschlagungen beim Gütertransport aufzuräumen. Sie gingen denn auch mit großem Eifer ans Werk, brachten die Gaunereien der Stationsvorsteher, der Wieger, der Schaffner und der Bahnarbeiter ans Licht und prahlten untereinander mit ihrer erfolgreichen Diebes-

jagd. Ich allerdings meinte, eigentlich könnten und müßten sie allesamt etwas ganz anderes tun, etwas, was ihrer Menschenwürde, ihren Fähigkeiten, ihrer Vergangenheit besser entspräche. Damals hatte ich aber noch nicht recht begriffen, daß es in Rußland verboten war, das „Vernünftige, Gute und Ewige" zu säen.

Ich selber nahm eine Mittelstellung ein zwischen den Spießbürgern der Stadt und diesen eigenartigen Kulturträgern und erkannte deutlich den unüberbrückbaren Gegensatz dieser beiden Kategorien von Menschen.

Die ganze Stadt wußte natürlich, daß die „Adadurowschen Leute" „Politische" waren, von denen, die da „aufgeknüpft werden"; alle Welt beobachtete ihre Tätigkeit aufs schärfste, haßte und fürchtete sie. Die feigen, rachsüchtigen Blicke der Bürger hatten etwas Unheimliches: sie alle haßten die „Adadurowschen" sowohl aus Angst, als ihre persönlichen Feinde, wie auch aus Gewissenspflicht, als die Feinde von „Zar und Glauben".

Ein Bekannter von mir, der Dreher Krjukow, gab mir einmal in der Schenke bei einer Flasche Bier folgendes zu erwägen:

„Wie kann man nur solche Leute hier arbeiten lassen? Auf öde Inseln müßte man sie alle aussetzen, unter die Robinsons stecken! Oder, noch besser, die ganze Bande einfach aufknüpfen! Vor zwei Jahren hat man doch in Petersburg welche von der Sorte aufgehängt."

Krjukow war recht belesen; er hatte großes Interesse für Geographie und für Shukowskis Gedichte; er besaß etwa zwanzig gute Bücher, darunter den „Prozeß vom 1. März". Als er mir dieses Buch zu lesen gab, tat er sehr geheimnisvoll und sagte:

„So, hier kannst du sehen, was das für Leute sind! Nimm dich ja in acht, paß auf, ehe du dich versiehst, haben sie dich schon ins Unglück gebracht..."

Selbstverständlich war er nicht der einzige, der so urteilte.

Hier lernte ich auch den Schriftsteller Starostin-Manenkow kennen. Er war im Büro der Güterabfertigung der Eisenbahn Grjasi—Zarizyn angestellt.

Mittelgroß und rundlich, sah Starostin mit seinem quabbligen, unbehaarten Gesicht und den farblosen, fast toten Augen einem Skopzen auffallend ähnlich. Der schwerfällige Gang, die unsicheren Bewegungen unterstrichen diese Ähnlichkeit noch. Sein gebrechlicher Körper war der Sitz der verschiedensten Krankheiten, die durch seine übertriebene Sorge um seine Gesundheit noch verschlimmert wurden. Er stöhnte, ächzte und hustete ununterbrochen, dazu nach allen Richtungen ausspuckend: in eine Makkaronikiste, die ihm als Papierkorb diente, in die Blumentöpfe auf den Fensterbrettern, in den Aschenbecher oder auch einfach auf den Fußboden, nach der Tür hin. Er ächzte und krächzte, spuckte aus, besah das Ergebnis mit prüfendem Blick, schüttelte bekümmert seinen kahlen Kopf und sagte:

„'ne faule Sache..."

Des Abends saß er in seinem kleinen Stübchen mit knallroten Vorhängen an den Fenstern, Fuchsien und Geranien auf den Fensterbrettern und einem Bilde der Märtyrer Kyrill und Ulita in der Ecke am Tisch, auf dem sich Stöße von beschriebenem Papier häuften, trank Schnaps aus einem kleinen Gläschen, aß Lauch dazu und jammerte mit quietschender Stimme.

„Gleb Uspenski treibt bloß Schindluder mit den Bauern, ich aber schreibe mit meinem Herzblut! Du liest doch auch viel, also sag mir: was für ein großer Unterschied ist eigentlich zwischen Uspenski und... und Lejkin? Und doch werden Uspenskis Erzählungen in den besten Zeitschriften gedruckt, und meine...?"

Starostins Erzählungen erschienen in Provinzblättchen: eine oder zwei davon hatte aber, wenn ich mich recht erinnere, die Zeitschrift „Djelo" gebracht. Starostin schätzte es sehr, wenn man das gelegentlich erwähnte.

Ich tat es denn auch.

„Was hat das zu sagen?" rief er bekümmert, aber doch nicht mehr so kläglich. „Was hat das zu sagen, wenn ich doch..."

Er glitt von seinem Stuhl auf den Fußboden, kroch auf allen vieren unter das breite Bett, zog ein großes, in ein graues Tuch gewickeltes Paket hervor, schlug, eine Staubwolke aufwirbelnd, mit der flachen Hand darauf und schrie, mühsam nach Atem ringend:

„Da, alles liegt ja fertig da! Mit meinem Herzblut ist's geschrieben! Jawohl! Mit dem Blu—uut..."

Sein Gesicht war puterrot, die Augen standen voll Tränen.

Einmal jedoch — er war an dem Tage ganz nüchtern — las er mir eine soeben niedergeschriebene Erzählung vor, von einem Bauern, der bei einer Feuersbrunst das Lieblingspferd des Polizeikommissars aus den Flammen rettet, obwohl der Beamte erst eine Stunde vor dieser Heldentat dem mutigen Bauern wegen eines gestohlenen Bolzens zwei Zähne eingeschlagen hatte. Der Bauer zieht sich bei seinem Rettungswerk schwere Brandwunden zu und kommt ins Krankenhaus...

Starostin las mir diese rührselige Geschichte vor, weinte Freudentränen und murmelte ganz verzückt:

„Wie schön das ist, wie das alles so recht von Herzen kommt! Ach, ja, mein Lieber, ja, ja! Immer lerne, lerne, sieh zu, daß du in die Seele eindringst..."

Die Erzählung hatte mir ganz und gar nicht gefallen, aber beim Anblick der Freude des Verfassers wäre ich selber beinahe in Tränen ausgebrochen. Sein ehrliches Gefühl bewegte auch mich aufrichtig.

Aber weshalb weinte eigentlich dieser unangenehm lächerliche Mensch? Ich erbat mir von ihm das Manuskript und las es zu Hause noch einmal durch. Nein — die Erzählung war süßlich und gemacht rührselig, in der Art gehalten, wie sogenannte „unglückliche Dulder" ihre verlogenen Bettelbriefe an gutherzige reiche Witwen schreiben. Und ich fragte mich wieder, was wohl die Ursache dieser ehrlichen Tränen und dieser kindlichen Freude des Verfassers sein mochte?

„Nein, Ihre Erzählung gefällt mir nicht", gestand ich ihm offen.

Er ordnete liebevoll die Blätter seines Manuskripts und seufzte:

„Nein, bist du aber roh! Und dazu noch schwer von Begriff!"

„Was finden Sie denn eigentlich so rührend an dieser Erzählung?"

„Die Seele!" schrie er mich zornig an. „Meine Seele leuchtet daraus!"

Er schrie mich wieder und wieder an, bis er's satt hatte; dann trank er einen Schnaps und sagte, etwas herablassend:

„Lerne lieber tüchtig! Verse machst du, das ist dumm von dir! Das hat ja keinen Sinn. Ein Nadson wird doch nicht aus dir, dazu hast du nicht das Zeug, du hast kein Herz, ein ganz grober Kerl bist du! Vergiß das nicht: Puschkin hat sein Talent, das doch über dem Durchschnitt stand, durch seine Versemacherei zugrunde gerichtet. Prosa — das ist wahre Literatur! Die heilige, ehrliche Prosa!"

Er wurde für mich zur leibhaftigen Verkörperung der „heiligen Prosa", an deren dickem Qualm ich damals schon zu ersticken glaubte.

Starostin hat eine Geliebte, seine Zimmerwirtin, eine Frau mit Riesenbrüsten und einem Hintern, der auf keinem Stuhl Platz fand. An ihrem Geburtstag verehrte Starostin ihr feierlich einen breiten Rohrsessel, worüber die Frau tief gerührt war. Sie küßte ihren Liebhaber dreimal auf die Lippen, dann wandte sie sich zu mir und sagte:

„So, junger Mann, da lernen Sie mal von älteren Leuten, wie man einer Dame seine Hochachtung bezeigt!"

Starostin stand neben ihr, lächelte glückselig und zupfte mit den Fingern an seinen grauen Ohren, die weich waren wie die eines Hundes.

Es war ein heller Tag, gegen Ende März. Auf den Fensterbrettern blühten üppig die Fuchsien, draußen auf der Straße hörte man das Frühlingswasser rieseln und plätschern. Im Zimmer roch es beklemmend nach heißer Pastete, Seife und Tabak.

Trotz meiner Jugend und meiner lückenhaften Bildung ahnte ich doch schon mit Bangen, die in der „heiligen, ehrlichen Prosa" um mich her verborgenen Keime furchtbarer und dabei banaler Dramen.

Ich träumte von allerhand Heldentaten, von herrlichem Lebensgenuß ... und mußte Säcke, Plandecken, Bretter, Schwellen und Brennholz vor den diebischen Kosaken der nahen Siedlung hüten. Ich hatte Heine und Shakespeare gelesen; wenn ich aber des Nachts plötzlich wieder an die Wirklichkeit dachte, an all die Fäulnis um mich her, dann saß oder lag ich stundenlang da, ohne etwas zu begreifen, als hätte mich ein wuchtiger Schlag auf den Kopf betäubt.

In dieser Stadt, die von einem Ende bis zum andern nach Speck, Seife und verfaultem Fleisch stank, lud der Bürgermeister die Geistlichkeit wiederholt zu sich, um Bittgottesdienste abzuhalten, die die Teufel aus dem Brunnen auf seinem Hofe vertreiben sollten.

Der Lehrer der städtischen Schule prügelte sonnabends in seinem Badehäuschen seine Frau! Manchmal gelang es ihr, sich loszumachen, dann rannte sie splitternackt, fett wie sie war, in den Garten. Er aber setzte ihr nach, die Rute in der Hand.

Die Nachbarn des Lehrers pflegten ihre Bekannten aufzufordern, sich durch die Spalten in ihrem Zaun an diesem Schauspiel zu weiden.

Einmal ging ich auch hin, um mir das Publikum anzusehen, bekam Streit mit jemand, raufte mich und wäre beinahe auf die Polizeiwache gebracht worden. Einer von den Bürgern redete auf mich ein:

„Was regen Sie sich denn darüber so auf? So eine Jagd sieht sich doch jeder gern an! — So etwas kriegt man ja nicht einmal in Moskau zu sehen!"

Der Kontorist von der Eisenbahn, bei dem ich für einen Rubel monatlich eine Schlafstelle gemietet hatte, versuchte ganz ernstlich, mir einzureden, alle Juden seien nicht nur Spitzbuben, sondern auch Zwitter. Ich bestritt das, und daraufhin trat er eines Nachts in Begleitung seiner Frau und ihres Bruders an mein Lager, um festzustellen, ob ich nicht gar selber ein Jude sei. Ich wurde sie nicht eher los, als bis ich ihm den einen Arm ausgerenkt und seinem Schwager die Visage blutig geschlagen hatte.

Die Köchin des Polizeikommissars mischte Menstrualblut in die Fladen, die sie buk und gab diese einem Lokomotivführer zu essen, bei dem sie zärtliche Gefühle für sich erregen wollte. Eine Freundin der Köchin erzählte dem Lokomotivführer von diesem abscheulichen Zaubermittel. Der arme Kerl erschrak, ging zum Doktor und klagte, in seinem Bauch rumore es, irgend etwas grunze darin. Der Doktor lachte ihn aus; er aber ging nach Hause, stieg in den Keller hinunter und erhängte sich dort.

Solche und ähnliche Begebnisse erzählte ich dann den „Adadurowschen". Doch zu meinem größten

Erstaunen nahmen sie sie als lustige Witze hin und lachten unbändig darüber.

Ich erzählte ihnen das alles, weil ich nach einer Erklärung für die Dinge suchte. Meine Geschichten wurden aber nur als spaßige oder zotige Anekdoten aufgefaßt, meistenteils sagten meine Zuhörer tröstend zu mir:

„Kümmern Sie sich lieber gar nicht um die Leute, die treiben es so toll, weil es ihnen viel zu gut geht. Die schwelgen ja wie die Made im Speck."

Ich aber sah deutlich, daß diese Menschen, die nur lebten, um zu essen, emsig und besorgt, als erwarteten sie in Bälde eine Welthungersnot, Vorräte anhäuften — ich sah, daß sie es waren, die das Leben beherrschten und in schmutzige, engumgrenzte Formen preßten.

Nach allem, was ich schon erlebt und gesehen, kam mir das Leben der braven, klugen „Intellektuellen" langweilig, farblos vor, es schien ganz abseits von dem wirren, dunkeln Getriebe zu verlaufen, das den schleimigen Inhalt des ewig gleichen, nimmer endenden Alltags ausmachte. Je aufmerksamer ich beobachtete, desto schwerer und beklommener wurde es mir ums Herz. Es kam mir vor, die Intellektuellen wären sich gar nicht recht ihrer Einsamkeit bewußt, hier in dieser schmutzigen Kleinstadt, wo alle ihnen fremd und feindlich gesinnt waren, von Michailowski oder Spencer niemand etwas wissen wollte und sich keinen Pfifferling darum scherte, welche „bedeutsame Rolle" die Persönlichkeit im historischen Prozeß spielt.

Bei ihren geselligen Zusammenkünften machten die Intellektuellen schüchtern ein paar unscheinbaren Mädchen den Hof. Zwei von ihnen, zwei Schwestern, hatten eine auffallende Ähnlichkeit mit Fledermäusen. Der stämmige, hinkende Masin, ein ehemaliger Marineoffizier, schwärmte für Schopenhauer und redete schön und schwungvoll über die „Metaphysik der Liebe", über den „Fortpflanzungstrieb". Wenn er diese Worte, leicht schnarrend, aussprach, zogen die Fledermäuse die Beine an, schlugen ihre schwarzen Äuglein nieder und wickelten ihre grauen, flügelartigen Umhänge fester um sich, als fürchteten sie, die Worte des Philosophen könnten ihre Körper entblößen.

Bald aber erhielt Masin von dem Bruder der Fledermäuse, einem höheren Beamten der Eisenbahndirektion, folgenden Brief:

„Wenn Sie, sehr geehrter Herr, noch ein einziges Mal in Gegenwart meiner Schwestern von Ihren Metaphysiken der Liebe reden, werde ich Ihnen erstens eins in die Fresse hauen und mich zweitens beim Chef der Eisenbahnverwaltung über Sie beschweren."

Ich sah mir das alles mit an, hörte zu und dachte an die Nächte bei Petrowski, wo sich die Triebe, bis in ihre geheimsten Tiefen entblößt, in tollem, furchtbarem Spiel austobten und, die Vernunft blind machend, das irre, tolle Treiben der Liebe offenbarten. Halbwilde Säufer und Diebe schwangen sich bis zur Ekstase empor, sangen die schönen innigen Lieder ihres Volkes — und diese „Philosophen" hier, diese „Radikalen" und „Narodniki" sangen in mißklingendem Chor ihre trübseligen, blöden Verschen: „Kein Herbstregen geht nieder...", „Da, wo schlammig der Bulak..." oder:

„Den ganzen Tag gebüffelt
Hat Herr Kopernikus,
Der Erde Drehung zu beweisen.
Der Narr!..."

Mein Verstand, meine Phantasie, alle meine Kräfte reichten nicht aus, um diese beiden Welten zu vereinen, die durch eine tiefe Kluft gegenseitiger Fremdheit voneinander geschieden waren.

Jetzt, zu der Stunde, da ich über diese Dinge schreibe, die sich vor mehr als dreißig Jahren zugetragen haben, und da ich sowohl jene als auch diese Menschen deutlich vor mir sehe, fühle ich mich doch gänzlich unfähig, in Worten die Gestalten dieser kurzsichtigen Bücherwürmer mit Brille oder Kneifer zu schildern, mit den weiten Hosen, den Jacketts von verschiedenem Schnitt und dem einförmig bunten Gewand ihrer Büchersprache. Und nicht etwa deshalb, weil die einen, die Halbwilden, grob und ungeschlacht und daher leicht zu fassen, die andern, die Büchermenschen hingegen, vom Plätteisen der Bücher glattgebügelt waren — nein, hier handelt es sich nach meiner Ansicht um eine tiefinnere, gegenseitige Entfremdung, beinahe ebenso tief wie die zweier verschiedener Volksstämme[1].

Draußen, in der von den Lichtern des Bahnhofs zerrissenen Dunkelheit kriechen dumpf rasselnd, schweren rotäugigen Schlangen gleich, die Züge vorbei, dort laufen, ihre Laternen schwenkend, Bahnarbeiter und Schaffner umher. Die Wagenfenster sind mit Rauch und Dampf beschlagen, auf das Pfeifen der Lokomotive antworten die Scheiben mit einem leisen, traurigen Klirren. Dort draußen in der Nacht geht schwerfällig das Leben weiter, das so gar keinen Zusammenhang hat mit dem tollen Schönheitsdienst in den vier Wänden dieses Zimmers.

---

[1] Das beängstigende Gefühl der geistigen Losgelöstheit der „Intelligenz", als des vernünftigen Prinzips, vom Volke hat mich mein ganzes Leben hindurch unablässig gequält. Auch als Schriftsteller habe ich diese Frage wiederholt behandelt. Die Erzählung „Mein Reisegefährte" und andere sind dadurch veranlaßt. Allmählich verwandelte sich dieses Gefühl in die Vorahnung einer Katastrophe. Als ich 1905 in der Peter-Paul-Festung saß, versuchte ich in dem übrigens mißlungenen Drama „Kinder der Sonne" das gleiche Thema zu behandeln. Bedeutet der Zwiespalt zwischen Willen und Intellekt für das Leben der Einzelpersönlichkeit ein schweres Drama, so wird dieser Zwiespalt im Leben des Volkes zur Tragödie. *(M. G.)*

Auf der einen Seite tobt sinn- und ziellos die Macht des Triebhaften; auf der andern schlägt, einem Vogel gleich, der Intellekt, eingesperrt in den schmutzigen Käfig des Alltagslebens, mit den lahmen Flügeln. Ich bin der Meinung, daß in keinem Lande der Welt die schöpferischen Kräfte des Lebens so voneinander losgelöst sind wie bei uns in Rußland. Wenn ich, fast angstvoll, von den nächtlichen Orgien bei Petrowski erzählte, wurde ich mir so manches Mal des stillen Neides bewußt, den der Lebensgenuß dieser Wilden bei den „Kulturmenschen" auslöste, und ich hatte oft den Eindruck, Petrowskis Belustigungen würden von ihnen nicht an und für sich aus Überzeugung verdammt, sondern rein äußerlich, konventionell, sozusagen „anstandshalber".

Nur Bashenow sagte mir mit einem tiefen Seufzer:

„Ja—a! Das ist ja furchtbar!"

Er sann eine Weile nach, kaute an seinem Bart und fuhr fort:

„Ich wäre bei solchen Leuten zugrunde gegangen wie ein Stier in einem Moor. Sie wissen ja — je heftigere Bewegungen man dort macht, desto rascher zieht es einen in den Sumpf hinab. Ja! Ich begreife allerdings, daß sich Menschen von Ihrem Schlag zu solchen Menschen hingezogen fühlen können. Denn wir leben ein fades Leben, so gar nicht festtäglich, immer so kleinlich. Aber was Sie uns da erzählen, ist ja beinahe ein Epos, ein Leben von epischer Wucht. Wissen Sie auch, daß Ihr Petrowski schon längst unter Anklage steht? Aber irgendeine starke Hand in der Direktion stützt ihn. Erst kürzlich war Haussuchung bei ihm, wegen einer ganz andern Sache: es war Tee aus einem Güterwagen gestohlen worden. Da nahm er ruhig ein Papier aus dem Fach, reichte es dem Untersuchungsrichter hin und erklärte in aller Seelenruhe: ‚Hier ist ganz ehrlich alles verzeichnet, was ich gestohlen habe.'"

Bashenow machte ein finsteres Gesicht und schloß nachdenklich die Augen. Dann verschränkte er die Arme im Nacken, schwieg ein Weilchen und fuhr lachend fort:

„Ehrlich ... gestohlen! Hahaha .. Glauben Sie mir, einzig und allein ein Russe kann so was sagen! Es scheint ja wirklich so, als seien wir Russen dazu berufen, das Unvereinbare zu vereinen. Furchtbar in unseren Belustigungen, roh in unserer Liebe... Und so weiter, immer im gleichen Sinne..."

Er stand von seinem Stuhl auf, reckte sich hoch, breitete die Arme aus und sagte abschließend:

„Trotz alledem sind wir aber doch ein braves Volk, wir Russen! Deshalb sind wir wohl auch so über alle Maßen unglücklich..."

Bashenow gehörte zu den wenigen Menschen, für die ich aufrichtige Zuneigung und größte Achtung empfand. Er hatte in Tomsk das Seminar besucht, hatte dann trotz allen Hindernissen die Universität Kiew bezogen, wurde aber im vierten Semester wegen politischer Unzuverlässigkeit relegiert und saß dann ein paar Monate im Gefängnis. Er trug das Haar lang und sah aus wie ein verkleideter Pope; seine Bewegungen waren bedächtig wie bei allen Kraftmenschen, und das verlieh seiner stattlichen Erscheinung eine gewisse Vornehmheit, die man bei Seminaristen sonst kaum antraf. Seine Stimme war ungewöhnlich weich, dabei war er aber ganz unmusikalisch und hatte für Musik nichts übrig. Er pflegte zu sagen:

„Musik ist ein Ruf ins Chaos."

Aus seinem breiten, pockennarbigen Gesicht mit dem dunkeln Vollbart schauten gutmütig blinzelnd die grauen Augen. In seinem Verhalten mir wie auch allen anderen Menschen gegenüber war eine Art nachsichtiger Klugheit zu spüren. Er verstand ganz wunderschön die Geschichte der Entwicklung des Christentums zu erklären, sprach fesselnd von den Sekten der ersten Jahrhunderte und half mir beim Studium von Whewells „Geschichte der induktiven Wissenschaften". Im Gespräch ging er geräuschlos im Zimmer auf und ab, die Hände in den Hosentaschen, und nickte manchmal, die Brauen hochziehend, mit dem Kopf — die einzige Geste, durch die er besonders wichtige Stellen seiner Auseinandersetzungen zu unterstreichen pflegte. Bisweilen aber versank er mitten im Satz, ohne ihn zu Ende zu sprechen, in tiefes Nachdenken, kaute an seinem Bart, kratzte mit dem kleinen Finger seine hohe, pockennarbige Stirn und stand lange wortlos da. In solchen Augenblicken fühlte ich immer eine dunkle, mir selber unerklärliche Angst über mich kommen. Einmal fragte ich ihn, woran er denke?

„Es wird so furchtbar viel Verstand ganz unnütz vergeudet!" sagte er leise. „Und welch herrlicher Verstand..."

Oft und eindringlich sprach er von der Schönheit und der Macht des Gedankens:

„Letztlich, mein Lieber, wird doch alles durch den Verstand entschieden. Er ist doch der Hebel, der mit der Zeit die Welt aus den Angeln heben wird."

„Und was ist der Stützpunkt dieses Hebels?" fragte ich.

„Das Volk", antwortete er überzeugt, seine Mähne energisch schüttelnd, „und in diesem Einzelfall hier — Sie, Ihr Gehirn!"

Ich hatte ihn sehr lieb und glaubte ihm von ganzem Herzen.

Eines stillen Abends lag ich mit ihm draußen in der Steppe und erzählte ihm, was der Wachtmann Nikiforytsch über das Mitleid und was der Tolstoianer über die Evangelien und über Darwin gesagt hatte.

Er hörte mir aufmerksam und schweigend zu und sagte:

„Darwin ist eine Wahrheit, die ich nicht liebe. Ebensowenig, wie ich die Hölle lieben würde, wenn in ihr die Wahrheit läge. Sehen Sie, mein Lieber, je weniger Reibungsstellen es im Innern einer Maschine gibt, desto besser arbeitet sie. Im Leben ist es gerade umgekehrt: Je stärker die Reibungen sind, desto rascher kommt das Leben seinem Ziel näher, nämlich größerer Vernunftmäßigkeit. Vernunftmäßigkeit bedeutet aber Gerechtigkeit und Harmonie der Belange. Denkt man folgerichtig, so muß man unbedingt den Kampf als ein segensreiches Gesetz des Lebens gelten lassen. In diesem Punkt hat Ihr Polizeimensch völlig recht: ist das Leben ein Kampf, so bleibt in ihm kein Raum für Mitleid."

Er versank in tiefes Sinnen und schaute, auf dem Rücken liegend, mit weitgeöffneten Augen in den Himmel.

Die Sonne war in einer Wolke untergetaucht, hatte sie zum Glühen gebracht, in ein riesiges lohendes Feuer verwandelt und sich in ihr aufgelöst. Rote Wolken standen über der Steppe, rosiger Tau sprühte auf die grauen Halme vorjähriger Gräser. Der Duft der jungen Kräuter und Blumen wurde stärker und berauschender.

Plötzlich setzte sich Bashenow auf, zündete sich eine Zigarette an, warf sie aber sogleich wieder fort und sagte mit finsterer Miene:

„Nach meiner Ansicht ist der Humanismus für das Leben viel zu spät gekommen. So ungefähr um zweitausend Jahre hat er sich verspätet. — Ja, jetzt muß ich aber wieder in die Stadt. Kommen Sie mit?..."

Ende Mai wurde ich als Wieger nach der Station Krutaja an der Nebenbahn Wolga—Don versetzt. Im Juni erhielt ich aus Borissoglebsk von einem Bekannten, einem Buchbinder, einen Brief, in dem er mir mitteilte, Bashenow habe sich auf dem Felde, nahe dem Friedhof, erschossen. Dem Brief lag ein Zettel von Bashenows Hand bei:

„Lieber Mischa! Bitte, verkaufe meine Sachen und bezahle meinen Wirtsleuten sieben Rubel dreißig Kopeken. Die Bücher von Whewell binde, bitte, ein und schicke sie nach Krutaja an Peschkow Maximytsch, genannt ‚Baschka'[1]. Den Spencer soll er auch haben. Die übrigen behalte für dich. Das Paket lateinischer und griechischer Bücher schicke nach Kiew, an beiliegende Adresse. Leb wohl, lieber Freund! B."

Dieser Brief betäubte mich wie ein Schlag gegen das Herz. Ich konnte mich nur schwer damit abfinden, daß dieser Mensch, der so nüchtern zu denken, so starken Geistes zu sein schien, freiwillig aus dem Leben gegangen war...

Was mochte ihn in den Tod getrieben haben?

[1] „Der Kopf." *(Anm. d. Red.)*

Ich mußte daran denken, wie er mich einmal in einer Schenke mit Bier bewirtet und plötzlich, leicht berauscht, zu mir gesagt hatte:

„Wissen Sie, Maximytsch, was das allerschönste Lied ist, das es überhaupt gibt?"

Er hatte sich vorgebeugt, schaute mir mit seinen gutmütigen Bärenaugen ins Gesicht und sang leise, wehmütig mit weicher Baßstimme:

„Als ich noch nicht groß war,
Da war ich eben klein,
Da ging ich brav zur Schule,
Wie alle Kinderlein..."

So sang er, und seine Augen wurden feucht dabei.

„Ein prächtiges Liedchen, auf Ehre! Diese Schlichtheit und, wissen Sie, diese lächerliche Schwermut..."

Er übersetzte mir die Worte des Liedes ins Russische.

Doch ich verstand nicht recht, was ihn daran so bis zu Tränen rühren konnte, ihn, diesen langmähnigen, großen, klugen Menschen...

Später habe ich viele Menschen kennengelernt, die an solch lächerlicher Schwermut zugrunde gingen...

...Ein paar Monate später erinnerte mich das Leben, das mich so hart und doch sorglich erzog, wieder an Petrowski. Es war dies eines der düstersten Erlebnisse meines ganzen Daseins.

In einer schmierigen Kneipe in Moskau, irgendwo in der Nähe des Sucharewturmes, setzte sich mir gegenüber an meinen Tisch ein langer, hagerer Mensch mit einer Brille. Sein knochiges Gesicht, der Spitzbart, der dünne, lang ausgezogene Schnurrbart ließen an den Don Quichotte der Zeichnungen von Doré denken. An seinem Körper hing ein Rock, der offenbar nicht für ihn gemacht war, die grauen, an den Knien geflickten Nankinghosen waren lächerlich kurz; an dem einen Fuß trug er eine Gummigalosche, am andern eine Lederlatsche. Er zwirbelte die wie Pfriemen spitzen Schnurrbartenden hoch, sah mich aus trüben, hungrigen Augen an, stand auf, schob seine Brille über die grauen Brauen und trat schwankend, die Arme vorstreckend wie ein Blinder, auf mich zu:

„Rechtsanwalt Gladkow..."

Mit seinen schmutzigen Fingern malte er die Schnörkel seiner Unterschrift in die Luft und wiederholte eindringlich:

„Alexej Gladkow!"

Er sprach heiser und wandte den Hals hin und her, als würge ihn eine mir unsichtbare Schlinge.

Selbstverständlich schilderte er sich als einen Menschen von edelstem Gemüt, der sein uneigennütziges Eintreten für die Wahrheit hatte schwer büßen müssen und von seinen Feinden in die „Abgründe des Lebens" gestürzt worden war. Jetzt stand er an der Spitze des Ordens „Zum heiligen Aquavit",

schrieb für Schauspieler Rollen ab, verteidigte die verfolgte Unschuld und machte nebenbei „Jagd auf Herzen und Taschen von Kaufmannswitwen, die noch für arme Bettler fühlen".

„Der Reuße, vor allem aber sein Weib, liebt das Leiden! Leiden oder Leidensschilderungen sind der geistige Mostrich, ohne den ihnen nichts ins Herz rutscht, das von der allzu üppigen Leibesnahrung längst verfettet ist."

Ich hatte schon eine ganze Anzahl solcher Leute beobachten können und brachte ihnen gewöhnlich Mißtrauen, aber auch gespanntes Interesse entgegen. Bei einem Menschen, der hartnäckig nach oben strebt, ist das Interesse für diejenigen, die von oben abgestürzt sind, durchaus verständlich. Außerdem sind sogenannte „gefallene Menschen" und dunkle Sünder oft reicher, ja sogar glänzender an Geist als die allgemein anerkannten „Gerechten", an denen mir schon in meiner Jugend immer eine gewisse Ähnlichkeit mit den Wachsfiguren eines Panoptikums auffiel.

Zwei Stunden später lag ich mit Gladkow auf der Pritsche eines finsteren Nachtasyls. Der Rechtsanwalt hatte die Arme unterm Kopf verschränkt, den dürren Körper langgestreckt, und suchte mich durch Aphorismen von wölfischer Boshaftigkeit zu unterhalten. Sein Spitzbärtchen sträubte sich unheimlich, und wenn er hustete, zitterte es. Er war rührend kläglich in seiner kraftlosen Erbitterung und erinnerte mich, im borstigen Schmuck seiner ätzenden Worte prangend, an einen Igel.

Über uns lastete die gewölbte Decke des Kellers; an der Wand sickerte rötliche, stinkende Nässe herab, vom Fußboden stieg der säuerliche Geruch faulender Erde auf. Im Halbdunkel schnarchten menschliche Wesen, in Lumpen gehüllt. Sie sprachen und stöhnten im Schlaf. Das Fenster mit seinem eisernen Gitter ging auf eine mit Ziegeln ausgemauerte Grube, in der ein kranker Kater saß und jämmerlich miaute. Auf der Pritsche unter dem Fenster hockte mit untergeschlagenen Beinen ein scheußlich dicker, langhaariger Kerl, flickte beim Schein eines Lichtstumpfes seine Hose und summte heiser:

„Dir, unserer höchsten Heerführerin,
Gebenedeite Mutter Gottes,
Singen wir unwürdige Knechte,
Der Not entronnen,
Ein Dank- und Siegeslied."

So sang er, laut mit den dicken Lippen schmatzend, und stimmte dann den gleichen Hymnus wieder von vorne an.

„Das ist ein genialer Mensch, der Chemiker Pimen Maslow", erläuterte mir Gladkow. In dieser Spelunke lümmelten noch ein paar Genies herum. Zu ihnen gehörte der „hochberühmte" Pianist Bragin, der klein und behend war wie ein Jüngling, dabei aber im dicken Schopf seines krausen Haares graue Strähnen und blaue Säcke unter den Augen hatte. Er hatte schöne, schwermütige Frauenaugen, die in seltsamem Gegensatz zu dem schiefen Lächeln seines Mundes standen; seine Lippen waren ganz schmal, und ein böses Lächeln schien ganz fest, für immer, an ihnen zu kleben.

Am nächsten Morgen sagte Gladkow zu mir:

„Wir werden gleich einen Neubekehrten zum Ritter des ‚Aquavits' machen. Den da! Paß auf, das ist eine hochinteressante Zeremonie."

Er zeigte auf einen lockigen jungen Menschen im bloßen Hemd und ohne Hosen, der schon bis zur Bewußtlosigkeit besoffen war. Die blauen Pupillen blickten stier aus dem blutroten Netz des Weißen. Er saß auf einer Pritsche, vor ihm stand der dicke Chemiker und färbte ihm die Backen mit Fuchsin, die Brauen und den Schnurrbart mit einem rußigen Pfropfen.

„Nicht doch", brummte der Lockenkopf, mit den nackten Beinen zappelnd. Gladkow aber sagte zu mir, seinen Schnurrbart zwirbelnd:

„Ein Kaufmannssöhnchen und Studiosus. Säuft schon die fünfte Woche mit uns herum. Alles hat er vertrunken — Geld und Kleider..."

Sodann erschien ein dickes, fettes Weib mit eingefallenem oder zerschlagenem Nasenbein und frechen Augen. Sie brachte einige zusammengerollte Matten, warf sie auf die Pritschen und sagte:

„So, da ist auch der Ornat."

„Anziehen!" schrie Gladkow.

Fünf finstere Kerle, grau und zerlumpt, schlichen gespenstisch im Düster des Kellers umher; geschäftig blies der „Pianist" in einer Kasserolle Kohlen an. Die Leute tauschten mürrisch kurze Worte.

„Los..."

„Leise!"

„Halt! Wo willst du denn hin?"

Sie schoben die Pritsche in die Mitte des Kellers. Maslow machte sich aus einer Matte eine Art Priestergewand zurecht, setzte eine Pappmütze auf, und Gladkow kostümierte sich als Diakon.

Vier Kerle packten den lockigen Studenten an Händen und Füßen.

„Nicht doch — bitte!" stöhnte er, als man ihn auf die Pritsche legte.

„Ist der Chor bereit?" schrie der Advokat und schwenkte seine Kasserolle wie einen Weihrauchkessel vor dem Liegenden hin und her. In der Kasserolle knackten die Kohlen, blauer Rauch von glimmenden dürren Blättern stieg auf. Der junge Mann auf der Pritsche runzelte die Stirn, hüstelte, schloß die Augen, zappelte wie eine Fliege mit den Beinen und klopfte mit den Hacken auf die Bretter.

„Vernehmet...", stimmte Gladkow an. In seine Matte gewickelt, wirkte er wie eine furchtbare Karikatur. Er drehte den Hals ganz besonders jäh hin und her, zuckte mit dem Kopf und verzog das Gesicht.

Maslow stand zu Füßen des Studenten und rezitierte in näselndem Singsang:

„Liebe Brüder! Wir flehen zu Satan, er möge diesen am Suff und an babylonischer Hurerei frischverreckten hochedlen Herrn, Jakobus mit Namen, zur Ruhe eingehen lassen, möge ihn empfangen mit Ehren und Freuden und möge ihn untertauchen lassen in dem eklen Dreck der Höllen, in alle E—ewigkeit, A—men!"

Die fünf zerlumpten Kerle standen dichtgedrängt an der rechten Seite der Pritsche und sangen mit düsteren Mienen ein gotteslästerliches Lied. Dumpf und unwirklich klangen ihre heiseren Stimmen in dem steinernen Loch. Die Rolle des Dirigenten spielte Bragin, der sehr hübsch mit der rechten Hand dirigierte und mit der linken seine sonstigen Zeichen gab.

Ich war durch Schamlosigkeit nur noch schwer zu verblüffen; zuviel der Art hatte ich schon gesehen, in allen erdenklichen Formen. Aber diese Leute sangen etwas ganz unaussprechlich Ekelhaftes, durch die Zusammenstellung schamloser Worte und Bilder eine wahrhaft teuflische Phantasie und grenzenlose Verderbtheit offenbarend. Weder vorher noch nachher habe ich raffiniertere und wüstere Gemeinheiten gehört. Die fünf Kehlen ergossen über den vor ihnen liegenden Menschen eine Flut von giftigem Dreck; es war aber, als täten sie das nicht zu ihrem Vergnügen, sondern wie eine Pflicht; sie machten sich nicht etwa einen Spaß damit, sie schienen eine rituelle Handlung zu verrichten, und zwar war es offenbar nicht das erstemal, daß sie das taten. Die Zeremonie der Vernichtung eines Menschen wickelte sich ganz glatt ab, in bester Ordnung, feierlich wie in der Kirche.

Ganz benommen lauschte ich Gladkows immer raffinierter gewählten scheußlichen Worten, der zynischen Deklamation des Chemikers, dem dumpfen Brüllen des Chors und betrachtete unverwandt den Menschen, dem man bei lebendigem Leibe ein Totenamt hielt, für den diese gotteslästerliche Messe gelesen wurde.

Er hatte die Hände auf der Brust gefaltet, bewegte die Lippen, murmelte irgend etwas, schrie leise auf, blinzelte mit den weit aufgerissenen Augen, lächelte blöde, fuhr plötzlich erschrocken zusammen und versuchte von der Pritsche zu springen. Die Sänger drückten ihn stumm wieder auf die Bretter zurück.

Wahrscheinlich hätte die Zeremonie weniger abstoßend gewirkt, wenn diese schmierigen Gespenster sie als einen Spaß, ein Spiel angesehen, wenn sie gelacht hätten, sei es auch nur das zynische Lachen „verlorener Menschen", vom Leben mißhandelter, bitter von ihm gekränkter Menschen. Aber sie taten ihre Sache mit dem finsteren Ernst von Mördern, sie benahmen sich wie Priester, die dem Geist der krankhaft und rachsüchtig entfesselten Phantasie ein Opfer darbrachten.

Völlig entkräftet, sprachlos, fühlte ich einen entsetzlichen Druck auf mir lasten, mich in einen Sumpf hinabgestoßen, aus dem es kein Entrinnen gab; ich fühlte, daß diese Gespenster auch mir ein Grablied sangen, auch mich beerdigten. Ich entsinne mich noch, daß ich blöde und verloren lächelte, ja es kam ein Augenblick, da ich bitten wollte:

„Hört doch auf! Das ist böse, was ihr da tut, das ist zu furchtbar, das ist wirklich kein Scherz mehr!"

Besonders furchtbar für Ohr und Herz war die Fistelstimme des „Pianisten"; er heulte laut, mit geschlossenen Augen, den Kopf zurückgeworfen, den Adamsapfel herausgedrückt. Sein Geheul übertönte die heiseren Stimmen der andern Sänger, es schwebte in dem rauchigen Halbdunkel und schien das Ekelhafte der Worte ganz besonders wollüstig zu entblößen. Mich marterte ein tierisches Verlangen, auch loszuheulen, laut zu brüllen.

„Das Grab her!" schrie Gladkow, sein Räucherfaß schwenkend.

Der Chor sang mit neuer Kraft los:

„Komm, komm,
Grab, Grab ..."

Das Weib mit der zerschlagenen Nase trat ein, vollkommen nackt. Sie tat tänzelnde Schritte, ihr quabbliger Körper bebte, die Brüste hingen ihr wie zwei Beutel bis auf den Bauch herab, der Bauch baumelte als fetter Sack bis auf die dicken Beine, die voller lila Flecken von Narben und Geschwüren, voller blauer Venenknoten waren.

Maslow empfing sie mit einer unanständigen Geste, Gladkow als Diakon wiederholte diese Geste; das Weib stieß mit kreischender Stimme Gemeinheiten aus und küßte ihnen der Reihe nach die Hand. Die Sänger hoben sie an den Händen und Füßen hoch und legten sie neben den „Verstorbenen" auf die Pritsche.

„O—oh, nicht doch!" winselte dieser auf und versuchte seine Beine von der Pritsche zu schieben. Aber man drückte ihn sofort wieder auf die Bretter nieder, und während eine neue, beinah tänzerische, dabei aber düstere Melodie, die Melodie eines abscheulich zotigen Liedes, erklang, beugte sich das Weibsbild über ihn, die schmutzig grauen Beutel ihrer Brüste schlenkerten hin und her, und sie fing an, ihn zu masturbieren.

In diesem Augenblick dachte ich an Königin Margot, die schönste Erinnerung meines Lebens, in meiner Brust quoll etwas auf, jäh, heiß — ich stürzte auf diese jämmerlichen Menschenruinen los und schlug in wilder Raserei auf sie ein ...

... Gegen Abend kam ich wieder zu mir. Ich lag am Eisenbahndamm auf einem Stapel Schwellen. Meine Finger waren zerschlagen und trieften von

Blut, das linke Auge war von einer dicken Beule verdeckt. Vom Himmel, der ebenso schmutzig war wie die Erde, rieselte ein feiner Herbstregen nieder. Ich pflückte Büschel von nassem, verschrumpeltem Gras, rieb mir damit Gesicht und Hände ab und dachte an das, was ich gesehen...

Ich war gesund und außerordentlich kräftig, ich konnte mich neunmal hintereinander, ein Zweipudgewicht in der Hand, streng vorschriftsmäßig bekreuzigen, trug mit Leichtigkeit zwei Fünfpudsäcke mit Mehl; in dieser Stunde aber fühlte ich mich völlig entseelt, kraftlos wie ein krankes Kind. Ich hätte am liebsten laut geweint vor bitterer Kränkung. Gierig hatte ich immer der Schönheit des Lebens teilhaftig zu werden gesucht, die so verlockend aus allen Büchern atmet; ich wollte mich freudig an etwas erquicken, was mich stärken könnte. Und es war auch Zeit für mich, die Freuden des Lebens zu genießen, denn immer häufiger fühlte ich in meiner Brust einen wilden Ingrimm aufwallen, dessen heiße, dunkle Wogen meinen Verstand blind machten, dessen Druck mein reges Interesse für die Menschen in wegwerfende, dumpfe Verachtung gegen meine Umgebung wandelte.

Es kränkte und quälte mich — weshalb mußte denn gerade ich so viel Schmutz und Jammer, so viel bedrückend Dummes und Absonderliches sehen?

Schrecklich war es, an die Zeremonie im Nachtasyl zurückzudenken: in meinem Ohr bohrte noch Gladkows Schrei:

„Das Grab her!"

Vor meinen Augen verschwamm der ekle Körper jenes Weibsbildes, dieser Haufen böser, geiler Gemeinheit, darin man einen lebendigen Menschen hatte verscharren wollen.

Und als ich darauf an die Zügellosigkeit von Petrowskis „Mönchsleben" zurückdachte, fühlte ich, wie harmlos, im Grunde genommen, die wollüstige Raserei gesunder Menschen ist im Vergleich zu jenem Wahnsinn verfaulender Wesen, die vom Menschen nur noch das Aussehen haben. Dort bei Petrowski war immerhin noch eine Art heidnischer Verehrung der Schönheit zu spüren. Dort beteten halbwilde Menschen im Übermaß ihrer Kraft die Schönheit an, dieses Übermaß als Sünde und Strafe ansehend, sich wohl in der ihnen vorschwebenden Hoffnung auf Freiheit auflehnend, von der Angst gequält, „Schaden zu nehmen an ihrer Seele" in der unersättlichen Gier ihres Körpers.

Hier aber sah ich die Machtlosigkeit des Menschen bis zu düsterer Verzweiflung gediehen, bis zu ekelhaftester, rachsüchtiger Verhöhnung jenes Triebes, der unaufhörlich sieghaft die vom Tode verwüsteten Fluren des Lebens neu besät und in dem alle Schönheit der Welt ihren Ursprung hat; hier untergruben Menschen schweinisch und niederträchtig die Wurzel des Lebens, dessen geheimnisvoll schöne Quellen sie mit dem Eiter ihrer kranken Phantasie vergifteten.

Wie mag nun aber das Leben dort sein, dort oben, von wo die Menschen so entsetzlich tief fallen können?

DRAMEN

NACHTASYL

HANDELNDE PERSONEN

Kostylew, Michail Iwanowitsch, 54 Jahre alt, Herbergswirt.
Wassilissa, seine Frau, 26 Jahre alt.
Natascha, ihre Schwester, 20 Jahre alt.
Medwjedew, Onkel der beiden, Polizist, 50 Jahre alt.
Wasjka Pepel, 28 Jahre alt.
Kleschtsch, Andrej Mitritsch, Schlosser, 40 Jahre alt.
Anna, seine Frau, 30 Jahre alt.
Nastja, ein Mädchen, 24 Jahre alt.
Kwaschnja, ein Hökerweib, gegen 40 Jahre alt.
Bubnow, Mützenmacher, 45 Jahre alt.
Satin, gegen 40 Jahre alt.
Ein Schauspieler, 40 Jahre alt.
Ein Baron, 32 Jahre alt.
Luka, ein Pilger, 60 Jahre alt.
Aljoschka, ein Schuhmacher, 20 Jahre alt.
Schiefkopf, **Ein Tatar** } Lastträger, beide gegen 40 Jahre alt.
Ein paar Barfüßler ohne Namen, stumme Personen.

ERSTER AKT

Ein höhlenartiger Kellerraum. Die massive, schwere Deckenwölbung ist von Rauch geschwärzt, ihr Kalkbewurf abgefallen. Das Licht fällt vom Zuschauer her auf die Bühne, von oben nach unten, durch ein quadratisches Fenster auf der rechten Seite. Die rechte Ecke wird von Pepels Kammer eingenommen, die durch dünne Scheidewände von dem übrigen Raum abgetrennt ist; neben der Tür, die in diese Kammer führt, befindet sich Bubnows Pritsche. In der linken Ecke ein großer russischer Ofen; in der linken, massiven Wand die Tür zur Küche, in welcher Kwaschnja, der Baron und Nastja wohnen. Zwischen dem Ofen und der Tür an der Wand ein breites Bett, das ein unsauberer Kattunvorhang verbirgt. Überall an den Wänden Pritschen. Im Vordergrund an der Wand links ein Holzklotz mit einem Schraubstock und einem kleinen Amboß, die beide an dem Klotz befestigt sind; vor diesem ein zweiter, kleinerer Holzklotz, auf dem **Kleschtsch** vor dem Amboß sitzt. Er hat ein paar alte Schlösser in Arbeit, in die er Schlüssel einpaßt. Zu seinen Füßen zwei große Bunde verschiedener Schlüssel, die auf Drahtringe aufgereiht sind, ein verbogener blecherner Samowar, ein Hammer, Feilen. In der Mitte des Raumes ein großer Tisch, zwei Bänke, ein Taburett, alles ohne Anstrich und unsauber. Am Tische **Kwaschnja**, die sich am Samowar zu schaffen macht und die Wirtin spielt, ferner der **Baron**, der an einem Stück Schwarzbrot kaut, und **Nastja**, die auf dem Taburett sitzt, sich mit den Ellbogen auf den Tisch stützt und in einem zerfetzten Buche liest. Auf dem Bett, hinter dem Vorhang, liegt **Anna**, die man häufig husten hört. **Bubnow** sitzt auf seiner Pritsche, mißt auf einer Holzform für Mützen, die er zwischen den Knien hält, ein paar alte, zertrennte Beinkleider ab und überlegt, wie er sie zu Mützen zuschneiden soll. Neben ihm eine zerbrochene Hutschachtel, die er zu Mützenschirmen zerschneidet, Stücke Wachsleinwand, Abfälle. **Satin**, der eben erwacht ist, liegt auf der Pritsche und brüllt. Auf dem Ofen liegt, dem Zuschauer unsichtbar, der **Schauspieler**, man hört ihn husten und hin und her rücken.

Es ist Morgen, im Anfang des Frühlings.

Der Baron: Also weiter!

Kwaschnja: Nee, sag' ich dir, mein Lieber — damit bleib mir hübsch weg! Ich kann ein Lied davon singen, sag' ich dir... Nicht zehn Pferde bringen mich zum zweitenmal an den Traualtar!

Bubnow *(zu Satin)*: Was grunzt du denn?

(Satin brüllt.)

Kwaschnja: Ich um 'ne Mannsperson meine Freiheit verkaufen? Ich mich wieder an 'nen Kerl hängen — wo ich jetzt so dastehe, daß mir keiner was zu sagen hat? Fällt mir nicht im Traum ein! Und wenn's ein Prinz aus Amerika wäre — ich mag ihn nicht haben!

Kleschtsch: Du schwindelst ja!

Kwaschnja: Wa—as?

Kleschtsch: Schwindeln tust du. Den Abramka heiratest du...

Der Baron *(nimmt Nastja das Buch weg, liest den Titel)*: „Verhängnisvolle Liebe"... *(Lacht.)*

Nastja *(streckt die Hand nach dem Buche aus)*: Gib her! ... Gib's zurück. Na ... laß deine Späße!

(Der Baron sieht sie an und fächelt sich dabei mit dem Buche Luft zu.)

Kwaschnja *(zu Kleschtsch)*: Du bist es, der schwindelt — rothaariger Ziegenbock du! Wie kannst du so frech mit mir reden?

Der Baron *(gibt Nastja mit dem Buche einen Klaps auf den Kopf):* Bist 'ne dumme Gans, Nastjka...

Nastja *(nimmt ihm das Buch weg):* Gib her!...

Kleschtsch *(zur Kwaschnja):* Was für 'ne große Dame... Und den Abramka heiratest du doch... zappelst nur so drauf...

Kwaschnja: Natürlich! Das fehlte mir grade ... was denn noch? Und du — hast dein Weib da halbtot geprügelt...

Kleschtsch: Halt 's Maul, alte Hexe! Was geht's dich an?...

Kwaschnja: Aha! Die Wahrheit kannst du nicht hören!

Der Baron: Jetzt geht's los! Nastja — wo bist du?

Nastja *(ohne den Kopf zu heben):* Was?... Laß mich in Ruhe!

Anna *(steckt den Kopf hinter dem Bettvorhang hervor):* 's ist schon Tag. Um Gottes willen ... schreit nicht... zankt euch nicht!

Kleschtsch: Hast wieder Schmerzen?

Anna: Jeden Tag, den Gott gibt, streitet ihr euch... Laßt mich wenigstens ruhig sterben!

Bubnow: Der Lärm hindert dich doch nicht am Sterben...

Kwaschnja *(tritt an Annas Lager):* Sag, Mütterchen, wie hast du's nur mit solch einem Schuft aushalten können?

Anna: Laß mich in Frieden... laß mich...

Kwaschnja: Nun, nun! Du arme Dulderin! ... Wird's noch immer nicht besser mit deiner Brust?

Der Baron: 's ist Zeit, daß wir auf 'n Markt gehen, Kwaschnja!...

Kwaschnja: Gleich gehen wir. *(Zu Anna.)* Magst du ein paar heiße Pastetchen?

Anna: Nicht nötig ... ich dank' dir schön. Wozu soll ich noch essen?

Kwaschnja: Iß nur! Heißes Essen tut immer gut — es löst. Ich will sie dir in 'ne Tasse tun und beiseitestellen... wenn du Appetit bekommst, iß! *(Zum Baron.)* Gehen wir, gnädiger Herr! *(Zu Kleschtsch.)* Hu, du Satan... *(Ab in die Küche.)*

Anna *(hustet):* O Gott...

Der Baron *(stößt Nastja leicht in den Nacken):* Wirf doch die Schwarte weg... närrisches Ding!

Nastja *(murmelt):* Geh schon... ich bin dir doch nicht im Wege!

(Der Baron pfeift vor sich hin; ab hinter Kwaschnja.)

Satin *(richtet sich von seiner Pritsche auf):* Wer hat mich eigentlich gestern verhauen?

Bubnow: Kann dir das nicht gleich sein?

Satin: Das schon... aber was war der Grund?

Bubnow: Habt ihr Karten gespielt?

Satin: Allerdings...

Bubnow: Dabei wird's wohl passiert sein...

Satin: Diese Schurken!

Der Schauspieler *(auf dem Ofen, den Kopf vorstreckend):* Dich werden sie noch einmal ganz totschlagen...

Satin: Meinst du, Tölpel?

Der Schauspieler: „Tölpel“? Wieso?

Satin: Na — zweimal können sie mich doch nicht totschlagen!

Der Schauspieler *(nach kurzem Schweigen):* Versteh' ich nicht — warum können sie das nicht?

Kleschtsch: Kriech vom Ofen 'runter und räum die Bude auf! Verzärtelst dich viel zu sehr...

Der Schauspieler: Das geht dich gar nichts an...

Kleschtsch: Wart ... wenn Wassilissa kommt, die wird's dir besorgen...

Der Schauspieler: Der Teufel hole die Wassilissa! Heut' muß der Baron aufräumen, er ist dran... Baron!

Der Baron *(kommt aus der Küche herein):* Hab' keine Zeit ... ich muß mit Kwaschnja auf den Markt...

Der Schauspieler: Das ist mir ganz gleich... Geh meinetwegen zum Henker... aber die Stube mußt du ausfegen, du bist an der Reihe... Fällt mir nicht ein, mich für andere zu rackern...

Der Baron: Na, dann hol dich der Teufel! Nastenjka wird ausfegen... He, du — verhängnisvolle Liebe! Wach auf! *(Nimmt Nastja das Buch weg.)*

Nastja *(erhebt sich):* Was willst du? Gib her! Frecher Kerl! Das will 'n feiner Herr sein...

Der Baron *(gibt ihr das Buch zurück):* Du, Nastja, feg doch für mich aus — ja?

Nastja *(geht nach der Küche ab):* Das fehlte mir gerade ... was denn sonst noch?

Kwaschnja *(von der Küche her, durch die Tür; zum Baron):* So komm doch endlich! Sie werden schon aufräumen, auch ohne dich... Wenn man dich drum bittet, mußt du's tun, Schauspieler! Wirst dir nicht gleich die Rippen brechen!

Der Schauspieler: Immer ich... hm... das versteh' ich nicht...

Der Baron *(trägt an einem Tragejoch zwei Körbe aus der Küche; in den Körben befinden sich bauchige Töpfe, die mit Zeuglappen bedeckt sind):* 's ist heut' recht schwer...

Satin: Es hat sich wirklich verlohnt, daß du als Baron zur Welt gekommen bist!

Kwaschnja *(zum Schauspieler):* Sieh schon zu, daß du ausfegst! *(Ab in den Hausflur, wohin sie den Baron vorausgehen läßt.)*

Der Schauspieler *(kriecht vom Ofen herunter):* Ich darf keinen Staub einatmen... das schadet mir. *(Selbstbewußt.)* Mein Organismus ist mit Alkohol vergiftet... *(Sitzt nachdenklich auf der Pritsche.)*

Satin: Organon... Organismus...

Anna *(zu Kleschtsch):* Andrej Mitritsch...

Kleschtsch: Was gibt's wieder?

Anna: Die Kwaschnja... hat Pasteten für mich dagelassen... geh, iß du sie!

Kleschtsch *(tritt näher an ihr Lager):* Wirst du nicht essen?

Anna: Ich mag nicht... Wozu soll ich essen? Du arbeitest... Du mußt essen...

Kleschtsch: Hast Angst? Hab keine Angst... vielleicht wird's wieder gut...

Anna: Geh, iß! Mir ist so schwer ums Herz... es geht bald zu Ende...

Kleschtsch *(entfernt sich von ihr):* Nicht doch... vielleicht — stehst du wieder auf... 's ist schon vorgekommen! *(Ab in die Küche.)*

Der Schauspieler *(laut, als wenn er plötzlich aus dem Traum erwachte):* Gestern, im Krankenhaus, sagte der Doktor zu mir: „Ihr Organismus ist durch und durch mit Alkohol vergiftet..."

Satin *(lächelnd):* Organon...

Der Schauspieler *(mit Nachdruck):* Nicht Organon, sondern Or—ga—nis—mus...

Satin: Sigambrer...

Der Schauspieler *(mit abwehrender Handbewegung):* Ach, Unsinn! Ich rede im Ernst — ja... Mein Organismus ist vergiftet... folglich schadet es mir, wenn ich die Stube ausfege... und den Staub einatme...

Satin: Makrobiotik... ha!

Bubnow: Was brummst du da?

Satin: Wörter ... Dann gibt's noch ein Wort: Transzendental...

Bubnow: Was bedeutet das?

Satin: Weiß nicht... hab's vergessen...

Bubnow: Warum sagst du es also?

Satin: So... Unsere gewöhnlichen Wörter hab' ich satt, mein Lieber! Jedes von ihnen hab' ich wenigstens tausendmal gehört...

Der Schauspieler: „Worte, nichts als Worte!" heißt es im „Hamlet". Ein großartiges Stück, der Hamlet! ... Ich hab' darin den Totengräber gespielt...

Kleschtsch *(kommt aus der Küche):* Wirst du nun bald mit dem Besen spielen?

Der Schauspieler: Das geht dich 'nen Quark an... *(Schlägt sich mit der Faust vor die Brust.)* „Ophelia! Schließ in dein Gebet all meine Sünden ein!"

(Hinter der Szene, irgendwo in der Ferne, läßt sich dumpfes Lärmen und Schreien und der Pfiff eines Polizisten vernehmen. Kleschtsch setzt sich an die Arbeit; man hört das Geräusch seiner Feile.)

Satin: Ich liebe die seltsamen, unverständlichen Wörter... Als junger Mann... ich war damals beim Telegraphendienst ... hab' ich viele Bücher gelesen...

Bubnow: Telegraphist bist du auch gewesen?

Satin: Gewiß! *(Lächelt.)* Es gibt sehr schöne Bücher ... und eine Menge interessanter Wörter ... Ich war ein Mann von Bildung, verstehst du?

Bubnow: Hab's schon gehört... wohl hundertmal! Was einer war, darauf pfeift die Welt. Ich war zum Beispiel Kürschner... hab' mein eignes Geschäft gehabt... Meine Arme waren ganz gelb — von der Farbe, weißt du, wenn ich die Pelze färbte — ganz gelb, mein Lieber, bis an die Ellbogen 'ran! Ich dachte schon, ich würde sie mein Lebtag nicht mehr reinwaschen ... sondern so, mit den gelben Händen, ins Grab steigen... Na, und jetzt sind sie... einfach schmutzig... ja!

Satin: Und was weiter?

Bubnow: Weiter nichts...

Satin: Was willst du damit sagen?

Bubnow: Ich meine nur... beispielshalber... Mag sich einer von außen noch so bunt anmalen — es reibt sich alles wieder ab... alles wieder ab, ja!

Satin: Hm ... Die Knochen tun mir weh!

Der Schauspieler *(sitzt da, die Arme um die Knie geschlungen):* Bildung ist Unsinn, die Hauptsache ist Talent. Ich hab' einen Schauspieler gekannt... der hat seine Rollen buchstabiert. aber spielen konnte er seine Helden, daß das

Theater in den Fugen krachte... von der Begeisterung des Publikums...

Satin: Bubnow, gib mir 'nen Fünfer!

Bubnow: Hab' selber nur zwei Kopeken...

Der Schauspieler: Talent muß ein Heldenspieler haben, das behaupt' ich. Talent — das ist der Glaube an sich selbst, an die eigne Kraft...

Satin: Gib mir 'nen Fünfer, und ich will dir's glauben, daß du ein Talent, ein Held, ein Krokodil, ein Reviervorsteher bist... Kleschtsch, gib 'nen Fünfer her!

Kleschtsch: Geh zum Teufel! Da könnte jeder kommen...

Satin: Schimpf doch nicht gleich! Ich weiß ja, du hast selber nichts...

Anna: Andrej Mitritsch... es ist so stickig... ich krieg' keine Luft...

Kleschtsch: Was kann ich dazu tun?

Bubnow: Mach die Tür nach dem Hausflur auf!

Kleschtsch: Hast schön reden! Du sitzt auf der Pritsche und ich auf der Erde... Laß mich mit dir tauschen, dann mach' ich auf... Bin ohnedies erkältet...

Bubnow *(in ruhigem Tone)*: Meinetwegen laß es... deine Frau bittet drum...

Kleschtsch *(finster)*: Da könnte jeder kommen...

Satin: Der Schädel brummt mir ... äh! Warum sich die Leute nur immer gegenseitig auf die Köpfe schlagen?

Bubnow: Sie schlagen sich nicht bloß auf die Köpfe, sondern auch auf die anderen Körperteile. *(Erhebt sich.)* Ich muß mir Zwirn besorgen... Unsere Wirtsleute lassen sich heut' so lange nicht sehen... sind am Ende verreckt! *(Ab. Anna hustet. Satin hat die Hände unter den Nacken geschoben und liegt unbeweglich da.)*

Der Schauspieler *(schaut melancholisch um sich und tritt dann auf Anna zu)*: Wie steht's? Schlecht?

Anna: So stickig ist's hier...

Der Schauspieler: Ich führ' dich in den Hausflur, wenn du willst. Steh auf. *(Er hilft der Kranken, die sich vom Lager aufrichtet, wirft ihr ein altes Tuch um die Schultern und stützt sie, während sie in den Hausflur wankt.)* Nun, nun ... immer Mut! Auch ich bin ein kranker Mensch ... bin mit Alkohol vergiftet. *(Kostylew tritt ein.)*

Kostylew *(in der Tür)*: 'nen Spaziergang machen? Was für ein schmuckes Pärchen — der Bock mit der Zicke! ...

Der Schauspieler: Tritt auf die Seite... siehst du nicht, daß hier Kranke kommen?

Kostylew: Bitte, geht vorüber. *(Die Melodie eines Kirchenliedes vor sich hinsummend, hält er mißtrauisch Umschau in dem Keller und neigt den Kopf nach links, als wolle er etwas in Pepels Kammer belauschen. Kleschtsch klappert wütend mit den Schlüsseln und feilt heftig darauf los, wobei er den Wirt mit finsteren Blicken beobachtet.)* Na, raspelst du fleißig?

Kleschtsch: Was?

Kostylew: Ob du fleißig raspelst, frag' ich ... *(Pause.)* Hm — ja ... was wollt' ich doch gleich sagen? *(Hastig, mit leiser Stimme.)* War meine Frau nicht da?

Kleschtsch: Hab' sie nicht gesehen ...

Kostylew *(nähert sich behutsam der Tür von Pepels Kammer)*: Wieviel Platz du mir wegnimmst für deine zwei Rubel monatlich! Das Bett dort ... du selber sitzt ewig hier — n-ja! Wenigstens für fünf Rubel Raum, bei Gott! Ich werde dich um 'nen halben Rubel steigern müssen ...

Kleschtsch: Leg mir doch gleich 'nen Strick um den Hals ... und erwürg mich! Wirst bald krepieren und denkst nur ans Geldmachen...

Kostylew: Warum soll ich dich erwürgen? Wer hätte davon 'nen Nutzen? Lebe in Gottes Namen und sei vergnügt ... Ich steigre dich um 'nen halben Rubel, kaufe Öl für die Heilige Lampe — und mein Opfer wird brennen vor dem Heiligenbilde ... zur Vergebung meiner Sünden und auch der deinigen ... du selber denkst doch nie an deine Sünden, siehst du ... Ach, Andrjuschka, was für ein schlechter Kerl bist du doch! Deine Frau hat die Abzehrung gekriegt, so hast du ihr zugesetzt ... kein Mensch hat dich gern, kein Mensch achtet dich ... deine Arbeit ist so geräuschvoll, für jedermann störend ...

Kleschtsch *(schreit)*: Bist du gekommen ... um auf mich loszuhacken?

(Satin brüllt laut.)

Kostylew *(fährt zusammen)*: Ach ... was fällt dir ein, mein Lieber?

Der Schauspieler *(kommt herein)*: Im Hausflur hab' ich sie untergebracht, die arme Frau ... hab' sie hübsch eingemummelt ...

Kostylew: Was für ein guter Mensch du bist! Sehr löblich von dir ... wird dir alles vergolten werden ...

Der Schauspieler: Wann?

Kostylew: Im Jenseits, Brüderchen ... Dort wird über alles, über jede unserer Handlungen genau Rechnung geführt ...

Der Schauspieler: Wie wär's, wenn du mich schon hier für mein gutes Herz belohntest?

Kostylew: Wie könnt' ich das?

Der Schauspieler: Laß mir die Hälfte von meiner Schuld nach . . .

Kostylew: Hehe! Mußt immer deine Späßchen machen, kleiner Schäker, immer necken! ... Kann man Herzensgüte überhaupt mit Geld bezahlen? Herzensgüte steht höher als alle Schätze dieser Welt. Na, und deine Schuld — ist eben eine Schuld! Die mußt du einfach begleichen ... Herzensgüte mußt du mir altem Manne unentgeltlich erweisen ...

Der Schauspieler: Bist 'n Filou, alter Mann... *(Ab in die Küche.)*

(Kleschtsch erhebt sich und geht in den Hausflur.)

Kostylew *(zu Satin)*: Wer ging da eben fort? Der Raspler? Er kann mich nicht leiden, hehe...

Satin: Wer könnte dich leiden — außerm Teufel...

Kostylew *(lächelt spöttisch)*: Du mußt nicht gleich schimpfen! Ich hab' euch doch alle so gern... meine lieben Brüderchen, ihr meine Galgenvögel und Taugenichtse ... *(Plötzlich, rasch.)* Sag mal... ist Wasjka zu Hause?

Satin: Sieh nach...

Kostylew *(geht nach der Tür von Wasjkas Kammer und klopft)*: Wasjka!

(Der Schauspieler erscheint in der Tür, die nach der Küche führt; er kaut irgend etwas.)

Pepel: Wer ist da?

Kostylew: Ich bin's... ich, Wasjka...

Pepel: Was willst du?

Kostylew *(zurücktretend)*: Mach mal auf...

Satin *(ohne Kostylew anzusehen)*: Er würde schon aufmachen, aber ... sie ist drin...

(Der Schauspieler räuspert sich.)

Kostylew *(unruhig, leise)*: He? Wer ist drin? Was... sagst du?

Satin: Hm? Sprichst du zu mir?

Kostylew: Was sagtest du?

Satin: Nichts weiter... nur so... für mich...

Kostylew: Nimm dich in acht, mein Lieber! Laß deine Späße... ja! *(Klopft laut an die Tür.)* Wassili!...

Pepel *(öffnet die Tür)*: Na? Warum störst du mich?

Kostylew *(guckt in Pepels Kammer)*: Ich wollte dir nämlich... verstehst du...

Pepel: Hast du das Geld gebracht?

Kostylew: Ich möchte mit dir was besprechen...

Pepel: Hast du das Geld gebracht?

Kostylew: Was für Geld? Erlaub doch mal...

Pepel: Die sieben Rubel für die Uhr — na?

Kostylew: Für welche Uhr, Wasjka?... Ach, du...

Pepel: Sieh dich vor, du! Nur keine Winkelzüge! Ich hab' dir gestern unter Zeugen eine Taschenuhr verkauft, für zehn Rubel... Drei hab' ich bekommen, die übrigen sieben verlang' ich jetzt. Nur 'raus damit! Was blinkerst du denn so? Schleicht hier 'rum, beunruhigt die Leute... und vergißt die Hauptsache...

Kostylew: S—st! Nicht gleich so böse, Wasjka... Die Taschenuhr war doch...

Satin: Gestohlen...

Kostylew *(streng)*: Ich kaufe niemals gestohlene Sachen... wie kannst du...

Pepel *(faßt ihn an der Schulter)*: Sag mal — was belästigst du mich? Was willst du von mir?

Kostylew: Ich... gar nichts... ich geh' schon... wenn du so bist...

Pepel: Scher dich fort, hol das Geld!

Kostylew *(im Abgehen)*: Ist das ein grobes Volk! Oh, oh!

Der Schauspieler: Die richtige Komödie!

Satin: Sehr gut! So hab' ich's gern...

Pepel: Was wollte er hier eigentlich?

Satin *(lachend)*: Das hast du noch nicht begriffen? Seine Frau sucht er ... Sag mal, Wassili — warum bringst du den Kerl nicht um die Ecke?

Pepel: Um so 'nen Schuft mein Leben verpfuschen? Nee...

Satin: Mußt es natürlich schlau anfangen. Heiratest dann die Wassilissa... und wirst unser Herbergsvater...

Pepel: Da hätt' ich mal was Rechtes! Ihr würdet meine ganze Wirtschaft versaufen und mich selber dazu... Bin viel zu gutherzig für euch... *(Setzt sich auf die Pritsche.)* So 'n alter Satan! Weckt mich aus 'm besten Schlaf auf... Ich hatte grade so 'nen schönen Traum: ich träumte, daß ich angelte, und mit einemmal saß mir 'n mächtiger Blei an der Angel! Ein Blei, sag' ich euch... nur im Traume gibt's solche Riesenkerle ... Ich zieh' und zieh' ihn und hab' Angst, daß die Schnur zerreißt... und wie ich eben mit 'm Handnetz zufassen will, da... mit einemmal...

Satin: ...war's gar kein Blei, sondern die Wassilissa...

Der Schauspieler: Die ist ihm schon längst ins Netz gegangen...

Pepel *(ärgerlich):* Schert euch zum Teufel... mit eurer Wassilissa!

Kleschtsch *(kommt aus dem Hausflur):* Ist das 'ne Hundekälte...

Der Schauspieler: Warum hast du die Anna nicht 'reingeführt? Die erfriert ja draußen...

Kleschtsch: Nataschka hat sie zu sich in die Küche genommen...

Der Schauspieler: Der Alte wird sie 'rauswerfen...

Kleschtsch *(setzt sich an seine Arbeit):* Nataschka wird sie schon herbringen...

Satin: Wassili, spendier mal 'nen Fünfer...

Der Schauspieler *(zu Satin):* Ach was, 'nen Fünfer...Wassja, gib uns 'nen Zwanziger...

Pepel: Ich muß mich beeilen... sonst verlangt ihr noch 'nen ganzen Rubel ... da! *(Gibt dem Schauspieler ein Geldstück.)*

Satin: Giblartarr! 's gibt keine besseren Menschen auf der Welt als die Diebe!

Kleschtsch: Die kommen auf leichte Art zu Gelde... Sie arbeiten nicht...

Satin: Zu Gelde kommen viele auf leichte Art, aber nicht viele können sich auf leichte Art davon trennen ... Arbeit! Richt es so ein, daß die Arbeit mir Freude macht, dann werde ich vielleicht auch arbeiten... ja! Vielleicht! Ist die Arbeit ein Vergnügen — dann ist das Leben schön! Ist die Arbeit aber erzwungen — dann wird das Leben zur elenden Sklaverei! *(Zum Schauspieler.)* Komm, Sardanapal! Wir wollen gehen...

Der Schauspieler: Komm, Nebukadnezar! Ich will mich betrinken — wie vierzigtausend Säufer... *(Beide ab.)*

Pepel *(gähnt):* Na, was macht deine Frau?

Kleschtsch: Es geht zu Ende, scheint's...

(Pause.)

Pepel: Wenn ich dir so zuseh' — kommt deine ganze Raspelei mir zwecklos vor...

Kleschtsch: Was soll ich denn sonst tun?

Pepel: Gar nichts...

Kleschtsch: Wovon soll ich leben?

Pepel: Sieh dir andre Leute an — die quälen sich nicht und leben doch!

Kleschtsch: Andre Leute? Meinst wohl das Lumpenpack hier, die Gauner und Tagediebe... nette Leute das! 'ne Schande ist's, wenn man's so mit ansieht... Ich bin ein Mensch, der arbeitet... von Kindesbeinen an hab' ich gearbeitet... Meinst du, ich krabble mich nicht mehr 'raus aus dem Loche hier? Ganz gewiß tu' ich's — und wenn meine Haut dabei in Fetzen geht, aber 'raus muß ich... Laß nur erst meine Frau sterben... Ein halbes Jahr hab' ich hier zugebracht ... und mir ist's, als wären es sechs Jahre gewesen...

Pepel: Rede keinen Unsinn... Hast vor keinem was voraus... von allen, die hier leben...

Kleschtsch: Vor keinem was voraus! Keine Ehre haben sie, kein Gewissen...

Pepel *(in gleichgültigem Tone):* Was brauchen sie Ehre und Gewissen? Die ersetzen ihnen die Stiefel nicht, wenn sie im Winter frieren... Ehre und Gewissen brauchen jene, die Macht und Gewalt haben...

Bubnow *(tritt ein):* Hu—uh! Bin ich durchgefroren!

Pepel: Sag mal, Bubnow—hast du ein Gewissen?

Bubnow: Wa—as? Ein Gewissen?

Pepel *(bejahend):* Hm...

Bubnow: Was brauch' ich ein Gewissen? Ich bin kein reicher Mann...

Pepel: Das sag' ich auch: Ehre und Gewissen sind nur für die Reichen nötig, ja! — Und Kleschtsch ist eben über uns hergezogen: wir hätten kein Gewissen, sagt er...

Bubnow: Wollt' er sich eins von uns borgen?

Pepel: Hat selber genug von dem Zeug...

Bubnow: Also willst du's verkaufen? Na, hier wird dir's niemand abnehmen. Ja, wenn's zerbrochene Pappschachteln wären, die würde ich kaufen... aber auch nur auf Pump...

Pepel *(in belehrendem Tone zu Kleschtsch):* Bist 'n dummer Kerl, Andrjuschka! Solltest mal hören, wie Satin übers Gewissen denkt... oder der Baron...

Kleschtsch: Ich mag's gar nicht wissen...

Pepel: Die haben mehr weg als du... wenn sie auch Säufer sind...

Bubnow: Ein kluger Kerl, der säuft, ist das Doppelte wert...

Pepel: Satin sagt: jeder Mensch will, daß sein Nachbar ein Gewissen habe — ihm selbst aber ist's unbequem... Und das stimmt...

(Natascha tritt ein. Hinter ihr Luka, mit einem Wanderstab in der Hand, einem Ranzen auf dem Rücken, einem kleinen Kessel und einer Teekanne am Gürtel.)

Luka: Guten Tag, ihr ehrbaren Leute!

Pepel *(sich den Schnurrbart streichend):* A—ah, Natascha!

Bubnow *(zu Luka)*: Ehrbar waren wir mal, aber seit vorvergangenem Frühjahr...

Natascha: Hier — ein neuer Mietsmann...

Luka *(zu Bubnow)*: Hat nichts zu sagen! Ich weiß auch Spitzbuben zu achten — ein Floh, mein' ich, ist so gut wie der andre: alle sind schwarz, und alle hopsen... so ist's. Wo soll ich mich hier einquartieren, meine Liebe?

Natascha *(zeigt auf die Tür zur Küche)*: Geh da hinein, Großväterchen...

Luka: Danke, meine Tochter. Ist mir recht... Ein warmes Eckchen — das ist für 'nen alten Mann die Hauptsache... da fühlt er sich heimisch...

Pepel: Was für 'nen spaßigen Graubart haben Sie uns da hergebracht, Natascha?

Natascha: Spaßiger ist er schon als Sie... *(Zu Kleschtsch.)* Andrej, deine Frau ist bei uns in der Küche... hol sie nach 'ner Weile.

Kleschtsch: Schon gut... ich hole sie dann...

Natascha: Sei nur recht gut gegen sie... es dauert ja nicht mehr lange...

Kleschtsch: Ich weiß es...

Natascha: Du weißt es... das ist nicht genug! Mach dir nur klar, was das heißt: sterben... Schrecklich ist's...

Pepel: Ich fürcht' mich nicht vorm Sterben...

Natascha: Freilich... wer so tapfer ist...

Bubnow *(läßt einen Pfiff ertönen)*: Der Zwirn taugt gar nichts...

Pepel: Ich fürchte mich wirklich nicht! Auf der Stelle will ich sterben! Nehmen Sie ein Messer und stechen Sie mich ins Herz — nicht 'nen Laut geb' ich von mir! Mit Freuden sterb' ich sogar... von einer reinen Hand...

Natascha *(während sie abgeht)*: Machen Sie andern was weis!...

Bubnow *(gedehnt)*: Der Zwirn ist wirklich nicht zu brauchen...

Natascha *(von der Tür her, die nach dem Hausflur führt)*: Vergiß deine Frau nicht, Andrej!

Kleschtsch: Schon gut...

Pepel: Ein prächtiges Mädel...

Bubnow: An dem Mädel ist nichts auszusetzen...

Pepel: Warum sie nur... so sonderbar gegen mich ist? Will nichts von mir wissen... Hier muß sie zugrunde gehen...

Bubnow: Dafür wirst du schon sorgen...

Pepel: Ich? Wieso ich? Mir tut sie leid...

Bubnow: Wie das Lamm dem Wolfe...

Pepel: Schwatz nicht! Sie tut mir wirklich... sehr leid... Hat's hier nicht gut... ich seh's doch...

Kleschtsch: Wenn dich Wassilissa mit ihr sieht... dann geht's dir schlecht...

Bubnow: Ja, die Wassilissa! Die läßt sich die Butter nicht vom Brot nehmen... ein Mordsweib...

Pepel *(streckt sich auf der Pritsche aus)*: Hol euch beide der Teufel, ihr... Propheten!

Kleschtsch: Wart's ab... wirst ja sehen...

Luka *(in der Küche, stimmt ein Lied an)*:

„Mitten in der dunkeln Nacht
Ist kein Pfad, kein Weg zu schauen..."

Kleschtsch *(geht in den Hausflur)*: Nu fängt der an zu heulen... das fehlte noch...

Pepel: Ich langweile mich... Wie kommt das? Man lebt, lebt, alles geht gut — und mit einemmal ist's, als wär' einem der Frost in die Glieder gefahren: man langweilt sich...

Bubnow: Du langweilst dich? Hm...

Pepel: Ja...

Luka *(in der Küche, singt)*: „Ist kein Pfad, kein Weg zu schauen..."

Pepel: Heda! Du, Alter!

Luka *(sieht durch die Tür herein)*: Meinst du mich?

Pepel: Ja, dich mein' ich. Laß das Singen!

Luka *(tritt näher)*: Hörst du nicht gern singen?

Pepel: Wenn gut gesungen wird, hör' ich's gern...

Luka: Ich singe also nicht gut?

Pepel: 's ist nicht weit her...

Luka: Sieh doch! Und ich dachte, daß ich sehr schön singe. So geht's aber immer: der Mensch denkt bei sich: das hast du gut gemacht! Und den Leuten gefällt's nicht...

Pepel *(lachend)*: Das stimmt...

Bubnow: Nanu? Du lachst ja! Und dabei sagst du, du langweilst dich!

Pepel: Was willst du? Alter Rabe...

Luka: Wer langweilt sich?

Pepel: Ich...

(Der Baron tritt ein.)

Luka: Sieh doch an! Und dort, in der Küche, sitzt ein Mädchen, liest in einem Buche und weint! Wahrhaftig! Ihre Tränen fließen nur so... Ich frage sie: „Was fehlt dir, meine Liebe — he?" Und sie meint: „Sie tun mir so leid..." „Wer denn?" frag' ich sie... „Na, hier im Buche die Leute", sagt sie... Mit so was verbringt nun ein

Mensch seine Zeit, was? Auch aus Langerweile, scheint's...

Der Baron: Die ist ja närrisch...

Pepel: Hast du schon Tee getrunken, Baron?

Der Baron: Allerdings... was weiter?

Pepel: Soll ich 'ne Flasche Schnaps zum besten geben?

Der Baron: Versteht sich... was weiter?

Pepel: Kriech auf allen vieren und belle wie 'n Hund!

Der Baron: Dummkopf! Bist du ein Protz, ein Kaufmann? Oder bist du bezecht?

Pepel: Na, so bell schon! Es wird mir Spaß machen... Bist ein Herr... 's gab mal 'ne Zeit, wo du unsereinen nicht für 'nen Menschen ansahst...

Der Baron: Na — und was weiter?

Pepel: Was weiter? Na, und jetzt werd' ich dich wie 'nen Hund bellen lassen. Wirst doch bellen, was?

Der Baron: Meinetwegen... Tölpel! Wie dir das nur Spaß machen kann... wo ich doch selbst weiß, daß ich womöglich noch tiefer gesunken bin als du... Hättest es mal früher versuchen sollen, mich auf allen vieren kriechen zu lassen... damals, als ich noch nicht deinesgleichen war...

Bubnow: Hast recht!

Luka: Auch ich meine: so ist's richtig...

Bubnow: Was gewesen ist, ist gewesen. Übriggeblieben ist nicht viel davon... hier kennen wir keine Herren... der Putz ist weg, nur der nackte Mensch ist geblieben...

Luka: Alle sind gleich, heißt das... Du warst also mal ein Baron, mein Lieber?

Der Baron: Was ist denn das für 'n Kerl? Wer bist du, alter Kauz?

Luka *(lacht)*: Einen Grafen hab' ich schon gesehen, und auch einen Fürsten... einen Baron seh' ich zum erstenmal, und auch nur einen verkommenen...

Pepel *(lacht)*: Hahaha! Du hast mich verlegen gemacht, Baron...

Der Baron: Sei vernünftig, Wassili...

Luka: Ei, ei, meine Lieben! Wenn ich's mir so anseh'... Euer Leben hier... hm...

Bubnow: Ein Leben, sag' ich dir... heulen könnte man, schon vom frühen Morgen an...

Der Baron: Gewiß, man hat's schon besser gehabt! Ich zum Beispiel... wenn ich früh erwachte, trank ich meinen Kaffee im Bett... Kaffee mit Sahne... ja!

Luka: Und warst doch nur 'n Mensch wie alle andern! Was du auch anstellst, wie du dich auch aufspielst — als Mensch bist du geboren und wirst als Mensch sterben... Immer klüger, seh' ich, werden die Leute, immer spaßiger... leben immer schlechter und wollen's doch immer besser haben... die Trotzköpfe!

Der Baron: Sag mal, Alter — wer bist du eigentlich?... Woher kommst du?

Luka: Wer? Ich?

Der Baron: Bist wohl ein Pilger?

Luka: Wir alle sind Pilger hier auf Erden... Man sagt sogar, hab' ich gehört, daß auch unsere Erde nur 'ne Pilgerin ist im Himmelsraum...

Der Baron *(streng)*: Das stimmt; aber nun sag mal... hast du einen Paß?

Luka *(zögernd)*: Wer bist du? Ein Geheimpolizist?

Pepel *(lebhaft)*: Gut gesagt, Alter! Was, Baronchen — der Hieb sitzt?

Bubnow: Hast dein Fett weg, gnädiger Herr...

Der Baron *(verlegen)*: Was denn? Ich spaße doch nur, Alter! Hab' selber keine Papiere, mein Lieber...

Bubnow: Lüg doch nicht!

Der Baron: Das heißt... ich hab' wohl Papiere... aber sie sind für die Katze...

Luka: So ist es mit allen Papieren ... sind alle für die Katze...

Pepel: Komm, Baron! Wollen einen auf 'n Durst nehmen...

Der Baron: Ich bin dabei. Auf Wiedersehen, Alter... bist 'n Schelm!

Luka: Kann schon sein, mein Lieber ...

Pepel *(an der Tür zum Hausflur)*: Na, so komm schon . . . *(Ab. Der Baron folgt ihm rasch.)*

Luka: Ist der Mensch wirklich ein Baron gewesen?

Bubnow: Wer mag's wissen? Von Herrenstande ist er, das ist sicher. Möcht' auch heut' noch manchmal den Herrn 'rausbeißen. Hat sich's noch nicht abgewöhnt, scheint's.

Luka: 's ist mit dem Herrentum wie mit den Pocken . . . der Mensch übersteht's, aber die Narben bleiben . . .

Bubnow: Ist sonst 'n guter Kerl ... Nur daß er öfters mal patzig wird... wie vorhin, wegen deines Passes...

Aljoschka *(kommt betrunken herein, mit einer Harmonika unterm Arm; er pfeift)*: Heda, ihr Schlafburschen!

Bubnow: Was brüllst du denn?

Aljoschka: Entschuldigt nur ... verzeiht! Ich bin 'n gemütlicher Junge ...

Bubnow: Wieder mal durchgegangen?

Aljoschka: Aber gehörig! Eben hat mich der Wachtmeister Mjedjakin von der Wache fortgejagt — „Daß du dich auf der Straße nicht sehen läßt!" sagt er — „sonst wehe dir!" Na, ich bin doch 'n Kerl von Charakter ... Der Meister rüffelt mich natürlich ... Pah! Was ich mir aus 'm Meister mache! Der kann mich sonstwo suchen, der Saufsack ... Ich bin 'n Mensch, der ... überhaupt keinen Wunsch hat! Gar nichts will ich — abgemacht, basta! Da, nimm mich hin — für einen Rubel zwanzig kannst du mich kaufen! Und ich will überhaupt nichts haben. *(Nastja kommt aus der Küche herein.)* Gib mir 'ne Million — ich w—will sie nicht! Und daß 'n Saufsack, der nicht mehr ist als ich, mich guten Kerl kommandiert — das will ich nicht! Ich leid's nicht!

(Nastja ist an der Tür stehengeblieben und sieht kopfschüttelnd auf Aljoschka.)

Luka *(gutmütig)*: Ach, Junge, was schwatzt du für Zeug ...

Bubnow: Zu dumme Kerle gibt's ...

Aljoschka *(streckt sich auf dem Fußboden hin)*: Da, friß mich! Und ich will gar nichts haben. Ich bin ein ganz toller Bursche! Erklärt mir doch mal: bin ich schlechter als die andern? Warum sollt' ich schlechter sein? Seht ihr! Mjedjakin sagt: „Zeig dich nicht auf der Straße, sonst gibt's was in die Schnauze!" Ich geh' aber doch ... quer über die Straße leg' ich mich: da, fahrt mich tot! Ich — will gar nichts haben! ...

Nastja: Unglücklicher! ... So jung, und macht sich so mausig! ...

Aljoschka *(erblickt sie und kniet vor ihr nieder)*: Mein Fräulein! Mamsell! Parlez français ... Preis-Courant! Ich hab' einen Affen ...

Nastja *(flüstert laut)*: Wassilissa!

Wassilissa *(öffnet rasch die Tür, zu Aljoschka)*: Bist du schon wieder hier?!

Aljoschka: Guten Morgen! Bitte, treten Sie näher ...

Wassilissa: Ein für allemal hab' ich dir 's Haus verboten, du Köter — und du kommst doch wieder her?

Aljoschka: Wassilissa Karpowna — soll ich dir mal ... einen Trauermarsch vorspielen?

Wassilissa *(stößt ihn gegen die Schulter)*: Fort! Hinaus!

Aljoschka *(sich der Tür nähernd)*: Nein — nicht so! Erst den Trauermarsch ... hab' ihn erst neulich gelernt! Ganz frische Musik ... wart mal! ... So geht's nicht!

Wassilissa: Ich werde dir zeigen, ob's so geht ... die ganze Straße hetz' ich auf dich — verdammter Heide ... So 'n grüner Bengel ... wird mich vor den Leuten schlecht machen ...

Aljoschka *(läuft hinaus)*: Na, ich geh' ja schon ...

Wassilissa *(zu Bubnow)*: Daß er nicht wieder seinen Fuß hierhersetzt! Hörst du?

Bubnow: Ich bin doch hier nicht als Wächter angestellt ...

Wassilissa: Was du bist, geht mich gar nichts an. Nur vergiß nicht, daß du hier aus Gnade lebst! Wieviel schuldest du mir?

Bubnow *(ruhig)*: Hab's nicht zusammengerechnet ...

Wassilissa: Daß ich's nicht zusammenrechne!

Aljoschka *(öffnet die Tür und schreit)*: Wassilissa Karpowna! Ich hab' keine Angst vor dir ... gar keine Angst! *(Versteckt sich.)*

(Luka lacht.)

Wassilissa: Wer bist du denn?

Luka: Ein Wandersmann ... von Ort zu Ort zieh' ich ...

Wassilissa: Willst du nächtigen oder wohnen bleiben?

Luka: Will noch sehen ...

Wassilissa: Den Paß her!

Luka: Kannst ihn haben ...

Wassilissa: Gib her!

Luka: Ich gebe dir ihn schon ... nach der Wohnung trag' ich dir ihn hin ...

Wassilissa: Ein Wandersmann ... siehst mir danach aus! Sag lieber gleich: ein Landstreicher ... das wird eher stimmen ...

Luka *(mit einem Seufzer)*: Ach, du bist nicht sehr freundlich, Mütterchen ...

(Wassilissa geht nach der Tür, die zu Pepels Zimmer führt.)

Aljoschka *(guckt aus der Küche herein, flüsternd)*: Ist sie fort? Hm?

Wassilissa *(wendet sich nach ihm um)*: Bist du noch immer da?

(Aljoschka versteckt sich und pfeift. Nastja und Luka lachen.)

Bubnow *(zu Wassilissa)*: Er ist nicht da ...

Wassilissa: Wer?

Bubnow: Na, Wasjka...

Wassilissa: Hab' ich dich nach ihm gefragt?

Bubnow: Ich seh' doch, wie du in alle Ecken guckst...

Wassilissa: Nach der Ordnung seh' ich, verstanden? Warum habt ihr noch nicht ausgefegt? Wie oft hab' ich's gesagt, daß ihr die Bude rein halten sollt?

Bubnow: Der Schauspieler ist heut' dran...

Wassilissa: Das ist mir ganz gleich, wer dran ist! Wenn die Sanitätsleute kommen und mich in Strafe nehmen, jag' ich euch alle zum Teufel.

Bubnow *(gelassen)*: Und wovon wirst du leben?

Wassilissa: Daß mir kein Stäubchen liegenbleibt! *(Geht nach der Küche. Zu Nastja.)* Und du — was stehst du hier herum? Wovon ist deine Fratze so geschwollen? Was starrst du so blöde drein? Feg aus! Hast du nicht ... die Natalija gesehen? Ist sie hier gewesen?

Nastja: Ich weiß nicht... hab' sie nicht gesehn...

Wassilissa: Bubnow! War meine Schwester da?

Bubnow: Sie hat doch den Alten hergebracht...

Wassilissa: Und er ... war er zu Hause?

Bubnow: Wassili? Gewiß ... Mit Kleschtsch hat sie gesprochen ... die Natalija...

Wassilissa: Ich frag' dich nicht, mit wem sie gesprochen hat. Überall liegt Schmutz ... faustdicker Schmutz! Ach, ihr ... Schweine! Daß ihr mir hier Ordnung macht ... hört ihr? *(Rasch ab.)*

Bubnow: Die hat 'ne Portion Bosheit in sich!

Luka: Ein böses Frauchen...

Nastja: Bei dem Leben muß ja eins verrohen! An solch einen Mann gebunden zu sein — das soll ein Mensch aushalten!

Bubnow: Na, gar so fest fühlt sie sich nicht gebunden...

Luka: Ist sie immer so ... bissig?

Bubnow: Immer ... Sie wollte hier ihren Liebsten besuchen, verstehst du, und der ist nicht da...

Luka: So, drum der Ärger ... Ach ja! Was doch für Volk auf Erden 'rumkommandiert!... Auf jede Art suchen sie die Menschen einzuschüchtern — und doch schaffen sie keine Ordnung im Leben ... keine Sauberkeit...

Bubnow: Ordnung möchten sie wohl schaffen, doch die nötige Vernunft fehlt! ... Das heißt... ausfegen müssen wir schließlich ... Nastja!... willst du nichts tun?...

Nastja: Das fehlte mir gerade! Ich bin doch nicht euer Stubenmädel ... *(Schweigt ein Weilchen.)* Betrinken will ich mich heut' ... tüchtig betrinken!

Bubnow: Das ist mal was Gescheites!

Luka: Warum willst du dich denn betrinken, meine Tochter? Vorhin hast du geweint, und jetzt sagst du, du willst dich betrinken...

Nastja *(herausfordernd)*: Und wenn ich mich betrunken habe, werde ich wieder weinen ... Nun weißt du's!

Bubnow: Viel Sinn hat's nicht...

Luka: Aber was für 'ne Ursache hast du denn, sag mal? Alles hat doch eine Ursache, selbst der kleinste Pickel im Gesicht!

(Nastja schweigt und schüttelt den Kopf.)

Luka: Ei, ei! Seid ihr Menschen ... Was soll aus euch werden? Na, ich will mal ausfegen ... Wo habt ihr 'nen Besen?

Bubnow: Im Hausflur, hinter der Tür...

(Luka ab in den Hausflur.)

Bubnow: Sag mal, Nastenjka...

Nastja: Hm?

Bubnow: Warum ist denn Wassilissa über den Aljoschka so hergefallen?

Nastja: Er hat erzählt, daß Wasjka sie nicht mehr mag ... daß er auf Natascha ein Auge geworfen hat ... Ich zieh' hier fort, such' mir ein andres Quartier...

Bubnow: Warum denn?

Nastja: Es paßt mir nicht mehr ... Ich bin hier überflüssig...

Bubnow *(gelassen)*: Wo wärst du nicht überflüssig?! Schließlich sind wir alle hier auf Erden überflüssig...

(Nastja schüttelt den Kopf. Sie erhebt sich und geht still in den Hausflur. Medwjedew tritt ein, hinter ihm Luka mit dem Besen.)

Medwjedew *(zu Luka)*: Sag mal — wer bist du? Ich kenne dich nicht.

Luka: Kennst du denn sonst alle Leute?

Medwjedew: In meinem Revier muß ich jeden kennen — und dich kenn' ich nicht...

Luka: Das kommt wohl daher, Onkelchen, daß dein Revier nicht die ganze Erde umfaßt ... 's ist da noch ein Endchen draußen geblieben... *(Ab in die Küche.)*

Medwjedew *(tritt auf Bubnow zu)*: Das stimmt, mein Revier ist nicht groß ... und der Dienst ist schlimmer, als in manchem großen ... Eben, wie ich abgelöst werden sollte, hab' ich den

Schuster Aljoschka eingelocht ... Legt sich der Kerl, verstehst du, quer über die Straße, spielt auf seiner Harmonika und brüllt: „Nichts will ich haben, nichts wünsch' ich!" Und von beiden Seiten kommen Wagen, und überhaupt ... ein Trubel ... wie leicht kann der Mensch überfahren werden, oder sonst was ... Ein toller Bengel ... Na, ich hab' ihn natürlich gleich vorgeführt ... er treibt's zu bunt...

Bubnow: Kommst du abends heran ... auf 'ne Partie Dame?

Medwjedew: Ich komme. Hm — ja ... und was macht denn ... Wasjka?

Bubnow: Was soll er machen? ... Was er immer macht...

Medwjedew: Er lebt wohl ... seinen guten Tag?

Bubnow: Warum soll er nicht? Wenn er's dazu hat...

Medwjedew *(zweifelnd):* So, so ... er hat's dazu? *(Luka geht in den Hausflur, mit einem Eimer in der Hand.)* Hm — ja ... es geht hier so das Gerücht ... von wegen des Wasjka ... hast du nichts gehört?

Bubnow: Ich hab' allerhand gehört...

Medwjedew: Von wegen Wassilissa, daß er... hast du nichts bemerkt?

Bubnow: Was?

Medwjedew: So ... im allgemeinen ... du weißt es schon, willst es bloß nicht sagen. Es ist doch schon bekannt ... *(Streng.)* Nur nicht flunkern, mein Lieber!

Bubnow: Warum sollt' ich flunkern?

Medwjedew: Na, ich dächte auch ... Ach, die Hunde ... Sie erzählen nämlich, daß Wasjka mit der Wassilissa ... sozusagen ... Na, was geht's mich an? Ich bin ja nicht ihr Vater, sondern nur ... ihr Onkel ... Mich kann's also nicht treffen, wenn sie drüber lachen ... *(Kwaschnja tritt ein.)* Ein freches Pack ... Ah! Du bist gekommen...

Kwaschnja: Mein lieber Stadtsoldat! Denk' dir, Bubnow: er hat mir eben auf dem Markte wieder 'nen Antrag gemacht...

Bubnow: Los doch... was zauderst du noch? Er hat Geld, ist noch 'n recht schneidiger Kerl...

Medwjedew: Ich? Na und ob!

Kwaschnja: Ach, du alter Grauschimmel! Nein, damit komm mir ja nicht! Die Dummheit begeht man nur einmal im Leben. Heiraten heißt für 'ne Frau so viel, wie im Winter ins Wasser springen: hat sie's einmal getan — dann denkt sie ihr Lebtag dran.

Medwjedew: Erlaube mal... die Männer sind doch nicht alle gleich...

Kwaschnja: Ich bleibe mir aber immer gleich! Wie mein lieber Gatte — der Teufel mag ihn holen — damals verreckte, bin ich vor lauter Freude den ganzen Tag nicht aus dem Hause gegangen: ganz allein saß ich da und konnte an so viel Glück gar nicht glauben...

Medwjedew: Warum hast du's gelitten, daß dein Mann dich prügelte? Hättest dich auf der Polizei beschweren sollen...

Kwaschnja: Beim Herrgott hab' ich mich beschwert, acht Jahre lang — aber 's half nichts!

Medwjedew: Jetzt ist's verboten, die Weiber zu prügeln... Jetzt geht's in allem streng nach Gesetz und Ordnung... Niemanden darf man so ohne weiteres prügeln... Geprügelt wird nur, wo's die Ordnung verlangt...

Luka *(führt Anna herein):* Na, siehst du — da wären wir ja... Ach, du Ärmste! Wie kannst du nur so allein herumgehen, in dem Zustand? Wo ist denn dein Platz?

Anna *(zeigt nach ihrem Lager):* Danke, Großväterchen...

Kwaschnja: Da habt ihr 'ne verheiratete Frau... seht sie euch an!

Luka: So 'n armes, schwaches Ding... Kriecht ganz allein im Hausflur 'rum, stützt sich gegen die Wand — und stöhnt in einem fort... Warum laßt ihr sie denn allein hinaus?

Kwaschnja: Wir haben's nicht bemerkt — verzeih nur, Großväterchen! Ihre Kammerzofe ist wahrscheinlich spazierengegangen ...

Luka: Da lachst du nun... Darf man denn gegen einen Menschen so rücksichtslos sein? Wie er auch sein mag — er behält doch immer als Mensch seinen Wert...

Medwjedew: Aufsicht ist nötig! Wenn sie nun plötzlich stirbt? Dann gibt's nur Scherereien... Habt ja acht auf sie!

Luka: Ganz recht, Herr Wachtmeister...

Medwjedew: Hm — ja... das heißt... Wachtmeister bin ich noch nicht...

Luka: Ist's möglich?! Aber, nach dem Aussehen zu schließen — der richtige Held!

(Aus dem Hausflur ertönt Lärm, das Stampfen von Füßen und gedämpftes Geschrei.)

Medwjedew: Doch nicht etwa — 'n Skandal?

Bubnow: Es hört sich so an...

Kwaschnja: Man müßte mal nachsehen...

Medwjedew: Gleich... ich muß ohnedies gehn... Ach ja, der Dienst! Warum man eigentlich die Leute auseinander bringt, wenn sie sich prügeln? Sie hören doch schließlich von selbst auf... werden müde vom Zuschlagen... Man sollte sie ruhig auf'nander losschlagen lassen, so viel sie Lust haben... Sie würden sich dann immer seltener prügeln, weil sie sich die Hiebe besser merken...

Bubnow *(erhebt sich von der Pritsche):* Das mußt du mal deiner Behörde vortragen...

Kostylew *(reißt die Tür auf, schreit):* Abram! Komm rasch... Wassilissa... schlägt die Nataschka tot... So komm doch!

(Kwaschnja, Medwjedew, Bubnow stürzen nach dem Hausflur. Luka sieht ihnen kopfschüttelnd nach.)

Anna: O Gott... die arme Nataschenjka!

Luka: Wer prügelt sich denn da herum?

Anna: Unsere Wirtinnen... die beiden Schwestern...

Luka *(tritt näher an Anna heran):* Um was geht's denn?

Anna: Um nichts... beide sind satt... und gesund...

Luka: Und du... wie heißt du?

Anna: Anna heiß' ich... Wenn ich dich so anseh'... bist du ganz meinem Vater ähnlich... meinem Väterchen... ebenso liebreich bist du... und weich...

Luka: Weil sie mich tüchtig geklopft haben, darum bin ich weich...

(Kichert leise.)

Der Vorhang fällt

ZWEITER AKT

Dieselbe Bühneneinrichtung. Abend. Auf der Pritsche neben dem Ofen sitzen Satin, der Baron, Schiefkopf und der Tatar beim Kartenspiel. Kleschtsch und der Schauspieler sehen dem Spiel zu. Bubnow spielt auf seiner Pritsche mit Medwjedew eine Partie Dame. Luka sitzt auf dem Taburett neben Annas Bett. Das Quartier ist durch zwei Lampen erhellt: die eine hängt an der Wand neben den Kartenspielern, die andere neben Bubnows Pritsche.

Der Tatar: Einmal spiel' ich noch — dann hör' ich auf...

Bubnow: Schiefkopf! Sing doch! *(Stimmt ein Lied an.)* „Wohl steigt die Sonne auf und nieder..."

Schiefkopf *(einfallend):* „Doch dringt sie nicht zu mir herein..."

Der Tatar *(zu Satin):* Misch die Karten! Aber misch ordentlich! Wir wissen schon, was für 'n Bruder du bist...

Bubnow und Schiefkopf *(singen zweistimmig):* „Es spähen Tag und Nacht die Wachen — a—ach! Nach meines Kerkers Fensterlein..."

Anna: Schläge und Kränkungen... hab' ich ertragen ... die waren mein Los ... solange ich lebte...

Luka: Ach, du armes Weibchen! Gräm dich nicht zu sehr!

Medwjedew: Wohin ziehst du? Gib doch acht!

Bubnow: Aha! So, und so, und so...

Der Tatar *(droht Satin mit der Faust):* Was versteckst du die Karte? Ich hab's gesehn ... Du!

Schiefkopf: Laß ihn laufen, Hassan! Sie betrügen uns doch, so oder so... Sing weiter, Bubnow!

Anna: Ich kann mich nicht entsinnen, wann ich mal satt war. Mit Zittern und Zagen... hab' ich jedes Stückchen Brot gegessen... Gebebt hab' ich ewig und mich geängstigt... um ja nicht mehr zu essen als ein andrer... Mein Leben lang bin ich in Lumpen gegangen... mein ganzes, unglückliches Leben lang... Warum das alles?

Luka: Du armes Kind! Bist müde, was? Laß schon gut sein...

Der Schauspieler *(zu Schiefkopf):* Spiel den Buben aus... den Buben, zum Kuckuck!

Der Baron: Und wir haben den König!

Kleschtsch: Die überstechen jedesmal!

Satin: Das sind wir so gewöhnt...

Medwjedew: Eine Dame!

Bubnow: Auch ich hab' eine... da!

Anna: Ich sterbe...

Kleschtsch *(zum Tataren):* Da — sieh doch, sieh! Schmeiß die Karten hin, Fürst — schmeiß hin, sag' ich dir!

Der Schauspieler: Meinst du, er weiß nicht, was er zu tun hat?

Der Baron: Sieh dich vor, Andrjuschka, daß ich dich nicht zur Tür 'rauswerfe!

Der Tatar: Gib noch mal! Der Krug geht so lange zu Wasser, bis er bricht... So geht's mir auch...

(Kleschtsch schüttelt den Kopf und geht zu Bubnow hinüber.)

Anna: In einem fort denk' ich: mein Gott... soll ich denn auch dort ... in jener Welt ... solche Qualen erdulden?

Luka: Nicht doch ... gar nichts wirst du erdulden! Lieg nur hübsch still ... und sei nicht bange ... Ruhe wirst du dort finden! Dulde noch ein Weilchen ... wir alle müssen dulden, meine Liebe ... jeder duldet das Leben auf seine Weise. *(Er erhebt sich und geht mit raschen Schritten nach der Küche.)*

Bubnow *(singt)*: „Späht nur, so viel ihr wollt — wie mächtig ..."

Schiefkopf: „Mich's in die Freiheit auch mag ziehn ..."

Beide *(zweistimmig)*:
„Ich kann die Ketten nicht zersprengen — a — ach!
Kann diesen Mauern nicht entfliehn ..."

Der Tatar: Halt! In 'n Ärmel hat er eine Karte gesteckt!

Der Baron *(verlegen)*: Na ... soll ich sie vielleicht in deine Nase stecken?

Der Schauspieler *(in überzeugtem Tone)*: Du hast dich geirrt, Fürst! Keinem Menschen fällt's ein ...

Der Tatar: Ich hab's gesehn! So 'n Gauner! Ich spiel' nicht weiter!

Satin *(die Karten zusammenlegend)*: So geh doch deiner Wege, Hassan ... Daß wir Gauner sind, weißt du — warum spielst du also mit uns?

Der Baron: Vierzig Kopeken hat er verloren, und Spektakel macht er für drei Rubel! Das will 'n Fürst sein ...

Der Tatar *(heftig)*: Man muß ehrlich spielen!

Satin: Aber warum denn?

Der Tatar: Was heißt „warum"?

Satin: Na, so ... warum?

Der Tatar: Das weißt du nicht?

Satin: Ich weiß es nicht. Weißt du es?

(Der Tatar spuckt ärgerlich aus. Alle lachen über ihn.)

Schiefkopf *(gutmütig)*: Bist 'n komischer Kauz, Hassan! Überleg doch mal: wenn die es mit der Ehrlichkeit versuchen, sind sie in drei Tagen verhungert ...

Der Tatar: Was geht's mich an? Ehrlich muß man leben!

Schiefkopf: Ewig schwatzt er dasselbe! Wollen lieber Tee trinken gehn ... Los, Bubnow! ...

Bubnow: „Ach, diese schweren Eisenketten
Und diese Wachen erzbewehrt ..."

Schiefkopf: Komm, Hassan! *(Singend ab.)* „Ich kann sie nimmermehr durchbrechen ..."

(Der Tatar droht dem Baron mit der Faust und folgt dann seinem Kameraden.)

Satin *(zum Baron, lachend)*: Na, Euer Hochwohlgeboren — da haben wir uns wieder mal glänzend blamiert! Das will 'n gebildeter Mensch sein — nicht mal 'ne Volte schlagen kann er ...

Der Baron *(achselzuckend)*: Weiß der Teufel, wie die Karte ...

Der Schauspieler: Kein Talent ... kein Selbstvertrauen ... ohne das wird's eben nie was Rechtes ...

Medwjedew: Eine Dame hab' ich ... und du hast zwei ...: hm — ja!

Bubnow: Auch eine kann's schaffen, wenn du richtig spielst ... du bist am Zuge!

Kleschtsch: Die Partie ist verloren, Abram Iwanytsch!

Medwjedew: Das geht dich gar nichts an — verstanden? Halt 's Maul ...

Satin: Dreiundfünfzig Kopeken gewonnen ...

Der Schauspieler: Die drei Kopeken sind für mich ... Übrigens, wozu brauch' ich drei Kopeken?

Luka *(kommt aus der Küche)*: Na, habt ihr den Tataren hochgenommen? Jetzt geht ihr 'n Schnäpschen trinken — hm?

Der Baron: Komm mit uns!

Satin: Möcht' gern mal sehen, wie du bist, wenn du einen weg hast ...

Luka: Sicher nicht besser, als wenn ich nüchtern bin ...

Der Schauspieler: Komm, Alter ... ich will dir 'n paar hübsche Couplets vordeklamieren ...

Luka: Couplets? Was ist das?

Der Schauspieler: Gedichte, verstehst du ...

Luka: Gedichte? Was sollen sie mir, die ... Gedichte?

Der Schauspieler: Na, die sind so spaßig ... oder manchmal auch traurig ...

Satin: Kommst du, Coupletsänger? *(Ab mit dem Baron.)*

Der Schauspieler: Ich komme gleich nach. *(Zu Luka.)* Da ist zum Beispiel ein Gedicht ... ein alter Mann kommt darin vor ... wie ist doch gleich der Anfang? ... Ich hab's wahrhaftig vergessen! *(Reibt sich die Stirn.)*

Bubnow: Deine Dame ist futsch ... Zieh!

Medwjedew: Teufel noch eins! Warum hab' ich nicht dahin gezogen?

Der Schauspieler: Früher, wie mein Organismus noch nicht mit Alkohol vergiftet war, hatt' ich ein famoses Gedächtnis ... jawohl,

Alter! Jetzt... ist alles zu Ende für mich... Ich habe dieses Gedicht immer mit großem Erfolge vorgetragen... unter frenetischem Applaus! Du weißt jedenfalls nicht, was das ist... Applaus! Das ist ... wie Branntwein, Bruder! ... Wenn ich so vortrat, in dieser Haltung ... *(setzt sich in Positur)* und dann loslegte... und... *(Er schweigt.)* Nichts weiß ich mehr... nicht ein Wort... hab' ich behalten! Und es war doch mein Lieblingsgedicht... ist das nicht schrecklich, Alter?

Luka: Freilich ist's schlimm ... wenn du schon vergißt, was dir das Liebste ist! In das, was man liebt, legt man seine Seele...

Der Schauspieler: Meine Seele hab' ich vertrunken, Alter ... Ich bin ein verlorener Mensch... Und warum bin ich verloren? Weil der Glaube an mich selbst mir fehlte... Ich bin fertig...

Luka: Wieso denn? Laß dich doch kurieren! Man kuriert jetzt die Trinker, hab' ich gehört! Umsonst kuriert man sie, Bruderherz ... Eine Heilanstalt hat man für die Trunkenbolde eingerichtet... da werden sie nun, heißt es, unentgeltlich behandelt ... Man hat erkannt, siehst du, daß 'n Trunkenbold auch ein Mensch ist, und man ist sogar froh, wenn einer kommt und sich kurieren lassen will. Beeil dich also! Geh hin...

Der Schauspieler *(nachdenklich)*: Wohin? Wo ist das?

Luka: In einer Stadt ist's ... wie heißt sie doch? 's ist so 'n merkwürdiger Name ... Na, ich sag' dir ihn noch ... Nur merk dir eins, mußt dich jetzt schon drauf vorbereiten! Sei enthaltsam! Nimm dich zusammen und — halt aus! ... Und dann, wenn du auskuriert bist, fängst du ein neues Leben an ... ist das nicht schön, Bruder: ein neues Leben? ... Nun, entschließe dich ... eins, zwei, drei!

Der Schauspieler *(lächelt)*: Ein neues Leben... ganz von vorn ... ja, das wäre schön! ... Meinst du wirklich? Ein neues Leben? *(Lacht.)* Na ... ja! Soll ich's versuchen? Ja, ich versuch's ...

Luka: Warum denn nicht? Der Mensch — kann alles ... wenn er nur will ...

Der Schauspieler *(plötzlich, wie aus dem Traum erwachend)*: Bist 'n spaßiger Kauz! Leb wohl einstweilen! *(Er pfeift.)* Alterchen ... leb wohl! *(Ab.)*

Anna: Großväterchen!

Luka: Was denn, Mütterchen?

Anna: Sprich doch 'n bißchen mit mir ...

Luka *(zu ihr hintretend)*: Schön, laß uns plaudern miteinander ...

Kleschtsch *(sieht sich um, tritt schweigend ans Bett seiner Frau, blickt sie an und gestikuliert mit den Händen, als wenn er etwas sagen wollte)*.

Luka: Was denn, Bruder?

Kleschtsch *(leise)*: Nichts ... *(Geht langsam zu der Tür nach dem Hausflur, bleibt ein paar Sekunden vor ihr stehen und schreitet dann hinaus.)*

Luka *(folgt ihm mit dem Blicke)*: Recht schwer scheint's deinen Mann zu drücken ...

Anna: Ich habe nichts mehr ... mit ihm zu schaffen ...

Luka: Hat er dich geschlagen?

Anna: Und wie! ... Er hat mich ... so weit gebracht ...

Bubnow: Meine Frau ... hatte mal 'nen Liebhaber; der hat ganz famos Dame gespielt, der Bengel ...

Medwjedew: Hm ...

Anna: Großväterchen! Sprich mit mir, mein Lieber ... es ist mir so bange ...

Luka: Das hat nichts zu sagen! Das überkommt einen so vorm Tode, mein Täubchen. Hat nichts zu sagen, meine Liebe! Hab nur Vertrauen ... Du wirst nun sterben, siehst du — und dann hast du Ruhe ... Brauchst dann vor nichts mehr Angst zu haben — vor gar nichts! So still wird's sein, so friedlich ... und du liegst ganz ruhig da! Der Tod besänftigt alles ... Er meint's gut mit uns ... Erst in der Truhe findest du Ruhe, heißt es ... und 's ist richtig, meine Liebe! Wo soll denn ein Mensch hier sonst Ruhe finden?

(Pepel tritt ein — ein wenig angetrunken, zerzaust und mürrisch; er setzt sich auf die Pritsche neben der Tür und sitzt schweigend, unbeweglich da.)

Anna: Und ist denn dort ... auch so viel Qual?

Luka: Gar nichts ist dort! Glaub mir's: gar nichts ist! Friede wird sein — weiter nichts! Vor den Herrn werden sie dich führen und werden sagen: Schau her, o Herr — deine Magd Anna ist gekommen ...

Medwjedew *(streng)*: Wie kannst du wissen, was sie dort sagen werden? Hör mal, du ...

(Pepel hebt beim Klange von Medwjedews Stimme den Kopf empor und lauscht.)

Luka: Ich weiß es eben, Herr Wachtmeister ...

Medwjedew *(sanfter)*: Hm — ja! Na, das ist schließlich deine Sache ... Das heißt ... Wachtmeister bin ich nicht ...

Bubnow: Zwei Steine schlag' ich ...

Medwjedew: Ach du ... daß dich die Bombe trifft ...

Luka: Und der Herr wird dich mild und freundlich anschauen und wird sagen: Ich kenne diese Anna! Nun, wird er sagen, führt sie fort, die Anna — ins Paradies! Mag sie da Frieden finden ... ich weiß, ihr Leben war sehr mühselig ... sie ist sehr müde ... laßt sie ausruhen, die Anna ...

Anna: Großväterchen ... du, mein Lieber ... wenn's doch so wäre ... wenn ich dort ... Frieden fände ... und gar nichts mehr ... fühlte ...

Luka: Nichts wirst du fühlen! Gar nichts wird sein! Glaub's nur! In Freuden kannst du sterben, ohne Angst ... Der Tod, sag' ich dir, ist für uns wie eine Mutter für ihre kleinen Kinder ...

Anna: Aber ... vielleicht ... werd' ich wieder gesund?

Luka *(lächelnd):* Wozu? Zu neuer Qual?

Anna: Ich möcht' doch noch ... ein Weilchen leben ... ein ganz kleines Weilchen ... Wenn's dort keine Qual gibt ... könnt' ich am Ende hier noch ein wenig dulden ...

Luka: Nichts wird dort sein ... gar nichts ...

Pepel *(erhebt sich):* Kann richtig sein ... kann auch falsch sein!

Anna *(zusammenfahrend):* O Gott ...

Luka: Ah, mein schöner Junge ...

Medwjedew: Wer brüllt denn da?

Pepel *(auf ihn zutretend):* Ich! Was gibt's?

Medwjedew: Sei hier nicht so laut, verstanden? Der Mensch muß sich ruhig verhalten ...

Pepel: Ach ... Dummerjan! Noch dazu der Onkel ... hoho!

Luka *(zu Pepel leise):* Hör mal, du — schrei nicht! Hier stirbt eine Frau ... ganz fahl sind ihre Lippen schon ... störe sie nicht!

Pepel: Weil du's sagst, Großvater, will ich folgen. Bist 'n Prachtkerl, Alter! Flunkerst ganz famos ... erzählst angenehme Märchen! Immer flunkre weiter, Bruderherz ... 's gibt so wenig Angenehmes auf der Welt ...

Bubnow: Stirbt sie wirklich?

Luka: Meinst du, sie spaßt? ...

Bubnow: Dann wird endlich das Husten aufhören ... War zu störend, ihr ewiges Külstern ... Zwei nehm' ich! ...

Medwjedew: Ach ... daß dich die Bombe trifft!

Pepel: Abram ...

Medwjedew: Ich bin für dich kein Abram ...

Pepel: Abraschka, sag mal — ist Natascha noch krank?

Medwjedew: Was kümmert's dich?

Pepel: Nee, sag doch: hat sie die Wassilissa wirklich so arg geprügelt?

Medwjedew: Auch das geht dich nichts an ... Das ist 'ne Familienangelegenheit ... Wer bist du überhaupt, he?

Pepel: Mag ich sein, wer ich will — aber wenn mir's beliebt, kriegt ihr eure Nataschka nie mehr zu sehn!

Medwjedew *(das Spiel abbrechend):* Was sagst du? Von wem redest du da? Meine Nichte sollte ... ach, du Spitzbube!

Pepel: Ein Spitzbube — den du noch nicht gefangen hast! ...

Medwjedew: Wart! Ich werde dich schon fassen ... sehr bald werd' ich dich haben ...

Pepel: Immerzu — dann soll's eurem ganzen Nest hier schlecht gehn. Meinst wohl, ich werde das Maul halten vorm Untersuchungsrichter? Da bist du schief gewickelt! Wer hat dich zum Diebstahl angestiftet? werden sie fragen — wer hat die Gelegenheit ausbaldowert? Mischka Kostylew und seine Frau! Und wer hat das Gestohlene abgenommen? Mischka Kostylew und seine Frau!

Medwjedew: Das lügst du! Kein Mensch wird's dir glauben!

Pepel: Sie werden's schon glauben — weil's nämlich die Wahrheit ist! Auch dich bring' ich in die Patsche ... ja! Alle sollt ihr 'ran, ihr Teufelsbande — wirst schon sehen!

Medwjedew *(fassungslos):* Schwatz doch nicht! Rede keinen Unsinn! Was hab' ich dir denn ... Böses getan? Hund, verrückter ...

Pepel: Und was hast du mir Gutes getan?

Luka: Ganz recht ...

Medwjedew: Was quarrst du? Hast du dich 'reinzumischen? Hier handelt sich's um 'ne Familienangelegenheit ...

Bubnow *(zu Luka):* Laß sie doch! Uns beiden geht's ja nicht an den Kragen ...

Luka *(sanft):* Ich sag' auch nichts weiter! Ich meine nur, wenn ein Mensch dem andern nichts Gutes tut — dann handelt er eben schlecht an ihm ...

Medwjedew *(der Lukas Worte nicht verstanden hat):* Seh doch einer an! Wir kennen uns hier alle mit'nander ... und du — wer bist du denn? *(Rasch ab, mit wütendem Schnauben.)*

Luka: Ist böse geworden, der Herr Kavalier ... oho! Recht sonderbar, Brüder, scheinen hier eure Sachen zu liegen ...

Pepel: Jetzt läuft er zur Wassilissa, beklagen will er sich ...

Bubnow: Mach keine Dummheiten, Wassili! Willst hier den Tapfern 'rausbeißen ... Tapferkeit, mein Sohn, ist gut, wenn du in 'n Wald gehst, nach Pilzen ... Hier richtest du nichts damit aus ... Sie nehmen dich beim Wickel, eh' du dich versiehst...

Pepel: Das wollen wir sehen! Wir Jaroslawer Jungen sind viel zu schlau, uns fängt man nicht so mit bloßen Händen ... Wollt ihr Krieg haben — schön, dann werden wir Krieg führen ...

Luka: Es wäre wirklich besser, Junge, du gingest fort von hier ...

Pepel: Wohin denn? Sag mal...

Luka: Geh ... nach Sibirien!

Pepel: Hehe! Nee, da wart' ich doch lieber, bis sie mich auf Staatskosten hinschicken ...

Luka: Nein, wirklich, folge mir! Geh hin! Kannst dort deinen Weg machen ... Man braucht dort solche Jungen, wie du einer bist!

Pepel: Mir ist mein Weg vorgezeichnet! Mein Vater hat sein Lebtag in den Gefängnissen gesessen, und das hat er mir vermacht ... Wie ich noch ganz klein war, nannten mich die Leute schon Dieb und Spitzbubenjunge.

Luka: Ein schönes Land — Sibirien! Ein goldnes Land! Wer gut bei Kräften ist und nicht auf 'n Kopf gefallen, der fühlt sich dort — wie die Gurke im Frühbeet!

Pepel: Sag mal, Alter — warum lügst du immer?

Luka: Wie?

Pepel: Bist wohl taub geworden? Warum du lügst, frag' ich ...

Luka: Wann hab' ich gelogen?

Pepel: In einem fort lügst du ... Dort ist's nach deiner Meinung schön, hier ist's schön ... Es ist doch nicht wahr! Warum lügst du also?

Luka: Glaub mir! Oder geh hin, überzeug dich ... Wirst mir Dank wissen ... Was drückst du dich hier 'rum? Und ... warum bist du so auf Wahrheit erpicht? Überleg's doch: die Wahrheit — die kann für dich zur Schlinge werden ...

Pepel: Laß sie zur Schlinge werden ... Mir ist's gleich ...

Luka: Bist doch 'n Sonderling! Warum willst du selbst den Hals hineinstecken?

Bubnow: Was schwatzt ihr beiden eigentlich? Versteh' euch nicht ... Was für 'ne Wahrheit tut dir not, Wasjka? Wozu soll sie dir? Die Wahrheit über dich selber — die kennst du doch ... und alle Welt kennt sie ...

Pepel: Halt den Schnabel, krächze nicht! Er soll mir erst sagen ... hör mal, Alter — gibt's einen Gott?

(Luka lächelt und schweigt.)

Bubnow: Die Menschen sind wie die Späne, die der Strom wegträgt ... Das Haus steht fertig da ... aber die Späne sind weg ...

Luka *(leise)*: Wenn du an ihn glaubst — gibt's einen; glaubst du nicht, dann gibt's keinen. Woran du glaubst — das gibt's eben ...

(Pepel blickt schweigend, in starrem Erstaunen, auf den Alten.)

Bubnow: Ich geh' jetzt Tee trinken ... kommt ihr mit in die Schenke? He?

Luka *(zu Pepel)*: Was guckst du?

Pepel: So ... Sag mal — du meinst also ...

Bubnow: Na, dann geh' ich allein ... *(Ab nach der Tür, in der er auf Wassilissa stößt.)*

Pepel: Du meinst also ... daß ...

Wassilissa *(zu Bubnow)*: Ist Nastassja zu Hause?

Bubnow: Nein ... *(Ab.)*

Pepel: Ah ... da bist du ja ...

Wassilissa *(an Annas Lager tretend)*: Ist sie noch am Leben?

Luka: Störe sie nicht!

Wassilissa: Und du, was hast du hier 'rumzuschleichen?

Luka: Ich kann ja hinausgehn ... wenn's sein muß ...

Wassilissa *(nähert sich der Tür zu Pepels Kammer)*: Wassili! Ich habe mit dir zu reden ...

(Luka geht nach der Tür zum Hausflur; öffnet sie und schließt sie wieder geräuschvoll. Dann steigt er vorsichtig auf die Pritsche und von da auf den Ofen.)

Wassilissa *(aus Pepels Kammer)*: Wassja, komm her!

Pepel: Ich komme nicht ... ich will nicht ...

Wassilissa: Was ist denn? Was bist du so böse?

Pepel: Langweilig ist's ... die ganze Wirtschaft hier hab' ich satt...

Wassilissa: Und mich ... hast du auch satt?

Pepel: Auch dich ...

(Wassilissa zieht das Tuch, das ihre Schultern bedeckt, fest an und preßt die Arme gegen die Brust. Sie tritt zu Annas Bett, blickt vorsichtig hinter den Vorhang und kehrt dann zu Pepel zurück.)

Pepel: Na ... so rede ...

Wassilissa: Was soll ich reden? Zur Liebe läßt sich keiner zwingen ... meine Art ist's nicht, um Liebe zu betteln ... Ich dank' dir für deine Aufrichtigkeit ....

Pepel: Aufrichtigkeit?

Wassilissa: Na ja ... du sagst, du hast mich satt ... oder ist's nicht wahr?

(Pepel sieht sie schweigend an.)

Wassilissa *(rückt näher an ihn heran):* Was guckst du? Erkennst mich wohl nicht?

Pepel *(tief Atem holend):* Schön bist du, Waska ... *(Wassilissa legt den Arm um seinen Hals; er schüttelt ihren Arm mit einer Schulterbewegung ab.)* Und doch hat mein Herz dir nie gehört ... Ich hab' mit dir gelebt, und so weiter ... aber wirklich geliebt hab' ich dich nie ...

Wassilissa *(leise):* So ... o ... Nu ... un ...

Pepel: Nun hätten wir nichts weiter zu reden mit'nander! Gar nichts weiter ... laß mich ungeschoren ...

Wassilissa: Hast an einer andern Gefallen gefunden?

Pepel: Das geht dich nichts an ... Wenn's so wäre — dich nehm' ich doch nicht zur Brautwerberin ...

Wassilissa *(mit vielsagender Miene):* Wer weiß ... vielleicht könnt' ich ein Wort für dich einlegen ...

Pepel *(mißtrauisch):* Bei wem denn?

Wassilissa: Du weißt, wen ich meine ... verstell dich doch nicht! Ich rede gern von der Leber weg ... *(Leiser.)* Ich will dir's nur sagen ... du hast mich tief gekränkt ... mir nichts, dir nichts hast du mir 'nen Hieb versetzt, wie mit der Peitsche ... Sagtest immer, du liebst mich, und mit einemmal ...

Pepel: Mit einemmal? Ganz und gar nicht ... Schon lange hab' ich so gedacht ... du hast keine Seele, Weib ... Eine Frau muß 'ne Seele haben ... Wir Männer sind Tiere ... wir kennen's nicht anders ... uns muß man erst anlernen zum Guten ... und du, wozu hast du mich angelernt? ...

Wassilissa: Was war, das war ... Ich weiß, der Mensch ist nicht frei in seinem Innern ... Liebst du mich nicht mehr — schön! Es soll mir recht sein ...

Pepel: Na also! Abgemacht! Wir trennen uns in Freundschaft, ohne Zank und Streit ... wunderschön!

Wassilissa: Halt, nicht so rasch! Während all der Zeit, da ich mit dir lebte ... wartete ich immer, ob du mir nicht heraushelfen würdest ... aus dem Sumpf hier ... ob du mich nicht von meinem Manne, vom Onkel ... von diesem ganzen Leben hier befreien würdest ... Und vielleicht hab' ich dich gar nicht geliebt, Wassja ... vielleicht liebte ich in dir nur ... meine eigne Hoffnung, meinen Traum ... Verstehst du? Ich hatte gehofft, du würdest mich herausziehen ...

Pepel: Bist doch kein Nagel, und ich bin keine Zange ... Ich dachte selber, du würdest mit deiner Schlauheit ... denn schlau bist du, und gewandt ...

Wassilissa *(neigt sich dicht über ihn):* Wassja! Wir wollen uns gegenseitig helfen ...

Pepel: Wie denn?

Wassilissa *(leise, doch mit Nachdruck):* Meine Schwester gefällt dir, ich weiß es ...

Pepel: Dafür schlägst du sie auch so grausam! Das sag' ich dir, Waska: rühr sie nicht mehr an!

Wassilissa: So wart doch! Nicht so hitzig! Es läßt sich alles in Ruhe abmachen, im Guten ... Heirate sie, wenn du willst! Ich gebe dir noch Geld dazu ... dreihundert Rubel! Treib' ich mehr auf, geb' ich dir noch mehr ...

Pepel *(rückt auf seinem Platz hin und her):* Halt mal ... wie meinst du das? Wofür?

Wassilissa: Befreie mich von meinem Manne! Nimm diese Last von mir ...

Pepel *(pfeift leise):* Ei, si—ieh doch! Das hast du dir schlau ausgedacht ... Der Mann ins Grab, der Liebhaber in die Zwangsarbeit, und du selber ...

Wassilissa: Aber Wassja! Warum denn Zwangsarbeit? Du brauchst doch nicht selbst ... deine Kameraden! Und wenn du's auch selber tust — wer erfährt's denn? Natascha wird die Deine ... bedenke doch! Geld wirst du haben ... wirst wegziehen von hier, irgendwohin ... Mich erlöst du für immer ... und auch für die Schwester wird's gut sein, daß sie von mir fortkommt. Ich kann sie nicht sehen, ohne rasend zu werden ... ich hasse sie deinetwegen ... und kann mich nicht beherrschen ... Ich schlage sie so hart, daß ich selber vor Mitleid mit ihr weine ... Aber — ich schlage sie eben. Und ich werde sie weiter schlagen!

Pepel: Bestie! Rühmst dich noch deiner Roheit!

Wassilissa: Ich rühme mich nicht — nur die Wahrheit sag' ich. Denk dran, Wassja, schon zweimal hast du wegen meines Alten gesessen ... wegen seiner Habgier ... Wie 'ne Wanze hat er sich an mir festgesogen ... vier Jahre schon saugt er an mir! Einen solchen Mann zu haben! Und auch Natascha quält er, verhöhnt

sie, nennt sie eine Bettlerin! Das reine Gift ist er — für uns alle...

Pepel: Wie schlau du das ausgeheckt hast...

Wassilissa: Ausgeheckt? Was ich sage, ist doch ganz klar ... Nur ein Dummkopf kann nicht begreifen, was ich will...

(Kostylew tritt behutsam ein und schleicht leise vorwärts.)

Pepel *(zu Wassilissa):* Na ... geh schon!

Wassilissa: Überleg dir's! *(Sieht ihren Mann.)* Was gibt's? Bist mir wohl nachgeschlichen?

(Pepel springt auf und blickt Kostylew wild an.)

Kostylew: Jawohl ... ich bin's ... ich bin's... Und ihr seid hier ganz allein? Ah, ah ... habt 'n bißchen geplaudert? *(Stampft plötzlich mit den Füßen auf und kreischt laut. Zu Wassilissa.)* Waska... Du Bettlerin! Du gemeines Luder! *(Erschrickt vor seinem eigenen Geschrei, dem nur lautloses Schweigen antwortet.)* Verzeih mir, o Herr ... Schon wieder hast du mich zur Sünde verleitet, Wassilissa ... Ich suche dich überall ... *(Quiekend.)* 's ist Zeit zum Schlafengehen! Hast kein Öl ins Lämpchen gegossen ... ach, du! Bettlerin, Schlumpe ... *(Streckt ihr drohend die zitternden Fäuste entgegen.)*

(Wassilissa geht langsam nach der Tür zum Hausflur und sieht sich dabei nach Pepel um.)

Pepel *(zu Kostylew):* Du! Geh deiner Wege ... scher dich...

Kostylew *(schreit):* Ich bin hier der Herr! Scher dich selbst hinaus, verstanden? Spitzbube, du...

Pepel *(dumpf):* Geh deiner Wege, Mischka...

Kostylew: Wag's nicht! Sonst soll ... sonst will ich...

(Pepel faßt ihn am Kragen und schüttelt ihn. Vom Ofen her hört man lautes Geräusch und vernehmliches Gähnen. Pepel läßt Kostylew los; dieser läuft schreiend zur Tür hinaus, in den Hausflur.)

Pepel *(springt auf die Pritsche):* Wer ist da ... wer ist auf dem Ofen?

Luka *(streckt den Kopf vor):* Was gibt's?

Pepel: Du bist es?

Luka *(gelassen):* Ich bin's ... ich selbst .. Ach, Herr Jesus Christus!

Pepel *(schließt die Tür zum Hausflur, sucht den Riegel und findet ihn nicht):* Ach, zum Teufel ... kriech 'runter, Alter!

Luka: Gleich will ich ... 'runterkriechen...

Pepel *(barsch):* Warum bist du auf den Ofen geklettert?

Luka: Wohin sollt' ich sonst gehn?

Pepel: Du bist doch in den Hausflur gegangen?

Luka: 's war mir im Hausflur zu kalt, Brüderchen ... bin ein alter Mann...

Pepel: Hast du gehört?

Luka: Freilich hab' ich gehört! Wie sollt' ich nicht hören? Bin doch nicht taub! Ach, Junge, du hast Glück ... wirklich Glück hast du!

Pepel *(mißtrauisch):* Was für Glück?

Luka: Na... daß ich auf 'n Ofen geklettert bin... das war dein Glück...

Pepel: Warum hast du so herumgepoltert?

Luka: Weil mir da so heiß wurde ... zu deinem Glück, mein Sohn ... Und dann dacht' ich: wenn der Junge nur keine Dummheit macht ... und den Alten erwürgt...

Pepel: Ja—a... ich hätt's fertiggebracht... ich hasse ihn...

Luka: 's wär' gar kein Wunder... Nichts leichter als das ... Kommt häufig vor, solch eine Dummheit...

Pepel *(lächelnd):* Hm? Hast auch schon mal... solch eine Dummheit gemacht?...

Luka: Hör, mein Junge, was ich dir sage: dieses Weib, das halte dir vom Leibe! Um keinen Preis laß sie dir nahe kommen ... Ihren Mann wird sie sich schon selbst vom Halse schaffen... noch geschickter, als du es könntest, ja! Hör nicht auf das Satansweib! Sieh mich an: ganz kahlköpfig bin ich ... Und wovon? Einzig und allein von den Weibern ... Hab' ihrer vielleicht mehr gekannt, dieser Weiber, als ich Haare auf dem Kopfe hatte ... Und diese Wassilissa... ist schlimmer als die Pest...

Pepel: Ich weiß nicht ... soll ich dir danken, oder ... hast auch du...

Luka: Rede nicht weiter! Tu, was ich dir sage! Hast du hier ein Mädel, das dir gefällt — dann nimm's bei der Hand, und marsch alle beide, fort von hier! Nur weg, recht weit weg...

Pepel *(düster):* Man kennt sich nicht aus in den Menschen! Wer gut ist, wer böse ... nichts läßt sich mit Bestimmtheit sagen!...

Luka: Was ist da viel zu sagen? Der Mensch lebt bald so, bald so ... wie sein Herz gestimmt ist, so lebt er... heut' ist er gut, morgen böse. Und wenn jenes Mädchen dir wirklich am Herzen liegt — dann zieh mit ihr fort, abgemacht ... Oder geh allein ... Bist jung, hast noch Zeit genug, dir ein Weib zu nehmen...

Pepel *(faßt ihn an der Schulter):* Nein, sag doch — warum du das alles ...

Luka: Wart! Laß mich los ... Will nach der Anna sehn ... sie hat so geröchelt ... *(Tritt an Annas*

Lager, schlägt den Vorhang zurück, blickt die Daliegende an und berührt sie mit der Hand. Pepel beobachtet ihn mit nachdenklicher, unsicherer Miene.) Jesus Christus, Allgütiger! Nimm die Seele deiner eben verstorbenen Magd Anna in Frieden zu dir...

Pepel *(leise)*: Ist sie tot? *(Reckt sich empor und blickt, ohne näher zu treten, nach Annas Lager.)*

Luka *(leise)*: Geendet ist ihre Qual! Und wo ist denn ihr Mann?

Pepel: In der Schenke jedenfalls...

Luka: Man muß es ihm sagen...

Pepel *(zusammenschauernd)*: Ich liebe die Toten nicht.

Luka *(geht auf die Tür zu)*: Warum sollte man sie auch lieben? Die Lebenden muß man lieben... die Lebenden...

Pepel: Ich gehe mit dir...

Luka: Fürchtest dich wohl?

Pepel: Ich liebe sie nicht... *(Geht hastig mit Luka hinaus. Die Bühne bleibt eine kurze Weile leer. Hinter der Tür zum Hausflur vernimmt man ein dumpfes, wirres, seltsames Geräusch, dann tritt der Schauspieler auf.)*

Der Schauspieler *(bleibt, ohne die Tür zu schließen, auf der Schwelle stehen und schreit, während er sich mit den Händen an den Türpfosten festhält)*: Alterchen! Luka! He, wo steckst du? Jetzt ist mir's eingefallen ... hör mal! *(Tritt schwankend zwei Schritte vor, setzt sich in Positur und deklamiert.)*

„Und wenn die Sonne aus dem Weltenraum
Ihr Licht der Erde fürder nicht mag senden,
Dann Heil dem Toren, dessen goldner Traum
Der Menschheit einen Schimmer doch wird spenden!"

(Natascha erscheint hinter dem Schauspieler in der Tür.)

Der Schauspieler *(fährt fort)*: Alter ... hör zu!

„Und sollt' einmal die Welt aus ihrer Bahn
Auf ihrem Weg zur Wahrheit auch entgleisen,
So wird ein Tor mit seinem lichten Wahn
Der Irrenden die rechten Pfade weisen..."

Natascha *(lacht)*: Seht doch die Vogelscheuche! Hat der wieder mal 'nen Affen...

Der Schauspieler *(dreht sich nach ihr um)*: A—ah, du bist's! Und wo ist denn unser Alter? Unser liebes, gutes Alterchen?... Kein Mensch scheint zu Hause zu sein ... Natascha, leb wohl! leb wohl — ja!

Natascha *(tritt näher)*: Hast mich noch nicht mal begrüßt, und nimmst schon Abschied...

Der Schauspieler *(tritt ihr in den Weg)*: Ich geh' fort von hier ... ich verreise ... Sobald der Frühling ins Land kommt — geh' ich auf und davon...

Natascha: Laß mich gehen ... Wohin verreisest du denn?

Der Schauspieler: Eine Stadt will ich suchen gehn ... kurieren will ich mich ... Auch du geh hier fort ... Ophelia ... geh in ein Kloster ... Es gibt nämlich, verstehst du, eine Heilanstalt für Organismen ... für Trunkenbolde sozusagen ... Eine ausgezeichnete Heilanstalt ... alles Marmor ... marmorner Fußboden! Licht ... Sauberkeit ... Kost — alles umsonst! Und marmorner Fußboden, ja! Ich werde sie finden, diese Stadt, werde mich auskurieren lassen und ... ein neues Leben beginnen ... Ich bin auf dem Wege zur Wiedergeburt ... wie König Lear sagt! Weißt du auch, Natascha ... wie ich mit meinem Bühnennamen heiße? Swertschkow-Sawolschski heiß' ich ... kein Mensch weiß das hier, kein Mensch! Hier bin ich namenlos ... begreifst du wohl, wie kränkend das ist — seinen Namen zu verlieren? Selbst Hunde haben ihre Namen...

(Natascha geht leise an dem Schauspieler vorüber, bleibt an Annas Lager stehen und blickt auf die Tote.)

Der Schauspieler: Namenlos — ausgestrichen aus dem Buch des Lebens...

Natascha: Sieh doch... die Ärmste... sie ist tot...

Der Schauspieler *(kopfschüttelnd)*: Nicht möglich...

Natascha *(tritt zur Seite)*: Bei Gott... sieh doch...

Bubnow *(in der Tür)*: Was gibt's denn da zu sehen?

Natascha: Anna ... ist gestorben!

Bubnow: Hat also aufgehört zu husten. *(Tritt an Annas Bett, schaut eine Weile auf die Tote und geht dann an seinen Platz.)* Man muß es Kleschtsch sagen... ihn geht's an...

Der Schauspieler: Ich geh' ... will's ihm sagen... Auch die ist jetzt namenlos! *(Ab.)*

Natascha *(mitten im Zimmer, halb für sich)*: Auch ich werde ... so einmal ... ganz unversehens enden...

Bubnow *(breitet auf seiner Pritsche eine zerlumpte alte Decke aus)*: Was ist? Was brummst du da?

Natascha: Nichts... nur so für mich...

Bubnow: Erwartest wohl den Wasjka? Nimm dich in acht, dieser Wasjka... schlägt dir noch mal den Schädel ein...

Natascha: Ist's nicht gleich, wer mir ihn einschlägt? Dann mag er's schon lieber tun...

Bubnow *(legt sich nieder)*: Wie du willst... was geht's mich an?

Natascha: 's ist wohl das Beste für sie... daß sie gestorben ist... Kann einem wirklich leid

tun... Du lieber Gott!... Warum lebt man nun?

Bubnow: Das ist mal 'ne Frage — man lebt eben! Man wird geboren, lebt eine Zeitlang und stirbt. Auch ich werde sterben... auch du wirst sterben... was heißt da leid tun?

(Luka, der Tatar, Schiefkopf und Kleschtsch treten ein. Kleschtsch geht, in gedrückter Haltung, zögernd hinter den andern her.)

Natascha: S—st! Anna...

Schiefkopf: Wir haben schon gehört... Gott habe sie selig...

Der Tatar *(zu Kleschtsch):* Sie muß 'rausgebracht werden! In 'n Hausflur muß sie geschafft werden! Hier ist kein Platz für Tote, nur Lebende dürfen hier schlafen...

Kleschtsch *(leise):* Wir bringen sie gleich 'raus...

(Alle treten an das Bett. Kleschtsch betrachtet seine Frau über die Schultern der andern hinweg.)

Schiefkopf *(zum Tataren):* Meinst, sie wird riechen? Die riecht nicht... Die ist schon bei Lebzeiten ganz ausgetrocknet...

Natascha: Du lieber Gott! Habt doch Erbarmen... wenn doch jemand ein Wort sagen wollte! Ach, ihr seid wirklich...

Luka: Nimm's nicht für ungut, meine Tochter ... hat nichts zu sagen! Wie sollen wir mit den Toten Erbarmen haben? Wir haben's doch nicht mal mit den Lebenden... nicht mal mit uns selbst, meine Liebe! Was denkst du?!

Bubnow *(gähnt):* Ein Wort sagen ... wenn sie tot ist — hilft ihr kein Wort mehr... Gegen Krankheit gibt's gewisse Worte, gegen den Tod nicht!

Der Tatar *(zur Seite tretend):* Der Polizei muß man's melden...

Schiefkopf: Natürlich — das ist Vorschrift! Kleschtsch! Hast du's schon gemeldet?

Kleschtsch: Nein... Nun kommt das Begräbnis, und ich hab' nur vierzig Kopeken in der Tasche...

Schiefkopf: So borg doch... oder wir machen 'ne Sammlung... jeder gibt, was er kann, der so viel, der so viel ... Aber nu rasch zur Polizei, melde es! Sonst denken sie am Ende, du hast dein Weib totgeschlagen... oder sonst was. *(Geht nach der Pritsche, auf der bereits der Tatar liegt, und schickt sich an, sich neben diesen zu legen.)*

Natascha *(tritt an Bubnows Pritsche heran):* Nun werde ich von ihr träumen... ich träume immer von Toten ... Ich fürcht' mich allein... im Hausflur ist's so dunkel...

Luka *(folgt ihr mit den Augen):* Vor den Lebenden fürchte dich, das sag' ich dir...

Natascha: Begleite mich, Großväterchen...

Luka: Komm ... komm ... ich begleite dich. *(Beide ab. Pause.)*

Schiefkopf *(gähnt):* O — o — ach! *(Zum Tataren.)* Nu wird's bald Frühling, Hassan... Da gibt's wieder 'n bißchen Sonne für uns. Jetzt bringen die Bauern ihre Pflüge und Eggen in Ordnung... bald geht's aufs Feld hinaus... hm — ja! Und wir... Hassan? Er schnarcht ja schon! Mohammed verdammter!

Bubnow: Die Tataren haben 'nen gesunden Schlaf...

Kleschtsch *(steht mitten im Quartier und starrt dumpf vor sich hin):* Was soll ich jetzt anfangen?

Schiefkopf: Leg dich hin und schlaf!... Weiter nichts...

Kleschtsch *(leise):* Und... sie? Was soll... mit ihr geschehen?

(Niemand antwortet ihm. Satin und der Schauspieler treten ein.)

Der Schauspieler *(schreit):* Alterchen! Zu mir, mein getreuer Kent...

Satin: Miklucho-Maclay kommt... hoho!

Der Schauspieler: Die Sache ist abgemacht! Alter, wo liegt die Stadt... wo bist du?

Satin: Fata Morgana! Beschwindelt hat dich der Alte... Es gibt keine solche Stadt! Keine Städte gibt's, keine Menschen gibt's ... gar nichts gibt's überhaupt!

Der Schauspieler: Das lügst du, Kerl...

Der Tatar *(springt auf):* Wo ist der Wirt? Ich will zum Wirt! Wenn man hier nicht schlafen kann, soll er auch kein Geld verlangen ... Tote... Betrunkene... *(Rasch ab. Satin pfeift hinter ihm her.)*

Bubnow *(verschlafen):* Legt euch schlafen, Kinder, macht keinen Lärm ... Die Nacht ist zum Schlafen da...

Der Schauspieler: Richtig... wir haben ja hier... eine Tote! „Einen Toten haben wir gefischt mit unsern Netzen ...", heißt es in einem... Chanson... von B—Béranger!

Satin *(schreit):* Die Toten hören nicht! Die Toten fühlen nicht! Schrei ... brülle, so viel du willst... kein Toter hört dich!...

(In der Tür erscheint Luka.)

Der Vorhang fällt

DRITTER AKT

Ein öder Platz zwischen Gebäuden, der mit allerhand Rumpelkram angefüllt und mit Unkraut bestanden ist. Im Hintergrunde eine hohe, aus Ziegelsteinen errichtete Brandmauer, die den Himmel verdeckt. Neben derselben Holundergebüsch. Rechts eine dunkle, aus Balken gefügte Wand, die zu einem Hofgebäude, einem Schuppen oder Stall gehört. Links die graue, hier und da Reste von Kalkbewurf aufweisende Wand des Hauses, in dem Kostylews Herberge sich befindet. Die letztere steht schräg, so daß ihre hintere Ecke bis fast in die Mitte des Platzes vorspringt. Zwischen ihr und der roten Wand — ein schmaler Durchgang. In der grauen Wand zwei Fenster — das eine in gleicher Höhe mit dem Boden, das andere etwa zwei Arschin (anderthalb Meter) höher und näher nach der Brandmauer zu. Neben der grauen Wand liegt, mit den Kufen nach oben, ein großer Schlitten und ein etwa vier Arschin (drei Meter) langer Balken. Rechts neben der Wand ein Haufen alter Bretter und behauener Balken. Es ist Abend, die Sonne geht unter und wirft ein rötliches Licht auf die Brandmauer. Der Frühling hat eben erst begonnen, der Schnee ist kaum geschmolzen. Das schwarze Geäst der Holunderbüsche zeigt noch keine Knospen. Auf dem Balken sitzen nebeneinander Natascha und Nastja. Auf dem Holzhaufen Luka und der Baron. Kleschtsch liegt auf einem Holzhaufen neben der rechten Wand. Aus dem unteren Fenster schaut Bubnow in den Hof.

Nastja *(mit geschlossenen Augen, bewegt den Kopf im Takt zu ihrer Erzählung, die sie in singendem Tone vorträgt):* In der Nacht also kommt er in den Garten, in die Laube, wie wir es verabredet hatten... und ich warte schon längst und zittre vor Angst und Kummer. Auch er zittert am ganzen Leibe und ist kreideweiß, in der Hand aber hat er einen Revolver...

Natascha *(knabbert Sonnenblumensamen):* Was du sagst! Diese Studenten sind doch Tollköpfe...

Nastja: Und mit schrecklicher Stimme spricht er zu mir: „Meine teure Geliebte..."

Bubnow: Haha! Meine „teure" hat er gesagt?

Der Baron: Still da! Laß sie ruhig schwindeln — brauchst ja nicht zuzuhören, wenn's dir nicht gefällt... Also weiter!

Nastja: „Meine Herzallerliebste", sagt er, „mein Goldschatz! Die Eltern verweigern mir ihre Einwilligung dazu", sagt er, „daß ich dich heirate... und drohen mir mit ihrem Fluche, wenn ich nicht von dir lasse. Und so muß ich mir denn", sagt er, „das Leben nehmen..." Und sein Revolver war ganz fürchterlich groß und mit zehn Kugeln geladen... „Lebe wohl", sagt er, „traute Freundin meines Herzens! Mein Entschluß ist unwiderruflich... ich kann ohne dich nicht leben." Ich aber antwortete ihm: „Mein unvergeßlicher Freund... mein Raoul..."

Bubnow *(erstaunt):* Wie hieß er? Graul?

Der Baron *(lacht):* Du irrst dich, Nastjka! Das letztemal hieß er doch Gaston!

Nastja *(springt auf):* Schweigt... ihr Unglücklichen! Ihr... elenden Strolche! Könnt ihr überhaupt begreifen, was Liebe ist... wirkliche, echte Liebe? Und ich... ich habe sie gekostet, diese wirkliche Liebe! *(Zum Baron.)* Du Jammerkerl... Willst ein gebildeter Mensch sein... sagst, du hättest im Bett Kaffee getrunken...

Luka: So habt doch Geduld! Stört sie nicht! Nehmt Rücksicht auf sie... nicht aufs Wort kommt es an, sondern darauf, warum's gesprochen wird — seht ihr, darauf kommt's an! Immer erzähl du, meine Liebe — hat nichts zu sagen!

Bubnow: Immer färb dir die Federn, Krähe ... na, leg doch los!

Der Baron: Weiter also!

Natascha: Achte nicht auf sie... wer sind sie denn? Nur aus Neid reden sie so... weil sie von sich nichts zu erzählen wissen...

Nastja *(setzt sich wieder):* Ich will nicht... Ich erzähl' nicht weiter... Wenn sie's nicht glauben wollen... und darüber lachen... *(Bricht plötzlich ab, schweigt ein paar Sekunden, schließt wieder die Augen und fährt dann laut und hastig fort zu erzählen, wobei sie im Takt zu ihrer Rede die Hand bewegt und gleichsam auf eine in der Ferne erklingende Musik lauscht.)* Und ich antworte ihm darauf: „Du Freude meines Daseins! Du mein glänzender Stern! Auch ich vermag ohne dich nicht zu leben... weil ich dich wahnsinnig liebe und allezeit lieben werde, solange das Herz in meiner Brust schlägt! Aber", sag' ich, „beraube dich nicht deines jungen Lebens ... denn sieh, deine teuren Eltern, deren einzige Freude du bist — sie bedürfen dein... Laß ab von mir! Mag ich lieber zugrunde gehen... aus Sehnsucht nach dir, mein Leben... ich bin allein ... ich bin — so Eine!... Ja, laß mich sterben ... was liegt dran... denn ich tauge nichts... und habe nichts... rein gar nichts..." *(Bedeckt ihr Gesicht mit den Händen und weint still in sich hinein.)*

Natascha *(wendet sich zur Seite, leise):* Brauchst nicht zu weinen!

(Luka streichelt lächelnd Nastjas Kopf.)

Bubnow *(lacht laut):* Nein, so 'n Teufelsmädel — was?

Der Baron *(lacht gleichfalls):* Sag mal, Großväterchen — glaubst du ihr denn, was sie da erzählt? Das ist ja alles aus ihrem Buche... aus der „Verhängnisvollen Liebe"... alles verrücktes Zeug! Laß sie laufen!...

Natascha: Was geht's dich denn an? Schweig lieber, du! Der Herrgott hat dich genug gestraft...

Nastja *(wütend):* Du Hohlkopf! Sag, wo ist deine Seele?

Luka *(faßt Nastja an der Hand):* Komm, meine Liebe! Ärgere dich nicht... hat nichts zu sagen! Ich weiß ja... Ich — glaube dir. Du hast recht, und nicht jene da... Wenn du's selber glaubst, dann hattest du eben eine solche . . . echte Liebe... Gewiß doch! Ganz gewiß! Und dem da, deinem... Liebsten, sei nicht böse... Er lacht vielleicht wirklich nur... darum... weil er neidisch ist... Hat vielleicht nie im Leben was Echtes gekostet... nein, ganz gewiß nicht! Komm!...

Nastja *(preßt ihre Arme gegen die Brust):* Großväterchen! Bei Gott... 's ist wahr! Alles ist wahr! . . . Der Student war ein Franzose . . . Gastoscha hieß er... und ein schwarzes Bärtchen hatte er... und trug immer Lackstiefel... Der Blitz soll mich auf der Stelle treffen, wenn's nicht wahr ist! Und wie er mich liebte... ach, wie er mich liebte!

Luka: Ich weiß ja! Hat nichts zu sagen! Ich glaub' dir's! Lackstiefel trug er also, sagst du? Ei, ei! Na, und du hast ihn natürlich auch geliebt? *(Beide ab um die Ecke.)*

Der Baron: Ein zu dummes Frauenzimmer! Gutmütig, aber dumm... unerträglich dumm!

Bubnow: Wie nur ein Mensch so in einem fort lügen kann! Immer, als wenn sie vorm Untersuchungsrichter stände...

Natascha: Die Lüge muß doch angenehmer sein als die Wahrheit... Auch ich...

Der Baron: Was, auch du? Sprich weiter.

Natascha: Auch ich denk' mir manches aus... Denke mir's aus... und warte...

Der Baron: Auf was?

Natascha *(lächelt verlegen):* Na, so... Vielleicht, denk' ich... kommt morgen jemand... irgend jemand Besonderes... Oder es passiert was... etwas Niedagewesenes... Lange schon wart' ich... immer wart' ich... Und schließlich... wenn man's bei Licht besieht... was kann man groß erwarten?

(Pause.)

Der Baron *(lächelnd):* Gar nichts kann man erwarten . . . Ich wenigstens — erwarte nichts mehr! Für mich... war alles schon da! Alles vorbei... zu Ende!... Was weiter?

Natascha: Manchmal stell' ich mir auch vor, daß ich morgen... plötzlich sterbe... davon wird mir dann so bange... Im Sommer denkt man gern an den Tod... da gibt es Gewitter... jeden Augenblick kann einen der Blitz treffen...

Der Baron: Du hast es nicht gut im Leben . . . Deine Schwester ist ein richtiger Satan...

Natascha: Wer hat's überhaupt gut im Leben? Alle haben es schlecht... soviel ich sehe...

Kleschtsch *(hat bisher unbeweglich und teilnahmslos dagelegen und springt plötzlich auf):* Alle? Das ist nicht wahr! Nicht alle! Wenn's alle schlecht hätten... dann müßte man's so hinnehmen! Dann wäre kein Grund zu klagen... ja!

Bubnow: Sag mal — reitet dich der Teufel? Hört doch! Brüllt mit einemmal auf!

(Kleschtsch legt sich wieder auf seinen Platz und knurrt vor sich hin.)

Der Baron: Muß doch sehen, was Nastenjka macht... muß mich mit ihr vertragen... sonst gibt sie kein Geld für Schnaps...

Bubnow: Daß die Menschen das Lügen nicht lassen können!... Bei Nastjka begreif' ich's schließlich. Die ist dran gewöhnt, sich die Backen zu schminken... da versucht sie's auch mal mit der Seele . . . schminkt sich ihr Seelchen rot . . . Aber die andern — warum tun die es? Luka zum Beispiel... was flunkert der nicht zusammen . . . so mir nichts, dir nichts! Warum lügt er nur... in seinen Jahren!

Der Baron *(geht lächelnd ab):* Alle Menschen — haben graue Seelen . . . alle legen gern ein bißchen Rot auf...

Luka *(tritt hinter der Ecke hervor):* Sag doch, Baron — warum kränkst du das Mädchen? Laß sie doch . . . mag sie weinen, sich die Zeit vertreiben... Sie vergießt doch nur zu ihrem Vergnügen Tränen... was kann dir's schaden?

Der Baron: Ein albernes Ding ist sie, Alter! Das wächst einem ja zum Halse heraus... Heut' — Raoul, morgen Gaston ... und ewig ein und dasselbe! Übrigens — will ich mich wieder mit ihr aussöhnen... *(Ab.)*

Luka: Geh, sei hübsch freundlich zu ihr! Gegen einen Menschen freundlich sein — schadet niemals...

Natascha: Wie gut du bist, Großväterchen... Wie kommt es, daß du so gut bist?

Luka: Gut bin ich, sagst du? Na ... 's ist doch recht so, denk' ich ... ja! *(Hinter der roten Wand hört man leisen Gesang und Harmonikaspiel.)* Siehst du, Mädel — es muß doch auch einer dasein, der gut ist... Wir sollen Erbarmen haben mit den Menschen! Christus, siehst du — der hatte

Erbarmen mit allen und hat's auch uns so befohlen... Zur rechten Zeit Erbarmen haben — glaub mir's, es ist immer gut! Da war ich zum Beispiel mal als Wächter in einem Landhaus angestellt, bei einem Ingenieur, nicht weit von der Stadt Tomsk in Sibirien... Na, schön! Mitten im Walde stand das Landhaus, eine ganz einsame Gegend ... und Winter war's, und ich war ganz allein in dem Landhaus ... Schön war's dort — ganz prächtig! Und einmal... hör' ich, wie sie näherschleichen!

Natascha: Diebe?

Luka: Ja. Sie schleichen also näher, und ich nehme meine Büchse und trete ins Freie ... Ich sehe: es sind zwei ... eben steigen sie in ein Fenster ein und sind so eifrig bei der Sache, daß sie mich gar nicht sehen. Ich schrei' auf sie los: „Heda!... Macht, daß ihr fortkommt..." Und sie stürzen, denkt euch, auf mich mit 'nem Beil los... Ich warne sie — „Halt!" ruf' ich, „sonst geb' ich Feuer!..." Und dabei leg' ich bald auf den einen, bald auf den andern an. Sie fallen auf die Knie, heißt das: „Verschone uns!" Na, ich war mächtig tückisch... wegen des Beils, weißt du! „Ihr Waldteufel", sag' ich, „ich hab' euch fortjagen wollen — und ihr seid nicht gegangen!... Und jetzt", sag' ich, „mag mal einer von euch im Busch drüben Ruten holen!" Sie tun's. Und nun befehl' ich: „Einer von euch lege sich hin, und der andre — mag ihn prügeln!" Und so haben sie, auf mein Geheiß, sich gegenseitig durchgeprügelt. Und wie sie jeder ihre Tracht Prügel weg haben, da sagen sie zu mir: „Großväterchen", sagen sie, „gib uns ein Stück Brot, um Christi willen! Nicht 'nen Bissen haben wir im Leibe." Das waren nun die Diebe, meine Tochter... *(lacht)*... die mit 'nem Beil auf mich losgegangen waren! Ja... ein paar prächtige Jungen waren's... Ich sage zu ihnen: „Ihr Waldteufel, hättet doch gleich um Brot bitten sollen!" Da meinten sie: „'s war uns schon über... man bittet, bittet, und kein Mensch gibt was... Da geht einem die Geduld aus!..." Na, und so blieben sie also bei mir, den ganzen Winter. Der eine — Stephan hieß er — nimmt gern mal die Büchse und geht in den Wald... Und der andre, Jakow mit Namen, war immer krank, hustete immer... Zu dreien, heißt das, bewachten wir so das Landhaus. Und wie der Frühling kam — da sagten sie: „Leb wohl, Großväterchen!" und machten sich auf... nach Rußland...

Natascha: Es waren wohl Sträflinge, die fortgelaufen waren?

Luka: Ja, das waren sie ... Flüchtlinge ... hatten ihren Ansiedlungsort verlassen ... Ein paar prächtige Jungen ... Hätt' ich kein Erbarmen mit ihnen gehabt — wer weiß, wie's gekommen wäre! Erschlagen hätten sie mich vielleicht ... Dann wären sie vor Gericht gekommen und ins Gefängnis und nach Sibirien zurück ... wozu das? Das Gefängnis lehrt dich nichts Gutes, und auch Sibirien lehrt dich's nicht ... aber ein Mensch — der kann dich was lehren, ja! Ein Mensch — der kann dich das Gute lehren ... sehr einfach!

(Pause.)

Bubnow: Hm — ja! ... Und ich ... kann mal nicht lügen! Warum soll ich's tun? Immer 'raus mit der Wahrheit, das ist meine Meinung, ob sie euch gefällt oder nicht. Wozu sich genieren?

Kleschtsch *(springt jäh empor, als wenn ihn etwas gestochen hätte; schreiend)*: Was für eine Wahrheit? Wo ist die Wahrheit? *(Klopft mit den Händen auf seine zerfetzten Kleider.)* Da ist die Wahrheit — da! Keine Arbeit ... keine Kraft in den Gliedern — das ist die Wahrheit! Keinen Winkel, in dem man zu Hause ist! Krepieren muß man ... das ist sie, deine Wahrheit! Teufel noch eins! Was ... was soll sie mir, diese — Wahrheit?! Laß mich nur einmal frei aufatmen ... aufatmen laß mich! Was hab' ich denn verbrochen? ... Wozu die Wahrheit, zum Teufel? Ich kann nicht leben ... nicht leben ... das ist die Wahrheit!

Bubnow: Hört mal ... den hat's aber gepackt ...

Luka: Herr Jesus... sag doch, mein Lieber, du...

Kleschtsch *(zitternd vor Erregung)*: Ihr sagt nur immer — die Wahrheit! Du, Alter — du tröstest alle ... Und ich sage dir: ich hasse alle! Und auch diese Wahrheit, diese verdammte ... verflucht soll sie sein! Hast verstanden? Merk dir's! Verflucht soll sie sein. *(Geht eilends um die Ecke, während er dabei zurückschaut.)*

Luka: Ei, ei, ei! Ist der aber außer sich geraten ... Und wo ist er denn hingerannt?

Natascha: Wie ein Verrückter tobt er davon...

Bubnow: Der hat ordentlich losgelegt! Wie im Theater... 's kommt öfter vor, so was... Hat sich noch nicht gewöhnt ans Leben ...

Pepel *(kommt langsam hinter der Ecke hervor)*: Guten Abend allerseits! Na, Luka, alter Luchs — erzählst wieder mal Geschichten?

Luka: Hättest hören sollen, wie hier ein Mensch geschrien hat!

Pepel: Der Kleschtsch, meinst du, hm? Was ist denn mit ihm los? Rennt an mir vorbei, als wenn er verbrüht wäre...

Luka: Wirst auch davonrennen, wenn dir's mal so... ans Herz geht...

Pepel *(setzt sich):* Ich kann den Menschen nicht leiden... zu bös ist er mir und zu eingebildet. *(Ahmt Kleschtsch nach.)* „Ich bin ein Mensch, der arbeitet..." Als ob die andern weniger wären als er ... Arbeite doch, wenn's dir Vergnügen macht ... was brauchst du da groß stolz zu sein? Wenn man die Menschen nach der Arbeit schätzen sollte ... dann wär' ja ein Pferd besser als jeder Mensch... das zieht den Wagen — und hält 's Maul dazu! Natascha... sind deine Leute zu Hause?

Natascha: Auf den Friedhof sind sie gegangen ... dann wollten sie zur Abendmesse gehen...

Pepel: Hast also mal 'ne freie Stunde ... Das kommt selten vor!

Luka *(nachdenklich zu Bubnow):* Du sagst — die Wahrheit ... Die Wahrheit ist aber nicht immer gut für den Menschen ... nicht immer heilst du die Seele mit der Wahrheit ... Zum Beispiel folgender Fall: Ich kannte einen Menschen, der glaubte an das Land der Gerechten...

Bubnow: An wa—as?

Luka: An das Land der Gerechten. „Es muß", sagte er, „auf der Welt ein Land der Gerechten geben ... in dem Lande wohnen sozusagen Menschen von besonderer Art... gute Menschen, die einander achten, die sich gegenseitig helfen, wo sie können... alles ist bei ihnen gut und schön!" Dieses Land der Gerechten also wollte jener Mensch immer suchen gehen ... Er war arm, und es ging ihm schlecht ... und wie's ihm schon gar zu schwerfiel, daß ihm nichts weiter übrigblieb, als sich hinzulegen und zu sterben — da verlor er noch immer nicht den Mut, sondern lächelte öfters vor sich hin und meinte: „Hat nichts zu sagen — ich trag's! Noch ein Weilchen wart' ich — dann werf' ich dieses Leben ganz von mir und geh' in das Land der Gerechten..." Seine einzige Freude war es — dieses Land der Gerechten ...

Pepel: Na, und ...? Ist er hingegangen?

Bubnow: Wohin? Hahaha!

Luka: Nun wurde nach eben jenem Ort — die Sache ist nämlich in Sibirien passiert — ein Verbannter gebracht, ein gelehrter Mensch... mit Büchern und mit Plänen und mit allerhand Künsten... Und jener Mensch spricht zu dem Gelehrten: „Sag mir doch gefälligst, wo liegt das Land der Gerechten, und wie kann man dahin gelangen?" Da schlägt nun der Gelehrte gleich seine Bücher auf und breitet seine Pläne aus... und guckt und guckt — aber das Land der Gerechten findet er nirgends! Alles ist sonst richtig, alle Länder sind aufgezeichnet — nur das Land der Gerechten nicht!

Pepel *(leise):* Nanu? War's wirklich nicht drauf?

(Bubnow lacht laut auf.)

Natascha: Was lachst du denn? Sprich weiter, Großväterchen!

Luka: Der Mensch — will ihm nicht glauben... „Es muß drauf sein", sagt er... „such nur genauer! Sonst sind ja", sagt er, „alle deine Bücher und Pläne nicht 'nen Pfifferling wert, wenn das Land der Gerechten nicht drin verzeichnet ist..." Mein Gelehrter fühlt sich beleidigt. „Meine Pläne", sagt er, „sind ganz richtig, und ein Land der Gerechten gibt's überhaupt nirgends." — Na, da wurde nun der andere ganz wütend. „Was?", sagt er — „da hab' ich nun gelebt und gelebt, geduldet und geduldet und immer geglaubt, es gebe solch ein Land! Und nach deinen Plänen gibt es keins! Das ist Raub!..." Und zu dem Gelehrten sagt er: „Du nichtsnutziger Kerl! Ein Schuft bist du und kein Gelehrter!" Und gab ihm eins übern Schädel, und noch eins... *(Schweigt ein Weilchen.)* Und dann ging er nach Hause und — hängte sich auf ...

(Alle schweigen. Luka blickt stumm auf Pepel und Natascha.)

Pepel *(leise):* Hol's der Teufel ... die Geschichte ist nicht lustig...

Natascha: Er konnt's nicht ertragen ... so enttäuscht zu werden...

Bubnow *(mürrisch):* Alles Märchen...

Pepel: Hm — ja ... da hatte er das Land der Gerechten... es war nicht zu finden, scheint's...

Natascha: Er kann einem leid tun ... der arme Mensch ...

Bubnow: Ist ja alles nur ausgedacht... Hehe! Das Land der Gerechten — wie will er denn dahin kommen? Hehehe! *(Verschwindet vom Fenster.)*

Luka *(nickt nach Bubnows Fenster hin):* Da lacht er nun! Ach ja! *(Pause.)* Na, Kinder ... gehabt euch wohl! Ich verlass' euch bald...

Pepel: Wohin geht denn die Reise?

Luka: Nach Kleinrußland ... da soll ein neuer Glaube aufgekommen sein, hör' ich ... will mal sehen, was dran ist ... ja! ... Die Menschen suchen und suchen, wollen immer was Besseres finden... Gott geb ihnen nur Geduld!

Pepel: Was meinst du ... werden sie's finden?

Luka: Wer — die Menschen? Gewiß werden sie's finden! Wer den rechten Willen hat — der findet ... Wer eifrig sucht — der findet!

Natascha: Wenn sie doch was finden möchten! ... Etwas recht Schönes müßten sie ausfindig machen ...

Luka: Das werden sie schon! Man muß ihnen nur helfen, meine Tochter ... muß sie respektieren ...

Natascha: Wie soll ich ihnen helfen? Ich bin selbst ... so hilflos ...

Pepel *(in entschlossenem Tone):* Hör mal, Natascha ... ich möchte mit dir reden ... In seinem Beisein ... er weiß alles ... Komm ... mit mir!

Natascha: Wohin? Ins Gefängnis?

Pepel: Ich hab' dir schon gesagt, daß ich lassen will vom Diebesgewerbe! Bei Gott — ich lass' es! Wenn ich's gesagt habe, halt' ich Wort! Ich hab' Lesen und Schreiben gelernt ... kann mich redlich ernähren ... *(Mit einer Kopfbewegung nach Luka.)* Er hat mir geraten — ich sollt's in Sibirien versuchen ... freiwillig sollt' ich hingehen ... Was meinst du — wollen wir hin? Glaub mir, ich habe mein Leben längst satt! Ach, Natascha! Ich seh' doch, wie die Dinge liegen ... Ich such' mich damit zu trösten, daß andere noch mehr stehlen als ich — und dabei in Ehren leben ... Aber was hilft mir das? Gar nichts! Reue verspür' ich nicht ... glaub' auch an kein Gewissen ... Eins aber fühl' ich: ich muß anders leben! Besser muß ich leben! So muß ich leben ... daß ich mich selber achten kann ...

Luka: Ganz recht, mein Lieber! Der Herr sei mit dir ... Christus mag dir helfen! Ganz richtig sagst du: Der Mensch muß sich selber achten ...

Pepel: Ich war schon von klein auf nur — der Dieb ... Immer hieß es: Wasjka der Dieb, Wasjka der Spitzbubenjunge! Gut, mir kann's recht sein; weil ihr's so wolltet, bin ich ein Dieb geworden ... Nur ihnen zum Possen bin ich's vielleicht geworden ... weil nie jemand darauf kam, mich anders zu nennen als ... Dieb! ... Nenn du mich anders, Natascha ... nun?

Natascha *(schwermütig):* Ich trau' nicht recht ... Worte sind Worte ... Und dann ... ich weiß nicht ... ich bin heut' so unruhig ... so bange ist mir ums Herz ... als ob ich etwas erwartete! Hättest heut' nicht davon anfangen sollen, Wassili ...

Pepel: Wann denn sonst? Ich sage dir's nicht zum erstenmal ...

Natascha: Wie soll ich denn mit dir gehn? Ich liebe dich ja ... nicht so ... Manchmal gefällst du mir wohl ... aber 's kommt auch vor, daß es mir zuwider ist, dich nur anzusehen. Jedenfalls — lieb' ich dich nicht ... Wenn man liebt, sieht man keine Fehler am Geliebten ... und ich seh' doch welche an dir ...

Pepel: Wirst mich schon liebgewinnen, hab keine Angst! Wirst dich an mich gewöhnen ... sag nur erst „ja"! Länger als ein Jahr hab' ich dir zugeschaut, und ich sehe, du bist ein braves Mädchen ... ein guter, treuer Mensch ... von Herzen hab' ich dich liebgewonnen!

(Wassilissa, noch im Ausgehkleide, erscheint am oberen Fenster; sie drückt sich gegen den Pfosten und lauscht.)

Natascha: So ... mich hast du liebgewonnen, und meine Schwester ...

Pepel *(verlegen):* Was ich mir aus der mache! Die Sorte ist nicht weit her ...

Luka: Hat nichts zu sagen, meine Tochter! Man ißt auch mal Gartenmelde ... wenn man nämlich kein Brot hat ...

Pepel *(düster):* Hab Erbarmen mit mir! 's ist kein leichtes Leben, das ich führe — so freudlos, gehetzt wie ein Wolf ... Wie wenn ich im Moor versänke ... wonach ich fasse, alles verfault ... nichts gibt mir Halt ... Deine Schwester, dacht' ich ... würde anders sein ... Wäre sie nicht so geldgierig — ich hätte um sie ... alles gewagt! Wenn sie nur zu mir gehalten hätte — ganz und gar zu mir ... Na, ihr Herz steht eben nach anderem ... ihr ist's ums Geld zu tun ... und um die Freiheit ... und nach Freiheit begehrt sie nur, um liederlich sein zu können. Die kann mir nicht helfen ... Du aber — bist wie eine junge Tanne: du stichst wohl, aber du gibst Halt ...

Luka: Und ich sage dir: nimm ihn, meine Tochter, nimm ihn! Er ist 'n herzensguter Junge! Mußt ihn nur öfters dran erinnern, daß er gut ist ... damit er's nicht vergißt, heißt das! Er wird dir's schon glauben! ... Sag ihm nur immer: „Wassja", sag, „du bist ein guter Mensch ... vergiß das nicht!" Überleg doch mal, meine Liebe — was sollst du sonst anfangen? Deine Schwester — die ist ein böses Tier; von ihrem Manne — läßt sich auch nichts Gutes sagen: keine Worte gibt's, seine Schlechtigkeit zu benennen ... und dieses ganze Leben hier ..., wo findest du 'nen Weg ... hier heraus? Der Wassja aber ... ist ein kräftiger Bursche ...

Natascha: Einen Weg find' ich nicht ... das weiß ich ... hab's schon selbst überlegt ... Aber ich ... trau' halt keinem ... Keinen Weg seh' ich hier heraus ...

Pepel: Einen Weg gibt's wohl ... aber den lass' ich dich nicht gehen ... Eher schlag' ich dich tot ...

Natascha *(lächelnd)*: Sieh doch ... ich bin noch nicht mal deine Frau, und schon willst du mich totschlagen!

Pepel *(legt seinen Arm um sie)*: Sag „ja", Natascha, 's wird schon werden ...

Natascha *(schmiegt sich an ihn an)*: Na ... eins will ich dir sagen, Wassili ... und Gott soll mein Zeuge sein: sowie du mich ein einziges Mal schlägst ... oder sonstwie beleidigst ... dann ist mir alles eins ... Entweder häng' ich mich auf, oder ...

Pepel: Die Hand soll mir verdorren, wenn ich dich nur anrühre ...

Luka: Hat nichts zu sagen, meine Liebe, kannst ihm glauben! Du bist ihm nötiger, als er dir ...

Wassilissa *(aus dem Fenster)*: Nun seid ihr also verlobt! Gott gebe euch Eintracht und Liebe!

Natascha: Sie sind schon zurück ... o Gott! Sie haben uns gesehen ... ach, Wassili!

Pepel: Was ängstigst du dich? Jetzt darf dich niemand mehr anrühren!

Wassilissa: Fürcht dich nicht, Natalija! Der wird dich nicht schlagen ... Er kann weder schlagen noch lieben ... ich kenn' ihn!

Luka *(leise)*: Ach, so 'n Weib ... die richtige Giftschlange ...

Wassilissa: Er ist nur mit Worten kühn ...

Kostylew *(tritt auf)*: Nataschka! Was machst du hier, du Bettelding? Klatschst hier, was? Klagst über deine Verwandten? Und dabei ist der Samowar nicht in Ordnung und der Tisch nicht abgeräumt?

Natascha *(im Abgehen)*: Ihr wolltet doch in die Kirche gehen ...

Kostylew: Es geht dich nichts an, was wir wollten! Kümmre dich um deine Geschäfte ... tu, was man dich heißt!

Pepel: Kusch dich, du! Sie ist nicht mehr deine Magd ... Natalija, geh nicht ... nicht 'nen Finger rühre!

Natascha: Du, kommandiere hier nicht 'rum ... es hat noch Zeit damit! *(Ab.)*

Pepel *(zu Kostylew)*: Das hört jetzt auf! Habt dem armen Mädel genug zugesetzt! Jetzt gehört sie mir.

Kostylew: Di—ir? Wann hast du sie gekauft? Was hast du gegeben?

(Wassilissa lacht laut auf.)

Luka: Wassja! Geh fort...

Pepel: Macht euch nur lustig über mich! Daß ihr nicht noch Tränen vergießt!

Wassilissa: Was du sagst! Vor dir hab' ich große Angst!

Luka: Geh fort, Wassili! Merkst du nicht, wie sie dich aufhetzt ... dich stachelt — verstehst du nicht?

Pepel: Aha ... so! *(Zu Wassilissa.)* Gib dir keine Mühe! Was du willst, geschieht nicht!

Wassilissa: Und was ich nicht will, geschieht auch nicht, Wassja!

Pepel *(droht ihr mit der Faust)*: Das werden wir sehen ... *(Ab.)*

Wassilissa *(vom Fenster verschwindend)*: Dir will ich 'ne schöne Hochzeit ausrichten!

Kostylew *(tritt an Luka heran)*: Na, was treibst du, Alter?

Luka: Nichts treib' ich, Alter ...

Kostylew: So ... du gehst fort, hör' ich?

Luka: 's ist Zeit ...

Kostylew: Wohin denn?

Luka: Wohin mich die Augen führen ...

Kostylew: Willst wohl 'n bißchen die Dörfer unsicher machen ... Scheinst kein rechtes Sitzfleisch zu haben ...

Luka: Rastet das Eisen, so rostet es, sagt das Sprichwort.

Kostylew: Vom Eisen mag das gelten. Ein Mensch aber muß festsitzen an einer Stelle ... Es geht nicht, daß die Menschen wie die Küchenschwaben durcheinanderlaufen ... bald dahin, bald dorthin ... Ein Mensch muß seinen Ort haben, an dem er zu Hause ist ... er darf nicht zwecklos herumkriechen auf der Erde ...

Luka: Und wenn einer — überall zu Hause ist?

Kostylew: Dann ist er eben — ein Landstreicher ... ein unnützer Mensch ... Ein Mensch muß sich nützlich machen ... muß arbeiten ...

Luka: Was du sagst!

Kostylew: Jawohl! Was denn sonst? ... Du nennst dich 'nen Wanderer, 'nen Pilger ... Was heißt ein Pilger? Ein Pilger ist 'n Mensch, der seinen eigenen Weg geht — sich absondert, ein Sonderling sozusagen, den andern nicht ähnlich ... Das heißt eben — wenn's ein wirklicher Pilger ist ... Er forscht und grübelt ... und findet am Ende auch etwas ... vielleicht gar die Wahrheit, wer weiß! Mag er seine Wahrheit für sich behalten und — schweigen! Ist er ein wirklicher Pilger — dann schweigt er. Oder er spricht so, daß ihn keiner versteht ... Er hat keine Wünsche, mischt sich in nichts ein, verdreht den Leuten nicht die Köpfe ... Wie die

andern leben — das kümmert ihn gar nichts... Er lebe fromm und gerecht ... suche die Wälder auf, die Einöden ... wo ihn niemand sieht. Keinem soll er im Wege sein, niemanden verdammen ... sondern für alle beten ... für alle Sünder dieser Welt ... für mich, für dich ... für alle! Darum eben flieht er die Eitelkeiten des Lebens — daß er bete. So ist's ... *(Pause.)* Und du ... was bist du für ein Pilger? ... Nicht mal 'nen Paß hast du ... Jeder ordentliche Mensch muß einen Paß haben ... alle ordentlichen Leute haben Pässe ... ja!...

Luka: Es gibt eben — Leute, und es gibt — Menschen...

Kostylew: Mach keine Späßchen! Gib keine Rätsel auf... Ich bin nicht dein Hansnarr... Was heißt das: Leute — und Menschen?

Luka: Wo ist da ein Rätsel? Ich meine — es gibt steinigen Boden, der zur Aussaat nicht taugt ... und es gibt fruchtbaren Boden ... was man auch darauf sät — das gedeiht ... So ist's...

Kostylew: Nun? Was willst du damit sagen?

Luka: Du zum Beispiel ... Wenn der Herrgott selbst zu dir sagte: „Michailo! Sei ein Mensch!"... es wär' umsonst, würde gar nichts nützen ... Wie du bist, so bleibst du nun schon mal...

Kostylew: So ... und weißt du auch, daß der Onkel meiner Frau bei der Polizei ist? Und wenn ich...

Wassilissa *(betritt den Platz)*: Michailo Iwanytsch, komm Tee trinken...

Kostylew *(zu Luka)*: Hör mal, du — mach dich aus dem Staube! Fort aus meinem Hause!...

Wassilissa: Ja, schnür nur dein Ränzchen, Alter ... Hast eine zu böse Zunge... Wer weiß... bist vielleicht ein weggelaufener Sträfling...

Kostylew: Daß du mir noch heut' verduftest! Sonst ... sollst du mal sehen...

Luka: Rufst sonst den Onkel, was? Immer ruf ihn! Sag ihm: „Hier kannst du 'nen Sträfling fangen, Onkel!" Dann kriegt der Onkel 'ne Belohnung ... drei Kopeken...

Bubnow *(vom unteren Fenster her)*: Was habt ihr da für Geschäfte? Wofür — drei Kopeken?

Luka: Mich wollen sie verkaufen...

Wassilissa *(zu ihrem Gatten)*: Komm schon ...

Bubnow: Für drei Kopeken? Sieh dich nur vor, Alter ... die verkaufen dich schon für eine Kopeke..

Kostylew *(zu Bubnow)*: Glotzt da heraus ... wie 'n Kobold aus 'm Ofenloch! *(Schickt sich mit Wassilissa zum Fortgehen an.)*

Wassilissa: Wieviel Gesindel es doch auf der Welt gibt ... wieviel Schwindler!

Luka: Wünsch' euch guten Appetit!...

Wassilissa *(dreht sich nach ihm um)*: Nimm dich in acht ... du Giftpilz! *(Ab mit ihrem Gatten um die Ecke.)*

Luka: Heut' Nacht — brech' ich auf...

Bubnow: Machst du recht. 's ist immer das beste, sich beizeiten zu drücken...

Luka: Ganz richtig...

Bubnow: Ich weiß Bescheid. Hab' mich auch mal rechtzeitig gedrückt und bin dadurch um Sibirien 'rumgekommen...

Luka: Was du sagst!

Bubnow: 's ist wahr. Die Sache war nämlich so: Meine Frau hatte ein Techtelmechtel mit dem Gesellen ... Ein tüchtiger Geselle war's, das muß ich sagen ... machte aus Hundefellen die schönsten Waschbärpelze ... Katzenfelle färbt' er in Känguruhs um ... in Bisamratten ... in was man wollte ... Ein sehr geschickter Bursche. Mit dem hatte also meine Frau angebändelt ... und so fest hingen sie aneinander, daß ich jeden Augenblick fürchten mußte, sie würden mich vergiften oder sonstwie aus der Welt schaffen. Ich prügelte nun öfters mal meine Frau durch ... und der Geselle prügelte mich durch ... Ganz barbarisch hat er zugeschlagen! Einmal hat er mir den Bart halb ausgerauft und 'ne Rippe gebrochen. Na, ich war natürlich auch nicht fein ... gab meiner Frau eins mit der eisernen Elle übern Schädel ... überhaupt war's der richtige Krieg zwischen uns! Schließlich sah ich: es kommt nichts 'raus dabei ... sie kriegen mich unter! Da faßte ich den Plan — meine Frau um die Ecke zu bringen... fest entschlossen war ich dazu! Aber zur rechten Zeit besann ich mich — und machte mich aus dem Staube...

Luka: 's war besser so! Laß sie dort ruhig aus Hunden Waschbären machen!...

Bubnow: Leider war die Werkstatt auf ihren Namen eingetragen ... Nur was ich am Leibe trug, behielt ich! Obwohl ich, ehrlich gesagt, die Werkstatt schließlich versoffen hätte ... Ich bin nämlich ein Quartalssäufer, verstehst du...

Luka: Ein Quartalssäufer?

Bubnow: So ist's. Wenn ich richtig in 'n Zug komme, versauf' ich alles, bis auf die blanke Haut ... Und dann bin ich auch faul ... nichts ist mir schrecklicher als arbeiten!...

(Satin und der Schauspieler kommen streitend herein.)

Satin: Blödsinn! Nirgendshin wirst du gehen.. Alles dummes Zeug, was du da redest! Sag mal.

Alter — was hast du diesem Jammerkerl vorgeschwatzt?

Der Schauspieler: Rede keinen Unsinn! Großvater, sag ihm, daß er Unsinn redet! Ich gehe wirklich! Heut' hab' ich gearbeitet, hab' die Straße gefegt... und keinen Schnaps getrunken! Was sagst du nun? Da, sieh her — zwei Fünfzehner, und ich bin nüchtern!

Satin: Wie albern! Gib her, ich will sie versaufen ... oder verspielen...

Der Schauspieler: Laß sein! Das ist schon für die Reise!

Luka *(zu Satin):* Höre, du — warum willst du ihn abbringen von seinem Vorsatz?

Satin: „O sage, du Zauberer, Liebling der Götter, was wird mir das Leben noch schenken?"[1] Ganz blank bin ich, Bruder — alles hab' ich verspielt! Noch ist die Welt nicht verloren, Alter — noch gibt es Kartenspieler, die geschickter mogeln als ich...

Luka: Bist 'n lustiger Bruder, Konstantin ... ein lieber Mensch!...

Bubnow: Du, Schauspieler — komm mal her!

(Der Schauspieler tritt an das Fenster heran, kauert sich davor nieder und unterhält sich leise mit Bubnow.)

Satin: Wie ich noch jung war — da war ich ein fideles Huhn! Mit Vergnügen denk' ich dran zurück! ... Eine Seele von Mensch war ich... ich tanzte ausgezeichnet, spielte Theater, war ein famoser Gesellschafter ... einfach großartig!

Luka: Wie bist du denn abgekommen von deinem Wege — hm?

Satin: Bist du neugierig, Alterchen! Alles möchtest du wissen ... warum denn?

Luka: Möcht' gern verstehen, was so ... menschliche Angelegenheiten sind ... Und dich versteh' ich nicht, Konstantin, wenn ich dich so anseh'! Ein so lieber Mensch ... und so gescheit ... und mit einemmal...

Satin: Das Gefängnis, Großvater! Vier Jahre sieben Monate hab' ich abgemacht, und wie ich herauskam, als entlassener Sträfling — fand ich meinen Weg versperrt...

Luka: Oh, oh, oh! Warum hast du denn gesessen?

Satin: Wegen eines Schurken ... den ich im Jähzorn erschlagen hatte ... Im Gefängnis hab' ich auch meine Kartenkunststücke gelernt...

Luka: Und warum hast du ihn erschlagen? Wegen eines Weibes?

Satin: Wegen meiner eignen Schwester ... Aber geh mir jetzt vom Halse — ich liebe es nicht, wenn man mich aushorcht ... Es sind ... alte Geschichten ... meine Schwester ist tot... neun Jahre schon ist's her ... Ein prächtiges Geschöpf war sie, meine Schwester...

Luka: Nimmst das Leben nicht schwer! Andern fällt's weniger leicht ... Wie hat hier zum Beispiel der Schlosser vorhin aufgeschrien — oh, oh!

Satin: Der Kleschtsch?

Luka: Derselbige. „Keine Arbeit", schrie er, „... kein gar nichts..."

Satin: Wird sich dran gewöhnen ... Sag, was soll ich nun anfangen?

Luka *(leise):* Guck! Da kommt er...

(Kleschtsch kommt langsam mit gesenktem Kopfe herein.)

Satin: Heda, junger Witwer! Was läßt du den Kopf so hängen? Worüber grübelst du?

Kleschtsch: Ich zerbrech' mir den Schädel darüber ... was ich jetzt tun soll! Mein Werkzeug ist hin ... alles hat das Begräbnis aufgefressen...

Satin: Ich will dir 'nen Rat geben: tu gar nichts! Belaste die Erde mit deinem Gewicht — ganz einfach!

Kleschtsch: Du hast gut reden ... Ich — habe noch Scham vor den Leuten.

Satin: Lege sie ab, deine Scham! Haben die Leute vielleicht Scham darüber, daß du schlechter lebst als ein Hund? Wenn du nicht arbeitest und ich nicht arbeite ... und noch hundert, tausend andere nicht arbeiten ... und schließlich alle — begreifst du wohl? — alle die Arbeit hinwerfen und kein Mensch mehr was tut — — was, meinst du, wird dann wohl geschehen?

Kleschtsch: Dann werden alle verhungern...

Luka *(zu Satin):* Es gibt eine solche Sekte, „Flüchtlinge" nennen sie sich . . . die reden ganz so wie du . . .

Satin: Ich kenne sie ... Die sind gar nicht so dumm, Alterchen!

(Aus Kostylews Fenster hört man Natascha schreien: „Was tust du? Hör doch auf . . . was hab' ich denn getan?")

Luka *(unruhig):* Wer schrie da? War's nicht Natascha? Ach, du...

(Aus Kostylews Wohnung vernimmt man lauten Lärm und das Klirren zerschlagenen Geschirrs. Dazwischen ruft Kostylew mit kreischender Stimme: „A—ah ... du Ketzerin ... du Aas ...")

---

[1] Zitat aus Puschkins „Sage vom weisen Oleg". *(Anm. d. Red.)*

Wassilissa *(hinter der Bühne):* Halt ... wart mal ... ich will sie ... so ... und so ...

Natascha: Hilfe! Sie schlagen mich tot!

Satin *(schreit ins Fenster hinein):* Heda! Was fällt euch ein?

Luka *(läuft besorgt hin und her):* Den Wasjka ... muß man rufen ... den Wassili ... O Gott! ... Kinder, meine Lieben ...

Der Schauspieler *(eilt fort):* Ich hol' ihn ... sofort ...

Bubnow: Die setzen dem armen Mädel was zu ...

Satin: Komm, Alter ... wir werden Zeugen sein ...

Luka *(ab hinter Satin):* Warum Zeugen? Was bin ich schon für 'n Zeuge? Wenn nur Wasjka bald käme ... o weh!

Natascha *(hinter der Bühne):* Schwester ... liebe Schwester ... Wa—a—a ...

Bubnow: Jetzt haben sie ihr den Mund verstopft ... will gleich mal sehen ...

(Der Lärm in Kostylews Wohnung wird schwächer, er verzieht sich offenbar aus der Wohnstube nach dem Hausflur. Man hört Kostylew rufen: „Halt!“ Eine Tür wird zugeschlagen, wodurch der ganze Lärm gleichsam wie mit einem Beil abgeschnitten wird. Auf der Bühne ist es still. Abenddämmerung.)

Kleschtsch *(sitzt teilnahmslos auf dem Holzhaufen und reibt sich heftig die Hände. Dann beginnt er etwas vor sich hin zu murmeln, zuerst nur undeutlich, dann lauter.)* Ja, was tun? ... Leben muß man ... *(Lauter):* Wenigstens ein Obdach ... aber nein, nicht mal das ... nicht mal 'nen Winkel, wo man sich niederlassen könnte ... Nichts als der nackte Mensch ... ganz hilflos — und verlassen ...

(Geht langsam, in gebeugter Haltung ab. Ein paar Sekunden unheimliche Stille. Dann erhebt sich irgendwo in dem Durchgang ein wirrer Lärm, ein Chaos von Tönen, das immer lauter wird und immer näher kommt. Man hört einzelne Stimmen.)

Wassilissa *(hinter der Bühne):* Ich bin ihre Schwester! Laßt mich los!

Kostylew *(hinter der Bühne):* Wie kommst du dazu, dich einzumischen?

Wassilissa *(hinter der Bühne):* Du Zuchthäusler ...

Satin *(hinter der Bühne):* Den Wasjka holt! ... macht rasch! ... Schiefkopf, schlag zu! *(Eine Polizistenpfeife ertönt.)*

Der Tatar *(stürzt auf die Bühne; seine rechte Hand ist verbunden):* Was ist das für 'n Gesetz — am hellen Tage zu morden?

(Schiefkopf kommt eilig herbei, hinter ihm Medwjedew.)

Schiefkopf: Na, der hat's von mir gekriegt!

Medwjedew: Wie kommst du dazu, ihn zu schlagen?

Der Tatar: Und du — weißt du nicht, was deine Pflicht ist?

Medwjedew *(läuft hinter Schiefkopf her):* Halt! Gib meine Pfeife zurück ...

Kostylew *(stürzt auf die Bühne):* Abram! Fang ihn ... halt ihn fest! Er hat mich geschlagen ...

(Hinter der Ecke hervor kommen Kwaschnja und Nastja — sie führen Natascha, die ganz zerzaust und übel zugerichtet ist, unter den Armen. Satin weicht hinter das Haus zurück, wobei er Wassilissa zurückstößt, die mit den Armen herumfuchtelt und ihre Schwester zu schlagen versucht. Um sie herum springt wie ein Besessener Aljoschka, er pfeift ihr die Ohren voll, schreit und heult. Noch ein paar weitere zerlumpte Gestalten, Männer und Frauen, erscheinen.)

Satin *(zu Wassilissa):* Wohin denn, verdammte Eule?

Wassilissa: Weg, Sträfling! Und wenn mich's das Leben kostet — ich reiße sie in Stücke ...

Kwaschnja *(führt Natascha auf die Seite):* So hör doch auf, Karpowna ... Schäm dich! Wie kann man so unmenschlich sein?

Medwjedew *(nimmt Satin beim Kragen):* Aha ... jetzt hab' ich dich!

Satin: Schiefkopf! Schlag zu! ... Wasjka ... Wasjka!

(Alle drängen sich im Haufen an den Durchgang neben der roten Wand. Natascha wird nach rechts geführt und dort auf dem Holzhaufen placiert.)

Pepel *(springt aus der Gasse vor und treibt schweigend, mit kräftigen Stößen alle auseinander):* Wo ist Natascha? Du ...

Kostylew *(versteckt sich hinter der Ecke):* Abram! Fang den Wasjka ... Brüder, helft den Wasjka fangen! Den Dieb ... den Räuber ...

Pepel: Da ... du alter Wüstling! *(Schlägt mit kräftigen Hieben auf Kostylew los. Dieser stürzt so hin, daß hinter der Ecke nur sein Oberkörper sichtbar ist. Pepel eilt zu Natascha hin.)*

Wassilissa: Haut den Wasjka! Ihr Täubchen ... haut den Dieb!

Medwjedew *(zu Satin):* Hast dich nicht einzumischen ... das ist hier — 'ne Familienangelegenheit! Sie sind miteinander verwandt ... Und wer bist du?

Pepel *(zu Natascha):* Was hat sie dir getan? Hat sie dich gestochen?

Kwaschnja: Sieh doch, was für Bestien! Mit kochendem Wasser haben sie ihr die Beine verbrüht ...

Nastja: Den Samowar haben sie umgestoßen ...

Der Tatar: Kann zufällig gewesen sein ... wenn man's nicht genau weiß, soll man nicht reden ...

Natascha *(halb ohnmächtig):* Wassili ... nimm mich weg von hier ... versteck mich ...

Wassilissa: Seht nur, meine Lieben! Guckt doch her! Er ist tot! ... Erschlagen haben sie ihn!

(Alle sammeln sich an dem Durchgang um Kostylew. Von der Menge sondert sich Bubnow ab, der an Pepel herantritt.)

Bubnow *(leise):* Wasjka! Der Alte ... hat genug!

Pepel *(sieht ihn an, als ob er seine Worte nicht begriffe):* Geh, hol eine Droschke ... sie muß ins Krankenhaus ... na, mit denen will ich abrechnen!

Bubnow: Hör, was ich sage: den Alten hat jemand kaltgemacht...

(Der Lärm auf der Bühne verlöscht gleichsam wie ein Feuer, in das man Wasser gießt. Man vernimmt einzelne halblaute Ausrufe: „Ist's wirklich wahr?" „Da haben wir's!" „Nanu?" „Wollen uns lieber drücken, Bruder!" „Teufel noch eins!" „Jetzt heißt es Kopf oben!" „Reißt aus, ehe die Polizei kommt!" Die Menge wird kleiner. Bubnow und der Tatar entfernen sich. Nastja und Kwaschnja stürzen zu Kostylews Leichnam.)

Wassilissa *(erhebt sich vom Boden und ruft laut, in triumphierendem Tone):* Erschlagen haben sie ihn ... meinen Mann! Und wer hat's getan? Der da! Wasjka hat ihn erschlagen! Ich hab's gesehen, meine Lieben! Ich hab's gesehen! Na, Wasjka? Heda, Polizei!

Pepel *(entfernt sich von Natascha):* Laß mich mal... Platz da! *(Starrt auf den Leichnam. Zu Wassilissa.)* Na? Jetzt bist du wohl froh? *(Stößt den Leichnam mit dem Fuße.)* Ist wirklich krepiert ... der alte Hund! Nu hast du deinen Willen ... Soll ich dir nicht auch gleich ... 's Genick umdrehen? *(Stürzt auf sie zu, doch fassen ihn Satin und Schiefkopf rasch. Wassilissa versteckt sich in der Seitengasse.)*

Satin: Komm doch zur Besinnung!

Schiefkopf: Brrr! Wohin springst du denn?

Wassilissa *(erscheint wieder auf dem Platze):* Na Wasjka, mein Herzensfreund? Niemand entgeht seinem Schicksal ... Die Polizei! Abram ... so pfeif doch!

Medwjedew: Sie haben mir ja die Pfeife weggenommen, die Teufelskerle ...

Aljoschka: Da ist sie! *(Er pfeift. Medwjedew läuft hinter ihm her.)*

Satin *(geleitet Pepel zu Natascha zurück):* Hab keine Angst, Wasjka! Totschlag bei 'ner Prügelei ... Lappalie! Da gibt's nicht viel ...

Wassilissa: Haltet ihn nur fest! Wasjka hat ihn erschlagen ... ich hab's gesehen!

Satin: Ich hab' ihm auch ein paar Hiebe versetzt ... Was braucht denn so 'n alter Mann viel! Gib mich nur als Zeugen an, Wasjka ...

Pepel: Ich ... brauch' mich nicht zu rechtfertigen ... Aber die Wassilissa ... die will ich 'reinlegen! Sie wollte es haben ... sie hat mich dazu angestiftet, ihren Mann totzuschlagen ... jawohl, sie hat mich angestiftet...

Natascha *(plötzlich einfallend, mit lauter Stimme):* Ah! ... jetzt versteh' ich! ... So steht's, Wassili?! Hört doch, ihr guten Leute: 's war alles besprochen! Er und meine Schwester ... sie haben es eingefädelt, haben's drauf angelegt! Sieh doch, Wassili! Darum hast du vorhin ... mit mir so geredet ... damit sie alles hörte?! Ihr guten Leute, sie ist seine Liebste ... Ihr wißt ja ... alle wissen es ... sie sind einig miteinander! Sie... sie hat ihn angestiftet, ihren Mann zu erschlagen... er war ihnen im Wege... und auch ich war ihnen im Wege... Darum hat sie mich ... so zugerichtet...

Pepel: Natalija! Was sprichst du da ... was sprichst du?!

Satin: Ist ja dummes Zeug!

Wassilissa: Sie lügt! Alles Lüge ... ich weiß von nichts ... Wasjka hat ihn erschlagen ... er ganz allein!

Natascha: Sie haben's besprochen! Verflucht sollt ihr sein ... alle beide ...

Satin: Das wird 'n verzwicktes Spiel ... Jetzt heißt es: Kopf oben, Wassili, sonst kriegen sie dich unter!

Schiefkopf: Kann's nicht begreifen! ... Ach ... sind das Geschichten!

Pepel: Natalija! Sprichst du ... im Ernst? Kannst du wirklich glauben, daß ich ... mit ihr ...

Satin: Bei Gott, Natascha ... nimm doch Vernunft an!

Wassilissa *(in der Seitengasse):* Meinen Mann haben sie erschlagen ... Euer Wohlgeboren ... Wasjka Pepel, der Dieb ... hat ihn erschlagen, Herr Kommissar! Ich hab's gesehen ... alle haben es gesehen ...

Natascha *(wälzt sich halb besinnungslos hin und her):* Ihr guten Leute ... meine Schwester und Wasjka ... die haben ihn erschlagen! Herr Polizeimann ... hören Sie doch mal ... diese da, meine Schwester, hat ihn verleitet... ihren Liebsten ... hat sie angestiftet ... da ist er, der Verfluchte — die beiden haben's getan! Nehmt sie fest ... stellt sie vor Gericht ... Auch mich nehmt mit ... ins Gefängnis mit mir! Um Christi willen ... ins Gefängnis! ...

Der Vorhang fällt

VIERTER AKT

Bühneneinrichtung des ersten Akts. Nur Pepels Kammer ist nicht mehr da, die Verschläge sind beseitigt. Auch der Amboß fehlt an der Stelle, wo Kleschtsch früher saß. In der Ecke, in der früher Pepels Kammer war, liegt der Tatar: er wälzt sich hin und her und stöhnt ab und zu. Am Tische sitzt Kleschtsch; er bessert eine Harmonika aus und probiert dann und wann die Akkorde. Am andern Ende des Tisches sitzen Satin, der Baron und Nastja. Vor ihnen eine Flasche Branntwein, drei Flaschen Bier, ein großes Stück Schwarzbrot. Auf dem Ofen der Schauspieler, er rückt unruhig hin und her und hustet. Es ist Nacht. Die Bühne wird durch eine Lampe erhellt, die mitten auf dem Tische steht. Draußen heult der Wind.

Kleschtsch: J—ja ... mitten in dem Lärm damals ist er verschwunden ...

Der Baron: Geflüchtet ist er vor der Polizei ... wie der Nebel vor der Sonne flieht ...

Satin: So fliehen die Sünder vor dem Antlitz der Gerechten!

Nastja: Ein prächtiger alter Mann war's! Und ihr... seid überhaupt keine Menschen... ihr seid Gesindel...

Der Baron *(trinkt)*: Auf Ihr Wohl, Lady!

Satin: Ein interessanter Greis ... ja! Unsere Nastenjka hat sich in ihn verliebt ...

Nastja: Das hab' ich auch... recht liebgewonnen hab' ich ihn! Er hatte für alles ein Auge ... für alles Verständnis ...

Satin *(lachend)*: Und war überhaupt für viele ... was eine Mehlsuppe für zahnlose Leute ist ...

Der Baron *(lachend)*: Oder ein Zugpflaster für 'n Geschwür ...

Kleschtsch: Er hatte ein mitleidiges Herz ... ihr hier ... kennt kein Mitleid ...

Satin: Was hast du davon, daß ich dich bemitleide?

Kleschtsch: Brauchst mich nicht zu bemitleiden ... aber wenigstens kränken ... sollst du mich nicht ...

Der Tatar *(richtet sich auf der Pritsche auf und wiegt seine kranke Hand wie ein kleines Kind hin und her)*: Der Alte war gut ... trug das Gesetz im Herzen! Wer 's Gesetz im Herzen trägt — der ist gut! Wer 's Gesetz nicht in sich hat — der ist verloren! ...

Der Baron: Was für ein Gesetz, Fürst?

Der Tatar: Na, eben — das Gesetz... je nachdem ... du verstehst mich schon!

Der Baron: Rede weiter!

Der Tatar: Tritt keinem Menschen zu nahe — da hast du schon das Gesetz ...

Satin: Bei uns in Rußland nennt man das „Sammlung der Verordnungen über die Kriminal- und Korrektionsstrafen" ...

Der Baron: Nebst einem Anhang: „Bestimmungen über die Strafen, die von den Friedensrichtern verhängt werden können" ...

Der Tatar: Bei uns heißt es Koran ... Euer Koran sind eure Gesetze ... Seinen Koran muß der Mensch im Herzen tragen ... ja!

Kleschtsch *(probiert die Harmonika)*: Zischt noch immer, das Biest! ... Was der Fürst da sagt, ist richtig ... man muß nach dem Gesetze leben ... nach dem Evangelium ...

Satin: Leb doch danach ...

Der Baron: Versuch's doch...

Der Tatar: Mohammed hat den Koran gegeben, er sagte: Da habt ihr euer Gesetz! Tut, was darin geschrieben steht! Dann wird eine Zeit kommen — da reicht der Koran nicht mehr zu ... diese Zeit wird sich ihr eignes Gesetz geben, ein neues ... Jede Zeit gibt sich ihr eignes Gesetz ...

Satin: Na ja ... unsre Zeit hat sich eben die „Sammlung der Strafverordnungen" gegeben. Ein strammes Gesetz ... wird sich so leicht nicht abnutzen!

Nastja *(klopft mit ihrem Glase auf den Tisch auf)*: Nu möcht' ich bloß wissen ... warum leb' ich eigentlich ... hier bei euch? Ich will fort von hier ... irgendwohin will ich gehn ... bis ans Ende der Welt!

Der Baron: Ohne Schuhe, Lady?

Nastja: Ganz nackt meinetwegen! Auf allen vieren will ich kriechen!

Der Baron: Das wird ja sehr spaßig aussehen, Lady... so auf allen vieren...

Nastja: Jawohl, das tu' ich! Wenn ich nur deine Fratze nicht mehr zu sehen brauche ... Ach, wie mir alles zuwider ist! Das ganze Leben ... alle Menschen! ...

Satin: Wenn du gehst — dann nimm doch den Schauspieler mit ... Er will ja auch bald aufbrechen ... er hat nämlich in Erfahrung gebracht, daß genau einen halben Kilometer vom Ende der Welt eine Heilanstalt für Organons existiert ...

Der Schauspieler *(streckt den Kopf über den Ofenrand vor)*: Für Organismen, Schafskopf!

Satin: Für Organons, die mit Alkohol vergiftet sind ...

Der Schauspieler: Ja! Er wird aufbrechen! Sehr bald wird er aufbrechen ... Ihr werdet sehen! •

Der Baron: Wer ist dieser „er", Sire?

Der Schauspieler: Ich bin's!

Der Baron: Merci, mein lieber Jünger der ... äh, wie heißt sie doch? Die Göttin des Dramas, der Tragödie ... wie hieß sie?

Der Schauspieler: Eine Muse war's, Schafskopf! Nicht Göttin, sondern Muse!

Satin: Lachesis ... Hera ... Aphrodite ... Atropos ... der Teufel soll sie alle unterscheiden! Ja ... unser Musenjünger verläßt uns also ... Den Floh hat ihm der Alte ins Ohr gesetzt ...

Der Baron: Der Alte war ein Narr ...

Der Schauspieler: Und ihr seid Wilde! Unwissende Knoten seid ihr! Wißt nicht mal, wer Melpomene ist. Ihr herzlosen Menschen! Ihr werdet sehen — er verläßt euch! „Prasset nur, ihr traurigen Gesellen" ... wie es bei Béranger heißt ... ja! Er wird den Ort schon finden ... wo es nichts mehr ... gar nichts mehr ...

Der Baron: Wo es gar nichts mehr gibt, Sire?

Der Schauspieler: Ja! Gar nichts mehr! „Die Höhle hier ... sie wird zum Grab mir werden ... Ich sterbe, welk und kraftlos!" Und ihr ... warum lebt ihr nur? Warum?

Der Baron: Hör mal, du — Kean oder Genie und Leidenschaft! Brülle nicht so!

Der Schauspieler: Halt 's Maul! Gerade werd' ich brüllen!

Nastja *(hebt den Kopf vom Tische empor, fuchtelt mit den Armen in der Luft herum):* Immer schrei zu! Mögen sie's hören!

Der Baron: Was hat das für 'nen Sinn, Lady?

Satin: Laß sie schwatzen, Baron! Hol sie der Teufel, alle beide ... Mögen sie schreien ... mögen sie sich die Schädel einrennen ... immerzu! Einen Sinn hat's schon! ... Stör die Leute nicht, wie der Alte sagte ... Der Graukopf hat hier alles rebellisch gemacht ...

Kleschtsch: Hat alle gelockt ... irgendwohin ... und wußte selber den Weg nicht ...

Der Baron: Der Alte war ein Scharlatan ...

Nastja: 's ist nicht wahr! Du bist selber ein Scharlatan!

Der Baron: Kusch dich, Lady!

Kleschtsch: Von der Wahrheit war er kein Freund, der Alte ... Ist immer mächtig über die Wahrheit hergezogen ... Schließlich hat er recht ... Was nützt mir alle Wahrheit, wenn ich nichts zu beißen habe? Da, seht euch den Fürsten an *(auf den Tataren weisend)* ... Hat sich die Hand zerquetscht bei der Arbeit ... jetzt heißt es, sie muß ihm abgenommen werden ... Da habt ihr die Wahrheit!

Satin *(schlägt mit der Faust auf den Tisch):* Still da! Ihr seid dummes Volk, alle miteinander. Redet bloß nicht von dem Alten! *(Ruhiger.)* Du, Baron, bist der Dümmste von allen ... hat keinen blauen Schimmer — und schwatzt doch! Ein Scharlatan soll der Alte sein? Was heißt Wahrheit? Der Mensch ist die Wahrheit! Das hat er begriffen ... Ihr aber nicht! Ihr seid stumpfsinnig wie die Ziegelsteine. Ich versteh' ihn ganz gut, den Alten ... Er hat wohl geflunkert ... aber es geschah aus Mitleid mit euch, weiß der Teufel! Es gibt viele solche Leute, die aus Mitleid mit dem Nächsten lügen ... ich weiß es, hab' darüber gelesen! Sie lügen so schön, so begeistert, so wundervoll! Es gibt so trostreiche, so versöhnende Lügen ... Eine solche Lüge bringt es fertig, den Klotz zu rechtfertigen, der die Hand des Arbeiters zermalmt ... und den Verhungernden anzuklagen ... Ich — kenne die Lüge! Wer ein schwaches Herz hat ... oder wer sich von fremden Säften nährt — der bedarf der Lüge ... Jenem flößt sie Courage ein, diesem leiht sie ein Mäntelchen ... Wer aber sein eigner Herr ist ... wer unabhängig ist und nicht vom Schweiße der andern lebt — was braucht der die Lüge? Die Lüge ist die Religion der Knechte und der Herren ... die Wahrheit — ist die Gottheit des freien Menschen!

Der Baron: Bravo! Famos gesagt! Bin ganz deiner Meinung! Du sprichst ... wie 'n anständiger Mensch!

Satin: Warum soll nicht ein Gauner mal so reden wie 'n anständiger Mensch — wenn die anständigen Leute so reden wie die Gauner? Ja ... ich hab' vieles vergessen, aber einiges hab' ich doch noch behalten! Der Alte? Das war ein ganz gescheiter Kopf! Der hat auf mich gewirkt ... wie Säure auf eine alte, schmutzige Münze ... Na, prosit, er soll leben! Gieß ein ...

(Nastja gießt ein Glas Bier ein und reicht es Satin.)

Satin *(lächelnd):* Der Alte — der lebt von innen heraus ... er sieht alles mit seinen eignen Augen an ... Ich fragte ihn einmal: „Großvater, wozu leben eigentlich die Menschen?" ... *(Sucht in Stimme und Bewegungen Luka nachzuahmen.)* „Die Menschen? Ei, die leben um des Tüchtigsten willen! Da leben zum Beispiel die Tischler, wollen wir annehmen — lauter elendes Volk ... und mit einemmal wird aus ihrer Mitte ein Tischler geboren ... solch ein Tischler, wie ihn die Welt noch nie gesehen hat; allen ist er über, kein andrer Tischler ist ihm gleich. Dem ganzen Tischlerhandwerk gibt er ein neues Gesicht ..., sein eignes Gesicht sozusagen ... und mit einem Stoß rückt's um zwanzig Jahre vorwärts ... Und so leben auch alle andern ...

die Schlosser, und die Schuhmacher, und alle übrigen Arbeitsleute . . . auch die Bauern . . . und sogar die Herren — nur um des Tüchtigsten willen! Jeder denkt, er sei für sich selbst auf der Welt, und nun stellt sich's heraus, daß er für jenen da ist . . . für den Tüchtigsten! Hundert Jahre... oder vielleicht noch länger... leben sie so, für den Tüchtigsten!"

(Nastja blickt Satin starr ins Gesicht. Kleschtsch hört auf, an der Harmonika zu arbeiten, und hört gleichfalls zu. Der Baron läßt den Kopf sinken und trommelt mit den Fingern auf dem Tische. Der Schauspieler streckt den Kopf über den Ofenrand vor und sucht vorsichtig auf die Pritsche herunterzuklettern.)

Satin *(fortfahrend):* „Alle, mein Lieber, alle leben einzig um des Tüchtigsten willen! Darum sollen wir auch jeden Menschen respektieren... Wissen wir doch nicht, wer er ist, wozu er geboren wurde und was er noch vollbringen kann... Vielleicht wurde er uns zum Glück geboren... zu großem Nutzen... Ganz besonders aber müssen wir die Kinder respektieren . . . die kleinen Kinderchen! Die Kinderchen müssen Freiheit haben... Laßt die Kinder sich ausleben . . . respektiert die Kinder!" *(Lacht still für sich.)*

(Pause.)

Der Baron *(nachdenklich):* Für den Tüchtigsten... Hm — ja... Das erinnert mich an meine eigne Familie... Eine alte Familie... noch aus den Zeiten Katharinas... vornehmer Adel... Militärs!... Wir sind aus Frankreich eingewandert ... sind in russische Dienste getreten... sind immer höher gestiegen... Unter Nikolaus I. hat mein Großvater, Gustave Deville... einen hohen Posten bekleidet . . . er war reich . . . hatte Hunderte von Leibeignen... Pferde... einen Koch...

Nastja: Lüg doch nicht! 's ist alles Schwindel!

Der Baron *(springt auf):* Wa—as? N—na . . . weiter!

Nastja: Alles Schwindel!

Der Baron *(schreit):* Ein Haus in Moskau! Ein Haus in Petersburg! Kutschen... Wappen am Kutschenschlag!

(Kleschtsch nimmt die Harmonika, erhebt sich und geht auf die Seite, von wo aus er die Szene beobachtet.)

Nastja: Schwindel!

Der Baron: Kusch dich! Dutzende von Lakaien ... sag' ich dir!

Nastja *(mit sichtlichem Behagen):* Alles Schwindel!

Der Baron: Ich schlag' dir den Schädel ein!

Nastja *(macht Miene wegzulaufen):* Kutschen? Ist Schwindel!

Satin: Hör auf, Nastenjka! Mach ihn nicht wütend ...

Der Baron: Wart, du... nichtsnutziges Ding! Mein Großvater ...

Nastja: Es gab gar keinen Großvater! Gar nichts gab's!

(Satin lacht.)

Der Baron *(sinkt, ganz erschöpft vor zorniger Erregung, auf die Bank zurück):* Satin, sag ihr doch ... der Schlumpe ... was — auch du lachst? Auch du ... willst mir nicht glauben? *(Schreit voll Verzweiflung, indem er mit der Faust auf den Tisch schlägt.)* Hol euch der Teufel ... es war so, wie ich sage!

Nastja *(in triumphierendem Tone):* Aha, siehst du, wie du aufgeschrien hast? Jetzt weißt du, wie einem Menschen zumute ist, wenn man ihm nicht glauben will!

Kleschtsch *(kehrt an den Tisch zurück):* Ich dachte schon, es gibt 'ne Prügelei ...

Der Tatar: Ist das 'n dummes Volk! Zu läppisch!

Der Baron: Ich... lass' mich nicht so foppen! Ich habe Beweise ... Dokumente hab' ich, zum Kuckuck!

Satin: Wirf sie in 'n Ofen! Und vergiß die Kutschen deines Großvaters ... In der Kutsche der Vergangenheit kommt der Mensch nicht vom Fleck ...

Der Baron: Wie kann sie es aber wagen ...

Nastja: Nun sag einer! Wie ich's wagen kann...

Satin: Du siehst doch, sie wagt es! Ist sie etwa schlechter als du? Wenn sie auch in ihrer Vergangenheit ganz sicher keine Kutschen und keinen Großvater ... vielleicht nicht mal Vater und Mutter aufzuweisen hat ...

Der Baron *(sich beruhigend):* Hol dich der Teufel ... du urteilst über alles so kaltblütig, während ich gleich ... Ich glaube, ich hab' keinen Charakter ...

Satin: Schaff dir einen an. Ist 'ne nützliche Sache ... *(Pause.)* Sag mal, Nastja — gehst du nicht öfters ins Krankenhaus?

Nastja: Weshalb?

Satin: Zu Natascha?

Nastja: Jetzt fragst du? Die ist längst heraus... heraus und verschwunden! Nirgends ist sie zu finden...

Satin: Also spurlos verschwunden ...

Kleschtsch: Bin neugierig, ob Wasjka die Wassilissa, oder Wassilissa den Wasjka gründlicher 'reingelegt...

Nastja: Wassilissa? Die wird sich 'rausschwindeln! Die ist schlau. Den Wasjka werden sie wohl in die Zwangsarbeit schicken ...

Satin: Für Totschlag bei 'ner Schlägerei gibt's nur Gefängnis ...

Nastja: Schade. Zwangsarbeit wäre besser. Euch alle sollte man in die Zwangsarbeit schicken ... Wegfegen sollte man euch, wie einen Haufen Schmutz... in 'ne Grube irgendwohin!

Satin *(verdutzt)*: Was fällt dir ein? Bist wohl verrückt geworden ...

Der Baron: Ich hau' dir gleich eine 'runter ... freches Ding!

Nastja: Versuch's mal! Rühr mich nur an!

Der Baron: Gewiß versuch' ich's!

Satin: Laß sie, rühr sie nicht an! Beleidige den Menschen nicht in ihr! Immer wieder fällt mir dieser Alte ein! *(Lacht laut.)* Beleidige den Menschen nicht in ihr! ... Und wenn man mich beleidigt hat — so, daß ich fürs ganze Leben genug habe — was soll ich dann tun? Verzeihen? Nie und nimmer!

Der Baron *(zu Nastja)*: Merk dir's, du: ich bin nicht deinesgleichen! Du ... Dirne!

Nastja: Ach, du ... Unglücklicher! Du ... du lebst doch von mir, wie die Made vom Apfel ...

(Die Männer lachen verständnisvoll.)

Kleschtsch: Dumme Gans! Ein schöner Apfel bist du ...

Der Baron: Soll man sich ärgern ... über solch eine ... Idiotin?

Nastja: Ihr lacht? Verstellt euch doch nicht! Euch ist's nicht zum Lachen ...

Der Schauspieler *(finster)*: Gib's ihnen gehörig!

Nastja: Wenn ich nur ... könnte! Ich würde euch alle... *(Nimmt eine Tasse vom Tische und wirft sie auf den Boden.)* ... So!

Der Tatar: Was zerschlägst du das Geschirr? He, du verdrehte Schraube?

Der Baron *(erhebt sich)*: Nein, ich muß ihr doch mal ... Manieren beibringen!

Nastja *(läuft fort)*: Hol euch der Teufel!

Satin *(ruft hinter ihr her)*: Hör endlich auf! Was soll das? Wem willst du hier bange machen?

Nastja: Ihr Wölfe! Krepieren sollt ihr! Wölfe!

Der Schauspieler *(finster)*: Amen!

Der Tatar: Uh! Böses Volk — diese russischen Weiber! Zu frech ... zu zügellos! Die Tatarin — die ist nicht so! Die Tatarin kennt das Gesetz!

Kleschtsch: 'nen Denkzettel müßte sie kriegen ...

Der Baron: So 'ne gem—meine Person!

Kleschtsch *(probiert die Harmonika)*: Fertig! Und ihr Besitzer läßt sich nicht sehen ... Der Junge treibt's toll ...

Satin: Nun, trink mal!

Kleschtsch *(trinkt)*: Danke! 's ist Zeit, sich aufs Ohr zu legen ...

Satin: Gewöhnst dich so nach und nach an uns?

Kleschtsch *(trinkt und geht in die Ecke zur Pritsche)*: Es macht sich ... Überall — sind schließlich Menschen... Anfangs sieht man das nicht so ... aber später, wenn man genauer zuschaut, zeigt sich's, daß überall Menschen sind ... Es macht sich alles ...

(Der Tatar breitet irgend etwas auf der Pritsche aus, kniet nieder und betet.)

Der Baron *(zu Satin, auf den Tataren zeigend)*: Sieh doch!

Satin: Laß ihn . . . 's ist ein guter Kerl . . . stör ihn nicht! *(Lacht laut.)* Ich bin heut' so weichherzig ... weiß der Teufel, wie das kommt!

Der Baron: Du bist immer weichherzig, wenn du angeheitert bist ... Und so verständig bist du dann ...

Satin: Wenn ich angeheitert bin ... gefällt mir alles. Hm — ja ... Er betet? Sehr schön von ihm! Der Mensch kann glauben oder nicht glauben ... das ist seine Sache! Der Mensch — ist frei... er hat selbst für alles aufzukommen: für seinen Glauben, seinen Unglauben, seine Liebe, seine Vernunft. Der Mensch trägt selbst die Kosten für alles, und darum ist er — frei! ... Der Mensch — ist die Wahrheit! Was heißt überhaupt „Mensch"? Das bist nicht du, und nicht ich bin's, und nicht sie sind es ... nein! Sondern du, ich, sie, der alte Luka, Napoleon, Mohammed... alle miteinander sind es! *(Zeichnet in der Luft die Umrisse einer menschlichen Gestalt.)* Verstanden! Das ist — etwas ganz Großes! Das ist etwas, worin alle Anfänge stecken und alle Enden ... Alles im Menschen, alles für den Menschen. Nur der Mensch allein existiert, alles übrige — ist das Werk seiner Hände und seines Gehirns! Der M—ensch! Einfach großartig! So erhaben klingt das! M—men—nsch! Man soll den Menschen respektieren! Nicht bemitleiden ... nicht durch Mitleid erniedrigen soll man ihn ... sondern respektieren! Trinken wir auf das Wohl des Menschen, Baron! Wie

schön ist's doch — sich als Mensch zu fühlen! Ich ... bin ein ehemaliger Sträfling, ein Totschläger, ein Falschspieler ... na ja! Wenn ich auf der Straße gehe, gucken die Leute mich an, als wär' ich der ärgste Spitzbube ... sie gehen mir aus dem Wege, sie starren hinter mir her ... und öfters sagen sie zu mir: „Halunke! Windbeutel! Warum arbeitest du nicht? . . ." Arbeiten? Wozu? Um satt zu werden? *(Lacht laut auf.)* Ich habe die Menschen immer verachtet, die um das Sattwerden gar zu besorgt sind. Nicht darauf kommt's an, Baron! Nicht darauf! Der Mensch ist die Hauptsache! Der Mensch steht höher als der satte Magen! *(Erhebt sich von seinem Platze.)*

Der Baron *(schüttelt den Kopf)*: Du denkst nach über die Dinge ... Das ist vernünftig ... das wärmt dir das Herz an ... Mir ist's nicht gegeben. *(Sieht sich vorsichtig um und fährt leise fort.)* Ich fürchte mich manchmal, Bruder ... verstehst du! Ich verlier' den Mut, denn ich sage mir: Was weiter?

Satin *(geht auf und ab)*: Dummes Zeug! Vor wem soll der Mensch sich fürchten?

Der Baron: Soweit ich zurückdenken kann, siehst du ... war's mir immer, als ob ein Nebel auf meinem Gehirn läge. Ich wußte nie recht, was mit mir los war ... fühlte mich immer, als ob ich mein Leben lang mich nur an- und ausgezogen hätte ... warum? Keine Ahnung! Ich habe gelernt ... habe die Uniform des adeligen Instituts getragen ... aber was ich gelernt habe? Keine Ahnung ... Ich habe geheiratet — zog einen Frack an, dann einen Schlafrock ... nahm mir ein Scheusal von Weib — warum? Keine Ahnung ... Ich hab' alles durchgebracht, was da war — und trug ein schäbiges graues Jackett und fuchsige Hosen ... aber wie ich eigentlich auf den Hund gekommen bin? Nicht die blasse Ahnung ... Ich wurde beim Kameralhof angestellt ... bekam eine Uniform, eine Mütze mit Kokarde ... ich unterschlug amtliche Gelder ... zog den Sträflingskittel an ... dann — zog ich das hier an ... Und alles ... geschah wie im Traume ... lächerlich, was?

Satin: Nicht sehr ... Ich find's eher dumm ...

Der Baron: Ja ... auch mir scheint es dumm ... Aber irgendeinen Zweck muß es doch haben, daß ich geboren wurde ... wie?

Satin *(lacht)*: Schon möglich ... Der Mensch wird um des Tüchtigsten willen geboren! *(Nickt mit dem Kopfe.)* Stimmt ... ausgezeichnet.

Der Baron: Diese ... Nastjka ... Läuft einfach fort ... will doch mal sehen, wo sie steckt! Es ist doch immer ... *(Ab. Pause.)*

Der Schauspieler: Du, Tatar! *(Pause.)* Fürst!

(Der Tatar wendet den Kopf nach ihm um.)

Der Schauspieler: Bete für mich ...

Der Tatar: Was willst du?

Der Schauspieler *(leiser)*: Beten sollst du ... für mich! ...

Der Tatar *(nach kurzem Schweigen)*: Bete doch selber ...

Der Schauspieler *(klettert rasch vom Ofen herunter, tritt an den Tisch heran, gießt sich mit zitternder Hand ein Glas Branntwein ein, trinkt und geht hastig, fast laufend in den Hausflur)*: Jetzt geh' ich!

Satin: He — du, Sigambrer! Wohin? *(Er pfeift.)*

(Medwjedew, in einer wattierten Frauenjacke, und Bubnow kommen herein — beide ein wenig angeheitert. Bubnow trägt in der einen Hand ein Bund Brezeln; in der andern ein paar geräucherte Fische, unter dem Arm eine Flasche Branntwein, in der Rocktasche eine zweite.)

Medwjedew: Das Kamel ist . . . 'ne Art Esel, sozusagen. Nur, daß es keine Ohren hat ...

Bubnow: Hör endlich auf! Bist selber — eine Art Esel.

Medwjedew: Ohren hat das Kamel überhaupt nicht! Es hört mit den Nasenlöchern ...

Bubnow *(zu Satin)*: Herzensfreund! Ich hab' dich in allen Schenken und Spelunken gesucht! Nimm mir die Flasche ab, ich hab' keine Hand frei ...

Satin: Leg doch die Brezeln auf den Tisch, dann hast du gleich eine Hand frei ...

Bubnow: Stimmt! Du bist doch ... Hast du gehört, Mann des Gesetzes? ... Das ist 'n Schlaukopf!

Medwjedew: Alle Gauner — sind schlau ... Das weiß ich längst! Was sollten sie ohne Schlauheit anfangen? Ein ordentlicher Mensch — der kann auch dumm sein; doch ein Spitzbube muß Grütze im Kopfe haben. Aber von wegen des Kamels, Bruder ... bist du schief gewickelt ... Ein Kamel ist 'n Reittier, sag' ich ... Hörner hat es nicht ... und Zähne auch nicht ...

Bubnow: Wo steckt denn die ganze Gesellschaft? Kein Mensch da! Heda, kommt doch 'ran ... ich spendier' heut'! Wer sitzt denn dort im Winkel?

Satin: Hast wohl bald alles verjuxt, Vogelscheuche?

Bubnow: Das versteht sich! Diesmal war 's Kapitälchen nur ganz klein ... das ich zusammengescharrt hatte ... Schiefkopf! Wo ist denn der Schiefkopf?

Kleschtsch *(tritt an den Tisch heran):* Er ist nicht da …

Bubnow: U—u—rrr! Bulldogge! Brrju, brlju! brlju! Puterhahn! Nur nicht bellen, nur nicht knurren! Trink, schmause, laß den Kopf nicht hängen … ich halte alle frei! Das tu' ich zu gern, Bruder! Wenn ich ein reicher Mann wäre … ich machte 'ne Schenke auf, in der alles umsonst zu haben wäre! Bei Gott! Mit Musik und einem Sängerchor … Immer 'ran, trinkt, eßt, hört zu … erquickt eure Seele! Nur herein zu mir, armer Mann … in meine Gratis-Kneipe! Satin! Bruder! Ich möchte dich … da, nimm die Hälfte meiner sämtlichen Kapitalien! Da, nimm sie!

Satin: Gib mir nur gleich alles …

Bubnow: Alles? Mein ganzes Kapital? Sollst du haben … da! Ein Rubel … noch einer … ein Zwanziger … ein paar Fünfer … ein paar Zweikopekenstücke … das ist alles!

Satin: Schön … Bei mir ist's sichrer aufgehoben … Ich gewinne damit mein Geld zurück …

Medwjedew: Ich bin Zeuge … Du hast ihm das Geld in Verwahrung gegeben … wieviel war's doch?

Bubnow: Du? Du bist — ein Kamel … Wir brauchen keine Zeugen …

Aljoschka *(kommt mit nackten Füßen herein):* Kinder! Ich hab' mir die Füße naß gemacht!

Bubnow: Komm — mach dir auch die Gurgel naß … dann klappt die Sache wieder! Bist 'n lieber Kerl … singst und musizierst … sehr nett von dir! Aber — saufen … solltest du nicht! Das Saufen ist nämlich schädlich, Bruder … sehr schädlich! …

Aljoschka: Das seh' ich an dir! Du bist erst ein Mensch, wenn du einen weg hast … Kleschtsch! Ist meine Harmonika repariert? *(Singt und tanzt dazu.)*

„Wär' ich nicht so 'n schmucker,
Netter, frischer Knabe,
Würde mich die Frau Gevatter'n
Nicht so gerne haben!"

Ganz erfroren bin ich, Kinder! 's ist kalt!

Medwjedew: Hm … und wenn man fragen darf: wer ist denn die Frau Gevatterin?

Bubnow: Du — das gewöhn dir ab! Du hast jetzt gar nichts zu fragen! Bist kein Polizist mehr … abgemacht! Weder Polizist noch Onkel bist du …

Aljoschka: Sondern einfach — Tantchens Mann!

Bubnow: Von deinen Nichten sitzt die eine im Loch, und die andre liegt im Sterben …

Medwjedew *(wirft sich in die Brust):* Das ist nicht wahr! Sie liegt nicht im Sterben: sie ist einfach verschollen! *(Satin lacht laut auf.)*

Bubnow: Ganz gleich, Bruder! Ein Mensch ohne Nichten — ist kein Onkel!

Aljoschka: Ew. Exzellenz! Pensionierter Tambour von der Löffelgarde!

„Geld hat die Gevatter'n,
Ich hab' keinen Groschen —
Dafür bin ich allerwegen
Einer von den Forschen!"

Brr! 's ist kalt!

(Schiefkopf kommt herein; dann, bis zum Ende des Akts, folgen noch ein paar Gestalten, Männer und Weiber. Sie entkleiden sich, strecken sich auf den Pritschen aus und brummen vor sich hin.)

Schiefkopf: Warum bist du fortgelaufen, Bubnow?

Bubnow: Komm her, setz dich! Wollen was singen, Bruder! Mein Lieblingslied … was?

Der Tatar: Jetzt ist's Nacht, da wird geschlafen! Singt am Tage!

Satin: Laß sie doch, Fürst! Komm mal her!

Der Tatar: „Laß sie doch" — so! 's gibt Spektakel … wenn gesungen wird, gibt's Spektakel! …

Bubnow *(geht zu ihm hin):* Was macht die Hand, Fürst? Hat man sie dir schon abgeschnitten?

Der Tatar: Warum abgeschnitten? Wollen noch warten … vielleicht ist's nicht nötig, sie abzuschneiden … Eine Hand ist nicht von Eisen … 's ist rasch gemacht, das Abschneiden …

Schiefkopf: 's ist eine faule Sache, Hassanka! Was bist du ohne Hand? Bei unsereinem fragen sie bloß nach den Händen und nach dem Buckel … Ein Mensch ohne Hand — ist überhaupt kein Mensch! Kann sich einfach begraben lassen … Komm, trink ein Gläschen mit uns …

Kwaschnja *(tritt ein):* Ach, meine lieben Mieter! Ist das 'n Hundewetter draußen! Ein Matsch, und eine Kälte … Ist mein Polizist da? Heda, Wachtmeister!

Medwjedew: Hier bin ich …

Kwaschnja: Hast du wieder meine Jacke an? Was ist denn mit dir? Ich glaube gar, du hast 'n bißchen … na, das fehlte noch!

Medwjedew: Bubnow … hat Geburtstag … und 's ist so kalt … so 'n Matsch!

Kwaschnja: Ich will dich lehren … so 'n Matsch! Nur nicht über die Stränge schlagen … Geh schlafen …

Medwjedew *(ab in die Küche)*: Schlafen gehen? Das kann ich ... das will ich tun ... 's ist Zeit! *(Ab.)*

Satin: Warum bist du denn...so streng gegen ihn?

Kwaschnja: Es geht nicht anders, lieber Freund. Ein Mann wie der muß streng gehalten werden. Zum Spaß hab' ich mir ihn nicht genommen! Er ist 'n Militär, dacht' ich ... und ihr seid ein wüstes Volk ... da werd' ich als Weib nicht allein fertig mit euch ... Nu fängt er mir an zu saufen — nee, mein Junge, das gibt's nicht!

Satin: Hast deinen Assistenten schlecht gewählt...

Kwaschnja: Nee, laß mal — er ist ganz gut... du willst mich ja nicht haben! Und wenn du mich schließlich auch wolltest — länger als acht Tage würde die Herrlichkeit nicht dauern... Mit Haut und Haaren würdest du mich verspielen!

Satin *(lacht laut auf)*: Das stimmt! Verspielen würde ich dich...

Kwaschnja: Na also! Aljoschka!

Aljoschka: Hier ist er...

Kwaschnja: Sag mal — was hast du über mich geschwatzt?

Aljoschka: Ich? Allerhand! Alles schwatz' ich, was ich verantworten kann! Das ist 'n Weib! sag' ich. Ein ganz erstaunliches Weib! Fleisch, Fett, Knochen — über drei Zentner, und Gehirn — nicht 'n halbes Lot.

Kwaschnja: Na, da lügst du, mein Junge. Ich hab' sogar ein ganz ansehnliches Gehirn ... Nein — warum erzählst du den Leuten, daß ich meinen Polizisten prügle?

Aljoschka: Ich dachte, weil du ihn an den Haaren zerrst ... das ist doch so gut wie geprügelt...

Kwaschnja *(lacht)*: Dummer Kerl! Wozu den Schmutz aus dem Hause tragen? ... Das muß ihn doch kränken ... Aus lauter Ärger über dein Geklätsch hat er zu trinken angefangen...

Aljoschka: Sieh mal an! Also ist's doch wahr, was das Sprichwort sagt: daß auch das Huhn trinkt! *(Satin und Kleschtsch lachen.)*

Kwaschnja: Bist du aber witzig! Und sag mal, was bist du eigentlich für 'n Früchtchen, Aljoschka?

Aljoschka: Ich bin ein Kerl, der in die Welt paßt! Allerfeinste Sorte! Wohin mein Auge sieht — dahin mein Herz mich zieht!

Bubnow *(an der Pritsche des Tataren)*: Komm! Schlafen lassen wir dich doch nicht! Wollen heute singen ... die ganze Nacht! Was, Schiefkopf?

Schiefkopf: Können wir machen...

Aljoschka: Ich begleite...

Satin: Und wir hören zu!

Der Tatar *(schmunzelnd)*: Na, alter Satan Bubna ... schenk mir ein Glas ein! „Wollen schwelgen, wollen trinken — bis daß uns der Tod tut winken!"

Bubnow: Schenk ihm ein, Satin! Schiefkopf, setz dich! Ach, Brüder! Wie wenig braucht doch der Mensch zum Glück! Ich zum Beispiel — nur ein paar Schlückchen hab' ich getrunken ... und bin kreuzfidel! Schiefkopf, fang an...mein Lieblingslied! Singen will ich...und weinen!...

Schiefkopf *(stimmt ein Lied an)*: „Wohl steigt die Sonne auf und nieder..."

Bubnow *(fällt ein)*: „Doch dringt sie nicht zu mir herein!"

(Die Tür wird heftig aufgerissen.)

Der Baron *(auf der Schwelle stehend, schreit)*: Heda ...Ihr! Kommt rasch... kommt mal 'raus! Auf dem Platze ... dort ... hat sich der Schauspieler ... erhängt!

(Schweigen. Alle sehen den Baron an. Hinter seinem Rücken erscheint Nastja, die langsam, mit weitgeöffneten Augen, auf den Tisch zugeht.)

Satin *(leise)*: Muß uns der das Lied verderben ... der Narr!

Der Vorhang fällt

JEGOR BULYTSCHOW UND DIE ANDEREN

PERSONEN

Jegor Bulytschow
Xenia, *seine Frau*
Warwara, *seine und Xenias Tochter*
Alexandra [Schura], *seine uneheliche Tochter*
Melanie, *Äbtissin, Schwester der Frau*
Swonzow, *Warwaras Mann*
Tjatin, *Swonzows Vetter*
Mokej Baschkin
Wassili Dostigajew
Jelisaweta, *seine Frau*
Antonina } *Dostigajews Kinder aus erster Ehe*
Alexej }
Pawlin, *Pope*
Ein Arzt
Ein Trompetenbläser
Sobunowa, *eine Kurpfuscherin*
Protopej, *ein frommer Narr*
Glafira, *Stubenmädchen*
Taissja, *Klosterfrau*
Mokroussow, *Polizist*
Jakow Laptjew, *Bulytschows Patenkind*
Donat, *Förster*

ERSTER AKT

Speisezimmer eines reichen Kaufmannshauses. Schwere, plumpe Möbel. Breites Ledersofa, daneben eine Treppe, die in den ersten Stock führt. In der rechten Ecke ein Erker, Ausgang in den Garten. Heller Wintertag. Xenia spült, am Tisch sitzend, die Teeschalen. Glafira hantiert im Erker an den Blumen herum. Alexandra kommt im Schlafrock, die bloßen Füße in Pantoffeln, ungekämmt; ihr Haar ist ebenso rot wie das Jegor Bulytschows.

Xenia: Ach, Schura, wie lange du schläfst...

Schura: Brumm nicht, helfen tut's doch nicht. Glascha, Kaffee! Wo ist die Zeitung?

Glafira: Ich habe sie Warwara Jegorowna 'raufgetragen.

Schura: Bring sie her! Fürs ganze Haus abonnieren diese Teufel eine einzige Zeitung.

Xenia: Wer sind die Teufel?

Schura: Ist Papa zu Haus?

Xenia: Er ist zu den Verwundeten gefahren. Sind die Swonzows die Teufel?

Schura: Ja, die sind's! *(Am Telephon)* 17-63!

Xenia: Gib acht, ich erzähl' den Swonzows, wie du sie titulierst!

Schura: Rufen Sie Tonja an den Apparat!

Xenia: Was wird aus dir noch werden?

Schura: Bist du's Antonina? Gehn wir Ski laufen? Nein? Warum? Theatervorstellung? Sag ab! Ach du, illegitime Witwe, du!... Na, schön.

Xenia: Wie kannst du nur ein Mädchen Witwe nennen?

Schura: Ist ihr Bräutigam gestorben oder nicht?

Xenia: Sie ist aber dennoch ein Mädchen.

Schura: Woher weißt du das?

Xenia: Pfui, du Schamlose!

Glafira *(bringt den Kaffee)*: Die Zeitung wird Warwara Jegorowna selbst herbringen.

Xenia: Allzuviel weißt du für dein Alter. Gib acht: Weniger Wissen, besserer Schlaf. In deinem Alter wußt' ich nichts...

Schura: Auch jetzt...

Xenia: Pfui, du!

Schura: Da kommt das Schwesterlein würdevoll angeschritten. Bon jour, madame! Comment ça va?

Warwara: Elf Uhr ist's schon, und du bist noch unangezogen und ungekämmt...

Schura: Na, 's geht wieder lòs.

Warwara: Immer frecher nützt du's aus, daß Vater dich verwöhnt... daß er krank ist...

Schura: Wird deine Predigt lang?

Xenia: Interessiert sie sich denn überhaupt für Vaters Gesundheit?

Warwara: Ich werde ihm erzählen müssen, wie du dich benimmst.

Schura: Schönen Dank im voraus. Bist du nun fertig?

Warwara: Bist ein Dummkopf!

Schura: Das glaub' ich nicht! Nicht ich bin ein Dummkopf!

Warwara: Bist ein rothaariger Dummkopf!

Schura: Warwara Jegorowna, Sie vergeuden ganz nutzlos Ihre Energie.

Xenia: Der willst du was beibringen?

Schura: Ihr Charakter wird immer verderbter.

Warwara: Na schön ... schön, meine Liebe! Mamachen, komm, bitte, in die Küche, der Koch hat seine Launen...

Xenia: Er ist ganz durcheinander, sein Sohn ist gefallen.

Warwara: Das ist noch kein Grund, Launen zu haben. So viele fallen jetzt. *(Beide ab.)*

Schura: Hätt' man ihr aber ihren allerliebsten Andrjuscha getötet, wie würde sie sich da aufführen!

Glafira: Hat gar keinen Sinn, sie zu reizen! Trinken Sie rascher Ihren Tee, ich muß hier aufräumen.

(Sie schafft den Samowar hinaus. Schura sitzt da, zurückgelehnt, die Augen geschlossen, die Arme hinter dem rothaarigen, krausen Kopf verschränkt.)

Swonzow *(kommt in Hausschuhen die Treppe herunter, schleicht sich an sie heran, umarmt sie von hinten):* Wovon träumst du, du rote Ziege?

Schura *(ohne die Augen zu öffnen, ohne sich zu bewegen):* Rühren Sie mich nicht an!

Swonzow: Warum nicht? Ist dir doch angenehm? Sag! Ist's dir angenehm?

Schura: Nein!

Swonzow: Warum nicht?

Schura: Lassen Sie das! Sie spielen doch Komödie! Ich gefalle Ihnen ja gar nicht.

Swonzow: Möchtest mir aber gefallen, wie?

(Auf der Treppe erscheint Warwara.)

Schura: Wenn Warwara erfährt...

Swonzow: Sei still... *(Zieht sich von ihr zurück, spricht in belehrendem Ton.)* Tja—a—a... Man muß sich zusammennehmen, muß lernen...

Warwara: Sie zieht es vor, freches Zeug zu reden und mit Antonina Seifenblasen steigen zu lassen.

Schura: Na, und wennschon. Ich mache eben gern Seifenblasen. Tut's dir vielleicht um die Seife leid?

Warwara: Du tust mir leid. Ich verstehe nicht, wie du leben wirst. Im Gymnasium bedeutete man dir, zu verschwinden...

Schura: Ist nicht wahr.

Warwara: Deine Freundin ist halb verrückt.

Swonzow: Sie will Musik studieren.

Warwara: Wer?

Swonzow: Schura.

Schura: Ist ja nicht wahr. Ich will gar nicht Musik studieren.

Warwara: Woher hast du denn das?

Swonzow: Hast du mir denn nicht gesagt, daß du's willst, Schura?

Schura *(im Abgehen):* Niemals hab' ich dir so etwas gesagt.

Swonzow: Hm... sonderbar. Ich hab's mir doch nicht ausgedacht! Du bist zu schroff zu ihr, Warja...

Warwara: Und du allzu freundlich.

Swonzow: Was heißt das — allzu? Du kennst doch meinen Plan...

Warwara: Plan bleibt Plan, mir scheint aber: du bist verdächtig freundlich zu ihr.

Swonzow: Dein Kopf ist voller Dummheiten...

Warwara: So? Dummheiten?

Swonzow: Denk doch nach: sind in so ernsten Zeiten Eifersuchtsszenen am Platz?

Warwara: Wozu bist du 'runtergekommen?

Swonzow: Ich? Hier... hier in der Zeitung steht eine Anzeige. Und auch der Förster ist gekommen. Er erzählt, die Bauern hätten einen Bären aufgespürt.

Warwara: Donat ist in der Küche. Und was steht in der Anzeige?

Swonzow: Das ist einfach unerhört! Wie sprichst du mit mir? Bin ich ein kleiner Junge? Der Teufel weiß...

Warwara: Reg dich nicht auf! Ich glaube, der Vater ist gekommen, und du bist in so einem Zustand...

(Swonzow eilt hinauf. Warwara geht dem Vater entgegen. Schura, in grüner Wolljacke und grüner Mütze, läuft zum Telephon. Bulytschow fängt sie ab und preßt sie wortlos an sich, hinter ihm tritt der Pope Pawlin in einem lila Priesterrock ins Zimmer.)

Bulytschow *(setzt sich, Schura um die Hüfte fassend, an den Tisch, sie streichelt sein kupferrotes, leicht ergrautes Haar):* Soviel Menschen sind zerschunden worden, daß es einem graut, sie anzuschaun...

Pawlin: Sie sehen blühend aus, Schurotschka! Verzeihen Sie, ich hab' Sie nicht begrüßt...

Schura: Das hätt' ich tun sollen, Vater Pawlin; aber Papa packte mich wie ein Bär...

Bulytschow: Halt! Stillgestanden, Schura! Was soll jetzt mit all diesen Menschen geschehen? Unnütze Menschen gab's auch vor dem Kriege bei uns ziemlich viele. War überflüssig, in diesen Krieg hineinzuschlittern.

Pawlin *(seufzt):* Kombinationen der allerhöchsten Macht...

Bulytschow: Mit den Japanern hat man auch schlecht kombiniert, und daraus entstand eine Weltschande...

Pawlin: Aber der Krieg verwüstet nicht nur, er bereichert auch, sowohl durch Erfahrungen wie auch durch...

Bulytschow: Die einen führen Krieg, während die andern stehlen.

Pawlin: Außerdem geschieht nichts gegen Gottes Willen und — was bedeutet denn schon unser Murren?

Bulytschow: Hör mit deinem Predigen auf, Pawlin Saweljow... Schura, wolltest du Ski laufen gehn?

Schura: Ja, ich warte auf Antonina.

Bulytschow: Nun gut. Solltest du nicht weggehen, so ruf' ich dich in fünf Minuten. *(Schura läuft weg.)*

Pawlin: Groß ist sie geworden, ganz erwachsen...

Bulytschow: Ihr Körper ist schön, biegsam, nur ihr Gesicht ist mißraten. Ihre Mutter war häßlich. Klug war sie wie ein Teufel, aber häßlich.

Pawlin: Das Gesicht deiner Tochter ist eigenartig — und nicht ohne einen gewissen Reiz. Woher stammte ihre Mutter?

Bulytschow: Aus Sibirien. Du sagtest: allerhöchste Macht... es kommt von Gott... und so ähnliches Zeug, nun, und was ist die Duma? Woher kommt die?

Pawlin: Die Duma, das ist sozusagen... Da hat die Macht selbst die Schmälerung ihrer Rechte zugelassen. Viele empfinden dies sogar als einen verhängnisvollen Fehler, doch einem Diener der Kirche steht es nicht an, sich in Diskussionen über diese Materie einzulassen. Außerdem ist in unseren Tagen der Geistlichkeit die Pflicht auferlegt, den Geist der Zuversicht zu schüren... und die Liebe zum Thron, zum Vaterland zu vertiefen.

Bulytschow: Du schürst den Geist zur Hitze — und sitzt dann in der Pfütze.

Pawlin: Wie Sie wissen, habe ich den Vorsteher meiner Kirche überredet, unsern Chor zu vergrößern, auch habe ich mich mit dem General Bettling über eine Spende zur Anschaffung einer Glocke für unsere Kirche unterhalten, die jetzt neu gebaut wird und den Namen Ihres himmlischen Fürsprechers Jegori tragen soll.

Bulytschow: Hat er nichts für die Glocke gespendet?

Pawlin: Er lehnte es ab und machte sogar einen unangenehmen Witz: „Kupfer", sagt er, „mag ich nicht einmal bei Militärorchestern." Aber Sie, Sie täten gut, eine Glocke zu stiften... aus Rücksicht auf Ihre Krankheit...

Bulytschow *(aufstehend):* Mit Glockengeläut heilt man keine Kranken.

Pawlin: Wer weiß? Der Wissenschaft sind die Ursachen der Krankheit unbekannt. In einigen ausländischen Sanatorien, ließ ich mir mal sagen, werden Musikkuren vorgenommen. Auch bei uns gibt's einen Feuerwehrmann, der mit Trompetenblasen heilt...

Bulytschow *(spöttisch lächelnd):* Was ist das für eine Trompete?

Pawlin: Eine aus Messing. Man sagt, es sei eine ganz mächtige Trompete.

Bulytschow: Na, wenn's eine mächtige ist... Hilft es denn wirklich?

Pawlin: Er soll Erfolge haben! Alles ist möglich, allerverehrtester Jegor Wassiljewitsch! Alles ist möglich! Wir leben in einer Welt voller Geheimnisse, im Nebel zahlloser und unergründeter Geheimnisse. Es scheint uns, es sei hell, und diese Helle entspringt unserm Verstand, doch hell ist es nur für unser körperliches Auge, der Geist aber wird durch den Verstand vielleicht nur verdunkelt, vielleicht sogar ausgelöscht.

Bulytschow *(seufzend):* Ach, was du alles für Worte hast.

Pawlin *(immer begeisterter):* Denken Sie zum Beispiel an den frommen Prokopi. In welchem Frohsinn lebt doch dieser Mann, den die Ungläubigen einen Narren nennen...

Bulytschow: Du beginnst schon wieder mit... mit dem Predigen! Na, leb wohl! Bin müde.

Pawlin: Ich wünsche Ihnen von ganzem Herzen gute Besserung. Ich bete für Sie... *(Ab.)*

Bulytschow *(geht, sich die rechte Seite abtastend, zum Sofa, brummt):* Schwein, hat sich mit Christi Blut und Leib vollgefressen... Glafira!... He!...

Warwara: Was wünschst du?

Bulytschow: Nichts. Ich rief Glafira. Wie du dich herausgeputzt hast! Wohin?

Warwara: Zu einer Theatervorstellung für die Rekonvaleszenten...

Bulytschow: Und wozu die Gläser auf der Nase? Brauchst ja gar keine für deine Augen, trägst sie bloß, weil's Mode ist.

Warwara: Papachen, Sie sollten mit Alexandra reden, sie benimmt sich unerhört, sie ist nicht zu ertragen.

Bulytschow: Ihr seid mir die Richtigen! Geh! *(Brummt.)* Nicht zu ertragen! Bin ich erst wieder... gesund, werde ich euch...

Glafira: Riefen Sie mich?

Bulytschow: Ja. Ei, Glascha, wie hübsch du bist — gesund! Saftig! Meine Warwara aber, die ist wie ein Fischotter.

Glafira *(schaut die Treppe hinauf)*: Ihr Glück. Wär' sie schön, würden Sie sie in Ihr Bett schleppen.

Bulytschow: Die eigene Tochter? Bist wohl verrückt! Was redest du da?

Glafira: Ich weiß, was ich rede! Die Schura, die knutschen Sie ab, als sei sie eine Fremde... wie ein Soldat!

Bulytschow *(erstaunt)*: Du bist verrückt geworden, Glafira! Was ist mit dir: bist auf meine Tochter eifersüchtig? Wag's nicht, von Schura so zu denken! Wie ein Soldat... Wie eine Fremde! Warst du schon mal in Soldatenhänden? Na!

Glafira: Ist nicht der Ort... und nicht die Zeit, solche Reden zu führen. Wozu haben Sie mich gerufen?

Bulytschow: Schick mir den Donat! Wart mal! Gib mir die Hand! Hast du mich trotz allem lieb? Auch wenn ich krank bin?

Glafira *(preßt sich an ihn)*: Du mein Sorgenkind... Aber sei nicht krank! Sei nicht krank!... *(Reißt sich von ihm los, läuft weg.)*

(Bulytschow lächelt finster, leckt sich die Lippen. Schüttelt den Kopf. Legt sich nieder.)

Donat: Wünsch' Ihnen Gesundheit, Jegor Wassiljewitsch.

Bulytschow: Danke. Was bringst du?

Donat: Gutes; wir haben einen Bären aufgespürt.

Bulytschow *(seufzend)*: Na, das... das ist... um Neid in mir zu erwecken und keine Freude. Ein Bär ist jetzt kein Zeitvertreib für mich. Holzt man den Wald ab?

Donat: Sehr langsam. Es fehlt an Leuten.

(Xenia kommt, elegant, die Finger voller Ringe.)

Bulytschow: Was willst du?

Xenia: Nichts, du sollst dich durch den Bären nicht verlocken lassen, Jegor; Jagd ist nichts für dich.

Bulytschow: Laß gut sein! Es fehlt also an Leuten?

Donat: Greise und kleine Buben sind geblieben. Man stellte dem Fürsten fünfzig Gefangene, die verstehen aber nicht, das Holz zu bearbeiten.

Bulytschow: Die bearbeiten wohl lieber die Weiber?

Donat: So ist es.

Bulytschow: Ja... die Weiber, die sind jetzt ausgehungert.

Xenia: Es heißt, daß es in den Dörfern recht liederlich zugehe...

Donat: Warum liederlich, Axinja Jakowlewna? Die Bauern hat man getötet, aber Kinder... die müssen doch gemacht werden! Da heißt es also: Wer sie erschlagen hat, der muß die Kinder machen...

Bulytschow: Es scheint so...

Xenia: Was das schon für Kinder sein können, von Gefangenen! Obschon, wenn der Mann gesund ist, dann...

Bulytschow: Das Weib ist aber dumm, und von so einem Weib will er gar kein Kind kriegen!

Xenia: Unsere Weiber sind gescheit. Die gesunden Männer aber, die hat man alle in den Krieg getrieben, zu Hause geblieben sind bloß... die Advokaten.

Donat: Dafür werden die Übriggebliebenen desto besser leben.

Bulytschow: Gut ausgedacht!

Donat: Die Zaren haben niemals genug an ihren Völkern.

Bulytschow: Was sagst du?

Donat: Ich sage, daß die Zaren an ihren Völkern niemals genug haben. Unsere eigenen Leute können wir nicht durchfüttern und wollen immer noch Fremde dazuhaben.

Bulytschow: Richtig! Das ist richtig!

Donat: Anders ist's nicht zu verstehen, zu welchem Zweck wir uns schlagen. Und jetzt schlägt man uns für unsere Gier.

Bulytschow: Hast recht, Donat! Jakow, mein Patenkind, der sagt auch: „Alles Unglück kommt von der Gier." Wie geht's ihm übrigens?

Donat: So, so... Ja, der Jakow, der ist klug.

Xenia: Da hast du dir aber einen schönen Klugen ausgesucht! Frech ist er, aber nicht klug!

Donat: Grade, weil er klug ist, ist er frech, Axinja Jakowlewna. Er hat dort, Jegor Wassiljewitsch, einige Deserteure aufgelesen, so an die zehn Mann, und hat sie an die Arbeit gestellt, sie

arbeiten nicht schlecht. Sonst hätten sie sich die Zeit mit Stehlen vertrieben.

Bulytschow: Na, das ist aber... Erfährt's der Mokroussow, schlägt er einen Mordskrach.

Donat: Mokroussow weiß davon. Er freut sich sogar darüber. Es erleichtert ihm sein Amt.

Bulytschow: Schau, schau...

(Swonzow kommt von oben.)

Donat: Den Bären also...

Bulytschow: Mit dem Bären vergnüge du dich...

Swonzow: Gestatten Sie mir, ihn dem General Bettling anzubieten! Sie wissen ja, er erweist uns...

Bulytschow: Ich weiß, ich weiß! Biet ihm den Bären an. Oder dem Bischof.

Xenia *(spöttisch lächelnd)*: Könnt' man nur zuschaun, wie der Bischof auf den Bären schießt.

Bulytschow: Na schön, ich bin müde. Leb wohl, Donat! Es scheint, die Sache klappt nicht recht, Bruder, was? Kaum bin ich erkrankt — schon geht alles drunter und drüber... *(Donat verbeugt sich; stumm ab.)* Axinja, schick mir mal die Schura her! Was drückst du dich da herum, Andrej? Red doch frisch von der Leber weg!

Swonzow: Ich komm' wegen Laptjew...

Bulytschow: Na?

Swonzow: Ich höre, er hat sich... mit fragwürdigen Elementen eingelassen; er soll auf dem Jahrmarkt in Kopossow staatsfeindliche Reden vor den Bauern gehalten haben.

Bulytschow: Unsinn! Wo gibt's jetzt Jahrmärkte? Wo gibt's Bauern? Und warum beklagt ihr euch alle fortwährend über Jakow?

Swonzow: Nun, er ist doch sozusagen ein Mitglied unserer Familie...

(Schura kommt hereingelaufen.)

Bulytschow: Sozusagen... Ihr zählt ihn nicht allzusehr... zu unserer Familie. Nicht einmal sonntags kommt er zum Mittagessen her... Geh, Andrej!... Wirst mir später erzählen...

Schura: Hat er den Jakow verpetzt?

Bulytschow: Das geht dich nichts an. Setz dich her! Auch über dich beklagen sich alle.

Schura: Wer ist das: alle?

Bulytschow: Axinja, Warwara...

Schura: Das sind noch nicht alle.

Bulytschow: Ich spreche im vollen Ernst zu dir, Schurjonok.

Schura: Wenn du im vollen Ernste sprichst, redest du ganz anders.

Bulytschow: Du wärest frech zu allen, tätest nichts...

Schura: Wenn ich nichts tu', wieso bin ich dann frech?

Bulytschow: Hörst auf niemanden...

Schura: Auf alle hör' ich. — So langweilig ist's, auf sie zu hören, Rotkopf.

Bulytschow: Bist selber ein Rotkopf, sogar noch röter als ich. Und redest auch mit mir nicht nett. Man müßte dich ausschimpfen, ich hab' aber keine Lust dazu.

Schura: Hast du keine Lust — dann mußt du auch nicht.

Bulytschow: Ach du! ‚Hast du keine Lust, dann mußt du nicht.' So wär' das Leben leicht, ist aber verboten!

Schura: Wer hindert einen denn?

Bulytschow: Alle... alle hindern einen... Das kannst du nicht verstehen.

Schura: Dann erklär mir's, damit ich's verstehe, damit ich mich nicht hindern lasse...

Bulytschow: Nein, das... das kann man nicht erklären. — Was willst du, Axinja? Was schleichst du hier herum? Was suchst du?

Xenia: Der Arzt ist gekommen, und Baschkin wartet. Schura, zieh deinen Rock zurecht, wie sitzt du da?

Bulytschow *(steht auf)*: Nun, ruf den Arzt her. Das Liegen schadet mir; ich werde zu schwer von der Liegerei. Uff... Mach, daß du fortkommst, Schurjonok! Gib acht, renk dir den Fuß nicht aus!

Arzt: Guten Tag! Wie fühlen wir uns heute?

Bulytschow: Nicht sehr gut. Kurierst mich schlecht, Nifont Grigorjewitsch.

Arzt: Na, kommen Sie, gehen wir mal in Ihr Zimmer.

Bulytschow *(geht neben ihm)*: Gib mir die allerstärksten, die allerteuersten Mittel: ich muß, Freund, muß unbedingt gesund werden! Machst du mich gesund, bau' ich dir ein Krankenhaus. Wirst dort Direktor sein und kannst dann machen, was du willst. *(Beide ab.)*

(Xenia, Baschkin.)

Xenia: Was hat der Arzt gesagt?

Baschkin: Krebs, sagt er, Leberkrebs...

Xenia: O du meine Güte, was die sich alles ausdenken!

Baschkin: Er sagt, es sei eine gefährliche Krankheit.

Xenia: Selbstverständlich! Jeder hält seine Sache für die schwerste.

Baschkin: Zur unrechten Zeit ist er erkrankt. Ringsherum fließt das Geld wie aus einer löchrigen Tasche. Bettler werden zu Millionären. Und er...

Xenia: Ja, ja! Wie sich die Leute bereichern, wie sie sich bereichern!

Baschkin: Dostigajew ist so fett geworden, daß er keinen Knopf mehr zukriegt, und rechnen tut er bloß noch mit Tausendern. Bei Jegor Wassiljewitsch aber, da scheint so was wie eine Geistesverwirrung einzutreten. Neulich sagte er: „Ich habe" — sagte er — „am wirklichen Leben vorbeigelebt." Was soll das bedeuten?

Xenia: Ja, auch ich merk's. Tolles Zeug redet er manchmal zusammen!

Baschkin: Obendrein hat er von deinem und deiner Schwester Geld zu zehren begonnen, statt es zu vermehren.

Xenia: Ich hab' mich geirrt, Mokej, längst weiß ich's, ich hab' mich geirrt. Ich hab' einen Kommis geheiratet, aber nicht den richtigen. Hätt' ich dich geheiratet, wie ruhig würden wir da leben. Und er, du lieber Gott! So ein liederlicher Kerl! Was hab' ich nur alles ausgestanden durch ihn. Eine Tochter hat er sich von links her angeschafft und sie mir auf den Nacken gesetzt. Einen Schwiegersohn hat er sich ausgesucht, das Schlimmste vom Schlimmen. Ich fürchte, Mokej Petrowitsch, der Schwiegersohn und die Warwara, die werden mich beide hintergehen, mich übers Ohr hauen, die werden mich zur Bettlerin machen.

Baschkin: Alles ist möglich — es ist Krieg! Im Krieg gibt's weder Scham noch Erbarmen.

Xenia: Du warst unser alter Diener, mein Vater hat dich auf eigne Füße gestellt, du mußt dich um mich kümmern...

Baschkin: Tu' ich auch...

Swonzow *(kommt)*: Ist der Arzt schon weg?

Xenia: Ist noch bei ihm.

Swonzow: Mokej Petrowitsch, was ist mit dem Tuch?

Baschkin: Bettling will's nicht annehmen.

Swonzow: Und wieviel muß man ihm geben?

Baschkin: Fünftausend, nicht weniger.

Xenia: So ein Räuber? Und ist doch ein Greis.

Swonzow: Geht's durch Jeanne?

Baschkin: Ja, wie üblich.

Xenia: Fünftausend! Wofür?

Swonzow: Geld ist jetzt billig.

Xenia: Ja, in der fremden Tasche...

Swonzow: Ist der Schwiegervater einverstanden?

Baschkin: Ich komme eben, um zu erfahren, ob er einverstanden ist...

Arzt *(kommt herein, faßt Swonzow unter den Arm)*: Also...

Xenia: Ach, sagen Sie uns etwas Erfreuliches...

Arzt: Der Patient muß möglichst viel liegen. Alle geschäftlichen Angelegenheiten, Gemütswallungen, Aufregungen sind außerordentlich schädlich für ihn. Ruhe und nochmals Ruhe! Außerdem... *(Flüstert Swonzow etwas ins Ohr.)*

Xenia: Warum können Sie es mir nicht sagen? Ich bin seine Frau.

Arzt: Es gibt Dinge, über die man nicht gerne mit Damen spricht *(flüstert wieder)*. Das halten wir noch heute abend ab.

Xenia: Was halten Sie heut' abend ab?

Arzt: Ein Konsilium, eine Beratung der Ärzte.

Xenia: A—a—ach...

Arzt: Das ist nichts Schlimmes. Na, auf Wiedersehen also! *(Ab.)*

Xenia: Wie streng der ist ... Für fünf Minuten bekommt er fünf Rubel. Sechzig Rubel für die Stunde ... Das ist was!

Swonzow: Er sagt, eine Operation sei nötig...

Xenia: Schneiden? Nein, das nicht! Schneiden ... das lass' ich niemals zu!

Swonzow: Aber hören Sie mal, das ist doch einfach blödsinnig! Chirurgie ist doch eine Wissenschaft...

Xenia: Ich pfeif' auf deine Wissenschaft! Da hast du's. Du redest auch ganz unmanierlich mit mir.

Swonzow: Ich rede nicht über Manieren, ich rede über Ihre finstere Unwissenheit.

Xenia: Bist selber nicht sehr helle!

(Swonzow macht eine abwehrende Handbewegung, tritt von ihr weg. Glafira läuft vorbei.)

Glafira: Es klingelt im Schlafzimmer!

(Xenia geht zusammen mit ihr zu Bulytschow.)

Swonzow: Zur unrechten Zeit ist der Schwiegervater erkrankt.

Baschkin: Ja, das ist sehr störend. Jetzt ist eine Zeit, wo gescheite Leute sich das Geld wie Zauberkünstler einfach aus der Luft holen.

Swonzow: Tja—a. Außerdem kommt es zu einer Revolution.

Baschkin: Dafür bin ich nicht zu haben... War schon 1905 eine sinnlose Sache.

Swonzow: 1905 war's ein Aufstand und keine Revolution. Damals waren die Bauern und die Arbeiter zu Hause, jetzt sind sie aber an der Front. Jetzt kommt's zu einer Revolution gegen die Beamten, gegen die Gouverneure, gegen die Minister.

Baschkin: Wollte Gott, es wäre so! Die Beamten sind schlimmer als Zecken; bohren sie sich in einen hinein, kann man sie nicht losreißen.

Swonzow: Der Zar ist offenkundig unfähig zu regieren.

Baschkin: Man spricht darüber auch in der Kaufmannschaft. Es heißt, irgendein Bauer habe die Zarin behext...

(Warwara erscheint auf der Treppe und hört dem Gespräch zu.)

Swonzow: Ja, Grigori Rasputin.

Baschkin: Ich glaub' nicht an Hexereien.

Swonzow: Und an Liebhaber glauben Sie?

Baschkin: Das ist so ein Märchen. Sie hat doch Hunderte von Generälen.

Warwara: Was ihr da für Dummheiten redet.

Baschkin: Das reden alle, Warwara Jegorowna. Aber ich glaube, daß es ohne Zar doch nicht geht!

Swonzow: Ein Zar muß nicht in Petrograd, sondern im Kopf sein. Ist die Theateraufführung schon zu Ende?

Warwara: Sie wurde verschoben. Irgendein Kontrolleur kam; abends soll ein ganzer Schub Verwundeter kommen, so an die fünfhundert. Aber Platz ist für sie nicht da.

Glafira: Mokej Petrowitsch, Sie werden gerufen.

(Baschkin ab, läßt seine warme Mütze auf dem Tisch liegen.)

Warwara: Warum schüttest du dein Herz vor ihm aus? Du weißt doch, daß er uns in Mutters Auftrag bespitzelt! Diese Mütze trägt er seit mindestens zehn Jahren, dieser Geizkragen! Ganz speckig ist sie. Ich begreife nicht, wie du mit diesem Gauner...

Swonzow: Ach, laß mich in Ruh! Ich will bei ihm Geld pumpen, für Bettling...

Warwara: Aber ich sagte dir doch, daß Lisa Dostigajewa durch Jeanne alles ordnen wird! Das kommt auch billiger...

Swonzow: Lisa wird dich betrügen...

Xenia *(aus dem Zimmer ihres Mannes)*: Redet ihm doch zu, daß er liegenbleibt! Er rennt drin herum und schimpft mit Mokej... Ach, du lieber Gott!

Swonzow: Geh zu ihm, Warja...

Bulytschow *(in Schlafrock und Pantoffeln)*: Nun, und was weiter? Der Krieg ist ein Unglück?

Baschkin *(kommt hinter ihm her)*: Wer bestreitet's denn?

Bulytschow: Für wen ist er ein Unglück?

Baschkin: Für uns.

Bulytschow: Wer ist das: uns? Du sagst doch: durch den Krieg verdient man Millionen? Nun?

Baschkin: Für das Volk ... also...

Bulytschow: Das Volk ist der Bauer. Dem ist's gleichgültig: leben oder sterben. So schaut deine Wahrheit aus!

Xenia: Reg dich doch nicht auf! Das schadet dir...

Baschkin: Was sagen Sie da? Was ist denn das für eine Wahrheit?

Bulytschow: Die allerechteste. Das ist eben die Wahrheit. Ich sage gradeheraus: meine Sache ist es, Geld zu verdienen, und Sache der Bauern ist es, ihr Feld zu bestellen und meine Waren zu kaufen. Was gibt es denn sonst für eine Wahrheit?

Baschkin: Gewiß ist es so, aber dennoch...

Bulytschow: Was: dennoch? Woran denkst du dann, wenn du mich bestiehlst?

Baschkin: Warum beleidigen Sie mich?

Xenia: Warum schaust du dir das mit an, Warja? Red ihm doch zu! Er soll sich hinlegen.

Bulytschow: Denkst du an das Volk?

Baschkin: Vor allen Leuten beleidigen Sie mich! Ich und stehlen! Das muß erst bewiesen werden!

Bulytschow: Das ist nicht zu beweisen. Das wissen alle: Stehlen ist eine gesetzliche Sache. Und dich zu beleidigen hat überhaupt keinen Sinn. Von Beleidigungen wirst du nicht besser werden, schlechter wirst du werden. Und nicht du stiehlst, sondern der Rubel stiehlt. Er ist an und für sich der Hauptdieb...

Baschkin: So kann nur Jakow Laptjew reden.

Bulytschow: Tut er auch. Nun geh! Und dem Bettling sollt ihr keine Bestechungsgelder geben. Der hat schon genug bekommen, dem reicht's für einen Sarg und für ein Totenhemd, diesem alten Teufel! Was habt ihr euch hier alle versammelt? Worauf wartet ihr?

Warwara: Wir warten auf nichts.

Bulytschow: Wirklich, auf nichts? Dann geht doch an eure Arbeit. Habt ihr eine richtige Arbeit? Axinja, sag, daß man bei mir lüftet. Dort ist's heiß, dort riecht's nach sauren Medizinen. Und die Glafira soll Kwaß bringen.

Xenia: Du darfst doch keinen Kwaß trinken.

Bulytschow: Na geh, geh! Ich weiß selbst, was ich darf und was ich nicht darf.

Xenia *(im Weggehen)*: Ja, wenn du wüßtest... *(Alle ab, außer Bulytschow.)*

Bulytschow *(geht um den Tisch herum, sich mit der Hand auf ihn stützend, schaut in den Spiegel, sagt mit fast lauter Stimme)*: Schlecht steht deine Sache, Jegori. Und deine Fratze, Freund, ist schon irgendwie nicht mehr deine Fratze!

Glafira *(trägt ein Tablett, auf dem ein Glas Milch steht)*: Bitte, hier ist Ihre Milch.

Bulytschow: Gib sie der Katze! Ich will Kwaß, Moosbeerenkwaß.

Glafira: Kwaß ist Ihnen verboten.

Bulytschow: Die haben's verboten, aber du, du bring ihn mir. Wart einmal! Was denkst du: werd' ich sterben?

Glafira: Das kann nicht sein.

Bulytschow: Warum nicht?

Glafira: Ich glaub's nicht.

Bulytschow: Glaubst nicht? Nein, Beste, meine Sache steht schlecht, das weiß ich!

Glafira: Ich glaub's nicht!

Bulytschow: Bist eigensinnig. Na, bring mir den Kwaß her! Und ich trink' inzwischen einen Pomeranzenschnaps ... Das ist gesund. *(Er geht zum Büfett.)* Verschlossen haben sie ihn, die Verdammten! Diese Schweine! Behüten mich, als wär' ich ein Gefangener. So eine Art Häftling...

Vorhang

ZWEITER AKT

Gastzimmer der Bulytschows. Swonzow und Tjatin sitzen in der Ecke an einem kleinen Tisch; auf dem Tisch steht eine Flasche Wein.

Swonzow *(raucht eine Zigarette)*: Verstanden?

Tjatin: Ehrlich gesagt, Andrej, die Sache gefällt mir nicht...

Swonzow: Aber das Geld gefällt dir?

Tjatin: Ja, leider, das Geld gefällt mir.

Swonzow: Wen bemitleidest du?

Tjatin: Mich selbst, selbstverständlich...

Swonzow: Bist wirklich bemitleidenswert!

Tjatin: Na, weißt du, trotz allem bin ich mir selbst doch der einzige Freund.

Swonzow: Du solltest nicht philosophieren, sondern nachdenken.

Tjatin: Ich denke nach. Sie ist ein verwöhntes Mädchen; es wird schwer sein mit ihr.

Swonzow: Dann wirst du dich von ihr scheiden lassen.

Tjatin: Und das Geld wird bei ihr bleiben...

Swonzow: Wir drehen die Sache so, daß es bei dir bleibt. Und die Schura, die werde ich zähmen...

Tjatin: Ehrlich gesagt...

Swonzow: So zähmen, daß man sich beeilen wird, sie zu verheiraten und die Mitgift zu erhöhen.

Tjatin: Das machst du ... gut! Wie hoch ist die Mitgift?

Swonzow: Fünfzig.

Tjatin: Tausend?

Swonzow: Nein, Knöpfe.

Tjatin: Wirklich!

Swonzow: Du unterschreibst mir aber Wechsel für zehn.

Tjatin: Tausend?

Swonzow: Nein, zehn Rubel! Blödian!

Tjatin: Das ist vie—ie—iel!

Swonzow: Dann lassen wir das Gespräch.

Tjatin: Meinst du das alles ... wirklich ernst?

Swonzow: Nur Dummköpfe reden nicht ernst über Geld.

Tjatin *(spöttisch lächelnd)*: Hol's der Teufel... Fabelhaft ausgedacht!

(Dostigajew kommt.)

Swonzow: Ich freue mich, daß du augenscheinlich zu begreifen beginnst; du als proletarischer Intellektueller darfst nicht in diesen schrecklichen Tagen...

Tjatin: Ja, ja, selbstverständlich! Es ist aber Zeit, daß ich ins Gericht gehe.

Dostigajew: Was macht dich so mißgestimmt, Stjepascha?

Swonzow: Wir haben über Rasputin gesprochen.

Dostigajew: Das ist ein Schicksal, was? Ein einfacher, sibirischer Bauer spielt mit Bischöfen, mit Ministern Schach. Schiebt Hunderttausende wie Figuren hin und her ... Unter zehntausend nimmt er keine Bestechungsgelder. Aus sicherer Quelle weiß ich's: er nimmt sie einfach nicht! Was trinkt ihr? Burgunder? Ist ein schwerer Wein, den trinkt man zum Mittagessen, ihr Barbaren!

Swonzow: Wie fanden Sie den Schwiegervater?

Dostigajew: Warum ihn finden, er versteckt sich ja nicht. Stjepascha, du könntest mir ein Gläschen bringen. *(Tjatin geht, ohne sich zu beeilen, fort.)* Ja, man muß schon sagen, Bulytschow sieht schlecht aus. Er fühlt sich nicht wohl in seiner Haut.

Swonzow: Mir kommt's auch so vor, als ob ...

Dostigajew: Ja, ja! So ist es. Und dabei fürchtet er zu sterben, und gerade deshalb wird er unbedingt sterben. Auch du mußt dich mit dieser Tatsache abfinden. Unser Leben ist jetzt so, daß man nicht den Mund aufreißen und die Hände in die Taschen stecken darf. Den staatlichen Zaun unterwühlen von allen Seiten die Schweine, und daß eine Revolution kommt, das leuchtet sogar dem Gouverneur ein.

Tjatin: Jegor Wassiljewitsch ist ins Eßzimmer gegangen.

Dostigajew *(nimmt ein Glas)*: Danke, Stjepascha. Ins Eßzimmer ist er gegangen? Na schön, dann gehen wir auch hin.

Swonzow: Die Industriellen scheinen ihre Rolle zu verstehen ...

(Warwara, Jelisaweta kommen.)

Dostigajew: Die Moskauer meinst du? Und ob sie sie verstehen!

Jelisaweta: Die trinken hier friedlich wie die Spätzlein, und dort brüllt Bulytschow, daß man's nicht anhören kann.

Dostigajew: Warum blüht Amerika? Weil dort die Besitzer selbst an der Macht sitzen.

Warwara: Jeanne Bettling glaubt ganz ernstlich daran, daß in Amerika die Köchinnen in eigenen Autos auf den Markt fahren.

Dostigajew: Leicht möglich ... Obwohl ... das sicher eine Lüge ist. Und du, Warjuscha, du beschäftigst dich noch immer mit dem Militär? Willst du Oberstleutnant werden?

Warwara: Hu, der Witz ist alt! Wovon träumen Sie, Tjatin?

Tjatin: Tja ... so ... überhaupt ...

Jelisaweta *(vor dem Spiegel)*: Gestern hat mir Jeanne eine fabelhafte Anekdote erzählt. Schön wie ein Blümlein!

Dostigajew: Nun, nun ... erzähle!

Jelisaweta: Nein, vor Männern geht's nicht.

Dostigajew: Na, ein nettes Blümlein.

(Warwara flüstert Jelisaweta etwas zu.)

Jelisaweta: Mann! Wirst du bis zum letzten Tröpfchen in der Flasche hier sitzenbleiben?

Dostigajew: Wen stör' ich denn damit?

Jelisaweta *(zu Tjatin)*: Stjopotschka, kennen Sie den Psalm: „Wohl dem, der nicht wandelt im Rat der Gottlosen noch tritt auf den Weg der Sünder!"

Tjatin: Ja, ich erinnere mich an so was ...

Jelisaweta *(faßt ihn unter)*: Nun also, die hier, die sind alle zuchtlose Sünder. Sie aber sind der stille Jüngling, geschaffen für die Liebe, den Mond und dergleichen, nicht wahr? *(Führt ihn weg.)*

Dostigajew: So eine Schwätzerin ...

Warwara: Wassili Jefimowitsch, die Mutter und Baschkin haben Tante Melanie herbestellt.

Dostigajew: Die Äbtissin? Hu—u, die ist ein gefährliches Raubtier. Die wird gegen die Firma Dostigajew und Swonzow sein, die ist dagegen! Die ist für ein Firmenschild: Xenia Bulytschow und Dostigajew ...

Swonzow: Sie ist imstande, ihr Geld aus dem Geschäft zu nehmen.

Dostigajew: Wieviel Geld hat sie drin? Siebzigtausend?

Swonzow: Neunzig.

Dostigajew: Na, das ist schon ein ganzer Haufen! Gehört's ihr oder dem Kloster?

Warwara: Wie kann man das erfahren?

Dostigajew: Erfahren kann man's. Erfahren kann man alles! Die Deutschen zum Beispiel, die kennen nicht nur die Zahl unserer Soldaten an der Front, die wissen sogar, wieviel Läuse auf jedem einzelnen Soldaten sind.

Warwara: Sagen Sie doch was Vernünftiges ...

Dostigajew: Liebe Warjuscha, weder Handel treiben noch Krieg führen kann man, wenn man nicht imstande ist, zusammenzurechnen, wieviel Geld man in der Tasche hat. Was Melanies Geld betrifft, könnte man auf folgende Weise alles erfahren: es gibt eine Dame, namens Sekleteja Polubojarinowa, sie ist die Teilnehmerin der nächtlichen Gottesdienste des Erzbischofs Nikander, und dieser Nikander, der zählt alle Gelder gerne. Außerdem gibt es

im Eparchial-Rat einen Mann, den wir in Reserve halten. Du, Warjuscha, übernimmst es, mit der Polubojarinowa zu reden, und stellt sich heraus, daß die Gelder Klostergelder sind, na... das versteht ihr schon selber! Wohin ist meine Allerschönste verschwunden?

Glafira: Bitte, ins Eßzimmer.

Dostigajew: Sofort. Nun, gehn wir?

Warwara *(tut, als sei sie mit dem Rock am Stuhl hängengeblieben)*: Andrej, hilf mir doch... Glaubst du ihm?

Swonzow: Du hältst mich wohl für einen Dummkopf!

Warwara: Ist der aber ein Gauner! Das mit der Tante habe ich doch nicht schlecht ausgedacht. Und wie steht's mit Tjatin?

Swonzow: Den knet' ich zurecht.

Warwara: Damit muß man sich aber beeilen.

Swonzow: Warum?

Warwara: Nach dem Begräbnis wird man doch lange warten müssen. Vater hat auch ein schwaches Herz... Außerdem habe ich noch andere Gründe. *(Ab.)*

(Glafira kommt ihnen entgegen, sie sieht ihnen haßerfüllt nach, räumt das Geschirr vom Tisch, Laptjew kommt.)

Glafira: Und gestern ging das Gerücht, du seist verhaftet.

Laptjew: Wirklich? Wird wohl nicht stimmen!

Glafira: Machst immer nur Witze.

Laptjew: Zum Fressen ist nichts da, aber das Leben ist Trara!

Glafira: Deine Späßchen werden dir noch den Hals brechen.

Laptjew: Für gute Witze wird man nicht geschlagen, sondern gelobt; nur für schlechte Witze stößt man dich in die Pfütze.

Glafira: Red nur albernes Zeug! Red nur! Dort bei der Schura sitzt die Tonjka Dostigajew...

Laptjew: Brrr!, die brauch' ich nicht.

Glafira: Ich ruf' Schura her, gut?

Laptjew: Gut. Wie geht's Bulytschow?

Glafira *(wütend)*: Was ist er dir für ein Bulytschow? Er ist dein Pate.

Laptjew: Sei nicht böse, Tantchen Glascha!

Glafira: Schlecht geht's ihm.

Laptjew: Schlecht? Wart mal, wart! Meine Freunde hungern, Tante Glascha, könntest du uns nicht so an die zwei Pud Mehl verschaffen, oder vielleicht gar einen ganzen Sack voll...

Glafira: Soll ich meine Herrschaft für dich bestehlen?

Laptjew: Wäre doch nicht das erstemal? Hast doch schon früher gesündigt, die Sünde fällt ja auf mich. Meine Leute wollen, bei Gott, was essen! Dir steht doch in diesem Hause für deine Arbeit mehr zu als deinen Herrschaften.

Glafira: Ich kenn' schon dein Gequassel! Morgen früh wird dem Donat Mehl geschickt, hol den Sack bei ihm. *(Ab.)*

Laptjew: Das läßt sich hören! *(Setzt sich auf das Sofa, gähnt bis zu Tränen, wischt die Tränen ab, sieht sich um.)*

Xenia *(kommt brummend)*: Die laufen davon wie die Teufel vorm Weihrauch.

Laptjew: Guten Tag.

Xenia: Och! Ach, warum sitzt du hier?

Laptjew: Muß ich gehen?

Xenia: Erst ist er überhaupt nicht zu sehen, dann taucht er plötzlich auf. Als spielte man Blindekuh. Dein Pate ist krank, und dich kümmert's gar nicht...

Laptjew: Soll ich vielleicht auch krank werden, he?

Xenia: Ihr seid alle verrückt geworden und macht auch die andern verrückt. Man kapiert nichts mehr! Hast du gehört, man will den Zaren in einen Käfig stecken wie den Pugatschow. Ist's eine Lüge, sag's, gelehrter Mann?

Laptjew: Alles ist möglich, alles!

Glafira: Axinja Jakowljewna, bitte, für einen Augenblick.

Xenia: Na, was ist wieder los? Keinen Augenblick Ruhe hat man. Oh, mein Gott! *(Ab.)*

Schura *(kommt hereingelaufen)*: Guten Tag!

Laptjew: Schurotschka, nach Moskau fahr' ich und hab' keinen Pfennig... Rette mich!

Schura: Ich habe dreißig Rubel!

Laptjew: Fünfzig brauch' ich. Geht's?

Schura: Ja. Hör mal: Kommt eine Revolution?

Laptjew: Sie ist doch schon da! Liest du denn keine Zeitung?

Schura: Ich versteh' die Zeitungen nicht.

Laptjew: Frag doch Tjatin!

Schura: Jakow, sag mir aufrichtig: was ist's mit Tjatin?

Laptjew: Na, so was! Du siehst ihn doch seit einem halben Jahr tagaus, tagein.

Schura: Ist er ehrlich?

Laptjew: Ja... soso... er ist ehrlich...

Schura: Warum sagst du das so unsicher?

Laptjew: Ein Schlappschwanz ist er, ein Wirrkopf. Irgendwie gekränkt ist er...

Schura: Von wem gekränkt?

Laptjew: Er würde im zweiten Semester von der Universität gejagt. Er arbeitet bei seinem Vetter als Buchhalter, und der Vetter...

Schura: Ist Swonzow ein Gauner?

Laptjew: Ein Liberaler, ein Kadett, und die sind im allgemeinen schuftig. Das Geld gib der Glafira, die bringt's mir schon.

Schura: Glafira und Tjatin helfen dir?

Laptjew: Wobei?

Schura: Mach keine Flausen, Jascha! Verstehst du? Ich will dir auch helfen, hörst du?

Laptjew *(erstaunt):* Was ist mit dir, Mädel, es ist als wärst du erst heute erwacht?

Schura *(zornig):* Verhöhne mich nicht, du Dummkopf!

Laptjew: Schon möglich, daß ich ein Dummkopf bin, ich möcht' aber dennoch verstehen...

Schura: Warwara kommt!

Laptjew: Hab' kein Verlangen, sie zu sehen.

Schura: Gehen wir... Rasch!

Laptjew *(umfaßt ihre Schulter):* Nein, tatsächlich, was ist mit dir? *(Ab, schließen die Tür hinter sich.)*

Warwara *(sie hört, wie das Schloß der Tür knackt, geht zur Tür, drückt die Klinke nieder):* Bist du's, Glafira? *(Pause.)* Ist dort wer? Das ist sehr geheimnisvoll! *(Rasch ab.)*

(Schura zieht Donat an der Hand herein.)

Donat: Wohin schleppst du mich, Schurok?

Schura: Halt! Sag: Wird der Vater in der Stadt geachtet?

Donat: Reiche Leute werden überall geachtet. Und du, du treibst immer deine Späße...

Schura: Wird er geachtet oder gefürchtet?

Donat: Würde man ihn nicht fürchten, würde man ihn nicht achten.

Schura: Und wofür liebt man ihn?

Donat: Liebt? Das weiß ich nicht.

Schura: Und weißt du, daß man ihn liebt?

Donat: Ihn? Wie soll ich's sagen? Die Kutscher scheinen ihn zu lieben, er feilscht nicht mit ihnen, gibt ihnen, wieviel sie verlangen, und ein Kutscher erzählt's selbstverständlich dem andern, na und...

Schura *(stampft mit dem Fuß):* Du verhöhnst mich?

Donat: Warum denn? Ich spreche die Wahrheit.

Schura: Du bist so bös geworden, bist ein ganz anderer geworden.

Donat: Wie kann ich denn ein anderer werden? Das hab' ich schon längst versäumt.

Schura: Früher hast du den Vater vor mir gerühmt.

Donat: Ich beschimpf' ihn auch jetzt nicht. Jeder Fisch hat seine Schuppen.

Schura: Alle... lügt ihr!

Donat *(traurig seufzend):* Sei nicht bös, mit dem Herzen kannst du nichts beweisen.

Schura: Geh! Geh! Hör mal, Glafira... Na... wer kommt dort angestiefelt. *(Versteckt sich hinter den Vorhängen.)*

(Alexej Dostigajew erscheint, ein Geck in Breeches, Militärrock, vollbehängt mit Riemen und Taschen.)

Alexej: Sie werden immer schöner, Glascha.

Glafira *(finster):* Freut mich, das zu hören...

Alexej: Mich freut's nicht. *(Stellt sich Glafira in den Weg.)* Mich freut nichts Schönes, wenn's nicht mir gehört.

Glafira: Lassen Sie mich, bitte, durch.

Alexej: Bitte sehr! *(Gähnt, schaut auf die Uhr.)*

(Antonia tritt ein, etwas später Tjatin.)

Schura: Mir scheint, du machst auch Stubenmädchen den Hof?

Antonina: Dir ist alles gleich; es können auch Fische sein!

Alexej: Wenn du ein Stubenmädchen ausziehst, ist sie nicht schlechter als eine Dame.

Antonina: Hörst du? Er spricht jetzt fortwährend so, als hätte er nicht an der Front gelebt, sondern in einer Kneipe...

Schura: Ja, früher war er genau so faul wie jetzt, aber nicht so tapfer mit dem Maul.

Alexej: Ich bin auch mit meinen Taten mutig.

Antonina: Wie der lügt! Ein Feigling ist er, ein Feigling! Er fürchtet sich schrecklich davor, daß die Stiefmutter ihn verführen könnte.

Alexej: Was phantasierst du da? Dummchen!

Antonina: Und scheußlich geizig ist er. Weißt du, ich zahl' ihm einen Rubel und zwanzig Kopeken für jeden Tag, an dem er mir keine Schweinereien erzählt. Und er nimmt das Geld!

Alexej: Tjatin! Gefällt Ihnen Antonina?

Tjatin: Ja, sehr!

Schura: Und ich?

Tjatin: Um die Wahrheit zu sagen...

Schura: Selbstverständlich sollen Sie die Wahrheit sagen!

Tjatin: Sie nicht sehr.

Schura: So? Ist das die Wahrheit?

Tjatin: Ja.

Antonina: Glaub ihm nicht, er plappert alles nach wie ein Echo.

Alexej: Sie sollten Antonina heiraten, Tjatin. Ich hab' genug von ihr.

Antonina: So ein Tölpel! Geh! Du siehst aus wie eine schwangere Waschfrau.

Alexej *(umfaßt ihre Taille)*: Ach, schaut euch einmal diese Aristokratin an! Ne grise pas les Sonnenblumenkernchen, c'est mauvais ton!

Antonina: Laß mich los!

Alexej: Mit Vergnügen. *(Tanzt mit ihr.)*

Schura: Vielleicht gefall' ich Ihnen gar nicht, Tjatin?

Tjatin: Und wozu wollen Sie es wissen?

Schura: Ich will's wissen, es interessiert mich.

Alexej: Was stellst du dich da so blöde an? Sie bietet sich dir doch als Ehefrau an. Alle jungen Mädchen beeilen sich doch jetzt, Heldenwitwen zu werden; denn das bedeutet Lebensmittelzuteilungen, Glorienschein und Pension.

Antonina: Er ist überzeugt, daß das witzig ist.

Alexej: Na, jetzt geh' ich meiner Wege, Tonjka, begleit mich bis zum Korridor.

Antonina: Ich will nicht.

Alexej: Ich brauch' dich, in allem Ernst, komm!

Antonina: Sicher wieder irgendeine Dummheit.

Schura: Tjatin, sind Sie ein wahrheitsliebender Mensch?

Tjatin: Nein.

Schura: Warum nicht?

Tjatin: Es lohnt sich nicht.

Schura: Daß Sie so reden, beweist, daß Sie wahrheitsliebend sind. Sagen Sie also aufrichtig: rät man Ihnen, mich zu heiraten?

Tjatin *(raucht eine Zigarette, antwortet nicht sofort)*: Man rät es mir.

Schura: Und Sie meinen, daß es ein schlechter Rat ist?

Tjatin: Ich meine es.

Schura: Sie sind also... Das hab' ich wirklich nicht erwartet! Ich dachte, daß Sie...

Tjatin: Wahrscheinlich dachten Sie nicht richtig?

Schura: Nein, Sie... Sie sind doch ein famoser Kerl! Aber vielleicht sind Sie — schlau, ja? Vielleicht heucheln Sie nur Ehrlichkeit? Um mich zu übertölpeln?

Tjatin: Das geht über meine Kraft. Sie sind gescheit, bös, frech, ganz wie Ihr Vater. Ehrlich gesagt: ich fürchte Sie. Und auch genau so rothaarig sind Sie wie Jegor Wassiljewitsch. Wie eine Brandfackel.

Schura: Tjatin, Sie sind ein Prachtkerl... oder ein schlauer Fuchs.

Tjatin: Und auch Ihr Gesicht ist ganz ungewöhnlich...

Schura: Was Sie da über mein Gesicht sagen, soll wohl die bittere Pille versüßen? Nein, nein, Sie sind sehr schlau!

Tjatin: Denken Sie, was Sie wollen. Meiner Meinung nach werden Sie ganz bestimmt irgendein... Verbrechen begehen. Ich aber bin gewöhnt, mit den Pfoten nach oben zu leben. Wissen Sie, wie schuldbewußte junge Kätzchen.

Schura: Warum schuldbewußt?

Tjatin: Ich weiß es nicht. Schuldbewußt, weil sie Katzen sind, weil sie keine Zähne haben, also nicht beißen können.

Antonina *(kommt herein)*: Dieser Dummkopf, der Aljoschka, hat mich mächtig übers Ohr gehauen. Und auch mein Geld hat er mir abgeknöpft. Wie ein Gauner! Weißt du, er wird vom Saufen ganz verkommen! Bestimmt! Wir beide sind schrecklich lebensuntaugliche Kaufmannskinder. — Dir kommt das wohl komisch vor?

Schura: Vergiß alles Schlimme, was ich dir über ihn gesagt habe.

Antonina: Über Tjatin? Was hast du denn über ihn gesagt? Ich erinnere mich gar nicht.

Schura: Daß er mich heiraten will.

Antonina: Warum ist das schlimm?

Schura: Wegen des Geldes.

Antonina: Ach ja! Das wäre aber eine Schweinerei, Tjatin!

Schura: Schade, daß du nicht mit angehört hast, wie er meine Fragen beantwortete.

Antonina: „Warum Worte?" Erinnerst du dich an Schuberts „Warum"?

Tjatin: Ist das von Schubert?

Antonina: „Warum" ähnelt sehr dem Vogel Marabu, das ist so ein finsterer Vogel... in Afrika.

Schura: Was phantasierst du da?

Antonina: Ich liebe am meisten das Gruslige: Ist's einem gruslig, dann ist's nicht langweilig. Ich sitz' jetzt gern im Finstern und warte drauf, daß eine riesengroße schwarze Schlange angekrochen kommt.

Tjatin *(spöttisch lächelnd)*: Dieselbe, die im Paradies war?

Antonina: Nein, eine schrecklichere.

Schura: Du bist wirklich amüsant. Du denkst dir in einem fort was Neues aus, und alle andern reden immer über ein und dasselbe. Krieg, Rasputin — die Zarin — die Deutschen, Krieg — Revolution...

Antonina: Du wirst Schauspielerin werden oder Nonne.

Schura: Nonne? Unsinn!

Antonina: Nonne zu sein, ist schwer, man muß immer dieselbe Rolle spielen.

Schura: Ich möchte eine Kokotte sein wie Zolas Nana.

Tjatin: So also reden Sie? Pfui!

Schura: Ich möchte die Männer verderben, verführen, mich rächen.

Tjatin: An wem, wofür?

Schura: Dafür, daß ich rothaarig bin, daß mein Vater krank ist — für alles! Wart nur, wenn die Revolution kommt, da werd' ich mich erst entfalten! Wirst schon sehen!

Antonina: Glaubst du, daß eine Revolution kommt?

Schura: Ja! Ja!

Tjatin: Die Revolution kommt.

Glafira: Schura, Mutter Melanie ist gekommen, Jegor Wassiljewitsch will sie hier empfangen.

Schura: Uff, die Tante! Gehen wir schnell zu mir, Kinder! Tjatin, achten Sie Ihren Bruder sehr?

Tjatin: Er ist mein Vetter.

Schura: Das ist keine Antwort!

Tjatin: Ich glaube: Verwandte achten im allgemeinen einander nicht allzusehr.

Schura: Das ist eine Antwort!

Antonina: Hört auf, so langweiliges Zeug zu reden.

Schura: Sie sind sehr komisch, Tjatin!

Tjatin: Was ist da zu machen?

Schura: Und auch Ihre Kleidung ist komisch! *(Ab.)*

(Glafira öffnet die mit Portieren verhängte Tür. In der Tür, durch die die Jugend weggegangen ist, erscheint Bulytschow. Langsam und gemessenen Schrittes tritt die Äbtissin Melanie ein, mit einem hohen Hirtenstab in der Hand. Glafira steht, die Portiere zur Seite schiebend, den Kopf geneigt, da.)

Melanie: Du treibst dich noch immer hier herum, du Buhlerin? Hat man dich noch nicht fortgejagt? Nun, man wird's bald nachholen.

Bulytschow: Nimm sie dann als Nonne auf, sie hat Geld.

Melanie: A—ah, du bist hier? Ach, Jegor, wie's dich durchgerüttelt hat. Gott sei dir gnädig!

Bulytschow: Glascha, schließ die Tür und sag, daß niemand 'reinkommt. Setz dich... Allerehrwürdigste! Was für Angelegenheiten willst du besprechen?

Melanie: Helfen dir die Ärzte nicht? Siehst du: Gottvater duldet's einen Tag, duldet's ein Jahr. eine Ewigkeit...

Bulytschow: Über Gott — nachher. Zuallererst reden wir über Geschäfte. Ich weiß, du bist hergekommen, um über dein Geld zu reden.

Melanie: Das Geld gehört nicht mir, sondern dem Kloster.

Bulytschow: Ist ganz gleich: Klosterbande, Lasterbande, Räuberbande. Warum sorgst du dich um die Gelder? Fürchtest du, sie könnten verlorengehen, wenn ich sterbe?

Melanie: Verloren können sie nicht gehen, ich will nur nicht, daß sie in fremde Hände kommen.

Bulytschow: Willst sie also aus dem Geschäft nehmen? Mir ist's gleich, nimm sie. Gib nur acht: den Verlust hast du! Der Rubel vermehrt sich jetzt wie die Läuse am Soldaten. Und ich bin nicht so krank, daß ich sterben müßte...

Melanie: Wir kennen weder Tag noch Stunde, allwo der Tod herannaht. Hast du dein Testament gemacht?

Bulytschow: Nein!

Melanie: Ist an der Zeit. Mach es! Der Herr kann dich ganz plötzlich abberufen.

Bulytschow: Wozu braucht er mich denn?

Melanie: Laß deine Frechheit! Du weißt, ich hör' sie nicht gerne, und auch meine Würde...

Bulytschow: Na, genug, Malascha! Wir kennen uns auf Herz und Nieren. Das Geld kannst du bekommen, Bulytschow hat genug davon!

Melanie: Ich will das Geld nicht aus dem Geschäft nehmen; die Wechsel sollen auf Axinja umgeschrieben werden, davon will ich dich in Kenntnis setzen.

Bulytschow: So; das ist deine Sache! Aber im Falle meines Todes wird Swonzow die Axinja tüchtig übers Ohr hauen. Warwara wird ihm dabei helfen...

Melanie: So redest du also? Scheint eine neue Art zu sein? Die Bosheit fehlt.

Bulytschow: Meine Bosheit geht in eine andere Richtung. Reden wir nun mal von Gott dem Herrn, von der Seele.

„In der Jugend wurde geraubt und gerauft, doch im Alter rette die Seele ..."

Melanie: Nun ... bitte, rede!

Bulytschow: Du, du dienst Gott Tag und Nacht. Beispielsweise so, wie Glafira mir dient.

Melanie: Lästere nicht! Hast du den Verstand verloren? Wie Glafira? Wie dient dir denn die Glafira nachts?

Bulytschow: Soll ich's erzählen?

Melanie: Lästere nicht, sag' ich dir! Komm zur Besinnung!

Bulytschow: Schrei nicht so, ich rede doch ganz einfach, ich stammle keine ärarischen Gebete, ich rede mit schlichten menschlichen Worten. Du hast zum Beispiel der Glafira gesagt: man werde sie bald wegjagen. Du glaubst also, ich sterbe bald. Warum aber? Wasjka Dostigajew ist neun Jahre älter als ich, ist ein viel größerer Gauner, und er ist gesund und bleibt am Leben. Eine Frau hat er, prima! Gewiß bin ich ein Sünder, hab' die Menschen beleidigt und bin überhaupt und im allgemeinen ... ein Sünder. Na, aber alle beleidigen doch einander, anders geht's ja nicht; so ist eben das Leben.

Melanie: Nicht vor mir und nicht vor den Menschen mußt du Buße tun, sondern vor Gott. Die Menschen, die werden dir nicht verzeihen, aber Gott ist barmherzig. Du weißt es ja selbst: wie haben die Räuber in alten Zeiten gesündigt; gaben sie aber Gott, was Gottes ist, dann waren sie gerettet!

Bulytschow: Nun ja, hast du gestohlen und gibst du der Kirche eine Spende, dann bist du kein Dieb, sondern ein Gerechter.

Melanie: Jeg—o—o—r! Wenn du lästerst, so hör' ich nicht weiter zu! Du bist nicht dumm, du mußt es doch begreifen: so Gott es nicht zuläßt, kann Satan dich nicht verführen.

Bulytschow: Na, danke!

Melanie: Was soll das wieder?

Bulytschow: Hast mich beruhigt. Das heißt also, Gott gestattet dem Teufel, uns zu verführen, das bedeutet also, daß er bei Sündenfällen mein und des Teufels Teilhaber ist ...

Melanie *(steht auf)*: Deine Worte ... deine Worte sind so, daß, wenn man's dem Bischof Nikander erzählte ...

Bulytschow: Und was waren meine Fehler?

Melanie: Du Ketzer! Überleg dir doch, was für Gedanken in deinem kranken Schädel wimmeln. Du mußt doch begreifen: hat Gott den Teufel an dich herangelassen, so bedeutet es, daß Gott sich von dir losgesagt hat.

Bulytschow: Losgesagt? Weshalb? Weil ich Geld liebte, weil ich Weiber liebte, weil ich deine Schwester, die dumme Gans, des Geldes wegen geheiratet habe, weil ich dein Geliebter war, dafür hat er sich von mir losgesagt? Ach du ... du Krähe, du großmäulige ... krächzt da herum, aber Sinn hat's keinen!

Melanie *(ganz außer Rand und Band)*: Was ist mit dir, Jegor? Bist du wahnsinnig geworden? Herr, erbarme dich! ...

Bulytschow: Betest Tag und Nacht unter Kirchenglockenklang, aber zu wem du betest, das weißt du nicht.

Melanie: Jegor! Du stürzest in den Abgrund! In den Höllenschlund ... in solchen Tagen ... Alles kracht zusammen, böse Kräfte rütteln am Thron des Zaren ... Die Zeit des Antichristen naht ... Vielleicht ist das Jüngste Gericht nicht mehr fern ...

Bulytschow: Plötzlich?! Das Jüngste Gericht ... die Wiederkunft des Herrn ... Ach, du Krähe! Kommst 'reingeflogen und krächzt mir die Ohren voll! Geh, fahr in deine Hölle zurück, knutsch dich mit deinen Mädelchen herum, mit deinen Nönnchen! Und statt deines Geldes wirst du dies da von mir bekommen. *(Macht eine unzüchtige Bewegung mit der Hand.)*

Melanie *(entsetzt, fällt fast in den Stuhl zurück)*: Ach, du Schurke ...

Bulytschow: Glafira ist eine Buhlerin? Und du? Was bist du?

Melanie: Du lügst ... Du lügst ... *(Springt auf.)* Gauner! Wirst bald krepieren! Du Wurm!

Bulytschow: 'raus! Flieh vor der Sünde! ...

Melanie: Schlange! ... Satan! ...

Bulytschow: *(allein, brüllt, reibt sich die rechte Seite, schreit)*: Glafira! He! ...

Xenia: Was willst du? Und wo ist Melanie?

Bulytschow: Geflohen!

Xenia: Habt ihr euch am Ende wieder mal verzankt?

Bulytschow: Hast du dich für lange hier niedergelassen?

Xenia: Laß mich hier ein Wort sagen, Jegor, du hast doch vollständig aufgehört, mit mir zu reden ... als wär' ich irgendein Möbelstück! Nun, was schaust du mich so an?

Bulytschow: Na los, los, rede!

Xenia: Was geht jetzt bei uns vor? Das ist doch der Weltuntergang! Dein Schwiegersohn hat bei sich dort oben eine Kneipe eingerichtet, vom frühen Morgen bis in die späte Nacht hinein drücken sich dort Leute herum, halten irgendwelche Sitzungen ab; gestern haben sie sieben Flaschen Rotwein getrunken und Schnaps, wer weiß wieviel... Der Hauswächter Ismaïl beklagt sich, die Polizei ließe ihm keine Ruhe und befrage ihn in einem fort, wer alles zu uns käme. Und die da oben reden fort und fort über den Zaren, über die Minister. Und Tag für Tag geht's dort zu wie in einer Kneipe. Warum läßt du den Kopf hängen?

Bulytschow: Nun, leg los, tratsche, tratsche! In meiner Jugend liebte ich es, in Kneipen zu sitzen, wo Musik spielte.

Xenia: Weshalb kam Malascha her?

Bulytschow: Lügen kannst du nicht, Axinja, bist zu dumm dazu!

Xenia: Was hab' ich denn gelogen? Wo?

Bulytschow: Melanie kam doch nach Vereinbarung mit dir her, um über das Geld zu reden.

Xenia: Wann hätt' ich denn mit ihr etwas vereinbart? Was redest du da?

Bulytschow: Na schön, schön! Mach den Mund endlich zu...

(Dostigajew, Swonzow, Pawlin kommen in animiertem Gespräch.)

Dostigajew: Jegor, hör dir mal an, was Vater Pawlin aus Moskau mitgebracht hat...

Xenia: Du solltest dich niederlegen, Jegor!

Bulytschow: Ich bin ganz Ohr... Vater!

Pawlin: Gutes kann ich dir wenig erzählen. Meiner Meinung nach ist übrigens auch das Gute schlimm; denn ein besseres Leben als das vor dem Kriege kann man sich unmöglich ausdenken.

Dostigajew: Nein, ich protestiere! Nei—ein!

(Swonzow flüstert mit der Schwiegermutter.)

Xenia: Sie weint?

Dostigajew: Wer weint?

Xenia: Die Äbtissin.

Dostigajew: Warum denn?

Bulytschow: Geht nur, schaut nach, was sie so erschreckt hat! Und du, Vater, setz dich und erzähle.

Dostigajew: Interessant, aus welchem Gefühl heraus Melanie weint.

Pawlin: Eine große Verwirrung ist in Moskau ausgebrochen. Sogar geistig reife Leute behaupten, der Zar müsse seiner Unfähigkeit wegen abgesetzt werden.

Bulytschow: Über zwanzig Jahre lang war er fähig...

Pawlin: Die Kräfte des Menschen versiegen mit der Zeit.

Bulytschow: Im Jahre Dreizehn, als die Romanows ihr dreihundertjähriges Jubiläum feierten, drückte mir Nikolaus die Hand, das ganze Volk freute sich — ganz Kostroma.

Pawlin: Ja, das stimmt in der Tat. Das ganze Volk freute sich.

Bulytschow: Was ist also geschehen? Wir haben doch eine Duma... Nein, es geht nicht um den Zaren... es geht um die Wurzel selbst...

Pawlin: Die Wurzel ist eben die Selbstherrschaft.

Bulytschow: Jeder hält sich durch sich selbst... durch seine eigene Kraft... aber die Kraft, wo ist die Kraft? Im Krieg hat sie sich nicht gezeigt.

Pawlin: Die Duma hat zur Zerstörung der Kraft beigetragen.

Jelisaweta *(in der Tür):* Vater Pawlin, nehmen Sie die Beichte ab?

Pawlin: Was für eine Frage?

Jelisaweta: Und wo ist mein Mann?

Pawlin: Er war hier.

Jelisaweta: Wie streng Sie heute sind, Vater Pawlin. *(Verschwindet.)*

Bulytschow: Vater...

Pawlin: Was wollen Sie sagen?

Bulytschow: Alle sind Väter. Gott ist ein Vater, der Zar ist ein Vater. Du bist ein Vater, ich bin ein Vater. Aber Kraft haben wir keine. Und alle leben wir, um zu sterben. Ich rede nicht von mir, ich rede vom Krieg, vom großen Sterben. Man hat einen wilden Tiger wie im Zirkus aus dem Käfig auf die Menschen losgelassen.

Pawlin: Beruhigen Sie sich, Jegor Wassiljewitsch...

Bulytschow: Wie soll ich mich beruhigen? Wer wird mich beruhigen? Womit wird man mich beruhigen? Nun, beruhige du mich mal... Vater! Zeig deine Kraft!

Pawlin: Lesen Sie die Heilige Schrift, die Bibel. Zum Beispiel ist es gut, sich an Jesus zu erinnern... Der Krieg ist gesetzlich...

Bulytschow: Laß das! Was ist das für ein Gesetz? Das ist ein Märchen. Die Sonne kann man nicht zum Stehen bringen. Ihr lügt.

Pawlin: Murren ist die größte Sünde. Man muß mit stillem Gleichmut und voll Demut die Vergeltung für unser sündiges Leben entgegennehmen.

Bulytschow: Hast du dich damit abgefunden, als der Kirchenälteste Alexej Gubin dich beleidigte? Hast du ihn nicht verklagt, hast du nicht Swonzow als Verteidiger genommen, ist nicht der Bischof für dich eingetreten? Bei welchem Gericht soll ich aber gegen meine Krankheit appellieren? Gegen meinen frühzeitigen Tod? Wirst du demütig sterben? In stiller Gleichmut? Ja? Nein, brüllen wirst du, stöhnen.

Pawlin: Meine Würde verbietet mir, solche Reden anzuhören. Weil diese Reden...

Bulytschow: Laß gut sein, Pawlin! Du bist ein Mensch. Dein Priesterrock ist nur eine Hülle. Unter ihm aber bist du ein Mensch, ein ebensolcher wie ich... Der Arzt sagt zum Beispiel: „Dein Herz ist schlecht, ist verfettet..."

Pawlin: Wohin führen diese Reden? Denken Sie daran und zittern Sie! Es ist seit Jahrhunderten festgesetzt...

Bulytschow: Festgesetzt schon... scheint aber nicht fest zu sitzen.

Pawlin: Leo Tolstoi war ein Ketzer; wegen seines Unglaubens wurde beinahe der Kirchenbann über ihn verhängt, vor dem Tod aber floh er in die Wälder wie ein Tier.

Xenia: Jegor Wassiljewitsch, Mokej ist gekommen, er erzählt, Jakow sei in der Nacht vom Gendarmen verhaftet worden, er läßt fragen...

Bulytschow: Na, ich dank' dir, Vater Pawlin... für deine Belehrung! Ich werde dich noch... beunruhigen! Ruf Baschkin her, Axinja! Sag der Glafira, sie soll den Brei bringen und den Pomeranzenschnaps.

Xenia: Du darfst keinen Schnaps...

(Pawlin und Xenia gehen ab.)

Bulytschow: Alles darf ich, geh! *(Sieht sich um, lächelt spöttisch, brummt.)* Vater... Pawlin... ein Pfau... du solltest rauchen, Jegor... im Rauch ist's besser, man sieht nicht alles... Nun, was ist los, Mokej?

Baschkin: Wie geht es Ihnen, Jegor Wassiljewitsch?

Bulytschow: Immer besser. Ist Jakow verhaftet worden?

Baschkin: Ja, heut' nacht. Ein Skandal!

Bulytschow: Nur er?

Baschkin: Man sagt, irgendein Uhrmacher und die Lehrerin Kalmykowa, die Ihre Tochter Schura unterrichtet hat, und der Heizer Jerichonow, den man als Hetzer kennt. So gegen ein Dutzend soll's sein.

Bulytschow: Alle die „Nieder mit dem Zaren"-Leute?

Baschkin: Das ist verschieden, einer ist gegen den Zaren, die anderen sind gegen alle Reichen und dafür, daß die Arbeiter selbst das Land regieren...

Bulytschow: Unsinn!

Baschkin: Selbstverständlich. Unsinn...

Bulytschow: Die werden das Land versaufen.

Baschkin: Anders ist's gar nicht zu denken.

Bulytschow: Ja... und... wenn sie's plötzlich nicht versöffen?

Baschkin: Was können sie denn ohne Herren tun?

Bulytschow: Richtig. Ohne dich und ohne Wassjka Dostigajew kann man nicht weiterleben.

Baschkin: Und auch Sie sind der Herr...

Bulytschow: Wie denn sonst? Auch ich. Wie, sagtest du, singen sie?

Baschkin *(seufzend):* „Wir werfen weg die alte Welt..."

Bulytschow: Und?

Baschkin: „Und ihr Staub wird abgeschüttelt."

Bulytschow: Den Worten nach klingt's wie ein Gebet.

Baschkin: Wieso: Gebet? Sie hassen sozusagen den Zaren... Das Schloß...

Bulytschow: So ist es! Ja... verfluchte Kerle! *(Denkt nach.)* Ja, und was wolltest du?

(Glafira bringt Brei und Schnaps.)

Baschkin: Ich? Nichts.

Bulytschow: Wozu bist du also gekommen?

Baschkin: Um zu fragen, wen ich an Jakows Statt einstellen soll?

Bulytschow: Den Potapow, Sergej.

Baschkin: Der hat auch dieselben Gedanken: glaubt weder an Gott noch an den Zaren...

Bulytschow: Auch?

Baschkin: Erlauben Sie mir, den Mokroussow vorzuschlagen. Er bewirbt sich sehr um diese Stelle. Ein Mann, der lesen und schreiben kann, ein gewandter Mann.

Glafira: Der Brei wird kalt.

Bulytschow: Der Polizist? Dieser Dieb? Warum grade der?

Baschkin: Jetzt ist der Polizeidienst gefährlich, viele gehen von dort weg.

Bulytschow: So. Gefährlich? Ach, diese Ratten ... Gut. Schick mir den Potapow morgen früh her. Geh! ... Glascha, ist der Trompeter gekommen?

(Baschkin ab.)

Glafira: Er sitzt in der Küche.

Bulytschow: Hab' ich den Brei fertig gegessen, so führ ihn her. Was bedeutet die Ruhe im Hause?

Glafira: Alle sind oben.

Bulytschow *(trinkt den Schnaps)*: Na schön. Was ist mit dir ... warum bist du so traurig?

Glafira: Trink nicht, schade dir nicht, sei nicht krank, du! Laß alles im Stich und geh von ihnen weg! Sie werden dich wie die Würmer auffressen! Lebendigen Leibes werden sie dich auffressen! Fahren wir weg ... nach Sibirien ...

Bulytschow: Laß mich, 's tut weh ...

Glafira: Fahren wir nach Sibirien, ich werde dort arbeiten. Wozu bist du hier, weshalb? Niemand liebt dich, alle warten auf deinen Tod ...

Bulytschow: Laß das, Glascha. Reg mich nicht auf. Ich weiß alles und ich sehe alles! Ich weiß, was du mir bist ... Du und Schura, ihr gebt mir noch Leben, alles andere schiebt mich ins Grab ... Vielleicht werde ich noch gesund ... Ruf jetzt den Trompeter!

Glafira: Essen Sie doch erst den Brei.

Bulytschow: Hol der Teufel den Brei! Ruf Schura her ...

(Bleibt allein und trinkt gierig ein Glas nach dem anderen. Der Trompeter tritt auf, er macht eine komische Figur, mager, kläglich; auf seinem Rücken hängt an Riemen eine große Trompete in einem Sack.)

Trompeter: Wünsch' Euch Gesundheit, Euer Wohlgeboren.

Bulytschow *(erstaunt)*: Na, das ist was! Setz dich! Glascha, mach die Tür zu!

Trompeter: Zu Befehl.

Bulytschow: Na, allzu stattlich siehst du nicht aus! Erzähl mal, wie du die Leute kurierst?

Trompeter: Meine Kur ist ganz einfach, Euer Wohlgeboren, nur sind die Leute gewöhnt, sich mit Arzneien aus Apotheken vollzustopfen, und glauben mir nicht; ich muß also das Geld im voraus verlangen.

Bulytschow: Nicht schlecht gedacht! Und kurierst du die Leute?

Trompeter: Hunderte habe ich gesund gemacht.

Bulytschow: Bist aber nicht reich geworden dabei.

Trompeter: An einer guten Sache wird keiner reich.

Bulytschow: Ach, so denkst du? Welche Krankheiten kurierst du eigentlich?

Trompeter: Alle Krankheiten entstehen aus derselben Ursache: schlechte Luft im Bauch; so kann ich alle heilen.

Bulytschow *(spöttisch lächelnd)*: Tüchtig! Na, zeig mir mal deine Trompete ...

Trompeter: Können Sie einen Rubel zahlen?

Bulytschow: Einen Rubel? Wird sich noch finden. Glascha, hast du einen Rubel? Da, nimm. Bist billig.

Trompeter: Das ist für den Anfang.

(Bindet den Sack auf, nimmt eine Baßtrompete heraus. Schura kommt hereingelaufen.)

Bulytschow: So ein Samowar ... Schurok, wie gefällt dir dieser Doktor? Na, leg mal los!

(Der Trompeter räuspert sich, trompetet nicht sehr laut, hustet.)

Bulytschow: Ist das alles?

Trompeter: Viermal am Tage je fünf Minuten, und die Sache ist gemacht!

Bulytschow: Und der Mensch verröchelt? Stirbt?

Trompeter: Niemals! Hunderte hab' ich geheilt!

Bulytschow: So. Nun, und jetzt sag mal die Wahrheit: wofür hältst du dich? Für einen Schafskopf oder für einen Schurken?

Trompeter *(seufzt)*: Sie trauen mir also auch nicht ... wie alle anderen.

Bulytschow *(lacht)*: Versteck deine Trompete nicht! Sag gerade heraus: Schafskopf oder Schurke? Kriegst Geld von mir!

Schura: Beleidige ihn nicht, Papa!

Bulytschow: Ich beleidige ihn nicht, Schurok! Wie heißt du, Doktor?

Trompeter: Gawrilo Uwekow ...

Bulytschow: Gawrilo? *(Lacht.)* Ach, Teufel ... Heißt du wirklich Gawrilo?

Trompeter: Ein sehr einfacher Name ... Keiner lacht darüber!

Bulytschow: Was bist du also, ein Trottel oder ein Gauner?

Trompeter: Geben Sie mir sechzehn Rubel?

Bulytschow: Glascha, bring sie her! Im Schlafzimmer ... Warum gerade sechzehn, Gawrilo?

Trompeter: Ich hab' mich geirrt. Ich hätte mehr verlangen sollen.

Bulytschow: Also bist du ein Dummkopf?

Trompeter: Nein, ich bin kein Dummkopf...

Bulytschow: Dann bist du ein Gauner?

Trompeter: Auch kein Gauner... Sie wissen ja selbst, ohne Betrug kann man nicht leben.

Bulytschow: Das ist wahr! Das, Freund, ist nicht gut, aber wahr.

Schura: Ist's denn nicht eine Schande, zu betrügen?

Trompeter: Warum sollte es eine Schande sein, wenn man glaubt?

Bulytschow *(erregt):* Auch das ist wahr. Verstehst du, Schurok? Das ist wahr! Der Pope Pawlin wird aber niemals so reden. Der wagt's nicht!

Trompeter: Für die Wahrheit muß draufgezahlt werden. Und da sehen Sie, ich bekreuzige mich drauf — manchem hilft die Trompete wirklich.

Bulytschow: Ja, er hat recht, gib ihm fünfundzwanzig, Glascha! Glascha, gib ihm noch mehr, gib ihm alles!

Trompeter: Das ist... ergebensten Dank... Vielleicht versuchen Sie's mit der Trompete? Weiß der Teufel... wieso... aber sie hilft wirklich, bei Gott!

Bulytschow: Nein, danke! Ach du, Gawrilo! Gawrilo! *(Lacht.)* Du... zeig... mal... wie sie... Na, blas mal! Aber laut!

(Trompeter bläst angestrengt und ohrenbetäubend. Glafira sieht Bulytschow unruhig an. Schura stopft sich die Ohren zu, lacht.)

Bulytschow: Blas, was du Kraft hast!

(Dostigajew, beide Swonzows, Baschkin, Xenia kommen herbeigelaufen.)

Warwara: Was ist das, Vater?

Xenia: Jegor, was treibst du denn, um Gottes willen?

Swonzow *(zum Trompeter):* Bist du besoffen?

Bulytschow: Rühr ihn nicht an! Wag's nicht! Blas sie taub, Gawrilo! Das ist Gabriel, der Erzengel, der das Ende der Welt ausposaunt!

Xenia: Ach, ach... er ist verrückt geworden...

Baschkin *(zu Swonzow):* Na, sehen Sie!

Schura: Hörst du, Papa? Sie sagen, du seist verrückt geworden! Gehen Sie weg, Trompeter, gehen Sie weg!

Bulytschow: Nein! Blas sie taub, Gawrilo! Das Jüngste Gericht! Das Ende der Welt... Bla—as!

Vorhang

DRITTER AKT

Eßzimmer. Alles scheint von seinem Platz gerückt worden zu sein. Auf dem Tisch gebrauchtes Geschirr, Samowar, Pakete aus einem Geschäft, Flaschen. In der Ecke Koffer, einen von ihnen packt die Klosterfrau Taissja aus, sie trägt eine spitze Haube auf dem Kopf; neben ihr Glafira, ein Tablett in der Hand. Über dem Tisch brennt eine Lampe.

Glafira: Bleibt Mutter Melanie lange bei uns?

Taissja: Das weiß ich nicht.

Glafira: Warum ist sie nicht in der Klosterherberge abgestiegen?

Taissja: Das weiß ich nicht.

Glafira: Wie alt bist du?

Taissja: Neunzehn.

(Swonzow auf der Treppe.)

Glafira: Und weißt nichts. Warum bist du so schüchtern?

Taissja: Es ist uns verboten, mit Weltlichen zu reden.

Swonzow: Hat die Äbtissin Tee getrunken?

Glafira: Nein.

Swonzow: Sieh zu, daß der Samowar warm bleibt.

(Glafira ab mit dem Samowar.)

Swonzow: Haben euch die Soldaten dort erschreckt?

Taissja: Ja, die Soldaten.

Swonzow: Wodurch haben sie euch erschreckt?

Taissja: Sie haben eine Kuh geschlachtet und gedroht, das Kloster anzuzünden. Verzeihung. *(Ab, einen Haufen Wäsche mit sich nehmend.)*

Warwara *(vom Vorzimmer):* So ein Dreck draußen! Unterhältst du dich hier mit der Nonne?

Swonzow: Die Anwesenheit der Äbtissin in unserem Haus ist eine unangenehme Geschichte, weißt du.

Warwara: Noch ist es nicht unser Haus... Nun, ist Tjatin einverstanden?

Swonzow: Tjatin ist ein Esel, oder er spielt den Ehrlichen.

Warwara: Wart einmal, ich glaube, der Vater schreit...

(Horcht an der Tür, die zum Zimmer des Vaters führt.)

Swonzow: Die Ärzte behaupten zwar, daß er bei vollem Verstand sei, aber nach jener blöden Szene mit der Trompete...

Warwara: Der hat nicht nur solche Szenen aufgeführt, es gab noch Schlimmeres. Zwischen

Schura und Tjatin scheinen sich freundschaftliche Beziehungen anzubahnen.

Swonzow: Ja, aber ich sehe nichts Gutes darin. Dein Schwesterchen ist ein schlauer Vogel, von ihr kann man... sehr ernste Unannehmlichkeiten erwarten.

Warwara: Schade, daß du nicht darauf gekommen bist, als sie mit dir kokettierte. Das war dir übrigens recht angenehm.

Swonzow: Sie kokettierte mit mir, um dich zu ärgern.

Warwara: Kränkt dich das? Pawlin kommt da angeschlichen. Der hat gerade noch gefehlt.

Swonzow: Die Geistlichkeit ist im Überfluß bei uns vertreten!

(Jelisaweta, Pawlin, nachher Mokej, kommen diskutierend auf die Bühne.)

Pawlin: Die Zeitungen lügen doch, wie gewöhnlich! Guten Abend!

Jelisaweta: Und ich sage Ihnen, daß das nicht wahr ist!

Pawlin: Es ist genauestens festgestellt: Der Zar hat nicht freiwillig, sondern unter dem Druck der Gewalt abgedankt, als er auf dem Wege nach Petrograd von den Kadetten gefangengenommen wurde... Jawohl!

Swonzow: Was folgt daraus?

Jelisaweta: Vater Pawlin ist gegen die Revolution und für den Krieg, ich aber bin gegen den Krieg! Ich will nach Paris fahren... Genug Krieg geführt! Bist du derselben Meinung, Warja? Erinnerst du dich, wie Henri Quatre gesagt hat: „Paris ist besser als der Krieg." Ich weiß zwar, daß er etwas anderes gesagt hat, er hat sich aber geirrt.

Pawlin: Ich bestehe auf nichts, denn alles wankt.

Warwara: Wir brauchen Frieden, Frieden, Vater Pawlin! Sie sehen ja, wie sich der Pöbel benimmt.

Pawlin: Ja, das sehe ich! Und wie geht's unserem Kranken? Wie steht's da? *(Er drückt den Finger auf die Stirn.)*

Swonzow: Die Ärzte haben keine Symptome einer Geistesgestörtheit gefunden.

Pawlin: Das ist angenehm! Obwohl die Ärzte, ohne sich zu irren, nur und ausschließlich ihre Honorare finden.

Jelisaweta: Wie bissig Sie sind! Warja, Jeanne lädt uns zum Abendessen ein.

Baschkin: Die Verhafteten wurden freigelassen, und die Polizei hat ihr Ansehen eingebüßt.

Pawlin: Ja, ja... sonderbar! Was Gutes erwarten Sie, Andrej Petrowitsch, von den Ereignissen?

Swonzow: Die Kräfte der Gesellschaft organisieren sich gesetzmäßig und werden sehr bald ihre Meinung sagen. Unter den Kräften der Gesellschaft verstehe ich jene Leute, die über gesicherte ökonomische Mittel verfügen...

Warwara: Hör mal, Jeanne lädt uns ein... *(Führt ihn zur Seite, flüstert.)*

Swonzow: Na, weißt du, das ist keine sehr schöne Situation für mich! Rechts eine Äbtissin, links eine Kokotte...

Warwara: Sprich doch leiser, du!

Baschkin: Andrej Petrowitsch, hier ist Mokroussow... wissen Sie: der Stellvertreter des Polizeivorstehers.

Swonzow: Ja. Was will er?

Baschkin: Er verläßt seinen Dienst wegen der drohenden Gefahr und will zu uns in den Wald kommen.

Swonzow: Ist das nicht unpassend?

Warwara: Wart, Andrej...

Baschkin: Das paßt sehr gut. Laptjew wird jetzt das Maul aufreißen und rebellieren. Donat — das wissen Sie ja selbst — ist ganz ungeeignet, außerdem ist er auch ein Sektierer, er brummt vom Gesetz der Wahrheit, was kann es aber da schon für eine Wahrheit geben, wenn... na, Sie sehen's ja selbst!

Swonzow: Das ist ein Unsinn! Wir erleben gerade den Augenblick, wo die Wahrheit zu triumphieren beginnt...

Warwara: Warte doch, Andrej.

Swonzow: ...und die Gerechtigkeit.

Warwara: Was wollen Sie, Mokej?

Baschkin: Ich? Daß man Mokroussow anstellt. Ich schlug's schon Jegor Wassiljewitsch vor.

Warwara: Und was meinte er? *(Swonzow geht stirnrunzelnd zur Seite.)*

Baschkin: Er sagte nichts Bestimmtes.

Warwara: Gut, stellen Sie Mokroussow an.

Baschkin: Vielleicht wollen Sie ihn sich ansehen?

Warwara: Wozu denn?

Baschkin: Um ihn kennenzulernen. Er ist hier.

Warwara: Nun gut.

(Baschkin geht ins Vorzimmer. Warwara schreibt etwas in ihr Notizbuch. Baschkin kommt mit Mokroussow zurück, das ist ein Mann mit rundem Gesicht, die Brauen sind erstaunt in die Höhe gezogen, auf dem Gesicht ist

ein Lächeln, doch sieht er aus, als wolle er saftig schimpfen. Er trägt eine Polizeiuniform, an der Seite hängt ein Revolver. Er macht einen Diener.)

Mokroussow: Ich habe die Ehre, mich vorzustellen. Meinen untertänigsten Dank für die mir zuteil gewordene Ehre, bei Ihnen dienen zu dürfen.

Warwara: Sehr erfreut; Sie tragen sogar Uniform, und ich hörte, daß die Polizei entwaffnet wird.

Mokroussow: Sehr richtig, in gewohnter Kleidung ist es für uns jetzt gefährlich, auf die Straße zu gehen, so daß ich einen Zivilmantel trage, trotzdem ich Waffen bei mir habe. Doch augenblicklich hat der Pöbel, durch Erweckung unbegründeter Hoffnungen, sich etwas beruhigt, und deshalb bin ich ... ohne Säbel.

Warwara: Wann gedenken Sie, den Dienst bei uns anzutreten?

Mokroussow: In Gedanken bin ich schon längst Ihr untertänigster Diener. Doch bin ich bereit, schon morgen in den Wald hinauszufahren, ich bin alleinstehend und...

Warwara: Glauben Sie, daß diese Unruhen lange andauern?

Mokroussow: Ich glaube... den ganzen Sommer. Nachher beginnen die Regen, die Fröste, und da ist's nicht angenehm, sich auf den Straßen herumzutreiben.

Warwara *(spöttisch lächelnd)*: Nur den Sommer über? Ich glaube kaum, daß die Revolution vom Wetter abhängt.

Mokroussow: Aber selbstverständlich! Der Winter kühlt ab.

Warwara *(spöttisch lächelnd)*: Sie sind ein Optimist.

Mokroussow: Die Polizei ist immer optimistisch.

Warwara: So?

Mokroussow: Ja, ja, das kommt vom Bewußtsein der Kraft.

Warwara: Haben Sie in der Armee gedient?

Mokroussow: Zu Befehl. Im Reserveregiment von Busuluk, ich habe den Rang eines Fähnrichs.

Warwara *(reicht ihm die Hand)*: Nun, ich wünsche Ihnen alles Gute.

Mokroussow *(küßt ihr die Hand)*: Bin aufs tiefste gerührt. *(Er geht, das Gesicht ihr zugewendet, mit den Stiefeln stampfend, weg.)*

Warwara *(zu Baschkin)*: Ich glaube, er ist ein Dummkopf.

Baschkin: Das ist keine Sünde. Die Gescheiten... Sie sehen doch, wie die sind... Läßt man ihnen die Freiheit, so stellen sie die ganze Welt auf den Kopf...

Pawlin *(zu Baschkin und Jelisaweta)*: Man muß der Geistlichkeit unbedingt das Recht der freien Predigt geben, sonst kommt nichts zustande!

(Glafira und Schura führen Bulytschow, ihn unter den Armen fassend, herein. Alle verstummen, blicken ihn an, er macht ein finsteres Gesicht.)

Bulytschow: Nun, warum schweigt ihr? Ihr quasselt und quasselt...

Pawlin: Wir sind verblüfft...

Bulytschow: Worüber?

Pawlin: Über den Anblick eines Mannes, der geführt wird.

Bulytschow: Geführt! Die Füße wollen dem Mann nicht mehr dienen, da muß er eben geführt werden! Geführt!... Mokej, hat man Jakow freigelassen?

Baschkin: Ja, alle Verhafteten wurden freigelassen.

Swonzow: Die Politischen.

Bulytschow: Jakow Laptjew bekam die Freiheit und der Zar das Gefängnis. So schaut's aus, Vater Pawlin! Was sagst du dazu?

Pawlin: Ich bin unerfahren in diesen Dingen... Aber meiner schwachen Kenntnis wegen würde ich mich zuerst erkundigen, was eigentlich diese Leute reden und tun wollen...

Bulytschow: Man muß einen Zaren wählen. Ohne Zaren werdet ihr alle einander die Gurgel durchbeißen...

Pawlin: Ihr Gesicht ist heute voller Leben, Sie überwinden anscheinend die Krankheit?

Bulytschow: Ja, ja... ich überwinde! Ihr Eheleute, und du, Mokej, laßt mich mal allein mit Pawlin. Aber du, Schurjonok, geh nicht weg.

(Baschkin geht ins Vorzimmer, die beiden Swonzows und Dostigajew steigen die Treppe hinauf. Zwei Minuten später kommt Warwara die Treppe herunter, bleibt in der Mitte der Treppe stehen, lauscht.)

Schura: Leg dich wieder hin!

Bulytschow: Ich will nicht! — Nun, Vater Pawlin kommst du wegen der Glocke?

Pawlin: Nein, ich kam in der Hoffnung, Sie in einem besseren Zustand zu treffen, und habe mich auch nicht geirrt. Doch an Ihre freigebigen und großherzigen Taten in der Vergangenheit denkend, die zur Verschönerung dieser unserer Stadt und des Gotteshauses manches beigetragen haben...

Bulytschow: Schlecht betest du für mich, es geht mir immer schlimmer. Hab' auch keine Lust, dem lieben Gott zu zahlen. Wofür eigentlich? Nicht wenig wurde gezahlt, und nichts Gescheites ist dabei herausgekommen.

Pawlin: Ihre Opfer...

Bulytschow: Halt! Ich hab' eine Frage: wieso schämt sich Gott eigentlich nicht? Wofür ist der Tod?

Schura: Sprich nicht vom Tod, ich bitte dich!

Bulytschow: Du, schweig! Du, hör zu! Ich rede nicht von mir.

Pawlin: Ganz umsonst bringen Sie sich mit solchen Gedanken in Erregung. Was bedeutet denn der leibliche Tod, so die Seele unsterblich ist?

Bulytschow: Und warum ist sie eingezwängt in schmutziges, enges Fleisch?

Pawlin: Diese Frage hält die Kirche nicht nur für müßig, sondern auch...

(Warwara, auf der Treppe, lacht, das Taschentuch an die Lippen pressend.)

Bulytschow: Stottre nicht... sprich frei heraus. Schura, erinnerst du dich an den Trompeter?

Pawlin: In Gegenwart Alexandra Jegorownas...

Bulytschow: Ja, sie muß leben, also muß sie wissen! Ich, zum Beispiel, ich habe gelebt und gelebt, und ich frage: wozu lebst du?

Pawlin: Ich diene der Kirche.

Bulytschow: Ich weiß, du dienst. Aber sterben wirst du trotzdem müssen. Was bedeutet das? Was bedeutet der Tod für uns, Pawlin?

Pawlin: Sie fragen ... unlogisch und fruchtlos! Und, verzeihen Sie, nicht vom Irdischen müßten Sie...

Schura: Wagen Sie's nicht, so weiterzureden!

Bulytschow: Ich bin irdisch! Ich bin durch und durch irdisch!

Pawlin *(sich erhebend)*: Das Irdische ist Staub...

Bulytschow: Staub? So, so ... hm. Wenn also das Irdische Staub ist, so müßtet ihr das ja selber am besten wissen! Staub! Aber du trägst einen seidenen Priesterrock. Staub! Aber dein Kreuz ist vergoldet! Staub! Aber habgierig seid ihr alle...

Pawlin: Böses und Verderbliches verrichten Sie in Gegenwart einer Jungfrau...

(Warwara geht rasch hinauf.)

Bulytschow: Man dressiert euch, Dummköpfe, wie die Hunde auf Hasen. Am bettelarmen Christus ... habt ihr euch bereichert.

Pawlin: Die Krankheit erbittert Sie, und in Ihrer Erbitterung brüllen Sie wie ein Eber... *(Geht ab.)*

Bulytschow: Gehst weg? Aha...

Schura: Du regst dich umsonst auf, das schadet dir nur. Was bist du für ein Ruheloser...

Bulytschow: Macht nichts! Da ist nichts zu bedauern! Uff, wie zuwider mir dieser Pope ist! Du, paß gut auf, ich zeig' dir alles absichtlich...

Schura: Ich sehe selbst alles, bin doch kein kleines Kind, keine dumme Gans!

(Swonzow auf der Treppe.)

Bulytschow: Nach dem Besuch des Trompeters entschieden sie, daß ich den Verstand verloren hätte, die Ärzte aber sagten: „Ihr lügt!" Du glaubst doch den Ärzten, Schura? Den Ärzten? Was?

Schura: Dir glaube ich, dir!

Bulytschow: Na also! Nein, der Verstand ist bei mir in Ordnung! Die Ärzte wissen es. Auf etwas Wichtiges bin ich aber tatsächlich gestoßen. Für jeden einzelnen ist's doch eine interessante Frage: Was bedeutet ... der Tod? Oder, zum Beispiel, das Leben? Verstehst du?

Schura: Ich glaube gar nicht, daß du gefährlich krank bist. Du mußt wegfahren von diesem Haus. Glafira hat recht! Du mußt dich ernstlich behandeln lassen! Aber du folgst ja niemandem.

Bulytschow: Ich folge allen! Weißt du, wir versuchen's jetzt mal mit einer Kurpfuscherin. Am Ende hilft's doch? Sie könnte schon hier sein. Die Schmerzen nagen an mir wie ein seelischer Kummer!

Schura: Hör auf, Lieber! Hör auf, mein Teuerster! Leg dich hin!...

Bulytschow: Liegen macht es nur noch schlimmer. Sich legen bedeutet sich ergeben. Das ist wie beim Boxen. Und ich möchte auch mit dir sprechen. Ich muß dir manches erzählen. Verstehst du ... was das für eine Sache ist ... nicht in der richtigen Straße wohne ich! Unter fremde Leute bin ich geraten, seit dreißig Jahren lebe ich fort und fort unter Fremden. Das ist es, was ich dir nicht wünsche! Mein Vater hat Flöße geschleppt. Und ich ... ich ... das kann ich dir gar nicht richtig ausdrücken.

Schura: Sprich leiser, ruhiger ... Sprich so, wie du's zu tun pflegtest, wenn du mir Märchen erzähltest.

Bulytschow: Ich erzähle dir keine Märchen, ich erzähle dir immer die Wahrheit ... Verstehst du ... die Popen, die Zaren, die Gouverneure

... wozu, zum Teufel, brauch' ich die? An Gott glaub' ich nicht. Wo ist hier Gott? Siehst doch selbst... Und auch gute Menschen gibt es nicht. Gute Menschen sind selten ... wie ... falsche Münzen! Siehst doch, wie sie alle sind? Jetzt sind sie in ein Netz hineingeraten, in einen Krieg ... sind verrückt geworden! Aber was gehen mich die Leute an? Der Bulytschow, der Jegor, braucht der sie? Doch du ... wie wirst du mit ihnen leben?

Schura: Meinetwegen brauchst du dich nicht zu beunruhigen...

Xenia *(erscheint)*: Lexandra, Tonja ist mit ihrem Bruder zu dir gekommen und dann dieser...

Schura: Die können warten.

Xenia: Geh du nur! Ich muß mit dem Vater reden...

Bulytschow: Und ich ... muß ich?

Schura: Rede nicht zuviel...

Xenia: Ja, ja, belehr mich nur, belehr mich! Jegor Wassiljewitsch, die Sobunowa ist gekommen...

Bulytschow: Schurok, führ sie dann herein, die Jugend nämlich ... Na, her mit der Sobunowa!

Xenia: Sofort. Ich wollte dir sagen, daß Lexandra sich mit diesem Strolch, mit dem Vetter von Andrej, angefreundet hat. Verstehst doch selbst: er paßt nicht zu ihr. Einen Bettler haben wir schon hier beherbergt, der kommandiert auch recht tüchtig hier herum.

Bulytschow: Du, Axinja, du bist ... Wie ein böser Traum bist du, wirklich!

Xenia: Ja ... ja, beleidige mich nur! Du solltest ihr verbieten, sich mit diesem Tjatin einzulassen.

Bulytschow: Und was noch?

Xenia: Melanie ist bei uns...

Bulytschow: Wozu?

Xenia: Ein Unglück ist ihr zugestoßen. Flüchtige Soldaten haben das Kloster überfallen, eine Kuh geschlachtet, zwei Beile gestohlen, einen Spaten, ein Bündel Stricke. Was jetzt alles passiert! Und Donat, unser Förster, der beherbergt die bösen Menschen; in der Baracke, beim Sägewerk hausen sie...

Bulytschow: Das weiß ich schon längst, ist irgendein Mensch mir angenehm, dann ist er sicher sonst niemandem angenehm.

Xenia: Du solltest dich mit ihr versöhnen...

Bulytschow: Mit Melanie? Wozu?

Xenia: Ja, gewiß... deine Gesundheit ...

Bulytschow: Schön. Schön, her mit Melanie, ich versöhn' mich mit ihr. Ich werde ihr sagen: „Und vergib uns unsere Sünden..."

Xenia: Sei auch recht freundlich zu ihr. *(Ab.)*

Bulytschow *(flüstert)*: „Und vergib uns unsere Schuld ... wie auch wir vergeben..." Ringsumher ist Lug und Trug... Verflucht...

Warwara *(erscheint)*: Papa! Ich hörte, was die Mutter über Stephan Tjatin gesagt hat...

Bulytschow: Ja... du hörst alles, du siehst alles...

Warwara: Tjatin ist ein bescheidener Mensch, er wird keine große Mitgift bei Schura verlangen, und er paßt sehr gut zu ihr.

Bulytschow: Wie fürsorglich du bist...

Warwara: Ich habe ihn mir ganz genau angeschaut...

Bulytschow: Um wen sorgst du dich da? Ach, ihr ... ihr Hausteufel!

(Melanie, Xenia kommen, in der Tür bleibt die Schwester Taissja stehen.)

Bulytschow: Nun, Malascha, versöhnen wir uns, was?

Melanie: Na ... du Grobian! Beleidigst alle ... für nichts und wieder nichts.

Bulytschow: „Und vergib uns unsere Sünden", Malascha!

Melanie: Nicht um die Sünden geht es. Frech sollst du nicht sein! Was jetzt alles für Sachen passieren! Den Zaren, den Gesalbten Gottes, hat man vom Thron gestoßen. Was bedeutet denn das? Gott hat die Menschen in das Dunkel der Verwirrung gestoßen; sie verlieren alle den Verstand, schaufeln sich unter den eigenen Füßen das Grab. Der Pöbel rebelliert. Die Weiber von Kopossow schrien mir ins Gesicht: „Wir sind das Volk! Unsere Männer, die Soldaten, sind das Volk!" Was sagst du dazu! Denk doch nur nach, wann wurden die Soldaten je zum Volk gezählt?

Xenia: Das ist es, was Jakow Laptjew immer wieder behauptet.

Melanie: Dem Gouverneur nahm man die Macht, und an seine Stelle setzte man den Notar Osmolowski.

Bulytschow: Das ist auch so ein Fettwanst.

Melanie: Gestern sagte der Bischof Nikander: „Wir leben am Vorabend vernichtender Ereignisse. Ist denn", sagte er, „eine weltliche Regierung möglich? Seit den biblischen Zeiten wurden die Völker von einer Hand regiert, die mit Schwert und Kreuz bewaffnet war..."

Warwara: In den biblischen Zeiten betete man das Kreuz gar nicht an...

Melanie: Du, schweig nur, du Superkluge... Das Evangelium steht doch in einem Band mit der Bibel. Das Kreuz aber ist das Schwert! So ist es! Der Bischof, der weiß besser als du, was wann angebetet wurde. Ihr Ehrgeizigen, ihr freut euch über den Sturz des Thrones. Daß sich eure Freude nur nicht in bittere Tränen verwandele. Jegoruschka, ich müßte mit dir unter vier Augen sprechen.

Bulytschow: Da würden wir uns wieder verzanken. — Na schön, wir können miteinander reden, aber später! Jetzt soll die Quacksalberin zu mir kommen. Ich möchte gesund werden, Malascha!

Melanie: Die Sobunowa ist eine berühmte Quacksalberin. Sie steckt alle Ärzte in die Tasche! Du solltest auch mit dem frommen Prokopi reden...

Bulytschow: Den die Gassenjungen „Prokopipi" nennen? Man sagt, er sei ein Gauner?

Melanie: Aber nein, nein! So was darf man nicht sagen. Laß ihn mal rufen...

Bulytschow: Man kann auch den Prokopipi rufen. Heut' geht's mir irgendwie besser ... Nur die Beine ... Mir ist auch lustiger zumute. Mir kommt alles so komisch vor ... so lächerlich. Ruf mal die Quacksalberin her, Axinja!

(Xenia ab.)

Melanie: Ach, Jegori... vieles ist noch in dir... zurückgeblieben!

Bulytschow: Das ist es eben, daß es viel ist.

Xenia: Sie sagt, alle sollen 'rausgehen.

Melanie: Nun, dann gehen wir...

(Alle ab. Bulytschow streicht sich lächelnd die Seite, die Brust. Sobunowa kommt. Unbemerkt, aber doch so, daß es sichtbar ist, bläst sie, den Mund verziehend, nach rechts; die rechte Hand hält sie ans Herz gepreßt, mit der linken Hand wehrt sie, wie mit einer Fischflosse, etwas ab. Sie bleibt stehen, fährt sich mit der rechten Hand übers Gesicht.)

Bulytschow: Betest du so zu den Teufeln?

Sobunowa *(singend)*: Ach, ihr bösen Siechtümer, Leiden des Leibes, löst euch los, verschwindet und springet dahin von diesem Knechte Gottes! An diesem Tage, in dieser Stunde, jag' ich euch fürs ganze Leben, für alle Ewigkeiten fort mit meinem kräftigen Wort! ... Ich begrüße Sie, allerehrwürdigster Mann, Jegori genannt!

Bulytschow: Guten Tag, Tantchen! Hast du so die Teufel verjagt?

Sobunowa: Was fällt dir ein, mein Bester, darf man sich denn überhaupt mit ihnen einlassen?

Bulytschow: Muß man, so darf man! Zum lieben Gott beten die Popen, du aber bist kein Pope, du mußt zu den Teufeln beten.

Sobunowa: Was redest du für schreckliche Sachen! Nur die Dummen erzählen von mir, ich hätt' mit bösen Geistern Umgang.

Bulytschow: Na, dann ist nichts Vernünftiges von dir zu erwarten, Tantchen! Die Popen haben für mich zu Gott gebetet. Gott hat mich verworfen, Gott hilft mir nicht!

Sobunowa: Du spaßest, lieber Mann, du redest so, weil du an mich nicht glaubst.

Bulytschow: Ich würde dir glauben, wenn du von den Teufeln kämest. Du weißt doch selbstverständlich, hast es wohl schon gehört: ich habe ein liederliches Leben geführt, bin gegen Menschen grausam und geldgierig gewesen.

Sobunowa: Hab's gehört, ich glaub' aber nicht, daß es dir leid tun wird, mir einen schönen Haufen Geld zu geben.

Bulytschow: Ich, Tantchen, ich bin ein großer Sünder, und Gott will nichts von mir wissen. Gott hat sich losgesagt von Jegor Bulytschow. Wenn du also mit den Teufeln nichts zu tun hast, dann geh und hilf den Jungfräulein abtreiben. Das ist doch dein Beruf, nicht wahr?

Sobunowa: Ah, wie wahr ist doch das Gerücht über dich, daß du ein trotziger, frecher Mensch bist!

Bulytschow: Na? Wozu lügen? Los!

Sobunowa: Lügen hab' ich nie gelernt. Sag mir doch mal, was tut dir weh, wie tut's dir weh, und wo?

Bulytschow: Im Bauch. Furchtbar tut's weh. Hier.

Sobunowa: Siehst du... sag's aber keinem Menschen... keinem...

Bulytschow: Ich sag's niemandem. Nur keine Bange!

Sobunowa: Es gibt gelbe Krankheiten, und es gibt schwarze Krankheiten. Die gelben Krankheiten, die kann auch ein Arzt heilen, aber die schwarzen, die kann weder ein Pope noch ein Mönch gesundbeten. Die schwarze Krankheit, die kommt von den bösen Geistern, und dagegen gibt's nur ein Mittel...

Bulytschow: Das wirkt sofort! Rot oder tot? Ja?

Sobunowa: Dieses Mittel ist teuer!

Bulytschow: Natürlich. Ich verstehe.

Sobunowa: Hier muß man sich tatsächlich mit bösen Geistern einlassen.

Bulytschow: Mit dem Satan höchstpersönlich?

Sobunowa: Nicht direkt mit ihm, aber immerhin…

Bulytschow: Kannst du das?

Sobunowa: Verrat aber niemandem auch nur ein Sterbenswörtchen davon…

Bulytschow: Geh zum Teufel, Tantchen!

Sobunowa: Wart einmal…

Bulytschow: Mach, daß du fortkommst, sonst hau' ich dir…

Sobunowa: Hör doch mal zu…

Glafira *(aus dem Vorzimmer):* Man sagt dir: geh!

Sobunowa: Was seid ihr denn für…

Bulytschow: Jag sie 'raus, 'raus!

Glafira: Spielst wohl die Hexe, was?

Sobunowa: Bist selber 'ne Hexe! Schau mal einer diese Fratze an.. Ach, ihr, ihr .. Keinen Schlaf sollt ihr haben und keine Ruhe! … *(Beide ab.)*

Bulytschow *(sieht sich um, seufzt):* Ufff…

(Melanie und Xenia treten auf.)

Melanie: Hat die Sobunowa dir nicht gefallen, war sie dir nicht recht?

(Bulytschow sieht sie schweigend an.)

Xenia: Die ist auch störrisch, man hat sie allzuviel gerühmt, hochmütig ist sie geworden…

Bulytschow: Du, Malascha, glaubst du, daß Gott Bauchschmerzen hat?

Melanie: Red doch keinen Blödsinn…

Bulytschow: Christus hat bestimmt welche gehabt, denn er hat sich von Fischen genährt…

Melanie: Hör auf, Jegor. Warum reizt du mich?

Glafira: Sie verlangt Geld für ihre Mühe…

Bulytschow: Gib ihr, Xenia! Entschuldige, Malascha, ich bin müde, ich geh' in mein Zimmer. Dummköpfe ermüden einen am meisten. Glascha, hilf mir mal…

(Glafira führt ihn weg, Xenia kommt zurück, sieht Melanie fragend an.)

Melanie: Er spielt den Verrückten! Er spielt…

Xenia: Glaubst du's? Wo denkst du hin… Wie könnt' er denn jetzt noch…

Melanie: Tut nichts! Er soll nur spielen. Das wird sich gegen ihn wenden, wenn man später das Testament beim Gericht anfechten muß. Taissja wird Zeugin sein, die Sobunowa, Vater Pawlin, dieser Trompeter da und noch mancher andere. Wir werden beweisen, daß der Erblasser nicht bei Sinnen war…

Xenia: Ach, ich weiß gar nicht, was ich anfangen soll…

Melanie: Deshalb belehr' ich dich ja eben! … Ach du! Bist in diese Ehe gesprungen! Ich riet dir damals, den Baschkin zu heiraten.

Xenia: Ach, das ist schon lange her! Und was war er doch damals für ein Prachtkerl! Hast mich ja selbst beneidet!

Melanie: Ich? Was fällt dir ein? Bist wohl verrückt geworden?

Xenia: Wozu all diese Erinnerungen…

Melanie: Gott sei dir gnädig! Beneidet! Ich?

Xenia: Was soll mit Prokopi geschehen? Vielleicht ist's nicht notwendig…

Melanie: Warum soll's nicht notwendig sein? Wir haben ihn rufen lassen, haben mit ihm alles besprochen, und plötzlich soll's nicht notwendig sein! Stör mich nicht! Geh, bereit ihn vor und schick mir die Taissja her! *(Taissja kommt vom Vorzimmer.)* Nun, was hört man?

Taissja: Ich habe nichts erfahren.

(Xenia ab.)

Melanie: Warum nicht?

Taissja: Sie sagt nichts.

Melanie: Wieso sagt sie nichts? Du hättest sie ausfragen sollen.

Taissja: Ich hab' sie ausgefragt, sie faucht aber wie eine Katze. Sie schimpft auf alle.

Melanie: Wie?

Taissja: Gauner nennt sie alle.

Melanie: Warum?

Taissja: Ihr wollt, sagt sie, einen Menschen verrückt machen…

Melanie: Das sagte sie dir?

Taissja: Nein, dem Prokopi, dem frommen Narren.

Melanie: Und er?

Taissja: Er wiederholt fortwährend irgendwelche Sprüchlein.

Melanie: Sprüchlein? Ach, du Dummkopf! Er, der fromme Narr, der orakelt doch, du dumme Gans! Setz dich ins Vorzimmer und rühr dich nicht von der Stelle.. War noch jemand in der Küche?

Taissja: Mokej...

Melanie: Nun geh. *(Geht zur Tür, die in Bulytschows Zimmer führt, klopft.)* — Jegori, der fromme Narr ist gekommen.

(Protopej kommt, von Xenia und Baschkin begleitet. Protopej trägt Bastschuhe, ein bis zu den Knöcheln reichendes Leinenhemd, eine Unmenge Kreuze und Heiligenbilder auf der Brust. Er sieht schreckenerregend aus. Dichtes, zerrauftes Haar, ein langer, dünner, schmaler Bart, seine Bewegungen sind schroff und krampfhaft.)

Protopej: Uff, wie rauchig es hier ist. Die Seele erstickt...

Xenia: Hier, Väterchen, raucht niemand.

(Protopej heult, einen Wintersturm nachahmend.)

Melanie: Wart doch, bis er kommt...

Bulytschow *(kommt, von Glafira gestützt)*: So also bist du... hergekommen!

Protopej: Fürcht dich nicht. Hab keine Angst. *(Heult.)* Alles ist Staub, alles ist vergänglich! Der Grischa lebte, höher er strebte, stieß an den Plafond, und der Teufel zerrt ihn davon.

Bulytschow: Gilt das dem Rasputin?

Protopej: Der Zar ist also gestürzt, und das Reich, in dem regieren Sünde, Tod und Gestank, geht unter! Der Schneesturm heult, die Zeit heult. *(Heult, zeigt mit dem Stab auf Glafira.)* Der Teufel in Gestalt eines Weibes steht neben dir: jag ihn fort!

Bulytschow: Ich werd' dich schon jagen! Schwatz nur, schwatz, aber halt maß. Melanie, warst du's, die ihn so abgerichtet hat?

Melanie: Wo denkst du hin? Kann man denn einen Wahnsinnigen abrichten?

Bulytschow: Es sieht so aus, als könnte man's...

(Schura kommt die Treppe heruntergelaufen, hinter ihr Antonina, Tjatin. Später kommen die Swonzows, die Dostigajews herunter. Protopej zeichnet stumm mit dem Stab in der Luft und auf dem Fußboden. Er steht nachdenklich, mit geneigtem Kopf da.)

Schura *(läuft zum Vater)*: Was soll das? Was ist das für ein Theater?

Melanie: Du, schweig!

Protopej *(spricht, als koste es ihn Mühe, die Worte herauszubringen)*: Der böse Mann — nicht schlafen kann — keinen Augenblick — und die Uhr macht tick-tick. — Ja, wenn Gott will — geneset er still — doch Satanas wacht — groß ist seine Macht. — Es schlägt Mitternacht. — Kikeriki! Kräht der Hahn — ist's um den Ketzer getan!

Bulytschow: Gut hat man's dir eingeblasen!

Melanie: Stör nicht, Jegor, stör ihn nicht!

Protopej: Wie werden wir es schaffen? Was sagen wir den Laffen?

Antonina *(bedauernd)*: Er ist gar nicht schrecklich... gar nicht.

Protopej: Geknickt die Laus, kling — klang: es steigt der Totengesang. Vielleicht soll ich tanzen? Nun, dann ein Tänzchen im Kränzchen, mein Schränzchen! *(Stampft, singt zuerst leise, dann immer lauter und tanzt.)* Astaroth, Askafath, Idumeus. Sabathan — rühr ihn nicht an! — Bumm! Sei nicht dumm — sei kein Tropf — schlag gegen die Wand mit dem Kopf. — Stockfisch, du magerer — anderswo lagere! — Dübb-dübb, dimm-dimm — Satanas spielt mit ihm. — Sgingin, Glöckelein — er lebt in der Welt allein. — Sakatama und die Hexen — wollen ihn mit Sünd' verklecksen. — Nirgends kann er sich verstecken — vor dem Laster, vor dem Schrecken. — Hier liegt Jegori, der Knecht — alles Leiden ist ihm recht.

Schura *(schreit)*: Jag ihn fort!

Bulytschow: Was ist das?... Der Teufel hol euch!... Wollt ihr mir gar Angst einjagen?

Swonzow: Schluß mit dieser Schweinerei...

(Glafira läuft zu Protopej, der erhebt, sich noch immer im Kreise drehend, den Stock gegen sie.)

Protopej: Ich, och, ach, wie dreist! Ach, ach. böser Geist!

(Tjatin reißt den Stock aus Protopejs Hand.)

Melanie: Was fällt dir ein? Wer bist du überhaupt?

Schura: Vater, jag alle 'raus... Warum schweigst du?

Bulytschow *(macht eine abweisende Handbewegung)*: Wart nur... wart...

(Protopej setzt sich auf den Fußboden, brüllt laut, winselt.)

Melanie: Man darf ihn nicht anrühren! Eine göttliche Erleuchtung ist über ihn gekommen. Er ist in Ekstase.

Dostigajew: Für so eine Erleuchtung haut man ihm am besten eine in die Fresse, Mutter Melanie!

Swonzow: Steh auf und mach, daß du fortkommst... aber ein bißchen flink!

Protopej: Wohin denn? *(Heult.)*

(Xenia weint.)

Jelisaweta: Wie geschickt er's macht; klingt wie zweistimmig.

Bulytschow: Geht alle hinaus, alle! Genug gegafft...

Schura *(stampft mit dem Fuß gegen den frommen Narren)*: Hinaus mit dir, du Ungeheuer! Stjopa, schmeißen Sie ihn 'raus!

Tjatin *(packt Protopej am Kragen)*: Komm, Heiliger... steh auf!

Taissja: Er war heut' gar nicht so unheimlich... Er macht's sonst noch viel unheimlicher... Hätt' man ihm Wein gegeben...

Melanie: Was schwätzt du da? *(Gibt ihr eine Ohrfeige.)*

Swonzow: Schämen Sie sich nicht?

Melanie: Weswegen? Deinetwegen soll ich mich schämen?

Warwara: Beruhige dich, Tantchen...

Xenia: Um Gottes willen... Was soll das?

(Schura und Glafira betten Bulytschow auf das Sofa. Dostigajew betrachtet ihn aufmerksam. Die beiden Swonzows führen Xenia und Melanie hinaus.)

Dostigajew *(zu seiner Frau)*: Gehen wir nach Hause, Lisa, nach Hause! Mit Bulytschow steht's schlecht... ganz schlecht... Auch kommt grad' eine Demonstration... Wir müssen uns ihr anschließen.

Jelisaweta: Wie er geheult hat, nicht? Nie im Leben hätt' ich so was für möglich gehalten...

Bulytschow *(zu Schura)*: Das alles hat sich die Äbtissin ausgedacht...

Schura: Ist dir nicht gut?

Bulytschow: Sie hat sich das ausgedacht... So eine Art Totenmesse für einen Lebenden...

Schura: Sag, ist dir nicht gut? Soll ich den Arzt holen lassen?

Bulytschow: Nein, was er übers Zarenreich sagte, das stammt von diesem Hanswurst selber... „Und wenn Gott will, geneset er still"... Hast du das gehört? Gott will aber nicht.

Schura: Das muß man alles vergessen...

Bulytschow: Vergessen wir's. Du, gib acht, daß sie die Glafira nicht kränken... Warum singt man auf der Straße?

Schura: Steh nicht auf!

Bulytschow: Und das Reich geht unter, wo Gestank ist... Ich sehe nicht. *(Er steht auf, hält sich am Tisch fest, reibt sich die Augen.)* Dein Reich komme... Was für ein Reich? Wilde Tiere! Das Reich... Vater unser... Nein... das ist schlimm! Was bist du für ein Vater, wenn du mich zum Tode verurteilst? Wofür? Alle sterben? Warum? Nun gut, alle! Aber warum ich? *(Schwankt.)* Na? Was jetzt, Jegor? *(Schreit heiser.)* Schura... Glascha... den Arzt! He... irgendeiner von euch... Teufel! Jegor... Bulytschow... Jegor!...

(Schura, Glafira, Tjatin, Taissja stürzen zu ihm hin, Bulytschow fällt fast auf sie. Hinter dem Fenster wird laut gesungen. Glafira, Tjatin stützen Bulytschow. Schura läuft zum Fenster, öffnet es, der Gesang dringt auf die Bühne.)

Bulytschow: Was ist das? Eine Messe... Wird wieder ein Totenamt abgehalten? Schura! Wer singt?

Schura: Komm her... schau!

Bulytschow: Ach, Schura...

Vorhang

INHALTSVERZEICHNIS

ERZÄHLUNGEN / MÄRCHEN / ERINNERUNGEN

ROMANE

DRAMEN